B 2 935 346

Digitized by Google

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

ed by Google

Digitized by Google

T. 28.

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

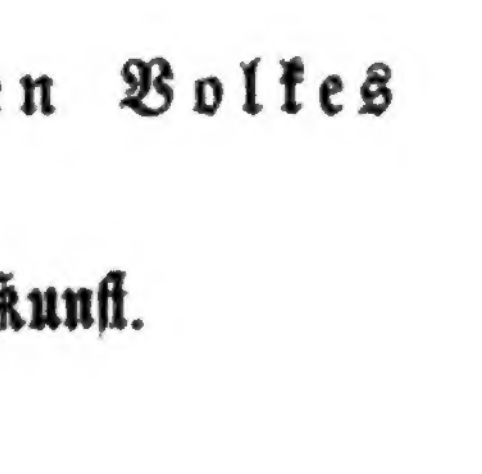
von

Dr. Alfred Dove.

Dritter Jahrgang, 1873.

Zweiter Band.

(Juli bis December.)



Leipzig

Verlag von S. Hirzel

1873.

Digitized by Google

LOAN STACK

Digitized by Google

AP30
I615
v. 3:2

Inhaltsverzeichniß.

Politik und Kirchenthum.

Reich und Bundesstaaten.

Der Briefwechsel zwischen Kaiser und Papst. Alfred Dove. 700.
Die Abberufung des Kapitän Werner. ♀ 305.
Das Ende des Reichstags. Aus Berlin. 76.
Starker Toback. Zu den Reichstagswahlen. Aus Cassel. 726.
Deutsche Reichs- und Gerichtsverfassung. O. M. 553.
Gegen den Manifestationseid. J. Chop. 637.
Einzelhaft oder gemeinsame Haft? H. D. 917.
Die Pflicht des Staats gegenüber der Auswanderung. Dr. Herm. Meier. 825.
Die gegenwärtige Lage der Papiergeld- und Bankfrage. F. Heinr. Geffcken. 799.
Notiz zum Münzwesen. 624.
Das Aktienwesen und -unwesen. F. Perrot. 488.
„Das Kapital" von Karl Marx. J. Baron. 740.
Der siebente Protestantentag in Leipzig. 330.
Der dritte Congreß der Altkatholiken. 534.
Nach den Wahlen. Aus Straßburg. M. 152.
Die Bezirkstage im Reichslande. Aus Straßburg. M. 461.
Die erste Sitzung des unterelsässischen Bezirkstags. M. 539.
Die Parteien in Straßburg. M. 1004.
Wahlen, Steuern, kleine Zeitung. Vom Oberelsaß. 115.
Kleine Zeitung; Gewerbliches. Vom Oberelsaß. 191.
Elsässische Journalstimmen. 303.
Reichslandesberichte aus Deutschlothringen und vom Oberelsaß. 29, 338, 697, 925.
Anmerkungen aus dem Reichslande. 552.
Die deutsche Schule im Reichslande. 496.
Das Schulwesen in Deutschlothringen. Aus Diedenhofen. 586.
Der Preuße aus dem Jahre 1813 vor der Siegessäule. Zum 2. Septbr. G. F. 385.
Der Staat und die Bischöfe. ♀ 425.
Die Leitung der Universitäten in Preußen. Aus Berlin. g. 920.
Die Reform unserer höheren Unterrichtsanstalten. R. 705.
Abiturientenarbeiten und Prüfungscommissionen. H. Bonitz. 109.
Berliner Wochenschau: 382.
Wien u. Berlin; Börse; Civilehe; Ministerium. 856.
Finanzen; ultramontane Anträge. 900.
Landtag; fürstliche Gäste; Duell. 940.
Parlamentarische Begebenheiten. 975.
Politik u. Publikum; Königin Wittwe. 1014.
Kaufmännisches. A. d. Prov. Preußen. R—s. 154.
Cholera; Handelsverkehr mit Rußland. A. d. Prov. Preußen. R—s. 572.
Unsere Wahlen und die Moral davon. A. Oberschlesien. 845.
Germanisirungsversuche. Aus Oberschlesien. 1008.
Die kirchlichen Wirren. Aus Cassel. 428 vgl. 472.
Die hessischen Wahlen. Aus Cassel. n. 817.
Der Rhein-Main-Kanal. Aus Frankfurt W. St. 620.
Die Smidtfeier. Aus Bremen. 814.
Die Zukunft der höheren Lehranstalten Thüringens. 371.

Digitized by Google

Zum Thronwechsel in Sachsen. Afred Dove. 737.
Der oberrhein. Eisenbahnzwist. Aus Baden. △ 146.
Aus Stuttgart:
Das Nationalfest; d. deutsche Kronprinz; General Stülpnagel. 468.
Reichseisenbahnamt; auswärtiges Ministerium. 577.
Vom württembergischen Landtag. 729.
Verfassungsrevision. 768.
Postreservatrecht; Reichstagsdiäten. 848.
Das auswärtige Ministerium und die nationale Partei. 895.

Nachbarn und Fremdlande.

Der deutsche Kaiser und Oesterreich. Aus Gastein. Th. L. 223.
Der deutsche Kaiser in Wien; die Wahlen. A. Wien. 763.
Das deutsche Element an der Universität zu Prag. Rolf. 184.
Die Parteiverhältnisse in Ungarn. Aus Budapest. B. A. 685.
Schul- und Vereinswesen der Sachsen in Siebenbürgen. 645.
Oesterreich und die türkischen Nachbarprovinzen. C. S. 613.
Schweizer Festzeiten. Von der Aare. 508.
Schulpflicht und Schulgeld in der Schweiz. F. W. 582.
Politische Revüe. Aus der Schweiz. 651 vgl. 704.
Pariser Briefe. Dr. A. K.:
Schatten- und Lichtseiten des neuen Regimes. 72.
Fusion u. Confusion in Frankreich. 334.
Nach der Ueberraschung. 772.
Drei Jahre nach der Schlacht von Sedan. ♀ 343.
Bazaine u. d. Belagerung v. Metz. G. F. 985.
Die Doppelhauptstadt Italiens. Th. Landgraff. 593 vgl. 704.
Italienische Zustände und Stimmungen A. Florenz. x. 579.
Das griechische Ministerium vom 8/20. Juli 1872. I.—IV. Aus Athen. 274 (l. 272) 298, 731, 932.
Vom Eriesee: J. S. E.:
Christliche Staatsweisheit und christliche Staatsmänner. 505.
Die Novemberwahlen. 937.
Der Wahlkampf in Chicago und Buffalo. 1011.
Der spanisch-amerikanische Conflikt. C. S. 890.

Geschichte und Biographie.

Gregorovius' römische Geschichte. L. 58.
Guelfen u. Ghibellinen; eine Mobilmachung in Florenz; die Schlacht bei Montaperti; 1260. O. Hartwig. 241.
Eine national-italienische Papstwahl. Willy Boehm. 834.
Edelmannsart. Ludw. Hänselmann. 564 vgl. 704.
Das Weltbuch Sebastian Franck's. J. Löwenberg. 393.
Deutsche Sinnsprüche auf Medaillen des 16. Jahrhunderts. Dr. Alfred von Sallet. 609.
Aus deutschen Memoiren des 16. Jahrh. H. Schmolke. 755.
Der erste Stuart auf englischem Throne. Martin Philippson. 865.
Der kursächs. Kammerpräsident von Hoym. Sittenbild a. d. 17. Jahrh. K. G. Helbig. 473 vgl. 552.
Französische Reisende in Italien; eine kulturgeschichtl. Skizze a. d. vorigen Jahrh. William Cart. 406.
Der Ueberfall d. Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen am 2. Jan. 1759. Wilh. Stricker. 18.
Das Conclave Clemens' XIV. Adolf Bock. 201.
Von der ersten Restauration der Bourbonen. —l.— 715.
Straßburger Rheinschiffahrt jetzt und ehemals. (—r.) 233.
Das Kaufhaus in Straßburg u. der Transithandel des Elsaß in früherer Zeit. (—r.) 364.
Ueber den Bau und den Vertrieb des Weines im Elsaß. (- r.) 656.

Digitized by Google

Die Studien über Preisgeschichte in Oesterreich. A. Horawitz. 851.
XIV. Plenarversammlung der histor. Commission. 820.

Ein ungedruckter Brief Lucas Cranach's mitgetheilt von Dr. Ernst Friedländer. 683.
Justi's Winckelmann. Anton Springer. 281 vgl. 392.
Randbemerkungen zu Goethe's Werken. A. Springer u. W. Stricker 194.
Wilhelm Friedrich Hufnagel. Ein Lebensbild. Wilhelm Stricker. 353 vgl. 472.
Kleber, eine biographische Skizze. S. Sugenheim. 121.
Ein Brief Blüchers an Häse a. d. J. 1799. Dr. Blasendorff. 325, Notiz dazu 352.
Alexander v. Humboldt und Frau v. Wolzogen. 416.
Friedrich von Raumer. Alfred Dove. 39.
Ein Dichter der Giovine Italia. Wilhelm Lang. 945.
Aus den romantischen Tagen der Philosophie. W. Windelband. 879.
Ein Jubilar. Aus Wien. 898.
Zum Andenken Hülsmann's. A. d. Rheinprovinz. W. H. 549.

Poesie, Musik, Kunst und Alterthum.

Die Poesie in der Schlacht. G. Freytag. 33.
Frauen und Frauenschönheit in der Poesie des Mittelalters. Th. Batke. 211.
Ein Separatvotum über Molière. J. H. (270 l. 268).
Wiedergefundene Blätter zu Herder's Schriften. R. Haym. 513.
Ein Goethe untergeschobener Aufsatz. Ant. Springer. 38.
Die Liebe in Heine's Gedichten. Johannes Volkelt. 433.
Die Tragödie des Menschen. Eine ungarische Faustdichtung. B. Alexander. 313.
Felix Dahn's Gedichte. E Wichert. 81.
Das Schumannsfest in Bonn. Franz Gehring. 421.
Das Uhlanddenkmal. Aus Tübingen. 112.
Das Siegesdenkmal in Berlin vom Standpunkte der Kunst. —e. 840.
Berliner Kunstbericht: Neue Bilder. R. Dohme. 692.
Der erste kunstwissenschaftliche Congreß. Aus Wien. 501.
Die Kunst auf der Wiener Weltausstellung. Anton Springer. 625.
Unser Deficit auf der Weltausstellung. Aus Leipzig. M. J. 807 vgl. 864.
Eine Wallfahrt in's Land der Heroen. W. Roßmann. 41, 93.
Wandernde Schauspielerbanden im Alterthum. O. L. 173.
Die Ausgrabungen des Herrn Schliemann in der Gegend des alten Troja. 419, 591.
Notizen über die olympischen Ausgrabungen. 472, 592.

Philosophie, Naturwissenschaft, Schilderungen, Allerlei.

Zur Geschichte der Philosophie der Liebe. Johannes Volkelt. 1.
Mythologie und Moral. Ludwig Tobler. 161.
Ueber Schelling's Eigenart und Leistung. Emil Feuerlein. 665.
Eine neue Wendung des Darwinismus. Alfred Dove. 527.
Naturgeschichte im fünfzehnten Jahrhundert. Dr. Alfred von Sallet. 181.
Ein Museum in der sächsischen Schweiz. F. Ohnesorge. 138.
Die forstlichen Verhältnisse in den Reichslanden. 777.
Eine deutsche Gesandtschaft in den Anden. Aus S. Fé de Bogotá. 67.
Aus Hohenschwangau. Th. L. 378.
Die Hauptstadt Ostfrieslands. Ein Provinzialbild. E. F. 227.
Ein sommerliches Volksfest in Schwaben. Aus Stuttgart. —t. 237.
Altgermanisches Heidenthum im süddeutschen Volksleben der Gegenwart. Felix Dahn. 905, 963, 990.

Digitized by Google

Schlettstadt im Elsaß. Bibliothek u. Schule. Austriacus. 375.
Das unterirdische Berlin. Mm. 718.
Die Phantasie im Unterricht. 454.

Kritiken und Uebersichten.

Kriegsliteratur aus dem deutschen Generalstabe. G. F. 288.
Periodische Reichsliteratur. a/D. 471.
Eine Reichsuncke. Rf. 79.
Ein Theolog wider Willen. a/D. 734.
Steinhart, Leben Platon's. rh. 157.
Bratuschek, Bedeutung der platon. Philosophie. rh. 662.
Ein Werk der Pietät. Alfred Dove. 622.
Eine neue Biographie Wilhelm's d. Schweigsamen. Dr. F. v. Holtzendorff. 118.
Ein Diplomat der alten Schule. M. B. 279 (I. 277).
Hohenzollern'sche Colonisationen. a/D. 776.
Rogge, Oesterreich von Villagos bis zur Gegenwart. A. Springer. 389.
Tagebücher von Fr. v. Gentz. 664.
Devrient, Erinnerungen an Felix Mendelssohn. C. A. 196.
Arnold, Escher v. d. Linth. J. L. 663.
Aus allen Zonen. J. L. 589.
Baedeker. a/D. 199.
Viktor Hehn, das Salz. a/D. 512.
Storck, Lieder aus der Minnezeit. C. A. 158.
Moderne Lyrik. C. A. 309, 347.
Gedichte von H. G. Meyer. W. W. 863.
Wilhelm Wolffschild. W. W. 861.
Literarischer Festbericht. I. Kirchen- und Kunstgeschichte (Hausrath, Hagenbach, Lübke, Woltmann, Rahn, Ebert, Lachmann. a/D. u R. D. 980.
Literarischer Festbericht. II. Geschichte, Literaturgeschichte, Aesthetik, Kunst. (Ranke, Klüpfel, Reuchlin, Eberty, Hirth- v. Gosen, Spruner, Koberstein, J. Schmidt, Schiller-Körner, Carriere; A. Dürr's Verlag). 1019.

Digitized by Google

Zur Geschichte der Philosophie der Liebe.

Philosophie und Liebe — welche Gebiete scheinen für einander unzugänglicher zu sein, als diese beiden? Die Philosophie verweilt nach Platon im Reiche der farblosen, gestaltlosen Ideen, und Hegel weist ihr das Reich der Schatten, der einfachen, kalten Wesenheiten zu. Liebe hingegen ist Leben, Leben in höchster Potenz, concentrirteste Lebensbejahung. Von den grünen Bäumen des Lebens ist die Liebe der frischeste, saftreichste; in der Liebe schlagen die Pulse des Lebens rascher und energischer; in der Liebe zucken und glühen alle Flammen des Lebens. Im Reiche der Philosophie aber scheint gar nichts Grünes zu gedeihen; und von demjenigen, der in der Philosophie den Schlüssel zum Wesen der Liebe gefunden zu haben glaubt, scheint wirklich zu gelten, was Goethe sagt:

. . . . . ein Kerl, der spekulirt,
Ist wie ein Thier auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Wie soll ferner die Wärme des Gefühls, das dunkel Mystische, unsagbar Geheimnißvolle der Liebe mit dem scharfen Luftzug des Gedankens, mit seiner Sonnenklarheit zusammen bestehen können? Wie soll endlich der philosophische Begriff, der doch wesentlich unterscheidender, auseinanderlegender, trennender Natur zu sein scheint, in die widerspruchsvolle Natur der Liebe einzudringen vermögen, ohne die zu ihrem Wesen gehörenden Widersprüche, und damit ihr Wesen selbst aufzuheben? Shakespeare läßt seinen Romeo die Liebe anrufen als Schwermuthsleichtsinn, Nichtigkeitenernst, als mißgestaltetes Chaos schöner Formen, als wachen Schlaf, als Gegentheil seiner selbst:

Was ist sie sonst noch? Thorheit, höchst besonnen,
Ein gallicht Elixir voll süßer Wonnen.

Indessen hat das Räthsel dieser wunderbaren Sphinx auch Philosophen angelockt. Die meisten freilich hielten es unter der Würde der Philosophie, auf die dem Verstande so sehr Hohn bietende Macht der Liebe näher einzugehen. Und doch hätte sich jede Philosophie sagen müssen, daß sie den

Digitized by Google

Namen der Weltweisheit so lange mit Unrecht trage, als sie das Mysterium der Geschlechtsliebe, dieser Weltmacht im wahren Sinne des Worts, nicht aufzuhellen vermöge. — Am besten werden wir über die Fähigkeit der Philosophie zur Enthüllung des Liebesgeheimnisses in's Klare kommen, wenn wir uns nach ihren hauptsächlichsten Leistungen auf diesem Gebiete umsehen.

Im Alterthum ist Platon der Einzige, der in das abgrundtiefe Wesen der Liebe eingedrungen ist. Sein hoher Genius erschaute den Kern, die treibende Macht und das Ziel der Liebe. Erst die neueste Philosophie hat sich wieder in diese Tiefe der Auffassung hineingearbeitet. Freilich hat sich bei Platon der Gedanke noch nicht bis zur krystallklaren Form des Begriffs herausgerungen; er ist noch in die sinnliche Form des Mythus eingehüllt, das ewige Geschehen noch in zufällige Geschichte auseinandergezerrt, und allerhand sinnliches Beiwerk droht zuweilen den philosophischen Gedanken zu überwuchern. Doch für den, der in diesen Mythen zu lesen versteht, offenbart sich in bewundernswerther Weise, als Seele derselben, die eigenste Dialektik der Liebe. Hier wollen wir nur die Mythen des „Symposion" näher betrachten; auf die Liebesoffenbarungen im „Phädrus" werden wir an einem späteren Orte Rücksicht nehmen.

Höchst bedeutungsvoll ist der dem losen Spötter Aristophanes von Platon in den Mund gelegte, derb humoristische Mythus. Wir werden durch ihn sofort in das Centrum der. Geschlechtsliebe versetzt. Ihr Wesen ist die Aufhebung der Individuation, d. h. der Spaltung in Individuen, die Zurückführung der Individuen zur Allgemeinheit der Gattung, die Emporhebung aus ihrer Vereinzelung zur Gattungseinheit. Indem sich zwei geschlechtlich verschiedene Individuen nach ihrer sinnlichen und Gefühlsseite aufs Innigste zusammenschließen und sich gegenseitig an einander aufgeben, erweitert sich ein jedes von ihnen zu einem Höheren, Allgemeineren, Wahrhafteren und dies ist, da wir vorläufig von der geistigen Seite der Liebe absehen, die Gattung. Dieser Drang, seine Individualität aufzugeben, mit einem andern Wesen in Eins zu verschmelzen und so die ursprüngliche Gattungseinheit wieder herzustellen, ist dem Wesen des Menschen eingeboren. Denn die Gattung, die durch das Sich Zusammenschließen der Individuen erzeugt wird, ist kein fahles Abstractum, sondern sie gilt uns als eine reale Macht, welche, begrifflich vor den Individuen vorhanden, sich in sie zersplittert und dann, durch das Mittel der Geschlechtsliebe, sich innerhalb ihrer Vereinzelung und Spaltung wieder zu ihrer wahrhaften Einheit herstellt. So führt die Liebe uns wieder in die Heimath ein, die wir durch die Vereinzelung der Gattung verloren. Die Liebe ist ein metaphysisches Heimweh, ein Drängen der menschlichen Natur nach dem Mutterschoße ihres Daseins.

Digitized by Google

Hören wir nun, wie Aristophanes diese Gedanken in seinem berühmten Mythus ausdrückt. Ursprünglich waren die Menschen doppelt; sie besaßen kein Vorn und Hinten, der Rücken lief rund herum, sie hatten vier Arme und vier Beine, und auf dem Nacken erhoben sich zwei durch den Schädel verbundene Gesichter. Etwas Schiefes kommt nun dadurch in den Mythus hinein, daß Aristophanes neben solchen Geschöpfen, die an sich selbst die geschlechtliche Differenz besaßen und also die Gattungseinheit darstellten, solche unterscheidet, welche die Doppelform eines Geschlechtes repräsentirten. Platon hielt nämlich nach den Anschauungen des ganzen Griechenthums die Knabenliebe für die höchste Liebesform und mußte darauf bedacht sein, sie aus seinem Mythus herleiten zu können. Diese Doppelmenschen wurden übermüthig und drohten den Göttern Gefahr. Zeus wußte, um sich ihrer zu erwehren, nicht anders zu helfen, als daß er jedes der Geschöpfe in zwei gleiche Hälften auseinanderschnitt. Apollo drehte ihnen hierauf das Gesicht nach der Schnittfläche um, damit sie die Bestrafung ihres Uebermuths stets vor Augen hätten. In den zu einander gehörenden Hälften machte sich nun die heißeste Sehnsucht nach einander kund. Sie streckten die Arme aus, um sich einander zu umschlingen und wieder zu ihrer ursprünglichen Einheit zusammenzuwachsen. Jeder der Menschen sucht seit dieser Zeit die ihn zum Ganzen erweiternde Hälfte, um mit ihr ins Eins zusammenzuschmelzen und so die menschliche Natur zu heilen. Platon nennt darum den Eros den Wiederhersteller der ursprünglichen Menschennatur und sieht eine glückliche, goldene Zeit für das Menschengeschlecht hereinbrechen, falls Jeder die ihn ergänzende Hälfte träfe und durch sie den Riß der menschlichen Natur heilte. In wie hohem Grade Platon die Spaltung in Individuen als ein Herausfallen aus einer höheren Einheit und als etwas zu Ueberwindendes ansah, erhellt besonders daraus, daß jene Spaltung der Menschennatur in Folge eines Unrechts, also eines Nichtseinsollenden, geschah.

Dabei meint Platon keineswegs, daß die Wiederherstellung der ursprünglichen Menschennatur dem Bewußtsein in klaren Zügen als Ziel der Liebe vorschweben müsse. Gründet er auch die Liebe nicht ausdrücklich auf das Unbewußte (wie denn das Griechenthum, seiner innern Natur nach, überhaupt unfähig war, den Begriff des Unbewußten begrifflich zu fassen), so deutet er doch an, daß sie sich in den dunklen Seelenregionen entwickele. Die Liebenden gerathen in Verwunderung und Schrecken über die sie durchströmenden Gefühle und wissen nur das Eine, daß sie auch nicht die kleinste Zeit ohne einander leben könnten. Was sie aber eigentlich von einander wollen, wissen sie nicht und nur dunkel ahnen sie den Sinn des Räthsels. Träte aber ein Gott zu ihnen und fragte sie, ob wohl ihr Verlangen gestillt würde, wenn er sie zusammenschmelzen und in Eins zusammenwachsen

Digitized by Google

ließe, ſo daß ſie hier und im Hades nicht mehr als Zwei, ſondern nur als ein Einziger exiſtirten, ſo würde Jeder von ihnen wiſſen, daß ſein von jeher ihm eingepflanztes Verlangen aufs Schlagendſte getroffen ſei.

Auch die widerſpruchsvolle Natur der Liebe hat Platon vollkommen erſchaut. Freilich ſpann ſich ihm auch hier der Gedanke unwillkürlich in einen Mythus hinein, den er der Diotima, einer prophetiſchen Frau aus Mantineia, in den Mund legt. Der Geburtstag Aphroditens, der Schönheitsgöttin, iſt der Tag der Empfängniß des Liebesgottes. Poros, der Gott des Reichthums, iſt ſein Vater, Penia, die Göttin der Armuth, ſeine Mutter. Darum richtet ſich die Liebe ſtets auf das Schöne; ſie ſelbſt aber iſt nicht durchaus ſchön, vielmehr iſt Schönes und Häßliches, Dürftigkeit und Fülle in ihr wunderbar gemiſcht. Platon ſchildert den Eros einerſeits als rauh, ſtruppig, unbeſchuht, an den Thüren und auf Wegen unter freiem Himmel ſchlafend, andererſeits aber als kühn, tapfer, dem Schönen und Guten nachjagend, nach Weisheit dürſtend. Weder ſterblich iſt er, noch unſterblich; bald ſteht er in üppigſter Lebensfülle und bald wieder ſtirbt er, um dann aufs Neue aufzuleben. — In der That iſt Armuth und Reichthum in der Liebe aufs Innigſte vermiſcht. Weil der Liebende ſich in ſeiner Iſolirtheit als durchaus unfertig, als nicht in ſich gegründet fühlt, giebt er ſich rückhaltslos der Geliebten hin. Durch dieſe Entäußerung ſeiner ſelbſt aber empfängt er ſich unendlich bereichert zurück. Denn in der Liebe durchbricht er die Schranken ſeiner Individualität und einverleibt ſich gleichſam den geiſtigen Pulsſchlag eines anderen Weſens. Mit dieſer Abrundung ſeines Daſeins gewinnt er zugleich die Sicherheit deſſelben, ja, wenn die Liebe ſich bis zu der höchſten geiſtigen Durchdringung hinauf geadelt hat, auch ein unendlich erhöhtes Werthbewußtſein. Dies wird noch deutlicher, wenn wir bedenken, daß er erſt in dem geliebten Weſen auch ſeines eigenen Reichthums inne wird, daß ſein eigenes Gemüth ſich ihm ſelbſt erſt dadurch vollkommen erſchließt, daß es ſich nicht nur den befruchtenden, zart anregenden Einflüſſen der Geliebten offen hält, ſondern auch Alles, was in ihm ſich regt, einen innig zuſammenhängenden Reflex in der Seele des geliebten Weſens erzeugt. — Wenn aber Platon den Eros zu einem Dämon, zu einem Mittelweſen zwiſchen Sterblichen und Unſterblichen macht, ſo iſt damit auf den in der Liebe wie nirgends anders ſich unlöslich durchdringenden Gegenſatz von Erdenſtaub und Himmelsreinheit, von Sinnlichem und Geiſtigem, hingedeutet.

Nach dieſen reichen Ausgrabungen im Schachte der Liebe lagen Jahrhunderte lang ſeine herrlichen Schätze von den Bergleuten des Gedankens unberührt. Das Mittelalter iſt zwar reich, ſehr reich an Minne; allein den kirchlichen Philoſophen mußte die Geſchlechtsliebe als ein unwürdiger Gegenſtand für tiefere Betrachtungen erſcheinen. Sie gilt als böſe Luſt; ihre Unterdrückung

kann freilich nicht als allgemeine Pflicht geboten werden, wird aber dafür zu einer freiwilligen, über das Gebot hinausgehenden Leistung an Gott erhoben. Und die Reformation sieht in der Ehe, wiewohl sie dieselbe wieder in die ihr gebührenden Rechte einsetzt, nur ein Gegenmittel gegen gottlose Lust und Unkeuschheit. Wie wenig ferner der Beginn der neueren Philosophie, mit ihrer Zurückführung aller seelischen Vorgänge auf ein bewußtes Denken der Seele, fähig war, die Liebe zu verstehen, zeigt Spinoza, der die Liebe bekanntlich als „Fröhlichkeit, begleitet von der Vorstellung ihrer äußeren Ursache" definirt. Auch Leibniz, der sonst ein so feines Gefühl für die dunklen Strömungen und Regungen des Gemüthslebens, für das je ne sais quoi, für die geheime Werkstätte der perceptions imperceptibles besitzt, dringt in das Wesen der Liebe nicht tief ein; doch ist in seiner Definition der Liebe als der „Freude an dem Glücke eines anderen" wenigstens einigermaßen die Identität der Liebenden zum Ausdruck gebracht.

Vor den Augen Kants, des Kritikers der reinen Vernunft, konnte die Geschlechtsliebe keine Gnade finden. Vor seinem terroristischen kategorischen Imperativ mußten die natürlichen Neigungen und Gemüthsregungen selbst aus ihren geheimsten Schlupfwinkeln weichen. Die Ehe erschöpft sich für Kant in der vertragsmäßigen, prosaisch trockenen wechselseitigen Benützung des anderen Geschlechts. Viel tiefer als der Hagestolz Kant dringt der musterhafte Ehegatte Fichte in das Wesen der Ehe und Liebe ein. Er betrachtet die Liebe als unumgängliche Voraussetzung der Ehe. In der Deduction der Liebe knüpft er an die Naturbestimmtheit des Weibes an. Das Weib repräsentirt in der geschlechtlichen Vereinigung das durchaus leidende Princip. Da nun aber bloßes Leiden um des Leidens willen der Vernunft, deren Charakter doch absolute Selbstthätigkeit ist, widerspricht, so kann das weibliche Geschlecht sich unmöglich die Befriedigung seines Geschlechtsverlangens als Zweck vorsetzen. Das Weib kann sich überhaupt der Geschlechtslust nicht hingeben, um den eigenen Trieb zu befriedigen, sondern allein zum Zwecke der Befriedigung des Mannes. Damit gibt das Weib die Würde der Vernunft nicht auf, denn sie macht sich freiwillig, zufolge eines edlen Naturtriebes, zum Mittel für die Befriedigung des Mannes. Dieser edle Naturtrieb ist die Liebe. Die Liebe also ist die Gestalt, unter welcher der Geschlechtstrieb im Weibe sich zeigt. Das Weib opfert sich in der Liebe, um eines Andern willen, zufolge eines Naturtriebes auf, und befriedigt hierin nicht ihre Sinnlichkeit, sondern allein ihr Herz. „Nur dem Weibe ist die Liebe angeboren; nur durch das Weib kommt sie unter die Menschen. Im Weibe erhielt der Geschlechtstrieb eine moralische Gestalt, weil er in seiner natürlichen die Moralität des Weibes ganz aufgehoben hätte." Weiter aber kann sich das Weib, ohne Verletzung ihrer Persönlichkeit und Würde, nur

dann zum Mittel der Befriedigung des Mannes machen, wenn sie dies aus Liebe für diesen Einen thut. Sie gibt sich dem Manne unter der Voraussetzung hin, daß ihre gegenwärtige Stimmung nie endigen könne, sondern ewig sei. „Die sich einmal giebt, giebt sich auf immer." „Ihre eigene Würde beruht darauf, daß sie ganz, so wie sie lebt und ist, ihres Mannes sei, und sich ohne Vorbehalt an ihn und in ihm verloren habe." Dieser unbegrenzten Hingabe des Weibes entspricht auf Seiten des Mannes die Großmuth. Diese besteht darin, daß der Mann dem Weibe ihre Hingebung an ihn so viel als möglich erleichtert. Er späht ihre Wünsche aus, und läßt als seinen eigenen Willen das Weib vollbringen, was sie, sich selbst überlassen, am liebsten thun würde. Aus dieser Wechselwirkung von Liebe und Großmuth entspringt die Zärtlichkeit. Jeder Theil will seine Persönlichkeit aufgeben, damit die des andern Theils allein herrsche. Die Umtauschung der Herzen und der Willen wird vollkommen. Wo eine solche Verbindung statt findet, ist auch das Wesen der Ehe gesetzt. — Mag auch die Unterscheidung zwischen den dem Manne und dem Weibe in der Liebe zugewiesenen Rollen viel zu weit getrieben sein, so wird doch Jedermann die hohe Schönheit, erhabene Reinheit und seltene Tiefe der Fichteschen Auffassung der Liebe zugestehen müssen.

Fichte ist so der Erste, der in der Betrachtung der Liebe wieder zu der Tiefe eines Platon hinabsteigt. Was Platon in intuitiver Weise, und daher in mythischer Form, über das Wesen der Liebe gesagt hat, dies ist erst das 19. Jahrhundert fähig, in begrifflicher, systematischer Form zu erfassen. Erst unser Jahrhundert hat die ungeheure Spannkraft des Bewußtseins, sich über die Liebe, die es in all ihrer Tiefe durchlebt, sich dennoch so zu erheben, daß der Klarheit unseres begreifenden Bewußtseins Nichts von der mystischen Tiefe ihrer Macht entschwindet. Auch unter der Lupe des erkennenden Bewußtseins erfährt die Liebe keine prosaische Verflachung und nüchterne Entzauberung.

Durch die romantischen Philosophen wurde Fichte's souveränes Ich aus der Welt der grauen Theorie allen Ernstes in das reale, sichtbare Leben eingeführt und als die adelnde, künstlerisch gestaltende, Geist und Werth verleihende Macht desselben proclamirt. Das Fichtesche Ich schwitzte bei aller seiner Selbstherrlichkeit unter dem eisernen Banne der unbedingten Pflicht, unter der prosaischen Last der rastlosen Arbeit. Die Souveränetät des Ich wird nun beim Wort genommen: an Stelle der griesgrämigen Pflicht soll das heitere, zwecklose, geistreiche Spiel mit den Dingen und Werthen dieser Welt, an Stelle der beengenden Arbeit, dieser „nordischen Unart," der müßige, sorglose Genuß, die göttliche Faulheit, als das „eigentliche Princip des Adels" treten. Der philisterhaften Verstandesordnung gegenüber wird die reizende

Digitized by Google

Verwirrung als unbeſtreitbares Recht des Subjects in Anſpruch genommen. Poeſie und Philoſophie fallen zuſammen, und ſollen zu einer realen Macht des Lebens werden. Konnte es auf ſolchem Standpunkte ausbleiben, daß die Liebe, dieſe auch die ausgetrockneteſte Seele poetiſch ſtimmende Macht, als ein Gebiet erkannt wurde, auf dem das geniale, geiſtreiche Subject ſeine auf Genuß, heitres Spiel, Beſeitigung aller conventionellen Schranken ausgehende Thätigkeit mit beſonderem Glück entfalten konnte? In Friedrich Schlegel's Lucinde, dieſem Liebesevangelium der Romantik, wird die innigſte Einheit und Durchdringung des Sinnlichen und Geiſtigen in der Liebe gepredigt. Fichte hatte Geſchlechtstrieb als etwas wenigſtens dem weiblichen Gefühl Widerſtreitendes behandelt; dieſer ſchwachnervige Selbſtbetrug hört hier auf. „Ausgelaſſene Sinnlichkeit und geiſtigſte Geiſtigkeit," „zügelloſe Luſt und ſtille Ahnung," „geiſtige Wolluſt und ſinnliche Seligkeit" ſind untrennbar verbunden. Sittlichkeit und Beſcheidenheit ſind Zeichen geiſtiger Impotenz; der Geiſtreiche huldigt der Frechheit, die ihm ſo natürlich iſt, wie daß der Wein ſchäumt und der Blitz zündet. Will ſich Julius, Lucindens Geliebter, ihrer Beider ewige Subſtanzen in Einheit denken, ſo malt er ſich aus, wie ſie Beide, feſt umſchlungen, in den ſeligen Schoß einer halbbeſonnenen, zwiſchen Schlaf und Wachen hin und herſpielenden Selbſtvergeſſenheit verſinken. Ebenſo wie die Einheit von Sinnlichem und Geiſtigem wird die Einheit der liebenden Seelen ſelbſt begeiſtert verkündet. Liebe iſt „urſprüngliche Harmonie," ewige Einheit und Verbindung unſerer Geiſter, nicht blos für das, was wir dieſe oder jene Welt nennen, ſondern für die eine wahre, untheilbare, namenloſe, unendliche Welt; die Liebenden ſind „Blüthen Einer Pflanze, Blätter Einer Blume." Es wird auf dieſe Weiſe auf eine im Hintergrunde ſtehende metaphyſiſche Einheit der Liebenden hingedeutet. Die Liebe öffnet den Sinn für die Welt, für die Unendlichkeit des menſchlichen Geiſtes, für die Herrlichkeit aller Dinge. Das Ziel der Liebe iſt „intenſive Unendlichkeit;" nur in der Antwort ſeines Du gelangt jedes Ich zum Vollgefühl ſeiner unendlichen Einheit. Es iſt ähnlich, als wenn Platon den Eros als Wiederherſteller der urſprünglichen Menſchennatur bezeichnet.

Die Schlegelſche Lucinde konnte unmöglich lange als unumſtößliches Liebesevangelium gelten. Die romantiſche Liebe in ihrer Quinteſſenz mußte die Unhaltbarkeit dieſer mit allen Gewürzen eines ungeheuer geſteigerten Selbſtbewußtſeins pikant gemachten Gefühlsmiſchung ad oculos demonſtriren. Die Sinnlichkeit erſcheint hier durchaus krankhaft und hat einen ſtarken Beiſchmack von Unzucht. Freilich war dies nicht wohl anders möglich. Wo die Sinnlichkeit zum erſten Male mit bewußter Tendenz, aus Oppoſition gegen eine alberne Anſicht, welche die Sinnlichkeit im beſten Falle als nothwendiges Uebel betrachtete, in die Liebe eingeführt wird, da muß ſie ſich als eine auf

sich selbst Acht gebende, auf sich reflectirende, raffinirte Sinnlichkeit darstellen. Die Sinnlichkeit in ihrer Opponentenstellung wird von selbst zur Sinnlichkeit mit Methode, zu jenem mit kühler Besonnenheit sich in jeder seiner Nüancen selbst genießenden Genusse. Ebensowenig wie diese krankhafte Sinnlichkeit konnte sich die Nebelhaftigkeit der romantischen Liebe behaupten, welche nur in ewig unerreichtem Sehnen die heilige Ruhe und nur in dieser schönen Ruhe jene heilige Sehnsucht findet. Die Liebe mußte wieder nach einer solideren Basis suchen; an Stelle der romantischen Liebe, die uns wie Musik aus der Luft überrascht und sich in mysteriösen Andeutungen und Ahnungen austönt, mußte eine der Vernunft und Sittlichkeit mehr Rechnung tragende Liebe treten. Ebenso mußte in die sinnliche Seite der Liebe mehr Faßbarkeit und Bestimmtheit gebracht werden. Bei Schlegel ist der Zusammenhang der sinnlichen Seite mit der sich durch sie fortpflanzenden Gattung fast ganz verloren gegangen, und also das, was den sinnlichen Genuß eigentlich erst existenzberechtigt macht, indem es ihn als Empfindungsreflex eines weit Tieferen, Metaphysischen erscheinen läßt, ihm unter den Füßen weggezogen. Diesen Zusammenhang hatte Fichte sehr wohl im Auge behalten, und es ist Aufgabe der weiteren Entwicklung der Philosophie der Liebe, ihn wieder zur Geltung zu bringen.

Ueberhaupt war es die Verwischung aller Begrenzungen innerhalb der Liebe und ebenso der Liebe gegen andere Geistesgebiete, wogegen eine Reaction von Seiten der ordnenden Vernunft eintreten mußte. Die Einheit von Fleisch und Geist war wohl ausgesprochen; allein bei dieser Rehabilitation des Fleisches war es ganz unbestimmt gelassen, in welcher Weise Ueber- und Unterordnung zwischen beiden statt finden sollte. Endlich floß die Liebe unbestimmt mit Poesie und Religion zusammen. Die Liebe war die „Vollendung der Menschheit;" dies aber war bei den Romantikern ganz ebensosehr Kunst und Religion.

Ehe wir zu jenen Philosophen übergehen, die, wie sonst, so auch in der Philosophie der Liebe die Reaction gegen die Romantik bezeichnen, das ist: zu Hegel und Schopenhauer, gedenken wir noch in aller Kürze einer Klärung und ins Religiöse sich wendenden Läuterung der Schlegelschen Liebesoffenbarungen. In des Theologen Schleiermacher „Vertrauten Briefen über die Lucinde" wird Schlegels frivole Liebesdoctrin zu einer mysteriösen Religion emporgebildet. Wird auch hier gerade so wie bei Schlegel die Sinnlichkeit verherrlicht und die prüde Verleugnung derselben, die „Engelländerei" verdammt, so hat die Liebe bei Schleiermacher doch jene hypergeniale Frechheit und Faulheit, jene mit ihrer Nacktheit renommirende Sinnlichkeit abgelegt. Sie ist durchaus von heiligen, die Menschheit und das Universum anbetenden Gefühlen durchdrungen.

Digitized by Google

Indem wir uns nun zu Hegel wenden, müssen wir zuerst hervorheben, daß er die sinnliche Grundlage der Liebe begrifflich zu erfassen und sie mit der Fortpflanzung der Gattung in dialektischen Zusammenhang zu bringen sucht. Die Gattung erlangt bei Hegel erst dadurch wahrhafte Existenz, daß sie in die Spitzen der Individuen ausläuft; „die Gattung ist nur erst als concretes Individuum wirklich; das Leben existirt nur als einzelnes Lebendiges." Es kann also auch die Forterhaltung der Gattung sich nur durch Vermittlung der Individuen vollziehen; mit andern Worten, es ist direkteste Angelegenheit der Individuen, als der wahrhaftesten Repräsentanten der Gattung, neue Individuen hervorgehen zu lassen. Das vereinzelte Individuum ist für diese Aufgabe nicht geeignet; denn indem die Gattung erst in der unerschöpflichen Vielheit der Individuen zur wahren Existenz gelangt, ist eine Unangemessenheit des Individuums, als Einzelnen, gegen die ihm immanente Allgemeinheit der Gattung vorhanden. Jedes Individuum laborirt an diesem inneren Widerspruche; soll es wahrhafter Repräsentant der Gattung werden und also zur Forterhaltung derselben tauglich sein, so muß es diesen inneren Widerspruch aufheben, d. h. seine besondere Individualität zur Gattungsallgemeinheit erweitern. Hierzu aber wird es durch den in ihm liegenden Widerspruch selbst gedrängt. Das Individuum fühlt seine Unangemessenheit zur Gattung als Mangel; die von der Individualität nicht gedeckte Gattung, die daher im vereinzelten Individuum nur erst latent vorhanden ist, will aus dieser Schranke heraus; sie äußert sich daher als Spannung, als „Trieb, sich durch die Einung mit dem Andern der Gattung zu vervollständigen," durch Zusammenschließung mit einer anderen Einzelheit sein widerspruchloses Selbstgefühl zu erlangen. Dies geschieht im Proceß der Begattung, in dieser innigen Reflexion der beiden Geschlechter in sich. — Diese nach Andeutungen Hegels gegebene Entwicklung hat indessen noch eine bedeutende Lücke. Es ist nämlich unerklärt, warum die Gattung, zum Zwecke der Fortpflanzung, sich außer der Zerspaltung in eine Vielheit von Individuen auch noch in die Differenz der Geschlechter gespalten hat, warum nicht schon ein irgendwie sich vollziehender Zusammenschluß von vielen geschlechtslosen Individuen genügend war, um das Individuum zur Gattungsallgemeinheit zu erweitern. Wenn wir diese Lücke im Sinne Hegels ergänzen, so liegt die Antwort darin, daß jede Einzelheit auf unbestimmt viele Einzelheiten hinweist, daß die Gattung sich in keiner begrenzten Zahl von Einzelheiten erschöpft, daß also auch durch einen Zusammenschluß noch so vieler Individuen die Gattung als solche niemals präsent werden, sich niemals in ihrer Einheit herstellen kann. Soll dies geschehen, so muß die Gattung einen bestimmten, in sich begrenzten Unterschied hervorbringen, einen Unterschied, innerhalb dessen jede Seite nothwendig auf die andere hinweist und sich gegen sie hinspannt, der sich also

Digitized by Google

kreisförmig in sich zusammenschließt und durch solche innere Vermittlung die präsente Einheit der Gattung herstellt. Wer aber fragen sollte, warum es denn unerläßlich sei, daß die Gattung, um sich fortzupflanzen, sich überhaupt in einen qualitativen Unterschied entzweireiße: der ist darauf zu verweisen daß neues Leben überall nur durch Reibung und Kampf zusammengehöriger Gegensätze und ihre endliche Vermittlung und Versöhnung hervorbrechen kann. Die Gattung wurde also nur dadurch lebensfähig, daß sie sich innerhalb der Zersplitterung in Individuen auch noch in den geschlechtlichen Gegensatz von Mann und Weib auseinanderlegte. Die Begattung stellt die Heilung dieses Risses dar und ist darum von lebenerzeugender Kraft.

Nach Hegel erlangt das Geschlechtsverhältniß in der Ehe seine geistige und sittliche Bedeutung. Die substantielle Einheit der Ehe ist die Liebe. Die bloße Gattungseinheit wird hier zu einer geistigen, sittlichen Einheit, zur selbstbewußten Liebe. Gibt nun auch Hegel zu, daß in der Liebe die sittliche Einigkeit sich auf dem Boden der Natürlichkeit, im Elemente der Empfindung vollziehe, so wird doch von ihm die Berechtigung der dunklen, zauberischen Liebesgefühle, der Sehnsucht nach diesem bestimmten Individuum, die nur in der Vereinigung mit ihm Ruhe und Seligkeit zu erreichen gewiß ist, fast gar nicht anerkannt. Die Liebe ist jener Bereich innerhalb der Sittlichkeit, wo die unendlich eigenthümliche Individualität mit Recht fordern darf, daß sie respectirt werde. Hegel will auch hier nur die allgemeine Seite der Sittlichkeit gelten lassen. Und freilich kann ich rechtschaffen und tugendhaft mit jedem beliebigen Individuum leben, das selbst nicht grade unsittlich ist. Hegel nennt die individualisirte Liebe, die er verächtlicher Weise als Verliebtsein bezeichnet, zufällig, launenhaft, subjectiv; während doch gerade sie, weil sie nur zwischen zwei ganz bestimmten Personen bestehen kann, an ganz concrete Bestimmungen geknüpft und insofern gesetzmäßig ist. So hat die Liebe, durch die übertriebene Reaction gegen romantische Sehnsüchtelei und Gefühlständelei, überhaupt allen Duft, alles Ahnungsvolle und Berauschende eingebüßt; ihr leises Glimmen und seliges Flammen ist einer frostig anwehenden Sittlichkeit gewichen. Hegel sieht allen Ernstes jenen Weg, wo der Entschluß zur Verehelichung den Anfang macht und die Neigung erst in seinem Gefolge hat, für sittlicher an als den umgekehrten.

Weil Hegel die sittliche Einheit der Liebe nicht als blos reflectirte, verstandesmäßige, sondern als substantielle auffaßt, so kommt er, trotz seiner Gefühlsverbannung, doch dazu, auch die geistige Seite der Liebe pantheistisch zu fassen. In der Liebe wird erstlich die Selbstsucht der Einzelnen und ihr abgesondertes Bestehen negirt. Beide Individuen entäußern sich gegenseitig an einander; sie wollen keine selbständigen Personen sein, und insofern sie dies sind, fühlen sie sich mangelhaft und unvollständig. Das zweite Moment

Digitized by Google

aber ist, daß der Liebende in dieser gegenseitigen Entäußerung sowohl den Andern, als auch sich selbst als mit dem Andern Eines, erst gewinnt. In der ungetheilten Hingebung an einander gelangt Jeder erst im Andern zum Bewußtsein seiner selbst. Hegel nennt daher die Liebe den härtesten, ungeheuersten Widerspruch, einen Widerspruch, den der Verstand nicht lösen könne. — So ist bei Hegel die Liebe sowohl nach ihrer sinnlichen wie geistigen Seite eine Aufhebung der Individuation, eine Stufe in der Selbstversöhnung der in Individuen zerissenen Welt.

Freilich ist Alles bei Hegel noch sehr unbestimmt gelassen. Dies gilt zunächst von der Herstellung der Gattungseinheit in der Liebe. Je mehr in sich entwickelt und unterschieden und — was nothwendig damit zusammenhängt — je verschiedener von einander, je markanter sich von einander abhebend die Individuen einer Thiergattung sind: je weniger wird es einerlei sein, ob sich, zur Widerstellung der Gattungseinheit, zwei so oder anders beschaffene Individuen mit einander verbinden. Die Gattung wird, um sich als vollkommen, als Ideal herzustellen, zwei nach ihrer physischen Organisation möglichst zusammenpassende, einander ergänzende Individuen in der Liebe zusammenbringen müssen. Diese Bestimmtheit in die sinnliche Seite der Liebe hineingebracht zu haben, ist Schopenhauers Verdienst. Dabei ist er aber in Bezug auf die geistige Seite der Liebe in die größte Einseitigkeit gefallen. Wenn Hegel, in Opposition gegen die Liebesromantik, das Mystische und Zauberische der Liebe zu Gunsten der bewußten, sittlichen Seite aufopferte, so führt dieselbe Opposition Schopenhauer dahin, alle Seligkeit der Liebe aus der in den Liebenden sich zur Einheit wiederherstellenden Gattung abzuleiten.

Das Pathetische und Erhabene in der Liebe, das Transscendente ihrer Entzückungen, beruht darauf, daß es sich nicht um das individuelle Glück der Liebenden, sondern um das Wohl und Wehe der Gattung handelt. Was in den frivolen Liebeshändeln entschieden wird, ist nichts Geringeres als die Zusammensetzung der nächsten Generation. Der Wille zum Leben, dieser Kern der Welt, will der nächsten Generation den möglichst vollkommenen Gattungstypus ausdrücken, und führt demnach, mit Hilfe des individualisirten Geschlechtstriebes, zwei solche Personen unwiderstehlich zusammen, deren physische Organisation sich zum möglichst vollkommenen Gattungstypus ergänzt. „Daß dieses bestimmte Kind erzeugt werde, ist der wahre, wenn gleich den Theilnehmern unbewußte Zweck des ganzen Liebesromans.“ Die künftige Generation ist es, die in der so umsichtigen, eigensinnigen Auswahl zur geschlechtlichen Befriedigung sich regt; in der wachsenden Zuneigung zweier Liebenden, ja schon im Zusammentreffen ihrer sehnsuchtsvollen Blicke entzündet sich das Leben des neuen Individuums. Die Liebenden sind vom Geiste der

Digitized by Google

Gattung, welcher das Ding an sich ist und ihr eigenes unzerstörbares Wesen bildet, derart in Besitz genommen, daß sie über den Interessen der Gattung ihr individuelles Wohl und Wehe ganz außer Acht lassen. Die Sehnsucht und der Schmerz der Liebe stammen nicht aus den Bedürfnissen eines ephemeren Individuums; sondern sie sind der Seufzer des Genius der Gattung, der hier ein unersetzliches Mittel zu seinen Zwecken zu gewinnen oder zu verlieren sieht, und daher tief aufstöhnt.

Damit nun der Mensch, dies durch und durch egoistische Wesen, die Zwecke der Gattung unabässig und trotz allen individuellen Ungemachs verfolge, mußte die Gattung zu einem Stratagem greifen. Sie pflanzte dem Menschen den instinctartigen Wahn ein, daß es sich bei der Auswahl des für ihn besonders passenden Individuums nur um seinen eigenen Genuß handle.

Schopenhauer gibt sehr genau die Rücksichten an, nach welchen die Gattung den Geschlechtstrieb individualisirt. Sie beziehen sich auf Alter, Gesundheit, Skelett, Fülle des Fleisches und Gesichtsschönheit; sodann auf die psychischen Eigenschaften. Aber auch letztere haben sich nur zu dem Zwecke in Mann und Weib zu ergänzen, damit im Kinde die den Gattungstypus am reinsten darstellende Mischung entstehe. Wir stehen nicht an, der Schopenhauerschen Ansicht über die Liebe eine gewisse Wahrheit zugestehen. Wird der Geschlechtstrieb nicht blos in thierischer Weise als genereller, sondern als individualisirter gedacht, so wird die Gattung sich in den Liebenden nur dadurch in möglichster Reinheit herstellen können, daß Beide sich in ihren physischen Eigenschaften möglichst ergänzen. Damit ist aber beim Menschen, je gebildeter er ist, um so weniger das Wesen der Liebe erschöpft. Der gebildete Mensch hat seine physische, sinnliche Seite unter die Herrschaft der geistigen gebracht, sie durch den Geist geläutert und veredelt, so daß die Sinnlichkeit in völliger Freiheit vom Geiste, in ihrer Nacktheit aufzutreten keine Berechtigung mehr hat. So ist es auch mit der Liebe. Ohne Zweifel erwächst die Liebe auf dem Grunde des Geschlechtstriebes. Wo dieser gar nicht hineinspielt, kann von Liebe eigentlich keine Rede sei. Allein wo der Geist das Ueberherrschende geworden ist, da muß auch in der Liebe das geistige Sich-zusammenschließen, die Herstellung eines dem Ideale möglichst nahekommenden Menschenthums, zum Hauptzwecke werden. Die natürliche, sinnliche Grundlage der Liebe, die zwar von allem Anfange an da sein muß, soll erst dann aus ihrem Ansich, aus ihrem latenten Dasein heraustreten und sich in dem innigsten gegenseitigen leiblichen Besitze vollkommen realisiren, wenn sich auf ihr die seelische und geistige Einheit der Liebenden auferbaut hat. So erscheint allerdings die Geschlechtsbefriedigung als Schluß des Ganzen, auf den Alles hindrängt, aber nicht, weil sie der höchste Zweck der Liebe ist, sondern weil sie einerseits ihre natürliche Grundlage bildet, und sie sich dennoch

Digitized by Google

andererſeits erſt dann vollſtändig auswirken darf, wenn ſich die ſittlich-geiſtige Einheit der Liebe entwickelt und jener natürlichen Grundlage ihre Exiſtenzberechtigung, alſo eine noch tiefere Grundlage gegeben hat.

Indem ſich der Menſch über ſeine Natürlichkeit und Sinnlichkeit erhebt, hat er noch höhere Zwecke als die Fortpflanzung der Gattung. Er nimmt nun innerhalb der geiſtigen Weiterentwicklung der Menſchheit einen beſtimmten Platz, einen weſentlichen Poſten ein. Er dient nun auch der geiſtigen, ſich von Bewußtſein zu Bewußtſein fortpflanzenden Weiterbildung. nicht blos der unbewußt ſich vollziehenden Fortpflanzung der Gattung. Jener höhere Zweck muß auch die Liebe adeln. Die ſinnliche, die Gattung fortpflanzende Seite derſelben muß demnach überragt werden von jener andern Seite, wonach die Liebenden eine der geiſtigen Weiterentwicklung der Menſchheit möglichſt dienende geiſtige Miſchung, ein die Menſchheit, wenn auch in noch ſo kleinem Kreiſe, z. B. durch die Erziehung der Kinder, möglichſt förderndes geiſtiges Ineinander darſtellen.

In einem Individuum, deſſen ſinnliche Seite überwiegend ſtark entwickelt iſt, oder das auch bei weniger entwickelter Sinnlichkeit auf ein, dem Gattungstypus nach, völlig entſprechendes Individuum ſtößt, wird für die Liebe die ſinnliche Seite Ausſchlag gebend ſein. Mag das Individuum dann auch hundertmal ſeinem Bewußtſein vorſagen, daß jede geiſtige Harmonie fehle und daß es in ſein Unglück hineinrenne: der mit aller Macht in ihm thätige Gattungsgeiſt wird es ihm unmöglich machen, von dem geliebten Weſen abzulaſſen. Umgekehrt wird bei geiſtig durchbildeten Perſonen, welche die Sinnlichkeit unterzuordnen gelernt haben, die ſeeliſche und geiſtige Ergänzung die beim Zuſtandekommen der Liebe vorwiegende Bedingung ſein; vorausgeſetzt natürlich, daß die geſchlechtliche Abſtoßung nicht allzu groß iſt; denn gegen ein vom Genius der Gattung ausgeſprochenes abſolutes Veto vermag auch die ſchönſte Seelenharmonie nichts auszurichten.

Bisher war noch immer jenes Wort unausgeſprochen geblieben, welches das Geheimniß der Liebe, ihren Duft, ihre Muſik, ihr dämmerhaftes Weben eigentlich erſt enthüllt: das Unbewußte. Nur wenn man dieſen Begriff feſthält, iſt es möglich, auf Hegelſchem Standpunkte zu bleiben, ohne doch in jene altfränkiſch tugendhafte Auffaſſung der Liebe zu verfallen. Schopenhauer aber drängt mit aller Macht auf das Unbewußte hin; denn wo ſoll der Genius der Gattung in den Liebenden meditiren, wenn nicht in ihren unbewußten Seelenregionen?

Hauptſächlich ſind es zwei Philoſophen, die das Unbewußte für die Theorie der Liebe verwerthet haben: der Optimiſt Carus und der Peſſimiſt Hartmann. Was Carl Guſtav Carus, ein von dem Gedanken durchgängiger, ſchöner Weltharmonie beſeelter Denker, in ſeiner „Pſyche“ über die Liebe ſagt,

Digitized by Google

gehört zu dem Schönsten und Tiefsten, was je über dieses Thema geschrieben wurde. Die Liebe beruht auf jenem mächtigsten Gegensatz, den ein geheimnißvolles unbewußtes Walten der Idee der Menschheit in der Zweiheit der Geschlechter dargebildet hat, und ihr Mysterium liegt darin, daß sie ein tieferes Ergriffensein zugleich des Unbewußten unserer Seele nothwendig voraussetzt. Jedes Individuum kann nur ein einziges, ihm ganz vollkommen in der Gleichartigkeit entgegengesetztes Individuum des andern Geschlechts auffinden. Auf die Erreichung und Aneignung gerade dieses Individuums, das dem Liebenden allein ganz speciell die Erfüllung seines Daseins gewähren kann, auf das Untergehen in demselben, richtet sich schon die traumhafte, tief in dem Unbewußten wurzelnde Sehnsucht der Liebe. Die Liebe entspringt aus einer unbewußten Nothwendigkeit; ihr Auftauchen bleibt daher immer ein Wunder. Unser Bewußtsein verwundert sich, ja erschrickt über das Emportauchen dieses Gefühls aus dem Unbewußten. Doch folgt auf das Erschrecken die vollkommene Beschwichtigung, wenn wir erkennen, daß die wahrhafte Erfüllung unseres Daseins erst in dem Finden, Erfassen, ja Durchdringen jener anderen Seele gegeben sein kann. Wie die Liebe dem Unbewußten entströmt, so kehrt sie auch, nachdem sie sich im Bewußtsein geläutert hat, ins Unbewußte zurück; trotz Allem, was in der bewußten Seele in Erkenntniß des Liebesverhältnisses an Glück geboten ist, fordert sie dennoch das Geheimniß der organischen Verbindung, deren höchstes Glück eben als Hingeben, als Lösen des Bewußtseins im Unbewußten empfunden wird. Je höher vorher das Bewußtsein zur Entwickelung gekommen ist, um so reicher und mächtiger muß dies aus der Erregung des Unbewußten sich ergießende Glück des Außersichseins werden. So ist die Geschlechtsliebe ein mächtiger, Bewußtsein und Unbewußtsein durchdringender Zug nach höchster und seligster Vollendung unseres Daseins. Dies wird sie aber nur durch das Aufgeben aller Selbstheit gegenüber dem Geliebten, und insofern durch die tiefste Selbstdemüthigung. In dem Versinken und völligen Aufgehen in einer anderen Seele wird der Liebende am deutlichsten des Allgemeinen und Göttlichen inne; er fühlt, daß der erste Schritt zur Erlösung aus dem Einzelsein und zur Wiederkehr in das All gethan sei.

Hartmann führt die Schopenhauer'sche Theorie der Liebe vom Standpunkte der Philosophie des Unbewußten weiter aus. Wir können durchaus nicht in das Geschrei einstimmen, daß Hartmann die Liebe vermaterialisire und auf nackte Sinnlichkeit zurückführe. Er hält gerade so streng wie Schopenhauer an der metaphysischen Natur der Liebe fest, wenn er auch das Thema nicht immer mit dem würdevoll ernsten Ton behandelt, wie Schopenhauer. Die Sinnlichkeit erklärt Hartmann für durchaus unfähig, die Concentrirung des Triebes auf ein ganz bestimmtes Individuum zu erklären.

Digitized by Google

Gerade so wie der generelle, so wird auch der individualisirte Geschlechtstrieb durchaus vom Instinkt beherrscht. Das „hellsehende Unbewußte" hat hier ganz dasselbe Geschäft wie bei Schopenhauer der „Genius der Gattung". Der Mensch sucht instinctiv dasjenige Individuum des anderen Geschlechts, welches, mit ihm zusammengeschmolzen, die Idee der Gattung auf das Vollkommenste repräsentirt. Wenn selbst Männer von hoher Bildung oft durch das erste Zusammensein mit einem seltenen weiblichen Wesen unwiderstehlich bezaubert werden, so hat ihnen das ohne Vermittelung bewußter Wahrnehmungen wirkende, hellsehende Unbewußte diesen Streich gespielt.

Schon Schopenhauer bemerkt, daß der Verliebte von der Gattung angeführt und betrogen wird. Dieser Gedanke besonders ist es, den Hartmann weiter ausführt. Die Einführung des Unbewußten in die Liebe eröffnet Hartmann das tiefste Verständniß für den allgewaltigen Zauber, für die süßen Melodien der Liebe. Die Liebe tönt ihm wie ein geheimnißvoller Klang aus ferner, ferner Heimath; in der Liebe dämmert ihm die mystische Ahnung von der ewigen Einheit alles unbewußten Seins; er will die von der Geliebten trennenden Schranken der Individualität vernichten, um in ihr mit seinem ganzen Wesen zu versinken und so als selbstloser Theil von ihr das eigene bessere Sein in ihr wiederzufinden. Kann es zu dieser berauschenden Poesie der Liebe einen schneidigeren Contrast geben, als wenn sich schließlich die möglichst beste Organisation des zu erzeugenden Kindes als heimlicher Zweck aller dieser Ueberschwenglichkeiten heraus stellt? Hartmann empört sich daher gegen das Unbewußte, das, um uns seinen Zwecken dienstbar zu machen, uns solchen Sand in die Augen streut. Die geträumte Seligkeit in den Armen der Geliebten ist der trügerische Köder, vermittelst dessen das Unbewußte den bewußten Egoismus täuscht und ihn gegen seine Interessen, zu Gunsten der nachfolgenden Generation, handeln läßt. Das Verhältniß von Mittel und Zweck in der Liebe ist für das Bewußtsein des Einzelnen derart absurd und ungeheuerlich, daß, wenn Jemand dies erkannt, er in die Leidenschaft mit der Gewißheit hinein geht, für sein Theil eine Dummheit zu begehen und einen in sich widerspruchsvollen, krankhaften Proceß durchzumachen. — Hartmann könnte nur dann so sprechen, wenn das Individuum Nichts mit der Gattung zu thun hätte. Er nennt die Liebe eine Prellerei des menschlichen Egoismus zu Gunsten fremder Zwecke. Aber auch auf seinem Standpunkte sind die Individuen der Gattung, dem Allgemeinen, durchaus nicht fremd; die Individuen wurzeln bei Hartmann, ihrem Kern nach, in dem sämmtliche Individuen zusammenhaltenden All-Einen Unbewußten. Es erfordert durchaus nicht, wie Hartmann meint, eine völlige Abstreifung des Egoismus, um in der Liebe keine Düpirung des Individuums zu sehen; schon wenn wir erwägen, daß wir ganz ebenso wie alle anderen Individuen aus dem All-

Digitized by Google

Einen herstammen, fühlen wir die Gemeinsamkeit unserer Interessen mit denen der Gattung. Haben wir dies Gefühl der Gemeinsamkeit — was noch lange keine Vernichtung des Egoismus, sondern gewissermaßen nur eine Erweiterung desselben ist —, so müssen wir es ganz in der Ordnung finden, daß da, wo die Zwecke der Gattung befriedigt werden, auch wir, durch welche ja die Gattung ihre Zwecke realisirt, Genuß und Wonne fühlen. In dem Liebesgefühle kommt das Individuum einerseits zum Vollgefühl der eigenen Kraft und des eigenen Wesens — und dies ist Recht, weil das All-Eine der Kern des Individuums ist, und in der Liebe das Individuum viel inniger in diesen seinen Kern hineingesetzt ist. Andererseits aber scheint die Brust des Individuums zu enge für die Wonnen und Schmerzen der Liebe, das Individuum geht gleichsam in den Liebesgefühlen unter, es fühlt in ihnen sein Selbst zerfließen — und dies ist wiederum Recht, weil das All-Eine, das in den Liebenden zu seiner Befriedigung gelangt, unendlicher, das Individuum nur endlicher Natur ist und das Endliche vom Unendlichen aufgezehrt wird. So sind endlich die Liebesgefühle nicht, wie Hartmann meint, in sich selbst ohne vernünftigen Boden, ohne Begründung und Berechtigung. Sie sind vielmehr der sachlich ganz genaue und correcte Empfindungsreflex des objectiven Gattungsvorganges.

Darin freilich stimmen wir mit Hartmann überein, daß die Liebe, wenn aus ihr der Genuß des seelischen Ineinander eliminirt wird, nach erschöpftem Genusse als etwas Ekelhaftes und Schamloses erscheinen muß. Aber nicht darum meinen wir dies, weil, wie Hartmann sagt, der geschlechtliche Genuß mit der Entstehung des neuen Individuums Nichts zu schaffen hat, sondern aus dem Grunde, weil der Mensch wesentlich Geist ist und darum in allen seinen Genüssen den Geist als das Ueberherrschende zu sehen verlangt und die isolirte Sinnlichkeit als etwas seiner Unwürdiges erkennen muß. Die Nothwendigkeit der Emporbildung der Liebe zu einer wesentlich seelischen und geistigen substantiellen Einheit haben wir schon bei der Betrachtung Schopenhauers dargethan. Wir wollen zum Schlusse nur noch die nähere Beschaffenheit eines solchen Ineinander der liebenden Seelen andeuten.

Die seelischen Beziehungen zwischen Liebenden gehen nicht von Oberfläche zu Oberfläche, sondern es findet ein gegenseitiges Sich-ergreifen im innersten Centrum der Persönlichkeit Statt. Ferner ist es nicht ein blos erkennendes, bewußtes Ergreifen dieser Centren — dies kann sogar ganz fehlen; sondern das Gefühl von dem Gehalte, den ich an dem innersten Mittelpunkte des geliebten Wesens besitze, muß in mein ganzes Gemüthsleben, in die dunkle, unbewußte Region meines Ich eingedrungen sein und ihm eine ganz eigenthümliche Färbung verliehen haben. Endlich aber ist es

Digitized by Google

nicht genug, das geliebte Wesen gleichsam in dem springenden Punkt, aus dem sich alle seine Seiten herleiten, zu ergreifen, sondern es muß noch hinzukommen, daß auch alle seine um diesen Mittelpunkt herumspielenden dunklen Gefühlsregungen, alle seine Herzenstöne, kurz der ganze Nachhall, den Natur und Welt in seinem Gemüthe erzeugen, mir zugänglich, ja mein Eigenthum geworden seien. Liebe ist das innigste Sichhineinschmiegen in die Individualität des Anderen, der Liebende absorbirt die Seelenschwingungen der Geliebten und macht sie sich zu eigen, und ebenso läßt er sein eigenes Gefühlsleben hinüberströmen in die Seele der Geliebten. In Allem, was der Liebende fühlt, fühlt er nicht aus seinem eigenen Mittelpunkte, sondern zugleich aus dem Mittelpunkte der Individualität der Geliebten heraus; die ganze unendliche Eigenthümlichkeit derselben ist ihm in die unbewußte Gewohnheit des Fühlens übergegangen. Dieses zarte Sichhingeben an einander ist auf diese Weise die höchste Bereicherung auf beiden Seiten.

In dieser Seelendurchdringung liegt zugleich, daß der Liebende, indem er durch das Medium des geliebten Wesens gleichsam hindurchgeht, auch sich selbst erst offenbar und durchsichtig wird. Daß ich erst am Andern mich selber kennen lerne, gewinnt in der Liebe nach zwei Seiten seine volle Bedeutung. Durch die innigste Berührung mit meinem relativen Gegentheile beginnen neue, mir bisher unbekannte Quellen des Gemüths zu fließen; schlummernde Keime im Herzen erschließen sich zu schönen Blüthen. Das Zweite aber ist, daß ich dessen, was in mir klingt, in seiner vollen Bedeutung erst dann inne werde, wenn ich die nachzitternden Schwingungen in der geliebten Seele, den süßen oder schmerzvollen Widerhall in ihr bemerke. Der Liebende sieht sich, wie schon Platon im „Phädrus" sagt, im Geliebten wie in einem Spiegel; und Rückert, der die pantheistische Natur der Liebe so tief wie kaum ein anderer Dichter erfaßt hat, singt:

Ich sehe, wie in einem Spiegel,
In der Geliebten Auge mich,
Gelöst vor mir ist jedes Siegel,
Das mir verbarg mein eignes Ich.

Doch ist es zur Vollendung der Liebe nothwendig, daß diese Einheit sich auch auf die bewußten Regionen des Geistes erstrecke. Wir müssen uns begnügen, darauf hinzuweisen, daß bei höher gebildetem Bewußtsein die Liebenden von selbst das Verlangen tragen, sich gegenseitig auf einen höheren sittlichen und umfassenderen intellectuellen Standpunkt emporzuheben, sich in sittlich-schönen Bestrebungen und in der idealen Auffassung des Lebens zu fördern, in allen wichtigen praktischen Fragen einander zu Rathe zu ziehen, überhaupt Alles, was in das Reich der bewußten Vernunft fällt, als etwas

Digitized by Google

ihnen Gemeinsames, woran Jeder den Andern wenigstens regen Antheil nehmen läßt, zu behandeln. Von dieser vernünftig geklärten, wahrhaft durchgeistigten Liebe spricht Platon, wenn er sagt, daß der Liebende, wenn er eine ihm entsprechende Seele findet, beim Anblick ihrer Schönheit, das Schöne, womit er seit lange schwanger ging, in und mit ihr zeuge und das so gemeinschaftlich gezeugte Schöne ebenso gemeinsam mit ihr nähre und großziehe.

So vermittelt sich in sinnlicher, unbewußt und bewußt geistiger Beziehung der Liebende durch die Geliebte mit sich selbst, schließt sich und sie mit sich in einen unendlichen Kreis zusammen. Dies Stehen im Unendlichen mit ihrem ganzen Gefühl und Sein erhebt die Liebenden über das blos Individuelle, Endliche, Selbstische, Gemeine und giebt ihnen einen sicheren, festeren, gediegeneren Boden. Die Liebenden werden besser und selbstloser, reiner und idealer gesinnt. Ihren Seelen beginnen, um mit Platon zu reden, die bei ihrem Eintritt in diese Welt abgefallenen Flügel wieder zu treiben und zu wachsen, wodurch jene fähig werden, sich wieder zur Höhe des verlorenen Ideals emporzuschwingen. Der Liebende findet sich durch die Geliebte gleichsam wiedergeboren; seine Freudigkeit und Energie nimmt zu. Er fühlt den Herzschlag der Welt in sich mächtiger und deutlicher und schließt sich mit der Welt versöhnt zusammen. So ist die Liebe, wenn sie sich auch einerseits als Abschließung von der übrigen Welt, als Beschränkung auf einen kleinen Kreis des Fühlens und Thuns darstellt, andererseits dennoch ein höchst bedeutungsvoller Schritt in der Erstarkung des Menschheit umspannenden Gefühls, des Weltbewußtseins.

Johannes Volkelt.

Der Ueberfall der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen am 2. Januar 1759.

Als der König von Frankreich zufolge des Versailler Vertrags vom 1. Mai 1756 seine Truppen i. J. 1757 am Kriege gegen Preußen Theil nehmen ließ, begleitete er das Einrücken derselben mit einer durch seinen Gesandten, den Freiherrn von Mackau, in Regensburg überreichten lateinischen Denkschrift vom 20. März 1757, welche am 26. April zu Regensburg zur Verlesung kam. Darin wurde gesagt, daß kraft dieses Vertrages und als Garantie des westphälischen Friedens der König seine Völker zur Wiederherstellung von Ruhe und Frieden im Reich und zur Aufrechterhaltung der kaiserlichen Rechte ins Reich schicke, gute Manneszucht halten und die Reichsgesetze ach-

Digitized by Google

ten wolle. Am 4. April erging ein Schreiben vom Kaiser an alle Kreise mit der Bitte, den so „nothwendig als ohnschädlichen" Durchzug zu gestatten und mit der Zusicherung, daß die französischen Hülfsvölker alle ihnen gemachten Lieferungen baar bezahlen würden.

Am 30. December 1758 wurde ein neuer, den Versailler Tractat vom 1. Mai 1756 modificirender Vertrag geschlossen, worin die für Frankreich lästigen Bedingungen beibehalten und seine Zahlungen erhöht wurden. Es wird darin ausdrücklich festgesetzt, daß Oesterreich monatlich 500,000 Livres erhalten soll, wenn es die ihm versprochenen 24000 Mann Hülfsvölker nicht fordert; Frankreich leistet ganz allein die vorher gemeinschaftlichen Zahlungen an Schweden; es stellt ein Heer von 100,000 Mann in Deutschland auf und unterhält es selbst; dessen Eroberungen aber soll Oesterreich verwalten. Nicht nur Schlesien und Glatz, sondern auch Neapel, Parma und Sardinien wurden Oesterreich zugesichert, während Frankreich sich nichts vorbehielt. Durch die antinationale Politik der Pompadour wurde auf diese Weise nach beiden Seiten hin ein unerträglicher Zustand geschaffen. Redliche deutsche Männer, zum Theil stille Bewunderer des großen Preußenkönigs, sollten den Erbfeind des Reiches als Beschützer desselben begrüßen, seinen Feldherren ihre gute Gesinnung fürs Reich betheuern, von ihnen Lobsprüche ihrer guten Gesinnung entgegennehmen, dabei schutzlos ihren Forderungen sich beugen. Den Franzosen aber, welche für das Haus Habsburg, den alten Feind Frankreichs das Schwert zogen, begegnete in dem Reiche, das sie zu retten gekommen waren, der unverhehlte Wiederwille. Sie sollten auf eigene Kosten leben und Niemanden incommodiren; da sie Frankfurts als festen Stützpunktes bedurften, steifte die Reichsstadt sich auf ihre Neutralität, und so blieb ihnen nichts übrig, als der Ueberfall vom 2. Januar 1759, welcher durch Goethe's Erzählung*) davon zu einer der in ihrem äußeren Verlauf am allgemeinsten bekannten Partien der Frankfurter Geschichte geworden ist, die jedoch erst in neuester Zeit in ihrem inneren Zusammenhang erforscht worden ist. Wir wollen nicht vergessen, daß Wolfgang Goethe erst im zehnten Lebensjahre stand, als der Ueberfall stattfand,

---

*) Aus meinem Leben. Drittes Buch. — Gollhard, Pfarrer in Bornheim: die Ueberrumpelung der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen am 2. Januar 1759 und die Schlacht bei Bergen am 13. April 1759. Bilbel 1859. (Frankfurt, Auffarth) — (W. Stricker) Frankfurter Sekularschrift. Der Ueberfall der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen und die vier ersten Monate der französischen Besetzung. Frankfurt, Auffarth 1859. — Actenstücke über den Ueberfall von Frankfurt durch die Franzosen, in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde I. 272. — L. Kriegk, die Brüder Senckenberg. Frankf. 1869. Sauerländer. — L. Kriegk, das Walten des Königslieutenants Grafen Thorane in Frankfurt. Deutsche Presse 1873. Nr. 23 und 24.

Digitized by Google

im 14., als die letzten Franzosen die Stadt verließen. Sein Bild vom Großvater wie vom Grafen Thorane, welcher als eine Ausnahme von seiner Zeit und seinem Volke auf die Nachwelt übergegangen ist, sind durch neue Forschungen sehr modificirt, beide nicht verschönert.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz war der Feldzug von 1758 mit dem Treffen von Landwehrhagen am Lutterberg bei Hannöverisch-Minden abgeschlossen. Der Marschall von Frankreich, Prinz Soubise, marschirte nach Kassel, dann nach Marburg zurück, bestand die Gefechte von Nauheim (30. August) und Amöneburg (21. Septbr.) und bezog später Winterquartiere in der Wetterau, wohin auch die aus Frankreich kommenden Verstärkungen dirigirt wurden. Goethe (a. a. O.) sagt, daß ältere Personen bedenklich und ahnungsvoll dem Neujahrstag entgegen sahen. Am 2. Januar sollten verschiedene der aus Frankreich nachgeschobenen, meist aus deutschen Söldlingen gebildeten Regimenter, von Offenbach und Darmstadt kommend, die Stadt passiren, aber am Affenthor (in Sachsenhausen) angelangt, überfielen sie die Wache und bemächtigten sich zunächst dieses festen Punktes, dann der Stadt.

Der Stadtkommandant, Oberst Theodor Wilhelm von Pappenheim, erhielt am Abend des Neujahrstages von dem älteren Bürgermeister Dr. med. Seiffert von Klettenberg (1693—1766) die Marschrouten für die Regimenter Zweibrücken*) und Bentheim**) zugeschickt, und begab sich am 2. Jan. halb neun Uhr mit dem Platzmajor und der wenigen, bei der Escorte gewöhnlichen Mannschaft nach Sachsenhausen. Um 12 Uhr näherte das Regiment Nassau sich der Stadt, wovon nur 1 Bataillon angekündigt war, und da die Truppenmasse den Frankfurtischen Officieren etwas groß erschien, so ritt der Platzmajor den Franzosen entgegen und fragte den vorreitenden französischen Officier, ob dieß nur ein Bataillon sei, was mit Ja erwidert wurde.

Deßhalb ließ der Commandant es passiren; er stand im Hornwerk am Affenthor, der Platzmajor mit der schwachen Escorte begleitete die französischen Truppen. Als das Bataillon Nassau bereits zur Hälfte in der Stadt war, bemerkte der Oberst, daß dicht an dasselbe ein zweites Corps ohne Fahne folgte, und rief deshalb der Thorwacht zu, den Schlagbaum und das Gatter zu schließen. Es entstand ein Gedränge, in welchem die Fran-

---

*) Deutsches Regiment Zweibrücken, errichtet 1757 durch den Herzog von Zweibrücken, welcher Oberst-Inhaber war, zweiter Oberst war Freiherr von Closen; Oberstlieutenant: Scheid; Major: von Wimpffen.

**) Deutsches Regiment Bentheim Nr. 46, dessen Inhaber von 1720—50 der Marschall von Sachsen gewesen war; seit 1751 Oberst: Graf Bentheim, Oberstlieutenant: Heister, Major: von Zoller.

Digitized by Google

zosen mit Degen und Bajonnetten auf die städtische Mannschaft losstachen und sie umringten; plötzlich sah der Oberst auch die Mittelwacht angegriffen und rief nun, die Brücke aufzuwinden. Dazu aber war man nicht im Stande, da das Gewölbe verschlossen war; Fahnenflüchtige, des Ortes kundig, bemerkte man unter den feindlichen Truppen.

Jetzt drangen auch Abtheilungen in das Hornwerk ein und von allen Seiten näherten sich Truppen zu Fuß und zu Pferd. Der Oberst protestirte gegen diese Feindseligkeit und erinnerte an die Verträge und Zusicherungen, worauf die feindlichen Officiere sich auf ihre Befehle beriefen. Mannhaft erwiderte Pappenheim: „Wenn er sich hätte vorsehen können, daß die Franzosen als Feinde kämen, so würde er sie haben zusammenschießen lassen, daß ihnen die Lust zum Angriff vergangen wäre; Kugeln und Kartätschen lägen beim Hornwerk bereit". Man umringte den muthigen Mann, daß er weiteres vorzunehmen außer Stande war, und hinderte ihn über die Brücke zu reiten; er jedoch ließ sein Pferd im Stich, machte sich los und fuhr in einem Nachen über den Main.

Von allen Vorgängen in Sachsenhausen bemerkte der Major Johann Nikolaus Textor (1703—1765, Goethe's Großonkel) nichts, welcher die Brücke passirt hatte und durch die Fahrgasse in Frankfurt mit seinem Geleite dem französischen Bataillon voranging. Am Bornheimer Thurm wurde er plötzlich von einem französischen Grenadierhauptmann aufgefordert, seine Leute die Waffen strecken zu lassen. Auf seine Weigerung wurden diese entwaffnet, er selbst verhaftet und mußte den Befehl zur Uebergabe der benachbarten Constablerwache geben, worauf es ihm gelang, zu entfliehen, zuerst die Hauptwache am anderen Ende der Zeil zu allamiren, und dann im Römer dem Bürgermeister Meldung zu machen.

Der Oberstlieutenant Johannes Erasmus von Klettenberg*) (1698 bis 1763) war auf der Hauptwache, als um 12½ Uhr Textor angesprengt kam, gefolgt von einer starken Abtheilung des Regiments Nassau-Saarbrücken, welche die Hauptwache umstellten. Anfangs wollte Klettenberg die Hauptwache nicht räumen, als er aber hörte, daß der ältere Bürgermeister bereits eine französische Schildwache ans Haus erhalten habe, übergab er die Wache und begab sich ebenfalls nach dem Römer. Dort überreichte am Nachmittag der Brigadier Christian Ludwig Wurmser von Vendenheim zu Missenheim, Generalinspector der deutschen Truppen in französischem Dienste und Oberbefehlshaber der in und bei Frankfurt concentrirten französischen Streitkräfte (14 Bataillone Fußvolk und 640 Reiter), dem Rathe ein Schreiben folgenden Inhals: „Da der König von Frankreich es für

*) Vgl. Lappenberg Reliquien der Frln. v. Klettenberg. S. 193.

Digitized by Google

passend erachtet, die Stadt Frankfurt noch wirksamer als bisher zu beschützen, so hat Ihro Majestät den Marschall Soubise angewiesen, seine Truppen einziehen zu lassen, und dieser hat Herrn von Wurmser mit der Ausführung beauftragt. Derselbe bittet den Rath, die Truppen einzuquartieren und überzeugt zu sein, daß er von den Soldaten nur Zeichen des Wohlwollens für die Stadt und den Rath empfangen wird". Zunächst trat eine Senatscommission mit den 14 bürgerlichen Capitänen (Vorständen der Stadtquartiere) zusammen, um zwölf Bataillone in der Stärke von 7000 Mann einzuquartieren. Die übrigen Truppen wurden aufs Land verlegt und Ende des Monats die Besatzung auf acht Bataillone und zwei Schwadronen vermindert.

Am folgenden Tage schon zeigten sich die Spuren des „Wohlwollens" in der Forderung einer Menge von Befestigungsmaterial und der Anlegung großer Fourage-Magazine. Es begann nun ein System von Unterhandlungen, auf deren Einzelheiten wir hier nicht eingehen können. Von Seiten der Stadt drohte man mit einer Beschwerdeschrift beim Kaiser, welche wirklich gedruckt, aber nicht abgesendet wurde; in derselben ist mit kühner Hyperbel vom Synd. Lucius behauptet, „daß selbst im 30jährigen Krieg solche exorbitante Abgaben, wie die jetzt geforderten, nie erlebt worden, welche den Totaluntergang der Stadt herbeiführen müßten".

Von Seite der Franzosen war die Frage der Stadtbefestigung und der Störung der Messe die Schraube, welche angezogen oder gelockert wurde, je nachdem man auf den Rath wirken wollte. Die Messen waren das Alpha und Omega der damaligen Frankfurter*): die Stadt zu einem Waffenplatz machen oder den Meßfremden Quartiere, Waarenlager und Stallungen durch militärische Einlagerung entziehen, galt gleich mit dem Ruin der Stadt. In größter Unterwürfigkeit erflehten in einer Bittschrift an den König von Frankreich die Väter der Stadt die Räumung derselben: „La Magnanimité de Votre Majesté, et son amour tant connu d'équité et de justice nous fait espérer qu'elle daignera jetter les yeux sur nous et nous exaucer en accordant cette grace royale". — Auf die eben angegebene Weise kam, freilich wesentlich durch Nachgiebigkeit von Seiten der Reichsstadt, bereits am 5. Januar eine vorläufige Convention über die Leistungen der Stadt und die Grenzen der Rechte zwischen Rath und Commando zu Stande, und wenn sich auch in der Folge noch manche Anstände über die Höhe der Forderungen der Franzosen erhoben, welche beispielsweise von der Stadt außer den großen Naturallieferungen auch noch baare Zulagen für die Officiere verlangten, so genügte doch schon die Drohung, während der Messe die Trup-

*) Vgl. diese Wochenschrift 1872. II. 373.

Digitized by Google

pen vom Land in die Stadt zu ziehen oder andererseits das Anerbieten, die Infanterie zu vermindern und alle Reiterei in dieser Zeit auf's Land zu legen, um Consuls et Senat, wie der Minister Duc de Choiseul sich verbindlich ausdrückte, zum Nachgeben zu bringen. Obgleich die Lasten der Stadt zu Ende Februar bereits 105,000 fl. (= 60,000 Thlr.), bis Ende März 320,000 fl. baar betrugen, wozu noch die Summen zu rechnen sind, die der Stadtkasse an Zins für unzählige Böden, Scheuern und Keller entgingen, welche den Franzosen zur Lagerung ihrer Vorräthe eingeräumt werden mußten, so hielt man es doch für staatsklug, dem Prinzen Soubise im Gasthof zum „Römischen Kaiser" ein standesmäßiges Quartier einzurichten, wobei für 280 Stab feinen Carmoisin Brocatelle 840 fl. an Herrn Gontard und 117 fl. für 128 Pfund weiße Wachslichter an Herrn Pietro Brentano bezahlt wurden. — Eine interessante Episode bildete die Schlacht bei Bergen am Charfreitag (13. April). Wie die Hoffnungen der Patrioten aufflammten, hat uns Goethe*) geschildert. Nach dem unglücklichen Ausgang dieser Schlacht, wo Deutsche gegen Deutsche fochten, auf französischer Seite die Regimenter Waldner (Nr. 72), Royal-Deuxponts und Royal-Suédois, ferner sächsisches Fußvolk und Reiterei mit 16 Geschützen**), fiel die ganze Ehre auf den Theil der Franzosen. Die kaiserliche Reichsoberpostamts-Zeitung vom 4. Mai 1759 brachte mehrere lateinische Disticha, welche den Herzog von Broglio mit Rücksicht auf dessen Taufnamen und auf den Charfreitag verherrlichten und daselbst im Deutschen also wiedergegeben sind:

---

*) Der vor dem Friedberger Thor am Haideweg Nr. 32 gelegene Garten, worin Caspar Goethe während der Schlacht verweilte, zeigt am Kappenstein des Thürgewändes die Inschrift: 17FG25. Wolfgangs Großvater, Friedrich Goethe, kaufte ihn also, oder legte ihn an 1725; 1808 wurde der Garten versteigert, war demnach 83 Jahre im Besitz der Goethe'schen Familie.

**) Der Prinz Friedrich Ludwig Karl Albrecht von Isenburg-Meerholz fiel als franz. Lieutenant beim Regiment Deuxponts am 28. Juli 1758 bei Sangerhausen, der Prinz Joh. Casimir von Isenburg-Birstein fiel als hessischer Generallieutenant bei Bergen. Ebenda fiel auf französischer Seite der sächsische Generallieutenant v. Dyherrn, der von Goethe erwähnte „freigeistige General", ferner der Graf Sparr vom Regiment Suédois, der Oberst von Closen vom Regiment Deuxponts; an seinen Wunden starb der Ritter des deutschen Ordens Baron Christian Franz Jacob Wurmser von Vendenheim zu Snadhausen, Oberst des Regim. R. Alsace, geb. 1721, gest. 18. April 1759, welcher am 20. auf dem Petersklrchhof zu Frankfurt begraben wurde, wo ihm sein jüngerer Bruder Dagobert Sigismund (geb. 1724, gest. 1797 zu Wien als Reichsgraf und kais. königl. Feldmarschall) ein Denkmal widmete. Die Wurmser, aus Bormio, Worms stammend, wohnen seit dem 12. Jahrhundert im Unterelsaß.

Digitized by Google

Du nennst dich Victor Franz; als Christus überwand,
Da überwandst auch du mit sieggewohnter Hand.
Franciscus hat an sich die Wunden eh' getragen,
Du hast dem Feinde sie itzt tausendfach geschlagen.

Am Tag, da Petrus weint bei eines Hahnes Kräh'n,
Jauchzt froh ganz Gallien bei Sieg und Wohlergeh'n.
Dort hört man Petri Mund ein Miserere singen,
Doch ein Tedeum läßt der Gallier erklingen.

Am Tag, da Gottes Sohn am Kreuz für uns gestorben,
Hat Ludwig's tapfres Herr die Rettung uns erworben.

Kaiser Franz I. ernannte den Herzog von Broglio für seinen Sieg zum deutschen Reichsfürsten. Als die Gemahlin desselben am 1. Februar 1760 in Frankfurt eintraf, wurden während ihres Einzugs die Kanonen gelöst und die ganze französische Garnison bildete Spalier. Im Hofe des Fürstlich Thurn- und Taxis'schen Palastes war eine Compagnie Stadtsoldaten aufmarschirt und eine Rathsdeputation empfig ehrerbietigst die Fürstin. Der erste Jahrestag der Schlacht bei Bergen wurde mit einer in der Domkirche vorgenommenen Fahnenweihe der „Grenadiere von Frankreich" und Abends mit einem glänzenden Fest des kaiserlichen Gesandten Grafen von Bergen feierlich begangen.

Man würde sehr irren, wenn man diese Kundgebungen als mit den Gesinnungen der Bürgerschaft übereinstimmend betrachten wollte. Die Erbitterung derselben wegen des Ueberfalls wurde noch gesteigert durch das anmaßliche, rücksichtslose Benehmen der ungebetenen Beschützer. Die Franzosen legten mitten in der Stadt Lazarethe an, theils in öffentlichen Gebäuden, deren Einräumung sie erzwangen, theils in Privathäusern, welche sie gewaltsam in Anspruch nahmen, ja, sie quartierten Kranke in Bürgerhäusern ein. Die Lazarethe waren so schlecht eingerichtet und unrein gehalten, daß 1760 das Physikat deßhalb eine Vorstellung beim Rath machte. In Folge davon nahm der Königslieutenant eine Visitation vor und da zeigte sich dann, daß im Kreuzgang des Carmeliterklosters, welcher ganz mit Kranken angefüllt war, eine äußerst stinkende Luft herrschte; faules Stroh diente den Kranken zum Lager und hie und da war ein abgenommener Arm liegen geblieben. Die gestorbenen Franzosen wurden auf der Bornheimer Haide begraben und dort lagen im Juni 1761 bereits über 1000 Leichen in der Erde. 1761 errichteten die Franzosen auch eine große Schlächterei am Peterskirchhofe und ließen das Blut des Schlachtviehs auf die Straße fließen, wo es in Fäulniß überging. Graf Thorane war der Typus eines altfranzösischen Edelmanns mit seinen Vorzügen und Schwächen. Bemüht den Schild seiner Ehre auch vom leisesten Hauche rein zu halten, lag doch die

Digitized by Google

Erwägung außer seinem Gesichtskreis, daß ein Bürger, einem Edelmann gegenüber, die gleiche Rücksicht auf sein Ehrgefühl beanspruchen könne.

Als Thorane im Juni 1759 nach Wiesbaden gereist war, um daselbst eine Cur zu gebrauchen, sandte der Rath am 25. Juni ihm 50 Flaschen feinen Rheinwein hin. Die guten Rathsherrn, von den Altvordern her an die immer offenen Hände der Kaiser und ihrer Beamten gewöhnt, fanden nichts Arges dabei, ihm zur Unterstützung der Cur einen guten Trunk zu senden. Aber der Franzose schreibt umgehend, daß er das Geschenk, für welches er sehr dankbar sei, nicht annehmen könne, weil er Mißdeutungen verhüten müsse.

Umgehend bittet der Rath, das Geschenk zu behalten; die Kleinigkeit sei ja nicht anders zu betrachten, als wenn ein Rathsglied den Grafen auf einen Löffel Suppe eingeladen hätte. Thorane bleibt standhaft und schiebt seine wiederholte Weigerung diesmal auf das Verbot der Aerzte, bei der Wiesbader Cur Rheinwein zu trinken. Die Briefe des Grafen, welche Kriegk (S. 321 ff. mittheilt), bewegen sich in den besten Formen, vereinigen Höflichkeit mit Festigkeit. Die andre Seite des Wesens von Thorane zeigt folgende Geschichte.

Am 12. Mai 1760 erschienen im Laden des Frankfurter Buchhändlers Franz Varrentrapp drei französische Oberofficiere, darunter ein Graf de la Luzerne, Oberst der Grenadiere von Frankreich und Neffe des Herzogs von Broglio. Der Graf kaufte ein Buch und als der Buchhändler ihn bat, dasselbe abholen zu lassen, erhielt er die Antwort: der Herr Varrentrapp möge das Buch selbst überbringen und er könne sich dabei mit den Mädchen, welche im Stern (dem Gasthof, wo der Graf wohnte) seien, divertiren. Diese insolente Rede verbat sich Varrentrapp, worauf der Graf mit dem Stock auf ihn eindrang. Einer der militärischen Begleiter Luzerne's suchte Thätlichkeiten zu verhindern; während des länger dauernden Handgemenges kamen Varrentrapp's Hausleute hinzu, und Varrentrapp rief einem Commis zu, zur Nothwehr einen Stock herbeizubringen. Endlich gelang es den wüthenden Grafen zum Laden hinaus zu drängen, wobei ihm Varrentrapp zurief, er sei ein insolenter und impertinenter Mensch, gegen welchen er beim Marschall Broglio Beschwerde erheben wolle. Dies zu thun war Varrentrapp gerade im Begriff, als er eine Vorladung zum Grafen Thorane erhielt. Der Königslieutenant ließ ihn den Vorfall erzählen und äußerte sich dann im Wesentlichen folgendermaßen: Varrentrapp habe dadurch, daß er einen Stock habe herbeibringen lassen, sowie durch die gegen den Grafen Luzerne gebrauchten Ausdrücke „insolent" und „impertinent" sich schwer vergangen. Er (Thorane) könne zwar nicht in Abrede stellen, daß der Graf Luzerne eine Etourderie begangen habe, trotz derselben aber wäre es dem

Digitized by Google

Barrentrapp nicht zugekommen, sich gegen jenen Herrn zur Wehre zu setzen, und ihm mit so anzüglichen Worten zu antworten; Barrentrapp hätte vielmehr Alles über sich ergehen lassen und dann bei dem Königslieutenant Klage führen sollen, in welchem Falle ihm Genugthuung verschafft worden wäre. Nachdem er dagegen sich wider den Graf Luzerne in so gröblicher Weise vergessen habe, stehe es dahin, ob Barrentrapp nicht deshalb müsse nach Frankreich gebracht werden.

Auf diese Erklärung erwiderte Barrentrapp: er sei in seinem eigenen Hause auf unverantwortliche Weise vergewaltigt worden, und habe den Stock lediglich zur Abwehr und Vertheidigung herbeibringen lassen, das ihm Widerfahrene aber habe er mit keinen andern Ausdrücken als den von ihm gebrauchten bezeichnen können, auch sei er gesonnen, sich noch diesen Morgen beim Herzog von Broglio deßhalb zu beschweren. Thorane fuhr hierauf weiter fort: es würde der Ehre Barrentrapp's gar keinen Abbruch gethan haben, wenn er das gekaufte Buch dem Grafen in eigener Person überbracht hätte, ohne sich über die von letzterem gemachte Plaisanterie aufzuhalten. Es komme überhaupt keinem Bürger zu, sich im Mindesten einem Officier zu widersetzen; jeder Bürger habe vielmehr den Officieren unter allen Umständen Respect zu erweisen und, falls er durch einen derselben beleidigt zu sein glaubte, sich an dessen Vorgesetzten zu wenden. Jetzt aber stehe die Sache so, daß er (Thorane) dem Marschall sogleich über den Vorfall Bericht abstatten müsse; da im Hause kein Zimmer frei sey, so möge Barrentrapp sich in Begleitung eines Officiers auf die Hauptwache begeben, um dort im Officiers- oder dem Verhörzimmer das Resultat des Berichts beim Marschall etwa bis 1 Uhr Mittags abzuwarten. Barrentrapp's Antrag: zu Hause, wo er ohnedieß Geschäfte habe, dies zu erwarten, oder mit dem Officier zu einem der beiden Bürgermeister als seiner Obrigkeit zu gehen, welcher sich dafür verbürgen werde, daß Barrentrapp als angesessener Mann sich nicht aus der Stadt entfernen werde, wurde vom Königslieutenant zurückgewiesen, und zwar mit der Drohung, daß Barrentrapp durch 4 Grenadiere werde auf die Hauptwache gebracht werden, wenn er nicht augenblicklich sich mit einem Officier dahin begebe. Bei dieser Drohung konnte Barrentrapp sich nicht enthalten, zu erklären: es sei ihm ganz unbekannt, daß Se. Majestät der König von Frankreich dem Grafen Thorane eine unbeschränkte Gewalt über die Frankfurter Bürgerschaft ertheilt habe; worauf Thorane antwortete: in Bezug darauf werde er sich zu verantworten wissen. Nun fügte sich Barrentrapp, mit der Erklärung, daß er der Gewalt weiche. Auf der Hauptwache wartete er viele Stunden, ohne daß die auf Mittag versprochene Entscheidung erfolgte. Dagegen wollte sogar, als der Abend eingebrochen war, der wachthabende Officier ihn für die Nacht ins Gefängniß setzen lassen,

Digitized by Google

und nur die Erklärung mehrerer Officiere vom Zweibrückischen Regiment, welche Zeugen gewesen waren, daß der Major, welcher Barrentrapp herbegleitet, ihn nicht als einen Arrestanten, dessen Entweichung zu besorgen wäre, überbracht hätte, und welche Barrentrapp als ansässigen Bürger kannten, rettete ihn vor der Einsperrung.

Inzwischen hatte der ältere Bürgermeister Schritte zu Barrentrapp's Befreiung gethan, und noch am Abend wurde er von der Hauptwache entlassen. Am folgenden Morgen richtete Thorane an den Senat ein Schreiben, worin er ganz in dem oben näher charakterisirten Sinne sich über Barrentrapp's Vergehen ausspricht und denselben dem Senat zur Bestrafung übergiebt und bittet, demselben mindestens eine Geldstrafe von 10 Fl. zum Besten der Armen aufzuerlegen. In Folge dieses Schreibens fand am 16. vor dem ältern Bürgermeister Barrentrapp's Verhör statt. Er vertrat in einer Denkschrift seinen früheren Standpunct, wonach er selbst der beleidigte Theil sei und die Grenzen der Nothwehr nicht überschritten habe; er berief sich auf Artikel 6 der Convention, welche am 5. Januar 1759 zwischen dem französischen Obercommando und dem Magistrat von Frankfurt abgeschlossen wurde (abgedruckt in meiner Secularschrift) und bei Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern jeden Theil seinem natürlichen Richter zuweist. Barrentrapp bat daher, ihm Genugthuung wegen seiner ungerechtfertigten Verhaftung zu verschaffen.

Der Rath war in einiger Verlegenheit, was in dieser Sache zu thun sei; wußte er doch, daß er im Fall des Dissenses mit Thorane auf einen Rückhalt am Reichsoberhaupt nicht rechnen könne. Er wies daher die Sache an die fünf Syndici zum Bericht. Einer von diesen, der oben genannte Lucius, lehnte jede Mitwirkung ab; die andern vier suchten einen Mittelweg; sie anerkannten, daß Barrentrapp die Grenzen der Nothwehr überschritten habe, aber sie verwarfen auch den Grundsatz des Königslieutenants, daß ein Bürger sich gegen Gewaltthätigkeiten königlicher Officiere nicht zur Wehre setzen dürfe. Sie verhängten keine Geldstrafe, erkannten aber auf Verweis. Sie schlossen mit dem Protest gegen die Verhaftung eines Bürgers und wollten den Grafen Thorane ersucht wissen, sich genau an die Convention zu halten. Der Rath beschloß, gegen Barrentrapp nach diesem Gutachten zu verfahren, aber der Protest erschien ihm so bedenklich, daß beschlossen wurde, denselben wegzulassen.

Ueberhaupt waren unter den oben angedeuteten Verhältnissen die Grenzen der Regierungsgewalt nicht festzuhalten. Selbst auf den Theaterzetteln stand der Senat erst in zweiter Linie. Es hieß Par Permission de Monseigneur le Maréchal Du de Broglio et de Messieurs les Magistrats de la Ville libre de Francfort. Einen für das Verhältniß zwischen den Wirthen und

Digitized by Google

den ungebetenen Gästen charakteristischen Zug hat Fr. Nicolai*) uns aufbewahrt. Er erzählt: „Als der Prinz von Soubise Frankfurt eingenommen hatte, stellte er einen großen Bal paré an, zu dem auch der Rath der Stadt in corpore eingeladen ward, der dann auch nach althergebrachtem Brauch per deputatos auf diesem Balle zu erscheinen beschloß. Nun war die Frage: wie sie erscheinen sollten? Sie befürchteten — und mit einigem Recht — daß wenn sie in der prächtigsten Stadtkleidung und nicht in der Amtskleidung erschienen, man sie als Privatpersonen und nicht als Rathsherren und Deputirte des Rathes betrachten möchte, — welches der feindliche General übel nehmen konnte, der den Rath und nicht Privatpersonen eingeladen hatte. Also war nichts zu thun, als daß die Herren feierlichst mit großen Quarrée-Perrucken und langen Talaren auf dem Bal paré erschienen. Der Prinz von Soubise war freilich seiner Mienen genug Meister, um sie sehr höflich zu empfangen, aber es ist leicht zu errathen, wie diese Erscheinung auf eine Menge junger französischer Officiere mag gewirkt haben."

Die von Kriegk (a. a. O. S. 124 ff.) wesentlich auf Grund der Aufzeichnungen von Johann Christian Senckenberg gegebenen Mittheilungen über die absichtliche Uebergabe der Stadt an die Franzosen unter Mitwirkung des Stadtschultheißen Textor ist in der Presse bei Besprechung des Kriegk'schen Werkes so vielfach berührt worden, daß wir unter Hinweisung auf das letztere um so mehr darüber hinweggehen können, als die Erörterung der hier zu Grunde liegenden Verhältnisse weit mehr Raum erfordern würde, als wir für diese Skizze beanspruchen können. Wir wenden uns zum Schlusse der französischen Occupation.

Thorane verließ Frankfurt im Juni 1761; nachmals war er vom 23. Januar bis 26. Februar 1763 noch einmal hier anwesend. Kurz vor seiner Abreise i. J. 1761 brachte Thorane die Frankfurter Bürger in große Verlegenheit. Er sprach von Dankverpflichtung der Stadt gegen Broglio und der Rath wollte hierauf der anwesenden Gemahlin desselben ein Geschenk machen; dieß wies aber nun Thorane in deren Namen zurück, dagegen erklärte er, es würde der Reichsfürstin ein großer Gefallen geschehen, wenn die Stadt Frankfurt dem Marschall Broglio ein öffentliches Denkmal errichtete, wie 1748 Genua mit Boufflers und Richelieu gethan. Er schlage für das Denkmal das Rondel der Mainbrücke vor und wolle einen Beitrag von 1000 Thlr. dazu geben. Dazu konnte sich der Rath nicht entschließen. Er schlug vor, zu Ehren Broglio's eine Medaille prägen zu lassen, allein der Bürgerausschuß verweigerte die Kosten dazu, da man dies bisher nur für den Kaiser bei

*) Reise durch Deutschland. 3. Aufl. 1788. 1. 263. N. verlegt irrthümlich den Ueberfall ins Jahr 1757.

Digitized by Google

dessen Krönung gethan habe, und so lehnte man in möglichst höflicher Form jede Ehrenbezeugung ab. —

Gegen Ende des Krieges wurde die Truppenzahl allmählich vermindert und zuletzt blieb nur das Regiment Elsaß. Am 23. Februar 1763 zogen die beiden ersten, am 25. die beiden letzten Bataillone desselben ab. Der Rath erhielt die Schlüssel der Stadt zurück. Am 27. endlich schlug der Stadtcommandant, General-Lieutenant Marquis de Salles den Weg nach seiner Heimat ein. Am 18. März 1763 wurden Ställe, Hütten und Wachthäuser auf der Bockenheimer Gasse, dem Roßmarkt, der Stadtallee, dem Klapperfeld, dem Liebfrauenburg ꝛc. durchs Bau-Amt auf den Abbruch versteigert.

Wilhelm Stricker.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Reichslandesbericht. Aus Deutschlothringen. — Die Wahlbewegung in den Reichslanden, welche zum ersten Mal seit ihrer Wiedereroberung die Mitglieder der Kreis- und Bezirkstage wählen sollen, ist doch eine ziemlich allgemeine, wenngleich sie weniger durch öffentliche Versammlungen und dgl. in den Vordergrund tritt. M. E. hätte die Regierung öffentliche Besprechungen mehr befördern sollen; es würden dann die Elemente, welche jetzt im Geheimen schüren, doch mehrfach zum Hervortreten veranlaßt und durch die Discussion die wirkliche Stimmung der Bevölkerung offenbar geworden sein. Vor Allem würde man einen besseren Einblick in die clericalen Agitationen gewonnen haben, welche wohl schließlich den besten Erfolg haben werden. Soweit bis jetzt ein Urtheil gefällt werden kann und das hält nach der Sachlage sehr schwer, dürfte das Resultat doch nicht so schroff, schwarz ausfallen, als man an manchen Stellen bisher fürchtete. Aus der Urne dürften meist Männer hervorgehen, welche zwar der katholischen Geistlichkeit sehr nahe stehen, aber sich nicht sofort auf den Standpunkt der Unversöhnlichkeit stellen werden. In Straßburg, vielleicht auch in einigen anderen Städten werden jedoch wohl derartige demonstrative Wahlen stattfinden; einmal sind alle städtischen Wähler — nicht nur die Pariser — geneigt, oppositionell zu wählen, andererseits fehlte grad hier die öffentliche Besprechung. Durch letztere würden auch die altdeutschen Wähler aus ihrer Apathie herausgerissen sein, welche um so weniger zu rechtfertigen ist, als die Zahl dieser Stimmen — sie soll für Straßburg nach einigen Angaben bis auf 4000 steigen — bei dem Gegenüberstehen zweier einheimischen Parteien leicht den Ausschlag geben könnte. Im Allgemeinen ist die Stimmung

in den letzten Wochen eine viel ruhigere geworden, wie denn auch die Erscheinungen der heiligen Jungfrau, welche angeblich in jedem Ort der Reichslande sich vorstellen wollte, seit Mitte Mai abbestellt sind. Zuletzt erschien sie noch im Lothringschen einigen heißblütigen Kaplänen, „an denen sie wie eine Locomotive vorbeigesaust war;" letztere, welche gegen die Regel verstießen, daß sie Geistlichen sich nicht eher offenbarte, als bis sie einer großen Menschenmasse wiederholt sich gezeigt hatte, waren außerdem in der Wahl der Zeit insofern unglücklich, als in denselben Tagen mehrfache Schwindeleien constatirt wurden, indem in ihrer Ehre stark anfechtbare Mädchen den Besuch der Jungfrau gehabt haben wollten. Zunächst wird dieselbe allerdings in Frankreich selbst zur Erweckung des geistlichen Bewußtseins der ehrlichen Leute beizutragen haben, um die Gemüther für die Thronbesteigung Heinrich's V. empfänglich zu machen, welche nach einer namentlich in geistlichen Kreisen verbreiteten Ueberzeugung binnen einigen Wochen bevorsteht und anscheinend zunächst zu einer Christianisirung des Landes und zu einem Kreuzzug für den heiligen Vater, vorläufig aber noch nicht zur Wiedereroberung der Reichslande führen soll. Weil daher noch eine Zeitlang mit der gegenwärtigen Regierung gelebt werden muß, will man — so hat es wenigstens den Anschein — den Bogen jetzt nicht zu straff spannen und wartet lieber ab, wie die Auflehnung der preußischen Bischöfe gegen Gesetz und Staat verlaufen wird.

Zu dem Entschluß weniger heftig aufzutreten hat aber nicht nur die in Straßburg gezeigte Energie, sondern auch und wohl am meisten die ruhigere Anschauungsweise, welche sich überall verbreitet, beigetragen. Zwar hat der Sturz Thiers', welcher hier einen jähen Schrecken verursachte, nicht sofort zu Unruhen und Kämpfen geführt und wird der Marschall-Präsident einige Monate die Ordnung aufrecht halten. Man schüttelt aber bedenklich die Köpfe zu der Reaction, welche jetzt jenseits der Grenze herrscht und selbst streng kirchlich gesinnte Personen tadeln die Ueberstürzung, mit welcher man, wie einst unter der Restauration, Prozessionen unter Theilnahme der höchsten Behörden veranstaltet und überhaupt dem Jesuitismus volle Gewalt giebt. Man glaubt nicht, daß die französischen Republikaner, zu welchen sich eine sehr große Zahl der Reichsländer rechnet, ohne einen Bürgerkrieg aus dem Felde werden geschlagen werden, man fürchtet, daß die extreme katholisch-legitimistische Partei die communistischen Schaaren zu neuen Greuelthaten, vor Allem gegen die Kirche und ihre Diener provoziren wird. Man verhehlt denn auch nicht seine Befriedigung darüber, daß man während dieser Uebergangsperiode in Folge der Anwesenheit der Deutschen nicht direct betheiligt sein wird, der Glaube an eine ewige Dauer derselben ist aber nur bei einem kaum in Betracht kommenden Bruchtheil der Bevölkerung bisher zu finden. Allerdings sind in den letzten Wochen viele Personen wieder zurückgekehrt, die am 1. October vorigen Jahres nach erfolgter Option das Land verließen; der größte Theil derselben hatte jedoch von Anfang an die Absicht der Rückkehr, glaubte aber, daß eine ohngefähr sechsmonatliche Abwesenheit genügen würde, um ihre Option als gültig ansehen zu lassen; ein anderer Theil hat in Frankreich keinen Verdienst gefunden, was freilich auch um so schwerer war, als man meist in der Nähe der Grenze bleiben wollte, zumal der Franzose des Inneren und des Mittägigen auf den Elsässer stets als tête carrée mit einigem Hohn herabsieht, und vor Allem erkennt man,

daß ja auch unter deutscher Herrschaft sich leben und der Unterhalt verdienen läßt. So hat namentlich Metz wieder ein lebhafteres Ansehen gewonnen, die Zahl der geschlossenen Läden ist bedeutend verringert, freilich der Verkehr, welcher vor dem Krieg dort war, ist noch lange nicht wieder hergestellt; es fehlen namentlich die Pensionärs, welche früher der Stadt ein besondere Vorliebe schenkten. Bei den großen Opfern, welche seiters der Regierung namentlich im Interesse von Straßburg gebracht sind, dürfte der Vorschlag discutabel sein, den Heranzug deutscher Pensionäre nach Metz durch Gewährung von Wohnungszulagen zu der Pension zu befördern. Wer die colossalen Bauten an den dortigen Festungswerken, die ihrem Ende nahen, gesehen hat, der wird sich auch dann dort sicher fühlen, wenn er an den baldigen Ausbruch des Revanchekriegs glaubt, und die Zahl der deutschen Offiziere und Beamten ist schon jetzt nicht klein, welche das dortige Leben dem in Straßburg vorziehen.

Verschiedene Maaßregeln der Gesetzgebung haben im Lande Zufriedenheit hervorgerufen und so das Interesse an den Berliner Verhandlungen geweckt. Namentlich ist der Bauernstand froh, endlich von der Gefahr einer Erhöhung der Tabakssteuer befreit zu sein, man hat im ganzen Land nicht ohne Schmunzeln gehört, daß die Rücksicht auf Elsaß-Lothringen entscheidend für die Verwerfung war; man sieht immer mehr ein, daß ganz Deutschland gewillt ist, für sein jüngstes Kind Alles mögliche zu thun. Hoffentlich bleibt aber die Frage einer Reform der Tabakssteuer und Beseitigung der Salzsteuer auf der Tagesordnung. Die neue Wein- und Branntweinsteuer befriedigt namentlich die kleinen Consumenten wegen der sehr bedeutenden Herabsetzung, wenn auch dieselbe bei der Steigerung der Weinpreise wenigstens noch nicht für Jedermann zu Tage tritt. Während das Weinsteuergesetz vielfache Vexationen beseitigte, dürfte dagegen das am 1. Juli in Kraft tretende — norddeutsche Branntweinsteuergesetz manche Unzufriedenheit wegen der meist neu eingeführten scharfen Kontrole der Eigenbrenner veranlassen. Neben einer Reihe kleiner Steuern, — welche z. Th. durch die deutsche Regierung factisch gar nicht erhoben wurden — sind endlich auch die Zuschläge zu den Enregistrementsgebühren gesetzlich beseitigt. Dieselben betrugen ein bis zwei Zehntel zu den ohnehin für Norddeutsche wegen ihrer hohen Procentsätze wunderbaren ursprünglichen Beträgen. Trotzdem bewilligt das Budget noch sehr bedeutende Summen für außerordentliche Ausgaben. Die Universität nimmt davon den größten Theil in Anspruch, Deutschland wird überhaupt einsehen müssen, daß die Reichslande als solche nicht in der Lage sind, dieselbe in der ihr gegebenen Ausdehnung zu unterhalten und daß daher der für dieses Jahr bereits bewilligte Zuschuß von 500,000 Thaler nicht der letzte sein wird. Mit der Zeit wird man überhaupt nicht umhin können, das finanzielle Verhältniß der Reichslande zum Reich in Erwägung zu ziehen, vielleicht noch eher, als die staatliche Stellung geordnet sein wird. Die Reichseisenbahnen werden allerdings vom Reich bereits als sein Eigenthum betrachtet. Dieselben werden sich aber noch schlechter als bisher rentiren, wenn die jetzt genehmigten neuen Strecken dem Betrieb übergeben sein werden; dieselben werden das Anlagecapital von beiläufig 40 Millionen unter Berechnung der den älteren Linien geschaffenen Concurrenz kaum verzinsen.

Es wird dann zu erörtern sein, ob die militärischen und internationalen Rücksichten, welche die Uebernahme und den Ausbau der Bahnen durch das Reich veranlaßten, wirklich so bedeutend sind, um dem Reich allein diese Opfer aufzuerlegen und nicht dem Lande, dessen locale Interessen durch die Neubauten und durch die jetzige Betriebsweise am meisten gewinnen, ein Beitrag aufzuerlegen ist, wobei denn auch die den badischen Bahnen durch die billigeren Tarife entstandene Gefahr einer starken Ertragsschmälerung in Erwägung zu ziehen ist. Denn es ist kaum zu glauben, daß bis zu dem gedachten Zeitpunct die Ueberschüsse der bestehenden Linien eine dem Erwerbs- und Anlagecapital derselben von circa 100 Millionen Thaler entsprechende Rente ergeben werden. Der Verkehr ist freilich in Folge der namentlich gegen die französischen Sätze bedeutenden Herabsetzung in starker Zunahme; vornehmlich haben die Marktbesucher bald verstanden lieber für wenige Sous die Eisenbahn zu benutzen, als halbe Tage zum Markte hin und zurück zu Fuß zu gehen. Auch die Geschäftsleute rühmen die sehr wesentliche Ersparniß und die dabei viel bessere Beschaffenheit der Wagen. Die Klagen über Grobheit der Beamten sind verstummt, zum Theil schon deßhalb, weil das Publicum sich mehr an die Eisenbahnfahrt und so auch an das Getreibe und sich in demselben allein zu finden gewöhnt hat. Ebenso kennen jetzt die Beamten ihr Publicum mehr, auch nimmt die Zahl der einheimischen Angestellten stetig zu. Dagegen ist immer noch nicht die genügende Zahl von Güterwagen vorhanden, zumal der Zutritt der luxemburgischen Bahnen den eben gehofften Abschluß der desfallsigen Bestrebungen wieder in weitere Ferne rückte. Die Eröffnung der Gotthardbahn wird dereinst den Reichsbahnen neuen Verkehr zuführen, aber auch die französische Ostbahngesellschaft bemüht sich durch Anlage von der neuen Grenze parallel laufenden Bahnen den durch die Annexion entzogenen Verkehr wieder an sich zu ziehen. Letztere Gefahr ist freilich so lange nicht groß, als die finanziellen Verhältnisse des französischen Staates Tarifexperimente, wie sie die Straßburger Generaldirection betreibt, den mit der Staatskasse in engem Zusammenhang stehenden französischen großen Bahngesellschaften nicht gestattet.

Vorläufig dürfen wir freilich erwarten, daß die Freigebigkeit gegen die Reichslande noch fortdauert, selbst wenn die Bevölkerung sich noch weigert, öffentlich die Wohlthaten anzuerkennen. Man darf auch nicht vergessen, daß Elsaß-Lothringen jährlich bedeutende Summen zur Unterhaltung von Anstalten und Unternehmungen zu leisten hat, welche nur mit Rücksicht und durch die Angehörigkeit an ein großes Reich entstehen konnten; so, wie schon oben gedacht, für die Universität, so zur Verwaltung von 338 Kilometer Kanälen mit 202 Schleusen, zur Verzinsung und Tilgung der Obligationen, welche ausgegeben werden zur Abfindung der Inhaber bisher käuflicher Stellen. In gleicher Weise wie Baden hat Elsaß-Lothringen jährlich größere Summen für Rheinuferbauten zu verwenden, zumal die französische Regierung die 188 Kilometer lange Strecke absichtlich vernachlässigte, ohne daß die Hinterländer dazu beitragen. Elsaß-Lothringen hat eben die Vortheile der Angehörigkeit zu einem großen Reiche genossen; einen elsaß-lothringschen Kleinstaat schaffen zu wollen, würde bedeuten: die Möglichkeit deutscher Sympathie vernichten.

Daß die Elsaß-Lothringer, namentlich die mittleren Klassen, keineswegs ein Vertrauen auf längere Dauer der deutschen Herrschaft haben, beweist am

besten die geringe Zahl derjenigen jungen Leute, welche aus Frankreich zurückkehren, um sich nachträglich zur Erfüllung ihrer Militairpflicht zu gestellen; freilich hat grad in der Jugend dieses Alters die französische Erziehung die meisten Erfolge erzielt; wurde doch in vielen Collegien und Lyceen — den Secundairschulen — nicht einmal deutsche Sprache im Ernst gelehrt, so daß nur wenige dieser Zöglinge auch nur nothdürftig deutsch lesen und schreiben können. Dies ist auch der Grund, weßhalb die von der deutschen Regierung neu organisirten Schulen bisher Erfolge fast nur in den unteren Klassen erzielten: in den oberen Klassen mußte man womöglich noch die ersten Anfangsgründe des Deutschen lehren. Der Besuch dieser Anstalten durch die Einheimischen ist ebenfalls noch ein geringer; man sendet lieber selbst sechs- und siebenjährige Kinder in die Anstalten jenseits der Grenze, von wo sie natürlich mit deutschen Sympathien nicht zurückkehren. Die allgemeine Wehrpflicht dagegen hat die von ihr erwartete Wirkung; die Briefe lauten befriedigend, selbst die Klagen über das Schwarzbrot verstummen und die Angehörigen beginnen bereits mit einigem Stolz die Photographien aus der Garnisonstadt zu zeigen; von kundiger Seite betrachtet man denn auch die Vermehrung der Garnisonorte im Lande mit Recht als für eine weitere Vereinigung der Alt- und Neudeutschen günstig, denn die Heirathen mit Töchtern des Landes finden namentlich im Unteroffizierstand immer häufiger statt. Da zu erwarten steht, daß von den hiesigen Recruten ein Theil capituliren wird, werden dann auch bald altdeutsche Mädchen in elsässische Familien eintreten und die Wirkung dieser Beziehungen kann auf die Dauer nicht unterschätzt werden.

Literatur.

Die Poesie in der Schlacht. „Sedan. Ein deutsches Heldenlied von Karl Heinrich Reck." Halle, Buchh. des Waisenhauses. 1873. — Es ist Stolz und Glück des modernen Dichters, daß er vor Allem in der Heimath zu finden weiß, was schön ist und zu idealer Darstellung geeignet. Längst ist für Deutschland die Zeit verschwunden, in welcher die Wirklichkeit als dürftig, enge, gemein und als ungeeignet zu schöner Erfindung erschien und wo der Dichter seine Stoffe aus fernen Zeiten und fremden Völkern wählte, oder, wenn er kühn war, aus den Lebenskreisen Solcher, welche in Sitte und Bildung der großen Mehrzahl ihrer Zeitgenossen anspruchslos gegenüber standen. Der Schaffende, welcher jetzt von einem unveräußerlichen Rechte Gebrauch macht und Menschen aus abliegender Zeit oder fremdem Volksthum poetisch behandelt, wird dies wahrscheinlich in der Ueberzeugung thun, daß er auf viele Vortheile bei seiner Arbeit verzichtet, um eine gewisse Summe von anders gefärbten Schönheiten für seine Kunst zu gewinnen.

Dem modernen Dichter wird zwar das muthige Vertrauen wohl anstehen, daß er fast alle Eindrücke, welche die umgebende Wirklichkeit in seine Seele sendet, irgendwie poetisch verwerthen kann, aber er soll auch genau wissen, daß sein gutes Recht gegenüber der Wirklichkeit erst da beginnt, wo der einzelne Mensch mit seinem Gemüth und Charakter in dem großen Strome des Lebens erkennbar wird. Auch wo der Dichter Natur und Landschaft

schildert, unterscheidet er sich von dem Mann der Wissenschaft dadurch, daß es ihm nicht darauf ankommt, die Objecte an sich deutlich zu machen, sondern die Reflexe derselben in einer bewegten Menschenseele; auch hier ist es seine Aufgabe, Unbelebtes lebendig und menschenähnlich umzubilden. Ueberall aber, wo die Poesie menschliches Thun und Leben zu schildern unternimmt, vermag sie ihre Vorrechte nur dadurch zur Geltung zu bringen, daß sie das allgemein Menschliche im Einzelleben vorführt, und zu diesem Zweck individuelles Fühlen, charakteristisches Aeußern in den Vordergrund und als Hauptsache aus der gesammten übrigen Menschen-Welt heraushebt. Des Dichters erster Kunstgriff muß immer sein, ein Individuum — seinen Helden — bedeutsam und werth zu machen. So verfährt ja schon die einfachste Gattung epischer Poesie, das Märchen. Es weiß vor Allem Theilnahme für eine bestimmte Person zu erregen, für das Kind, dessen Geburt lange von den Eltern ersehnt wurde, für die Königstochter, weil sie die schönste von Allen ist, für die unterdrückte Unschuld, welche durch eine böse Stiefmutter geplagt wird oder von ältern Brüdern als einfältig verachtet wird. Benützt der Dichter ein Ereigniß der Wirklichkeit als Stoff, so muß er die daran betheiligten Personen isoliren, indem er viele Fäden, welche in der Wirklichkeit das Leben der Betheiligten mit der Gesammtheit verbinden, zerschneidet, damit die Menschen, welche er in seiner Handlung darstellt, zu poetischen Helden werden, d. h. damit ihr Thun und Leiden aus dem innern Zug ihres eigenen Wesens, aus ihrem Charakter hervorgehe und damit ihr Schicksal den menschlichen Forderungen an eine vernünftige und sittliche Weltordnung vollständig entspreche. Alle heitern und alle großartigen Wirkungen der Poesie beginnen erst da, wo die Eigenart des Individuums gegenüber dem Leben seiner Gattung zur Geltung kommt. Historische Helden bereiten deshalb dem modernen Dichter besondere Schwierigkeit, weil sie aus dem großen Zusammenhang ihres geschichtlichen Daseins sich nur schwer zu solcher Freiheit und Selbständigkeit herausheben lassen, daß ihr Schicksal als Resultat ihrer eigenen Thaten verständlich und imponirend wird.

Da wir an geschichtliche Betrachtung gewöhnt sind, so empfinden wir zuweilen auch das Leben und die Wandlungen eines ganzen Volkes oder große Massenactionen desselben: Revolutionen, Kriege als hoch poetisch. Wir erfassen in solchem Fall das gesammte Volk als eine bestimmte menschenähnliche Individualität mit begrenztem Charakter und wir ahnen mit Ehrfurcht in seinem übermenschlichen Leben ein ähnliches Verhältniß von Schuld und Strafe, wie bei dem Individuum. Aber einer ausgeführten poetischen Darstellung entzieht sich dieser poetische Schein in welchem eine ganze Nation schimmert, jeder Dichterkraft; es bleibt uns auch hier nur übrig, solche historische Momente zu erfassen, wo ein Einzelner als Repräsentant seines ganzen Volkes gelten kann, d. h. wo wir ein Individuum als Helden erhalten. Dann beansprucht dieser Held: Luther, Wallenstein, Friedrich II., Napoleon sogleich alle Rechte, die Selbständigkeit und Abgelöstheit eines poetischen Gebildes.

Alle Massenactionen, wenn auch ihr Resultat für die Geschichte von größerer Bedeutung sein mag, sind deshalb für die Poesie bedenkliche Stoffe, am bedenklichsten, wenn ihr wirkliches Detail so bekannt oder so wichtig ist, daß es die freie Erfindung des Dichters in jeder Stelle lähmt und ihn zwingt

ein unbehilflicher Nachahmer des Geschichtschreibers zu werden. Unter allen Massenactionen aber ist die moderne Schlacht wohl am wenigsten für poetische Behandlung geignet. Der Dichter wird vielleicht eine Volksversammlung, ja sogar eine Sitzung des Reichstages noch mit Erfolg behandeln, denn hier vermag er eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Charakteren in interessanter Manifestation ihrer Besonderheit zu schildern und den wohlbekannten wirklichen Verlauf mit einer gewissen Freiheit ergötzlich oder erhebend zusammenzufassen. Die Blutarbeit einer Schlacht widerstrebt solcher Behandlung, denn Zweck und Wesen der modernen Schlacht ist doch nur, durch ein complicirtes Instrument, das Heer, das entsprechende Instrument des Gegners aus seiner Stellung zu drücken, indem man demselben die Kraft des Widerstandes zerstört. Die Mittel dazu sind Tödten, Verwunden, Gefangennehmen. Es ist wahr, diese fruchtbarste Arbeit einer Nation wird nur möglich durch die stärkste Anspannung sittlicher und gemüthlicher Motive in den Einzelnen, durch Disciplin, Ehrgeiz, Vaterlandsliebe, durch mannhafte Ueberwindung der Todesfurcht und Willensacte, welche im Bewußtsein der schwersten Verantwortung mit großer innerer Freiheit vor sich gehen. Aber alle diese gewaltigen Impulse der Thatkraft kommen in der Schlacht selbst fast nur in vorschriftsmäßigen Massenbewegungen zu Tage, durch die Massen werden alle Hauptsachen entschieden, die Arbeit selbst ist — poetisch betrachtet — eine ganz äußerliche und einförmige, die menschliche Empfindung der hunderttausend Einzelnen ist unkenntlich in der Massenwirkung, nur hier und da wirkt der schnelle Gedanke, die Willenskraft eines Befehlenden auf das Ganze. Dies Ganze ist nun allerdings in seiner Erscheinung das furchtbar Großartigste, was vereintes Handeln vieler Menschen hervorbringen kann, und Gefühle der Betheiligten vor der Schlacht und nach dem Siege sind vielleicht die gewaltigsten, welche Menschen in großer Gemeinsamkeit erleben, aber grade die Uebermacht dieser leidenschaftlichen Massengefühle macht ihre Verwerthung für die Kunst nicht leicht. Wollte man Jemanden, der die Schlacht von Sedan an Ort und Stelle erlebt hat, ohne durch die eigene Aufgabe allzusehr beengt zu sein, nach seinen poetischen Empfindungen bei der Schlacht fragen, so wird er wahrscheinlich als die merkwürdigste Wirkung hervorheben den dichten Nebel des Frühmorgen, der den Aufmarsch des Heeres gewissermaßen geisterhaft machte, er würde sich erinnern, wie überall aus dem wallenden Nebelmeer die Brände der verlassenen Lagerfeuer schimmern, hier und da ein Pferdehaupt, die schwankenden Umrisse einer Menschengestalt, wie zuweilen ein Baum, ein Kirchthurm als dunklerer Schatten sichtbar wird, während rund um den dahinziehenden das dumpfe Geräusch der marschirenden Colonnen tönte und doch der Weg und die Kameraden darauf wenige Schritte vorwärts und zurück unsichtbar blieben. Wie dann mit der steigenden Sonne allmählich der Nebel sank und die dämmerigen Umrisse der vom Feinde besetzten Höhen heraustraten, die Dächer von Sedan und Donchery, der gewundene Lauf des Flusses, die Dörfer und Villen einer anmuthigen Hügellandschaft, und auf den Wegen gleich riesigen schwarzen Schlangen die Colonnen der umfassenden Armeecorps, während im Vordergrund und hinter den Hügelreihen der rechten Seite der Geschützdonner krachte, und die Pulverwolken mit den Nebelstreifen zu weißem schwerem Gewölk zusammenflossen. Dann kam über den Schauenden das Bangen der Erwartung, und das

Grauſen der Schlacht; aber das männliche Gemüth ſcheint nur im Stande, ein gewiſſes Maß ſolcher Eindrücke aufzunehmen, auf ſie folgt eine ſtarre und harte Ruhe, die durchaus nicht dazu angethan iſt, der Phantaſie freies Spiel zu laſſen, die Sinne und Gedanken ſtehen ganz unter der Einwirkung der Wirklichkeit, der Blick folgt mit Spannung jedem Ereigniſſe der Schlacht, der Geiſt ſucht den Calculen des Feldherrn nachzurechnen, mit Ungeduld erwartet man die Fortſchritte und man wundert ſich nur ein wenig, wenn das Glockenſpiel auf dem Thurm von Donchery jede Stunde und jede halbe Stunde ſein heiteres Rococogeklingel in das Toſen auf dem Feld miſcht. Dann kommt in die Seele ein Mißbehagen mit dem ſtillen Beharren, man fühlt die Gluth der heißen Tagesſonne, und erſehnt in wilder Unruhe neue Ereigniſſe, irgend eine Betheiligung am Kampf; hat man einige Freiheit der Bewegung, ſo ſucht man die Stelle zu verändern. Endlich wird die Abſpannung fühlbar, man empfängt mit merkwürdiger Ruhe eine Siegesnachricht nach der andern und ſieht kalt auf die unermeßliche Rauchſäule, welche wie aus einem feuerſpeienden Berge aus der Mitte von Sedan zum Himmel ſteigt. Und wenn endlich der Moment kommt, der dieſer Schlacht einen ſo perſönlichen und dramatiſchen Schluß gibt, wie ihn wenig andere haben, wenn Oberſt Reille heranreitet und die Ergebung des Kaiſers Napoleon überbringt, da wird der Zuſchauer allerdings ſtark von dem Gedanken ergriffen, daß er einen einzigen Moment von hiſtoriſcher Bedeutung erlebt; aber über der ſtolzen Befriedigung ſchwebt vielleicht ſchon die politiſche Sorge, daß dieſer Moment nicht Ende des Kampfes, ſondern Anfang eines neuen Krieges iſt, und der Betrachtende ſchwankt, ob er, was ſich jetzt vollzieht, für ein politiſches Glück oder Unglück halten ſoll. Dieſelbe harte Gebundenheit der Empfindung bleibt dem Augenzeugen vielleicht auch dann, wenn er über die Walſtatt zieht, der Tod in ſeinen zahlreichen grauſen Bildern regt ihm die lebenſchaffende Phantaſie nicht ſofort an, das Individuum, welches ſtill daliegt, wird zuerſt mit kurzem Schauder, bald ohne Bewegung betrachtet, die Bilder der Todten werden an ſolchem Tage nicht ohne weiteres der Empfindung vermittelt. Aber der leiſe Seufzer eines Sterbenden bewirkt dies, das Bild oder die Haarlocke, welche ein Todter in der Hand hält, ſogar der kleine Hund, der unverwandt auf ſeinen erſchoſſenen Herrn blickt. Bei ſolchem Anblick wird auch der ganz plötzlich weich, der ſonſt an die Schrecken des Schlachtfeldes gewöhnt iſt, und die Thränen ſtürzen ihm heiß aus den Augen. Weshalb? Weil durch ſolche leiſe Mahnung an Leben und Schickſal eines Einzelnen die Phantaſie geweckt wird, und die Bilder der Wirklichkeit im Innern lebendig werden. Jede Schlacht umſchließt viele tauſend poetiſche Epiſoden, grade das kleinſte Detail, welches bei einer Schlachtbeſchreibung unſichtbar bleibt, mag eine Fundgrube für die größte, rührendſte und erſchütterndſte poetiſche Darſtellung werden. Die Beſchreibung des großen Zerſtörungsproceſſes aber gehört der Kriegsgeſchichte, ſelbſt wenn ihr Verlauf ſo wundervoll überſichtlich iſt und ihre Reſultate ſo bedeutſam wie bei Sedan.

Das vorliegende Gedicht „Sedan" iſt dem General von Manteuffel gewidmet, wie der Dichter in den Strophen der Widmung ſagt:

Dem deutſchen Manne, welcher im Sonnenglanz
der Weltgeſchichte ſchlicht und beſcheiden fühlt,
dem aus dem Auge goldne Treue
leuchtet und liebliche Herzensreinheit.

Der Leser wird sich freuen, daß er an dem klugen Feldherrn und Diplomaten, den der Dichter doch persönlich kennt, fortan auch die schönen Prädikate eines harmlosen Gemüthes bewundern lernt. Darauf beginnt das Gedicht:

Geschlagen war die Schlacht von Gravelotte.
Zurückgeschleudert in die Feste Metz,
die wir bezwungen, auf den Höhen rings
ummauert, knirscht' in stiller Wuth Bazaine.
Denn eingekeilt und festgenagelt war
mit seinen hundertachtzigtausend Mann
Der stolze Marschall, welcher zweien Kaisern
verachtungsvoll Befehle hinzuschleudern
sich frech vermessen hatte. —

Ob Bazaine geknirscht hat, wissen wir nicht, denn diese Bewegung der Kinnbacken ist zwar in volksmäßiger Poesie die herkömmliche Thätigkeit der Tyrannen und Bösewichter, gelingt aber in Wahrheit gar nicht Jedermann. Daß der Marschall aber dem Kaiser Napoleon mit Verachtung Befehle hingeschleudert habe — der andere Kaiser soll Maximilian von Mexiko sein — das ist durchaus unwahr.

Dem bösen Bazaine werden die deutschen Heerführer gegenüber gestellt, zuerst der „greise Wilhelm," welcher „in Jugendlust und heiterm Gottvertrauen die Losung giebt: Auf nach Paris. Im Lockenschmuck des Jünglings war einst er eingezogen in Paris." — Möge der Dichter einem Preußen verzeihen, wenn dieser an die Locken, welche unser guter Kaiser in den Freiheitskriegen getragen haben soll, ungern glaubt. Prinz Wilhelm trug sein Haar nach dem preußischen Reglement kurz geschnitten, und die Poesie seines Wesens wird dadurch nicht geringer. — Nach dem Kaiser wird der Kronprinz rühmlich hervorgehoben, neben ihm „der Sachsenerbe Albert der Kühne, Sohn Johanns des Treuen." Darauf wird der Widerwille, welchen Mac Mahon gegen die lüderlichen Mobilen im Lager von Chalons hegt, stark hervorgehoben und der Zug des Marschalls nach Norden berichtet. Aber Moltke, „der stille hagere Mann", durchschaute den Feind und „Podbielski's klarer Wille lenkt die ungeheuren Massen" dem französischen Heere nach. Auch andere Paladine des Heeres werden erwähnt, der ernste Roon, zuletzt „der wuchtig schwere Kürassier Bismarck, der Hüne." In der Nacht vor Sedan werden die beiden Kaiser auf ihrem Lager gewiesen, grade wie in Shakespeare's Richard III.; Napoleon hadert im Traume heftig mit Bazaine, sieht den Kaiser von Mexico und benimmt sich so verzweifelt, wie man von einem Usurpator und Verbrecher nur erwarten kann, während König Wilhelm trotz seiner Sorgen im Gottvertrauen ruhig schlummert.

Darauf folgt die Beschreibung der Schlacht. Was bisher von dem Gedicht mitgetheilt wurde, wird dem Leser die Ansicht beigebracht haben, daß in demselben eine warmherzige Kindlichkeit zu finden ist, welche nicht immer gutem Geschmack Genüge thut. Wäre das ganze Gedicht von dieser Art, so hätte sich dies Blatt der Besprechung gern entzogen und dem Dichter die harmlose Freude nicht verkümmert, gleich hundert andern die großen Ereignisse der letzten Vergangenheit mit kleinen Arabesken zu umrahmen. Aber er verdient allerdings Beachtung. Die Kritik hat keineswegs das Recht, mit diesem Dichter zu verfahren wie der Bajazzo einer Kunstreitergesellschaft

Digitized by Google

mit einem harmlosen Zuschauer, welcher plötzlich beim Kopf gefaßt, in die Mitte des Kreises gezogen und für seinen Mangel an equilibristischer Technik gekauft und mit Mehl beschüttet wird. Denn der Dichter hat, da wo er die Schlacht selbst beschreibt, in Wahrheit alles Mögliche geleistet, was bei dieser Methode der Schilderung durchzusetzen ist. Er ist, abgesehen von manchen banalen Wendungen formgewandt, oft sehr glücklich und wirksam im Ausdruck seiner lebhaften Anschauungen. Und er hat die ganze Schlacht in allen ihren Theilen, die Action jedes einzelnen Armeecorps in der Hauptsache genau erfaßt und in seinem gehobenen Tone so erzählt, daß der militärische Verlauf der Schlacht vollkommen verständlich wird. Und man kann sich denken, daß das Gedicht auf jugendliche Seelen eine recht bedeutende Wirkung hervorbringt, die es zur Hälfte der Poesie, zur Hälfte der schönen patriotischen Wärme verdankt. Denn jedem unserer Feldherren und Corps ist seine Ehre gegeben, die Feinde aber werden gebührend abgestraft, und zum Schluß erscheint das verklärte Bild der Königin Luise.

Uns aber thut Leid, daß das Talent des Dichters, einen Stoff gewählt hat, bei welchem jeder Generalstabsofficier ein siegreicher Concurrent werden kann. G. Freytag.

Notizen.

Ein Goethe untergeschobener Aufsatz. — Goethe's Kunst und Alterthum enthält (Bd. I, Heft 2, S. 184) eine kleine Abhandlung, überschrieben: „Altdeutsche Baukunst", welche unter dem Titel: „Herstellung des Straßburger Münsters", auch in Goethe's Werke (Ausg. l. H. Bd. 39, S. 361—367) aufgenommen wurde. Meines Wissens wurde Goethe's Autorschaft niemals angezweifelt. Sie rührt aber nicht von Goethe, sondern von Sulpiz Boisserée her. Zu wiederholten Malen hat der letztere, als er noch lebte, sich zu dem Aufsatze bekannt und mit mir darüber gescherzt, daß derselbe durch Goethe's Pathenschaft zu unverdienter Unsterblichkeit gelangt sei. Abgesehen von diesem persönlichen Zeugniß kann der Thatbestand auch actenmäßig richtig gestellt werden.

Seitdem Goethe und Sulpiz Boisserée reiche Herbstwochen 1815 gemeinsam verlebt, war Goethe den Interessen des jüngeren Freundes näher getreten. „Daß ich mich Ihnen zu Liebe mit Gegenständen beschäftige, die mir einigermaßen abseits liegen, ist mir zu manchem Guten gediehen", schrieb Goethe 10. Mai 1816 (Boisserée's Briefwechsel mit Goethe S. 116, aus welchem Buche auch alle folgenden Stellen geschöpft sind) und ließ wesentlich aus den am Main und Rhein geschöpften Anregungen die Hefte über „Kunst und Alterthum" zur Reife wachsen. Sulpiz Boisserée nahm an dieser Zeitschrift den regsten Antheil. „Zum zweiten Heft", verspricht er (2. Juli 1816) Goethe, „kann ich Ihnen jetzt über Franken und Schwaben sehr reiche Beiträge liefern. Ich möchte wohl versuchen, sie vollkommen auszuarbeiten, doch hat die Sache gar viel Haken". Und da ihn Goethe dazu aufmuntert: „Von oberdeutscher Kunst wünsch' ich von Ihnen zu hören" (10. Juli 1816), und ihn bittet „alles zu sammeln, was in den neuen westlich-preußischen Staaten für Wissenschaft und Kunst geschieht" (13. October 1816), so macht

Digitized by Google

er sich in der That, so wenig schreiblustig er sonst war, an die Arbeit. Ein gemeinsamer Ausflug mit Zeller nach Straßburg in den Septembertagen bot ihm den Stoff. Er wollte über den Straßburger Münster schreiben. „Es wäre sehr zweckmäßig und wünschenswerth", meldet er (7. Nov. 1816) Goethe, „wenn Sie in Ihrem zweiten Heft einen Artikel über den Straßburger Münster geben, ich würde Ihnen, wenn Sie wollten, alles dazu ausführlich mittheilen". Darauf Goethe's Antwort: „Mögen Sie mir etwas über den Straßburger Münster mittheilen, so soll es mir sehr willkommen sein", (16. Dec. 1816). Am 30. Januar 1817 sendet Sulpiz Boisserée den Aufsatz über „den Straßburger Münsterbau" ab. „Den kleinen Aufsatz habe ich, wie Sie sehen, in dem Ton Ihres Heftes auszuarbeiten gesucht, obwohl meine Absicht nur ist, Ihnen den Stoff zu liefern. Es war mir gewissermaßen bequemer und diente mir zugleich zur Uebung, die Sache mit Beseitigung alles nicht hieher gehörigen Einzelnen vorzutragen. Schalten Sie nun damit, wie mit einem bloßen Entwurf. Sie werden sich freuen, am Schlusse zu lesen, daß für die Erhaltung des Kölner Domes und anderer Alterthümer bereits Einiges geschieht". Goethe behandelte den Aufsatz nicht als bloßen Entwurf. „Der Aufsatz", schreibt er zurück (10. Febr. 1817) „wird abgedruckt, wie er ist, weil er nicht besser sein kann", und fügt am Ende des Briefes hinzu: „Hiermit will ich schließen, nun nur noch, daß der zehnte Bogen des zweiten Rhein- und Mainheftes unter der Presse schwitzt. Ihr Aufsatz kommt in den Eilften". Darin irrte Goethe. Er kam nicht in den eilften, sondern in den zwölften Bogen. Aber er kam, wie Goethe (17. April 1817) meldet: „Im zweiten Rhein- und Mainheft finden Sie Ihre Architektonika. Ich hatte Ihr S. V. darunter gesetzt, das durch Zufall wegblieb und Sie erfreuen sich auch dießmal *) des vollkommensten Incognito".

Das Incognito wurde gut und lange bewahrt, da der Aufsatz in Goethe's sämmtliche Werke, ohne Anstoß zu erregen, übergehen konnte.

Anton Springer.

In **Friedrich von Raumer** (geb. am 14. Mai 1781 zu Wörlitz) ist der älteste unserer Gelehrten gestorben, ein Mann, der auch geistig bis in so späte Tage lebendig geblieben und mehr als ein halb Jahrhundert über mit Lust und Eifer gemeinnützig gewirkt. Hierin, in der Verbreitung ersprießlichen Wissens weit mehr, als in weiterführender Forschung, liegt sein Verdienst, das daher seiner Mitwelt viel bedeutete, der Nachwelt wenig. Vom Verwaltungsamt in Preußen zum Lehrstuhl übergegangen, regte ihn zur Geschichtschreibung Johannes Müller's Vorbild an, dem er an Talent und Kunst nicht gewachsen, an nüchternem Ernste vielseitiger Studien jedoch überlegen war. Mit glücklichem Griffe nahm er zu seinem Hauptwerke, der Geschichte der Hohenstaufen (zuerst 1823—25), einen Stoff, dem das neuerwachte Nationalgefühl rings mit freudiger Theilnahme entgegenkam. In der Behandlung freilich verrieth nichts den nahen Freund Tieck's; aber gerade die Abwesenheit aller unechten romantischen Farbe, ja selbst der entschiedene Mangel an Geist und Tiefe, erwarben in Verbindung mit positiven

*) Wie in der Zeitschrift „die Vorzeit" (Vgl. Boisserée's Briefwechsel S. 160.)

Eigenschaften, dem redlichen Streben nach Wahrheit, der schlichten Darlegung mannichfacher Kunde, der beflissenen Billigkeit im verständig wohlwollenden Urtheil, dem Buche schnell eine Popularität, die bis heut andauert. In der That wird es erst in Vergessenheit gerathen, wenn die inzwischen vielerorten mit methodischer Kritik begonnene Erforschung der großen staufischen Zeit zu einer neuen Gesammtdarstellung herangediehen sein wird. Vielbelesen und vielbewandert — selbst Amerika und den Orient ließ er nicht unbesucht — hat Raumer sodann noch zahlreiche Beiträge, universal- und spezialhistorisch, in Büchern, Aufsätzen, Briefen und Memoiren, zur neueren und neuesten Geschichte und Politik geliefert, alle gleich gemeinfaßlich für Gebildete, materiell inhaltsreich, formell kunstlos bis zur Nachlässigkeit, dazu der Zeitgesinnung sich empfehlend durch einen nicht gerade kühnen, aber auch nie verholenen politischen und religiösen Liberalismus von echt bürgerlichem Mittelschlage. Indem Raumer diese Denkungsart einmal am unrechten Orte öffentlich äußerte — in der Königssitzung der Berliner Akademie im Januar 1847 —, zog er den Unwillen Friedrich Wilhelm's IV. und damit natürlich die Volksgunst auf sich, die ihn 1848 in's Frankfurter Parlament sandte. Als dessen Gesandter in Paris und später als Mitglied der ersten Kammer in Berlin hat er denn eine Zeitlang, ohne viel Erfolg, aber durchaus unschädlich praktische Politik getrieben, bis er sich 1853 als Zweiundsiebziger in den Ruhestand versetzen ließ. Ungleich wichtiger ist seine Wirksamkeit in allgemein literarischer und socialer Beziehung. 1830 führte er durch die Gründung des historischen Taschenbuchs die Geschichte statt der Poesie in die periodische Lektüre des deutschen Publikums ein; 1842 stiftete er in Berlin den wissenschaftlichen Verein, der unmittelbar der Belehrung der Gebildeten durch populärwissenschaftliche Vorlesungen, mittelbar durch die aus seinen Erträgen geschaffenen Volksbibliotheken der Hebung der minder Begünstigten zu gute kam, in beiden Richtungen von segensreicher, überall anregender und zur Nachfolge ermunternder Wirkung; auch den Damen insbesondere hat er 16 Jahre lang größere Cyklen historischer Vorträge gehalten. Seine akademische Thätigkeit trug den nämlichen Stempel vielfältig unterrichtender Mittheilung. Noch bis in seine letzten Jahre trat er dann und wann in wichtigen Tagesfragen mit einem wohlgemeinten Votum, meist vermittelnder Art, in den Zeitungen auf. So bewahrte und bewährte er stets ein reges Interesse am Leben der Zeit, wodurch sein eigenes Dasein frisch und froh blieb bis ans Ende; ein beweglicher Geist, dem es Bedürfniß war, jede empfangene Bewegung weiterzugeben; nirgend eigentlich bedeutend, aber auch ohne Anmaßung, so zu scheinen, weshalb es leicht wird, ihm gerecht zu werden. Schon vor etlichen Jahren gab er seinen literarischen Nachlaß heraus, doch darf man noch andere, wirklich posthume Mittheilungen aus seinem Leben erwarten, die für die Literar- und Personengeschichte der ersten Hälfte des Jahrhunderts manche willkommene Notiz abwerfen dürften.

Alfred Dove.

Ausgegeben: 27. Juni 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Eine Wallfahrt ins Land der Heroen.

I.

Argos am 5. November 1872.

Gestern früh um 4 Uhr verließen wir Athen, um uns auf der „Omonoia" einzuschiffen. Als wir aus der Mündung des Piräeus hinaushielten, gewahrten wir zu unserer Linken das sogenannte Grab des Themistokles, dem die späte Dankbarkeit des Volkes seine Ruhestätte im Angesichte seiner Siegeswahlstatt zudichtete. Unbedeutend und ärmlich wie es ist, verdiente es wohl jenes Epigramm des Geminus:

Setze du Hellas nur statt des ärmlichen Grabes, und darauf
Setze Gebälke, des Schiffbruchs der Barbaren Symbol.
Und um den Sockel der Gruft rings male den Persischen Heersturm
Und den Xerxes. Umsargt werde Themistokles so.
Aber als Pfeiler dabei steh' Salamis, zeige mein Thun an.
Warum schränket ihr mich Großen in Kleinliches ein?

Salamis rechts lassend steuerten wir hart auf Aegina zu, um den frisch gestürzten Minister Bulgaris, jedenfalls nur auf ein paar Monate, dort abzusetzen, und fuhren dann an der vulkanischen Halbinsel Methana, der Insel Kalauria (jetzt Poros) vorüber, um das Skylläische Vorgebirge herum. Dieser Name führte uns bereits in den Kreis der tragischen Geschichten ein, nach deren Schauplatz wir wallfahrteten; das Vorgebirge ist nach jener Skylla benannt, deren der Chor in den „Grabesspenderinnen" gedenkt, als er die That der gattenmörderischen Klytämnestra gegen die Verirrungen anderer von wilder Leidenschaft verführter Frauen abwägt.

Götterbürgschaft ewig jungen Lebens
Trug in seinem Haar des Nisos' Haupt;
Doch die Göttergabe war vergebens —
Liebesfrevel wußte sie zu wenden:
Von der Skylla goldverführten Händen,
Von der Tochter ward sie ihm geraubt,
Und an ihrer Thorheit mußt' er enden.

Skylla war eines jener liebesrasenden Weiber, an denen der griechische Mythus so reich ist: von unbezähmbarer Leidenschaft für den Minos erfüllt,

Digitized by Google

der ihres Vaters Burg Alkathoe belagerte, entriß sie diesem, „dem mitten auf dem Scheitel zwischen dem Grau des ehrfurchtgebietenden Hauptes ein purpurglänzendes Haar haftete", dieses kostbare Pfand ewiger Jugend und ewiger Herrschaft und überbrachte es seinem Feinde. Aber dieser weigerte den erhofften Lohn des Verraths, und so stürzte sich Skylla von diesem Vorgebirge verzweifelnd seinem absegelnden Schiffe nach. Ovid läßt sie in den Vogel Ciris verwandelt und von dem Meeradler verfolgt werden, in dessen Gestalt der verrathene Vater sich birgt; man sieht denn auch nicht selten, wie solche Jagd an den Klippen der einsamen Küsten sich umtreibt.

Nachdem wir an der kahlen Hydrea vorübergefahren, bogen wir zwischen dem Cap Mylonas und der Insel Spetzia in den argolischen Meerbusen ein. Die Küsten gleichen sich hier alle: kahle, schönlinichte Berge mit einer leichten Decke von braunrother Vegetation bekleidet, darüber häufige Schroffen von verwittertem Kalkstein emporragend. Im innersten Busen, der eine große Strecke lang nicht breiter ist als der Bosporus, fallen die Ufer steiler in mächtigen Klippen ab; zuletzt, dicht vor Nauplia, springt ein gewaltiger Fels ganz jäh in's Meer vor.

In Nauplia, wo wir uns nach 5 Uhr mittelst eines der leichtbeschwingten Boote ausschifften, die wie Möven das Strandwasser der griechischen Küsten beleben, begrüßten wir uns mit den militärischen Behörden und richteten uns nach Möglichkeit in einem Gebäude ein, dem ein Aushängeschild, unser Führer und der Commandant übereinstimmend das Zeugniß gaben, daß es ein Hôtel sei. Mit seiner trostlosen Windbrüchigkeit, seiner gähnenden Oede, seiner staubigen Nacktheit muß es irgendwie in den Fluch der Pelopiden verwickelt sein, dieses seltsame Haus; aber man bot es uns so froh und mit so unnahbarer Selbstüberzeugung an, daß man denn auch nichts Anderes thun konnte, als ein heiteres Gesicht zu machen und innerlich Humor und Phantasie zu ernstlicheren Astrengungen aufzumuntern, um an dem absoluten Nichts ihre Schöpferkraft zu üben. Während wir noch in dem sogenannten Speisesaale tafelten, improvisirten vier Kinder des Landes ihr Lager zu unseren Füßen und rüsteten ihre Leiber zur Nachtruhe ab; aber man rauchte in Frieden den besten griechischen Tabak darüber hinweg, las seinen Aeschylos, trank sinnend einen dunkeln, blutigen Wein, der auf den Feldern der Tantaliden gewachsen, und war glücklich, auf klassischem Boden zu sein. Aber da wir uns nun selbst zur Ruhe gelegt, gab es doch schwache, trostverlassene Augenblicke; schaudernd und bis ins Mark erstarrend, fühlten wir ein hundertfältiges Etwas uns umgeben, unentrinnbar zu uns herankommen, von Unten heraufsteigen, von Oben mit zielsicherer Ruhe, wie das Fatum sich auf uns herabstürzen und in grimmiger Gelassenheit an unserem Blute sich letzen. Was es auch gewesen, es ließ den Angriffen

der Nachtmücken, die mitternächtlicher Weile uns wie Erinnyen sinnverwirrend umsangen und der Mißgerüche Arabiens, mit denen wir uns gewappnet, nur ihren Spott hatten, einen gebrochenen, zum Widerstande unfähigen Willen und ein gebeugtes Gemüth zurück. Gott sei Dank, daß es endlich tagte und wir in's Freie entrinnen durften.

Früh Morgens erstiegen wir über mehr als tausend Stufen die Festung Palamidi, in deren Namen sich die Erinnerung an den fremdländischen seefahrenden Heros Palamedes bewahrt, dem Nauplia einst einen eifrigen Cultus zollte. Man übersieht von da die ganze argolische Ebene, die im Großen und Ganzen wie die attische und wie die eleusinische gestaltet ist, nur daß die Bergzüge, welche sie einschließen, viel höher sind und eine viel schwierigere Verbindung nach dem hinterliegenden Lande gewähren, und daß innerhalb der Ebene mehr hervorragende und zu Gründungen einladende Punkte giebt, als dort. Da ist zunächst der steile Fels, auf dem wir stehen: er hat wohl immer der drunten liegenden Seestadt die Selbständigkeit gesichert. Da ist nordwestlich ein flacher, isolirter Felshügel, auf welchem Tiryns erbaut wurde; weiter in derselben Richtung, aber vom westlichen Gebirgsgürtel vorspringend, der Berg, auf dem Larissa, die Akropolis von Argos, stand, die bedeutsamste Erhebung. Da sind endlich im innern Winkel, wo der Paß nach dem korinthischen Meerbusen sich öffnet, die Vorberge, welche ihn beherrschen. Nach dieser natürlichen Gestaltung der Ebene bestimmte sich auch ihre Geschichte: sie ist die von einzelnen Herrschaften, die zwar zu wiederholten Malen vereinigt wurden, aber nur mit äußerster Gewaltsamkeit und nur um sich in greulichem Zwist alsbald wieder zu trennen und schließlich fremder Gewalt zu erliegen. Der Erste, der die Landschaft vereinigte, war Danaos, der Heros eines eingewanderten Stammes, welcher die alte pelasgische Urbevölkerung zu höherer Cultur aufregte. Er gründete die Burg Larissa bei Argos; er lebte im Gedächtnisse des Volkes als der Bewässerer der oberen dürren Ebene fort, als der Urheber eines Werkes, das so schwierig und undankbar schien, daß sich die Sage von den ewig umsonst schöpfenden Danaiden, seinen Töchtern, bilden konnte. Aus seinem Geschlechte stammt Perseus, der Stadt und Burg Mykene gründet. Der Letzte seines Stammes, der diese Gründungen vereinigt beherrscht, ist Eurystheus. Die sämmtlichen Herrschaften verbindet dann noch einmal Agamemnon, als Erbe des Pelopiden Atreus, der sagenberühmteste König dieses Gebietes. Aber die Landschaft zerfällt von Neuem und vermag in dieser Zersplitterung dem eifersüchtigen, kräftig aufstrebenden Lacedämon nicht zu widerstehen; König Kleomenes versetzt im Jahre 496 dem argivischen Volke einen Schlag, von dem es sich nie ganz erholt hat. Es kommt dann zwar etwa dreißig Jahre später noch einmal zu einer Vereinigung unter dem

Digitized by Google

Prinzipate der Stadt Argos, aber sie ist nur um den Preis der vollständigen Zerstörung von Tiryns und Mykene zu erreichen, die seit jener Zeit in Trümmern geblieben sind. An den erfrischenden Großthaten der Perserkriege ist Argos, mit seinen eigenen Wirren beschäftigt, nicht betheiligt gewesen.

Nachdem wir von Palamidi auf einem andern Wege, der zur Vorstadt Peronia führt, wieder hinabgestiegen waren, fuhren wir nach dem Felshügel Tiryns. Unterwegs sahen wir vom Wagen aus die Höhlen am Fuße der eben verlassenen Felshöhe, aus welchen die Steine für den Bau von Tiryns gebrochen sind; dann den vom Bildhauer Siegl aus dem Felsen gearbeiteten Löwen, ein Denkmal für die im griechischen Befreiungskampfe, namentlich auf dem Zuge gegen Maina gefallenen Baiern über einem von Asphodelos bewachsenen Friedhofe sich erhebend; und nicht weit davon die Quelle Kanathos, in welcher sich Hera, die Haupt- und Schutzgöttin dieses Landes, jährlich wieder zur Jungfrau badete. Die „festummauerte" Tiryns, wie Homer sie nennt, war bald erreicht. Die Ruinen umfangen in seiner ganzen Ausdehnung einen leichtgeschwellten Hügel, der sich, wie Göttling es anschaulich bezeichnet, in Form einer Schuhsohle von Süd nach Nord erstreckt und der einer ausgesucht starken Befestigung bedurfte, weil seine natürliche Beschaffenheit — er ist nur etwa 40 Fuß hoch — einer Ersteigung nicht die mindeste Schwierigkeit bietet. Er schiebt sich in Form eines ungefähr gleichschenkligen Dreiecks in einen etwa 45° betragenden Winkel hinein, der durch die Kreuzung der Straßen von Nauplia nach Mykene und von Argos nach Epidauros gebildet wird: die Langseiten sind etwa 360 Meter lang, die Basis 180. Das Mauerwerk, welches diesen Hügel krönt, ist in der Weise zu Stande gebracht, daß mächtige Felsblöcke in der polygonen Zufälligkeit, wie die Natur sie hingeworfen, oder wie sie von ihrer Stelle gebrochen sind, ohne weitere Bearbeitung aufeinandergeschichtet und, wo die unteren Lagen keine sichere Bettung für die oberen bieten, die Lücken durch kleinere Steine, aber ohne Anwendung von Mörtel, ausgefüllt worden sind. Die Blöcke sind von ansehnlicher Größe und von solchem Gewicht, daß, wie Pausanias richtig bemerkt, nicht einmal der kleinste davon durch ein Joch Maulthiere fortbewegt werden kann; doch ist es ein Irrthum zu glauben, daß dies überhaupt die größesten Werkstücke seien, welche man je zum Bau verwandt habe: jeder der Epistylblöcke vom Parthenon ist größer, als einer der hier befindlichen. Aber mehr als die Größe der Elemente bringt die Rauheit und Formlosigkeit des ganzen Werkes, welches bestimmt zu sein scheint, den von der Natur hier versagten Fels zu ersetzen, mit unabweisbarer Gewalt den Eindruck des Trotzigen, Gewaltigen hervor; man schließt aus dem Bau unwillkürlich auf ein Geschlecht, das kurzer, rascher Hand zu verfahren liebt

Digitized by Google

und, bloß sein praktisches Ziel im Auge haltend, unbekümmert ist um wohlthuende Form und gefällige Harmonie. Dem Pausanias machte das Gemäuer, das auch zu seiner Zeit nur noch in verhältnißmäßig spärlichen Resten vorhanden war, einen solchen Eindruck, daß er die griechischen Schriftsteller tadelte, weil sie, während sie die ägyptischen Pyramiden auf's Genaueste beschrieben, der Befestigung von Tiryns sowie der Schatzkammer zu Orchomenos, die doch nicht geringerer Bewunderung werth seien, niemals nur im Geringsten gedacht hätten.

Sehr merkwürdig sind einige Galerien, die sich inmitten der mächtig breiten Mauern befinden: zwei kurze parallel nebeneinanderlaufend auf der Südseite, eine von 40 Meter Länge in der östl. Wand. Sie sind, etwas über Mannslänge hoch, oben dadurch geschlossen, daß von beiden Seiten her die Blöcke, je höher hinauf, desto mehr gegen einander vorkragen und zum Theil selbst in der Weise gegen einander gelehnt sind, daß die eine Seite herabstürzen müßte, wenn die andere fortgenommen würde; die Decke wird somit durch eine Art von gothischem Bogen in rohester Form gebildet. Ueber den Zweck dieser Anlagen giebt es verschiedene Ansichten. Gell und Leake glauben, sie seien bestimmt gewesen, bei einem etwaigen Sturme zum letzten Zufluchtsorte der Besatzung zu dienen; Göttling hält sie für Speicher zur Aufbewahrung des Proviants und selbst des Viehes, und bezeichnet die äußeren Galerien, an deren einer er sechs Thore bemerkt, als Stoen zum Verkaufe des Getreides und als Ausgabeplatz für die Verproviantirung der unteren Stadt, in deren Richtung die Oeffnungen mündeten. Wir vermochten weder der einen noch der andern Ansicht zuzustimmen; der ersteren nicht, weil ein solches Refugium denn doch gar zu hoffnungslos ist und eine allzu kurze Fristung gewährt; der anderen nicht, weil die Räume für Speicher zu schmal und überhaupt zu klein sind, auch gar kein Grund abzusehen ist, warum man die Vorrathskammern so künstlich in der Breite der Mauern solle ausgespart haben, da doch die innere Burg Platz genug bot. Auch sind die Oeffnungen nach Außen nicht Thore, wie Göttling will, — wie hätte man die Vertheidigung auch durch so viele schwache Punkte erschweren sollen? — sondern Fensterlöcher, die durchaus nicht bis auf den Boden herabgehen. Uns schien an Ort und Stelle, als entspräche die Galerie, welche wohl durch die ganze Mauer geführt haben mag, etwa dem Wehrgange in mittelalterlichen Burgen und als habe sie die Möglichkeit gewähren sollen, unter einer oberen Schützenreihe, die hinter den Mauerzinnen stand, zur Mehrung der Vertheidigungskraft eine untere aufzustellen.

Noch ein Wort ist über die Construction der Mauern zu sagen. Wenn Welcker von dem tirynthischen Mauerwerke bemerkt, daß, wer es gesehen habe „und das Polygonische nicht als rohen Anfang und Folge der Construction

Digitized by Google

in so großen auch ohne Schluß und Regelmäßigkeit haltbaren Massen erklärt, sich wenig auf den Gang der Dinge verstehen oder wenig Unbefangenheit haben müsse," so muß ich mich zu den hier Verurtheilten stellen. Ein roher Anfang — ja, wenn man an das Zeitalter des Iktinos vorwärts denkt; aber jedenfalls ein Denkmal, das ziemlich weit diesseits der ersten Versuche im Steinbau steht. Denn welcher Werkzeuge bedurfte es, um diese Blöcke zu brechen und zur Mauer zu fügen! Mindestens eines sehr kräftigen und leichtbeweglichen Krahns, da die einzelnen Stücke für so viel Hände, als für die Hebung ihres Gewichtes nöthig wären, nicht Fläche genug bieten. Auch die Alten erkannten sehr wohl die Unmöglichkeit, einen solchen Bau durch die bloße Kraft gewöhnlicher menschlicher Hände aufzuführen und schrieben ihn deßhalb, wie Strabo erzählt, den Cyklopen, jenen riesenkräftigen Baumeistern zu, welche die ältere Sage mit hundert, die jüngere wenigstens mit etlichen überzähligen am Bauche sitzenden Händen ausstattet. Denn nur so kann das Wort „bauchhändig" gedeutet und nicht, wie Strabo und nach ihm Andere gethan, von einer den Bauch füllenden Handarbeit verstanden werden; davor hätte schon die andre vorkommende Form „handbäuchig" bewahren sollen.

Wer die sogenannten cyklopischen Bauten den pelasgischen Ureinwohnern des Landes als ihren rohesten Anfang in der Baukunst zuschreibt, stellt sich dieselben unwillkürlich, wie es scheint, als riesenmäßige ungeschlachte Gesellen vor, denen es natürlich und geläufig gewesen mit so großen Blöcken wie mit Kesselringen zu hantieren, und die denn mit der Zeit, da sie unter der Sonne der Cultur immer kleiner, netter und manierlicher geworden, auch zu kleineren Bausteinen gegriffen und sie sittsam behauen hätten. Man darf zweifeln, ob dies der Verlauf gewesen. Denn diese cyklopischen Mauern sind, wenigstens für eine Befestigung, gar so unpraktisch nicht, und man kann sich denken, daß man sich der cyklopischen Bauweise auch dann noch bedient habe, als man längst mit kleinen Steinen und mit Quadern zu mauern verstanden. Der Bau mit polygonen Blöcken, wenn geschickt gemacht, ist fester als der mit Quadern, weil er nicht so leicht auseinanderzunehmen ist; es kommen, wahrscheinlich durch zwei gleichzeitig arbeitende Krahnen bewirkt, Gegenstemmungen und Anlehnungen im Gefüge vor, die den einzelnen Stein auch von der Seite her festhalten, so daß er nicht weggenommen werden kann, wenn nicht zugleich die benachbarten gehoben werden. Aber die Kunst solcher Fügung verstand nicht Jeder, und es ist deßhalb durchaus wahrscheinlich, daß ein aus Kleinasien eingewanderter Eroberer, dem eine Zwingburg Noth that, sich die Bauleute aus seiner alten Heimat habe, kommen lassen, wo man Festungen zu bauen am besten verstand. Prötus, der Gründer von Tiryntb, ließ seine sieben Meister aus Lycien kommen, wo man wie in Phönizien an den bei dem schwierigen Ufer nothwendigen colossalen Hafen-

bauten mit großen Felsblöcken zu bauen gelernt hatte. Der Polygonbau war eben eine für gewisse Zwecke auch neben dem Quaderbau geschätzte Bauweise, jene Bauweise, welche Euripides als „die phönizische Regel" bezeichnet; die Cyklopen aber waren die von den staunenden Nachfahren als Riesenbaumeister bewunderten alten geschickten „Ringerbauer."

Die Verbindung des Prötus mit Lycien motivirt die Sage in der Weise, daß er, der schon im Mutterleibe mit seinem Bruder Akrisius gerungen, nachmals von diesem unholden Zwilling aus Argos vertrieben und zum lycischen Könige Jobates geflohen sei. Der habe ihm seine Tochter Anteia (von den Tragikern Stheneböa genannt) zum Weibe gegeben und ihn mit einem Heere in seine Heimat zurückgeführt.

An den Namen des Prötus, des „Ersten," und an das Local von Tiryns knüpfen sich in engerer oder weiterer Beziehung einige der inhaltreichsten Mythen an. Hier auf der alten Cyklopenburg war Bellerophontes von Korinth, der kühne gottgeliebte Reiter des Pegasus zu Gaste, dem, wie Homer singt, „die Unsterblichen schöne Gestalt und reizende Mannskraft schenketen." Stheneböa entbrannte für ihn in heftiger Leidenschaft und suchte seine Gegenliebe zu gewinnen; „doch er gehorcht ihr nicht, der edelgesinnte, verständige Bellerophontes." Da verleumdete ihn die Verschmähte bei ihrem Gatten und vermochte diesen, den unglücklich geliebten Fremdling „mit viel Mordwinken, geritzt auf gefaltetem Täflein" zu ihrem Vater nach Lycien zu schicken, daß der ihn beseitige. Bellerophontes besteht alle ihm vom Jobates auferlegten Arbeiten, erlegt die feuerschnaubende Chimära, besiegt die Solymer, die Amazonen und die eigenen Ritter des Königs. Nun gelangt er zu hohem Ruhm und Ansehn und ersteigt den Gipfel irdischen Glücks. Vielleicht daß er sich jetzt im Vollgefühle seiner Kraft überhoben — die Götter fangen an ihn zu hassen und suchen ihn mit geistiger Störung heim.

Aber nachdem auch Jener den Himmlischen allen verhaßt ward,
Irrt' er einsam umher, sein Herz abzehrend in Kummer,
Durch das Gefilde der Irren, der Sterblichen Pfade vermeidend.
Seinen Sohn Isandros ermordete Ares der Wüthrich,
Als er stritt in der Schlacht mit der Solymer ruchtbaren Völkern;
Artemis raubt' ihm die Tochter, die Lenkerin goldner Zügel.

In wildem gottverachtenden Trotze, so vollendete Euripides diese Sage, dachte Bellerophontes auf seinem Pegasus in den Himmel zu reiten, aber Zeus schmetterte ihn durch einen Blitzstrahl zur Erde zurück und nahm allein das Flügelroß zu sich hinauf, um es vor seinen Donnerwagen zu spannen.

Die merkwürdigen Züge von der geistigen Störung des Bellerophontes, seinem einsamen Umherirren, endlich seinem himmelstürmenden Trotze und

Digitized by Google

der nachfolgenden Strafe der Götter sind durchaus nicht ohne Beispiel; vielmehr kommen sie einzeln oder verbunden in einer Anzahl der übrigen argivischen Mythen ebenfalls vor, und grade in ihnen liegt das lebhafte Interesse, welches die attischen Tragiker vorzugsweise zu den Localsagen dieser Landschaft führte. Sie boten das Problem von den Grenzen menschlicher Macht und menschlicher Freiheit und Glücksfähigkeit, von dem Recht und dem Unrecht menschlicher Leidenschaft, von dem Verhältnisse göttlichen und menschlichen Willens; und grade hier wurde die Aufgabe des tragischen Dichters erkannt, der die Grenzen der Menschlichkeit umwandeln, den Sterblichen nach dem Innern des Kreises zurückdrängen und ihm in der Vorführung furchtbarer Geschicke ein edles Gleichmaß und stille Bescheidung predigen sollte. Ihren gewaltsamen Charakter verdanken diese Mythen der Beobachtung gewisser auffälliger Naturerscheinungen: waren die Lichtkörper des Himmels einmal personificirt, so konnten ihre scheinbaren Abweichungen von der für sie angenommenen Bahn, ihre periodischen oder gelegentlichen Verdunkelungen nur als innere Trübungen und als geistige Verschuldung aufgefaßt werden, welcher die Strafe der Götter folgen müsse. Umgekehrt wurden dann die einmal ins Menschliche übertragenen himmlischen Vorgänge, mit den mannichfaltigsten individuellen Zügen versetzt, zu psychologischen Vorbildern, welche den Geist zu tieferer und ernsthafterer Betrachtung des eigenen Inneren anregten. So war aus einem der mannigfaltigen Lichtphänomene des Himmels ein besonderer Lichtgott, aus diesem der korinthische Held Bellerophontes, aus diesem, namentlich durch die Hand des Euripides, eine Art von Faust geworden, an dem die eigene menschliche Ueberhebung sich spiegeln konnte; so wird aus dem Monde mit den verschiedenen Phasen seines Erscheinens eine Mondgöttin, die diese Phasen innerlich erlebt, aus dieser die argivische Jo, Tochter des Flußgottes Inachus, welche durch die eifersüchtige Here in eine weißschimmernde Kuh verwandelt und dem tausendäugigen Argus (der Personification des gestirnten Himmels) zur Bewachung übergeben, endlich ins Rasen gebracht und durch Länder und Meere gejagt wird; so verwandelt sich der Sonnengott in die Gestalt des Herakles, der wiederholt in Geistesstörung geräth, seine Kinder umbringt, ohne Scheu vor dem Gerichte der Götter seinen Gastfreund Iphitos von den Mauern Tirynths herabstürzt und für beide Missethaten reuig zweimalige Dienstbarkeit, zweimalige Zucht seines Eigenwillens auf sich nimmt; der endlich in maßlosem Trotz den pythischen Dreifuß raubt, um sich selbst ein Orakel zu bauen, und nur durch den Blitz des Zeus von weiteren Frevelthaten zurückgeschreckt wird: der Typus eines mit mächtigen Kräften ausgestatteten und mit den Reizungen wilder Leidenschaften ringenden Helden. Etwas anderen Ursprungs, aber ähnlichen Charakters ist König Tantalus, der aus Lydien stammend nach

Digitized by Google

Argos einwanderte: ein verzogenes Kind des Glücks stellte er sich den Göttern gleich, raubte und verrieth ihre Geheimnisse und büßte mit grausamen Qualen. Von ihm stammte die unselige Niobe, die sich gleich ihm gegen die Götter überhob; von ihm jenes wilde Geschlecht der Pelopiden, welches so oft an der Dike hohen Thron stieß und das neben der Labdakiden das eminent tragische der griechischen Sage ist: eine wahre Beispielsammlung für die Prediger der Bühne.

Unmittelbar an das Local von Tiryns angeknüpft sind endlich die Namen der Töchter des Prötus, in denen man, wegen ihrer seltsamen Irrfahrten, wie es scheint, ebenfalls personificirte Lichtwesen erkennen darf. Lysippe, Iphinoe und Iphianassa waren trotzige, übermüthige und höchst unweibliche Geschöpfe; sie rühmten sich eines schöneren Hauses, als die Here habe, und verachteten die Geheimnisse des Dionysos. Darüber suchten die Beleidigten sie mit äußerem und innerem Leid heim: Dionysos verhängte wohl Raserei und Leidenschaft des Umherschweifens, Here spendete Flecht und Kräze und Aphrodite beging — wie es scheint, ungebeten — die Schalkheit, solchen Reizen eine etwas übertriebene Leidenschaft für das männliche Geschlecht hinzuzufügen. In diesem Zustande, erzählt Apollodor, durchirrten sie das ganze argivische Land; hernach durchstrichen sie in der größesten Unordnung Arkadien und den Peloponnes und liefen in Wüsten herum. Auch andre Weiber schlossen sich der tollen Fahrt an und tödteten in wilder Leidenschaft ihre Kinder. Endlich erschien der Weihpriester Melampus mit seinem Bruder Bias, um die Rasenden zu heilen. Er stellte eine Hetzjagd auf sie an, wobei die Iphinoe vom Felsen stürzte und umkam; fing, reinigte, sühnte die beiden Andern und gab sie sich und seinem Bruder zu Weibern. In den Galerien von Tirynth soll die Hochzeit gewesen sein; wenigstens glaubt man die Stelle des Pausanias, wo er von den Gemächern der Prötiden spricht, auf die beschriebenen merkwürdigen Hallen deuten zu müssen, und anderwärs hat man noch kein entsprechendes Local gefunden, es müßten denn vielleicht die Höhlen unter Palamidi dafür gelten.

Von Tiryns aus fuhren wir nördlich, wie bisher zwischen Tabak- und Baumwollfeldern, nach dem Dorfe Phonika, wo wir etliche Weiber in zwei ausgehöhlten cannelirten Säulentrommeln am Brunnen waschen sahen, dann eine Strecke nordöstlich darüber hinaus bis an den Fuß der Vorberge. Dort stiegen wir aus, um die Reste des alten Heräon zu besuchen, welches sich auf diesem von der ganzen Ebene aus gesehenen Vorberge Euböa einstmals erhob. Jetzt sind von der höchst umfassenden Anlage nur noch die Stützmauern zweier Terrassen erhalten, auf denen — wie es scheint je von einem Peribolos umfangen — die Tempel errichtet waren. Die obere ist aus Blöcken gefügt, die noch größer sind, als sie bei Tiryns vorkommen; ein

Digitized by Google

Eckblock, zum Beispiel, hat nicht weniger als sechs Schritt im Gevierte und ein Meter Stärke. Aber da das Material, eine gleich unterhalb der Anlage vorkommende Kalkbreccia, in starken regelmäßigen Flötzen bricht, so bot sich hier eine horizontale Schichtung ganz von selbst dar. Auch hat man hier den Meißel nicht verschmäht und wenigstens die Stoßfugen und Lagerflächen sind bearbeitet; aber die Außenseite der Werkstücke ließ man ungeglättet, und so gewährt das Gemäuer das Aussehen einer kräftigen Rustica.

Pausanias hat den unteren Tempel noch gesehen. In den Metopen und Giebelfeldern war die Geburt des Zeus, sein Kampf mit den Giganten und der trojanische Krieg dargestellt. Vor dem Eingange standen Bildsäulen von den Frauen, welche Priesterinnen der Here gewesen, und von den Heroen des Landes; unter diesen zeigte man dem Reisenden die des Orest, doch war sie später mit dem Namen des Augustus versehen worden. In der Vorhalle waren links alte Bilder der Chariten aufgestellt; rechts befand sich das Lager der Here und als Weihegeschenk ein Schild, welchen Menelaos einst dem Euphorbos, dem „panthoidischen" Kämpfer, im Streit um den Leichnam des Patroklos abgenommen. Die im Innern thronende Here, ein Werk des Polykleitos, war von Gold und Elfenbein. Sie trug eine Krone, welche durch die Gestalten der Chariten und Horen in erhabener Arbeit geschmückt war; in der einen Hand hielt sie einen Granatapfel, in der andern ein Scepter mit einem Kukuk auf der Spitze. Neben der Here hatte früher die chryselephantine Statue der Hebe, der ewigen Jugend gestanden, aber Pausanias fand sie nicht mehr vor; vorhanden war aber noch ein uraltes Schnitzbild der Göttin aus Birnbaumholz, welches die Argeier aus dem von ihnen zerstörten Tiryns hinübergebracht hatten. Alles dies war im unteren Tempel. Der obere, den noch Pindar vor Augen hatte und als ein gottgebührliches Haus verherrlichte, brannte im Anfange des vierten Jahrhunderts v. Chr. durch die Unvorsichtigkeit der Priesterin Chryseis nieder, welche vom Schlaf überwältigt nicht bemerkt hatte, daß den trockenen Asterionkränzen, die man der Göttin dargebracht, das Licht zu nahe gekommen war.

Das Heräon nun war das Bundesheiligthum von Argolis und es bedeutete der heroischen Zeit, als Argolis die vorherrschende und bestimmende Landschaft in Griechenland war, das Nämliche wie der historischen der Parthenon von Athen. Hier im Angesichte der Göttin war es, wo Agamemnon, seiner Zeit der hochgebietende Völkerfürst der Achäer, sich von den übrigen griechischen Fürsten den Schwur der Treue zum Zuge gegen Ilion schwören ließ, wie denn Here demnächst in so leidenschaftlicher Weise die Partei der Achaier ergriff, daß der erzürnte Gemahl ihr vorwerfen konnte:

Möchtest Du doch, eingehend durch Thor' und thürmende Mauern.
Roh ihn verschlingen, den Priamos selbst und Priamos' Söhne,
Sammt dem troischen Volk; dann würde der Zorn Dir gesättigt.

Digitized by Google

Hier sammelte sich zum Zuge gegen Theben das Heer der sieben Fürsten, von denen vier, Adrastos, Amphiaraos, Kapaneus, Hippomedon, der Landschaft Argos angehören, einer, Parthenopäos, dort am Königshofe erzogen war, zwei, Tydeus und Polyneikes, der unselige „Haderreich", Gastfreundschaft gefunden hatten. So standen wir denn an dem Quellpunkte zweier Handlungen, deren Thatsächlichkeit für die äußere Geschichte der Menschheit zwar wenig bedeutet hat, die aber durch die Art, wie sie ihr vermittelt wurden, für ihre geistige Entwickelung einen Einfluß gewonnen haben, wie kaum eine dritte. „Reiche und Städte können vergehen, Völker in Nichts dahin sinken: ein schöner Vers bleibt ewig." Aus dem Strome der alten Ueberlieferung haben die Lyriker, Epiker und Tragiker des Alterthums, ja auch der neuern Zeit, haben die bildenden Künstler aller Epochen wieder und wieder geschöpft, und an diesen Schöpfungen, und vornehmlich an diesen, bilden wir noch heute Geist und Gemüth unserer Jugend. Höheres hat die Dichtkunst aller Zeiten überhaupt nicht aufzuweisen, als die wunderbaren Gebilde, die aus diesen Handlungen ihren Ursprung genommen: die göttliche Musik des homerischen Epos und die lange erschütternde Folge der Pelopidentragödien, die daran anknüpft, die Reihe der Labdakidentragödien, in welche der „Zug der Sieben gegen Theben," die „Pönikerinnen", die „Schutzflehenden" hineinführen.

Ja, wir standen hier an dem uralten Goldschachte der griechischen Tragiker. Von den Fabeln der 32 Dramen, welche sie uns hinterlassen haben, stehen nur 5 außer Verbindung mit der argivischen Sage. Funfzehn von den übrigen sind dem homerischen Epos entlehnt, „Brocken von der reichen Tafeln Homers," wie Aeschylos sich ausdrückte — und behandeln zum größeren Theile die Schicksale des Pelopidenhauses; vier beziehen sich auf den argivischen Heros, den Herakles, und seine Nachkommen; zwei, „der gefesselte Prometheus" und „die Schutzflehenden" des Aeschylos, sind durch die Gestalten der Jo und der Danaiden mit der Sage dieser Landschaft verbunden; sieben endlich entnehmen ihren Stoff dem Geschicke des Labdakidenhauses, welches durch den Polyneikes, den Schwiegersohn des Adrastos, mit dem einer älteren Generation argivischer Heroen verknüpft wird. Sieben von diesen Stücken haben auch ihren Schauplatz in der Landschaft von Argos selbst. Wir sind hier im eigentlichen Stammlande der Heroen. Auf diesem Boden schuf eine urthümliche noch ungebrochene Phantasie jene mächtigen Gestalten, wie jede zum Großen strebende Kunst sie als ihren eigentlichsten und liebsten Vorwurf sucht: groß in der Fähigkeit zu handeln, sich zu freuen, und vor Allem unnennbar zu leiden. Und diese Gestalten mischte sie unter den Chor der ewig heiteren im Genusse unbeschränkten Götter, um so die Gränze ihrer Größe und den Unterschied alles Göttlichen und Menschlichen offenbar werden zu lassen, und stellte sie mit einer Geflissentlichkeit, die

ed by Google

grausam scheinen kann, so auf die Schneide des Schicksals, daß auch schon der leiseste Fehl sie zu Falle bringen muß — aber grade in dieser haarscharfen ängstlichen Zuspitzung kann der Künstler die Charaktere wie die Situationen am ehesten für seine feinere psychologische Arbeit gebrauchen. Denn hier findet er echtes, wahres Menschenloos in großen typischen Beispielen und in Beispielen, die überaus schmerzlich und lehrreich sind. Daß die große gemeine Schuld sich straft, ist selbstverständlich und kann die Aufmerksamkeit des Künstlers wenig erregen; aber wo er sieht, daß ein Mensch, weil er nicht zart genug war, die ihm anvertrauten göttlichen Geheimnisse in tiefster Brust scheu zu bewahren, für immer in den Abgrund gestürzt wurde; wo er sieht, daß für einen Andern, noch ehe er geboren, ein enges Gespinnst seiner Verantwortlichkeiten bereit ist, in dem er sich bewegen soll, so daß er, wie es in einem Märchen heißt, nur leise an eine Saite zu stoßen braucht, um einen ganzen Sturm von Tönen hervorzurufen; wo er einen Helden das Höchste und Schwerste vollbringen und statt unvergänglicher Freude wilde Raserei ernten sieht, weil er im Uebermaß des Selbstgefühles sich nicht zu bescheiden gewußt hat: da findet er seine beste Kraft herausgefordert. Denn das Loos des Tantalos, des Oedipus, des Herakles ist allgemeines Menschenloos, nur in breitem mächtigem Contour, nur in imposanten weithin sichtbaren Formen dargestellt: der Mangel an Selbstbeherrschung, der ja uns Alle nicht tadellos wandeln läßt, schafft unser Unheil auf Erden. Hier ist die Urform für die wichtigsten Probleme aller Dichtung.

Diese psychologisch so scharf zugespitzten und so hart an den Abgrund geschobenen Charaktere hat keine landschaftliche Sage in dem Maße hervorgebracht wie die argivische und die mit ihr in mannichfache Verbindung gesetzte böotische; namentlich die attische nicht. Diese ist lustiger, leichtlebiger, harmloser als jene und geht bei Weitem nicht so in die Tiefe menschlicher Natur ein; im Besondern kann der attische Theseus, dessen Gestalt derjenigen des Herakles nachgebildet ist, dem schwerarbeitenden Manne gegenüber niemals den echten athenischen Jungen, im besten Sinne des Wortes, verleugnen. Freilich wird er alsbald auch ein praktischer staatsbildender Charakter, der es besonders versteht, Spannungen aufzulösen, Gegensätze zu vergleichen. Und in dieser Eigenschaft können ihn die attischen Dichter, die sonst über ihre eigenen Localsagen hinüber nach den argivischen und böotischen greifen, gar wohl verwenden, wenn auch nicht um seiner selbst willen. Er löst in seiner ruhigen, besonnenen, tüchtigen und gerechten Art die bittern Conflicte, die sich dort entsponnen haben. Und dies ist denn überhaupt das Verhältniß, welches materiell wie formell zwischen den Heroenlandschaften und Athen in der Kunst besteht: dort wird aus tiefarbeitendem Geiste das

Digitized by Google

Problem heraufgeholt, hier wird es gelöst; dort wird in dunkler, banger Dämmerung die Sage geboren, hier wird sie am Sonnenlichte bewußter Dichtung zur freien reifen Gestalt herangebildet; dort wird dem Menschen das Unheil aufgeladen, hier wird er entlastet; dort wird der arme Sterbliche schuldig, hier wird er entsühnt. Und zwar ist dies eigentlich zu verstehen: die attischen Dichter benutzen die Atmosphäre ihres Staates, ihres damals so gesund erblühenden, ordnungsvollen Staates wie ein Bad der Seelen, in welchem jeder Kranke genesen muß. Als es mit Orest, mit Oedipus zum Aeußersten gerathen ist, so daß nichts mehr übrig scheint, als das graufe Chaos des Geistes, da führen die Dichter ihre Unglücklichen nach ihrem geliebten glücklichen Athen und unter der beruhigenden Hand der Athene und des Theseus genesen sie von entsetzlichem Leid. In seiner mehr äußerlichen Weise wiederholt dies auch Euripides: er läßt den Adrastos, der schon geschlagen genug ist, weil er den gegen des Sehers Rath wider Theben unternommenen Zug unglücklich geendet, und nun auch das noch erleben soll, daß ihm das Begräbniß der im Kampfe gefallenen Genossen geweigert wird, er läßt ihn zum Theseus, „wie zu einem Arzte" ziehen und Trost und Hilfe suchen und finden. Mit einem Worte: dort Noth, hier Hilfe; dort Verwirrung, hier Heilung. Argos ist das Land der schwerduldenden vielgeprüften Heroen voll verworrenen Dranges, voll innerer Gährung, die dämmerungbeschattete Heimat der Sage; Attika ist die Schule der praktischen Staatsmänner, die Arena heliblickender, formgewandter Künstler, das sonnenbestrahlte Land der Poesie. —

Mit einem Gefühle unendlicher Ehrfurcht beschritten wir die Tempelstätte, den räumlichen Ausgangspunkt so großer Dinge, die unsere Seele wie eigene Erlebnisse lebendig erfüllen. Umsonst suchte unser Auge nach einem übriggebliebenen Zeugnisse der alten Thaten. Alles kahl, öde und nackt weit und breit. Und Alles so still, so todesstille. Wie erklang hier ehedem die Luft vom Beifallsruf der Menge, wenn bei der Feier der Heräen die Frauen vom Bache Eleutherion, wo sie sich entsühnt, heraufstiegen und der Ehegöttin den neugewebten Peplos darbrachten; wenn die Jungfrauen in kurzem Gewande, die rechte Schulter entblößt, mit flatterndem Haare den Wettlauf begannen; wenn endlich die Männer im ritterlichen Kampfe um den Preis des heiligen Schildes rangen. Der einzige lebendige Zeuge der vergangenen Zeiten ist der Bach Asterion, der am Fuße des Heiligthumes vorüberfließt oder vielmehr vorübertropft; denn er trägt noch immer die Strafe jenes Urtheilsspruches, den er mit dem Inachos und dem Kephissos vollzogen und der das zwischen der Here und dem Poseidon strittige Land der Ersteren zusprach, ähnlich wie die Flüsse der attischen Landschaft den dort zu Gunsten der Athene ausfallenden Spruch der Götter gebilligt hatten.

Und an den Ufern dieses Baches sprießt noch wie ehedem das Asterionkraut, das man einst der Göttin einzeln oder zu Kränzen verflochten darbrachte; das ist die andere lebendige Reliquie der alten dunkeln Vorzeit.

Neben der Asterionpflanze, die wie unsere Sternblume aussieht, zeigte sich häufig ein anderes Gewächs, in üppiger Kraft eben frisch dem Boden entsprießend: das Asphodeloskraut. In dieser Vereinigung und an diesem Orte erweckten uns die Pflanzen eine unabweisbare Reminiscenz. Wir erinnerten uns des kronenartigen Kopfschmuckes, den die Here in einigen künstlerischen Darstellungen trägt — wir dachten an die der Here des Polykleitos nachgebildete Juno Ludovisi und an einige alte Münzen von Argos — und welcher das sogenannte Palmettenornament zeigt; und es kam uns, im Anschauen der beiden Pflanzen die Idee, daß eben sie das Urbild und Motiv zu den beiden Elementen könnten abgegeben haben, aus welchem sich das Palmettenornament zusammensetzt: für das eine kräftiggedrungene, welches aus drei Paar Blättern besteht, die sich zwiebelartig aus einander entfalten, und das von der ähnlichen Lotosblume wohl zu unterscheiden ist, das Asphodeloskraut; für das andere zierliche, leichte, das sich wie ein Fächer ausbreitet, die Asterionpflanze. Die typische Aehnlichkeit ist unverkennbar; ja, umgekehrt würde kaum zu sagen sein, wie man die beiden Pflanzen, wenn man sie als Ornament verwenden wollte, in stilistischer Verarbeitung anders darstellen könnte. Aber steht der Ausdruck „Palmettenornament" unserer Muthmaßung nicht im Wege? Und giebt es zwischen unsern beiden Pflanzen und der Göttin, welche durch sie geschmückt sein soll, eine Beziehung? Und hat endlich das Ornament überhaupt einen anderen und tieferen Sinn als den einer geschmackvollen Krönung?

Um auf die letzte Frage zuerst zu antworten, so spricht Alles dafür, daß der plastische Künstler sich kein schickliches Mittel werde haben entgehen lassen, das Wesen seiner Göttin so deutlich und so vielseitig zu prädiciren als irgend möglich, und daß er — bei der verhältnißmäßigen Armuth seiner Sprache — sicher keine Gelegenheit außer Acht gelassen haben werde, wo er beziehungsreich und ausdrucksvoll werden konnte, wenn er nur zugleich schön bleiben durfte. Hat doch an den Bildern der Göttinnen Alles, bis auf den Schleier, bis auf den Gürtel seine vollwichtige symbolische Bedeutung; benutzte doch Phidias selbst einen so unscheinbaren Raum, wie die Ränder der Sandalen sind, um deutungsreiche Gestalten darauf anzubringen. Und wenn es gewiß ist, daß schon die Form des Kopfaufsatzes, den die Here trägt, auf ihr Wesen deutet — der Stefanos bezeichnet sie als Königin, der Modius oder Polos als Göttin der Fruchtbarkeit —, so ist anzunehmen, daß auch der Schmuck dieser Krönung nicht ohne prägnanten Sinn sei. Bei den Horen und Chariten, die statt des Palmettenornamentes vorkommen, liegt

Digitized by Google

dies auf der Hand; und eben damit ist es so gut wie bewiesen, daß ein pflanzlicher Schmuck, der zuweilen an der Stelle dieser Figuren erscheint, nicht inhaltsleer sein könne. Doch dieser Schmuck heißt nun einmal Palmettenornament. Nun wohl; aber das ist ein Handwerkerausdruck, eine nur summarisch die Erscheinung andeutende Bezeichnung, die eine ganze Verwandtschaft mit Einem bequemen Worte umfaßt. Es ist sehr wohl möglich, daß das Ornament, wenigstens das eine Element desselben, ursprünglich als Palmenblatt verstanden ist, aber nicht nothwendig, daß es überall und immer die Bedeutung müsse gehabt haben: ein feiner Unterschied in der Form konnte es neu und eigenthümlich charakterisiren. So wird der sogenannte Eierstab nach sehr verschiedenen Blättern gezeichnet und doch bleibt ihm immer derselbe gemeinsame Name.

So wäre nun Raum da für den Versuch einer individuellen Deutung der fraglichen Bildungen, und daß wenigstens das Asterionkraut ein Verhältniß zum Cultus der Here gehabt habe, ist vorhin schon erwähnt worden. Freilich, wo der Beziehungspunkt gelegen, das können wir nur vermuthen, nicht mit Bestimmtheit behaupten. Sehr wahrscheinlich in der Sternform der Blume wie der in reichen Radien auseinanderfallenden schmalen Blätter, durch welche sich der Grieche an das ursprüngliche Wesen der Here als einer Himmels- und Luftgöttin erinnert finden konnte; wie er ihr in derselben Rücksicht aus dem Thierreiche den Pfau mit seinem gestirnten Schweife als Symbol zur Seite gab. Von der Asphodelospflanze weiß man nur, daß sie den Griechen als das Todtenkraut gegolten, welches sie auf die Gräber pflanzten und von dem sie annahmen, daß es den schattenbewandelten Boden der Unterwelt bedecke. Eine Beziehung dieses Krautes zur Here ist, so viel wir wissen, bisjetzt nicht bekannt. Aber vielleicht, wenn man fragt, durch welche ihrer Eigenschaften die Asphodelospflanze zur Todtenpflanze geworden, kommt man auf einen Punkt, wo eine Verwandtschaft auch mit dem Wesen der Göttin heraustritt. Man will, daß sie wegen ihrer blassen Blüthen und weil sie keine Frucht trage, ihre symbolische Bedeutung erlangt habe. Ob es mit dem letzteren Mangel seine Richtigkeit habe, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß es kein kräftigeres, strotzenderes, üppigeres, wucherlustigeres Gewächs in der ganzen griechischen Flora giebt, als die Asphodelospflanze; auch kein fruchtbareres, wenn man ihre massenhafte Zwiebelvermehrung unter dem Boden in Anschlag bringt. Man freut sich, wenn man die Pflanze sieht, über ihre Gedeihlichkeit, ihr lustiges Wachsen, ihre Saftigkeit, ihr mächtiges Sprießen, und weit entfernt an Tod und Vergänglichkeit zu gemahnen, ist sie im Gegentheil ein Bild jungen, neuen hoffnungsreichen Lebens. Dieser Eindruck ist um so stärker, als sie im Herbst aus dem Boden kommt, zu einer Zeit, wo die übrige Vegetation

Digitized by Google

rings umher verdorrt und abgestorben ist. So wird die Pflanze von selbst ein Bild des Lebens im Tode, und eben in dieser ihrer natürlichen Symbolik wird sie der Grieche erkannt und zur Todtenpflanze gemacht haben. Als ein Merkzeichen der Wiederbelebung pflanzte er sie auf die Gräber seiner Lieben und nicht als eine Bestätigung des Todes, der sich ohnehin, wo ein Grab ist, von selbst versteht. Auch nicht, wie es wohl gedeutet worden ist, um dem Todten in der Gruft an den Asphodeloszwiebeln Speise zuwachsen zu lassen; denn für die Wegzehrung war schon sonst auf symbolische Weise gesorgt, und man denke sich nur das Essen der Zwiebeln in die Unterwelt auf die Asphodeloswiese verlegt — welch' ein unschickliches Bild von Trüffelsuchern und Kartoffelgräbern daraus entstehen müßte.

Ist aber die Asphodelospflanze den Griechen ein Symbol des Lebens im Tode gewesen, ist sicherlich auch die Verwandtschaft zwischen ihrer Wesenheit und der der Here empfunden worden. Diese ist als Göttin der Luft und des feuchten Elementes der Atmosphäre zugleich Göttin der Fruchtbarkeit, der Vermehrung, der Ehe. Sie ist es, welche das Leben der Erde fortwährend verjüngt, immer neue Keime des Daseins zur Entfaltung bringt. Darum ist ihr als Symbol der Kukuk beigegeben, der den verjüngenden Frühling mit seiner Werbelust ankündigt; darum der Granatapfel, mit seiner Fülle saftumgebener Kerne, seinem farbenglühenden Aussehen ein rechtes Bild der Fruchtbarkeit; darum der Modius, das Getraidemaß, zum Schmucke des Hauptes; darum auch erzählt der Mythus von ihr, daß sie sich in jedem Herbste in der Quelle Kanathos (die wir heute gesehen) wieder zur Jungfrau bade, und er will damit sagen, daß sie das unfruchtbare Alter nicht kenne, daß sie das Sterben durch immer neue Verjüngung überwinde. Sucht man aber in der Pflanzenwelt nach einem Symbole, in welchem sich der beiden Momente der Fruchtbarkeit und der Verjüngung, und nun gar die Verjüngung im Herbste, verbinden, so wird neben der Asphodelospflanze keine zweite schicklichere zu finden sein. Das tiefgrüne gedrungene Kraut inmitte der sandigen, steinigen Fläche, dieses Kraut, das nicht aus zufällig gefallenem Samen wächst, sondern immer wieder aus derselben Zwiebel neu aufsprießt, ist das natürlichste Bild der Verjüngung, welches sich denken läßt, und so eine alte, noch immer frische Zwiebelmutter mit ihren zahlreichen, sie dicht umdrängenden Jungen gemahnt ganz von selbst an eine gesegnete Ehe. Man sieht das gemüthliche Kraut wegen seiner Familienhaftigkeit ordentlich mit Wohlwollen an. Hiernach wird man zugestehen, daß neben dem Asterionkraut die Asphodelospflanze auf dem Modius der Göttin Here gar wohl am Platze sein würde, und begreiflich finden, wie sich jene zwiefache und auf den ersten Blick so disparat scheinende symbolische Bedeutung in ihr vereinigen konnte. Uebrigens zeigt schon der Modius selbst an, daß es zwischen

der Unterwelt und der Sphäre der Göttin einen Berührungspunkt geben müsse, denn er kommt auch, und ganz besonders dem Gotte der Unterwelt zu; ohne Zweifel erschienen dem Griechen beide Gottheiten in demselben geheimnißvollen Verhältnisse des Wechsels, in welchem er Vergehen und Entstehen, Sterben und Leben, Winter und Frühling, eines nie ohne das andere, zu betrachten gewohnt war. War doch auch die Here, wie jene Gottheiten, die mit Tod und Geburt, Absterben und Wiederbelebung zu thun haben, mit einem Kreise von Mysterien in Sage und Cultus umgeben; und wären uns diese Mysterien bekannt geworden, so würden wir wahrscheinlich auch ganz Bestimmtes über die Symbolik der beiden Pflanzen wissen, wie es denn, nach des Pausanias Erzählung, in den Geheimsagen auch eine Aufklärung über den Granatapfel gab.

Fest steht indessen, daß schon in den assyrischen Bauten, namentlich in der Charakteristik eines Fußbodens, ein decoratives Motiv vorkommt, welches als Palmettenornament bezeichnet werden kann oder muß: es giebt da in einem teppichartigen Muster einen Streifen, auf welchem nur Palmenblätter (übrigens fast wie ein Busch auseinanderwallender Straußenfedern gezeichnet) durch Bänder verknüpft sind; einen andern, die äußerste Borde, auf welchem geschlossene Lotosblumen mit solchen wechseln, die sich geöffnet haben und deren Blätter zackig auseinanderstreben. Er zeigt eine entfernte Aehnlichkeit mit unserem Ornament. Auf einer Platte von Kuyundschik endlich wechseln Palmblätter mit einem nicht deutlich erkennbaren Elemente, welches eine geschlossene Bildung zeigt. Daß den Griechen solche Motive von Osten her zugetragen wurden oder vielmehr, daß sie dieselben aus der gemeinsamen asiatischen Erbschaft entnahmen, leidet keinen Zweifel; aber sie führten sie nicht fort, ohne sie zu hellenisiren und aus ihrem eigensten Wesen heraus neu zu erzeugen, und grade in der überaus geistreichen und gewandten Art, wie sie dies thaten, zeigt sich fast mehr noch wie in eigener Erfindung ihre eminente künstlerische Begabung. Von Asien her kam ihnen, zum Beispiel, die Volute der jonischen Säule. Im assyrischen Bau drückt sie, doppelt übereinandergelegt und ohne eine besondere Charakteristik, den Conflict der Stütze mit der Last aus; — welch eine völlig andere Bedeutung gewinnt das Motiv unter den Händen des griechischen Künstlers! Für den Ausdruck jenes Verhältnisses schiebt er den dort fehlenden Echinus mit dem Blätterkranze ein, und das nun jener Function entlasteten Volutenglied macht er zu einer Binde, die auf beiden Seiten zusammengerollt und mit Schnüren aufgenommen ist. Die Säule wird unter seinen Händen zu einem beseelten Wesen, zu einem anmuthigen, neckischen, übermüthigen Mädchen, welches von der Last, die ihm zu tragen zugemuthet wird, sich zuvor ein Stück raubt, um sich damit zu schmücken. Es nimmt von den vier Fascien des Epistyls

Digitized by Google

(man denke sich nur die untere je zwischen zwei Säulen zerschnitten und getheilt) die eine herunter und legt sie sich tändelnd auf's Haupt; so tritt dasselbe zur Last in ein heiter spielendes Verhältniß und scherzt sich der Druck lustig hinweg: nicht im Charakter gemessener Dienstbarkeit wie die dorische Säule, sondern aus freiem Willen wie zur Kurzweil, übernimmt die jonische Säule die leichte Last des Gebälkes. Die Volute aber hat auf solche Weise, lediglich durch eine neue Zeichnung und Modellirung innerhalb der alten Grundform, einen Charakter erhalten, der ihrer ursprünglichen Art fast entgegengesetzt ist: früher drückte sie mehr ein passives Erdulden, jetzt im Gegentheil ein großes Maß von heiterer Activität aus, die sich von ihr aus der ganzen Säule mittheilt.

Aehnlich, dünkt mich, mag es mit dem Palmettenornament gegangen sein. Herübergenommen auf hellenischen Boden und im Besondern zum Hauptschmucke der Here verwandt, ist es nach hellenischen Motiven, nach unseren beiden Pflanzen, umgezeichnet und mit neuem Charakter erfüllt worden; und wer es so am Stefanos der Göttin sah, in dessen Sinne weckte sein Anblick alle die Beziehungen, welche dem Asphodeloskraute und der Asterionpflanze beiwohnten. So nimmt ja auch die Sprache fremde Wurzeln herüber und erfüllt sie mit dem Safte ihres eigenen heimischen Bodens.

W. Roßmann.

Gregorovius' römische Geschichte.

Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom V. bis zum XVI. Jahrh. Von Ferdinand Gregorovius. Stuttgart. J. G. Cotta. 1859—1872.

In diesem Werke, das mit dem achten Bande nunmehr vollendet vorliegt, ist eine große Aufgabe in wahrhaft großer Weise gelöst. Unsere geschichtliche Literatur kennt nur wenige Arbeiten von solcher Ausdehnung, vielleicht keine, die in solchem Grade den Stempel künstlerischer Reife und Vollendung trüge. Man sagt das höchste Lob, wenn man von dieser Darstellung rühmt, daß sie des Gegenstandes würdig ist. Hier hat ein vornehmer Geist einen der gewaltigsten und ergreifendsten Vorwürfe, welche die Geschichte der Menschheit darbietet, mit eisernem Fleiße durchforscht und daraus ein erhabenes Kunstwerk gebildet. Ein unbeschreiblicher welthistorischer Hauch umfließt die Denkmäler der römischen Vorzeit, und etwas von dieser Luft der Jahrhunderte weht uns auch aus den vorliegenden Bänden entgegen. Den Leser, der selbst einmal römische Lüfte geathmet hat, überkommt es mit erneuter Sehnsucht; und oftmals hat uns dieses Werk die Empfindungen

Digitized by Google

des unvergeßlichen Abends erneut, der uns der letzte in der ewigen Stadt war. Noch einmal saßen wir auf dem Monte Testaccio, dem Berg der Scherben, seitwärts der Porta San Paolo. Im Westen ging die Sonne zur Neige. Vor uns das unendliche Häuser- und Trümmermeer, über dem sich die ernste Kuppel Michelangelos wölbt, dort die Säulenreste des Forums, die Trümmer der Basiliken Thermen, und Aquäducte, weiterhin die schwermuthvolle Oede der Campagna mit den Denkmälern der Via Appia, darüber das Albanergebirge mit den von der scheidenden Sonne vergoldeten Villen und Dörfern, unten aber, zunächst dem Hügel, in schweigendem Schatten die Pyramide des Cestius mit den Pinien und Cypressen des Friedhofs.

Von den Worten, mit denen Gregorovius anhebt: „In diesen Büchern will ich die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter beschreiben, welche noch nicht geschrieben ist" — theilt sich dem Leser die feierliche Stimmung mit, in welcher der ernste Germanensohn vom Ufer der Ostsee diese Geschichte begonnen und durchgeführt hat. Für einen anderen Gegenstand würde die edelgeformte ebenmäßige Sprache, die sich hütet je aus der Rolle zu fallen, ohne Zweifel monoton erscheinen, hier ist sie das natürliche Gewand dessen monumentale Falten ungezwungen den würdigen Inhalt umschließen. Es ermüdet nicht, immer wieder vom Verfasser zu hören, wie ihn selbst der Vorwurf, der ihm den Griffel in die Hand drückt, im Innersten erfüllt und zur Ehrfurcht zwingt. Und wenn er es liebt an hervorragenden Punkten der Erzählung Betrachtungen einzustreuen, so sind diese nicht von der Art, daß sie geschwätzig dem Leser sich aufdrängen; vielmehr beschränken sie sich darauf aus dem lärmenden Gewirr der Ereignisse auf eine stille Höhe herauszuführen, von welcher der Menschengeist den Zusammenhang der Dinge überblickt und die Ferne der Zeiten nachdenklich verknüpft. Nicht fertige Urtheile legen sie vor, aber sie fordern zu eigenem Nachsinnen über so denkwürdige Schicksale auf. Dem Chor der alten Tragödie vergleichbar durchschreiten sie diese größte Tragödie des Menschengeschlechts.

Als bloße Stadtgeschichte betrachtet sind die Schicksale des Roms ein Gegenstand von ergreifendstem Interesse, schlechthin unvergleichlich durch den Wechsel tiefster Erniedrigung und glanzvoller Wiederauferstehung. Dem Geschichtschreiber lag zunächst die melancholische Aufgabe vor, in die düstersten Zeiten der Stadt hinabzusteigen und die Geschichte ihres Sinkens, ihres Falls zu beschreiben. Mit der Einnahme der Stadt durch die Westgothen im Jahre 410 hebt die eigentliche Erzählung an, also mit einem Zeitpunkte, da das Centrum der heidnischen Welt bereits in eine christliche Stadt sich umgewandelt hatte, doch ihr Aeußeres noch völlig heidnisch geblieben war. Noch standen die zahllosen Monumente der Republik und des Kaiserthums aufrecht, und die zerstreuten Basiliken des Christenthums verschwanden in der

Digitized by Google

Menge und Größe der antiken Bauten und brachten einen kaum merklichen neuen Charakter hinzu. Doch aus diesen Bauten war das Leben geschwunden. „Der abtrünnige Julianus würde, wenn er statt des Kaisers Honorius seinen Einzug in Rom gehalten hätte, mit Schmerz sich gesagt haben, daß er in eine verzauberte Stadt des Todes gekommen sei. Alle diese schönen zum Aether aufsteigenden Bauten der Römer waren nur noch todte Pracht von todtem Stein. Das Christenthum, in Besitz der ungeheuren Stadt gesetzt, war unvermögend, dies Erbe der Väter in sein neues Leben aufzunehmen. Die großen Monumente der Cultur des Alterthums, die Schönheit und Fülle ihrer Künste, Arbeit und Lust der Jahrhunderte, ließ es ungerührt in Ruinen gehen, und es brauchte endlich nichts von ihnen, als hie und da einen Tempel, einige Säulen und ausgerissene Marmorsteine. Nie sah die Geschichte ein gleiches Schauspiel der Abwendung des Menschengeschlechts von einer noch völlig stehenden Cultur. Halb Rom war Larve und Gespenst, die Wunder der Erde dem langsamen Schicksal des Verfalls schonungslos geweiht. Die 400 Tempel, dem Abscheu der Christen ein verhaßter Anblick, standen leer und öde, und bald gesellte die Verkümmerung des bürgerlichen Lebens ihrer grenzenlosen Verlassenheit die prächtigen Hallen und Thermen, die Theater und die Rennbahnen allgesammt hinzu. Rom verfaulte als Leiche an dem einen Theile seines Leibes, und verjüngte sich zu gleicher Zeit am andern wieder, ein Doppelwesen, einzig in der Geschichte der Menschheit, deren Haupt zu sein es zweimal berufen ward. Dieser tiefe Gegensatz von Tod und Leben datirt von Constantins des Großen Zeit, und er ist bis auf unsern Tag noch nicht geschwunden."

Mit besonderer Sorgfalt hat Gregorovius die Veränderungen verzeichnet, welche allmählich mit der äußeren Physiognomie der Stadt vorgingen. Oftmals sind die Beschreibungen gleichzeitiger Schriftsteller eingestreut, die uns von Zeit zu Zeit gleichsam zu Augenzeugen des vormaligen Zustands von Straßen und Palästen machen. Aber auch spärliche Notizen, wo nicht mehr als diese vorhanden sind, weiß das malerische Geschick des Verfassers sorgfältig zu verwenden und anziehende Stimmungsbilder daraus zu schaffen. Diese Rückblicke auf den baulichen Stand der Stadt sind dann zugleich die Ruhepunkte der Geschichtserzählung, die abwechselnd von den 7 Hügeln hinaus in die Weite geht und wieder zu ihnen zurücklenkt. Denn die Geschicke, welche die Verwandlungen Roms bestimmen, sind eins mit den Geschicken der Menschheit. Diese Stadt ist das Verhängniß der abendländischen Welt. Indem sie aus dem ungeheuren Falle sich wieder erhebt und der Ausdruck einer neuen Cultur wird, knüpft sie zugleich die Fäden der Weltherrschaft wieder an, die ihr während des sinkenden Kaiserthums aus den Händen zu gleiten drohten. Aus dem Ruin erneuert sich nicht nur die

Digitized by Google

Stadt, sondern auch das Imperium. Nur die Mittel der Herrschaft wurden andere, ihr Wesen blieb dasselbe. So übermächtig war die Vergangenheit des heidnischen Rom, daß ihre Erinnerung sich fort und fort in die Gegenwart drängte und an ihre Traditionen unmittelbar die Gestaltung der mittelalterlichen Welt anknüpfte. Die praktische Wendung, welche die Sage vom Aufenthalt des Apostels Petrus in Rom schon im Laufe des zweiten Jahrhunderts nahm, und welche die Stütze für die späteren Rechtsansprüche des römischen Episcopats wurde, hatte ihr Motiv eben in der weltherrschenden Stellung der Stadt. Da wo die Welt gewohnt war ihren beherrschenden Mittelpunkt zu verehren, da mußte auch das Primat der entstehenden Kirche seine Stelle haben. Den legitimen Uebergang der Herrschaft vom heidnischen Rom auf das christliche zu erweisen, war eben die Tendenz jenes Petrus-romans, in dessen Bann fortan die abendländische Welt stand. Kapitol und Palatin lagen in Trümmern, aber im Lateran und Vatican saßen die würdigen Nachkommen jener Römer, denen einst der Erdkreis gehorcht hatte.

Auch die republicanischen Erinnerungen sind von Zeit zu Zeit mächtig wieder aufgelebt und nur schwer hat sich der alte Municipalgeist der Stadt ertödten lassen. Sind doch in unsrem Jahrhundert noch die Schatten der Catone und Scipionen von einer ahnenstolzen Demokratie wieder heraufbeschworen worden. Lange Zeiträume füllen die Aufstände der Bürgerschaft und die Fehden der Barone der Campagna aus. Doch die wiederholten phantastischen Versuche, die Majestät des senatus populusque romanus wiederherzustellen, haben das Schicksal aller Romantik gehabt. Mit Theilnahme verfolgen wir auch diese glanzvollen, zum Theil wahrhaft dramatischen, selbst tragischen Scenen. Aber in dem gewaltigen Drama, welches die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter heißt, sind sie zuletzt nur Episoden von decorativem Werth. Der Hauptfaden der Geschichte spinnt sich fort an der allmählichen Entwicklung jener unheimlichen Institution, welche die weltliche Herrschsucht unter der Toga des Priesters verbirgt und deren Reste noch heute im Stande sind einer fortgeschrittenen Civilisation Trotz zu bieten. Indessen, auch jene municipalen Erinnerungen haben ihre Metamorphosen gehabt. Ein Abglanz der Gestalten Arnolds von Brescia und Colas di Rienzi ruht noch auf dem volksthümlichen Helden, der in unseren Tagen die ewige Stadt gegen Papst und Franzosen vertheidigte, und das Freiheitsgefühl, das einst in den mittelalterlichen Fehden der Stadt wider das Papstthum lebte, hat aus langem Schlummer wieder aufgeweckt nicht geruht, bis es in erneuten Anläufen die verhaßte Herrschaft für immer los geworden ist.

Gregorovius hat die Geschichte der Stadt Rom fortgeführt bis in das 16. Jahrhundert, wo eine ungeheure Katastrophe wiederum ihr Aussehen

ed by Google

verändert und das Papſtthum, deſſen Reſidenz ſie iſt, abermals in neue Wege weiſt. Unmittelbar zuvor hat die päpſtliche Herrſchaft äußerlich ihren höchſten Gipfel erſtiegen, aber ſchon verkündigen die Ereigniſſe in Deutſchland drohenden Abfall, und bezeichnenderweiſe knüpft ſich der Abfall an die enormen Summen, welche zur Ausſchmückung der Stadt in alter heidniſcher Pracht, entſprechend ihrer wiedererlangten Machtſtellung, erforderlich ſind. Die Päpſte haben das Ziel langer, angeſtrengter Arbeit erreicht, den Beſitz eines unabhängigen Staats, der fortan die Stütze ihrer politiſchen Herrſchermacht bildet. Aber dieſer Staat verwickelt den Stuhl Petri zugleich in den Streit der Weltmächte, in welchem er für den Augenblick erdrückt zu werden ſcheint. Vergebens ſucht das Papſtthum ſeinen weltlichen Beſitz dadurch zu legitimiren, daß es ſich an die Spitze einer nationalen Liga zur Vertreibung der Fremden ſtellt. Die tiefer blickenden Italiener ſprachen es gerade in dieſer Zeit als ihre Ueberzeugung aus, daß das Papſtthum das unüberſteigliche Hinderniß für den nationalen Aufſchwung und die Einigung der Halbinſel ſei. Und in der That ſchlägt jener Ehrgeiz, der Julius II. und Clemens VII. beſeelt, zum Verderben des Papſtthums wie Italiens aus. Nichts tragiſcher als die letzten verzweifelten Bemühungen patriotiſcher Männer, dem Verhängniß der einbrechenden Fremdherrſchaft ſich entgegenzuſtemmen. Aber auch der Gedanke wird in der Umgebung des ſiegreichen Kaiſers Karl einen Augenblick erwogen, ob in Rom noch irgend eine Form des apoſtoliſchen Stuhls verbleiben ſolle oder nicht. Zuletzt beſiegelt das Bündniß von Kaiſer und Papſt das Schickſal Italiens. Aus der Gnade des Habsburgers empfängt der Papſt ſeinen weltlichen Staat zurück, deſſen bloße Exiſtenz fortan ein Hinderniß für Italiens Einigung bleibt, aber die Weltherrſchaft des apoſtoliſchen Stuhls iſt gebrochen: mit dem modernen Staatenſyſtem iſt die kirchliche Univerſalmonarchie unvereinbar. Rom iſt nur noch das bevorzugte Feld, auf dem die Intriguen der auswärtigen Mächte ſich abſpielen, aber es hat aufgehört, Mittelpunkt der Politik zu ſein. Entgeiſtigt, lebenſpendender Impulſe hinfort nicht mehr fähig, ſetzt es gewohnheitsmäßig ſeine kirchliche Herrſchaft über die katholiſche Welt fort, in ſeinen Dienſt ruft es alle rückwärts drängenden Elemente, es ſelbſt verbündet ſich mit allem, was dem Fortſchritt der Geiſter den Tod geſchworen hat und denſelben düſteren Charakter trägt fortan die äußere Phyſiognomie der Stadt. Die heitere Pracht und Luſt der Renaiſſance verſchwindet, ein langſames Siechthum folgt auf die furchtbare Kataſtrophe: die Stadt gehört fortan den Jeſuiten.

Bis zum Beginn dieſer äußeren und inneren Umwandlung der Stadt hat Gregorovius ſeine Geſchichte fortgeführt. Es iſt ein natürlicher Abſchnitt: der sacco di Roma ſcheidet zwei Epochen der päpſtlichen Stadt; mit

ihm hebt diejenige an, deren Ende wir in unseren Tagen erleben. Aber der Geschichtschreiber gewinnt in jener Katastrophe zugleich einen künstlerischen Abschluß seines Werkes, der von der außerordentlichsten Wirkung ist. Alles vereinigt sich, um den Leser am Ende mit derjenigen Stimmung zu erfüllen, mit der man die Aufführung eines tragischen Meisterwerks verläßt. Verderbendrohend wälzen sich die Heere unter Karl von Bourbon und Georg von Frundsberg heran. Man sieht das Schrecklichste kommen und empfindet doch zugleich die Genugthuung, die von dem Anblick der waltenden Gerechtigkeit unzertrennlich ist. Denn wie ein vernichtendes Gottesgericht über menschliche Vermessenheit fällt es nieder auf Papst und Prälaten, Kirchen und Klöster, auf die Stadt selbst, die durch zwei Jahrtausende im Gefühl einer schrankenlosen Herrschaft geschwelgt hatte. Eben noch hatte sie wie zum Feste sich mit Reizen geschmückt, welche sie zum zweiten Mal zum Centrum der abendländischen Cultur machten; wenige Tage reichten hin, und es blieb von ihnen nicht mehr übrig, als was ein Kriegshaufen von empörten Landsknechten und tückischen Spaniern aus Gnade verschonte. „Den 6. Mai", schrieb der Ritter Schertlin mit erschreckender Ruhe in sein Tagebuch, „haben wir Rom mit dem Sturm genommen, ob 6000 Mann darin zu todt geschlagen, die ganze Stadt geplündert, in allen Kirchen und ob der Erd genommen, was wir gefunden, ein guten Theil der Stadt abgebrannt". Es ist, als ob die Flammen, die über der ewigen Stadt zusammenschlugen, noch einmal einen grellen Schein zurückwürfen auf die schicksalsvollen Jahrhunderte, die wir an der Hand des Geschichtschreibers durchmessen. Dann aber senkt sich die Nacht hernieder und wir hören die Klagestimmen der versprengten Humanisten, die über den Untergang der herrlichen Stadt des Lichts der Welt, der Mutter der Menschheit den Jammerruf erneuern, den mehr als tausend Jahre zuvor Hieronymus, der in Bethlehem einsiedelnde Kirchenvater, trauernd über den Fall der Stadt durch Alarich ausgestoßen hatte: „Meine Stimme stockt und mein Schluchzen unterbricht die Worte, die ich schreibe: die Stadt ist bezwungen, die den Erdkreis bezwang!" Welche Empfindungen durch den Fall Roms weithin unter den gebildeten Geistern erweckt wurden, mag man aus den Worten abnehmen, die Erasmus damals aus Basel an Sadolet schrieb: „Das entsetzliche Verhängniß hat alle Nationen mit betroffen, denn Rom war nicht allein die Burg der christlichen Religion, die Ernährerin der edlen Geister und das ruhigste Asyl der Musen, sondern auch die Mutter aller Völker. Denn wen hat diese Stadt nicht, mochte er auch auf einer fremden Erde geboren sein, in ihren sanften Schoß aufgenommen, geliebkost und erzogen? Wer erschien sich dort als Fremdling, wenn er auch vom Ende der Welt hergekommen war? Ja, wie Vielen war Rom nicht theurer, süßer, segensreicher als ihr eigenes Vater-

Digitized by Google

land? Oder wo gab es einen noch so rauhen Geist, den nicht die Stadt Rom durch das Leben in ihr milder und reifer uns zurückkommen ließ? Oder wer brachte nur eine kurze Zeit in ihr zu, der nicht ungern von ihr schied, der nicht jede ihm dargebotene Gelegenheit zu ihr zurückzukehren freudig ergriff oder sie selbst herbeizog, wenn sie ihm nicht geboten war? In Wahrheit, dies war der Untergang nicht der Stadt, sondern der Welt".

Man kann diese denkwürdige Klageepistel des Rotterdamer Gelehrten nicht lesen, ohne sich zu erinnern, wie dieselbe unbezwingbare Sehnsucht, welche in ihr sich ausspricht, nordische Geister fort und fort nach der Siebenhügelstadt gezogen hat. Von selbst treten die Namen Winckelmann und Goethe in die Erinnerung. Man denkt an die gewichtige Folge deutscher Gelehrter und Künstler, die der mächtigen Anziehungskraft des römischen Bodens sich hingegeben haben, und an die Förderung, die unsere einheimische Bildung daraus empfing. Und der Gedanke kehrt zu Gregorovius zurück, dessen Werk für die neueren Zeiten die reifste Frucht dieses germanischen Wandertriebes genannt werden darf. So ist es denn kein Zufall, daß diese Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter ein Deutscher geschrieben hat. Und dazu kommt noch noch ein anderes. Was auf diesem Boden sich ereignete, ist zum großen Theil ein Stück unserer Geschichte. Nächst den Römern selbst, bemerkt Gregorovius, hat kein Volk ein näheres Recht auf diese Geschichtserzählung, als das deutsche, „dies sowohl wegen der älteren Beziehungen germanischer Völker zu Rom, wie der Gothen, welche die Stadt einst kraftvoll beherrscht und mit Ehrfurcht aufrecht erhalten haben, und der Franken zur Zeit Pipin's und Karl's, welche Rom aus den Händen der Longobarden und Byzantiner retteten und selbständig machten, als namentlich wegen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, wodurch Deutschland in einer Reihe von Jahrhunderten ein außerordentliches und ruhmvolles Verhältniß zu der Stadt behauptet hat". Für die Oekonomie des Werks lag eben in diesen auswärtigen Beziehungen der Stadt eine besondere Schwierigkeit. Die Schilderung derselben durfte nicht versäumt und doch nicht zu weit ausgedehnt werden, wenn der Charakter einer Geschichte der Stadt gewahrt bleiben sollte. Auch hier ist das künstlerische Geschick des Geschichtschreibers zu bewundern, der immer das Auge fest auf den Mittelpunkt gerichtet hat und den Faden nicht aus der Hand verliert, an den auch die fernstreichenden Wirkungen und Bezüge geknüpft bleiben. Indessen hat sich einige Ungleichheit der Behandlung bei einem Werke, dessen Abfassung 17 Jahre in Anspruch nahm, nicht ganz vermeiden lassen. In den ersten Bänden sind nämlich die Grenzen strenger und enger gezogen, es ist die Stadt selbst, auf welche das Interesse concentrirt bleibt; in den späteren Bänden geht die Darstellung mehr in die Breite, insbesondere ist die Entwickelung der päpst-

Digitized by Google

lichen Macht und deren Verflechtung in die allgemein politischen Begebenheiten vollständiger behandelt. Dem künstlerisch empfindenden Verfasser selbst schien diese Ungleichheit merklich genug, so daß er sie zu beseitigen wünschte. Als die zweite Auflage begonnen wurde, dachte er einen Augenblick daran, auch die früheren Bände nach den weiteren Gesichtspunkten, nach welchen die späteren angelegt sind, umzugestalten. Er hat schließlich darauf verzichtet und er hat wohl daran gethan. Denn einmal kann hier nicht von einem störenden Mißverhältniß gesprochen werden; vielmehr liegt es in der Natur der Sache, daß die Darstellung von da an eine weitergreifende wird, wo Rom aus der Versunkenheit der barbarischen Zeit sich erhebend in den Rang der politischen Mächte tritt und wieder nach den Zügeln der Weltherrschaft greift. Allein auch wenn die Ungleichheit auffälliger wäre als sie ist, dürfte man deren Beseitigung kaum wünschen. Denn so wie dieses achtbändige Werk vor uns steht, ist es zugleich ein Denkmal der Epoche, in welcher es geschrieben ist. In dem veränderten Ton, der in den späteren Bänden bemerkbar ist, empfinden wir die weltgeschichtlichen Veränderungen, deren Schauplatz die Stadt Rom in derselben Zeit gewesen ist, in welcher der Fremdling vom baltischen Meer ihre mittelalterliche Geschichte aufgezeichnet hat.

Gregorovius hat selbst wiederholt den Gewinn dankbar anerkannt, den er aus dem Umschwung der italienischen Dinge für seine Arbeit zog. Auch wenn er es nicht selbst ausgesprochen hätte, würde das Werk selbst Zeugniß davon ablegen. Je weiter es vorrückte, um so reichlicher flossen die Quellen: der Umsturz der kleinen italienischen Throne eröffnete die verschiedenen Staatsarchive und bot dem fleißigen Forscher deren Schätze dar. Aber bedeutungsvoller noch ist die innere Förderung, die er aus den gleichzeitigen Ereignissen empfing. Er schrieb in einer Epoche, die aufs Neue einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte des Papstthums wie der Stadt Rom bildet, und wir sehen ihn aufs lebendigste ergriffen von dieser abermaligen Wandlung, die sich unter seinen Augen vollzieht. Mit voller Theilnahme des Herzens folgt er den siegreichen Schritten einer Revolution, welche dem Volk Italiens die Wiederherstellung seiner Nationalität bringt, die Römer wieder zu Bürgern macht und den weltlichen Staat der Päpste umstürzt, dessen allmähliche Aufrichtung und Befestigung er als Geschichtschreiber zu erzählen hatte. Ein wunderbares Zusammentreffen rückte abermals hart an einander schwindelnde Höhe wie tiefsten Fall der päpstlichen Macht. Denn in derselben Stunde, da die riesige Pyramide des päpstlichen Absolutismus sich vollendete, da der Nachfolger Petri die verblendende Höhe seiner dogmatischen Allgewalt erstieg, sah er die materielle Grundlage seiner geistlichen Macht, den tausendjährigen Besitz der Stadt Rom und des Kirchenstaats sich entzogen. Vielhundertjährige Entwicklungen schienen sich zum Abschluß zu neigen,

auch die Beziehungen Deutschlands und Italiens, die so lange eine Quelle von Leiden für beide Länder gewesen, fanden nun ihren versöhnenden Abschluß in der gleichzeitigen Aufrichtung eines nationalen Königthums diesseits wie jenseits der Alpen. Nicht ohne gegenseitige Handreichung sind diese Schöpfungen entstanden, und so traten die beiden Länder, indem sie als politische Körper sich endlich von einander lösten, zum erstenmal, von altem Banne losgesprochen, mit freien und freundlichen Gefühlen einander näher. Und gleichwohl dauert auch jetzt noch die verhängnißvolle Verkettung unserer Geschicke mit Rom, nur in neuer Verwandlung. Unter uns Deutschen ersteht ein neues Kaiserthum, von ganz anderer Art, als die mittelalterliche Würde dieses Namens gewesen war, und dennoch, kaum aufgerichtet, sollte es im Streit mit dem päpstlichen Absolutismus auch das unliebsamste Vermächtniß des alten Kaiserthums überkommen. Die Häupter der Alpen blicken auf keine Romfahrten deutscher Fürsten mehr herab, aber noch versuchen es die Päpste wie damals, durch ihre Werkzeuge den Krieg mitten in die deutschen Länder zu tragen. Parteistellungen wiederholen sich, die zu verschiedenen malen der Geschichtschreiber des Mittelalters schon zu verzeichnen hatten. Parallelen wie Gegensätze zu modernen Begebenheiten drängen sich ihm fast mit jedem Schritte auf, ja er scheint sie mit Vorliebe aufzusuchen. Es ist wahr, diese Bezüge auf zeitgenössische Vorgänge und Einzelnheiten wiederholen sich oft, aber doch sind sie immer ungesucht, in der Regel von schlagender Wirkung, sie stimmen nachdenklich und beeinträchtigen darum auch nicht die vornehme Haltung, welche durchweg dieser Geschichtserzählung eigen ist. Nur daß die monotone Melancholie, welche der Grundzug der früheren Bände ist, späterhin zu einer freieren geschichtlichen Betrachtung sich aufgelöst hat, die unter den Ruinen des Alterthums wandelnd dem belebenden Hauch der Gegenwart sich nicht verschließt. Neben dem Tod behauptet das Leben sein Recht. Eine große Gegenwart schärft den Sinn auch für vergangene Größe, und in diesem Falle schafft sie zugleich ein willkommenes Gegengewicht, das die Neigung des Verfassers zu schwermuthvoller Versenkung in vergangene Schicksale mildert. Mit wachsender Theilnahme empfindet der Leser, wie der Geschichtschreiber selbst während seiner Arbeit gewachsen und gereift ist. Und so darf dieser mit Recht es als ein seltenes Glück preisen, daß ihm vergönnt war, „nicht allein diese Geschichte in Rom selbst zu schreiben und zu vollenden, sondern auch an ihrem Schlusse die endliche Lösung und die Sühne eben jener Schicksale und Leiden Roms, Italiens und Deutschlands zu schauen, welche in diesen Büchern verzeichnet stehen."

L.

Digitized by Google

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Eine deutsche Gesandtschaft in den Anden. Aus S. Fé de Bogotá. — Lange schon trug ich mich mit dem Gedanken den Landsleuten daheim von meinen Fahrten in Südamerika, speciell von meinem jüngsten jahrelangen Aufenthalt in den Gebirgen und Llanos, die Venezuela und Columbien trennen, Kunde zu geben; allein erst hier in Bogotá, der Hauptstadt der columbianischen Union, entschließe ich mich dazu das Versäumte nachzuholen, denn hier umgiebt mich nach langer, langer Zeit, in der ich in der Wildniß meinen Wissenschaften gedient habe, endlich wieder civilisirtes Leben; hier ist mir das während meiner Abwesenheit und Verwilderung neugeborene Vaterland in ansprechendster Weise entgegen getreten. In der That, Deutschland hat mich hier wie einen verlorenen Sohn freundlichst begrüßt; der Ruf, daß eine deutsche Gesandtschaft hier oben auf der Hochebene von Cundinamarca begründet sei, mitten in den Cordilleren, weit, weit entfernt von der Küste, die deutsche Schiffe berühren, in jeder Hinsicht isolirt, war bereits in Cucuta zu mir gedrungen; freudig begrüßten in jenem Grenzorte gegen Venezuela dies Zeichen allwaltender Fürsorge des neuen Reiches die dortigen Landsleute und wahrlich ich nicht am wenigsten, denn ich wüßte gar viel zu erzählen von der Nothwendigkeit diplomatischen Schutzes in diesen Regionen. Herzlichst freute ich mich, auf der langen Reise von Cucuta hieher überall, wo ich Deutsche traf, sympathische Worte über den Träger des neuen Postens zu erhalten; erst seit der Mitte vorigen Jahres eröffnet, hat die Gesandtschaft doch schon überall hin ihre Fäden gestreckt, um in dem weiten unwegsamen Lande die verlorene Heerde der Deutschen zu sammeln. Hier waren von einem deutschen Kaufmanne specielle Handelsberichte erbeten; dort bei einem Hüttendirector aus Sachsen Empfehlungen für deutsche Bergleute eingetroffen; hier erzählte ein Fuhrmann in bestem Berliner Dialekt von seiner Correspondenz wegen der gefährdeten Nationalität seiner hier geborenen Kinder, dort ein deutscher Lehrer von den Sorgen seiner hiesigen Stellung und dem in der Gesandtschaft gefundenen Trost.

Auf der Straße von Boyacá ritt ich Mitte März in Bogotá ein, krank an Seele und Leib, und sah bald in der Hauptstraße über der Thür eines durch seine gewaltige Flaggenstange auffallenden Hauses das Wappen des Reiches, eine mir bisher unbekannte Größe, und wahrlich mir jubelte das Herz, als ich, ein Fremdling daheim und hier im Lande, die Worte las: „Kaiserlich Deutsches General-Consulat.“ Natürlich machte ich Tags darauf, so gut es ging, Toilette, um das stattliche Haus in der „Königsstraße“ aufzusuchen und dem deutschen Minister die Grüße vieler treuer Seelen aus

Digitized by Google

Flecken, Dörfern und Wäldern zu bringen, sowie meine eigenen Klagen und Beschwerden vorzutragen.

Hinter der zweiten Thür des Portales öffnete sich ein weiter Hof, um den sich nach hiesiger stereotyper Bauweise im zweiten Stock die Zimmer der Wohnung lagern, während der untere von Läden und Werkstätten gebildet wird. Der oben von Gallerien umgebene Hofraum war übrigens nicht öde, wie in so vielen anderen Häusern dieser überhaupt wenig freundlichen Stadt; er glich einem Garten und bot in seiner Mitte Rasenplatz und Beete, auf ersterem zahlreiche Rosen, eine mächtige Weide, Cypressen und Oliven, oben an den Pfosten der Corridore Töpfe mit üppigen Sträuchern und Ampeln mit Blumen. Auf der Treppe spielten zwei kleine Knaben mit richtigen preußischen Pickelhauben Soldat, auf dem blumenreichen Flur gemahnte mich ein großes Bild „der Marktplatz zu Bremen" an die langgehegte Sehnsucht, den Rathskeller der alten Hansestadt kennen, zu lernen der mir bisher nur durch Hauff's Phantasien vertraut ist. Während ich diesen Wandschmuck betrachtete, öffnete sich eine Thür, an welcher das Wappen des Reiches mit spanischen Umschriften sich zeigte, und ein wettergebräunter junger Mann fragte nach meinem Begehr. „Kennen Sie den Maler dieses Bildes, schaltete er ein, weil ihm mein Anschaun desselben aufgefallen war; es ist ein frühverstorbener Freund unseres Ministers." Wir treten in die Sekretarie, die mit ihren Bücherbretter, Aktenschränken und Papieren ganz den Anstrich einer deutschen Studierstube haben würde, wenn nicht dem Eintretenden sofort ein großes Bild des Fürsten Bismarck anzeigte, daß in diesem Raume der deutsche Reichskanzler gebiete; eine Zeit lang mußte ich warten, bis unser Gesandter mich empfangen konnte, und erfreute mich an den zahlreichen Karten von Columbien, unter denen sich auch eine von dem deutschen Geschwader verfertigte Aufnahme der Savanillabucht befand, sowie an den Bildern von deutschen Etablissements in Columbien, Dampfern des Magdalenenstroms, eisernen Brücken aus Bucaramanga, Ansichten der großen Anlagen in Ambalema und Aehnlichem mehr.

Der Posten in Bogotá ist, soviel ich weiß, die jüngste der deutschen Gesandtschaften und der etwa vor Jahresfrist ernannte kaiserliche Ministerresident zweifelsohne das dem Alter nach jüngste Mitglied der deutschen Diplomatie. Dr. Schumacher, der mich alsbald begrüßte, ehedem Syndicus der Bremer Börse, zählt schwerlich 35 Jahr, auch macht ihn seine blonde Erscheinung hier noch jünger, als er wirklich ist. In dem Arbeitszimmer führte die Erinnerung uns bald in die gemeinsam zu Berlin verlebte Studienzeit zurück; wie hatten sich unsere damaligen Ideen verändert, wie unsere politischen Anschauungen, unsere Ansicht von dem preußischen Premier, der damals uns als ein Feind der liberalen Elemente erschien! „Welch ein Kopf"

Digitized by Google

hat neulich der Erzbischof von Bogotá ausgerufen, als er in jenem Gemach die große Büste Bismarck's gewahrte.

Ich habe hernach manche Stunde in dem mir auf liberalste Weise geöffneten Zimmer zugebracht und mich über das Stück Deutschland gefreut, das hier sich darbietet. Dem Fürstenhause gilt der trauliche Platz in der Balkonecke, wo die Bilder des Kaisers und des Kronprinzen prangen, der Freundschaft und Studienzeit die Wand des Arbeitstisches, wo über den Bildnissen von Professoren und Künstlern die letzten Zeichnungen des unglücklichen Alfr. Rethel in sorgfältigen Kopien hängen; der Vaterstadt Bremen huldigt eine andere Seite des Zimmers, in deren Mitte die Statue des Bürgermeisters Smidt sich erhebt, des Begründers von Bremerhafen, eine vierte Fläche endlich ist den Familienbildern gewidmet. Ein reicher deutscher Bücherschatz ist hier gesammelt; hier fand ich die neue Biographie Alexander von Humboldt's, Gervinus' Geschichte des Unabhängigkeitskrieges der Columbianer, die columbianische Flora von Karsten, Humboldt's Tropenreisen ꝛc. ꝛc. Es ist möglich, daß der Anblick eines deutschen Hauses in hiesiger Umgebung auf mich von stärkerer Wirkung war, als auf Andere, da mir zu lange die Erinnerung an das Vaterland gefehlt hat; allein es will etwas sagen, nach so langer Zeit die Bildnisse unserer deutschen Heroen, Goethe, Schiller, Humboldt wieder zu erblicken, dazu Gemälde des Berliner Treppenhauses und Rafaelsche Madonnen. Ich will noch erwähnen, daß im Saale der Gesandtschaft, den ein großes aus Bremen herrührendes silbernes Ehrengeschenk ziert, nicht bloß die Vorkämpfer Deutschlands: der große Kurfürst und Friedrich der Große, mich als Preußen heimatlich anzogen, sondern auch prächtige Seestücke, Scenen aus dem Wirken der Rettungsstationen am Meeresufer darstellend, meine Sehnsucht nach der See, von der allein ich Genesung erhoffe, mächtig belebten. In der Wohnstube der Frau vom Hause trifft man Abends meist interessante Gesellschaft, Deutsche, Engländer und auch Columbianer, ja selbst Russen, während alsdann das Speisezimmer mit seinen zahlreichen Hildebrandt'schen Aquarellen aus Asien und Afrika, von welchem aus man das mit den beiden berühmten Kapellen gekrönte Felsengebirge hinter Bogotá erblickt, als provisorisches Lesekabinet dient, das gut besuchte, einzige Institut dieser Art, das Bogotá besitzt.

Gewiß wird unsere Gesandtschaft eine stetig wachsende Anziehungskraft ausüben, obwohl ihr zur Zeit noch manche unklare Sympathien für die blutig geborene französische Republik entgegenzustehen scheinen. Mehr und mehr finden die Bestrebungen des Herrn Schumacher in den hiesigen Kreisen Anerkennung. So schreibt z. B. die hiesige Revista de Colombia unter dem Datum des deutschen Nationalfestes: „Ausdruck des Dankes. Seine Ehren, der Herr Dr. Schumacher, beseelt von jenem deutschen Geiste, welcher Wis-

Digitized by Google

ſenſchaften und Literatur nicht bloß fördern, ſondern auch im Volke verbreiten will, hat unſerer Akademie der Naturwiſſenſchaften werthvolle Geſchenke übermacht; ſo das mit den ſchönſten Tafeln gezierte botaniſche Prachtwerk des Prof. Karſten und mehrere Bände der intereſſanten Abhandlungen des naturwiſſenſchaftlichen Vereins in Bremen. Er hat ferner in ſeiner Wohnung ein Leſekabinet begründet, in welchem Abends zahlreiche Blätter und Zeitſchriften, einheimiſche wie fremde, Allen, welche für ſolche Lektüre ſich intereſſiren, zugänglich ſind; dabei iſt vorbehalten, aus dieſer glücklichen Einrichtung ein öffentliches Inſtitut zur Belehrung und Erquickung aller Gebildeten zu entwickeln. Der britiſche Miniſter, Herr Rob. Bunſch, hochgeſchätzten Andenkens, hat ſich die Dankbarkeit unſerer ſtudirenden Jugend erworben und geſichert durch das lebhafte Intereſſe, das er ihrem Unterricht und ihren literariſchen Beſtrebungen widmete: gleiche Liebe und Dankbarkeit wird ſich zweifelsohne der deutſche Miniſter erwerben, denn wir ſind ſehr empfänglich für jedes dem öffentlichen Wohle erwieſene Zeichen von Theilnahme und Intereſſe“. Davon, daß ein reger Freundſchaftskreis um unſere Geſandtſchaft ſich bildet, zeugen mancherlei Geſchenke, z. B. Proben koſtbarer Erze und Hölzer, Stereoſcopen aus den fernen Küſtenſtädten dieſes Landes, Holzſchnitzereien dieſer Hochebenen, indianiſche Alterthümer in Natur und Bild. Auch die officielle Thätigkeit des neuen Geſandten, die ſich natürlich meiner Beurtheilung entzieht, hat an maßgebender Stelle gebührende Anerkennung gefunden, wie der Jahresbericht des auswärtigen Miniſteriums Schwarz auf Weiß erklärt und Jeder ſehen kann, der eine Zeit lang in der Geſandtſchaft verkehrt und daher in die Weiſe der Geſchäftsführung und des amtlichen Umgangs einige ſcheue Blicke hat werfen können. Langſam, aber ſtetig wächſt hier das Intereſſe für Deutſchland; eine nicht geringe Zahl junger Columbianer ſtudirt in Berlin; hier iſt auf der Univerſität ein Curſus in der deutſchen Sprache eröffnet, an dem 17 Studenten ſich betheiligen.

„Pferde ſind hier der einzige Luxus, Reiten das einzige Vergnügen“ klagte mir die Frau Miniſterin mehr als einmal, als müſſe ſie ihre Leiſtungen in einer undeutſchen Damenkunſt entſchuldigen. In der That giebt es ſelbſt hier in der alten Reſidenz der ſpaniſchen Vicekönige kaum eine Möglichkeit zu fahren und nur große Beſchwerde für einen Spaziergänger. Eines Morgens ritten wir den Franciscus-Bach entlang ins Gebirge, das die Waſſerſcheide zwiſchen dem Magdalena- und Orinoco-Stromgebiete bildet; trotz der Zerſtörungen, welche die furchtbaren Regenwetter vor Kurzem angerichtet hatten, ging es zwiſchen den ſteil abfallenden Felſen vorwärts. „Dort in jener Höhle haben wir, abgeſchieden von der profanen Welt in deutſcher Studentenweiſe den Tag von Sedan gefeiert,“ rief einer der Freunde,

nach einer lauschigen Stelle am Rande des Dickichts zeigend; „damals gings seltsam hie zu inmitten der Lavamassen und wilden Gesteine; denn es erklangen hier Volks- und Kriegs-Lieder, unverstanden von den unten vorbeiziehenden Maulthiertreibern; wie haben wir damals unserer lieben Heimat gedacht!" Dies Fest spielte 3000 Meter über dem Meeresspiegel nach den Messungen unserer Landsleute Stübel und Reiß, welche kürzlich ihre wissenschaftlichen Beobachtungen in Quito veröffentlicht haben. Noch einen anderen Ritt will ich hervorheben; er fand in der Frühe des 22. März statt und ging hinaus in die weite Savannah auf der „Straße nach Berlin", wie die hiesigen Deutschen den zum Magdalenen-Strome führenden Weg getauft haben. Rechts und links magere Weiden von unabsehbarer Länge, rings im Hintergrunde die gewaltigen Bergketten; an einer Brücke des Funzaflusses trafen wir ein Bataillon Sappeure und sowie dessen Musikchor unseren Minister erkannte, erklang die „Wacht am Rhein". Ich leugne nicht, daß mir helle Thränen in die Augen traten, als ich diese Melodie hier in Mitte der weiten südamerikanischen Steppe an der Seite eines deutschen Gesandten zum ersten Mal vernahm.

Feierlich ist der genannte Dank- und Freuden-Tag in der mit Blumen-Kränzen und deutschen Farben reich geschmückten Gesandtschaft begangen worden; in ihr versammelten sich alle hiesigen Deutschen, zahlreiche Beglückwünschungen trafen ein; die ganze Stadt hatte ein Festtags-Ansehen durch die Flaggen der Regierungsgebäude, der Gesandtschaften, Konsulate und der deutschen Häuser. Abends gab Dr. Schumacher ein Festmahl, mit deutscher Küche! Im Speisesaal prangte das lorbeerumkränzte große Abbild des deutschen Kaisers und wieder fesselte den Blick die Pracht der herrlichsten Blumen; macht doch Cundinamarca den Ruhm des Rosenlandes Persien streitig. Wie hätte ich je gedacht, hier oben in den Anden in echtem Rheinwein ein Hoch auf den deutschen Kaiser zu trinken und mit Römergläsern aus dem Rathskeller zu Bremen anzustoßen, um einer indianischen Musikbande das Zeichen zu geben, daß sie das „Heil Dir im Siegerkranz" beginnen solle! Wir sangen die Hymne in Worten, die der Gelegenheit angepaßt und in würdiger Weise durch eine Rede unseres Gesandten eingeleitet waren. Dem Chorgesang folgte der Trinkspruch auf Letzteren, ausgebracht vom Senior hiesiger deutscher Kolonie, der gerade so alt ist, wie sein Kaiser. Dr. Schumacher antwortete mit einem Hoch auf die Deutschen in Columbien: „Hand in Hand!", deren Freunde und Helfer einschließend und die Träger der deutschen Konsulate besonders hervorhebend. Ich betone noch, daß in dem Kreise alle Stände und Berufe vertreten waren: Kaufleute und Naturforscher, Handwerker und Lehrer, Landwirthe — und ein kgl. preußischer Lieutenant! Die Gallerien des Hauses waren mit schwarz-weiß-rothen Papierlampen ge-

Digitized by Google

ziert; die Musik stimmte immer aufs Neue deutsche Weisen an und die auf den Straßen diesen Melodien lauschende Menge erfreute sich des festlich erleuchteten Hauses und des ebenfalls im Lichterschmuck glänzenden gegenüber liegenden Konsulatsgebäudes, dieselbe Menge, die kurz zuvor die Republik Spanien und das freie Cuba bejubelt hatte. Damals soll die Demonstration etwas ausgeartet sein, dies Mal herrschte vollständige Ordnung und Ruhe, vielleicht Dank der Umsicht der vor die Gesandtschaft postirten Nachtwächter, die mit ihren altbaierischen Cüraſſierhelmen gar seltsame Erscheinungen bilden.

Hat diese Plauderei daheim ein Interesse? Ich weiß es nicht. Aber dem in der Fremde weilenden, dem jede Anknüpfung an die Heimat so unschätzbar ist, mag es wohl verziehen werden, wenn er sich mit Vorliebe dem Glauben hingiebt, daß man im Vaterlande den zerstreuten Ansiedelungen der Landsleute in der Fremde wenigstens einen kleinen Bruchtheil der Theilnahme nicht vorenthält, welche diese so voll und ganz den Daheimgebliebenen entgegen bringen. Wenn dieser Glaube kein irriger ist — bei meiner Heimkehr werde ich mich bald davon überzeugen können — so möchte wohl noch manches Blättchen meines Tagesbuches es wagen, freundliche Leser um Aufmerksamkeit zu bitten.

Pariser Briefe. Schatten- und Lichtseiten des neuen Regimes. — Einer der wenigen Vorzüge der jetzigen Regierung ist, daß man sich von Anfang an über ihre Intentionen nicht getäuscht hat. Die französische wie die auswärtige Presse würdigte vom ersten Augenblicke an die Männer des 24. Mai richtig. Allerdings sprachen einige liberale Blätter die Hoffnung aus, daß der „honnette" Mann als Präsident unhonnette Thaten des Ministeriums werde hindern können, aber so recht glaubte man nicht daran, und das famose Cirkular betreffs der zu erkaufenden Presse hat alle Welt darüber aufgeklärt, was man von einem honnetten Bündnisse zwischen Legitimisten, Bonapartisten und Pfaffen zu erwarten hat.

Man sagt, Madame Mac Mahon habe einen mehr als natürlichen Einfluß auch auf die politische Denk- und Handlungsweise ihres Gemahls. Es ist bekannt, daß dieser einen großen Theil seines Glorienscheines der liebenswürdigen Gattin verdankt, so daß es fast mehr der Gatte der Frau Mac Mahon als der Herzog von Magenta war, den man zum Präsidenten erkor. Dieser weibliche Einfluß macht sich nun seit den fünf Wochen der „conservativen" Regierung in bedenklicher Weise fühlbar. Umsonst macht die gesammte liberale Presse darauf aufmerksam, daß man durch ein Bündniß mit Rom selbst den „Preußen" in die Hände arbeite, daß man Italien in das Bündniß mit Deutschland treibe und sich selbst in die schimpflichste Ab-

Digitized by Google

hängigkeit vom heiligen Stuhle bringe. Alles umſonſt: Die ſchwarze Republik iſt unter der Regierung Mac Mahons zur Wahrheit geworden. In weibiſch-mittelalterlicher Lächerlichkeit machen die Deputirten Excurſionen nach berühmten Wallfahrtsorten, und die monarchiſchen Parteien ſuchen einander in Servilität gegen Rom zu überbieten. Wie wird das erſt werden, wenn die eine oder die andere monarchiſche Partei wirklich ans Ruder kommt! Sonſt legten die Monarchiſten die Maske des Liberalismus an, um zur Macht zu gelangen und ließen ſie erſt nach und nach fallen, wenn ſie die Zügel in Händen hatten. Aber ſelbſt dann noch waren ſie genöthigt, dem mächtigen Geiſte der erſten Revolution gewiſſe Zugeſtändniſſe zu machen. Das ſcheint nun anders geworden zu ſein. Man geht in Pietismus und ſchwarzem Schauſpielerthum weiter, als es je das zweite Kaiſerthum wagte.

Während des zweiten Kaiſerreichs ließen ſich drei Senatoren civil, d. h. ohne Mitwirkung der Kirche, beerdigen, darunter der ehemalige Erzieher des Kaiſers. Niemand wagte, dieſen Männern deshalb die ihnen gebührenden Ehrenbezeugungen vorzuenthalten. Und heute, wo ſich Frankreich Republik nennt, wo es „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ auf ſeinen Fahnen trägt, heute erröthet man nicht, Todte zu beſchimpfen, weil ſie nicht von Prieſtern zur Gruft begleitet werden. Es gehörte großes Vertrauen auf die Ohnmacht des Volkes dazu, die Dragoner einfach zurückzuziehen, welche zur Beerdigung des Deputirten Brouſſes beordert waren, weil dieſer civil beerdigt ward. Und die von der Nationalverſammlung zur Begleitung des Sarges wie gewöhnlich ausgelooſten Abgeordneten verließen demonſtrativ das Trauerhaus, weil kein Geiſtlicher die Leiche einſegnete. Und kaum hatte man noch Zeit dieſen Vorfall zu erwägen, da kommt aus der zweiten Stadt Frankreichs, dem Lyon Barodet's und Ranc's, die Nachricht, daß der Präfect ſich die Gunſt der Regierung nicht beſſer zu ſichern wußte, als indem er eine Verordnung erließ, nach welchen Civilbeerdigungen vor Sonnenaufgang, vorzunehmen ſind. Man ſtempelt die Bekenntnißloſen zu Verworfenen und Verbrechern, und die Volksvertretung des voltairiſchen Frankreichs geht mit faſt Zweidrittel-Majorität über eine Interpellation zur Tagesordnung über, welche dies Gebahren tadeln wollte. Was ſteht da einer neuen moraliſchen Bartholomäusnacht im Wege? Heute die Freigeiſter, morgen vielleicht Proteſtanten und Juden! Natürlich ſind der Univers und andere römiſche Blätter doch noch unzufrieden mit den Zugeſtändniſſen, die man ihrer Partei macht, ſie verlangen Einmiſchung in die italieniſche Privatpolitik und erklären die Aufhebung der römiſchen Klöſter für einen Eingriff in die franzöſiſchen Rechte. Ja ungeſcheut ſagen ſie, daß ſie einen Krieg mit Italien für eine heilige Sache halten; und wie man ungeſtraft offen die Karliſten in Spanien

Digitized by Google

unterstützt, so wird es nicht lange dauern und die Ultrakatholiken Frankreichs predigen offen den Kreuzzug gegen Italien.

Aber nicht nur die religiöse, überall so tief eingreifende Frage hat unter der jetzigen Regierung eine andere Richtung erhalten, die gesammte Politik hat sich vollständig geändert, trotz der feierlichen Zusage, man wolle nur conservativ sein. Die Prinzen aus dem napoleonischen Hause haben die Weisung erhalten, ihrer Rückkehr nach Frankreich stehe nichts im Wege, und Jerôme und Pierre Napoleon haben bereits von dieser Berechtigung Gebrauch gemacht, um persönlich ihr Interesse warzunehmen. Das Verwaltungssystem ist wieder zum alten, napoleonischen geworden, täglich bringt das Journal Officiel Spalten von neuen Ernennungen und es dürfte wenige Verwaltungsbeamte aus der Kaiserzeit geben, die nicht wieder in ihr Amt eingesetzt wären. Dem abgedankten Staatschef sucht man, wo es nur möglich ist, Schwächen nachzuweisen, und die Angelegenheit Banc's hat einen wahren Jubeltanz bei den „conservativen" Blättern hervorgerufen. Allerdings hat sich Banc in der ersten Zeit an der Commune betheiligt, aber er zog sich nach wenigen Tagen von ihr zurück, und nachdem er die Gefahr erkannt hatte, welche von ihr der Gesellschaft drohte, benutzte er seine Eingeweihtheit zum Vortheile der Versailler. Thiers hatte ihm dafür Straflosigkeit zugesagt und sein Wort, so lange er am Ruder war, gehalten. Gerade deshalb war es eine der ersten Handlungen der neuen Herren des Landes, Banc's Verfolgung von der Nationalversammlung zu verlangen. Und die Versammlung ließ den Deputirten des Rhone-Departements fallen, der es vorzog in London über den Regierungswechsel im Vaterlande nachzudenken.

Natürlich fehlt es aber auch dem neuen Regime nicht völlig an Lichtseiten. Dahin gehört, daß der gegenwärtige Finanzminister Magne, der ja als Finanzmann von früher her rühmlichst bekannt ist, die Absicht hat, zum Freihandelssystem zurückzukehren. Die hohe Zollbesteuerung war eine krankhafte Idee des vorigen Präsidenten, und der französische Handel hatte schwer unter den Folgen dieser veralteten Praktik zu leiden. Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, dieser Umstand habe zum Sturze Thiers' viel beigetragen. Der Bourgeois hat ein natürliches Gefühl für seinen geschäftlichen Vortheil und dem größten Theile der besitzenden Klassen fehlt die Selbstverleugnung, gegen das pekuniäre Interesse ein politisches zu haben. Die Hafenstädte, vor allem Havre, liegen so danieder, daß man an die Zeiten der Continentalsperre erinnert wird. Nimmt die Regierung diese Angelegenheit ernst in die Hand und löst die Frage, wie auf andere Weise die ungeheuren Geldmittel zu beschaffen sind, welche Frankreich zur Bezahlung der Interessen seiner Schuld braucht, so wird sich nicht nur ihr Anhang verstärken, sondern sie wird sich auch ein wahres Verdienst um das Land erwerben.

Digitized by Google

Ein anderes Gebiet, wo die jetzige Regierung richtig handelt, iſt die algeriſche Frage. Mac-Mahon hat bekanntlich den größten Theil ſeiner Carrière in Algier gemacht, und Niemand kennt wie er die Verhältniſſe und Bedürfniſſe dieſer Provinz. Napoleon hatte den arabiſchen Häuptlingen einen großen Grad von Selbſtändigkeit gelaſſen, ihrer Eitelkeit durch Decorationen, Titel und Aeußerlichkeiten geſchmeichelt; er war perſönlich in ihrem Lande geweſen und hatte einen äußeren Pomp entwickelt, welchen die Söhne der Wüſte für unzertrennlich von Macht halten. Die meiſten arabiſchen Stämme in Algier hingen in Folge deſſen mehr an Napoleon, als an Frankreich, und ſie boten der Regierung des Empires namentlich in den letzten Jahren faſt keinerlei Schwierigkeiten dar. Zu Anfang des deutſchen Krieges zog der Araber mit Enthuſiasmus in den Krieg, in der Hoffnung, dort das brutale Handwerk zu üben, das ihm daheim verwehrt war. Erſt mit der Gefangennahme des Kaiſers trafen die ungünſtigen Nachrichten in Algier ein, und die Romantik, die in der Nähe beſehen der Gefangenſchaft Napoleon's III. gänzlich fehlte, durfte man ſich ungeſtört im fernen Afrika ausmalen. Die Regierung des 4. Septembers ließ alsbald an Stelle der Militärverwaltung in Afrika die Civilverwaltung treten, gewiß im Sinne und Intereſſe der Koloniſten; aber der an die Uniform gewöhnte Araber ſah in dieſer Veränderung einen Angriff auf ſeine Rechte, und als die Rückkehr Napoleon's unwahrſcheinlich, endlich gar unmöglich ward, brach in Afrika der große Aufſtand aus, deſſen Hauptanſtifter jüngſt beſtraft wurden. Die Ruhe ward zwar mit Waffengewalt wieder hergeſtellt, aber die Anhänglichkeit, die den Araber an Frankreich oder vielmehr an Napoleon knüpfte, iſt verſchwunden. Mac-Mahon will nun durch Wiederherſtellung der Militärherrſchaft die Provinz wieder enger an Frankreich heranziehen, und vielleicht gelingt es ihm, da auch er ſich perſönlich drüben eines glänzenden Namens erfreut.

Dieſſeits der See erwirbt ſich Mac-Mahon nicht viel Lorbeern, und man fragt ſich, für wen er denn eigentlich arbeite. Die Imperialiſten, die allenthalben frei ihr Haupt erheben, ſcheinen noch immer die meiſten Chancen zu haben; während man noch vor einem Jahre den Namen Napoleon in der Aſſemblée Nationale nicht ausſprechen konnte, ohne den lebhafteſten Sturm heraufzubeſchwören, mußte der Abgeordnete Lepère geſtern bei einer Erörterung des Inſtituts der Ehrenlegion erfahren, daß man jetzt nicht ungeſtraft von der „Schmach des 2. Decembers" reden darf. Es war der größte Theil des Hauſes, der ihn mit den erregteſten und lebhafteſten Zurufen unterbrach und ihm eine Scene machte, wie ſie im Corps législatif nicht ſelten Gambetta bereitet ward. Während die Regierung noch am 24. Mai auf wenige Stimmen Majorität angewieſen war, hat ſie ſeither in jedem

Digitized by Google

Gange an Terrain gewonnen, und ein Vertrauensvotum wie das vom 24. Juni, einen Monat nach ihrem Antritt, in einer so ernsten Angelegenheit, wie es die Gewissensfreiheit ist, hat der Regierung bereits eine Majorität von 200 Stimmen eingebracht. Was Wunder, daß sie da an eine Auflösung der Nationalversammlung gar nicht denkt! Aber selbst von liberalster Seite, wünscht man diese gar nicht, denn man ist überzeugt, daß, was folgt, jedenfalls viel schlimmer sein würde. A. K.

Das Ende des Reichstags. Aus Berlin. — Aus der letzten angestrengten Arbeitswoche des Reichstages haben wir unseren Lesern noch wenige Hauptvorgänge in Erinnerung zu bringen, die nicht insgesammt, aber doch zum Theil erfreulicher Natur waren. So die unveränderte Annahme des elsaß-lothringischen Gesetzentwurfes bei seiner dritten Lesung am 18. Juni. Mit Recht wenigstens fiel der Völk'sche Antrag, der die Einführung des Wahlgesetzes zum Reichstage gar noch vor dem ohnehin so überaus frühen Termin des 1. Januar 1874 ermöglichen sollte; ebenso ward der Angriff Windthorst-Meppen's auf die fortdauernde Oktroyirungsbefugniß der Reichsregierung im Elsaß abgeschlagen, indem Lasker sehr richtig auf die Unmöglichkeit hinwies, daß sich der Reichstag mit den inneren Angelegenheiten von Elsaß-Lothringen beschäftige.

Erwünschten Abschluß fanden sodann endlich auch die langschwebenden Verhandlungen über das Münzgesetz nebst der Frage über Banknoten und Staatspapiergeld. Man erinnert sich des vielbesprochenen § 18 des Münzgesetzes, dessen zweites Alinea für den Bundesrath den Stein des Anstoßes bildete. Der Paragraph bestimmte in erster Linie die Einziehung aller nicht auf Reichswährung lautenden Noten bis zum 1. Jan. 1875, von welchem Termine an nur auf Reichswährung in Beträgen von nicht weniger als 100 Mark lautende Banknoten ausgegeben werden sollten. Zweitens sollten diese Bestimmungen auch für das Staatspapiergeld gelten. Ein Antrag des Abgeordneten Bamberger hat das Einverständniß zwischen Bundesrath und Reichstag hergestellt. Er bestimmt die Einziehung der obenerwähnten Banknoten bis zum 1. Jan. 1876, ebenso bis zum gleichen Termine die des Staatspapiergeldes. Dagegen soll nach Maßgabe eines zu erlassenden Reichsgesetzes eine Ausgabe von Reichspapiergeld stattfinden. Dieses Gesetz wird über die Ausgabe und den Umlauf des Reichspapiergeldes, sowie über die den einzelnen Bundesstaaten zum Zwecke der Einziehung ihres Papiergeldes zu gewährenden Erleichterungen die näheren Bestimmungen treffen. Der Präsident Delbrück erklärte, daß in dem vorliegenden Antrage der Termin der Einziehung dem Wunsche der Regierung gemäß hinausgerückt sei, sodaß dieser Theil des Antrages kein Bedenken finden würde. Ebenso sei auch die

Digitized by Google

Annahme des zweiten Theiles gesichert, nachdem festgestellt worden sei, daß zu der Zeit, wo das Staatspapiergeld eingezogen wird, durch Reichsgesetz geregeltes Reichspapiergeld ausgegeben werden soll. Nachdem Lasker die künftige Stellung des Reichstages zu der Frage dahin präcisirt hatte, daß derselbe in Zukunft moralisch verpflichtet sei, nach Aufhebung des Staatspapiergeldes gegen das Reichspapiergeld keine von vornherein ablehnende Stellung einzunehmen, und der Präsident Delbrück aus der Annahme des Bambergerschen Antrages denselben Schluß gezogen hatte, ward am 23. Juni § 18 des Münzgesetzes in der Fassung Bamberger's mit allen Stimmen gegen die des Centrums angenommen. Gleichzeitig erfolgte auch die noch ausstehende Annahme des § 2 des Gesetzentwurfes über den nicht durch besondere Reichsgesetze reservirten Theil der Kriegsentschädigung mit dem Zusatze Lasker's und Richter's, daß jener noch zur Verfügung stehende Restbestand nicht eher unter die Einzelstaaten vertheilt werden dürfe, als bis über die Einziehung des Staatspapiergeldes gesetzliche Anordnung getroffen sei. Dieser Zusatz ward jedoch in der nachfolgenden Abendsitzung, welche das Münzgesetz in dritter Lesung definitiv erledigte, auf Delbrück's Wunsch wieder beseitigt, da seiner Eröffnung nach für das Münzgesetz eine Majorität bereits im Bundestage gesichert und somit der gestellten Bedingung genügt sei. Ist nun hiermit die Münz- und Bankfrage für den Moment beantwortet, so läßt sich freilich nicht sagen, wie lange das durch so viele Compromisse mit der Papierpartei und den eigenthümlichen Wünschen der Mittelstaaten in seinem einheitlichen Charakter arg verletzte Reformwerk einer helleren Einsicht und dem Streben nach wirthschaftlicher Consequenz gegenüber vorhalten wird. Erwähnung verdient auch noch, daß der Reichstag in einer Resolution zu Gunsten der künstlerischen Ausstattung der Reichsmünzen einmal eine Lanze für Hebung des deutschen Geschmacks in öffentlichen Dingen brach, worin wir, wie die bisherigen Weltausstellungen — und leider auch die jetzige Wiener — lehren, hinter allen übrigen großen Nationen und Staatswesen schimpflich zurückstehen.

Sonst bildete den wichtigsten Gegenstand der letzten Verhandlungen die Abänderung des Vereinszolltarifs durch Aufhebung resp. Ermäßigung des Eingangszolles von Eisen, Stahl und Maschinen, die mit dem October des Jahres in Kraft treten soll. Delbrück entwickelte am 20. Juni in längerer Rede, die neue Vorlage sei nicht aufzufassen als der Ausdruck irgend einer zur Herrschaft gelangenden handelspolitischen Theorie, sondern als das Ergebniß praktischer Wahrnehmungen auf wirthschaftlichem Gebiete. Zu diesen Wahrnehmungen gehöre, daß im Laufe der letzten Jahre bei allgemeiner Preissteigerung kaum etwas so sehr im Preise gestiegen sei als die menschliche Arbeit. In Folge der Calamitäten, die sich hieraus besonders für die Landwirthschaft ergaben, hätten die verbündeten Regierungen den Weg betreten, auf den sie allein durch die Competenz der Reichsverfassung angewiesen wären, an Stelle der menschlichen Arbeitskraft die Maschinenkraft zu setzen, und Herstellung und Eingang dieser Maschinen durch Aufhebung und Herabsetzung der Zölle auf Roh- und Fabrikateisen zu erleichtern. Der Abgeordnete Günther (Sachsen) konnte zwar von der Aufhebung der Eisenzölle keine neue Aera für die Landwirthschaft erwarten, hielt aber die Lage derselben den anderen Erwerbszweigen gegenüber für so ungünstig, daß er jede

Digitized by Google

Erleichterung mit Freuden begrüße. A. v. Kardorff bedauerte, daß die Reichsregierung das Princip aufgegeben habe, auf Zölle nur gegen eine Compensation zu verzichten, ein Standpunkt, der von Braun (Gera) lebhaft bekämpft und für veraltet erklärt ward. Mohl erblickte natürlich bereits den bevorstehenden Ruin der Eisenindustrie und bat dringend die Vorlage abzulehnen. Mallinckrodt trat für den Freihandel ein, und führte schlagend aus, daß die deutsche Eisenindustrie zu ihrer Erhaltung eines Schutzzolles nicht weiter bedürfe. Derselbe trage vielmehr nur dazu bei, eine Klasse der Bevölkerung auf Kosten der übrigen künstlich zu bereichern. Die Entscheidung über die Vorlage ward später leider nur durch einen Compromiß getroffen, die Regierungsvorlage durch den Hammacher-Miquelschen Vortrag beseitigt, nach welchem die Zölle auf Roheisen zwar gänzlich aufgehoben werden, die übrigen Zollbefreiungen aber bis auf den 1. Januar 1877 vertagt bleiben. — Diese halbe, künftig jedenfalls im Sinne des Freihandels corrigible Entscheidung erhielt denn durch die Schlußberathung ihre Bestätigung.

Im übrigen wären noch einige unglücklich angebrachte und natürlich vergebliche Versuche zu erwähnen, das Interesse des bürgerlichen Elements im Offizierstande sowie das der Civilbeamten gegenüber den günstiger gestellten militärischen Chargen wahrzunehmen, sowie schließlich die Beseitigung des Projektes zu einem Nord-Ostseekanal durch Moltke's Autorität.

Am 25. Juni erfolgte dann endlich die allerseits so dringend herbeigesehnte Schließung der gegenwärtigen Session des Reichstages. Am selben Tage kündigte die Provinzial-Correspondenz bereits an, daß das Haus während der Wintermonate noch einmal zur Berathung des Militärgesetzes einberufen werden soll. Wir stehen also noch nicht am Schlusse der ersten Legislaturperiode. Noch steht die Lösung einer großen Aufgabe aus, die Sicherung der nationalen Zukunft durch eine neue Wehrverfassung. Ja vielleicht wird es derselben Reichsvertretung noch beschieden sein, die Justizgesetze zu erledigen, und so die Organisation der deutschen Armee und die der deutschen Rechtspflege gleicher Weise zum Abschluß zu bringen. Ein solches Ende des ersten deutschen Reichstages würde allerdings wohl geeignet sein, manche Mißstimmung zu beseitigen, welche diese Session uns hinterlassen hat.

Denn so wichtig und so segensreich auch die Resultate der gesetzgeberischen Thätigkeit des Hauses auf dem Gebiete des Invalidenwesens, der Kriegsleistungen, des Eisenbahn- und theilweis des Münzwesens sind, so viel größer noch in vielen Kreisen die Hoffnungen sind, die man an diese Gesetze wie an manche andere in Anregung gebrachte knüpft, so ist doch auch manches Wort wohlberechtigter Klage hörbar geworden. Der Kompromiß zwischen Freihandel und Schutzzoll bei den Eisentarifen hat nur sehr getheilte Anerkennung gefunden, und vor allem der fast durchgehends verspätete und unregelmäßige Eingang der Regierungsvorlagen hat aller Augen dargethan, daß die gegenwärtige Einrichtung des Reichskanzleramts der gesteigerten Entwickelung der Reichsangelegenheiten auch bei der anerkannten Vorzüglichkeit einzelner gegenwärtiger Arbeitskräfte auf die Dauer unmöglich gewachsen ist. Vielleicht werden wir diesem allseitig anerkannten Uebelstande den Anstoß zu verdanken haben, der uns auf der Bahn organisch ausgebildeter Reichsministerien weiter bringt. Endlich hat die Aussicht auf die durch das Militärgesetz herbeizuführenden gesteigerten militärischen Lasten den Reichsboten vielfach die

Stimmung getrübt. Wir hoffen indeß, daß sich eine ernsthafte Störung unseres Verfassungslebens aus Anlaß eines neuen Militärconflictes vermeiden lassen wird. Mehr und mehr wird sich wohl die Ueberzeugung Bahn brechen, daß selbst eine so ins Grenzenlose gesteigerte Militärlast eine relativ billige Erhaltung des äußeren Friedens sei, und die europäische Lage, wie sie sich wenigstens gestalten kann, muß allen Reichsfreunden die entsprechende Entfaltung der deutschen Wehrkraft dringend empfehlen. Andererseits unterschätzt Niemand die finanziellen und politischen Bedenken, die sich vielen Patrioten bei der furchtbaren Belastung der Nation zu militärischen Zwecken erheben, aber Jedermann erwartet eben auch von ihnen Opfermuth und Hingabe ohne Gleichen, wo es sich um die letzten Fragen der nationalen Existenz handeln kann. Das „toujours en vedette" unseres großen Königs scheint so fort und fort unser nationales Wahrzeichen bleiben zu sollen. Diejenigen, die von geringerer Anspannung wenigstens der preußischen Kräfte nach Aufrichtung des Reiches sprachen, haben sich selbst oder uns getäuscht; eher das Gegentheil hat der kriegerische Lauf unserer großen Politik herbeigeführt. Dennoch erwarten wir von dem ersten deutschen Reichstage bestimmt, daß er, wo es Sicherung der nationalen Existenz gilt, seiner harten Pflicht eingedenk sein werde, wenn man ihm auch nicht zumuthen kann, daß er dabei die Grenzen der als unbedingt nothwendig erwiesenen und einleuchtenden Bewilligungen überschreite.

Literatur.

Eine Reichsunke. Wenn wir froh und zuversichtlich auf das unbeschriebene Blatt der Geschichte unsrer nächsten Zukunft sehen, wollen wir nicht vergessen, daß es Anderen schwarzberändert erscheint. Größer als die Tagesblätter vermuthen lassen, ist die Zahl der Feinde unserer Gegenwart; denn die Meisten von ihnen sind lichtscheu. Daher werden wir uns freuen, wenn Einer derselben offen in die Arena tritt, und loben bereitwillig seinen Muth. Nur dadurch können wir ihre größere oder geringere Gefährlichkeit kennen lernen und sind deshalb dem demaskirten Ritter der Vergangenheit zu doppeltem Danke verpflichtet. Dies Gefühl wird Jedem in erster Linie lebendig werden, dessen Blick in das vor Kurzem erschienene Buch des Freiherrn Langwerth von Simmern: „Von 1806 bis 1866. Zur Vorgeschichte des neuen Reichs", (Leipzig, Roßberg 1872) in einer müßigen Stunde fällt. Die Gedankenkreise des edlen Herrn sind den unsrigen so fremd, daß wir einige Sätze aus seiner Abhandlung mittheilen müssen, um sie zu kennzeichnen. Es ist ein „Welfisch-Gesinnter", der zu uns spricht. „Seine Mannesehre, die Achtung vor sich selbst" gebietet ihm, die Wiederherstellung von Hannover zu erstreben: „Will man das deutsche Reich, so muß man Hannover restauriren." Preußen würde „seine moralische Stellung ins Unabsehbare verstärken, wenn es sich nach einem Siege, wie der des Jahres 1870 es war, vor Gott wahrhaft demüthigte und das Unrecht von 1866 wirklich wieder gut machte." Solche Worte könnte freilich auch Windhorst geäußert haben. Aber es ist diesmal kein Katholik, der seine Stimme erhebt, wenn er auch mißbilligend von dem schwedisch-calvinischen Element spricht, das dem Preußenthum anhafte. Bei Ultramontanen sind solche Herzenswünsche begreiflich.

ed by Google

Vielmehr ist Herr v. Langwerth ein Gesinnungsgenosse von Ewald, aber mit der ganz eigenartigen Modification der Ansicht, die Jeder, der Hannover bereist hat, bei einem Theil des dort angesessenen Adels, der sich noch im Jahr 1870 nicht entblödete, irgendwo den Jahrestag von Jena mit feierlichem Diner zu begehen, vorgefunden haben wird. Diese Nuance von Reichsfeinden, die in den Reichstag 2 bis 3 Vertreter geschickt hat, ist in der Regel nicht genug der Feder Herr, um literarisch aufzutreten. Daher erklärt sich das Interesse, das wir am vorliegenden, nicht schlecht geschriebenen Schriftchen nehmen, und das uns veranlaßt, noch dessen Schlußwort hier folgen zu lassen; „Es kann für den Bundespatrioten der fünfziger und sechziger Jahre jedenfalls keine andere politische Thätigkeit geben, als die, die indirect auf das alte Reich, direct auf die Restauration hinzielt. Außerhalb dieser Dinge giebt es für den Verfasser keine andere Aussicht, als ein mehr oder minder geruhiges Greisenalter unserer Nation und die Flucht des Einzelnen aus der Welt in die Gebiete der Religion und der Kirche, wie das römisch-griechische Alterthum mit dem Mönchsthum endigte. Möge Gott uns helfen! So lange ein Schwerkranker lebt, ist es Pflicht zu hoffen. „Dum spiro, spero" — lautet ein alter Wahlspruch." Wer zu lesen versteht, hat mit diesen Sätzen genug und wird sich über den Gesammtinhalt des Buchs seine Meinung gebildet haben. Nur um zu zeigen, mit wie schwerem Geschütz Herr v. Langwerth gegen uns operirt, mag noch folgende Stelle hier stehen: „Indem der Verfasser dies niederschreibt, fällt ihm ein komischer Beleg in die Hand, wie naiv man in Preußen die Frage: „was ist Recht?" mit einem Hinweis auf den 1848er Rechtsboden beantwortete. Ihm liegt ein 1854 herausgegebener „Leitfaden beim Unterricht für angehende Juristen" (von Herzfeld), zu deutsch: „eine Eselsbrücke" zum Auskultatorexamen, vor, von dem er nicht anders weiß, als daß er in Preußen die angehende Juristenjugend leitete, und den die Regierungskreise jedenfalls kennen mußten. Die Bundesgesetzgebung ist darin so stiefmütterlich behandelt, daß ihr kaum eine halbe Seite gewidmet ist. Der Passus über dieselbe schließt aber mit folgenden Worten: „1848 Aufhören des Bundestags, 1851 provisorische Wiederherstellung desselben." Erhalten diese seines Wissens stillschweigend von der Regierung geduldeten Ausdrücke durch das Jahr 1866 nicht eine unheimliche Beleuchtung? Muß man sich nicht wundern, daß solche Auffassungen dem angehenden preußischen Richterstande eingeimpft werden konnten?" Ueber die Sache selbst wird es unnöthig sein, ein Wort zu verlieren; nur mag bemerkt werden, daß das „unheimliche Buch" von Herzfeld allerdings ab und zu zur Vorbereitung zum ersten juristischen Examen in Preußen benutzt wird, aber nicht bekannt geworden ist, daß ein Student, der sein Wissen lediglich aus jener zum Theil recht trüben Quelle geschöpft hat, früher zum Auskultator, oder nunmehr zum Referendar ernannt worden sei. Ganz neu aber ist der Vorwurf an eine Regierung, daß sie an einer „Eselsbrücke" keine Censur geübt hat. Doch ist diese Anzeige vielleicht schon zu lang geworden. Ihr Zweck ist ja nur zu erreichen, daß Niemand, außer, wer der Erheiterung dringend bedürftig ist, das Buch selbst in die Hand nehme. Rf.

Ausgegeben: 4. Juli 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Felix Dahn's Gedichte.

Gedichte von Felix Dahn. Zweite Sammlung. Erste Abtheilung. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1873.

Ein stattlicher Band von mehr als 400 Seiten, von der ersten bis zur letzten gefüllt mit Gedichten kann beweisen, daß unserer „realistischen" Zeit noch immer nicht der Muth abhanden gekommen ist, sich mit Poesie zu erfüllen. Schon deßhalb wäre die eingehende Besprechung dieses Buches auch an dieser Stelle gerechtfertigt; aber auch der Gegenstand für sich selbst nimmt unser volles Interesse in Anspruch und macht die Beschäftigung mit sich genußreich. Handelt es sich doch nicht um eine jener einst so beliebten Sammlungen lyrischer Gedichte, die sich ohne einen Safianeinband mit Goldpreßdruck und Goldschnitt kaum denken lassen und noch immer von Zeit zu Zeit auftauchen, um dem tiefgefühlten Bedürfniß eines Theiles der Damenwelt, eine hübsche Decoration für den Schreibtisch zu haben, mitleidig abzuhelfen! Ein kräftiger, männlicher Geist spricht aus dieser Poesie, und wie sie in den letzten zehn Jahren des Ringens und Arbeitens der Nation zur Selbständigkeit und Selbstbewußtheit entstanden ist, so wendet sie sich auch an Alles, was in ihr sich kräftig und gesund fühlt und auch in der Dichtung nach einer kräftigen und gesunden Nahrung verlangt.

Es soll damit nicht zu der Annahme verleitet werden, als sei die Zeit, in der diese Gedichte entstanden (die erste Sammlung erschien 1857) auch zugleich zum Object derselben genommen; sie sollten nur nach ihrer allgemeinsten Eigenschaft charakterisirt und damit von vorne herein von all der süßlichen Waare abgehoben werden, die sich mit derselben Aufschrift anbietet, aber ihre Abnehmer unter einem Publicum sucht, das nun einmal seinen „Geschmack" hat und bei dem sich einzuschmeicheln jedenfalls nicht unseres Dichters Absicht war. Erst die zweite Abtheilung dieser zweiten Sammlung soll nach der Ankündigung des Verlegers die Gedichte bringen, die ihre Entstehung einer unmittelbaren Anregung durch die jüngsten großen Begebenheiten verdanken und ein Stück Zeitgeschichte im Spiegel der Poesie anschaulich zu manchen bestimmt sind. Was hier vorliegt, streift nur ganz vereinzelt seinem Inhalt nach die Gegenwart. So weit der Lyriker nicht bei sich selbst und dem Nächsten bleibt, das zu seiner Person Beziehung hat, sondern sich Gegenstände zuführt, deren Behandlung in gewissem Sinne eine Ent-

Digitized by Google

äußerung nothwendig fordert, schweift er weit in die Ferne und durchwandert ein Gebiet der Poesie, das derselben schon von allen Zeiten her erbeigenthümlich zugehört. Freilich sieht und wählt er mit eigenen Augen und gestaltet er mit eigener Hand, und daß er gerade so sieht, wählt und gestaltet, ist seine Besonderheit, deren charakteristischen Grundzug wir angedeutet haben. Auch das objectivste Gedicht gestattet einen Rückschluß auf die Denk- und Empfindungsweise des Dichters mindestens in so weit, daß doch die Wahl des Stoffes und die liebevolle Hingabe an denselben bis zur dichterischen Verkörperung gar nicht ohne den Einfluß persönlicher Eigenartigkeit gedacht werden kann: und wenn nun eine lange Reihe solcher Gedichte, jedes für sich betrachtet, doch gleichsam dasselbe Princip der Findung und Aneignung von Stoffen durchweg erkennbar macht, so mögen die Gegenstände noch so entlegen sein, sie werden aus diesem einheitlichen Gesichtspunkte, den wir vom Autor selbst empfangen, aus seinem Geiste in unsere unmittelbarste Nähe rücken und uns berechtigen, die dichterische Persönlichkeit zu construiren, zu der wir ein Verhältniß suchen. Männlich und kräftig, gehaltvoll und warm spricht sich diejenige aus, die uns aus dieser Sammlung entgegentritt.

Die Lyrik ist seit längerer Zeit schon in Mißcredit gekommen, und selbst der beachtenswerthe Aufschwung, den sie ganz plötzlich bei Ausbruch des französischen Krieges nahm, hat den Friedensschluß nicht überdauert. Es erscheinen nicht mehr Taschenbücher mit diesen zarten Gaben; die Feuilletons der politischen Zeitungen, so bunt sie sich sonst zusammensetzen mögen, bannen alles, was wie ein Gedicht aussieht; selbst die Spalten der illustrirten Journale erschließen sich nur ganz ausnahmsweise einigen kurzen Versen; die ansehnlichste Heimstätte für Gereimtes ist noch immer — der Kladderadatsch, und ein Verleger, der einen Band Gedichte honorirt, dürfte seiner Seltenheit wegen auf die Weltausstellung geschickt werden können. Der Grund dieser Erscheinung wird gewiß mit bestem Recht darin gesucht, daß die Nation sich seit einem Vierteljahrhundert dem beschaulichen Stillleben ab- und politischen Zielen oder materiellen Bestrebungen zugewandt hat, die unausgesetzt zu unruhigem Arbeiten und flüchtigem Genuß zwingen, das Leben veräußerlichen und die gemüthliche Vertiefung in die individuellen Leiden und Freuden harmloser Sänger selbst dem weiblichen Theil der Lesewelt erschweren. Leidet doch unter derselben Ungunst der Verhältnisse in der gesammten Literatur Alles, was nicht greifbaren Zwecken oder leichter Unterhaltung dient! Aber mit der Lyrik hat es nebenbei doch noch eine eigene Bewandniß. Es liegt in der Natur dieser Gattung, daß sie ziemlich enge Grenzen einzuhalten hat, wenn sie ihren Charakter rein bewahren will, und das ganze Gebiet innerhalb dieser Grenzen ist schon so oft und mit so gutem Erfolge umgepflügt besät und abgeerntet, daß der Boden für die folgenden Generationen etwas

Digitized by Google

dürr und kraftlos geworden ist und daß es jedenfalls schwer hält, irgend ein Winkelchen zu entdecken, das sich bisher der Cultur entzogen hat, oder eine neue Fruchtspecies, die darauf gedeihen könnte. So weit in der Lyrik — und das ist ja doch ihre eigentlichste Aufgabe — das dichterische Subject sich selbst beleuchtet, seine Empfindungswelt darstellt, alles Aeußere nur als einen seelischen Reflex widerspiegelt, und doch mit dieser individuellen Selbstschau das in begeisterter Rede auszusprechen hat, was eingeborenes, wenn auch bis dahin unverstandenes Gemeingut der ganzen Menschheit war und aller Zeit angehört, so erschöpft sich ihr Stoff leicht in der Ausbeute einiger besonders empfänglicher und des Wortes mächtiger Persönlichkeiten, die in einem reichen Seelenleben den ganzen Kreis aller möglichen Beziehungen des Menschen zum Menschen, zu Gott und zur Natur, oder mindestens ein großes Segment desselben abschreiten und überall in ihren dichterischen Ergüssen eine Spur lassen, in die nicht zu treten jedem Nachfolger schwer fällt. Mehr und mehr dichtet und denkt die Sprache für den Dichter, klingt Selbstempfundenes wie nur Nachempfundenes. Dabei wächst mit dem verfügbaren Material die Schaar der Lyriker, die sich berufen fühlen, das hundertmal Gesagte zum hundert und ersten Mal und womöglich mangelhaft und stotternd zu wiederholen, weiter und weiter in Dilettantenkreise hinein, bis denn zuletzt das Publikum des eitlen Singsangs und Klingklangs müde wird und so energisch Strike macht, daß den Bellmäusen die Lust vergeht, auf eigene Kosten drucken zu lassen. Nun kommt die Zeit der Ruhe und Abklärung; das Werthlose sinkt zu Boden, um sich nie mehr zu erheben, das Lebenskräftige gewinnt um so freiere Bahn. Man zehrt von den aufgehäuften Schätzen und überläßt es der Zeit, wieder einmal ein Originalgenie hervorzubringen, das vermöge einer ganz originellen und doch den inzwischen veränderten Culturzuständen gemäßen dichterischen Weltanschauung der Lyrik ein neues Feld erobert.

Es wäre ganz unbillig, Felix Dahn einen Vorwurf daraus zu machen, daß diese Zeit sicher noch weit ausseht und daß er der erwartete Messias nicht ist. Er selbst denkt nicht entfernt daran, sich dafür auszugeben; nicht eine einzige Zeile seines Buches geht auf dergleichen Blendwerk aus. Nicht einmal zu dem beliebten Kunstgriff versteht er sich, der alten Puppe ein neues Mäntelchen umzuhängen, das Kostüm zu wechseln, um sie selbst neu erscheinen zu lassen. Aber er ist ein Mann von Bildung und Geschmack und weiß als solcher seine sehr bedeutende poetische Begabung so zu leiten, daß sie allemal nur das hervorbringt, was Lesern von Bildung und Geschmack gefallen kann, was gerade so, wie er es giebt, wirklich noch nicht dagewesen ist, und was daher seine volle Berechtigung hat, neben dem Besten auf gleichem Boden gewachsenen zu existiren. Das Mittel, das er dazu an-

Digitized by Google

wendet und das zugleich das Prinzip seines ganzen Schaffens ist, erscheint sehr beachtenswerth: er läßt die Person des Dichters möglichst zurücktreten, giebt selten eine lyrische Stimmung für sich allein, sondern durchsetzt jedes kleinste Gedicht mit einem Gedankengehalt, der mindestens epigrammatisches Interesse weckt, und zieht mit besonderer Vorliebe epische und dramatische Elemente heran, die ihm erlauben sich in die verschiedenartigsten Gefühlsweisen hinein zu dichten und aus der Empfindung einer unbeschränkten Zahl origineller Naturen heraus zu produciren, Mit einem Wort: er objectivirt die Lyrik, so viel ihre Wesenheit es irgend gestatten will, und entzieht sich dadurch der den Epigonen unter den Lyrikern immer am nächsten drohenden Gefahr, entweder bei aller, ganz wahrhaften, Gefühlsinnigkeit trivial zu erscheinen, oder einer unleidlichen Originalsucht zu verfallen. Dahn schließt sich viel weniger den Sängerkreisen der dreißiger und vierziger Jahre dieses Jahrhunderts, als den Lyrikern Schiller und Herder an, die auch mit besonderer Neigung historische und Sagen-Stoffe gestalteten; doch ist er auch da durchaus kein Nachtreter, sondern in der Erfindung und Führung der Fabel und im Ausdruck selbständig, ein echtes Kind seiner eigenen Zeit, die raschere Handlung, lebhaftere Farben und stärkere Effekte liebt.

Die Abschnitte: Aus der Jugendzeit — Aus Leben und Streben — Beschauliches — Vermischte Gedichte — (S. 273—407) sammeln allerhand Blüthen und Perlen, wie der Lyriker sie auf seinem Wege findet. Es sind wenige darunter, die man nicht versucht wäre, recht hübsch zu nennen. Auch wo der Dichter so oft besungene Dinge besingt, wie etwa die Sterne, die Nacht, den Morgen und Abend, das Auge der Geliebten und ihren ersten Kuß, Frühlingserwachen und Herbststurm, Heimat und Wanderschaft u. s. w., weiß er seinem Liede eine Wendung zu geben, eine geistige Beziehung einzufügen, eine Form anzubilden, die ihm den Reiz der Neuheit verleiht, oder mindestens im Augenblick des Genusses den Vorgang vieles Aehnlichen vergessen läßt. Eine probeweise Auswahl wäre schwierig. An unmittelbar Selbsterlebtes soll durchaus nicht überall gedacht werden, wennschon der Dichter hier meist in der ersten Person spricht. Vieles wird erst im Kopf entstanden, dann vom Gemüth aufgenommen und erwärmt sein; irgend eine im Geist auftauchende Idee, eine geschickte Combination, eine interessante Gegenüberstellung von an sich Verwandtem wollte geformt sein, und es fand sich dann auch das Stimmungsbild als Grundlage und Füllung. Anderes entstand in umgekehrter Reihenfolge: es war erst ein Stimmungsbild da, das dann aber selten für sich selbst genügte und deßhalb aus dem rein Malerischen in's Gedankliche gezogen wurde. Auch bei dem bloß Musikalischen bleibt unser Dichter nicht stehen, obgleich er sonst für den Wohlklang der Verse ein feines Ohr hat und der zartesten Töne mächtig ist. Wir begeg-

Google

nen keiner Reimspielerei, und die Form ist ihm stets nur das anmuthige, meist zugleich knappsitzende, und immer die Gestalt scharf und bestimmt herausbebende Kleid des Gedankens. Wo er offenbar mit seinem Herzblut betheiligt ist, drängt sich doch das Individuelle nicht vor; man behält immer den Eindruck künstlerischen Rückhalts und kommt nicht in Verlegenheit, indiscret zu werden. Durchweg weht ein frischer, gesunder, mitunter neckischer Geist, der dem unvermeidlichen Schmerz offen in's Gesicht schaut und sich ehrlich mit ihm abfindet, am liebsten aber den Dingen eine freundliche Seite abgewinnt, immer tröstet, immer ermuthigt, immer auf's Bleibende und Wesentliche deutet, nichts verloren giebt, was des Erhaltens werth ist. Der Ausdruck ist mitunter von schöner Einfachheit, doch liebt Dahn im Ganzen mehr das Volle und Tönende bis zum Pathetischen. Selten nur verirrt er zum Gekünstelten und Uebertriebenen, wie etwa S. 281 „Der erste Kuß" oder in den Sonetten S. 307. Hübsch formulirt und prägnant in die Situation einführend sind meistens die Anfänge (mustergiltig z. B. „Brigitte" S. 291) und fein zugespitzt die Pointen am Schluß (z. B. „Maienregen" S. 285, „Trotz" S. 293, „an die frommen Lyriker" S. 376 u. v. a.). Das Gedicht „An unsere Sprache" S. 369 darf sich ohne Scheu seinen berühmten Vorgängern an die Seite stellen.

Das Hauptgewicht ist jedoch auf den ersten Theil des Buches zu legen: „Romanzen, Balladen, Dialoge und historische Bilder". In diesen Schöpfungen liegt die eigentliche Stärke des Dichters, und es müßte wunderbar zugehen, wenn nicht bald ein großer Theil derselben Aufnahme in Mustersammlungen für die deutsche Jugend gefunden haben sollte. Hier hat der Professor Felix Dahn dem Poeten Felix Dahn treulich geholfen, und was die beiden brüderlich hervorgebracht haben, ist aller Anerkennung werth. Der Rechtsgelehrte war genöthigt, bei seinem Studium der Rechtsquellen überall auch auf die Geschichtsanfänge zurückzugehen, kulturhistorisches Material zu sammeln, die alten Epen, Lieder und Volksbücher, Chroniken und Urkunden zu durchforschen, um sich in längstentschwundenen Zeiten überall heimisch zu machen. Daraus zog dann der Dichter, der ihm über die Schulter sah, den doppelten Vortheil, daß er besonders für die Romanze und Ballade geeignete Stoffe gewann und daß er denselben entsprechend seinen Formen- und Wortschatz bereicherte, sodaß er nun befähigt war, ebenso in jene dunkeln Zeiten hinein-, als aus ihnen herauszudichten. Das letztere konnte geschehen durch Nachbildung der Formen, die er vorfand, und im Sinne der damaligen Sangesbrüder (davon enthält die Sammlung einige sehr interessante Stücke) oder auch durch directe Benutzung dort mitgetheilter geschichtlicher oder sagenhafter Vorgänge; das erstere, das Hineindichten, ist ihm womöglich noch besser gelungen. Es handelt sich namentlich meist um völlig frei

Digitized by Google

erfundene Fabeln, die in ein geſchichtliches Gewand gekleidet ſind und den täuſchenden Eindruck machen, als müßten ſie irgend einer alten Chronik, einem Heldenbuche, einem Sagenſchatz oder dergleichen entlehnt ſein (wie es ja ähnlich angelegte Gedichte anderer ſehr namhafter Lyriker giebt, die wirklich dieſen Urſprung haben.) Auch die Namen ſind erfunden, oder es ſind hiſtoriſche Perſönlichkeiten ihrem Namen und allgemeinen Charakter nach benutzt, um einer dichteriſchen Erfindung in den Augen der Leſer feſtere Stützen zu geben. Es iſt ſo nie geſchehen, aber es könnte allemal ſo geſchehen ſein. Dergleichen Erfindungen können nur dem glücken, der ſich in den Zeiten und unter den Menſchen, in deren Mitte er ſie ſetzt, bis ins Kleinſte zu Hauſe weiß, ſodaß er gleichſam aus dem Vollen greifen kann, die paſſenden Farben für ſein Bild gleich zur Hand hat, ſie ſetzen aber auch das beneidenswerthe Talent voraus, zu ſehen, wo ein anderer nichts ſieht, und an Orten Schätze zu finden, an denen Tauſende vorübergehen, ohne etwas anderes als altes Gerüll, Staub und Moder zu entdecken. Dieſes Talent beſitzt Felix Dahn in hohem Grade, es kann ein ſpecifiſcher Vorzug ſeiner Muſe genannt werden. Er verſteht es dann auch auf anderen Geſchichtsfeldern, die von ſeinen Rechtsſtudien nicht berührt wurden, in derſelben Weiſe zu ernten, ſich mit glücklichem Griff gerade das Material anzueignen, das für die beabſichtigte poetiſche Fiction die geſchickteſte Unterlage iſt. Er vermeidet aber auch in richtiger Würdigung ſeiner Aufgabe als moderner Poet, der ſeinem Volke etwas bedeuten will, ein blos antiquariſches Intereſſe zu erregen. Mit einer Feinfühligkeit, die dem Dichter, der zugleich Gelehrter iſt und vom Gelehrten entlehnt, zur größten Ehre gereicht, weiß er ſeinen Fabeln faſt durchweg neben dem geſchichtlichen ein allgemein menſchliches Intereſſe zu geben und das letztere ſo in den Vordergrund zu ſtellen, daß man die ſichere Empfindung hat, es ſei dem Dichter gerade darauf angekommen. So ſinken dieſe kleinen Kunſtwerke nie zu Kunſtſtücken herab, ſo bleibt die Verbindung zwiſchen dem Heute und Damals immer die engſte, ſo erſcheint uns das Fremdartige nur in ſeiner Erſcheinung, nicht in ſeinem Weſen, fremd und entlegen. Geſellt ſich dazu die Fähigkeit, den epiſchen Stoff gewiſſermaßen dramatiſch zu concipiren, in ſeinen Hauptmomenten ſcharf zu erfaſſen und mit aller Lebendigkeit zur Anſchauung zu bringen, ſo kann der Beifall nicht fehlen. Viele dieſer Balladen würden, zu lebendigen declamatoriſchen Vorträgen verwendet, ohne Zweifel eine bedeutende Wirkung hervorbringen.

Die Gedichte auf dieſen erſten 269 Seiten ſind nach einem beſtimmten, leicht erkennbaren Syſtem geordnet. Sie beginnen mit Griechiſch-Mythologiſchem. Hylas, des Herakles Liebling, fragt auf der Argonautenfahrt den Gewaltigen, wo der gefährlichſte Feind ihm erſchienen ſei:

Digitized by Google

„Ob des nemeiſchen
Löwen Umarmung,
Ob die unendlichen
Häupter der Hydra,
Oder der dräuende
Rachen des Cerberus,
Hehl' es mir nicht."

Herakles aber antwortet lächelnd:

Mögen die Götter dir
Immer bewahren,
Goldener Knabe, die
Glückliche Blindheit,
Daß dir die Feinde mit
Krallen und Rachen die
Schrecklichſten ſind" ...

und bezeichnet ihm als den gefährlichſten Feind — das Weib. Hylas erprobt dieſe Weisheit ſchon bei der erſten Landung, indem er in die Netze einer Najade fällt. In dem Gedicht „Hektor und Kaſſandra" wirkt die Abwechſelung der Hexameters und des jambiſchen Trimeters im Dialog nicht angenehm. Das Gedicht „Nemeſis" führt aus, daß die Götter nicht neidiſch ſeien, ſondern „reich das Werk der Pflicht ſegnen, aber das Stolze und Maßloſe nicht leiden mögen". — Zum Hiſtoriſchen führen über: „Geſang der Athener" (dergleichen „Geſänge", in denen ſich das Volk charakteriſtiſch ausſpricht, ſind eine Lieblingsform des Dichters; wir finden ſpäter noch einen Geſang der Legionen, der Deutſchen nach der Varusſchlacht, der Sachſen, der Geuſen u. ſ. w. vor, und immer ſpricht ſich darin Kraft und Freiheitsgefühl ſchwunghaft aus) „Salamis" u. ſ. w. Als „Scythenweisheit" muß König Xerxes, dem „fünfzig Könige beim Mahle dienten" (ſein jüngſter Enkel trägt bekanntlich die Sonne als Banner) erkennen:

„den Tod nicht fürchten und die Wahrheit ſagen".

Es folgt Römiſches: Die „Veſtalin" Camilla hat ſich in Liebe vergangen und ſoll dafür den Opfertod ſterben. Schon lodert die Flamme hoch auf, da ſprengt ihr Geliebter, der Conſul Fulvius, „der Schreck der Karthager" heran und opfert ſich mit ihr. — „Der Sklave" liebt die ſchöne Conſultochter und dieſe Liebe und die Hoffnung, daß Spartacus ſiegen werde, erleichtert ihm ſein bitteres Loos. — Das Chriſtenthum verdrängt die alten Götter, aber noch einmal finden ſie einen Vertheidiger in Kaiſer Julian. Als „das Gericht zu Sirmium" einen jungen Bildhauer und ſeine Geliebte zum Tode verdammt, weil er eine Hebe gemeißelt, zu der ſie das Vorbild gegeben, rettet ſie der Kaiſer. — „Aëtius" beklagt Rom's Untergang, das eine Beute der Germanen wird:

Digitized by Google

„O wär' ich unter Scipio geboren,
Und läg' erschlagen auf Karthago's Wall! —

Wir kommen zu Biblischem: „Eva", „Lucifer und Atala", „Hagar's Rache" — das letztere besonders sehr schön. Es fingirt ein Zusammentreffen Isaks, des Sohnes Abrahams, mit Ismael, der verstoßenen Hagar Sohn in der Wüste; der Emir will sein „gottseliges Brüderlein" seines Vaters Schuld büßen lassen, aber Hagar erbittet ihn für sich:

Und er neigte das Haupt und das Schwert dazu
Und küßte im Staub seiner Mutter Schuh.
„Sag' Abraham", sprach sie zu jenem gewandt,
„Hagar hat mich dir zurückgesandt." —

In „Maria Magdalena" wird das christliche Princip der Reinigung durch die Liebe gefeiert. — Allah regiert in den Gedichten S. 49—54. „Des Sultans Tochter" wirft ihr Auge auf einen der Gäste ihres Vaters, einen Jüngling „in lichten, langen Locken", und läßt ihren Rosenstrauß aus dem Schleier zu seinen Füßen fallen; er aber hebt ihn nicht auf, sondern wendet sich und schreitet von hinnen — er trägt das rothe Kreuz auf weißem Mantel. —

Wir setzen mit dem Dichter nach Spanien über, um den Kampf des Christenthums mit dem Halbmond auf europäischem Boden weiter zu verfolgen. Die „Romanzen von König Roderich und Donna Cava" sind in den von den Cid-Liedern her bekannten, und seitdem so vielfach nachgeahmten vierfüßigen Trochäen geschrieben. Sie beginnen charakteristisch:

Donna Cava, Donna Cava,
O, was mußtest du auch tanzen,
Oder, wenn du tanztest, fallen,
Fallen vor des Königs Augen,
Daß er deine Schönheit sah!

Uebrigens „streiten die Chronisten"

Ob das Fräulein sei geglitten
Ob des hellen Marmor-Schliffes
Ob des Königs dunklen Blicks.

Unzweifelhaft ist aber, daß er ihre Schönheit sah und sie seitdem mit solcher Leidenschaft liebt, daß die Mauren landen, Sevilla erobern und auf Granada ziehen können, ohne daß er dadurch seine Liebesträume stören läßt. Dann aber besteigt er mit der Geliebten den von sieben Silberrossen gezogenen Streitwagen, hält seinen Goldschild über Donna Cava und mäht Sarazenenfürsten nieder, bis beide von den Klingen des beleidigten Vaters und Bräutigams, die mit dem Feinde verbündet sind, fallen. Und wieder aus anderer Tonart: „Die Königin von Aragon" —

Digitized by Google

die zählte siebzehn Jahr,
Ihr Antlitz war wie frischer Schnee, wie dunkle Nacht ihr Haar.
Doch blieb ihr nur ein grauer Thurm von ihrem reichen Land:
Auf Strand und Meer, auf Stadt und Flur lag schwer der Moslim Hand.

Da steht sie nun und schaut aus, ob ihr Jemand helfen wolle, aber kein Retter will sich zeigen, bis endlich ein junger Ritter mit seiner Schaar naht, für seine Königin zu kämpfen:

„Doch lästet mich nicht Gold noch Land: ich fordre höhern Preis,
Ich fordre einen einz'gen Kuß auf deine Stirne weiß."
Da ward die weiße Stirne roth, die Kön'gin hauchte leis:
„Erfüllt ihr euer Ritterwort, so wird euch euer Preis."

Er erfüllt sein Ritterwort, die Mauren werden in die Flucht geschlagen, aber er selbst fällt im Kampf. Auf der Bahre wird er vor die Königin gebracht — sie küßt ihn auf die Stirne und befiehlt, ihn nach Saragossa zu tragen, wo die Könige von Aragon ruhn,

„Dort senket euren König ein und meinen Eheherrn:
Sein bleib ich bis zum Wiedersehn auf einem schönern Stern." —

Auch das alte Frankreich und Italien sind vertreten, ersteres durch Troubadour-Lieder (theilweise in gelungener Nachahmung der Originalform), letzteres namentlich durch „Donna Bianca Vendramin", die das Alibi ihres wegen Verdachts des Mordes vor Gericht gestellten Geliebten dadurch beweist, daß sie bekennt, er sei bei ihr gewesen.

Hier nun ist „das Lied vom Sturm" eingeschoben, um den Uebergang vom Romanischen zum Germanischen und Nordischen, des Dichters eigenstem Gebiet, künstlerisch einzuleiten, und zugleich kurz zu recapituliren. In der Sahara bricht der Sturm los, ein unbändiger Knabe, setzt mit jugendlicher Hast über das Meer, durchwühlt mit männlicher Kraft Spanien und kommt „gesänftigt in's deutsche Land," um dort „aus warmer Hand Segen zu verstreuen." Die Allegorie ist wohl nicht ganz passend, denn hinter dem Knaben, Jüngling und Mann muß man nothwendig den Greis erwarten, während gerade diese letzte Station als die fruchtreichste geschildert wird und den Vergleich ganz aufgiebt. — Von hier ab können wir nicht mit derselben Umständlichkeit fast Gedicht nach Gedicht skizziren, sondern müssen uns begnügen, die Aufmerksamkeit auf einige der hervorragenderen zu lenken und im Allgemeinen zu erwähnen, daß wir uns abwechselnd auf dänischem, skandinavischem, englischem, schottischem und deutschem Boden befinden und aus den altheidnischen Zeiten in die historischen, aber der Sagengeschichte noch immer weit offenen hinüber geleitet werden.

Der greise König Knut von Norwegen hat ein junges Weib heimgeführt. Nun steht sie an seinem Krankenlager, hält in der rechten Hand den

Digitized by Google

Heilkelch „abwärts ſchwank" und preßt die linke über die braunen Augen:

Sie weint — iſt's um den alten Mann? —
Iſt's um ein eigen Leid?

Es iſt um ein eigen Leid; denn ſie liebte den jungen Erich Goldmund und mußte ihm die Treue brechen, um ihrem Vater die Hilfe des Norwegers gegen die Dänen zu ſichern. Nun aber iſt Erich ein Wiking geworden, hat große Macht in's Land geführt, das Heer des alten kranken Königs beſiegt und demſelben Rache geſchworen. Niemand hemmt des Unholds Siegeslauf. Da ſpricht die Königin ruhig: „Ich will's verſuchen!" Sie beſtellt Erich in den Garten, hört ſeine leidenſchaftliche Anklage und rechtfertigt ſich.

Am Tage lebt ſie ihrer Pflicht
Und niemals klagt ihr Mund,
Doch Gott und ſeiner Sterne Licht
Sind ihre Nächte kund.

Er will ſie bewegen ihm zu folgen, ſie aber erinnert ihn ernſt daran, daß ſie König Knuts Weib ſei. Nur die Hoffnung läßt ſie ihm, daß ſie ihm gehören wolle, wenn keine Pflicht ſie weiter bindet. Und der Wiking bezwingt ſeinen Grimm und lichtet die Segel zur Abfahrt; der Greis aber, der früher beim Anblick ihres ſtillen Weh's ſchmerzlich in ſich hineingedacht hatte: „noch nie hat wohlgethan, wer Roſen barg in Schnee", würdigt jetzt voll ſeines Weibes Pflichttreue und ſchließt:

„Und wenn ich nun geſtorben bin,
Und im Lenzwind rauſcht die See,
Dann blüh'n, du bleiche Königin,
Die Roſen aus dem Schnee." —

Für das alte Volksrecht ſteht ein „der Königsbronn in Dunſadal." Das Thema iſt ſofort mit den Worten des von Byzanz heimgekehrten König Olaf gegeben:

„Der iſt allein ein König, wen bindet keine Pflicht,
Wer andrer Recht ſoll achten, der iſt ein König nicht."

Aber als er nun Schatzung ausſchreibt

Von jedem Kopf ein Schilling und zwölf von jedem Haus —

und das Volk nach der Hofburg entbietet, da antworten die freien Bauern (die Quinteſſenz aller politiſchen Weisheit liegt in dieſer Antwort):

„Wer etwas will, der geht zu dem, von dem er's will, von je.
Wir woll'n von König Olaf nichts und will er was von uns,
So komm' er, wo wir tagen ſtets, an den Königsbronn von Duns."

Digitized by Google

Der König kommt — aber mit dreitausend Reitern, und fragt die zwölf Alten am Brunnen, ob sie nun seinem Bann gehorchen wollen. Einer aber fragt zurück:

„Woher heißt der Brunnen Königsbronn, weißt du das König, sprich?"

und erklärt ihm dann, daß drei stolze Svealönige, die das alte Recht brachen, da hineingeworfen seien, und fragt ihn, ob er der vierte sein wolle? Der König, blutroth vor Zorn, zuckt den Speer, aber der Alte stößt in's Horn und der Wald wird lebendig:

„Viel sind dreitausend, König, aber dreizehntausend sind mehr!
Du wolltest die Bauern zwingen, wohlan, die Bauern sind da,
Versuch's versuch's, Herr Olaf — der Königsbronn ist nah!"

Herr Olaf aber versucht's nicht, sondern wirft seinen Rappen herum

— im Sturm jagt er davon
Und es kam kein Svealönig je wieder zum Dunsabronn. —

Ein Pendant dazu giebt „König Alfred." Der von den Dänen besiegte begiebt sich, als Harfener verkleidet, unter die Bauern von Kent und erzählt den unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Ingliswood, in der sie den König gefallen glauben, und wie derselbe sich gerettet habe:

„Sein Kronhelm lag zerschroten:
Er ließ ihn, wie's sein Herz zerschnitt,
Es ist das Volk die Krone nit —
Doch seinen Schild den nahm er mit,
Die Ehre hat's geboten."

Er zeigt den Schild und giebt sich zu erkennen, die Kenter Bauern aber jubeln ihm zu: „die Dänen sollen fallen!"

In „Robin Hood" spricht sich frisch und keck das Hochgefühl des freien Waldlebens aus. Wie erhebend diese Schlußverse:

O wenn ich König von England wär', da sollt' ein Leben tagen!
Erst ließ ich aus London den Thron hieher in den rauschenden Buschwald tragen.
Dann flöcht' ich aus Rosen und Maiglöcklein das duftigste Kranzgewinde
Und spräche: „das soll deine Krone sein, Waldkönigin Rosalinde."
Dann sucht' ich das größte Schiff im Reich, drauf packt' ich die Pfaffen alle,
So feist wie hager, so roth wie bleich, und schickte sie fort mit Schalle;
Drauf ließ' ich alle Schuldner frei und die Gläubiger ließ' ich binden
Und schickte sie nach der Klerisei mit allen günstigen Winden;
Und dann ein Gesetz, das Keinen verletzt, ein einziges, ließ ich verfassen:
„Wird König Robin einst abgesetzt, seine Königin muß man ihm lassen." —

Kräftig in der Schilderung, anschaulich, dramatisch lebhaft und über-

Digitized by Google

raſchend in der Löſung iſt „König Richard und Sir Hugh," aus dem ſich einzelne Stellen wohl nur zum Schaden des Ganzen mittheilen ließen — doch können wir uns nicht verſagen auf das Bildliche in der Beſchreibung der Waſſerfahrt aufmerkſam zu machen: ſie fuhren „wohl Mund an Mund und Knie an Knie den ſtillen Strom entlang;" — von erſchütternder Tiefe das folgende: „Sir Roger de Montremy" hat von ſeiner Pathe, der Fee Claribelle einen rothen Achatring erhalten, der ihm alle ſtolzeſten Frauen beſiegen hilft. Nun hat ihn die ſchöne Königin Eleonar zu ſich beſchworen, ſie will ihm „die Bretagne, die Normandie und ſich ſelber geben.

Und als er kam, wo die Fähren ſind, die Wandrer überzufahren,
Da ſaß am Steg das Fiſcherkind von noch nicht ſiebzehn Jahren —
Ein blaues Röcklein — ein Hemdchen weiß, drauf zwei gelbe Zöpfe fielen,
Ueber die nackten Zehen leis ließ ſie rinnend die Wellen ſpielen. —

Da entbrannt er ſelbſt von Liebe und wirft den Ring weit weg in die Wogen und gewinnt in voller Weltvergeſſenheit eine Seligkeit, die kein Zauber ihm gewähren konnte.

Wir erwähnen noch „Ralph Douglas", den treuen Vaſallen, „die Lady von Campion-Hall", die dem Zigeuner in die weite Welt folgt (ein Gedicht voll Gluth und Leidenſchaft), „Lady Angus und jung Kenneth" im echteſten Volksliedton — man beachte nur die Wiederholungen und Verſetzungen derſelben Verſe zur Verſtärkung der Eindrücke —; endlich „Maria Stuart und Sir Gordon"; Sir Gordon verſchmäht die Liebe der ſchönen Königin, denn: „die Gordons müſſen überall die erſten ſein", dann aber macht er einen unglücklichen Verſuch, ſie aus ihrem Kerker zu befreien und ſoll dafür zum Tode gebracht werden:

Feſt ſchritt er auf's Gerüſte: „Hier iſt der Vortritt mein:
Sagt ihr, es müſſen die Gordons überall die erſten ſein".

Eigenthümlich componirt ſind einige Cyclen von Gedichten, ſo die „Kreuzfahrerlieder", in denen eine Reihe der verſchiedenartigſten Kreuznehmer ihre ſehr von einander abweichenden Empfindungen im Abendland und dann im Morgenland theils ernſt, theils humoriſtiſch ausſprechen; und „Weltuntergangs-Erwartung", wo der Dichter vor der Sommerſonnenwende des Jahres 1000, in dem nach allgemeinem Glauben die Welt untergehen und das jüngſte Gericht hereinbrechen werde, die Geſellſchaft zu dieſem Ereigniß in einer Folge von Monologen, charakteriſtiſch Stellung nehmen läßt. Ungemein zart und ſinnig iſt hier die Schlußrede Wartold's des Gärtners:

Der Bauer die Ernte, der Hirt das Rind,
Selbſt manche Mutter vergaß ihr Kind:
Ich aber, ich kann nicht laſſen, zu warten
Der lieben Blumen in meinem Garten:

Digitized by Google

Ob morgen sie höllische Gluth versengt,
Heut Abend sei'n sie noch kühl besprengt.
Und sieht dann morgen der Englein Schaar
Meine Rosen roth, meine Lilien klar,
Vielleicht, daß sie sie lächelnd pflücken,
Die Stirnen der Sel'gen damit zu schmücken. —

Aber genug der Proben, wenn auch hoffentlich nicht zu viel. Wer das Buch selbst öffnen will, wird fast auf jeder Seite irgend etwas Ansprechendes finden; es giebt nicht, wie so oft solche Sammlungen, einen Haufen Spreu, unter der sich auch einige Waizenkörner finden, welche dann die wohlwollende Kritik mühsam herauszustöbern hat, sondern ein sehr sorglich ausgeharktes Fruchtfach, in dem einige taube Hülsen nichts sagen wollen. So vielen offenkundigen Schönheiten gegenüber wäre es wirklich Uebermuth, sich mäkelnd dabei aufzuhalten, daß hier und dort einmal ein schwächerer Vers, ein gezwungener Reim, eine gekünstelte Wendung, ein etwas zu theatralisches Pathos mit unterläuft. Die Zeit ist der Splitterrichterei sehr wenig günstig.

E. Wichert.

Eine Wallfahrt ins Land der Heroen.

II.

Khani Kurtesa vor Kleone, am 6. November 1872.

Vom Heräon fuhren wir bis beinahe nach Phonika zurück und dann auf das Dörfchen Charbati zu, welches am Abhange des rechten, nordöstlichen Höhenzuges liegt. Ein trauriges armseliges Dorf, nicht durch Baum noch Busch geziert, mit lauter fieberkranken Bewohnern. Unser athenischer Führer Alexandros steuerte auf das vornehmste Haus zu, um uns einen Platz zum Frühstücken und einen Trunk Wassers zu unserem Weine auszumachen. Wir stiegen über einige brüchige Freistufen zu einem Boden hinauf, über dessen Wänden sich unmittelbar der Dachstuhl erhob und der außer der Thür keine andere Oeffnung hatte als zwei Löcher in der Wand, die durch zerbrochene Läden nothdürftig verschließbar waren. Der Rauch, der in Winterszeit von einer am Boden liegenden Steinplatte an der einen Kurzseite des Raumes emporsteigen mag, muß seinen Weg durch die Lücken des Daches suchen. Neben dieser Steinplatte befanden sich zwei Vertiefungen im Boden, in welchen Gerste und Mais aufgehäuft lag. Der ganze Hausrath bestand aus einem alten Tische, zwei Truhen, einigen Decken und zwei gläsernen Hängelämpchen, der einen für ein Muttergottesbild im Winkel, der andern für die Familie. Diese stellte sich in vier

Digitized by Google

Generationen dar, einer weißhaarigen Greisin, einer Frau in mittleren Jahren, einer etwa Zwanzigjährigen und zwei Kindern — Urahne, Großmutter, Mutter und Kind waren alle barfüßig und gleichmäßig zerlumpt. Nachdem sie uns Wasser geschafft, lockten sie die Hühner aus den Winkeln zusammen und zogen sich mit ihnen auf den Hof zurück. Da unser Blick auf einige Bücher fiel, die in einer Mauernische lagen und, so schmutzig sie aussahen, doch mit dieser ärmlichen Umgebung contrastirten (wir lernten daraus in der Eile unter Anderm, daß die Preußen „ein arbeisames, tapferes und melancholisches Volk" seien), erklärte uns Alexandros, daß wir uns im Hause des Dorfpriesters befänden, und die an der Wand hängende Popenmütze bestätigte seine Aussage. Er selbst, der Priester, arbeitete auf dem Felde. Es war zum Lachen, wenn man im Geiste die Gemüthlichkeit deutscher Landpfarren mit dieser Wüstenei verglich. Würde unseren Pfarrern ein solches Loos geboten, so wären sie alle längst auf und davon, und mit Recht; denn diese Art von Genügsamkeit ist nicht Tugend, sondern Stumpfsinn und ein Vergehen an der Cultur. Gegen Ende unseres Mahles überlegten wir, wie wir unserem Danke an das Haus ein gewisses reelles Gewicht verleihen könnten, ohne den alten Seherstolz, den wir voraussetzten, zu beleidigen; aber die hochwürdige Frau Pfarrerin, die auf der Treppe auf unsern Abschied wartete, enthob uns jeder Verlegenheit durch das ganz unbefangen ausgesprochene Verlangen nach einem — gerechter Gott! — nach einem Bakschisch, einem Trinkgelde. Da denn auch die dritte Generation, die an der Ecke des Hauses mit dargestreckten Händen in Reserve stand, reichlich bedacht worden, konnten wir erleichterten Gemüthes dem Hause des modernen Kalchas Lebewohl sagen und den Hügel nach Mykene hinaufsteigen.

Aber wo war sie, „die Stadt voll prangender Häuser", die „weitdurchwohnte", die „goldreiche" Mykene, wie Homer sie nennt?

Wenige sind noch zu schaun von den Burgen der alten Heroen,
Ueber das Blachfeld kaum ragen die wenigen noch;
Also erschienst auch Du mir, o trauervolle Mykene,
Als ich vorüberzog — oder als Ziegengeklüft.
Hirten berichteten mich, und ein Greis sprach: siehe die goldne
Stadt der Cyklopen! allhier dehnte sie einst sich dahin!

Ich fühlte das Herz stärker klopfen, als wir uns der merkwürdigen Burg naheten, dem Schauplatze und Ausgangspunkte jener erschütternden Pelopidentragödie, die noch heute Herz und Phantasie unserer Dichter zu immer neuen Schöpfungen aufregt und die uns rührt und ergreift, als seien wir selbst persönlich und gemüthlich darin betheiligt. Mit unwiderstehlicher Gewalt machte sich uns auch eine poetische Fügung in der Aufeinanderfolge unserer Wallfahrten fühlbar: wir kamen von Troja, wo wir, indem wir die

Digitized by Google

Burg des Priamos aus dem Schutte mehrerer Jahrtausende in ihren Trümmern wieder an's Tageslicht emporsteigen sahen, wie vor unseren Augen den Graus der Vernichtung, die lange ersehnte Rache der Achäer, das Ende eines ruhmreichen Königshauses erlebt hatten. Und jetzt standen wir vor der Burg Dessen, der ausgezogen war, den Rachezug gegen Troja zu führen. Wir fühlten uns wie in der Rolle des Heroldes, als wäre uns selbst aufgetragen zu melden:

Verschwunden sind der Götter Tempel und Altar
Und allvernichtet alles Feldes Saat umher.
Der solches Joch anschirrte Priams stolzer Stadt,
Des Atreus hehrer Sohn, der hochglückselge Held,
Er kommt, vor Allen höchster Ehre werth, so viel
Jetzt leben. Paris noch die mitgestrafte Stadt
Berühmen fürder größrer That als Buße sich.

Wir sahen vor uns den Thurmwächter, der auf die Feuerbotschaft zehn Jahre und länger gewartet, darüber er alt und grau geworden. Unstät, ruhelos, von Thau durchnäßt hat er sein nächtlich Lager gehütet, von keinem Traum besucht; das Liedlein, das er sich Nächtens wohl zur Ermunterung begonnen, hat sich ihm in bittre Seufzer gewandelt über das Loos des Königshauses, „das nicht wie vormals ohne Fehl verwaltete." Endlich hat ihn das Botenfeuer vom nächsten Gipfel des Arachnäon erlöst, der ächte Sohn jener Flamme, die auf dem Ida entzündet wurde und über Lemnos, Athos, Euböa, Messapion, Chithäron, Aegiplanktos bis auf die Höhe ob der Burg ihre Nachkommenschaft herübersendete.

Vor uns Mykene, hinter uns, wohl sichtbar von da, Argos, die vetterlichen Burgen, zwischen denen „kindfressendes Greuel" und so manche blutiggrausame Ueberlistung gewechselt: wir fühlten uns mitten in eine wilde, harte, trotzige Heroenzeit zurückversetzt. Und wie diese Landschaft zu den fürchterlichen Thaten sich schickt, die hier vollzogen wurden! Alles kahl, Alles öde, steinicht und nackt; viel anders kann es nie gewesen sein. Das einzige Bäumchen, das da sprießt, wächst aus einem Grabmal hervor. Rechts und links erheben sich zwei felsige, beinahe kegelförmige Kalkberge, die der nordöstlichen Einfassung der argivischen Ebene, dem Arachnäongebirge, angehören: davor steht wie ein mächtiger Katafalk die Akropolis von Mykene, ganz aus grauem Gestein gewachsen oder geschichtet. Tiefe Schluchten, von Sturzbächen gerissen, umfassen sie rechts und links.

Unser Weg führte uns von Charbati aus zunächst über das südliche Ende eines ovalen langgestreckten Hügels, auf welchem die alte Unterstadt gestanden haben wird, wie denn sein Westrand Spuren einer alten Umfassungsmauer zeigt; dann gingen wir, der Akropolis gegenüber, am Ostrand desselben

Digitized by Google

hinauf. Plötzlich befanden wir uns vor dem Eingange zu einem unterirdischen Bau. Ein etwa zwanzig Fuß breiter Gang von gewaltigen parallelen Mauern eingefaßt, die gegen das Gebäude zu ansteigen und sich schenkelartig daran legen, fürt zu einem Thore, welches in seiner Außenseite aus drei mächtigen Blöcken, zwei Pfosten und dem Thürsturz, gebildet ist. Seine Schwelle liegt jetzt nicht bloß; an der jetzigen Basis ist es (nach Dodwell) $9^1/_2$ engl. Fuß weit, nach oben verjüngt es sich auf 7 Fuß 10 Zoll; seine jetzige Höhe beträgt etwa 19 Fuß; einen weniger die durch die Dicke des Gemäuers führende Tiefe des Thores. Ueber dem Thürsturz befindet sich ein dreieckiges, jetzt leeres Feld, aus dem ein Feigenbäumchen herauswächst; früher mag ein Relief darin gesessen haben. Die Thürpfosten waren, wie es scheint, mit Bronze bekleidet; ob die nächste Umgebung derselben mit verschiedenfarbigem Marmor incrustirt gewesen, wie man aus etlichen in der Nähe gefundenen Stücken schließen will, darf nach dem Stil des Ganzen bezweifelt werden. Unmittelbar an der Thür wurde nur das Fragment einer aus dunkelgrünem Marmor bestehenden Säulenbasis gefunden, welches mit Spiral- und Zickzackornament geschmückt ist; die anderen wenigen ähnlich verzierten Stücke hat Lord Elgin einer kleinen Kapelle entnommen, deren Trümmer in der Nähe von Charbati liegen. Vielleicht sind sie alle byzantinischen Ursprungs. Durch die ungemein starke Wandung schreitet man abwärts in das Innere. Man ist überrascht, sich in einem hohen parabolisch gewölbten Raum zu finden, der sich etwa wie eine mächtige Zuckerhutform ausnimmt; dieses Bild ist richtiger als das öfter gebrauchte eines Trichters, weil dessen Begrenzungslinie nicht die Curvatur zeigt, welche man hier bemerkt. Der Boden des Domes mag einige Fuß hoch mit Erde bedeckt sein; der jetzige untere Durchmesser ist 48 Fuß lang, die Höhe des Baues beträgt 49 Fuß. Das Gewölbe besteht aus 34 aufeinandergelegten und nach oben sich verengenden horizontal geschnittenen Steinringen; ein einziger Stein bildet oben den Deckelschluß; von Außen ist das Ganze, bis auf den Eingang, mit Erde überschüttet. Die oberen Schichten kragten bei der Versetzung der Steine über ihre Unterlagen vor; nach Vollendung der Construction sind sie so schön gegen einander abgeglichen, wie sie denn auch ohne Mörtel ganz vortrefflich gefugt sind, daß man, wären nicht Spuren gefunden worden, nicht auf die Idee kommen würde, die ganze innere Wandung sei mit Bronzeplatten bekleidet gewesen. Wie übrigens diese Metallhülle befestigt worden sein soll, davon habe ich doch keinen rechten Begriff; denn die Nietlöcher, von denen manche Reisende berichtet haben, sind in der That nur in Einer Steinlage wahrzunehmen; die Bronzenägel müßten immer grade in die Fugen getrieben worden sein. Doch um noch ein Wort von dem Gewölbe selbst zu sagen, so ist zu bemerken, daß es ohne Spannung ist, sofern jeder Stein nur senk-

Digitized by Google

recht nach unten drückt, und die Bezeichnung „Gewölbe" ist daher nur uneigentlich zu gebrauchen; man darf auch nicht, wie wohl geschehen, von einer Spannung der einzelnen Steinringe reden, da man aus einem solchen Ringe einen Stein würde herausnehmen können, ohne den Zusammenhang der übrigen aufzuheben. Ob es mit der Construction des sonst ganz ähnlichen Schatzhauses zu Orchomenos in der That eine andere Bewandtniß gehabt und ob dort, wie Pausanias angiebt, der Zusammenhalt des Ganzen im obersten Steine gelegen habe, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen; aber es ist wahrscheinlich, daß es nach keinem anderen Gesetze aufgeführt war, als dasjenige, welches ich beschreibe. Und diese Art, einen runden Raum zu überdecken, kommt auch anderwärts vor; ich erinnere mich eines griechischen Grabmals bei Syrakus, welches, in kleineren Verhältnissen freilich, ganz die nämliche Construction zeigt. Uebrigens ist der horizontale Keilschnitt, welcher angewandt werden mußte, um die Steine zu einem Ringe zusammenzufügen, nur in sehr kurzer Dimension, nur etwa 5 bis 10 Centimeter weit, durchgeführt worden, wie die Untersuchung Abel Blouets ergeben hat: man hat von Außen in die zwischen den einzelnen Steinen gebliebenen Lücken kleine Steine zur Ausfüllung und Befestigung eingetrieben.

Erleuchtet wird der Raum, in dessen Mitte ungeordnet einige Steinblöcke lagern, die von einem zerstörten Altare stammen mögen, durch jene Oeffnung über der Thür; um deutlicher zu sehen, ließen wir uns ein großes Feuer von trockenem Ginster und Haidekraut anzünden. Beim Scheine desselben betrachteten wir ein ganz vom Tageslichte abgeschlossenes zweites Gemach, dessen Eingang sich rechts vom Hauptthore im Gewölbe befindet, in der Weise, daß die Achsen beider Thüren im Mittelpunkte des Rundbaues rechtwinklig zusammentreffen. Der Eingang ist 9½ Fuß hoch, 4 Fuß 7 Zoll breit; die aus dem Felsen gehauene Kammer bildet ein nicht ganz regelmäßiges Quadrat von etwa 27 Fuß; ihre Höhe beträgt 19 Fuß.

Diese ganze Anlage nannte der Volksmund das Grab des Agamemnon; dem Pausanias sagte man, es sei das Schatzhaus des Atreus. Curtius trifft gewiß das Richtige, wenn er beide Ueberlieferungen verbindet. Während die Todten in dem inneren Felsengemache lagen, mochten wohl die Waffen, Geräthe und Kleinodien, die man den Königen natürlich reicher als Andern mit ins Grab gab, in dem Gewölbe aufgestellt und niedergelegt sein, wo man auch das Gedächtniß der Abgeschiedenen beging. Wie viel und was da gelegen, weiß man nicht. Aber ich denke mir nun die Sache so, daß sich die gierige Phantasie des Volkes mit Vorliebe mit diesem Schatze beschäftigte und die Väter den Kindern erzählten: da liegt der Schatz des Königs. So wurde aus dem Grabe eine Schatzkammer oder wohl mehr ein „Schatz" im Sinne der Volkssage, ein Schatzlager. Wir sahen nachher auch ganz deutlich,

Digitized by Google

daß sich über dem Bau ein Tumulus erhoben habe, der nun im Laufe der Zeit bis auf eine geringe Schwellung abgespült und abgepflügt worden ist: ein wichtiges Merkmal mehr für den Charakter und die Bestimmung des darunter liegenden Bauwerks. Daß man dasselbe als Aufbewahrungsort für den in Gebrauch befindlichen Schatz benutzt und das Vermögen des Königshauses oder des Staates gewissermaßen unter den Schutz der Todten gestellt habe, ist kaum anzunehmen, denn eine solche Erweiterung ihrer Competenz möchte der Feind, wenn er in die Stadt eingebrochen, wohl nicht haben gelten lassen: die eigentliche Schatzkammer befand sich jedenfalls auf der Burg hinter festen Mauern.

Nachdem wir noch zwei ähnliche kleinere Anlagen, von oben in den halbzerstörten Bau hineinsehend, betrachtet, wandten wir uns der Akropolis selbst zu. Sehr auffällig war uns der Umstand, daß die der Ebene zugekehrte Mauer weder in der Richtung auf Tiryns und Nauplia noch auf Argos eine Thoranlage hatte; das Hauptthor, das wir erst nach einer scharfen Biegung des Weges erreichten, öffnet vielmehr nach Nordwesten auf die Kontoporeia, die alte Straße, welche von Argos nach Korinth führt; das zweite kleinere ist auf der Nordseite, mit der Oeffnung nach Nordost, dem Arachnäon gegenüber angebracht. Damit charakterisirt sich die Bedeutung der ganzen Anlage, denn wo das Thor war, saß auch der Thorwächter: die Burg ist gebaut, um die Verbindung der argivischen Ebene mit der von Nemea und Korinth zu sichern und unter Umständen zu sperren, wie diejenige von Tiryns die Straße von Argos nach Epidauros beherrschen sollte.

Wir befanden uns jetzt, indem wir vor der Mündung der zum Thore führenden Schenkelmauern standen, wo eine von der Kontoporeia zur Höhe abzweigende Straße mit der von Argos zusammengetroffen sein muß, und in der Mitte zwischen Burg und Stadt, auf dem Punkte, auf welchen Euripides, in seinem Orest, die Elektra stellt, als sie (kurz vor der Ermordung der Klytemnästra) ihre mykenischen Freundinnen in drei Haufen theilt und folgendermaßen anredet:

> Ihr Einen hier, stellt euch an diese Wagenbahn,
> Und ihr bewachet jenen Weg, das Haus zu wahren!

Die eine Abtheilung bleibt da ohne Zweifel an den Eingangsmauern stehen, die beiden andern aber antworten:

> Wir wollen eilen, kommt herbei! Hier diesen Pfad
> Dem Sonnenaufgang zugewandt, bewachen wir . . . . .
> Und wir den andern, welcher schaut nach Niedergang.

Für die Scene des Sophokles, wo der Erzieher des Orest seinem Zög-

Digitized by Google

linge die einzelnen hervorragenden Punkte der Landschaft mit den Worten beschreibt:

O du des Helden Agamemnon Sohn,
Der einst in Troas unser Heer geführt,
Nun darfst du hier mit eignen Augen sehn,
Wonach du stets verlangt. Dort drüben liegt
Dein altes theures Argos, dort der Hain
Der wuthgetrieb'nen Tochter Inachos',
Und hier der Markt, der von dem Wolfsbesieger
Lykaios heißt; zur Linken aber schaust du
Der Here hochberühmtes Heiligthum.
Wohin wir kommen, sieh, Mykene ist's
Das reiche, goldne; und dies Haus vor uns
Der Pelopiden morderfüllte Burg —

für diese Scene muß der Dichter an einen weiter südwestlich gelegenen Punkt gedacht haben, weil man von hieraus das Heräon nicht sehen konnte; etwa an die Höhe über der Stelle, wo die Kontoporeia in die Ebene ausmündet.

Zum Thore selbst gelangt man also durch einen aus gewaltigen Steinen aufgeführten Hohlweg, in derselben Weise wie zum Eingange des eben betrachteten Schatzhauses und der Hauptpforte von Tiryns, wo freilich die eine Wand ziemlich zerstört liegt; man wird also eine solche für die Vertheidigung sehr gut berechnete Anlage, die etwas mißtrauisch Fallenartiges und Drohendes hat, als eine besondere Eigenthümlichkeit der cyklopischen Bauweise bezeichnen dürfen: es ist das cyklopische Prothyron, dessen Pindar Erwähnung thut. Die Schenkelmauern und der Theil der Wandung, in welche das Thor eingelassen ist, sind in horizontalen Lagen, doch mit unregelmäßig wiederkehrenden Stoßfugen geschichtet, während die Umfassung der Burg größtentheils polygonisch gefügt ist. Das Thor zur „heiligen Burg der Cyklopen" ist einfach und großartig wie das des Schatzhauses aus drei Blöcken gebildet: oben ist es 9½ Fuß englisch breit, während der Thürsturz selbst bei einer Höhe von 4 Fuß, 15½ Fuß lang ist. Die Höhe des Thores, dessen Schwelle, nachdem sie Pittakis einmal hat bloßlegen lassen, jetzt wieder verschüttet ist, mag 16 Fuß betragen haben.

Ueber dem Thor ist im Gemäuer, zur Entlastung des Thürsturzes, eine dreieckige Oeffnung ausgespart, die dann wieder durch jenes berühmte Relief geschlossen ist, welches die Geschichte der abendländischen Plastik in so bemerkenswerther Weise eröffnet. Ich will es genauer beschreiben, weil alle Abbildungen, die davon existiren, mit Ausnahme derjenigen, welche nach dem Berliner Gypsabguß gefertigt wurden und die noch nicht so gar alt sind, große Ungenauigkeiten zeigen, kann aber auch zugleich versichern, daß selbst der Gypsabguß keinen rechten Begriff vom Ganzen macht. Und zwar, weil

Digitized by Google

er das Werk isolirt und aus seinem Zusammenhange reißt. Man ist doch erstaunt zu sehen, wie die einfache Darstellung in der Umrahmung dieses gewaltigen Gemäuers wirkt, dessen rauher Größe, dessen ernster Wuchtigkeit es so wohl angepaßt ist.

Die Reliefplatte, welche weder von grünem Marmor oder Basalt ist, wie Dodwell behauptet, noch von demselben Gestein, aus dem die Burg erbaut wurde, wie Andere wollen, besteht vielmehr aus einem sehr feinkörnigen, harten, grauen Urkalk, wie er in Messenien und Arkadien vorkommt und wohl auch hier vorkommen mag. Sie hat bei einer Dicke von 2 Fuß englisch eine Basis von 11 Fuß und eine Höhe von 9 Fuß (genau 3,20 M. zu 2,90 M.). Diese Platte zeigt in Basrelief zwei mähnenlose Löwen in aufgerichteter Stellung, die Brust einander zugekehrt; die schöngeschwungenen Rückenlinien laufen ganz dicht an den beiden Rändern des Dreiecks hinauf. Die Köpfe beider Thiere fehlen; sie waren aus besonderen Stücken rund gearbeitet und mit Dübeln (deren Ausbruchstellen man deutlich sieht), in die Hälse eingelassen; nach der Bildung des Halses und der Brust zu urtheilen, blickten sie nach vorn, vielleicht sogar ein wenig nach außen. Die Aufrichtung der Löwen ist dadurch bewirkt, daß die Vordertatzen auf ein Postament gestellt sind, welches eine Art von Säule trägt, die sich zwischen beiden Thieren erhebt. Dieses Postament besteht aus zwei kurzen Stützen, welche aus einer unteren Plinthe, einer Hohlkehle und einer oberen Plinthe gebildet und so nahe aneinander gerückt sind, daß sie auf den ersten Blick wie eine einzige erscheinen, mit der seltsamen Verzierung einer ovalen Vertiefung in der Mitte der Hohlkehle. Ueber beiden Stützen liegt jene Deckplatte, welche die Säule und die Füße der Löwen trägt. Sie zeigt an der Stirnseite in nicht ganz gleichen Zwischenräumen drei senkrecht eingeschnittene Striche, wie wenn die Platte als Pflasterung charakterisirt werden sollte. Die Säule, wie ich den Gegenstand über der Platte einstweilen nennen will, erweitert sich, was auch dagegen gesagt werden möge, von unten nach oben, und zwar hat sie unten einen Durchmesser von $10^{3}/_{8}$, oben wie $11^{1}/_{2}$ Zoll. Unten endet der Schaft in einem geringfügigen Ablaufe, oben ist er bekrönt durch ein sehr stark ausladendes dorisches Kyma (eine polsterförmig gebildete Wulst), welches durch eine Hohlkehle und eine Spira dem Schafte verknüpft ist. Auf dem Kyma liegt ein Abakus, über welchem ein eben so hohes Glied erscheint, das neben einander geordnet vier kreisrunde Scheiben zeigt. Den obersten Abschluß bildet ein Etwas, das eine bloße Plinthe sein kann, aber auch, da der obere Rand zerbrochen ist, möglicherweise etwas anderes.

Was stellt nun dieses bis auf die fehlenden Köpfe leidlich wohlerhaltene Monument dar? Erwägt man den Platz, den es einnimmt, so eröffnet sich eine Wahl wohl nur zwischen drei Gattungen von Gegenständen: ent-

Digitized by Google

weder nämlich hat man hier etwas wie ein Wappen des Begründers der Burg oder irgend einer folgenden Dynastie oder ein sogenanntes Wahrzeichen vor sich; oder den einfachen Ausdruck des Gedankens, daß das Haus in kräftigem Schutze stehe; oder endlich, man hat es mit dem Symbol einer für die herrschende Familie oder allgemein wichtigen Gottheit zu thun. Als ich das Relief zuerst erblickte, dachte ich im ersten Augenblicke an eine Darstellung der ersten Art. Mir fielen nämlich am meisten die vier Scheiben auf, und da ich eben den Pausanius über die Gründung Mykenes nachgelesen hatte, die er mit der Erfindung des Diskus in Zusammenhang bringt, so kam mir in den Sinn, es möge ein späterer Inhaber der Burg in einem Merkzeichen die Geschichte ihrer Entstehung hierhergesetzt haben. Die Stelle lautet: „Perseus aber, weil er durchaus den Vater seiner Mutter (den Akrisios) sehen und durch edle Reden und Thaten gewinnen wollte, ging zu ihm nach Larissa: und er, als in Jugendkraft blühend und stolz auf die Erfindung des Diskus zeigte sich vor allen in seiner Kunst; Akrisios aber fiel unglücklicher Weise in den Wurf des Diskus ..... Als aber Perseus nach Argos zurückkehrte (denn er schämte sich des Ruhmes von dem Morde), überredete er den Megapenthes, des Prötos Sohn, mit ihm die Herrschaft zu tauschen. Er übernahm also dessen Herrschaft und gründete Mykene". So glaubte ich in der Säule eine Art von Meta, in den Scheiben vier Disken sehen zu sollen; aber ich wußte doch weder ihre Vierzahl, noch die Art ihrer Anbringung, noch endlich den Gegenstand über den Scheiben zu deuten, es müßte denn, wie auch andere Bemalung annehmen, ein Kranz darauf gemalt gewesen sein.

Auf die zweite Art von Gegenständen ist, in der jüngsten über unsere Frage geführten Untersuchung, Professor Adler gefallen. Er erblickt in der Säule mit ihrer Krönung den abbrevierten Ausdruck des Hauses selbst und die beiden unteren niedrigen Stützen, welche als vor der Säulenplinthe befindlich anzunehmen seien, hält er für einen gedoppelten Herrschersitz. Das Relief drücke also den Gedanken aus: Fürstenhaus und Fürstenthron sind treu bewacht. Auch gegen diese Deutung sind wichtige Bedenken zu erheben, sowohl in Rücksicht auf die vorausgesetzte künstlerische Conception, als auf einzelne zur Darstellung gebrachte Details. Die Säule mit ihrem Gebälk soll in knappstem Ausdrucke das Haus selbst andeuten, und Adler beruft sich dafür auf Vasenbilder, in denen dergleichen vorkomme. Ganz gut; aber wo man die Realität, das Haus selber hat, wie soll man da darauf kommen, dasselbe noch einmal in einem jedenfalls nicht sehr deutlichen Ausdrucke darzustellen? Die Löwen sind ja vor dem Hause selbst, ja sie sind eben da angebracht, wo der Schutz am nöthigsten ist, an der Thür: der Künstler würde sich also einer schwächlichen Tautologie schuldig gemacht haben, wenn

Digitized by Google

er zwischen sie das Bild des Hauses selbst hineinstellte. Was sodann die Ausführung der Idee betrifft, so sieht Adler in der Säule mit ihrem Gebälk die stilistisch knappe Nachbildung lycischer Holzbauconstruction. Die vier Scheiben sind die Querschnitte von Baumstämmen, welche eine dichtgefügte Rundholzdecke bilden; darüber liegt ein Leisten, der sie im Zusammenhang erhält. Wie? eine Decke unmittelbar auf den Abakus gelegt? Ist das möglich? Uebersieht denn Adler ganz, daß hier das völlig unerläßliche Bauglied des Epistyls fehlen würde, ohne welches die Decke gar nicht folgen könnte? Und dann die Säule. Adler sieht wohl, daß sie sich nach unten verjüngt, behauptet aber, daß dies der Holzbaukonstruction nicht entgegen sei. Nun, ganz entgegen vielleicht nicht; aber wie man darauf kommen soll, einen Baum, den man als Stütze verwenden will, auf sein Kopfende zu stellen, begreife ich nicht. Und ist überdies jene stark ausladende Wulst des Capitells im Holzbau möglich und erklärlich? Ganz entschieden nicht; in der Holzconstruction kann man der Brüchigkeit des Materials wegen niemals auf das dorische Kyma kommen.

Die verkehrte Verjüngung der Säule ist es gewesen, welche Fr. Thiersch schon früher auf die Idee gebracht hat, daß man hier eine auf den Kopf gestellte Säule vor sich habe, daß also unten das Gebälk, oben der Stylobat mitsammt dem Fundamente zu sehen sei. Die vier Scheiben sind auch ihm die Durchschnitte von Baumstämmen, aber ihm bedeuten sie den ursprünglich in der Erde liegenden Rost, auf dem das Gebäude gegründet sei — und mit diesem barocken Einfall richtet sich wohl der ganze Deutungsversuch. Er empfiehlt sich auch ohnehin von seiner geistigen Seite nicht: denn wer wird grade vor seinem Hause zum ewigen Gedächtnisse die Geschichte anbringen wollen, wie er ein anderes gar nicht näher bezeichnetes und zu bezeichnendes umgestürzt und mit Stumpf und Stiel aus dem Boden gehoben habe?

In die dritte Kategorie endlich schlagen mehrere Auslegungsversuche. Creuzer deutet die Säule aus dem persischen Mithrasdienste. „Die Obelisken", sagt er, „waren der Sonne aufgerichtet und sollten ihre Strahlen versinnlichen. Es sind Spitzsäulen, d. h. sie verjüngen sich aufwärts von der breiten Basis an. Die Säule von Mykene verjüngt sich abwärts. Dabei könnte der naive Sinn kindlicher Völker an das aus der Erde aufstrahlende und den Sonnenstrahlen begegnende Erdfeuer gedacht haben". Man sollte eher denken: umgekehrt; aber was muß nicht alles, wo es paßt, für Naivetät gelten! Drei Ringe an der Säule — die in Wahrheit gar nicht vorhanden sind — deutet Creuzer auf die Dreifachheit des Mithras, die vier Scheiben auf die vier Jahreszeiten. Wir müßten doch mehr Spuren eines so alten Mithrasdienstes in Griechenland haben, um an diese Auslegung zu

Digitized by Google

glauben. Gerhard und Curtius sehen in der Säule ein Symbol des Apollon Agyieus, sagen aber nicht, was die Scheiben bedeuten mögen, und nehmen auch auf den Umstand keine Rücksicht, daß jenes Symbol sonst nur in der Form der Spitzsäule vorkommt. Göttling macht aus der fragwürdigen Erscheinung einen pelasgischen vierköpfigen Hermes, den wegebehütenden Gott. Nun kommt solch' eine vierköpfige Gottheit wohl vor; aber dann ist die Herme stets eckig und natürlich ohne Capitell, und niemals sind die Köpfe neben einander geordnet. Auch ist es durchaus nicht richtig, wie Göttling behauptet, daß die Eier, die man in den Abbildungen römischer Circen auf einem von zwei Säulen getragenen Architrav aufgestellt sieht, mit den runden Körpern über der Säule des mykenäischen Thores in der Bedeutung zusammenfallen. Denn jene Eier, durch deren Form auf den Dioskurenmythus angespielt wurde, waren neben den ebenfalls gebrauchten aufgerichteten Delphinen bewegliche Merkzeichen, welche während des Rennens zur Anzeige der Umläufe nach und nach weggenommen wurden. Was endlich die Meinung betrifft, daß die ovale Oeffnung in der Hohlkehle des Postamentes ein Burgthor, und daß das Postament selbst ein Stück Mauer bedeute, welche vom Hermes bewacht werde, so widerlegt dies der Augenschein. Ein tunnelartiges, ovales Thor mit einer so unglaublich hohen Schwelle! Und dann lehrt ja die reale Thür dicht darunter, wie die Erbauer der Burg ihre Eingänge so ganz anders bildeten.

W. Gell, Aloys Hirt und Bréton endlich sind der Meinung, daß der säulenartige Gegenstand einen Altar der phrygischen Göttermutter, der Magna Mater, oder vielleicht der im Grunde mit jener identischen Hestia vorstelle; daß der Schaft ein hohles, metallenes Rohr und die Oeffnung unten ein Aschenloch sei. Diese Ansicht kann sich darauf berufen, daß der Göttermutter in der That der Charakter als Festungsbewahrerin zukommt und daß man auf Sassanidenmünzen Altäre von entfernt ähnlicher Form sehen kann. Aber warum, darf man fragen, setzte der Künstler den Altar und nicht die Göttin selbst über die Thür? Petersen schließlich erkennt in dem zweifelhaften Gegenstande einfach einen Altar, die Hestia, das Symbol des Hauses. Und dieser Ansicht möchte ich mich, mit einigen Erläuterungen und einigen, wie ich glaube, neuen Gründen anschließen. Daß eine solche Darstellung hier durchaus schicklich und am Platze sein würde, wird man ohne Weiteres zugestehen; im Besonderen würde sie nicht durch den Einwand betroffen, den man der in der Tendenz verwandten Adlerschen Idee machen kann, daß sie eine künstlerische Tautologie enthalte. Denn der Heerd des Hauses, der zugleich eine Art von Altar ist, ist nicht das Haus selbst; wo er als Symbol auftritt, drückt er nicht den äußeren Bau, sondern den mit dem Worte verknüpften geistigen Begriff, die Häuslichkeit, die althergebrachte heilige Sitte,

Digitized by Google

den inneren Frieden aus und spielt auf Wohl und Wehe der das Haus bewohnenden Familie an. Fragt man aber, ob es möglich sei, in dem säulenartigen gekrönten Gegenstande wirklich einen Heerdaltar zu erkennen, und wie der Künstler zu dieser gewiß nicht gewöhnlichen Form gekommen sei, so muß ich erwidern, daß das Relief nicht bloß aus mythologischen Gesichtspunkten betrachtet werden darf, sondern auch, was bisher nicht geschehen zu sein scheint, aus künstlerischen beurtheilt werden muß. Was die Phantasie des allegorisirenden Erfinders in ungehemmter Breite entwickelt und bequem nebeneinander gestellt hatte, sah sich der Künstler durch die Rücksicht auf den gegebenen Raum vielleicht genöthigt, arg zusammenzuziehen und die Gegenstände selbst umbildend scharf in einander zu componiren. Vergleichen wir nur das Darstellungsfeld mit der Aufgabe.

Dem Künstler war gegeben ein dreieckiger Raum und — wir wollen nicht weiter gehen — die Idee mit den Löwen. Diese konnten, wie man sieht, durchaus in keiner anderen, als der aufgerichteten Stellung gezeichnet werden. Zur Aufrichtung aber bedurfte der Bildner eines ziemlich hohen Postamentes für die Vordertatzen, von solcher Höhe mindestens, daß es den Löwen bis an's Knie reichte, weil außerdem die Gestalten nicht wohl im Raume gestanden hätten. Damit war eine Schicht von vier Plinthen erfordert. Sollte der Künstler diese einfach übereinander legen? Das wäre monoton und leer geworden. Er belebte also den nothwendigen Unterbau durch die Stützen mit den Hohlkehlen. So denke ich mir, obschon ich die Deutung auf einen Herrschersitz durchaus nicht ablehnen würde, wenn der fragliche Gegenstand nicht in der That unter die deckende Platte zurückträte. Aber es sollte nun noch ein Heerd oder ein Altar angebracht werden. Oder mußte vielmehr. Denn die beiden einander zugekehrten Löwen allein hätten etwas Fragwürdiges, Komisches gehabt; sie mußten ein Etwas zwischen sich haben, das ihr Dasein und ihre drohende Bewegung erklärte, und vielleicht war ja auch gerade dieses Etwas der Keimpunkt der ganzen Conception. Wurde aber ein Heerd oder ein Altar oder Beides in Einer Form gewählt, so mußte diese Form wegen des engen Raumes in die Höhe gezogen werden, und dies konnte auch geschehn, wenn es nur sonst ein Mittel gab, der Charakteristik an Deutlichkeit anderwärts zu ersetzen, was ihr hier entzogen werden mußte. Dies Mittel aber ließ sich weiter oben zur Anwendung bringen, wo zwischen den Hälsen und Köpfen der Thiere der Platz wieder breiter wurde und wo überdies keine Lücke in der Composition gelassen werden durfte. Der Künstler schichtete also — und dies bezeichnet Heerd wie Altar — Holz auf den Abakus in zwei einander kreuzenden Lagen. Ob nicht oben noch die Andeutung einer Flamme folgte, ist nicht zu sehen, da der obere Winkel der Platte zerbrochen ist; nothwendig war sie nicht.

Digitized by Google

Hiermit, denke ich, ist wohl nachgewiesen, weßhalb der Künstler diese immerhin nicht gewöhnliche Form des Heerd-Altares wählen mußte. Er blieb aber auch hier durchaus stilvoll. Denn so wenig sich die Abwärtsverjüngung für eine Baustütze schickt, so richtig ist sie für einen Stengel, der eine Platte oder ein Gefäß aufnehmen soll: ein solcher erweitert sich naturgemäß unten zum Fuße, oben zum tragenden Gliede. Runde Altäre aber sind, wie man weiß, durchaus nicht ohne Beispiel, und der Heerd in seiner symbolischen Bedeutung hat sich gewiß schon frühe vom eigentlichen praktisch verwandten Kochheerde abgelöst und zu einer Art von Hausaltar von eigener Form gestaltet.

In wie prägnanter Bedeutung übrigens die Bezeichnung des Heerdes als eines Symboles für das Haus, seine Sitte und sein Geschick, den Griechen geläufig war, dafür sind die Beispiele nicht weit zu suchen. Aeschylos läßt den Chor der Grabesspenderinnen im ersten Gesange ausrufen:

Weh! beweinenswerther Heerd!
Weh! Du untergrab'nes Haus!

Und dann gegen den Schluß, nachdem Klytämnestra geopfert, der alte Mord gesühnt ist, sagt derselbe Chor:

Bald zieht in das Thor
Die vollendende Zeit,
Wenn vom Heerde entschwand
Des Blutes Befleckung.

In das Thor, steht hier. In den Thürgang, müßte es eigentlich heißen; denn im Texte steht derselbe Ausdruck, den Pindar für den eigenthümlich cyklopischen Gang vor der Thüre gebraucht. Und vergegenwärtige ich mir, wie anschaulich das gesagt ist, und verbinde ich mit der letztangeführten Stelle zwei andere höchst bezeichnende, die ihr ganz nahe stehn, so kommt mir der Gedanke, daß dem Aeschylos, als er sie niederschrieb, unsere Reliefdarstellung vor Augen geschwebt habe. Die eine findet sich in dem Stoßgebete des Chores unmittelbar vor der Ermordung des Aegisth, wo eben der Möglichkeit, daß Orest unterliegen könne, mit Entsetzen gedacht ist; sie lautet:

Oder er selbst entzündet ein Feuer und Licht
Zur Befreiung an und gewinnet die Macht
Im Staat und Schätze der Ahnen!

Ein Feuer und Licht nämlich auf dem Heerd-Altare des Hauses; ein neues Feuer als Symbol eines neuen Lebens und der Wiederaufrichtung des alten Rechtes. Die andere folgt unmittelbar auf die Bestrafung der Klytämnestra; sie lautet wörtlich: „Es kam aber in das Haus des Agamemnon ein doppelter Leu, ein doppelter Mord." Mit dem doppelten Leuen

Digitized by Google

ist, wie leicht zu sehen, das Freundespaar, Orest und Pylades, gemeint, welches den altheiligen Heerd des Hauses einem unberechtigten mordbesudelten Herrscherpaare wieder entrissen hat; der seltsame singulare Ausdruck aber, der doch eine Zweiheit bezeichnet, kann, wie es scheint, kaum anders, als unter der unbewußten Einwirkung eines Bildes gewählt sein, auf dem ein stilistisch und symmetrisch so streng verbundenes Paar dargestellt ist. Euripides legt dann im Orest dasselbe Wort dem phrygischen Sklaven in den Mund: „In dem Palast erschien das Löwenpaar von Hellas, jene Zwei." Den beiden Dichtern mag also bei dem Anblick der Darstellung mehr oder minder deutlich das Bild des von ihnen verherrlichten Freundespaares vorgeschwebt haben; sie galt ihnen vielleicht als ein Denkmal für den Abschluß jener langen Reihe von Greueln und inneren Revolutionen im Hause der Pelopiden, für die Wiederaufrichtung des alten Königsheerdes und für den Beginn einer neuen reineren Zeit.

Und ob der Künstler, als er seine Composition entwarf, an jene Epoche in der Geschichte des Königshauses dachte oder nicht, ich möchte ihn jedenfalls in einer Zeit suchen, die hinter derselben liegt; ja ich finde nicht den mindesten Grund, ihn über die dorische Zeit hinauszurücken. Denn daß einerseits das Thor mit seiner nächsten Umgebung trotz des cyklopischen Thürganges, welcher nachgebildet sein kann, jünger ist als der übrige Bau, lehrt der Augenschein; daß aber andrerseits das Bildwerk unter ägyptischem Einflusse, wie Einige wollen, unter asiatischem, wie Andre behaupten, müsse entstanden sein, hält vor genauerer Betrachtung nicht Stand. Der Charakter der Löwen ist der Natur sehr gut abgelauscht, diese Magerkeit des Leibes namentlich bei dieser Kraft und Gedrungenheit der Muskulatur; wie aber die Aegypter dieses Maß von Realismus nirgends erreichen, so gehen die Assyrer meist darüber hinaus. Indessen nicht hier liegt mir der entscheidende Punkt. Was unser Relief vor Allem auszeichnet, ist die vortreffliche Raumausfüllung, die erste Bedingung guter Composition; und dies ist ein Vorzug, der weder den asiatischen noch den ägyptischen Werken eignet und der recht eigentlich erst ein unterscheidendes Verdienst der griechischen Kunst ist. Die ägyptisch-assyrische Plastik geht rein von der Sache aus und spricht auch, streng erzählender und chronistischer Natur wie sie ist, nur den Verstand, nicht zugleich den Formen- und Schönheitssinn an; die menschliche Gestalt unterwirft sie, als wäre sie nur ein Buchstabe in einer Reihe von Schriftzügen, die erst in ihre Verbindung etwas bedeuten, einem durchgehenden Kanon; von einer Composition ist keine Rede; in den langen gemalten oder sculpirten Bandstreifen zeigt sich keine die Mannichfaltigkeit beherrschende formelle Einheit, und wenigstens der Aegypter verwendet zur Raumausfüllung so gut Schriftreihen wie Figuren. Dem griechischen Künstler da-

Digitized by Google

gegen stellen sich seine Gestalten schon bei der Conception in bestimmter Beziehung zu einem gegebenen Raume dar, und unter der Herrschaft dieses feinen Gefühls für die Grenze wie für die räumliche Mitte zeichnet er sie auf die Fläche. Die einzelne Figur erscheint ihm immer in Verhältniß zum Ganzen, und dieses Verhältniß ist für ihn so sehr das Wichtigste, daß er in voller Freiheit ihre Proportionen darnach bestimmt. Man betrachte nur die ältesten Metopen von Selinunt, die etwa in den zwanziger Jahren des siebenten Jahrhunderts entstanden sein mögen, wie sehr sie sich durch das mächtig hervorbrechende Gefühl für Composition von ägyptisch-asiatischer Weise unterscheiden, welche sie in der Ausführung der einzelnen Figur durchaus nicht erreichen. Eben das nämliche Gefühl ist es, wie mich dünkt, welches den Künstler der mykenäischen Platte beherrscht und in der Zeichnung und Anordnung seiner Gegenstände, namentlich des Heerdes bestimmt.

Wenn wir somit in diesen Erweisungen eines sichern Raum- und Formgefühls eine echt griechische Eigenthümlichkeit constatiren müssen, so ist noch eine zweite mehr äußerliche Besonderheit der Ausführung in Anschlag zu bringen, auf welche zuerst Adler aufmerksam gemacht hat; daß nämlich das Relief von unten nach oben stärker wird, so daß die unterste Plinthe nur 4 Zoll, das, was über den Scheiben liegt, aber 8 Zoll ausladet. Diese mit sicherer Ueberlegung auf den tiefen Standort des Beschauers berechnete Schwellung nach oben, wie wir sie später in feinster Ausführung am Cellafriese des Parthenon wahrnehmen, kommt ebenfalls nur an Werken griechischen Ursprungs vor. Man darf daher kaum Anstand nehmen zu behaupten, daß das mykenäische Relief einer schon selbständig und eigenartig gewordenen nationalen Kunst seine Entstehung verdanke. Sie mag etwa derselben Zeit angehören, welche die selinuntische Metope mit dem Viergespann hervorgebracht hat. Dieser ist sie im Stil wie im Grade der Ausführung verwandt und mit dieser wie überhaupt mit den Reliefs von Selinunt hat sie auch die Eigenthümlichkeiten der Technik gemein: hier wie dort ist der Contour, wie man deutlich sieht, zuerst durch Bohrlöcher umschrieben, dann durch den Meißel eingetieft worden. —

Leider ist weder der Gang zum Thore, über welchem die Platte sich befindet, noch der Raum dahinter so weit aufgeräumt, daß man hindurchschreiten könnte. Man erreicht die Höhe, indem man nordwärts unter den cyklopischen Umfassungsmauern entlang geht und das nach Nordosten öffnende Hinterthor passirt. Da zeigt sich denn, daß der ganze Hügel, der etwa Dreiecksform hat und seine breitere Seite dem Thale zukehrt, in zwei Terrassen gegliedert und von concentrischen Mauern umfaßt ist; eine solche innere Burg, mit zwei Seiten an die Außenmauer angelehnt, fand sich auch auf dem Hügel von Tiryns. Wie dort ist auch hier eine kurze, erst vom Major

Digitized by Google

Strantz entdeckte Galerie innerhalb der Wandung, und zwar auf der Nordseite.

Auf allen Schritten ist man hier von den Schatten der drei so menschlich edlen Geschwister Orestes, Iphigenia, Elektra begleitet. Wir sahen die Iphigenia vor uns,

. . . . . wie ihr Lied im mahlreichen Vätersaal
Erklang. Oft sang sie da liebevoll, kindlichfromm,
Die Heldenjungfrau, das heitre Glück,
Das selige Loos des Vaters.

Wie wunderbar contrastiren diese Wesen mit der freudlosen, harten felsstarrenden Stätte! Nun gar, wenn die himmlische Gestalt vor unser geistiges Auge tritt, welche uns Goethe gedichtet! Aber eben in dem Gegensatze dieser milde und menschlich fühlenden reinen Wesen mit dem Geschlechte, aus dem sie, ein unbegreifliches Wunder, hervorgegangen und das diesem Boden entsprossen und ihm so durchaus ähnlich scheint, lag und liegt einer der stärksten tragischen Reize, welche die Dramatiker an die Geschicke der Pelopiden fesseln und uns für ihre Dichtungen sympathisch stimmen. Zwischen Jenen meinten wir die Gestalt der ewig jugendlichen Helena zu sehn, wie sie von Troja zurückgekehrt sich nächtlicher Weile in den Palast einschleicht,

daß Keiner sie
Bei Tage kommen sehe, dem vor Ilion
Die Söhne fielen, und sofort sie steinige.

Dann Kassandra, die süße holdselige Barbarin, die spröde Erkorene Apollos, wie sie erstarrt von tödtlichem Entsetzen der beleidigten Gattin des Agamemnon sich gegenüber findet, der sie zu seiner Beute erkoren; wie sie sein und ihr Schicksal, das sich in wenigen Minuten vollziehen wird, so sicher voraus sieht; wie sie in das verhängnißvolle Thor geführt werden soll, sich jammernd an die mitleidigen Alten anklammert, die ihr Trost zusprechen . . . .

Mord haucht das Haus mir, blutumtriesten Mord mir zu . . .
Es wehet Dunst mir, wie aus einem Grab entgegen . . . .
O dieses Menschenleben! — wenn es glücklich ist,
Ein Schatten kann es wandeln; ist's voll Leid, so tilgt
Ein feuchter Schwamm dies Bild hinweg; vergessen ist's;
Und mehr denn jenes schmerzt mich dies vergessen sein! —

Wieder und wieder kehrten wir zum Löwenthore zurück, als müsse der steinerne Mund uns von den alten Geschichten erzählen können. Endlich führte die Nacht ihren dunklen Wagen am Himmel herauf, und es wurde Zeit für den Wandersmann im gastgewohnten Hause Anker zu werfen. Quer durch die Ebene des Inachos fuhren wir gen Argos.

W. Roßmann.

Digitized by Google

Abiturientenarbeiten und Prüfungscommissionen.

Unter der Ueberschrift: „Die Abiturientenarbeiten und die wissenschaftlichen Prüfungscommissionen in Preußen. (Ein Rescript von Mühler's und Bonitz' Beurtheilung desselben)" hat in dieser Zeitschrift Nr. 26 d. J. Herr Professor J. B. Meyer in Bonn einen Aufsatz kritisirt, den ich in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen", Novemberheft 1872 veröffentlicht hatte; seine Kritik soll „zur Abwehr des schädlichen Einflusses dienen, welchen Bonitz' Bemerkung in gewissen Kreisen der Lehrer und der Schulverwaltung haben könnte". Hätte Herr Prof. Meyer seine Kritik in derselben Zeitschrift veröffentlicht, in welcher mein Aufsatz erschienen war, so würde ich mich begnügt haben, die Leser einfach um Vergleichung meines Aufsatzes mit dieser Kritik zu ersuchen; da er es vorgezogen hat, die Frage vor einen andern Leserkreis zu bringen, so sehe ich mich genöthigt zu bezeichnen, weshalb ich die Kritik des Herrn Prof. Meyer nicht für zutreffend erachten kann.

Meine Bemerkungen in der Gymn. Zeitschrift beziehen sich auf den einen Satz, welcher den Kernpunkt des fraglichen Rescripts bildet: „Was dann den Anstalten selbst als Gutachten über die Abiturientenarbeiten zugefertigt wird, haben dieselben sich als das Urtheil, worin Wissenschaftliche Prüfungscommission und Provinzialschulcollegium übereinstimmen, unbedingt zur Weisung und Nachachtung dienen zu lassen"; ich habe die Bedenken dargelegt, welche durch die hier zum ersten Male geforderte Unbedingtheit der Unterwerfung unter die bezeichneten Urtheile hervorgerufen werden. Unter höflicher Anerkennung theilweiser Richtigkeit meiner Bemerkungen erhebt Herr Meyer zunächst den Vorwurf, daß „die Vermischung einer besonderen und einer allgemeinen Sache entschieden die Unbefangenheit und Klarheit des Urtheils beeinträchtige". Unter der besonderen Sache versteht Herr Prof. Meyer die mangelhafte Correctur der deutschen Abiturientenaufsätze an manchen rheinischen Gymnasien und einen Conflict zwischen der Bonner Prüfungscommission und dem Königl. Schulcollegium zu Coblenz, welcher zu dem fraglichen Ministerialrescripte den Anlaß gegeben. Die Beispiele jener mangelhaften Correctur, welche Herr Prof. Meyer erzählt, mögen manchen Leser einen Augenblick unterhalten, für die Frage, um die es sich handelt, sind sie gleichgültig; wer gegen die Hinweisung auf so augenscheinliche Fehler und solche ausdrücklich verpönte Tactlosigkeiten remonstriren wollte, würde sich nur lächerlich machen. Ob es aber zweckmäßig und angemessen ist, den Conflict zweier, zum Zusammenwirken berufener Behörden, zu dessen Schlichtung die Entscheidung der höchsten Behörde angerufen werden mußte, vor das Forum der Oeffentlichkeit zu bringen, überlasse ich der Beurthei-

Digitized by Google

lung der Leser*); jedenfalls hatte ich keinerlei Anlaß und kein Recht auf jenen Conflict Bezug zu nehmen. Derselbe hat für die beiden streitenden Parteien ein berechtigtes Interesse; aber für die Gesammtheit des Lehrstandes, dem jene Zeitschrift bestimmt ist, hat er keine Bedeutung. In diesem Sinne hat das Ministerium nur sein Rescript publicirt, ohne irgend eine Angabe über den Anlaß: es bezeichnet dadurch, daß der Inhalt dieses Rescriptes, ganz abgesehen von seinem Anlaß von allen Lehrercollegien zu beachten ist. Nur weil dieses Rescript publicirt ist und gelegentlich als authentische, das bisherige Verfahren aufhebende Interpretation der bestehenden Verordnungen kann angewendet werden, habe ich, wie ich im Eingange ausdrücklich bemerkt, dasselbe einer Erwägung unterzogen. Der Vorwurf einer Nichtberücksichtigung der „besonderen Sache" müßte also vielmehr gegen das Ministerium gerichtet werden, welches die Publication auf das Allgemeine beschränkt hat.

Weiter erhebt Herr Prof. Meyer den schwerwiegenden Vorwurf, daß ich die wirkliche Sachlage verdecke: „daß es sich aber um eine solche gemeinsame Entscheidung der Aufsichtsbehörden handelt, verdeckt Bonitz damit, daß er thut, als handle es sich um theoretische Meinungen einzelner Prüfungsmitglieder". Gegenüber diesem Vorwurfe, der dem einer absichtlichen Täuschung nahe kommt, muß ich mir gestatten, meine eigenen Worte anzuführen. „Das Rescript scheint einen Werth darauf zu legen, daß es sich um solche Urtheile handelt, in denen Wissenschaftliche Prüfungscommission und Provinzial-Schulkollegium übereinstimmen; es bedarf wohl der Erinnerung, daß es sich auch unter Hinzunahme dieser Uebereinstimmung doch um Urtheile, nicht um Verwaltungsanordnungen handelt; übrigens giebt ja die Circularverfügung vom 6. Januar 1862 die Gewißheit, daß die Königliche Aufsichtsbehörde nicht etwa berufen ist, die wissenschaftliche Geltung der von der Prüfungscommission gefällten Urtheile einer Superrevision zu unterwerfen, sondern daß sie „nach ihrer näheren Kenntniß der Verhältnisse" zu Modificationen vor der Mittheilung an die betreffende Lehranstalt berechtigt

*) Vom Standpunkte der Presse wie des Publikums im allgemeinen läßt sich gewiß gegen keine solche Veröffentlichung — vorausgesetzt, daß sie den Sachverhalt richtig darstellt — etwas erinnern. Wir haben ihr wie dem Artikel des Herrn Prof. Bona Meyer überhaupt in d. Bl. Statt gegeben in der Meinung, dadurch den wichtigen Kampf der Bildung wider ihr Gegentheil in den Rheinlanden zu fördern, einen Kampf, an dem wir allerdings am liebsten alle dazu berufenen Behörden und Beamten in voller Eintracht Theil nehmen sähen. Daß in nächster Zukunft das rheinische Provinzialschulkollegium in seinem Bezirke mit Energie auf die Hebung gerade des hochbedeutenden Unterrichts im Deutschen hinarbeiten werde, dafür bürgt uns die jüngst von den Zeitungen gemeldete Ernennung des Herrn Höpfner, bisher Realschuldirektors in Breslau. Die Red.

by Google

ist". Ich darf es hiernach gewiß ablehnen, daß eine Darlegung genau nach den bestehenden Verordnungen als ein „Verdecken" bezeichnet wird.

Die gesammte falsche Richtung meines Aufsatzes charakterisirt Herr Prof. Meyer dahin, daß ich „die Beurtheilung der Sache in ein ganz falsches Fahrwasser bringe, in die Strömung des beliebten Räsonnirens der praktischen Schulmänner gegen die theoretischen Universitätsprofessoren", und daß ich die „Mitglieder" der Prüfungscommissionen zu der ihnen beigelegten Autorität des Urtheils nicht berechtigt erachte. Um diesen mir unbegreiflichen Vorwurf zu entkräften, müßte ich allerdings die Leser mit dem Abdrucke meines ganzen Aufsatzes belästigen. Daß die Revision der Abiturientenarbeiten durch die Prüfungscommission eine zweckmäßige Einrichtung ist, daß der revidirende Universitätsprofessor sich für die Beurtheilung in einer wesentlich günstigeren Lage befindet, als der corrigirende Gymnasiallehrer, wird von mir unverhohlen und ausdrücklichst anerkannt; meine Bemerkungen weisen nur nach, daß „nach der Natur der Sache" die Revisionsbemerkungen „nicht in jeder Hinsicht einen gleichen Anspruch auf objective Gültigkeit" haben können. Da es nun thatsächlich, „wenngleich selbstverständlich nur in vereinzelten Fällen" vorgekommen ist, daß selbst auf Gebieten, „auf welchen die Wissenschaft den Streit zu entscheiden vermag", Remonstrationen begründet waren, so sei es, folgere ich, nicht im Interesse der Gymnasien oder der Prüfungscommissionen gelegen, den Urtheilen der letzteren eine „unbedingte" Geltung zuzuweisen und jede Möglichkeit einer Rechtfertigung schlechthin abzuschneiden. Die Berufung auf diese Thatsache, welche von augenscheinlicher Wichtigkeit für die Folgerung ist, — zieht Herr Prof. Meyer vor, mit Stillschweigen zu übergehen.

Durch die soeben dargelegten Mittel gelangt derselbe zu dem Schlußsatze: „dann liegt das gemeinsame Urtheil zweier Aufsichtsbehörden vor, und es kann unmöglich*) den Mitgliedern derselben zugemuthet werden, sich nun hinterher noch mit den betroffenen einzelnen Lehrern über die Berechtigung der abgegebenen Urtheile hin und her zu streiten. Die Sache muß damit für gewöhnlich ihren endgültigen Abschluß erlangt haben". Ich mochte fürwahr meinen Augen nicht trauen, da ich diesen Schlußsatz las. Herr Prof. Meyer erklärt doch ausdrücklich „den schädlichen Einfluß" abwehren zu wollen, den meine Bemerkungen haben könnten, und spricht schließlich seine Einstimmung zu denselben aus. Ich spreche meine Bedenken nur aus gegen das unbedingte Abschneiden jeder Möglichkeit einer Rechtfertigung, unter ausdrücklicher Billigung der dieselbe erschwerenden Formen; Herr Prof. Meyer

*) Durch ein Versehen war neulich Nr. 26, S. 1007, Z. 7 v. u. für „unmöglich" „unmöglich" gedruckt worden. D. Red.

Digitized by Google

verlangt nur, daß „für gewöhnlich“ es bei den Revisionsbemerkungen sein Bewenden habe. Wo ist denn ein Gegensatz, ja nur ein nennenswerther Unterschied zwischen diesen beiden Sätzen zu finden? „Mit den betroffenen einzelnen Lehrern hin und her zu streiten“, wird einem Mitgliede der Prüfungscommission nach den bestehenden Einrichtungen in keinem Falle zugemuthet, nur dem Director steht es zu, Remonstrationen dem vorgesetzten Provinzialschulcollegium vorzutragen. Daß ein Director, dem es an Gelegenheit zu amtlicher Schriftstellerei überhaupt nicht fehlt, anders, als ausnahmsweise, wenn die Pflicht gegen seine Anstalt es gebieterisch fordert, zu solchem Schritte sich entschließe, ist nicht zu glauben. Sollten irgendwo und irgendwann Remonstrationen „für gewöhnlich“ vorgekommen sein, so wäre dies ein Symptom gründlicher Verworrenheit der Verhältnisse; auf Anlaß solcher Zustände die unbedingte Unfehlbarkeit des Urtheils der Prüfungscommissionen allgemein zu proklamiren, vermöchte ich nicht für eine weise Maßregel anzusehen. Deßhalb habe ich am Schlusse meines Aufsatzes den Wunsch ausgesprochen, daß „von competenter Seite“ über den Sinn des fraglichen Rescriptes eine beruhigende Erklärung gegeben würde. Ich wollte; man dürfte dem Aufsatze des Herrn Prof. Meyer diese Bedeutung beilegen denn unter der Form der entschiedensten und vorwurfsvollen Entgegnung spricht derselbe doch aus, worauf allein es ankommt, daß die Möglichkeit einer Rechtfertigung gegen die Urtheile der Prüfungscommission nicht ausgeschlossen sein soll.

Berlin. H. Bonitz.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Das Uhlanddenkmal. Aus Tübingen. Unsere Stadt rüstet sich zu den Feierlichkeiten, mit welchen am 14. Juli das eherne Standbild Ludwig Uhlands enthüllt werden soll. Zahlreicher Besuch wird von nah und fern erwartet, an eine große Anzahl namhafter Dichter und Schriftsteller sind besondere Einladungen ergangen; aus Schwaben jedenfalls werden die Bahnzüge Schaaren von Theilnehmern herbeiführen. Hier sind die Festausschüsse, die Festredner, die Festjungfrauen in voller Arbeit, von der geheimnißvollen Geschäftigkeit nicht zu reden, welche auf dem Festplatze selbst herrscht; im ganzen Lande aber werden von den Singvereinen die Chorgesänge eingeübt, mit welchen sie den festlichen Tag zu verherrlichen gedenken. Leider rüstet sich auch die landeseigenthümliche Volkspartei zu einem Stelldichein am Denkmal des Dichters, den sie dem Vaterland mißgönnend für ihre engherzige kleine Gemeinde reclamiren möchte. Dies war freilich als unvermeidlich

Digitized by Google

vorauszusehen, und wenn sie es nur nicht gar zu taktlos treiben, mag man ihnen ja immerhin die Freude gönnen, das Gedächtniß Uhlands bei dieser Gelegenheit nach ihrer Manier zu feiern.

Das Denkmal, welches künftig die Universitätsstadt zieren soll, kommt auf einen freien Platz zu stehen, der in der Nähe des Bahnhofs auf der rechten Neckarseite gelegen künftig von Häusern umstellt wird, die nach einem künstlerischen einheitlichen Plane angelegt werden sollen. Ursprünglich war, wie es bei solchen Dingen zu geschehen pflegt, viel Streitens um die geeignetste Stätte für das Denkmal gewesen. Die Einen hielten den Uhlandschen Garten, der sich jenseits der Brücke hinter dem wohlbekannten Hause in die Höhe zieht, für den zutreffendsten Platz, Andere neigten sich mehr einem der Schloßhöfe von Hohentübingen zu: von Vertretern der Universität war vielfach der freie Raum vor der Aula, von Bürgern der Stadt dagegen der Marktplatz empfohlen werden, bis man sich zuletzt für die jetzige Stelle entschied und damit ohne Zweifel die beste Wahl traf. Der Gedanke, dem Dichter ein Nationaldenkmal zu setzen, war gleich nach seinem Tode (13. Nov. 1862) und zwar von zwei Seiten in Anregung gebracht worden, nämlich von einem Tübinger Lokalcomité und vom Ausschuß des schwäbischen Sängerbunds. Beide verbanden sich alsbald zu einem Uhlandverein, der nunmehr mit einem Aufruf zu Spendung von Beiträgen vor die Nation treten konnte. Das Ergebniß war in Anbetracht dessen, daß zu diesem Denkmal von hohen Herren nichts spendirt wurde, nicht unerheblich und bestand in etwa 32,000 Gulden, womit die Ausführung eines Denkmals in Erz gesichert war. Viele waren zwar der Meinung, daß das Eckige und keineswegs schön zu nennende Aeußere von L. Uhland weniger die Aufstellung eines ganzen Standbilds, vielmehr eher einer Büste räthlich erscheinen lasse, welche dann dafür mit um so reicheren decorativen Zuthaten versehen werden könnte. Indessen konnte man dieses Problem vorläufig der Erfindungskraft der deutschen Künstler anheimgeben, die durch ein Ausschreiben vom 23. Mai 1867 zur Concurrenz eingeladen wurden.

Der Erfolg der Concurrenz war zunächst quantitativ ein höchst bedeutender. Selten mögen an einer und derselben, kaum eigentlich dankbar zu nennenden Aufgabe so viele künstlerische Kräfte wetteifernd sich versucht haben. Eine große Halle konnte im April 1866 zu Tübingen eröffnet werden, angefüllt mit Entwürfen aller Art, die hier zuerst für die öffentliche Schauluft und Beurtheilung, und sodann für den abgewogenen Spruch eines Preisgerichts zusammen ausgestellt waren. Selbst aus Rom, selbst aus Amerika waren Entwürfe eingegangen, aus Deutschland waren zwar keineswegs alle namhaften Künstler, aber doch sämmtliche Mittelpunkte plastischer Kunstthätigkeit vertreten; in besonders großer Anzahl hatten sich die engeren Landsleute des Dichters angestrengt. Da waren Entwürfe von bescheidener und solche von großartiger Anlage, Büsten, Standbilder und Obelisken; Skizzen, welche vornehmlich den sinnigen Dichter, und andere, welche vornehmlich den demokratischen Freiheitsmann zu verherrlichen trachteten. Die meisten halfen durch mancherlei allegorische Erfindungen dem Eindruck der Hauptfigur nach; es fehlte nicht an allerlei Personificationen des Volksliedes und der tragischen Muse, des Vaterlands und der Wissenschaft; oder man hatte auch Figuren aus Uhlandischen Dichtungen, wie den Hirtenknaben

oder den treuen Kameraden theils auf Postamenten um das Hauptbild gestellt, theils wenigstens in halberhabener Arbeit auf den Flächen des Sokels angebracht. Es waren Arbeiten darunter, die, wie wohlgemeint immer, doch erheblich neben das Ziel schossen, so insbesondere jene bedenklichen Entwürfe, welche den stillen, schlichten Mann in theatralischer Haltung als begeisterten Volksredner vorstellten, aber auch Arbeiten sah man, welche sinnreich und geschmackvoll componirt in der That eine Fülle von künstlerischer Gestaltungskraft offenbarten. Die Wahl wäre schwer gewesen, wenn nicht fast in allen diesen Entwürfen Eines gefehlt hätte, und zwar die Hauptsache, nämlich eine befriedigende Darstellung Uhlands selbst. Man hätte an der Möglichkeit einer entsprechenden Darstellung seiner Figur beinahe schon verzweifeln können, wenn nicht ein Entwurf dagewesen wäre, der schlicht und unscheinbar doch gerade als Wiedergabe der Uhlandschen Persönlichkeit allgemein angesprochen, ja geradezu überrascht hätte. Dieser Entwurf verzichtete auf alles Beiwerk, nur für die vier Seiten des Sokels waren Reliefdarstellungen in Aussicht genommen; er gab nichts als die Gestalt Uhlands, aber er gab sie so, wie sie im Leben gewesen war. Jedem Beschauer wurde sofort das charakteristische Bild des Lebendigen zurückgerufen. Hier war nichts gemachtes, kein falsches Pathos, es war einfach die auf sich selbst ruhende Persönlichkeit. Die Schwierigkeiten, die der spröde Stoff der künstlerischen Bewältigung darbot, waren glücklch überwunden, und zwar durch nichts als die strengste Einfachheit der Behandlung. Das allgemeine Urtheil sprach sich dahin aus, daß dieser Skizze der Preis zu ertheilen sei. Sie empfahl sich durch ihre Naturtreue wir durch die Anspruchslosigkeit, die zu der Art Uhlands ungleich besser passen wollte als großartige Anlage und überreicher Schmuck. Und wenn viele Künstler den Inhalt von Uhlands dichterischer, gelehrter und politischer Wirksamkeit in allegorischen Gestalten zu versinnbildlichen bestrebt waren, so wurde mit Recht gesagt, daß in dieser Beziehung Uhland selbst mit seinen Werken sich das schönste Denkmal gesetzt habe, das es aber nunmehr grade darauf ankomme, zu diesem noch das Bild seiner Persönlichkeit hinzuzugeben, ein Bild, das uns und der Nachwelt sage, wie dieser Mann war und aussah. Auch für das Preisgericht, das am 19. April zur Prüfung der 34 Entwürfe zusammentrat, ist dieser Gesichtspunkt maßgebend gewesen. Es bestand aus den Herren Prof. Hänel und Prof. Nicolai in Dresden, von der Launitz und Steinle in Frankfurt und Prof. Dr. A. Springer in Bonn. Der Künstler, dessen Entwurf alle Stimmen der Preisrichter auf sich vereinigte, war Gustav Kietz in Dresden, Schüler Rietschels, Mitarbeiter am Lutherdenkmal in Worms, der bereits in Schwaben ein anderes Denkmal aufgerichtet hat, das Listdenkmal zu Reutlingen. Der liebenswürdige, bescheidene Künstler hat Uhland selbst noch kennen gelernt, und dies mochte ihm bei der Anfertigung der Skizze zu statten kommen, die nach allgemeinem Urtheil gerade das eigenthümlich Charakteristische in Uhlands Gestalt wiedergab.

Was die Skizze versprach, das hat das nun vollendete von Pelargus in Stuttgart gegossene Standbild in vollem Maße gehalten. Es zeigt durchaus jene liebevolle und gewissenhafte Durchbildung, welche die Arbeiten von Kietz auszeichnet. Uhland steht hochaufgerichtet, in männlicher, straffer Haltung, das Auge frei und lebhaft hinausgerichtet, um das vollentwickelte kahle

Haupt spärliche Locken, die Bildung der Gesichtszüge kraftvoll, nicht schön aber edel und voll Charakter, nicht im ersten Moment anziehend, aber mehr und mehr den Blick in eine tief angelegte Natur eröffnend. Die Rechte hält in ungezwungener Weise eine Rolle gegen die Brust, die Linke ist stramm abwärts gerichtet, die Hand leicht zur Faust geballt. Den Freunden Uhlands gilt eben diese Gebärde als ganz besonders dem Leben abgelauscht. Die ganze Gestalt zeigt eine natürliche maßvolle Bewegung, eine feste Gediegenheit, die durchaus harmonisch ist mit dem Eindruck, den Uhland in seinem Leben wie in seinen Schriften hervorbringt.

Aber auch der plastische Schmuck, den drei Seiten des Sokels erhalten haben — die vierte ist der Inschrift gewidmet — ist trefflich gelungen. Man wird leicht bemerken, daß der Künstler diesen Theil der Aufgabe nicht als nebensächlich betrachtet und obenhin behandelt hat. Diese drei sitzenden Frauengestalten, welche die Dichtkunst, die Sage und das Vaterland darstellen, verrathen vielmehr ein hingebendes Studium und sind mit außerordentlicher Sorgfalt und feinster Berechnung der Wirkung ausgeführt. Sie treten nicht so anspruchsvoll hervor, daß sie den Eindruck der Hauptfigur beeinträchtigen könnten, aber sie erinnern in ansprechender Weise an die dreifache Thätigkeit, in welcher Uhland dem deutschen Volke werth geworden ist. Die Kunstform des Reliefs ist meisterhaft gehandhabt, und durch die feine Durchbildung ist gelungen, was hier die schwierigste Aufgabe war, nämlich alles Triviale und Conventionelle fernzuhalten. Man hat schon unzählige Darstellungen der Germania oder der dichtenden Muse gesehen, aber bei diesen Gestalten empfindet man, daß sie nicht aus Reminiscenzen sondern aus einem Künstlergemüth entsprungen, ja daß sie nur in Bezug auf Uhland gedacht und erfunden sind. Es ist ein eigener Reiz über diese sinnigen Gestalten ausgebreitet, der an die schwäbische Dichterschule gemahnt. Das gilt zumal von der Poesie und der Sage, indessen die Germania eher der Zeit angehört, welche den bildenden Künstler begeisterte, die aber der Dichter nicht mehr erlebt hat. Denn sie schaut stolzen Auges in die Welt hinaus, und während der linke Arm auf einen Schild mit dem Reichsadler gestützt ist, deutet die Rechte auf ein Buch, das auf dem Schoße aufgeschlagen ist, gleich als wollte sie Jedermann, auch den Intransigentes der schwäbischen Volkspartei, zeigen, daß die Weissagungen der Seher nun in Wahrheit erfüllt sind. So ist das Denkmal, das die dankbare Nation dem schwäbischen Sänger gesetzt hat, zugleich ein Denkmal der Zeit, da es errichtet worden ist; seine Inschrift trägt das bedeutungsvolle Datum: 1870.

Wahlen, Steuern, kleine Zeitung. Vom Oberelsaß. — Der Ausfall unserer jüngst stattgehabten Wahlen für Bezirks- und Kreistag hat uns Deutsche fast ohne Ausnahme recht angenehm überrascht. Ob es im Lager der Französischgesinnten und Clerikalen nicht umgekehrt sein dürfte, lassen wir dahingestellt und constatiren einfach, daß nur wenige Candidaten der Franzosenfreunde und so gut wie gar keine Ultramontane in die Bezirks- und Kreisvertretungen gewählt worden sind. Zum ersten Male seit der Annexion können wir sagen, daß sich eine ernste und entschiedene Uebereinstimmung zwischen Elsässern und Deutschen gezeigt hat, da sie bei den Wahlen fast einmüthig zusammen standen, und nur in vereinzelten Fällen

die Opposition ihr Haupt zu erheben wagte, um entweder sogleich wieder besiegt zu werden, oder doch, dem Gesammtausfall der Wahlen gegenüber, kaum nennenswerthe Erfolge zu erzielen.

Die Vorgänge bei unsren ersten Wahlen waren eigenthümlich genug, um eine nähere Beleuchtung zu verdienen. Die eben so bekannte, als selbst unter den Elsässern nach gerade übelberüchtigte Ligue d'Alsace war kurz vor der Entscheidungsschlacht wieder zum Leben erwacht, und hatte es sich keine geringe Anstrengung kosten lassen, um alle Elsässer zu überzeugen, daß es ein Akt schimpflichsten Verrathes, niederträchtigster Feigheit sein würde, wenn sie, die schmählich geraubten und geknechteten Söhne Frankreichs, sich würden einfallen lassen an die Wahlurne zu treten, um gemeinsame Sache zu machen mit den Erzfeinden des Vaterlandes, wenn sie sich den Geboten und Anforderungen der deutschen Regierung willig fügen und nicht vielmehr in der nöthigen Enthaltung vom Wahlakte zeigen würden, wie weit ab die Interessen der Einen von denen der Andern lägen. „Müßt Ihr aber doch wählen" — so ungefähr lautet ein Passus dieser Aufforderung an alle Patrioten des Elsasses — „so gebt Eure Stimme Männern, die fest entschlossen sind lieber ihr Leben zehnmal dahinzugeben, als einmal nur abzuweichen von ihrer Ueberzeugung, die da lautet: Nieder mit den Verräthern! Es lebe Frankreich!" Gut gebrüllt, Löwe, aber vergebens!

Anstatt 21 Tage, war die Bekanntmachung des Wahltermines nur 16 Tage zuvor erlassen, auch war die Austheilung von Wahlkarten — auf Departementskosten — vorgeschrieben, ohne daß solche den Wählern zugestellt worden wären. Das gab Anlaß zu Mißstimmungen und divergirenden Ansichten. Viele waren der Meinung, Ausstellung und Beschaffung dieser Wahlkarten sei vielmehr Sache der Gemeindeverwaltungen. Kurz, „da keiner wollte leiden, daß der Andere für ihn zahle, zahlte keiner von den Beiden" — d. h. von Wahlkarten war wenigstens hier im Oberelsaß überhaupt nichts zu sehen. Der 21. Juni — der zur Wahl anberaumte Tag — erschien, aber kein Elsässer am Wahltische. Die Deutschen allerdings stellten sich pünktlich ein; indeß da sie beispielsweise in Colmar von 4000 eingeschriebenen Wählern nur ein Contingent von circa 220 bilden konnten, so war ihre Wahl natürlich ungültig. Das rief wiederum Mißstimmung hervor, und man sah mit gerechter Spannung dem 28. entgegen, wo ein zweiter Wahlgang stattfinden sollte. Die ruhigere Mehrheit erblickte zwar in dem ganzen Vorgange durchaus nichts Besorgnißerregendes und wartete in Geduld der Dinge, die da kommen sollten; indeß gab es auch solche, die allen Ernstes Ungeheuerlichkeiten hinter diesem gänzlichen Nichtwählen der Elsässer witterten, und der Ligue d'Alsace einen für uns nicht ganz gefahrlosen Triumph daraus vindiciren zu müssen glaubten. Jedoch rückte der zweite Wahltag heran, und mit ihm die elsässischen Wähler so vollzählig und so einig, daß es nun die kühnsten Erwartungen übertraf. Ja was noch mehr überraschte, als dies Vorgehen an sich, das war, daß fast ausnahmslos denjenigen Candidaten die Stimme gegeben ward, welche auch schon am 21. von den Deutschen aufgestellt worden waren, und die denn in fast allen Fällen auch als Gewählte aus den Urnen hervorgingen.

Wie im Unterelsaß der Oberförster von Bodungen zu Lützelstein, so ward in dem unmittelbar an der Schweizergrenze gelegenen Kanton Hüningen

ebenfalls ein Deutscher, Baron Leoprechting, als Candidat aufgestellt und mit ungeheurer Majorität gewählt. Von 1689 beim Wahlakt erschienenen Wählern hatten nur 86 Stimmen sich nicht für ihn erklärt, ein entschiedener Beweis von Vertrauen. Baron Leoprechting ist aus Baden gebürtig, im Oberelsaß ansässig; trotzdem bleibt seine Wahl bemerkenswerth.

Im Gegensatz zu den Bezirks- und Kreisvertretungen jenseits des Wasgau ist es denen im Reichslande noch, wie vordem in Frankreich, gestattet, sich den Präsidenten aus ihrer Mitte zu wählen. Nicht lange nach Ausbruch des Krieges ward jenes Recht drüben annullirt, es kam aber hier nicht mehr zur Verordnung, und allem Anschein nach legte man von Reichswegen kein großes Gewicht darauf einen von der Regierung ernannten Vorsitzenden an der Spitze dieser Versammlungen zu sehen, da ein dahin zielender Erlaß sonst ein Leichtes gewesen sein würde. Anfang August werden die Sitzungen ihren Anfang nehmen und hoffentlich gedeihlichen Fortgang haben. Es kann kaum anders sein, nachdem die Wahlen zur Evidenz erwiesen haben, wie stark die Partei ist, die sich wenigstens zur Förderung reichsländischer Interessen der deutschen Regierung anschließen will und deshalb auf unfruchtbare politische Demonstrationen verzichtet.

Vom 1. Juli d. J. ab kommen nun auch die Zuschlagsgebühren (Zehntel und Halbzehntel) in Wegfall, die von Enregistrements- und Hypotheken-Eintragungen bisher noch erhoben worden sind. In Bezug auf die Zölle sind wir bereits von denselben seit Anschluß des Reichslandes an den Zollverein befreit, und mit den neuen Gesetzen über Getränkesteuer ist gleichfalls jener unwillkommne Zuschlag für diese Branche aufgehoben worden; — demnach ist es in weniger als drei Verwaltungsjahren der deutschen Regierung im Elsaß gelungen reinen Tisch zu machen mit diesen fatalen Rückerinnerungen an die große Revolution, als welche die beiden Zuschlagszehntel auf directe sowohl als auf indirecte Steuern, ihrer Einführungszeit nach, zu betrachten sind. Das Halbzehntel dagegen ist eine Erfindung neueren Datums. Es stammt aus der Zeit des Krimkrieges; damals, als es galt die Milliarden wieder zu ersetzen, die Sebastopol den siegreichen Franzosen gekostet, beschloß man die Erhebung einer „temporären Decime", ließ sie auch wohl zeitweise wieder fallen, kam aber, nach mehrfachen Schwankungen, immer wieder auf sie zurück und erfreut sich derselben drüben auch heut noch in voller Ausdehnung. Interessant dürfte folgender Vergleich sein:

	früher	jetzt
Der Erbe väterlichen oder mütterlichen Besitzes zahlte	1,200 Fr.	1000 Fr.
Der Erbe geschwisterlichen Besitzes zahlte	7,800 „	6,500 „
Erbschaft ohne Verwandschaft	10,800 „	9000 „
Eintragungsgebühr in die Hypothekenbücher	240 „	100 „
Für Kauf eines Grundstückes	6,600 „	5,500 „
Für Aufbewahrung der Hypotheken	60 „	2 „
Eine einfache Vollmacht kostete	3 „ 60 Cts.	2 „
Ein Blättchen Stempelpapier	— „ 60 „	— „50

Die Allarmnachrichten, welche über die Frostschäden in unsren Obst- vorzüglich Weingärten seiner Zeit durch alle Zeitungen die Runde machten, werden jetzt glücklicherweise als solche entlarvt. Ein Gang über die Marktplätze, resp. durch die Verkaufshallen belehrt uns, wie reichlich, in wie vortrefflicher Qualität und verhältnißmäßig wie billig alle Arten von Kirschen,

sowie Garten- und Waldbeeren zum Verkauf ausgeboten werden; und sieht man sich in unsern Rebgärten um, so hat man im Großen und Ganzen alle Ursache zu freudigen Erwartungen. Strichweise hat zwar unbedingt der Frost arge Schäden verursacht, besonders in der Ebene, allein für das Gesammtergebniß werden derartige Einzelfälle, so hart sie auch für den Betroffenen sind, gar nicht in Betracht zu ziehen sein. Die Trauben sind im Allgemeinen gut entwickelt und wenn die begonnene Blüthezeit ungestörten Verlauf nimmt, wenn Spätsommer und Herbst die nöthige „Kochhitze" geben, wird die Ernte reichlich und der Jahrgang 1873 mindestens eben so gesucht als seine Vorgänger sein. Das reichliche Heu bringt man jetzt aller Orten in die Scheuern und der Landmann ist emsig bedacht, seinen Viehstand, der durch die jahrelang andauernde Rinderpest sehr herunter gekommen ist, wieder auf die frühere Höhe zurückzuführen; und da dem Besitzer für jedes Haupt Vieh, das der Seuche erlag, oder von den Behörden, zur Verhütung von Weiterverbreitung des Uebels, zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt ward, eine entsprechende Entschädigung ausgezahlt worden ist, so fehlt es auch wohl nirgends an dem zum Einkauf nöthigen baaren Gelde. Durch unsere Felder zu gehen oder zu fahren ist ein Hochgenuß. Sie strotzen von Reichthum und Fülle und versprechen nicht nur einen außerordentlich großen Ertrag an Körnern und Stroh, sondern bringen es vielleicht sogar dahin, daß auch der Landmann selbst sich ganz zufrieden gestellt erklärt, ein Zustand, der bekanntlich in die Rubrik der Abnormitäten gehört.

Literatur.

Eine neue Biographie Wilhelms des Schweigsamen. — Wenige Gestalten der Weltgeschichte belohnen den Geschichtsschreiber so sehr, wie der Gründer der niederländischen Republik. Er wird für alle Zeiten zu denjenigen zählen, über welche viel zu sagen bleibt, nachdem scheinbar alles gesagt worden ist. Seine Natur ist eine solche, daß der Forscher, indem er sich in sie vertieft, das Gefühl des Unergründlichen dennoch bewahrt. Sein Leben und sein Tod verkünden jene Predigt der Freiheit, welche nimmer verhallen kann, so lange die Menschheit auf diesem Planeten wandelt.

Drei Jahrhunderte sind seit der Begründung der batavischen Republik verflossen. Es war Zeit, in dieser Epoche der Umwälzungen, in welcher mit der Plötzlichkeit vulkanischer Erhebungen zwei neue Staatswesen in Deutschland und Italien erstanden, das Andenken an Wilhelm von Oranien zu erneuern. Die gigantische That Luthers gegen Rom findet im 16. Jahrh. ihr Gegenstück lediglich in der Riesengröße des Kampfes, den Wilhelm der Schweigsame gegen Philipp II. von Spanien ausfocht, als in Deutschland die Reformation bereits rückläufig ward.

Den zahlreichen Lebensbeschreibungen des Oraniers hat Theodor Juste, der um die Geschichte der Niederlande hochverdiente Gelehrte, gegenwärtig eine neue hinzugefügt, deren Werth sich schwerlich hoch genug veranschlagen läßt. „Fondation de la République des Provinces Unies. Guillaume le Taciturne. D'après sa correspondance et les papiers d'Etat" ist der Titel dieses vor Kurzem in Brüssel herausgekommenen Werkes.

Was an dieser neuen Arbeit des belgischen Historikers zu rühmen ist, läßt sich kurz zusammenfassen: Leichte, vom Anbeginn bis zum Schluß span-

nende Erzählung des ungewöhnlich reichen Lebenslaufes; eine in der französischen Zunge seltne Einfachheit der Sprache, welche gleichsam an den antiken Stil durch ihre Schmucklosigkeit erinnert, eine hohe, nirgends verleugnete Gerechtigkeitsliebe, sorgfältigste und vorsichtigste Benutzung der Quellen, deren Nachweise überall an den entscheidenden Punkten herbeigezogen worden sind.

Die Grundlagen, auf denen Juste sein Standbild des Schweigsamen errichtet, sind gerade im Vergleich zu früheren Bearbeitungen desselben Gegenstandes vornehmlich durch zwei Veröffentlichungen vermehrt worden: die von Groen van Prinsterer zuerst edirten Papiere und Briefschaften der Häuser Oranien-Nassau, und die von dem belgischen Geschichtsforscher Gachard herausgegebene Correspondenz Wilhelms des Schweigsamen. Es bedarf keiner Erwähnung, daß Juste auch aus anderweitig erschlossenen Quellen der Zeitgeschichte geschöpft und die ihm zunächst wichtigen Archive des Haags und der belgischen Hauptstadt eigens zu seinem nächsten Zwecke zu Rathe zog.

Allen großen politischen Charakteren ist es eigenthümlich, daß sie in der Mitte stehen zwischen der Vergötterung dankbarer Bekenner und dem ingrimmigen Haß ihrer Feinde. Dieser Contrast tritt aber nirgends schärfer hervor, als in dem Leben des Mannes, dem durch die Vorsehung die Zeitspanne zwischen 1533 und 1584 zugemessen worden war.

Juste erzählt die Ereignisse dieser Periode in der spannenden Zusammenfassung eines Stoffes, dessen Einzelheiten er seit langer Zeit beherrscht und daher in die richtigen Perspectiven einzuordnen wußte. Seine Darstellung ist eine durchaus gelungene Verbindung zwischen Biographie auf der einen Seite und der alle Einflüsse auch außerhalb des Haupthelden würdigenden diplomatischen Geschichte eines bestimmt begränzten Zeitalters. Im Vordergrunde steht der große Oranier; die kleinen Züge, welche einen blitzschnellen Einblick in seine Seele eröffnen, sind in der bescheidensten Weise der Anekdote überall eingewoben in ein kunstvolles Gemälde, dessen entferntesten Hintergrund die dunkle Gestalt des königlichen Mörders im Escurial andeutet.

Es giebt Zeitabschnitte in der Geschichte, welche als Blüthezeiten der Menschheit der Nachwelt erscheinen und außer dem künstlerischen Genusse, den die Geschichtsschreibung aus ihnen hervorzuzaubern vermag, auch eine im höheren Maße wirkende sittliche Befriedigung hervorrufen und deswegen in ihrer erziehenden Wirkung auf die kommenden Geschlechter niemals absterben. Solche Zeitperioden werden mit Recht im Geschichtsunterricht bevorzugt. Wer denkt da nicht an das Zeitalter der griechischen Perserkriege und des Pericles, an den Kampf der Scipionen mit Karthago, an das Zeitalter Cäsars, an die Kämpfe der Hohenstaufen, an die Reformation! Wer hofft nicht, daß in den folgenden Jahrhunderten die Jugend in der Entstehungsgeschichte eines neuen deutschen Reichs jenen höchsten Genuß einer tiefsittlichen Erbauung, die aus befriedigter Gerechtigkeitsliebe stammt, dereinst empfinden werde? Aber auch der Kampf der Niederlande gegen Spanien gehört zu den unvergänglichen Triumphen der sittlichen Idee in der Geschichte. Schiller wäre sonst nicht fähig gewesen, sich dieses für ihn abseits liegenden Stoffes mit solcher Vorliebe zu bemächtigen.

Der Ringkampf zweier solcher Gestalten, wie Philipp II. von Spanien und Wilhelm der Schweigsame, liegt der jugendlichen Empfindungsweise

näher, als irgend ein anderer Stoff der neueren Zeitgeschichte. In französischer Sprache einfach und klar dargestellt, verdiente er für die Zwecke des französischen Unterrichts und der neueren Zeitgeschichte in der Schule sicherlich den Vorzug vor dem herkömmlichen Charles XII. oder dem Télémaque, für welche sich gegenwärtig Niemand mehr lebhaft zu interessiren vermag. Nur in der epischen Form einer großartige Geschichtsmomente erzählenden Darstellung, nur in dem dramatischen Conflikt von Personen, die hervorragende Träger einer der Gegenwart verständlichen, menschheitlich bedeutsamen Idee erscheinen, kann die Theilnahme für das Geschichtliche und Sittlich-Religiöse in unserer Jugend wach erhalten werden.

Auferzogen unter der Obhut Karl's V., begünstigt von seinem Nachfolger Philipp II., eingeweiht in die Feinheiten der spanischen Diplomatie, ein Vertrauter Granvella's, geschult in den parlamentarischen Verhandlungen der Stände, erprobt in den Aufregungen des Schlachtfeldes und unter den Meutereien unbezahlt gebliebener Söldner, schweigsam und vorsichtig, trotzdem kühn und beredt, vornehm an der Tafel der Fürsten und der Adligen, vertraulich und bürgerlich mit dem Matrosen der flämischen Hafenstädte, führt Wilhelm von Oranien einen Kampf mit den dämonischen Gestalten eines Philipp, Granvella, Alba, der mit der Befreiung der nördlichen Provinzen, und für ihn selbst mit seiner Ermordung endet.

Hier an dieser Grenzscheide zwischen mittelalterlicher und neuerer Staatsanschauung sind bereits alle Triebfedern sichtbar, welche auch jetzt noch Herrschaft und Unterjochung bezwecken. Es sind die finstern Mächte des Jesuitismus, welche im Beichtstuhl das Gewissen des gedungenen Mörders einschläfern und das himmlische Martyrium demjenigen verheißen, der den Oranier nach der Anweisung Philipp's II. „befördern" wird.

Es ist ein Stück deutscher Geschichte, welches in den Niederlanden spielt. Eine uns verwandte Bevölkerung ruft die Nordsee zur Bundesgenossin herbei, indem sie die Dämme vor Leyden durchsticht und dem höchsten Ziele vaterländischer Unabhängigkeit die den Fluthen abgerungenen Wohnplätze lieber opfert, als dem Spanier. Es ist, wie wir mit Stolz sagen dürfen, ein Fürst deutschen Ursprunges und deutscher Bildung, welcher für Holland kämpft. Hätte Deutschland einen Mann, wie den großen Kurfürsten, im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts besessen, der Schweigsame hätte sich nicht nach Elisabeth von England oder den französischen Valois umzuschauen brauchen. In der Größe des niederländischen Staatengründers sehen wir gleichzeitig die Jämmerlichkeit und die Zerrissenheit des damaligen Deutschlands, innerhalb dessen der Jesuitismus, der Abkömmling Spaniens, das Werk Albas glücklicher betrieb und der Protestantismus bereits wie heute sich in die theologischen Balgereien um seine Bekenntnißformeln zersplitterte.

In mehr als einem Sinne kann man sagen: es ist ein Stück deutscher Geschichte, welches auf dem Boden der Niederlande spielt, und auch um Deutschland hat Juste sich verdient gemacht, indem er einen Mann zeichnete, der, obwohl nicht vorwurfsfrei und makellos, doch unzweifelhaft zu den gewaltigsten Männern gehört, die je auf deutscher Erde geboren worden sind.

Dr. F. v. Holtzendorff.

Ausgegeben: 11. Juli 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Kleber.

(Eine biographiſche Skizze.)

Schon in ſeiner früheſten Kindheit hatte Johann Baptiſt Kleber, der zu Straßburg (6. März 1753) geborne Sohn eines unbemittelten Maurers, ſeinen Erzeuger zu verlieren das Unglück. Der Stiefvater, welchen er durch die Wiederverheirathung der Mutter erhielt, vertraute ſeine erſte Erziehung einem verwandten elſäſſiſchen Dorfgeiſtlichen an. Aber weder zu einem höhern Handwerk noch zum kaufmänniſchen Berufe, wozu ſeine Familie ihn beſtimmte, verſpürte Johann Baptiſt ſonderliche Luſt, um ſo größere jedoch zum Soldatenſtande; kaum aus dem Knabenalter getreten, ließ er ſich in einem Regimente anwerben. Doch gelang es dem Stiefvater, ihn wieder frei zu machen und zu vermögen, der Baukunſt, zu welcher er einiges Talent verrieth, ſich zu widmen, weshalb er, als er 16 Sommer zählte, nach Paris geſchickt wurde, um ſie dort unter des berühmten Architekten Chalgrin, des Erbauers der heutigen Bank von Frankreich und des Wiederherſtellers des Luxemburg, Leitung gründlich zu erlernen. Daß ihm das glückte, erhellt ſchon aus der Thatſache, daß er im 30. Lebensjahre (1783) zum Bauinſpector der Feſtung Belfort und des Oberelſaſſes überhaupt ernannt wurde. Auch iſt Kleber der Erbauer des Schloſſes zu Grandvillars (Granweiler), des Hoſpitals zu Thann und des Hauſes der Kanoniſſinnen zu Maſſevaux; mehrere Pläne und Zeichnungen von der Hand des Architekten Kleber hat das Straßburger Muſeum noch vor einigen Jahren beſeſſen*). Anhaltend iſt er dieſem Berufe freilich nicht treu geblieben, vielmehr ſehr bald von ihm wieder abgeſprungen und zu demſelben erſt zurückgekehrt, als der Drang der gebieteriſchſten Nothwendigkeit ihm keine andere Wahl ließ. Da er nach etwa zwei Jahren die Luſt an der Architektur ſchon wieder verloren hatte, kehrte er nach Straßburg zurück, wo ein anſcheinend geringfügiges Ereigniß von dem entſchiedenſten Einfluſſe auf ſeine ganze Laufbahn wurde. Zeuge, wie zwei Fremde auf einem Kaffeehauſe von einigen jungen Leuten gröblich inſultirt wurden, nahm er ſich jener

*) Baquol-Ristelhuber, Dictionnaire topogr. histor. et statist. du Haut- et du Bas-Rhin p. 539 (3 édit. Strasb. 1865). Hermann, Notices histor. etc. sur la ville de Strasb. I, 378 (Daſ. 1817).

Digitized by Google

eifrigſt an und forderte ihre Beleidiger. Es waren zwei baieriſche Edelleute, die, um ihm ihre Dankbarkeit zu beweiſen, ihm eröffneten, er ſei unzweifelhaft zum Soldaten geboren, wozu ſchon ſeine koloſſale Größe — Kleber maß volle 6 Fuß, war daneben baumſtark und mit ſeiner weithin ſchallenden Stimme ſchon als Knabe einem Manne ſehr ähnlich geweſen — ihn beſonders qualificire. Wenn er ihrem Rathe folgen und ſein Glück im Waffenhandwerke verſuchen wolle, wären ſie erbötig, ſeine Aufnahme in der Münchener Militär-Akademie zu vermitteln. Mehr bedurfte es natürlich nicht, um die alte Liebe wieder anzufachen; Johann Baptiſt war bald einer der ausgezeichnetſten Schüler des genannten Inſtituts. Als daſſelbe einſt (1772) vom öſterreichiſchen General Kaunitz, dem Sohne des Staatskanzlers, beſucht wurde, zogen die gigantiſche Geſtalt und das imponirende Benehmen des 19jährigen Jünglings ſeine Blicke auf ſich; die ihm angebotene Unterlieutenant- und Adjutantenſtelle in deſſen Regiment nahm Kleber dankbar an. Nach dem baieriſchen Erbfolgeſtreit kam er nach Luxemburg in Garniſon, wo er, von ſeinen Vorgeſetzten geſchätzt und von ſeinen Kameraden geliebt, frohe Tage hätte verleben können, wenn er ſeine Sinnlichkeit und ſeinen Hang zum leichtſinnigen Schuldenmachen zu zügeln im Stande geweſen wäre. Da er aber ſeine Ausgaben nie nach ſeinen Einnahmen zu bemeſſen wußte und zumal, ſo oft er Geld hatte, freigebig bis zur Verſchwendung war, ſah er ſich bald mit einer ſolchen Schuldenmenge beladen, daß er zur Befriedigung ſeiner Gläubiger keinen andern Ausweg gewahrte, als ſeine Entlaſſung zu nehmen. Er trat als Gardecapitain in die Dienſte des Erzbiſchofs Maximilian Friedrich von Köln, der auch zugleich Fürſtbiſchof von Münſter und ein außerordentlicher Liebhaber großer, ſtarker Soldaten war, daneben auf ſeine kriegeriſchen Kenntniſſe und beſonders auf ſeine Fechtkunſt ſich nicht wenig einbildete. Alle ſeine Offiziere mußten mit ihm fechten und er konnte ſich rühmen, alle beſiegt zu haben, da alle es natürlich ſtets ſo einrichteten, daß der Kurfürſt Sieger blieb. Nachdem Kleber nun Oberbefehlshaber ſeiner 50 Mann Garde geworden, mußte er eines Tages auch einen Fechtgang mit ſtumpfen Rappieren mit dem gnädigen Herrn machen. Dabei arrivirte ihm aber das Malheur, daß er ſeine Soldatennatur zu wenig verleugnen konnte, darum den Herrn Kurfürſten ſchwarz und blau durchlederte, daß ihm die Fechtluſt für immer verging*). Natürlich war die allerhöchſte Ungnade die nächſte Wirkung, Johann Baptiſt erhielt ſeinen Abſchied und war jetzt wieder brodlos.

Er kehrte (1783) in die Heimat zurück und mußte, um zu leben, zu

---

*) (Zuccamaglio), die Helden der Republik und Bürger und Bauern am Niederrhein in den letzten Jahren des vor. Jahrhunderts. S. 175 (Elberfeld 1851).

Digitized by Google

seinem architektonischen Talente seine Zuflucht nehmen. Herr von La Galaisière, der damalige Intendant des Elsasses wußte dieses glücklicher Weise zu würdigen und verschaffte ihm deshalb die oben erwähnte Stelle, welche Kleber 6 Jahre lang bekleidete, aber durch den Ausbruch der Revolution verlor. Dennoch zählte er zu den Ersten, die sich mit Begeisterung unter ihre Fahnen reiheten. Sobald auch im Elsaß Freiwilligen-Bataillone errichtet wurden (1791), betheiligte sich Kleber mit großem Eifer an deren Organisation und ward an der Spitze des oberrheinischen Bataillons nach Mainz (1792) gesendet, wo die Convents-Commissäre Rewbel und Merlin, seine hervorragende Befähigung bald erkennend, ihn zum General-Adjutanten der Besatzung ernannten. Mit der angestrengtesten Theilnahme an der über drei Monate dauernden heldenmüthigen Vertheidigung dieser Feste gegen Preußen und Oesterreicher eröffnete Kleber seine militärische Laufbahn, ward nach der Kapitulation von Mainz (22. Juli 1793) vom Obersten zum Brigadegeneral befördert und als Befehlshaber der Avantgarde der von dort heimkehrenden Armee mit dieser (Septbr. 1793) nach der Vendée gesendet. Kleber war einer der sehr wenigen republikanischen Generale, die den dortigen grausenvollen Bürgerkrieg nach wirklich militärischen Grundsätzen führten, er würde, ebenso tüchtig und umsichtig wie menschlich, ihn ohne Zweifel schon damals mittelst freundlicher Uebereinkunft mit den Vendéern beendet haben, wenn die herrschenden Schreckensmänner auf seinen Rath gehört und nicht, weil er ihnen zu wenige Gefangene köpfen ließ, ihm fortwährend die größten Hindernisse entgegengewälzt hätten. Schon die entsetzlichen Niederlagen der Insurgenten in den nach Kleber's Plänen gelieferten, überaus mörderischen Schlachten bei Le Mans (12. Dcbr.) und Savenay (23. Dcbr. 1793) würden diesem Kriege ein Ende gemacht haben, wenn die Unterbefehlshaber Kleber und Marceau mit ihrer Forderung menschlicher Benutzung dieser Siege durchzudringen vermocht hätten. Da aber der Conventscommissär Carrier, ein feigherziger Blutmensch, und der ihm nur zu ähnliche Obergeneral Turreau von einer solchen durchaus nichts wissen wollten, entbrannte jener nur zu bald mit erhöheter Wuth.

Namentlich bei Savenay hatte Kleber sich so glänzend hervorgethan *), daß die Volksgesellschaft zu Nantes ihm (und Marceau) eine Bürgerkrone (25. Decbr. 1793) zuerkannte. Als der Conventscommissär Turreau (ein anderer als der General) dagegen mit dem Bemerken opponirte, eine solche gebühre nur den Soldaten, die diese Siege erfochten, entgegnete Kleber tref-

*) Kleber a donné, dans cette occasion, des preuves d'un courage et d'un talent supérieur, heißt es in Marceaus amtlichem Bericht an den Kriegsminister vom 23. Decbr. 1793: Guerres des Vendéens et des Chouans T. II, p. 457.

Digitized by Google

send: Er wisse recht wohl, daß letztere sie davon trügen, daß sie aber erst durch die Führung ihrer Generale, der ersten Soldaten der Armee, dazu befähigt würden; übrigens nehme er jene nur an, um sie seinen Kameraden zu widmen und ihre Fahne damit zu schmücken. Trotz seiner hervorragenden Verdienste lastete auf Kleber eben wegen seiner Menschlichkeit die entschiedenste Ungunst des Pariser Wohlfahrtsausschusses und seiner Repräsentanten bei der Armee. Hatte derselbe doch schon im Herbste (Oct. 1793) dem eben erwähnten Commissär Turreau jenen als Royalisten bezeichnet und zu dessen sorglichster Ueberwachung aufgefordert. Um den höchst lästigen Mahner, der nicht müde wurde, auf menschlichere Behandlung der besiegten Vendéer zu dringen, los zu werden, entsetzte ihn der Obergeneral Turreau, im Einverständnisse mit den Conventsdeputirten, seines Kommandos, indem er ihn (9. Januar 1794) von Nantes nach Chateaubriand exilirte, wo er nur ein Corps von kaum dreihundert Mann Linientruppen befehligte, fast zwei Monate lang in völliger Unthätigkeit verharren mußte und dann dem ganz unfähigen General Rossignol in Brest untergeordnet ward*).

Aber das von den pariser Machthabern gebieterisch genug empfundene Bedürfniß tüchtiger Heerführer gegen die zahlreichen, und in der zweiten Hälfte des Vorjahres vom Kriegsglück vielfach begünstigten, auswärtigen Feinde entriß Kleber bald dieser seiner so unwürdigen Stellung. Er wurde (April 1794) unter Beförderung zum Divisions-General der Ardennen-Armee unter Charbonniers Oberbefehl zugetheilt und innerhalb weniger Tage zwei Mal deren Retter demselben österreichischen General Kaunitz gegenüber, dessen Adjutant er weiland gewesen. Dieser Befehlshaber der Streitkräfte der Verbündeten an der Sambre überfiel nämlich die Franzosen (21. Mai 1794) am Tage nach ihrer zweiten Ueberschreitung des genannnten Flusses und nur Klebers Unerschrockenheit bewahrte sie vor einer empfindlichen Niederlage, ermöglichte ihnen die Behauptung ihrer Stellung auf dem linken Ufer der Sambre. Der Mangel an Vorräthen veranlaßte Charbonnier die Generäle Kleber und Marceau mit dem Versuche zu betrauen, die in großer Menge in der Gegend von Charleroi aufgehäuften feindlichen wegzunehmen. Zu diesem Behufe trennten sich die Beiden mit einem bedeutenden und gerade dem besten Theile der Armee vom rechten Flügel derselben und drangen ziemlich weit im Pinton-Thale vor, eine unkluge Detachirung Angesichts eines überlegenen siegenden Feindes. Kaunitz benutzte den Fehler sogleich, um die an der Sambre zurückgebliebenen Truppen (24. Mai 1794) zu überfallen. Die ungleich schwächeren Franzosen warfen ihre Waffen weg, drängten sich erschrocken und in buntem Gewühl über die Brücken, den Verbündeten

*) Guerres des Vendéens et des Chouans II, 314. III, 21—29.

Digitized by Google

ihr Geschütz und Gepäck überlassend. Sie wären verloren gewesen, zweifellos völlig aufgerieben worden, wenn nicht Kleber mit einem Theile des erwähnten Armeecorps, als er den Kanonendonner vernahm, zurück geeilt und noch rechtzeitig eingetroffen wäre*), um den Siegern Einhalt zu thun. Doch verloren die Republikaner immer 3,000 Todte und Verwundet, 2,400 Gefangene und 32 Kanonen.

Nach Vereinigung der von Jourdan herbeigeführten Mosel- mit der Ardennen- und drei Divisionen der Nord-Armee unter dem Oberbefehle des Genannten (3. Juni) war an der Sambre die stärkste Kriegsmacht der Franzosen versammelt und ihren Unternehmungen die bislang fehlende planmäßige Einheit gegeben, womit natürlich auch ein neuer Geist, ein ungewöhnlicher Aufschwung in dieselben kam. In der von Jourdan mit dieser, 90,000 Streiter zählenden Sambre- und Maas-Armee, wie sie vom Wohlfahrtsausschuß getauft wurde, um den zum vierten Male versuchten Uebergang über die Sambre zu erzwingen, bei Fleurus (16. Juni) gewagten ersten Schlacht war Kleber einer der wenigen Generäle, die mit Auszeichnung fochten und bedeutende Vortheile errangen, welche indessen das den Republikanern im Ganzen ungünstige Resultat dieses Tages nicht wenden konnten. Aber keineswegs abgeschreckt hierdurch drangen letztere schon nach zwei Tagen (18. Juni) zum fünften Male über die, bei der waltenden großen Hitze grade sehr seichte Sambre. Die endliche, wiederholt umsonst versuchte Eroberung der wichtigen Feste Charleroi (25. Juni) war die nächste Frucht solcher Beharrlichkeit, deren noch weit lohnendere in dem Gewinne der zweiten Schlacht bei Fleurus bereits am nächsten Tage (26. Juni) bestand. In dieser, der größten des ganzen Feldzuges, die um 3 Uhr Morgens begann und erst nach 15stündigem furchtbarem Kampfe mit dem Siege der Franzosen über die bedeutend stärkeren Verbündeten endete, erwarb sich Kleber zumal dadurch die namhaftesten Verdienste, daß er mit seiner, aus den Brigaden Duhesme, Fusier und Schlatters bestehenden 9,969 Mann starken Division Punkte von entscheidender Wichtigkeit unerschütterlich fest behauptete und mit dem Scharfblicke des wahren Feldherrn die Momente erkannte, in welchen er aus der Defensive zur Offensive übergehen mußte. Kaum viel geringer war der Dienst, welchen er seinem Vaterlande durch die Eroberung von Mons (1. Juli 1794) leistete; denn der Verlust dieser Festung raubte den Alliirten alle Hoffnung, sich an der Schelde zu behaupten, machte ihren

*) Tout était perdu quelques moments plus tard; mais Kléber n'avait jamais de plus grands inspirations que lorsque tout semblait désespéré. Mémoires du Maréchal-Général Soult, duc de Dalmatie publ. par son fils, T. I, p. 135 (Paris 1854). Schade, daß von diesen Denkwürdigkeiten, die zu den werthvollsten jener Tage zählen, nur drei, bis Mai 1802 reichende, Bände erschienen sind!

Digitized by Google

weitern Rückzug unvermeidlich*). Durch seinen Sieg am sogenannten Eisenberg bei Löwen (15. Juli) ward auch diese Stadt Klebers Beute, gelang ihm zugleich die Befreiung der vielen daselbst befindlichen kriegsgefangenen Franzosen. Ebenso trug derselbe zum letzten folgenschweren Siege der Sambre- und Maas-Armee während dieses Feldzuges, zu dem bei Aldenhoven (2. Oktober), als Führer ihres linken Flügels wesentlich bei. Durch ihn wurde Belgiens Eroberung vollendet, die der wichtigsten Plätze am Niederrhein errungen und Kleber in den Stand gesetzt, die schon vorher (22. Sept.) von ihm begonnene Einschließung der wichtigen Festung Mastricht in deren förmliche Belagerung mit mehr als 20,000 Mann umzuwandeln (23. Okt.) und nach 11 Tagen (4. Nov. 1794) deren Kapitulation zu erzwingen; 350 Feuerschlünde und ungeheuere Kriegsvorräthe fielen mit ihr in seine Hände**).

Kurz darauf übernahm Kleber den Oberbefehl über das 50,000 Mann starke republikanische Herr, welches Mainz einschloß; aber all' seine Anstrengung während dieses überaus harten Winters (1794—1795) vor der Feste scheiterten weniger an der Tapferkeit ihrer Garnison, als an dem Umstande, daß die pariser Machthaber ihm nicht den vierten Theil der zur Belagerung eines solchen Platzes nothwendigen Artillerie und Munition sandten. Darum begehrte und erlangte er im Frühling (Mai 1795) seine Wiederversetzung zu der, noch immer von Jourdan befehligten Sambre- und Maas-Armee. Mit ihrem, über 45,000 Mann starken, linken Flügel bewerkstelligte er den lange vorbereiteten Rheinübergang bei Uerdingen in heiterer Mondscheinnacht (5—6. Sept. 1795), rückte schon am nächsten Nachmittage in die nahe wichtige Festung Düsseldorf ein, welche der wackere österreichische General Graf Erbach zwar durch bis zum Mittag mit seinen 7000 Mann gegen die Uebermacht fortgesetzten Kampf zu retten suchte, aber um so vergeblicher, da die Franzosen mit der, aus 2,200 Köpfen bestehenden, pfalzbayerischen Besatzung oder vielmehr mit den sie befehligenden Generälen Zedwitz und Dalwigh und dem Minister von Hompesch schnell Handels einig geworden. Diese übergaben nämlich die Feste sofort mit 168 Kanonen, 10,000 Flinten, einer Menge Pferde und Kriegsbedarf; nur einig ungefährliche Kanonenschüsse wurden dabei vorbehalten, damit die Leute nachher nicht sagen könnten, sie hätten sich ohne Schuß ergeben! Gegen das Versprechen, in Jahresfrist nicht wider Frankreich zu kämpfen, erhielten die Pfalzbayern freien Abzug und ihre genannten zwei Generäle sowie von Hompesch tüchtige Privat-Handsalben, die bei den französischen Republikanern im Allgemeinen gar sehr gebräuchlich waren und zu ihren Siegen in jenen Tagen

*) Oesterreich. militär. Zeitschrift, 1820, I, 185.

**) Soult, Mémoires I, 202. Ney, Mémoires I, 66 sqq. Bosscha, Neerlands Heldendaden te Land III, 123 sq. (Leeuwarden 1834—48).

Digitized by Google

weit mehr beigetragen haben, als man gemeinhin glaubt. Herrschte damals doch wie unter den österreichischen Offizieren, Kriegs- und Civilbeamten aller Grade unter den Deutschen überhaupt eine schauderhafte Bestechlichkeit, auf deren Ausnützung die Franzmänner sich trefflich verstanden, einen sehr großen Theil der ungeheueren Summen verwendeten, die sie aus deutschen Städten und Landschaften raubten oder erpreßten! So gesellten sich z. B. die eben gedachten 2,200 seinsollenden Vertheidiger Düsseldorfs, als Kleber schon nach zwei Tagen auf dem rechten Rheinufer weiter vordrang und in der Feste nur eine schwache Garnison zurückließ, ohne alle Scheu zu derselben, standen mit ihr in auffallend freundlichem Verkehr, verrichteten den Wachtdienst mit ihr gemeinschaftlich und holten ihre Befehle im französischen Hauptquartier ein! Und als der bei dem Heere befindliche Volksvertreter Gillet von dem Herzogthume Berg, nebst ungeheueren Naturallieferungen, eine baare Brandschatzung von anderthalb Million Livres erpreßte, zugleich auch die vollständige Entwaffnung des Landes verfügte — wer nur eine alte Pistole oder einen rostigen Säbel verheimlichte, sollte als Mordbrenner bestraft werden — gab sich die pfalzbayerische Regierung zu Düsseldorf zu seiner willfährigen Dienerin her und war ihm mit Rath und That ungemein behülflich bei der Ausführung all' dieser Maßnahmen!!*)

Dem fast ungehinderten Siegeslaufe der Sambre- und Maas-Armee bis an den Main machte erst Pichegru's Verrath und der durch ihn erzeugte Entschluß des österreichischen Feldmarschalls Clerfayt ein Ende, den genannten Fluß wieder zu überschreiten und jener bei Höchst (12. Okt.) ein Treffen zu liefern, welches sie zu schleunigem Rückzuge nach dem Niederrheine zwang. Auf diesem, der einer regellosen Flucht nur zu sehr glich, retteten Klebers Geistesgegenwart und Umsicht einen beträchtlichen Theil des retirirenden Heeres und einen seiner verdientesten Führer. Durch eine Unvorsichtigkeit seines Freundes Marceau ward nämlich die Rheinbrücke bei Neuwied gerade an dem Tage (18. Okt.) zerstört, an welchem Kleber mit der von ihm befehligten Arrière-Garde seinen Rückzug über dieselbe zu bewerkstelligen im Begriffe stand. Marceau wollte, als er sah, was er angerichtet, sich eine Kugel durch den Kopf jagen, aber Kleber eilte noch rechtzeitig herbei und entriß ihm mit den Worten die Pistolen: „Junger Mensch! suche den Tod lieber in der tapfern Abwehr der nachsetzenden Feinde mit Deiner Reiterei." Die Festigkeit und Zuversicht, welche seine Besonnenheit und klugen Anordnungen den Truppen einflößten, verhüteten alle erheblichen Unfälle, bis am Abend die Brücke so weit restaurirt worden, daß die unterbrochene Verbindung mit dem linken Rheinufer wieder gewonnen war und

*) Zuccalmaglio a. a. O. S. 11—37.

Digitized by Google

die gesammte Nachhut ihren Uebergang vornehmen konnte. Erst gegen Ausgang des Jahres (21. Decbr. 1795) machte dem bis dahin fortwogenden Kampfe am Niederrhein ein Waffenstillstand ein Ende; Kleber bezog mit einem Theile der Sambre- und Maas-Armee Winterquartiere in Koblenz und Umgegend.

Ihm ist nachgerühmt worden, daß er weniger habgierig und bestechlich, daß er überhaupt besser gewesen, als die große Mehrheit der republikanischen Generäle, daß er die Bevölkerungen der occupirten deutschen Landschaften lange nicht so schamlos gebrandschatzt und ausgesogen habe, wie das von jenen geschehen. Das ist jedoch nur zum Theil wahr, begründet nämlich allerdings, daß Kleber seinen Soldaten gegenüber die Niederträchtigkeiten nicht beging, mit welchen damals so viele seiner Kollegen sich besudelten. Bei diesen war es nur zu gebräuchlich, mit den Kriegs-Kommissären und übrigen Verpflegungsbeamten, deren sich ja bei jeder französischen Armee damals ungleich mehr befanden als erforderlich waren, Halbpart zu machen, unter der Bedingung ein Auge oder wol gar beide Augen zuzudrücken, wenn die Truppen darben mußten und die zu ihrem Unterhalte bestimmten Mittel größtentheils in die Taschen jener wanderten. Mit solcher Infamie hat Kleber sich nun niemals befleckt, jenen unsauberen Gesellen vielmehr gewaltig aufgepaßt und viele derselben fortgejagt. Dagegen ist er selbst ein arger Schwelger gewesen und ihm von den Soldaten öfters vorgeworfen worden, daß er große Summen verprasse, während sie selber Mangel litten. So wurde er damals (Januar 1796) zu Coblenz einmal von sechs Chasseurs überfallen, die ihn als einen Schwelger und Spitzbuben niedermachen wollten, und kaum noch gelang es seinen Adjutanten, ihn zu retten. Dieser Schattenseite stand indessen die, bei Generälen eben nicht häufige Lichtseite Klebers gegenüber, daß, wenn er einen Fehler begangen, solcher von einem seiner Untergebenen wahrgenommen und verbessert worden, er das ehrlich gestand, seiner Subalternen Verdienst gebührend anerkannte und sogar selbst geltend machte. So begegnete es ihm im nächsten Herbste, als er wieder den Oberbefehl über einen Theil der Sambre- und Maas-Armee in Coblenz und Umgegend führte, daß er einmal einen schweren Rausch auszuschlafen und darum versäumt hatte, die zur Abwehr eines eventuellen feindlichen Ueberfalles erforderlichen Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Und wirklich wurde ein solcher gerade in jener Oktobernacht (21—22. Okt. 1796) auch versucht, weil den Oesterreichern bekannt geworden, daß so ziemlich alle Sommitäten von Klebers Heer auf einem Balle in Coblenz mit den Töchtern des Landes sich erlustigten. Glücklicherweise gewahrte Kapitän Souhait, welcher in der Nacht mit einer dienstlichen Meldung von Andernach kam, die anrückenden Feinde so wie seiner Landsleute Fahrlässigkeit; noch rechtzeitig gelangte er athem-

Digitized by Google

los zu Klebers Bett. Wenige Minuten später wirbelte der Generalmarsch durch alle Straßen und eine drohende große Gefahr wurde von den Franzosen leicht abgewendet. In seinem Berichte an das Direktorium bekannte Kleber nun rückhaltlos sein Versehen und Souhaits Verdienst, deshalb seine Beförderung zum Bataillonschef vorschlagend, die auch erfolgte. Dagegen waren seine Ehrlichkeit und Humanität den Einwohnern der occupirten deutschen Landstriche gegenüber eigentlich weit mehr Schein als Wirklichkeit. Denn sie reducirten sich darauf, daß er seinen Quartiergebern nicht immer ein so kostspieliger Gast, eine so verzehrende Bürde war, wie die meisten seiner Kollegen, daß er sich zeitweilig genügen ließ, wenn er nur sein Leibgericht, westphälischen Schinken, und guten Rothwein reichlich erhielt und daß er wegen der sonstigen Versorgung seiner Tafel den Wirth nicht drangsalirte, sie diesem anheimgab. Mit Klebers fraglicher Ehrlichkeit hatte es aber dieselbe Bewandtniß, wie mit der so vieler anderen republikanischen Generäle, die zwar nicht ehrlich sein, aber doch scheinen wollten, wenigstens bei ihren Räubereien im Kleinen. Auch Kleber pflegte das, was er an Pferden, Wein, Tuch u. s. w. von den Einwohnern angeblich kaufte, aber eigentlich nahm, mit Assignaten zu ihrem vollen Nennwerth noch zu einer Zeit zu bezahlen, in welcher dieselben bereits längst zu völlig werthlosen Papierschnitzeln herabgesunken waren.*)

Als Jourdan zehn Tage nach Aufkündigung des erwähnten Waffenstillstandes von Seiten der Oesterreicher (21. Mai 1796) die Feindseligkeiten gegen diese wieder begann (31. Mai), übertrug er Kleber abermals den Oberbefehl über den linken Flügel der Sambre- und Maas-Armee. Mit diesem brachte er den schlechtgeführten Kaiserlichen bei Altenkirchen unfern der Sieg (4. Juni) zwar eine Niederlage bei, welche sie zum Rückzug bis zur Lahn zwang, erlitt aber seiner Seits, nachdem Erzherzog Karl an die Spitze jener getreten, durch denselben bei Ueckerrath (19. Juni) eine so empfindliche, daß er es trotz der vortheilhaften Stellung, die er hier noch behauptete, rathsam erachtete, einen zweiten Angriff der Feinde nicht abzuwarten, sondern nächtlicher Weile in aller Stille sich aus dem Staube zu machen. Die Räder der Geschütze und Wagen waren mit Stroh umwunden, nicht ein Wort wurde gesprochen, während täuschende Wachtfeuer hoch aufloderten; die Franzosen machten so schnelle Schritte, daß sie den Weg von Ueckerrath bis Düsseldorf in zwei Tagen zurücklegten. Nachdem Kleber aber die von der Nord-Armee erbetenen Verstärkungen erhalten, drang er abermals über die Sieg vor und befand sich bald (2. Juli) wieder in seinem frühern Hauptquartier zu Ueckerrath. Zehn Tage später (12. Juli) waren

*) Zuccalmaglio SS. 95 f. 175—177. Stramberg, Rheinischer Antiquarius, Mittelrhein, II, 1 (Ehrenbreitst.) S. 707 f.

Digitized by Google

die Oesterreicher nicht nur wieder bis zur, sondern über die Lahn und sogar über den Main zurückgedrängt.*) Da sie zur Deckung ihres weitern Rückzuges eine Garnison von 2000 Mann nach Frankfurt geworfen, erschien Kleber (12. Juli) vor dieser, zu jedem ernsten Widerstande durchaus unfähigen Reichsstadt, indem ihre Wälle meist verfallen und nur mit den invaliden Geschützen des städtischen Zeughauses besetzt waren. Als der österreichische Kommandant General Monfrans, die Uebergabe ablehnte, ließ Kleber schon in der nächsten Nacht Frankfurt mit blinden Haubitzen bombardiren, die indessen nur einige Häuser beschädigten und mehrere Personen tödteten, und wiederholte folgenden Tags (13. Juli) die Aufforderung sich zu ergeben. Sie wurde indessen abermals zurückgewiesen, was zur Folge hatte, daß Kleber in der nächsten Nacht die Stadt mit gefüllten Haubitzen scharf beschießen ließ. Nach Verlauf einer Stunde brannte es in dieser an drei Plätzen; das von kräftiger Handsalbe gut unterstützte Flehen ihres Magistrats vermochte Monfrans schon am nächsten Morgen um 7 Uhr (14. Juli) zum Abschlusse einer Kapitulation, kraft welcher ein 48stündiger Waffenstillstand eintreten und nach dessen Ablauf Frankfurt den Franzosen übergeben werden sollte, die sich dagegen verpflichteten, bis dahin das linke Mainufer nicht zu beschreiten. Obwohl Kleber der durch das erwähnte Bombardement schon so schwer heimgesuchten Stadt — es äscherte in ihr 180**) Häuser, die meisten, 140, in der Judengasse, mit vielen Waarenlagern gänzlich ein und tödtete viele Bürger — eine innerhalb 24 Tagen zu entrichtende Kriegssteuer von sechs Millionen Francs baar und zwei Millionen in Lieferungen an Tuch, Leder, Leinwand auferlegte, vollzog er damit die vom pariser Direktorium dem Obergeneral Jourdan bezüglich dieser Mainmetropole ertheilten Weisungen doch nicht in ihrer ganzen Strenge. Denn dieselben schrieben eine Brandschatzung von zehn Millionen Francs, die Abführung der Gemäldesammlungen, Naturalienkabinette und noch manch' anderer werthvollen Gegenstände vor.

Es ist schwer begreiflich, wie Kleber sich den groben militärischen Fehler zu Schulden kommen lassen konnte, welchen er durch das erwähnte Zugeständniß, erst am 16. Juli die Verfolgung der Kaiserlichen auf dem linken Mainufer fortzusetzen, beging. Denn durch dasselbe erreichte deren Oberbefehlshaber Wartensleben den Hauptzweck seiner Besetzung Frankfurts, nämlich Zeit zur Fortsetzung seines Rückzuges zu gewinnen; die ihm von Kle-

*) Zuccalmaglio S. 106—140. Bleibtreu, Denkwürdigkeiten a. d. Kriegsbegebenheiten bei Neuwind von 1792—1797 S. 86 f. (Bonn 1834).

**) Nach dem amtlichen Berichte im Journal de Paris, 1796, Nr. 310. Vergl. noch Noy, Mémoires I, 150 sq. und die kleine Schrift: Quodlibet oder Allerlei für allerlei Leser. Frkft. a. M. 1796.

Digitized by Google

ber geschenkte kostbare Zeit wußte er auch trefflich zu benutzen. Noch weit frappantere Blößen gab sich letzterer aber in der nächsten Folgezeit. Um die Mitte August war es dem Erzherzoge Karl endlich geglückt, die Vereinigung des von ihm befehligten Heeres mit dem bereits bis unfern der böhmischen Gränze zurückgedrängten Wartenslebens zu bewerkstelligen, während Moreau die Lösung seiner eigentlichen Hauptaufgabe, die Vereinigung der von ihm geführten Streitkräfte mit der Armee Jourdans versäumte. Hierdurch gelang es den, ihr jetzt sehr bedeutend überlegenen Oesterreichern diese allein zu treffen, ihr bei Amberg (24. Aug.) und Würzburg (3. Sept.) zwei Niederlagen beizubringen, die einen völligen Umschwung in der Lage der Dinge auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes verursachten, indem sie Jourdans Schaaren zu einem überaus verlustvollen und demoralisirenden Rückzuge aus Franken nach dem Niederrheine zwangen. In diesen Tagen herben Mißgeschickes enthüllte Kleber nun, wie noch nie, die häßlichsten Seiten seines Characters. Das so plötzlich hereingebrochene Unglück hatte, wie nur zu oft, der Zwietracht Hyder zwischen dem Obergeneral und seinen Unterfeldherren entfesselt; es kam zu stürmischen Auftritten, da sie sich gegenseitig der Schuld an jenem bezichtigten. Derjenige von allen, der noch zumeist im Stande gewesen wäre, dasselbe durch sein eminentes Talent und seinen raschen Blick auf dem Schlachtfelde, wenn auch nicht gänzlich abzuwenden, doch wesentlich zu mildern, war nun unstreitig Kleber, welcher aber, statt zu dem Behufe all' seine Kräfte anzuspannen, der ihm zur andern Natur gewordenen Bissigkeit, Spott- und Zanksucht nie rücksichtsloser den Zügel schießen ließ, nie augenfälliger als damals darthat, daß er zwar ein unschätzbarer Führer in der Schlacht, aber auch ein General mit den unberechenbaren Launen einer Prima-Donna und aller opferfähigen Vaterlandsliebe bar war. Jourdan hatte sich mit ihm, der bezeichnend selbst zu sagen pflegte: quil n'aimait la subordination qu'en sous-ordre bislang leidlich gut ertragen, weil er ihm gleich vornherein eine thatsächlich ganz unabhängige oder vielmehr die Stellung eingeräumt, die Kleber (der aber auch Momente hatte, in welcher er ebenso wenig befehlen, wie gehorchen wollte), noch am meisten goutirte, nämlich anscheinend der Gehorchende zu sein, während in Wahrheit er der Gebietende war. Jener hatte sich bisjetzt weit mehr von ihm lenken lassen, als ihn geleitet; allerdings eine arge Schwäche eines Oberbefehlshabers. Das war natürlich bekannt in der Armee und in dessen Folge mochte Kleber jetzt fürchten, daß deren Mißgeschick zunächst ihm zur Last gelegt und sein Feldherrnruf dadurch gar sehr verdunkelt werden dürfte. Um das womöglich noch zu verhüten, verließ er (1. Sept.)*) einen Tag

*) (Berliner) Zeitschrift für Wissensch. Kunst und Gesch. des Krieges, 1828, I, 23.

Digitized by Google

vor der entscheidenden zweitägigen Schlacht bei Würzburg unter dem Vorwande plötzlicher Erkrankung das Heer und kehrte erst nach der Schlacht, als dieses in vollem Rückzuge sich befand, zu ihm zurück! Das geschah an demselben Tage, an welchem Jourdan das Directorium bat, ihn des Obercommandos zu entbinden und solches an Kleber zu übertragen, der allein noch das Vertrauen der Unterbefehlshaber besitze, welches er selbst verloren habe. Diese patriotische Bitte Jourdans beweist am sprechendsten, wie begründet die gleich anfänglich geäußerte Meinung Erzherzogs Karls war, daß Uneinigkeit oder ähnliches der wahre, und Krankheit nur der vorgeschützte Grund von Kleber's Verlassen der Armee gewesen. Denn würde jener einen General zu seinem Nachfolger im Oberbefehle empfohlen haben, der durch wirkliche Krankheit an dessen Führung verhindert war? Das Directorium beging aber den groben Mißgriff, Beurnonville mit diesem zu betrauen, welcher Buttervogel jedoch schon nach einigen Wochen sich selbst dazu ganz unfähig fühlte und darum jenes (4. Okt.) bat, ihn durch Kleber zu ersetzen, was auch geschah. Aber die flehendlichsten Bitten Beurnonvilles und eines Regierungscommissärs konnten Kleber jetzt nicht zur Annahme des Oberbefehls bewegen. Er gefiel sich darin, jenen zu verhöhnen, Beiden recht fühlbar zu machen, wie dringend man seiner bedurfte, daß er allein der Mann der Lage, ihr gewachsen war, und verließ die Armee in dem Momente (12. Januar 1797), in welchem die Leiden der völlig desorganisirten auf ihren Gipfel gediehen *).

Nur zu natürlich mithin die furchtbare Erbitterung des Directoriums gegen den thörichter Weise nach Paris Zurückgekehrten. Sein specieller Landsmann Rewbel (aus Colmar) hatte ihn schon auf die Liste der, mit dem Tode zu bestrafenden, Volksverräther gesetzt, und selbst Hoche, sein endlicher Nachfolger (Febr. 1797) im fraglichen Oberbefehl, verlangte, daß ihn Verbannung treffe. Zu seinem Glück hatte Frankreich damals keinen solchen Ueberfluß an ausgezeichneten Feldherren, um eines der genialsten sich selbst berauben zu dürfen; nur deshalb wars ihm vergönnt, auf sein Gütchen zu Chaillot bei Paris sich zurückzuziehen. Doch war er der Unthätigkeit, zu welcher er sich hier verurtheilt sah, bald herzlich überdrüssig und hatte darum

---

Schmölzl und Höfler, Archiv für Offiziere aller Waffen, Jahrgang V. (München 1847) I, 164.

*) Ganz nach der, auch mit Aktenstücken belegten Relation Ney's (Mémoires I, 193 bis 212) und der Soult's Mém. I, 325 sq. Das Zeugniß dieser Beiden fällt um so schwerer in die Wagschale, da sie im Uebrigen zu Kleber's Verehrern zählten, Ney sein General-Adjutant, ihm auch für die Beförderung zum Brigadegeneral zu Dank verpflichtet war (vergl. meine Aufsätze und biogr. Skizzen zur franz. Gesch. 303). Auch Soult diente damals als Brigadegeneral unter Kleber.

Digitized by Google

kaum gehört, daß Bonaparte eine große Expedition, die er gegen England gerichtet glaubte, vorbereite, als er denselben dringend bat, ihn mitzunehmen. Und als er erfuhr, daß Aegypten deren Ziel, erklärte er sich mit Enthusiasmus auch für dieses, für ein Unternehmen, von welchem er sich große Resultate versprach. Diese, wegen der späteren Mißverhältnisse zwischen Bonaparte und Kleber wichtige, Thatsache erhellt zweifellos aus einem Briefe des Letztern an seinen Freund Moreau (vom 19. Mai 1798), in welchem er ihm Vorwürfe darüber macht, daß er seine Begeisterung für den Zug nach Aegypten nicht theile, solchen vielmehr mißbillige. Gleich nach der Landung, als er mit seinen Grenadieren Alexandriens Mauern auf Leitern erstürmte (2. Juli 1798), wurde Kleber am Kopfe verwundet, weshalb er dort als Gouverneur zurückblieb, als Bonaparte in das Innere des Landes vordrang. Doch muß seine Verwundung nicht so bedeutend gewesen sein, als sie anfangs geschienen, da er schon nach 6 Wochen (16. August) Bonaparte bat, ihm zu erlauben, sich wieder zu seiner Division zu begeben. Dieser, der trotz der Kürze ihres Zusammenswirkens bereits erfahren haben mochte, welch' unangenehmer Unterbefehlshaber Kleber war, daß er mit dem Ausspruche: derselbe (der entsetzlich träge bis zu dem Momente zu sein pflegte, wo es große Kraftentwickelung galt), sei wie das Feuer im Kiesel, man müsse es erst herauslocken, nur die kleinste seiner Schattenseiten treffend bezeichnet hatte, antwortete jedoch nicht und ließ ihn in Alexandrien. Dies scheint den ersten Grund zu dem nachmaligen Zerwürfnisse der beiden großen Feldherren gelegt zu haben, die als Freunde in Aegypten ankamen und das in der ersten Zeit ihres dortigen Aufenthaltes auch noch waren, wie klärlich aus der Thatsache hervorgeht, daß, als zur Zeit der Schlacht bei den Pyramiden in Alexandrien das Gerücht verbreitet wurde, in Paris sei abermals eine Revolution ausgebrochen und Bonaparte abberufen, Kleber diesem (19. Juli 1798) schrieb: „Ich bin entschlossen, General, Ihnen überall zu folgen, ich folge Ihnen auch nach Frankreich (d. h. falls er beabsichtigen sollte, sich an die Spitze seiner Regierung zu stellen); ich will keinem Anderen mehr gehorchen, als Ihnen; ich will keinen Oberbefehl mehr, weil ich nicht ferner in unmittelbarer Berührung mit dem Gouvernement stehen möchte". Kaum zwei Monden später herrschte schon eine Spannung zwischen den Beiden; Bonaparte war im brieflichen Verkehre mit dem sehr empfindlichen Elsässer nicht so rücksichtsvoll, wie dieser beanspruchte und veranlaßte ihn dadurch zu der spitzen Mahnung (7. Sept.): Vous avez oublié, citoyen général que vous écriviez à Kleber, sowie kurz darauf (22. Sept.) zu der, mit der angeblichen Verschlimmerung seines Gesundheitszustandes motivirten Bitte, ihm die Rückkehr nach Frankreich zu gestatten. Doch gelang es dem großen Corsen, der ihm in den schmeichelhaftesten Ausdrücken sein lebhaftes

Digitized by Google

Bedauern über die zwischen ihnen aufgestiegenen Wolken bezeigte (4. Okt.) und ihn zu sich nach Cairo einlud, den Schmollenden zu versöhnen, und wohl noch wirksamer dadurch, daß er ihm, als er den lange vorbereiteten Zug nach Syrien endlich (Febr. 1799) unternahm, die Theilnahme mit seiner Division erlaubte.

Zur größeren Befestigung des wieder hergestellten leidlichen Verhältnisses zu dem so schwer zu behandelnden Elsässer gewann es Bonaparte über sich, in seinem Berichte an das Directorium beinahe den ganzen Ruhm des glorreichen Sieges am Berge Tabor (16. April 1799) über einen zwölffach so starken Feind jenem zuzuschreiben, wiewohl der Obergeneral selbst eigentlich den Ausschlag gab, da Kleber's schwache und schon sehr erschöpfte Carrés nahe daran waren, von der furchtbaren feindlichen Uebermacht erdrückt zu werden, als Bonaparte sie noch rechtzeitig degagirte und den Triumph der Franzosen entschied. Aber die vom großen Corsen gegen Klebers Meinung und Rath allerdings auch ziemlich leichtfertig, mit unzulänglichen Mitteln, zumal mit viel zu wenig Geschütz und Munition*) unternommene Belagerung von Saint-Jean-d'Acre und deren hartnäckige Fortsetzung durch 64 Tage ward zum neuen Erisapfel zwischen ihnen. Kleber sagte dem Obergeneral vor ihren Waffengefährten die bittersten Sarcasmen in's Gesicht**) über das Verfehlte und Trügerische so mancher seiner Anordnungen, was jedenfalls weit wirksamer gewesen sein würde, wenn es unter vier Augen geschehen wäre. Hiernach ist leicht zu ermessen, wie schonungslos der ohnehin so derbe und kaustische, darum auch in der ganzen Armee gar wenig beliebte Elsässer erst hinter seinem Rücken sich über ihn ausgesprochen haben mag. Und fürwahr! weniger aus männlichem patriotischen Freimuth, als weil er voll Neid auf den bereits viel größeren Ruhm des weit jüngern Oberfeldherrn war und deshalb mit Begierde die Gelegenheit ergriff, zu zeigen, daß er diesem an militärischem Genie und gesundem Urtheil in Wahrheit doch sehr überlegen sei! Und nachdem Bonaparte sich genöthigt gesehen, die fragliche Belagerung nach schweren Einbußen völlig resultatlos aufzuheben (21. Mai), mochte es momentan wirklich Vielen so scheinen. Das Schlimmste

*) An dieser litten die Belagerer bald solchen Mangel, qu'on les payait excessivement cher aux soldats, en sorte que ceux qui n'étaient pas de tranchée allaient se mettre en ligne sur le bord de la mer, sans autre but que de se faire canonner par les bâtiments anglais, afin de ramasser les boulets quil's nous envoyaient, et de les vendre au parc de l'artillerie erzählt der Augenzeuge Eugen Beauharnais (Mémoires et Correspond. publ. p. Du Casse I, 61).

**) So z. B. einmal anläßlich einer von Bonaparte für praktikabel erklärten, aber in der That ganz ungenügenden Bresche. Kleber, von jenem vor den Truppen um seine diesfällige Meinung befragt, antwortete spöttisch: „Sans doute, mon général, la brèche est praticable, un chat pourrait bien y passer". Marmont, Mémoires II.

gitized by Google

war aber, daß Kleber's so sehr verletzende Aeußerungen auch noch entstellt und vergiftet jenem hinterbracht wurden; zumal des großen Corsen damaliger Adjutant Junot, der zugleich Brigadegeneral in Kleber's Division war, zeichnete sich hierin gar unrühmlich aus.

Um so ehrenwerther war es daher, daß Bonoparte, trotz seiner gewaltigen Verstimmung gegen diesen, doch Unbefangenheit des Urtheils genug sich bewahrt hatte, um, als er Aegypten verließ, gerade in Kleber seinen fähigsten Nachfolger im Oberbefehl zu gewahren. Da ihm aber die oben erwähnten Erfahrungen nicht unbekannt waren, die Beurnonville und das Direktorium vor kaum drei Jahren mit dem launenhaften Elsässer gemacht, da er nur zu gut wußte, daß dieser öfters ebenso wenig befehlen wie gehorchen wollte und wohl gar dann am wenigsten, wenn es am nöthigsten war,*) fand er, um eine Ablehnung unmöglich zu machen, gerathen, eine persönliche Zusammenkunft mit ihm zu vermeiden, und ihm bloß die nöthigen detaillirten schriftlichen Instruktionen zu hinterlassen, als er ihm bei seiner Einschiffung nach Frankreich (23. Aug. 1799) den Oberbefehl über die ägyptische Armee übertrug. Das Directorium hatte den großen Corsen (26. Mai 1799) zur Heimkehr mit dem ganzen Heere oder einem Theile desselben aufgefordert (er erhielt diese Depesche schon um die Mitte Juli), weil es, so ziemlich mit ganz Frankreich, ihm allein die Fähigkeit zutraute, dessen Erlöser aus einer eben so verzweifelten innern wie äußern Lage zu werden, und ihn zugleich zur Selbstwahl seines Nachfolgers in Aegypten ermächtigt.

Kleber, wüthend darüber, sich in die Unmöglichkeit der Ablehnung eines Oberkommandos versetzt zu sehen, dessen große Verantwortlichkeit bei geringen Aussichten auf Erfolg er so gerne einem Andern aufgebürdet hätte, und voll Sehnsucht, ebenfalls nach Frankreich zurückzukehren, sandte schon nach einigen Wochen (26. Sept.) dem schlauen Corsen jene berüchtigte Anklageschrift nach, die auf seinen eigenen Charakter ein so überaus häßliches Licht warf. Denn er schilderte in diesem dem Direktorium erstatteten Bericht die Zustände, die Entblößung der ägyptischen Armee und ihre daher rührende Entmuthigung mit den schwärzesten Farben, mit der gehässigsten Uebertreibung, beschuldigte Bonaparte geradezu, sie verlassen zu haben, weil er die Nähe einer Krisis,

*) Hauptsächlich darum, wie Marmont, bekanntlich Mitkämpfer in Aegypten, ausdrücklich bezeugt (Mém. II, 86,) keineswegs aber, weil er Klebers Freimuth und Vorwürfe fürchtete, weil er diesem ganz unbefugt eine große Last und Verantwortlichkeit aufbürden wollte, wie Lanfrey behauptet, welcher, um den Republikaner Kleber, den er einen „edlen Charakter" nennt, im günstigsten, und Bonaparte im garstigsten Lichte erscheinen lassen zu können, so unredlich ist (denn Neys, Soults und Marmonts Memoiren muß Napoleons I. Biograph kennen), Klebers Benehmen bei der Sambre- und Maas-Armee in der zweiten Hälfte d. J. 1796 wie auch das Rückberufungsschreiben des Direktoriums an den großen Corsen v. 26. Mai 1799 völlig zu ignoriren.

Digitized by Google

die Unmöglichkeit ihrer Ueberwindung vorausgesehen, die Verantwortung derselben ihm habe aufbürden wollen, und entblödete sich selbst der handgreiflichsten Lügen nicht. So versicherte er z. B., er werde dem drohenden Angriffe der Türken nicht mehr als 5000 Mann entgegenzustellen haben, während aus einem ungefähr gleichzeitigen Rapport (v. 10. Okt.) des ägyptischen Generalstabs-Chefs Damas an den Kriegsminister hervorgeht, daß die Armee noch 22,000 Köpfe zählte, von welchen freilich 6000 nicht feldtüchtig waren, was Kleber selbst in einem spätern Berichte (v. 30. Jan. 1800) bestätigt, in welchem er die Zahl seiner Combattanten auf 15,000 angiebt, ungerechnet die kranken und sonst dienstunfähigen Soldaten. Daneben ließ sich Kleber von einem so abgefeimten Schurken wie Tallien war, zum Anzetteln einer recht abscheulichen Kabale gegen Bonaparte zu dem Behufe verleiten, dessen Popularität durch Verläumdungen zu mindern, und zumal sein Benehmen in Aegypten recht gehässig zu machen, was jedoch nicht glückte. Dagegen gelang es dem ergrimmten Elsässer, seiner steigenden, freilich von der größern Hälfte des Heeres getheilten Sehnsucht nach baldigster Heimkehr Aussicht auf demnächstige Befriedigung durch Abschluß des Vertrages von El-Arisch (24. Jan. 1800) zu verschaffen. Kraft desselben sollten die Franzosen nämlich mit Waffen und Gepäck auf eigenen oder auf anderen, von den türkischen Behörden ihnen verschafften Schiffen in ihr Vaterland zurückgebracht, ihnen 3,000,000 Francs bezahlt, dagegen die Festungen von ihnen binnen 45 Tagen nach und nach geräumt werden. Aber Klebers erwähnter, die wahre Sachlage so arg entstellender Bericht war in die Hände der Engländer gefallen, vom britischen Ministerium für lautere Wahrheit genommen, und darauf hin Lord Keith, der Befehlshaber der Flotte im Mittelmeer, angewiesen worden, bei Unterhandlungen mit den vermeintlich rettungslos verlornen Franzosen in Aegypten auf deren Kriegsgefangenschaft zu bestehen. Darum verweigerte der Admiral, ohne dessen Zustimmung die fragliche Uebereinkunft nicht ausführbar war, dieselbe, trotzdem doch sein Untergebener, der Commodore Sidney Smith, sie vermittelt hatte, weil er die wirkliche Stärke der französischen Armee kannte und vorausgesehen, daß die Osmanen in offenem Felde mit ihr sich nie würden messen können. Als Kleber die bezügliche Notifikation des Admirals erhielt, faßte er den einzig würdigen Entschluß, der am meisten dazu beigetragen hat, ihn trotz so manchen Fehls, so mancher Sünden unter Frankreichs Nationalhelden zu erheben. Er ließ jene auf die Tagesordnung setzen, mit den hinzugefügten wenigen Worten: „Soldaten! Auf solche Unverschämtheiten antwortet man nur durch Siege; macht Euch zum Kampfe bereit!“ Dieser erfolgte bei dem auf den Ruinen des alten Heliopolis erbauten Dorfe Matarieh (20. März 1800); in der bewunderungswürdigsten aller Schlachten, die Aegypten je gesehen, schlugen hier

Digitized by Google

höchstens 10—12000 Franzosen 70 bis 80,000 Türken so entscheidend aufs Haupt, daß die ganze Masse derselben wie der Sand der Wüste zerstäubt oder zertreten war, welcher sie in unbeschreiblicher Verwirrung zuflohen. Alles, Kanonen, Munition, Zelte, in welchen die Ueppigkeit des Orients ihre ganze Pracht entfaltet hatte, fielen in die Hände der Sieger.

Was diese, und vor Allen ihren Obergeneral Kleber am meisten ehrte, waren die gegen die Besiegten bewiesene Milde und Menschlichkeit, trotzdem, daß während jener Schlacht Cairo's Bevölkerung so wie die der Umgegend sich empört und die französische Besatzung in eine recht kritische Lage gebracht hatte. Kleber strafte die Einwohner, die noch während eines Monats den hartnäckigsten Widerstand geleistet und den Franzosen bedeutendere Verluste als die von ihnen zerstäubte ottomanische Armee zugefügt hatten, nur durch Auferlegung einer Kriegssteuer von zwölf Millionen Francs, halb baar, halb in nöthigen Lieferungen zu entrichten, und gewann durch solch' unerwartete kluge Großmuth die Herzen jener so sehr, daß sie von Segenswünschen überflossen und sich beeilten, die fragliche Contribution noch vor dem vorgeschriebenen Termine abzuführen. Diese, verbunden mit den aus den übrigen Städten des Landes erhobenen Kriegssteuern, befähigte Kleber, nicht nur seinen Truppen die hochaufgelaufenen Rückstände zu bezahlen, sondern auch deren seitherigen Mangel in Ueberfluß zu verkehren, die bei Heliopolis und früher gemachten vielen Gefangenen, auch eine koptische Legion, so wie Neger, die er den Karavanen von Darfur abkaufte, in Sold zu nehmen und die schon von Bonaparte errichtete griechische auf 2000 Mann zu bringen, so daß er bald 27,000 europäisch disciplinirte wohlausgerüstete Streiter unter seinem Oberbefehle vereinte, mit welchen er keinen Angriff mehr zu fürchten brauchte. Auch als trefflicher Civil-Administrator bewährte er sich, indem er den öffentlichen Arbeiten neuen Antrieb und Schwung gab, durch seine Umsicht und strenge Gerechtigkeitsliebe mehr und mehr das Vertrauen, ja! die Liebe der Eingebornen gewann. Bonaparte hatte sich mithin zu seiner Wahl zu gratuliren, und eben weil er davon, weil er überzeugt war, daß Kleber, sobald er durch die Verhältnisse gezwungen werde, seine leidige, nur in Sarkasmen produktive Murr- und Zanksucht, seine Launenhaftigkeit zu bemeistern, mehr als jeder Andere die Fähigkeit besaß, Aegyptens Besitz zu behaupten, gelang es ihm, diesem wunderlichen Elsässer gegenüber sich zur Höhe antiker Selbstüberwindung zu erheben. Er ignorirte nämlich völlig dessen, für ihn doch so verletzenden und in seine Hände gefallenen Briefwechsel mit dem Direktorium, gewann es sogar über sich, ihn mit Lobsprüchen zu überhäufen, indem er seine persönlichen Beschwerden der Achtung unterordnete, die Klebers jetzige Leistungen im Nilland ihm abnöthigten. Sehr begreiflich mithin, daß die Trauerkunde, dessen Lebensfaden sei durch den

Digitized by Google

Mordstahl des Fanatikers Suleiman-el-Halebi (14. Juni 1800) plötzlich durchschnitten worden, ihn wie ein Donnerschlag traf, mit dem aufrichtigsten Schmerze erfüllte, weil er Aegyptens dauernde Erwerbung, zum mehr als ausreichenden Ersatze der verlornen alten Kolonien Frankreichs, heiß ersehnte und jetzt dessen baldigen Verlust vorhersah. Suleiman, ein 24jähriger Schreiber aus Aleppo, war von dem Janitscharen-Aga Achmed durch Verheißung großer Summen und Vorspiegelung des Paradieses als unfehlbaren Lohnes der Befreiung seines Volkes und seines Glaubens von dem furchtbaren Sultan der Franken zu dem Verbrechen verleitet worden, welches er so geschickt ausführte, daß er Kleber mit einem einzigen Dolchstoß auf der Stelle tödtete; er büßte es mit der schrecklichsten Strafe; ihm wurde nämlich die rechte Hand langsam verbrannt und er dann lebendig gepfählt. Da Frankreichs Unstern wollte, daß Menou, der Faulste, Einfältigste und Unfähigste seiner damaligen Oberoffiziere, der älteste Divisionsgeneral der ägyptischen Armee war, übernahm er jetzt deren Oberbefehl, und wurde von Bonaparte in demselben bestätigt, vornehmlich weil er zu dessen Schmeichlern und Günstlingen zählte und weil keiner seiner Collegen ihn übernehmen wollte. Dessen Folge war, daß die Franzosen durch Menou's zahlreiche grobe Mißgriffe alle Sympathien der Eingebornen und hauptsächlich dadurch so wie durch die Uneinigkeit ihrer Generale ein Jahr nach Klebers Ermordung Aegypten an die Briten verloren hatten. Bei dessen Räumung (Aug. 1801) nahmen sie des Erdolchten irdische Ueberreste mit nach Frankreich; sie ruhen jetzt unter dem Bronze-Monumente, welches die Stadt Straßburg (1840) ihrem berühmten Sohne auf dem ehemaligen Barfüßerplatze errichten ließ, der seitdem der Kleberplatz heißt. Den Inschriften, welche dieses Werk von Philipp Graß trägt, hätte man noch Napoleons I. Ausspruch beifügen sollen: „Si Kleber n'eût pas été assassiné, l'armée anglaise eût été détruite et l'Egypte eût été conservée à la France."

S. Sugenheim.

Ein Museum in der sächsischen Schweiz.

Unsere Berge sind schon längst wieder von großen Schwärmen von Sommergästen überzogen, wie sie sich alljährlich in hellen Haufen aus den großen Städten ergießen, um sich von trüber Winterhaft in freier Natur zu erfrischen, die Stille des Waldes zu genießen, wo es sich trifft, meist freilich, um sie aus ihrer eigensten Heimat streifenweise zu verdrängen und etwas von dem lauten Treiben der großen Städte

Digitized by Google

in sie hineinzutragen. Es ist ein eigenes Ding um diese Touristenzüge und ihre fest abgesteckten ausgetretenen Heerstraßen, von denen Niemand, der in dem großen Troß dahertrabt, auch nur im geringsten abzuweichen wagt, weil sein Reisehandbuch ihn einmal auf diese Straße weist, oder weil sein Führer, dessen er freilich nur als Packträger bedarf, ihm warnend zuruft: „Da geht es nirgends hin". Das Komische, was darin liegt, aus einer Gegend, die weit und breit eigenthümlicher Reize voll ist, gerade diesen einen quer hindurchschneidenden Strich mit dichtem Gewimmel anzufüllen, empfindet freilich nur der Bewohner der Gegend, der für gewöhnlich stillere und staubfreiere Seitenpfade einschlägt und nur bisweilen an einem Durchgangspunkte der Heerstraße sich niederläßt, um sich an diesem Menschengewühl zu ergötzen und müde zu sehen. So ein Punkt ist in der sächsischen Schweiz der Wasserfall bei Lichtenhain, wo die von Schandau kommenden Touristen das Kirnitzschthal verlassen, um ihre Straße über den Kuhstall und die beiden Winterberge nach dem Prebischthore zu nehmen. Schönheit und Stille des oberen Kirnitzschthales bleibt diesen Wanderzügen verschlossen. Fehlen doch dort bisher die geräumigen Gasthäuser an breiter Fahrstraße, welche die großen Schaaren aufnehmen könnten. Vielleicht wird das einst anders werden, wenn erst durch die Vollendung der oberen Kirnitzschstraße der mittlere Theil des Thales, welcher bisher nur durch einen fußbreiten Pfad für einzelne Fußgänger mühsam zu passiren war, dem großen Verkehr geöffnet und bequem hergerichtet sein wird. Vielleicht lockt gerade jetzt der interessante Gebirgsstraßenbau, bei welchem an manchen Stellen große Felsen von oft wunderlicher Bruchzeichnung abgesprengt werden müssen, einen Theil der Naturschwärmer in diese bisher verschlossene Welt und führt sie dann auch weiter das Thal hinauf bis zu den Schleusen bei Hinterhermsdorf, oder durch eins der Seitenthäler an den Wacheberg mit seiner herzerfreuenden Aussicht und zu dem friedlichen Saupsdorf unter ihm mit seinem sehenswerthen „Dorfmuseum".

Doch darf man auch den Bewohnern großer Städte, die der Museen genug kennen und hier im Freien nur Natur genießen wollen, darf man ihnen wohl zumuthen, statt dessen Zeit und Aufmerksamkeit wissenschaftlichen Sammlungen zuzuwenden und nun vollends so ein Dorfmuseum auch nur eines Blickes zu würdigen? Was ist Saupsdorf nach Berlin und Dresden? Hinweg mit dem Staub der Sammlungen! Matte Augen am Laubgrün stärken, schmachtende Sinne im Waldesschatten kühlen, trottoirsteife Glieder auf Felsen tummeln, auf wirklichen natürlichen Felsen mit eigenen Beinen gelenkig umherklettern, statt aufdringlicher Blechmusik den Stimmen der Zweige lauschen — das ist's, was wir begehren. Der muntere Sang des Buchfinken, der keck seinen Schlag am Wege erhebt, oder abseits im Dickicht

Digitized by Google

das Lied der Drossel, vielleicht auch das kreischende Aufflattern der schlauen Amsel, oder aus ferner Schlucht der weittönende wiehernde Ruf des Spechtes, dem der Fremdling verwundert lauscht, — das sind Freuden, von denen die Großstadt nichts weiß. Wer sie nur auch einmal in der Nähe sehen und recht genau betrachten könnte, die beschwingten Sänger des Waldes, oder die behenden Eichkätzchen! Aber sie lassen sich gar nicht nahe beikommen, kaum wendet man den Blick auf sie, so huschen sie davon.

Freilich ist es nicht leicht, diese Thiere zu beschleichen und in der Freiheit zu beobachten. Man muß dazu schon ein wenig Naturfohn sein, wie der Besitzer des Saupsdorfer Museums von Jugend auf es war. Wer aber in diese seine Schöpfung für ein Stündchen oder weniger eintreten will, der kann die Freuden, welche jenem die Beobachtung des Thierlebens unmittelbar gewährte, in reichem Maße nachempfinden. Denn all' die Vögel, die hier aufgestellt sind, tragen das Gepräge des Lebens; in charakteristischer Eigenthümlichkeit, mit ihren natürlichen Bewegungen selbst, zeigen sie sich dem Beschauer. Hier die Kohlmeise, wie sie aus dem Astloche heraufsteigt, dort der Wasserstaar auf seinem Moosneste am Felsen, der, den Kopf noch lauschend zur Seite gewendet, schon leise die Flügel lüpft, um alsbald aufzufliegen, da wieder die Schwalbe, wie sie an ihrem Baue hängt, dann die beiden Bartmeisen auf den Schilfhalmen über ihrem Schilfneste, die mit einander zu plaudern scheinen, hier der Baumläufer, der mit halb ausgebreiteten Flügeln am Stamm hinabläuft, dem Astloch zu, in welches man ihn alsbald schlüpfen zu sehen meint, — sie alle sind voll Leben und Bewegung; man erkennt aus ihrer ganzen Erscheinung das Auge des Kenners und die Hand des Künstlers, der ihne diese Naturtreue zu bewahren verstand.

Selbstverständlich kann das Saupsdorfer Kabinet, welches aus einem kleinen vierfensterigen Saale besteht, an Umfang nicht mit den Museen großer Hauptstädte wetteifern. Dafür stellt es diese durch Farbenfrische, geschmackvolle Auffassung und Lebenswahrheit, durch Vollkommenheit des Ganzen unbedingt in Schatten. Bei großen Sammlungen, die oft in vielen Menschenaltern zusammengetragen sind, handelt es sich ja in erster Linie um Darstellung des ganzen Systems. Wenn es ihnen auch an wirklich guten Nummern nicht fehlt, so sind diese doch um der Vollständigkeit willen mit geringeren und selbst mangelhaften Leistungen so vermischt, daß die Schönheit des Gesammteindrucks dadurch beeinträchtigt wird. Sie enthalten Altes und Neues, Gutes und Geringes nebeneinander, und selbst ihre besseren Stücke sind meist nicht frisch aus dem eben erlegten Thiere gearbeitet worden, sondern mußten oft erst weite Reisen machen, ehe sie in die Hände des Conservators kamen. Ein getrockneter Balg aber giebt nie ein so gutes Exemplar, wie das frische Thier. Es kommt dazu, daß die auf einander

Digitized by Google

folgenden Dirigenten der Museen oft sehr verschiedene Begriffe von Schönheit und die vielen Arbeiter an solchen Anstalten sehr verschiedene Kunstfertigkeit besitzen. Hier in Saupsdorf ist jedes einzelne Exemplar aus der Hand des Besitzers hervorgegangen, der zu den geschicktesten und geschätztesten Arbeitern der europäischen Museen und Naturalienhandlungen gehört und von den Werken seiner Hand immer die gelungensten Stücke für sein kleines Heiligthum zurückbehalten hat. Daher steht die Sammlung wirklich (wie u. a. Prof. Dr. Krutzsch in Tharand anerkennt) in ihrer Art einzig da. Ihr Schöpfer hat in derselben, wie er aus Astrachan dem Berichterstatter schreibt, den Versuch machen wollen, ein kleines Modell zu liefern, wie eine Sammlung sein kann, wenn die graue Theorie bei Auswahl und Anordnung dessen, was ihr eingereiht wird, den Anforderungen der Schönheit gerecht wird.

Am reichhaltigsten ist die Saupsdorfer Sammlung an allen Gegenständen der Vogelwelt, namentlich aber in ihrer Eiersammlung, die in zahlreichen Schubfächern untergebracht ist. Unter den 120 vorhandenen Nestern, die vielfach zur Zusammenstellung gefälliger Gruppen Anlaß gegeben haben, fehlen natürlich die künstlichen Bauwerke der Beutelmeise eben so wenig, wie die dicken Moos- oder Farren-, ja selbst Reisig-Gebilde des Zaunkönigs. Sehr beachtenswerth sind die etwa 90 jungen Vögel der Sammlung, von denen kein einziger so gerupft aussieht, wie die kleine Gesellschaft im zoologischen Museum zu Berlin, sondern alle mit einem vollständigen Flaumfederkleid dicht bedeckt sind. Auch zahlreiche ausländische Vögel erfüllen die Schränke mit ihrer bunten Farbenpracht. Aus anderen Klassen des Thierreichs enthält die Sammlung theils Einzelheiten, theils auch ganze Gruppen, so von Käfern, Conchilien, Schmetterlingsraupen und Schmetterlingen. Auch einige Vierfüßler, zahlreiche Gehörne und Geweihe von ausländischen Thieren sind vorhanden. Ganz neuerdings aber sind auch einige „conservirte Fische" der Sammlung eingereiht; einen derselben hält ein Pelikan im Schnabel. Diese conservirten Fische sind eine neue Erfindung und bisher das ausschließliche Eigenthum des Besitzers, der sich damit, nach manchen schon früher von ihm erfundenen Verbesserungen, ein hervorragendes Verdienst um sein Kunsthandwerk und damit zugleich um die Wissenschaft erworben hat. Die Fische werden nicht, wie früher geschah, entweder in Spiritusgläser gesetzt, oder aufgeschnitten und ausgestopft. Vielmehr besteht das Verfahren darin, daß sie mittels eigener Instrumente durch Mund- und Kiemenöffnung ausgeholt oder entfettet werden. Diese Erfindung hat bei den Fachleuten in Rußland und Deutschland gerechtes Aufsehn erregt, und dem Erfinder eine nicht zu bewältigende Menge von Aufträgen zugezogen. Eine Sammlung solcher Fische, die er im vorigen Sommer auf Bestellung astrachanischer

Digitized by Google

Kaufleute für die polytechnische Ausstellung in Moskau geliefert hatte, erwarb den Ausstellern die goldene Preis-Medaille. Die Sammlung enthielt kaspische Störe und einige ihrer Bastarde in 15 Nummern, und hat auch in russischen Journalen die anerkennendste Würdigung erfahren.

Es wird gerechtfertigt erscheinen, auf Entwickelung und Lebensgang des Mannes, der so durch tüchtige Leistungen dem deutschen Namen im Auslande Ehre macht, einen raschen Blick zu werfen. Karl Gottlieb Henke ist ein Sohn des Gartennahrungsbesitzers Henke in Saupsdorf, welcher nebenbei zugleich als Dorfkrämer, Holzhändler und dgl. thätig war, und noch jetzt eine Mahl- und Schneide-Mühle nebst Bäckerei besitzt. Von Kindheit an schwächlich und mit dem Veitstanz behaftet, konnte der Knabe die Dorfschule nur sehr unregelmäßig besuchen und demgemäß in den Schulwissenschaften keine übergroßen Fortschritte machen. Dagegen regte sich frühzeitig in ihm eine lebhafte, ja leidenschaftliche Neigung zur Beobachtung der Natur und zur Beschäftigung mit ihren lebenden Wesen. Doch hielt er diese Neigung vor seinen Angehörigen, welche doch kein Verständniß dafür gehabt hätten, vollkommen geheim. Ein Ereigniß, welches seinen Sammeleifer zuerst weckte, erzählt er brieflich in folgender Weise: „Es mochte wohl in meinem sechsten Lebensjahre sein, als ich in einem Johannisbeerstrauche am Wandspalier das erste Vogelnest entdeckte. Ein grauer Fliegenfänger hatte auf einer Latte des Spaliers sein Nestchen gebaut. Ohne Mühe konnte ich es erklettern, und o Wunder! welcher Anblick bot sich mir! 5 grünliche rothgefleckte Eierchen. Welchen Eindruck die auf mich machten, und welchen Zauber sie ausübten, das ist mir heute noch unvergeßlich. Lange ließ ich die Eier unberührt; aber allmählich wurde der Wunsch immer lebhafter, eins zu besitzen, und so wurde schon am andern Tage der erste Raub begangen. Natürlich verunglückte ich damit; trotzdem war ich untröstlich, als der Vogel meine Zudringlichkeit übel nahm und das Nest verließ. Erst nach einigen Tagen war ich dreist genug, mir nun das ganze Nest anzueignen, das ich sorgfältig an einem sichern Orte versteckte, um mich täglich hundertmal ungestört an dem Anblick der Eier zu weiden, und zwar so lange, bis sie zerbrochen waren."

So hatte der Knabe einen „unaussprechlichen Genuß" einmal gekostet. Seitdem ging sein Trachten dahin, Nester aufzufinden, und aus jedem ein Ei heimzutragen. Doch hatte er in den nächsten Jahren wenig Glück, und was er selbst fand, verdarb entweder, oder wurde von Mäusen gefressen. So kam er auf den Gedanken, die Eier zu entleeren. Die Art, wie er das anstellte, zeigt am besten, wie gänzlich er bei seinen kindlichen Naturforschungen auf die Hülfsmittel seines eigenen Kopfes angewiesen war. Aus Furcht, die dünnen Schalen zu zerbrechen, meinte er, dieselben erst mit Schwefel-

Digitized by Google

säure, deren Gebrauch ihm bereits bekannt war, für den Stich der Nadel vorbereiten zu müssen, und führte dies zuerst an einem Drosselei aus. Erst später wurde er durch Zufall belehrt, daß dies Aetzen ganz überflüssig ist, und seitdem legte er mit einer richtigen Eiersammlung den Grund zu seinem Naturalien-Kabinet. Aber noch immer hielt er seine Eiersammlung versteckt, ohne eigentlich recht zu wissen, weßhalb. Daß auch andre Leute Eier sammelten, davon hatte er keine Ahnung. Auch viel Zeit hatte er für seine Leidenschaft nicht übrig. Sobald er aus der Schule heim kam, hatte er mit dem Verkauf von allerlei Lebensbedürfnissen, Brotschneiden, Bäckerei und tausend andern Dingen, vollauf zu thun. Mit der Uhr in der Tasche benutzte er oft nur halbe Stunden Freiheit, um im nächsten Gebüsch die Nester seiner Lieblinge aufzusuchen, wobei er frühzeitig die „Grausamkeit der Natur“ kennen lernte. Von der ersten Brut kam gewöhnlich aus den aufgefundenen Nestern nur der zehnte Theil zum Ausfliegen; neun Zehntel der Eier und Jungen waren in der Regel verschwunden, von allerlei Feinden aufgefressen, nicht selten auch die Jungen verhungert, mithin die Alten solchen Feinden zum Opfer gefallen. Die Fortpflanzung der so verfolgten Vögel wird demnach hauptsächlich durch die späteren Bruten ermöglicht.

Um aber auch die Vögel selbst recht vielfach und in der Nähe betrachten zu können, ließ er sich keine Mühe verdrießen. „In den Wirthschaftsgebäuden meines Vaters (so berichtet er) wurde jeder Giebel durchlöchert und für Nistbehältnisse eingerichtet, diese dann mit Gucklöchern versehen, und die Vögel bei ihrem geheimsten Treiben, beim Nestbau beobachtet, — in unbequemster Stellung, unter den Dachfirsten katzenartig angeklammert, unbeweglich lauernd und oft lange wartend. Endlich kommt ein Staarmatz mit einem langen steifen Strohhalm, mühsam kann er ihn durch die Oeffnung nach sich ziehen. Nun beginnt seine eifrige Arbeit, diesen Unbeugsamen in die runde Nestform zu zwingen. Plötzlich stutzt er, guckt ebenfalls von innen ins Guckloch, bemerkt mein glänzendes Auge, und mit einem „Quaark“ sieht er eiligst, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Das waren für mich Jugendfreuden, nicht minder groß, als wenn ein Rothschwänzchen meinen Bau für gut befand, ihn mit einem zierlichen Nest ausfüllte, und dann ganzer 9 prachtvoll grüner Eier hineinlegte. Es störte mich nicht im mindesten, daß mein Stillvergnügen Niemandem bekannt war; ich fühlte kein Bedürfniß, meine Freude Andern mitzutheilen, die sie ja doch nicht empfunden hätten.“

Trotz dieser Heimlichkeit mußten doch mit der Zeit seine kindlichen Naturstudien wenigstens in ihren Erfolgen ans Licht treten. Vogelköpfe, die er in Holz ausschnitzte, ein gestorbenes Eichhörnchen und eine Maus, die er gelegentlich ausstopfte, zeichneten sich durch Naturtreue und einen ge-

Digitized by Google

wissen urwüchsigen Geschmack so vortheilhaft aus, daß u. a. sein bisheriger Dorflehrer, dessen Unterricht er freilich wiederholt monatelang hatte versäumen müssen, auf sein Talent aufmerksam wurde. Der Vater, der wohl auch nicht recht wußte, was er mit dem kränklichen Knaben anfangen sollte, ließ es gern geschehen, daß er zunächst bei einem Schuhmacher in der Nähe das Vergiften von Vogelbälgen lernte und sich durch Uebung im Ausstopfen weiter vervollkommnete. Später ging er mit einem Empfehlungsbriefe des Lehrers nach Dresden zum Vorsteher des naturhistorischen Kabinets, Hofrath Dr. Reichenbach, dem die vorgelegten Proben wegen treffender Wiedergabe des Eigenthümlichen so gefielen, daß er ihn dort behielt und dem Conservator des naturhistorischen Museums empfahl. Henke kam nun ordentlich in die Lehre und eignete sich bald die Schulung an, die ihm bisher noch gefehlt hatte. Seine Tüchtigkeit und Geschicklichkeit erwarben ihm Achtung und Anerkennung und machten ihn mit manchen angesehenen und einflußreichen Männern bekannt. Eine der folgenreichsten Verbindungen für sein späteres Leben verdankte er sogar seinen frühen kindlichen Forschungen. Die Eier des Zaunkönigs nämlich, die er schon als Schulknabe gesammelt hatte, gaben die erste Veranlassung zur Bekanntschaft mit dem Grafen Hoffmannsegg, der eine Leidenschaft für Eiersammlungen hatte, und mit dem pensionirten Bibliothekar Dr. Thienemann in Drachenberg bei Dresden, einem liebenswürdigen alten Herrn. Dieser, der größte Dolog seiner Zeit, überredete Henke und den Grafen Hoffmannsegg ohne Mühe zu einer Reise nach Archangel, um dort u. a. die längst ersehnten Eier des allbekannten Unbekannten, wie er den Seidenschwanz nannte, aufzusuchen. Sie traten diese erste Reise 1853 an. Wenn sie aber bei ihren wissenschaftlichen Forschungen auf die Mithülfe der Bevölkerung gerechnet hatten, so sollten sie sich bitter getäuscht sehen durch eine erste Bekanntschaft mit russischem Aberglauben. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, es seien zwei fremde Choleramacher angekommen, welche Eier sammelten, um sie mit Cholera zu füllen und unter das Volk auszuwerfen. Von 1848 her war die Erinnerung an die schreckliche Seuche im russischen Landvolk noch sehr lebhaft, und das unerklärliche Treiben der beiden Reisenden mochte ihm wohl recht unheimlich erscheinen. Als dann auch Henke's Kunst im Ausstopfen der Vögel sichtbar wurde, fügte man dem ersten Unsinn den noch größeren hinzu, die Fremden könnten auch die Vögel wieder lebendig machen und fliegen lassen, um die Cholera zu verbreiten. So war auf Unterstützung von Seiten des Volkes nicht zu rechnen, und es war unter diesen Umständen noch gut, daß die Furcht vor der unheimlichen Gewalt der Fremden die unwissende Menge in Respect hielt. Erst nach Jahren gelang es allmählich, den thörichten Wahn zu überwinden. Getrennt operirend, erreichten die beiden Reisegnossen den-

Digitized by Google

noch schöne Resultate ihrer Bestrebungen; und wenn sie auch das Nest des Seidenschwanzes nicht entdeckten, nach dem sie suchten, so fanden sie dafür manches Andre, woran sie nicht gedacht hatten. Das Nest des Seidenschwanzes wurde bald darauf zuerst in Finnland gefunden; ein Engländer zahlte für das erste Stück 40 Pfund Sterling. Heute weiß man, daß der Vogel mitunter schon in Ostpreußen nistet.

Die Rückreise machten beide getrennt, Henke zur See, wobei er das Nordkap umschiffte. Sammlungen, die er in Archangel zurückgelassen hatte, und der Eifer des Forschens trieben ihn 1857, nachdem er sich verheirathet, von Neuem in Begleitung des Grafen Hoffmannsegg nach Archangel, wohin ihm seine Frau im folgenden Winter nachreiste. Mehr und mehr fand nun Henke im fremden Lande die verdiente Anerkennung, machte die Bekanntschaft verschiedener russischer Regierungsräthe und erhielt mehrfache Auszeichnungen vom Kaiser, von der Regierung und von Petersburger Ausstellungen. Ein Versuch, den er gemacht hatte, Pelzwerk aus Vogelhälsen herzustellen, verschaffte ihm den Auftrag von der Regierung, nach Astrachan zu reisen, um die zahllosen Wasservögel des Kaspisees zu solchem Pelzwerk zu verwerthen. Im Großen freilich erwies sich der wohlgelungene Versuch nicht durchführbar, weil nur die Hälse der Vögel zu Pelzwerk verwendbar sind, und dann immer das ganze übrige Gefieder werthlos wird. So hat z. B. ein prachtvoller Federpelzmuff, den die Besucher von Saupsdorf im Henkeschen Cabinet sehen können, 63 Vogelhälse erfordert. Solch Federpelzwerk ist zwar an sich nichts Neues; doch ist die Methode, die zarten Hälse schön zu gerben, Henkes eigene Erfindung.

Nach mehrjährigem Aufenthalt in Astrachan kehrte Henke mit seiner Frau noch einmal nach Saupsdorf zurück und baute sich und seinen Sammlungen dem Gehöft seines Vaters gegenüber ein zweistöckiges freundliches Häuschen. Seit 1869 befindet er sich zum dritten Male im Auslande, und zwar wieder in Astrachan, wo er vielfache Gelegenheit hat, die Thierwelt des Orients für das Abendland auszubeuten. Manche Ausflüge in die benachbarten Gegenden werden zu diesem Zweck unternommen. Ueber eine solche, im vorigen Sommer ausgeführte „Recognoscirungsfahrt" in die Kirgisensteppe liegt dem Berichterstatter eine brieflich zugestellte Schilderung vor, die manches auch für weitere Kreise Interessante enthält. Ein längerer Besuch der Steppe, welcher jenem ersten flüchtigen bald folgen soll, wird jedenfalls auch wieder Gewinn bringen für das Saupsdorfer Cabinet, welches durch Sendungen aus Astrachan stetig erweitert wird. „Meine Sammlung in Saupsdorf, schreibt Henke, betrachte ich nur erst als einen Anfang, als den Grund zu einer Sammlung, sodaß die Räumlichkeit bald zu enge werden wird. Jährlich wächst sie durch Sendungen; das Meiste aber muß ich für

Digitized by Google

eigenhändige Einverleibung aufsparen." Schon mancher Besucher des Henke-schen Cabinets hat gefragt: „Warum setzt sich der Mann mit diesem Schatz in einen so entlegenen Winkel? In jeder großen Stadt würden diese Sammlungen Aufsehen erregen!" Darauf antwortet Henkes Vater immer: „Dazu sind meinem Sohne seine Thiere viel zu schade, um sie dem Staub und Kohlenruß großer Städte auszusetzen." Möglich, daß neben der Liebe zur Heimath dieser Grund bei Henke mitgewirkt hat, um sein Asyl hier aufzuschlagen. Andererseits aber würde es ihm auch gar nicht möglich sein, so wie jetzt Jahre lang auf großen Forschungsreisen von seinen Sammlungen fern zu bleiben, wenn nicht die sorgsame Hand des Vaters unausgesetzt über diesem Kleinod waltete und jeden Schaden davon fern hielte. Jedenfalls aber ist für unsre Gegend dies Dorfmuseum ein Schatz, dessen Werth die ganze Nachbarschaft in Sachsen und Böhmen mehr und mehr erkennt. Von Jahr zu Jahr wächst der Besuch der Sammlung, die der alte Henke allen Fremden gegen ein mäßiges Entrée gern öffnet und mit freudigem Stolze zeigt. Sie hat für den gebildeten Beschauer zugleich das Interesse, welches der Anblick einer selbständigen Geistesrichtung, eines nur aus sich selber entspringenden und durch eigene Kraft geförderten Talentes — auch ein Naturschauspiel! — immerdar in hohem Maße erweckt.

F. Ohnesorge.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Der oberrheinische Eisenbahnzwist. Aus Baden. — Nachdem der Eisenbahnhandel zwischen Elsaß-Lothringen und Baden vorläufig und vielleicht für immer von der Tagesordnung verschwunden, scheint es nicht überflüssig, einen rückschauenden Blick auf die Angelegenheit zu werfen. Wer für öffentliche Dinge Blick und Gedächtniß besitzt, weiß, daß jener Handel nichts weniger als neuen Ursprungs ist; doch entzieht sich wohl der allgemeinen Kenntniß, warum er sich gewissermaßen entspinnen mußte, aus welchen weiter zurückliegenden Ursachen er herzuleiten ist.

Gleich dem benachbarten Württemberg hat Baden sein Eisenbahnnetz mit verschwindend kleinen Ausnahmen, die auch erst der neuesten Zeit angehören, auf staatlicher Grundlage entwickelt. Mit einer gewissen Vorliebe wurde lange Zeit auf diese berechtigte Eigenthümlichkeit gesehen, deren Lob man im Reichstag von Schwaben her zum Theil mit so kräftiger Stimme verkündete. Im Staatsbetrieb der Eisenbahnen wurde eine Art staatlicher Nothwendigkeit erblickt. Auch in diesem Fall sollte jedoch verhängnißvoll werden, was im staatlichen Leben so oft von entscheidender Bedeutung ist,

Digitized by Google

der Geldpunkt. Nicht daß es unmöglich gewesen, den wachsenden Bedürfnissen des Eisenbahnbaues zu genügen; allein nach und nach trat die Frage näher, ob es möglich, in unveränderter Weise möglich, die wachsenden Bedürfnisse der Eisenbahnschuld zu decken. Die Eisenbahnrente steigerte sich nicht mit der Eisenbahnschuld; ihr Sinken ließ den Fall ins Auge fassen, daß die Steuerzahlenden etwa einmal den Fall ins Auge fassen, daß die Steuerzahlenden etwa einmal den Fehlbetrag der Eisenbahneinnahmen tragen müßten. Und der eifrigste Vertreter des Staatseisenbahnsystems wird seinen Eifer abkühlen, wenn die Staatseisenbahneinnahmen hinter den Ausgaben bedenklich zurückbleiben.

Vor Jahr und Tag hörten wir auf einer Württembergischen Bahn einen Schwaben von unzweifelhafter Abstammung äußern: „Der Herr v. Varnbüler hat dem Land viel gekostet. Wenn aber die Schulden erst einmal bezahlt sind, die er für den Eisenbahnbau gemacht, wird es das Land ihm doch Dank wissen, daß er die Eisenbahnen gebaut". Aus der Neuwahl des früheren Premiers scheint sich schließen zu lassen, daß dieser Zeitpunkt, gleichviel wie es mit der Württembergischen Eisenbahnrente steht, bereits eingetreten. Die Verhältnisse liegen in Württemberg allerdings wesentlich anders und zwar wohl wesentlich günstiger als in Baden. Wenn alle Bahnen in Deutschland eine Zukunft haben, so steht für die badischen Bahnen doch eine bessere Zukunft schwerlich unmittelbar in Aussicht. Den entscheidenden Wendepunkt bildet aller Wahrscheinlichkeit nach die Vollendung des Gotthard-Eisenbahnnetzes, aber selbst dann wird es einige Jahre brauchen, bis der neue Handels- und Verkehrsweg die Entwickelung gewonnen, um den betheiligten Bahnen die volle Rente zuzuführen. Die Jahre, die bis zum Eintritt des vermutheten Umschwungs verstreichen, werden für Baden aber dadurch wesentlich drückender, daß in sie die Eröffnung von Linien fällt, die nicht nur keine Steigerung, sondern eine neue Minderung der Eisenbahnrente erwarten lassen. Nachdem die Landestheile, die dem Bahnbau verhältnißmäßig weniger Schwierigkeiten bereiten, mit Bahnen versehen, haben auch die ungünstigeren Landestheile bedacht werden müssen. So wollte es die natürliche Logik des Staatseisenbahnsystems. Man kann sagen, daß das Land damit seine Kräfte übermäßig in Anspruch genommen, Aeußerungen dieser Art sind im Reichstag wirklich gefallen. Allein wie sollte man, so lange die Kreditfähigkeit des Landes nicht erschöpft war, anders verfahren? Die staatlichen Anforderungen sind gebieterischer denn je. Die Geduld der Memeler ist aber nicht allen Deutschen eigen, sie braucht es Gottlob nicht zu sein. Was jener Württemberger über Herrn v. Varnbüler sagte, würde man in Baden ähnlich aussprechen.

Die Lage der Dinge, wie sie geschildert, ist vor der Wiedergewinnung

Digitized by Google

des Reichslandes entstanden, sie ist jedoch durch sie bestimmend, wohl sogar entscheidend beeinflußt worden. Wir zweifeln nicht, daß die vom linken Rheinufer gekommene Wendung schließlich für Baden von günstigen Erfolgen begleitet ist; ebensowenig zweifeln wir, daß die Dinge ungefähr so verlaufen mußten, wie sie bisher verlaufen sind. Ob und wem etwa Vorwürfe zu machen, das zu erörtern oder festzustellen fühlen wir kein Bedürfniß. Mit der Bemerkung können wir freilich nicht zurückhalten, daß die Dinge wohl eine andere Gestalt angenommen hätten, wenn die Entwickelung des Reichseisenbahnwesens in dem Sinne bewerkstelligt worden wäre, der wiederholt (1871 II, 199; 1872 II, 743) an dieser Stelle dargelegt worden. Vielleicht hat sich der Mangel des Reichseisenbahnamtes gerade in dieser Hinsicht besonders nachtheilig fühlbar gemacht. Freilich war es dann eine eigene Fügung, daß das neue Reichsorgan eben von der Seite Anfechtungen erfahren mußte, der es möglicherweise auch jetzt noch besondere Dienste leisten kann.

Die Geschichte des Eisenbahnhandels zwischen Elsaß-Lothringen und Baden scheint an die mannichfaltigen leidigen Streitigkeiten zu erinnern, die sich früher in Deutschland von Land zu Land abspielten, wo keiner angefangen haben, aber auch keiner wieder aufhören wollte und über den Streit der Streitgegenstand mehr oder weniger vergessen wurde. Doch läßt sich nicht verkennen, daß Baden durch die allgemeine Lage der Verhältnisse sich im Nachtheil befand. Nicht genug, daß die lebhaften Sympathieen für das wiedergewonnene Grenzland jede Meinungsäußerung, die dem herrschenden Interesse entgegenzulaufen schien, erschwerten, waren die Anschauungen über die Reichseisenbahnen in einer Art schwärmerischer Unklarheit befangen. Es machte den Eindruck, als gefalle sich der starkerregte Volkssinn in dem Gedanken, daß das endlich gewonnene Staatswesen nun auch gleich eigene Eisenbahnen habe. Die Staatseisenbahnsystemvertreter erhoben sich zum Theil sogar zu einem Reichseisenbahnsystem, einem Plan, dem glücklicherweise unter den Eindrücken der Lasker'schen Enthüllungen rasch der Garaus gemacht worden. Ob die Reichseisenbahnen den Werth wirklich darstellen, den sie bei Berechnung der Kriegsentschädigung bildeten, das wurde eine Zeit lang als unpatriotische oder auch als müßige Frage angesehen. Erst die hohen Neuforderungen für die Erweiterung des Reichseisenbahnnetzes haben eine Wandlung in den Ansichten herbeigeführt, die dann unter dem Einfluß der badischen Gegenbestrebungen sich schnell und mit leidlicher Entschiedenheit vollzogen hat. Der Antrag Hammacher, den wahren Werth der Reichseisenbahnen festzustellen, bezeichnet die gegenwärtigen Anschauungen, und das wachsende Bestreben, dem Reichsland möglichst selbständige Einrichtungen zu geben, in Verbindung mit der stärker hervortretenden Nothwendigkeit, die Befugnisse des Reichs in Bezug auf das Eisenbahnwesen klar und scharf hinzustellen, wird wohl eher

oder später die Ueberführung der Reichseisenbahnen in die elsässisch-lothringische Landesverwaltung vermitteln. Die luxemburgischen Bahnen können kein entscheidendes Hinderniß bilden, im Ueberlassungsvertrag ist bereits die Substituirung einer andern Verwaltung an Stelle die Reichsverwaltung vorgesehen.

Vergegenwärtigt man sich dies Zusammenwirken von Umständen, so muß die Entwickelung des Eisenbahnhandels, was Baden betrifft, sehr erklärlich, selbst natürlich erscheinen. Der badischen Verkehrspolitik sind Vorwürfe gemacht, es ist ihr allein die Schuld beigemessen worden. Man vergesse nur nicht, daß diese Politik von vor 1871 datirt und daß die neue Verkehrspolitik, die so zu sagen nicht bloß oder wesentlich von Norden nach Süden und umgekehrt, sondern nach allen Richtungen sich bewegen soll, in diesem Augenblick wohl fest stehen, aber nicht bereits verwirklicht sein kann. Fehlt dazu doch die allseitige Entwickelung der Verkehrsbeziehungen. Knüpfen sich doch nur langsam, vielleicht zu langsam die Verbindungen mit dem Elsaß, die zum Theil schon — wie die Schiffbrücken über den Rhein — in französischer Zeit angestrebt wurden. Mag sein, daß man in Baden den Handel etwas idealer, von einem höheren Standpunkte hätte auffassen können; allein ist darum an der reichsfreundlichen Gesinnung des Landes zu zweifeln? War es eine Verletzung, eine Schädigung der Reichsinteressen, wenn die Landesinteressen vorangestellt wurden, wo sie vorangestellt werden durften? Und ist es denn überall so zweifellos, was das Reichsinteresse gebietet? Es ist vielleicht mit mancher Beeinträchtigung von Reichsinteressen verbunden gewesen, daß das Reichseisenbahnamt erst jetzt und nicht schon zu einem früheren Zeitpunkt ins Leben gerufen wurde. Wo waren aber die Hinderungsgründe? Haben die Einwendungen vom Süden her die Schaffung des neuen Reichsorgans aufgehalten oder haben sie nicht vielmehr nur seine richtige Gestaltung gefördert? Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der lobenswerthe Eifer für die Sache zur Einseitigkeit in der Beurtheilung der Sachlage verleitete.

Man wird möglicherweise alles das einräumen, und doch den Zweifel noch nicht für beseitigt halten, ob der Eisenbahnhandel nicht einer politischen Verstimmung zum Ausdruck verholfen, nicht dazu gedient habe, einen Stimmungsumschwung der nationalen Kreise in Baden zum Durchbruch zu bringen. Der politische, nicht der sachliche Gesichtspunkt wird in den Vordergrund der Erörterung gerückt. Von Verstimmung zu reden, dazu liegt unsers Bedünkens keinerlei Grund vor, so wenig wir die Möglichkeit leugnen wollten. Man trete der Erhöhung der Tabaksteuer ernstlich näher und es wird sich eine solche Verstimmung entwickeln, wie von den noch immer nicht sich beruhigenden Verfechtern dieser Steuerreform für unmöglich gehalten zu

Digitized by Google

werden ſcheint. Aber die reichen Gaben, die für die ſturmbeſchädigten Landsleute der Nord- und Oſtſeeküſte nach dem Norden gefloſſen, haben ſie nicht auch bewieſen, daß der werkthätige Sinn im Süden noch ebenſo rege wie im Feldzuge iſt? Andere Beweiſe des Eifers und der Theilnahme für das Reich haben nicht gefehlt. Von einer Stimmungsänderung kann dagegen, wie wir glauben, allerdings geredet werden. So hoch wie die Wogen der Begeiſterung bei und nach Gründung des Reichs gingen, gehen ſie heute nicht mehr, ſo ungetrübt wie damals iſt heute die Stimmung gegenüber dem Reich nicht mehr; vielleicht mangelt es etwas mehr als gut und natürlich an der Friſche und Freudigkeit, die vorhanden ſein könnten und ſollten. Läßt ſich das aber nur in einem Theil des Reichs, läßt es ſich nicht vielmehr im ganzen Reich wahrnehmen? und wenn letzteres, iſt darin nicht am Ende ein Vorgang zu erblicken, der zwar ernſt, jedoch keineswegs bedrohlich erſcheint? Falls der Vergleich nicht überſchwänglich, geht es hier nicht, wie es in der beſten Ehe geht, wo die Wonnen des Brautſtandes und die Freuden der neuen Ehe dem Ernſt und den Sorgen des folgenden Lebens weichen, ohne darum vergeſſen zu werden oder wie nicht dageweſen zu gelten? Wie ſie im Gegentheil in wandelloſer Reinheit in der Erinnerung fortleben, ſo wird auch die Flitterzeit des Reichs, die ſchwere Begegniſſe aller Art nur zu ſehr beeinträchtigten, im Sinn des Volks ſich erhalten, ſo wird das Andenken an ſie in ernſten Augenblicken Mahnung, Ermunterung und Stärkung ſein. Jener erſte Aufſchwung, jene erſte Begeiſterung, ſie ſind, und für immer, vorüber: mangeln deshalb Eifer und Treue für das Reich und ſeine hohen Aufgaben? Die kommenden Wahlen, wie ſie auch ausfallen, werden zeigen, daß das Reich feſtgegründet ſteht und um ſeine Fahne die überwiegende Mehrheit der Nation ſich ſchaart.

Ein beachtenswerther Vorgang, der auf das Erlahmen des Intereſſes am Reich und ſeiner Weiterbildung zurückgeführt werden könnte, legt in der That davon Zeugniß ab, daß die Grundlagen des großen Staatsweſens entwickelt genug ſind, um nun auch Aufgaben, die übrigens mehr ſcheinbar als wirklich dem Reichsintereſſe Abbruch thun, geſteigerte Aufmerkſamkeit widmen zu können. Wir meinen die ſtärkere Betonung der Landesangelegenheiten, die eine Zeit lang gegenüber den Reichsangelegenheiten merklich zurücktretend mit ſtarkgemindertem politiſchen Intereſſe behandelt wurden. Ein gewaltiges Ereigniß wie die Wiederaufrichtung des Reichs mußte das politiſche Intereſſe zunächſt allein in Anſpruch nahmen. Die Nation mußte ſich in ihrem neuen großen Staatsweſen erſt heimiſch machen. Die tauſenderlei Beziehungen, in denen Einzelne wie größere und kleinere Kreiſe zum neuen großen Ganzen ſtehen, mußten ſich erſt zurechtlegen, ehe die Frage nahe treten durfte, wie denn nun die Länder reichsgemäß zu geſtalten und umzugeſtalten ſeien. Hätte

man diese Frage alsbald nach Gründung des Reichs stellen und beantworten wollen, der Vorwurf des Partikularismus wäre mehr denn je verdient gewesen. Andererseits würden die Parteien, die sich die reichsfreundlichen nennen und in der Entwickelung des Reichs ihre Hauptaufgabe erblicken, die Vorwürfe des Unitarismus und wie die Schlagwörter heißen, verdienen, wenn sie jetzt, wo die Gestaltung des Reichsstaatswesens entsprechend weit gediehen, der Neu- und Umgestaltung des Landesstaatswesens sich entziehen wollten. Länder und Reich bilden ein Ganzes, sie sind nur in engster Wechselbeziehung zu denken. Wenn wir uns der Besorgniß noch nicht ganz zu entschlagen wissen, daß die politische Thätigkeit in den Ländern die im Reich lähmen oder brach legen könne, wird die zunehmende Erfahrung diese Besorgniß mehr und mehr als unbegründet erkennen lehren. Als glückliche Fügung der deutschen Geschicke auch für das Gedeihen des Reichs muß es angesehen werden, daß die Aufgabe der innern Politik, die seit Jahrzehenden auf der Tagesordnung stehend, nun ihrer Verwirklichung entgegengeht, die Neugestaltung der innern Verwaltung auf der Grundlage der Selbstverwaltung und Verwaltungsrechtspflege, daß diese Aufgabe gerade zu der Zeit zur Lösung gelangt, wo die Länder durch das Reich eine neue wesentlich veränderte Stellung sich angewiesen sehen. Man darf getrost behaupten, daß das Reich, wenn auch nur mittelbar, auf die Lösung dieser Landesfrage maßgebend einwirkt. Das Reich erstreckt seine Zuständigkeit unmittelbar nur auf gewisse Gebiete der staatlichen Thätigkeit, die Fülle staatlicher Aufgaben sehen sich die Länder nach wie vor vorbehalten. Dadurch wird nicht ausgeschlossen, daß das Reich in einer Art moralischer Nöthigung die Länder zu Neugestaltungen hinleitet, Einrichtungen der Länder unter einander ausgleicht und mit seinen eigenen Gesammtzwecken in Einklang setzt. In diesem Sinne vollziehen sich in den Ländern mannichfache Wandelungen. Wir gedenken hier einer, die Baden betrifft, weil sie deutlich beweist, daß man in Baden nichts weniger als daran denkt, sich der Reichsströmung zu entziehen. Es sind die Bestrebungen für Einführung einer Städteordnung, die wir im Auge haben. Dem norddeutschen Leser, der von Jugend auf immer nur von Städteordnungen hörte, wird die Bedeutsamkeit der Thatsache nicht unmittelbar einleuchten. Wer die Geschichte des süddeutschen Gemeinderechts kennt, wird Gewichtigkeit und Neuheit des Vorgangs zu würdigen wissen. Solche Wandlungen vollziehen sich aber nach Art des heutigen Staatslebens nicht ohne rege politische Thätigkeit, sie müssen Ergebnisse des Volkslebens sein, sobald sie im Volk wurzeln, sobald sie mit ihm verwachsen sollen. Und darum läßt sich wohl sagen, daß, wenn heutzutage die politische Thätigkeit in den Ländern augenfälliger hervortritt, das nur im Sinne der Ergänzung und Vervollständigung der

Digitized by Google

Thätigkeit im Reiche geschieht. Die Gesetze, nach welchen das öffentliche Leben in Reich und Ländern sich regelt, sind schwerlich schon sicher zu erkennen. Gewiß ist, daß eine stete Wechselwirkung, daß sozusagen ein Tauschverkehr stattfindet, stattfinden muß. Ohne die lebendigste staatliche Thätigkeit ist unser nationales Doppelsein nicht möglich.

Beim elsässisch-badischen Eisenbahnhandel hat sich wieder die alte deutsche politische Schwäche gezeigt, den öffentlichen Dingen ohne die nöthige Gelassenheit und Ruhe zu folgen. So viel wir unleugbar in der praktischen Politik gelernt haben, es will sich immer nicht die Neigung verlieren, die politischen Aufgaben mit einer beträchtlichen Beimischung von deutscher Empfindung und Empfindsamkeit zu behandeln. Der oberrheinische Eisenbahnhandel könnte zur Lehre dienen, daß zaghafte Besorgnisse eher zur Verwicklung als zur Lösung der Frage führen, und wenn diese Lehre nicht ganz unbeachtet bliebe, wäre der Gewinn durch mancherlei Mißlichkeiten und Mißhelligkeiten nicht zu theuer erkauft. Jedenfalls sollte aber daran festgehalten werden, daß, wenn von einem Wechsel in der Stimmung, von keiner Verstimmung, sondern von einer Umstimmung zu sprechen, derselben Umstimmung, die sich, ob man es nun eingestehen will oder nicht, im ganzen Reich vollzogen hat, weil sie sich nothwendig vollziehen mußte.

△.

Nach den Wahlen. Aus Straßburg. — Die Wahlen zu den Bezirkstagen sind vorüber und das Reichsland hat seine erste politische Probe bestanden. Mit begreiflicher Spannung sah man dem Resultate entgegen. War doch zum ersten Male seit der Beendigung des Krieges der Bevölkerung Gelegenheit gegeben, ihre politische Meinung zu äußern, und waren doch die verschiedenartigsten Ansichten über den Ausgang des von Vielen als gefährlich angesehnen Aktes verbreitet. Mit voller Befriedigung kann die Regierung auf den Ausgang sehen, sie kann in den Wahlen mit vollem Recht im großen und ganzen eine Gewähr für die Richtigkeit der von ihr bisher verfolgten Politik erblicken. Wenn wir zunächst von der Stadt Straßburg absehen, über deren Wahlen später noch ein Wort folgen soll, so wurden überall verständige und ruhige Männer von der Bevölkerung zu ihren Vertrauensmännern ernannt. Nirgends zeigte sich eine größere politische Aufregung, nirgends trat eine systematische feindselige Opposition in größerem Maße hervor. Durchweg sind die Gewählten örtliche Notabilitäten, die sich meist schon im öffentlichen Dienste, in der Gemeinde und dem Bezirke, bewährt hatten. Mit Bestimmtheit kann vorausgesagt werden, daß in keinem der drei Bezirke die Bezirksvertretungen der Regierung politische Schwierigkeiten bereiten werden; nirgends werden die den Bezirkstagen gewährten Befugnisse zu feindlichen Demonstrationen benutzt werden. Die Wahlen sind durchaus ein Zeugniß für den gesunden, praktischen Sinn des Volkes. Sie zeigen, daß das Reichsland bereit ist, auf dem Boden der vollendeten Thatsachen mit der deutschen Regierung gemeinsam an der Verwaltung des Landes und der Förderung seiner Interessen zu arbeiten. Aber allerdings geht auch die Tragweite des erreichten Erfolges nicht weiter. Von drei bis vier Ausnahmen abgesehen kann keiner der Gewählten als positiv deutsch gesinnt bezeichnet werden. Sie alle wollen nicht als Deutsche, sondern als Elsässer gelten,

sie wollen zunächst nur die rein lokalen Interessen ihres Bezirkes vertreten; über denselben hinaus haben sie ihre Blicke noch nicht gerichtet. In ihnen kommt der elsässische Partikularismus zum Ausdruck, der aber als sichere Grundlage für einen späteren Fortschritt zur deutschen Gesinnung dienen wird. — Die Regierung hatte sich meist einer direkten Beeinflussung der Wahlen enthalten, nur in Lothringen scheint man es hie und da für nothwendig befunden zu haben, die Bevölkerung in der alten, von Napoleon ihr eingepflanzten Gewohnheit, einen officiellen Candidaten der Regierung wählen zu können, erhalten zu müssen. In den andern Gegenden wurden die Candidaten in weitaus den meisten Fällen von den Bürgermeistern der einzelnen Kantone selbständig aufgestellt und vielfach war die Regierung sogar in der Lage, die an sie gebrachten Ansuchen um Unterstützung eines Candidaten zurückzuweisen.

Wie tief die napoleonischen Wahlsitten in der Bevölkerung noch sitzen, zeigte sich an manchem für unsere Vorstellungen wunderlichen Vorkommniß. Auffallender aber war es, daß weder die ultramontane noch die chauvinistische Partei sich lebhaft an dem Wahlkampfe betheiligten. Was die erstere betrifft, so ist deren Einfluß auf die Landbevölkerung jedenfalls ein sehr großer, und wenn sie von demselben hätte Gebrauch machen wollen, so würde es ihr in vielen Kantonen nicht schwer gefallen sein, einen eignen Vertreter aufzustellen und zu wählen. Ueberall aber zeigte die Partei eine versöhnliche Haltung, sie machte keinen Versuch, die Leidenschaften des Volkes zu erregen und in ihrem eignen Interesse auszubeuten. Der Grund hiervon läßt sich gegenwärtig noch nicht klar erkennen. Doch hat es fast den Anschein, als wolle der Bischof von Straßburg in seinen alten Tagen nicht in einem ununterbrochnen Kampfe mit der Regierung liegen; die energischen Maßregeln, welche die Regierung in diesem Frühjahr gegen die ultramontanen Umtriebe ergriffen hat, insbesondere die Verbannung des Generalvikars Rapp sind dem alten Herrn persönlich sehr nahe gegangen. Es scheint (auch andere Anzeichen sprechen dafür), daß er es jetzt bedauert, sich von den Heißspornen in seiner Umgebung und seiner Familie soweit haben hinreißen zu lassen, um jene Umtriebe zu dulden, und daß er für die Zukunft es vorzieht, sich um die weltliche Politik nicht zu kümmern. Ob diese Erklärung die richtige ist, oder ob jene Enthaltsamkeit, welche die ultramontane Partei bewiesen hat, nur ein politisches Manöver war, dessen Zweck gegenwärtig noch nicht erkannt werden kann, soll dahin gestellt bleiben. Für die Zukunft aber und für die Beurtheilung der jetzigen Wahlen ist die Thatsache von Wichtigkeit, daß die ultramontane Partei von ihrem Einfluß keinen Gebrauch gemacht hat. Eine entschiedne Niederlage hat dagegen die chauvinistische Partei erlitten; das haben die Wahlen klar gezeigt, daß die Bestrebungen, welche aus dem Elsaß ein deutsches Venetien machen möchten, in der Bevölkerung gar keinen Boden haben. Die chauvinistische Partei predigte Wahlenthaltung und mit Ausnahme weniger Orte war die Betheiligung an den Wahlen eine durchaus normale. Die Zahl der Wählenden ist noch nicht aus allen Kantonen bekannt; soweit sie aber bekannt ist, haben durchschnittlich sich 40 Prozent der Wähler an den Wahlen betheiligt. In Mülhausen, Kolmar und einigen andern Orten kam zwar eine Wahl in dem ersten Wahlgange nicht zu Stande, die Nachwahlen aber haben erwiesen, daß auch in diesen

Städten die Chauvinisten eine Herrschaft nicht auszuüben vermögen.*) Der Einfluß dieser Partei auf die Landbevölkerung ist gleich null und es zeigt sich jetzt, daß die verhältnißmäßig große Zahl derer, die im vorigen Jahr für die französische Nationalität optirt haben, dies nicht sowohl unter dem Drucke der französischen, als der ultramontanen Partei gethan haben.

Eine besondere Stellung nehmen die Wahlen von Straßburg ein. Hier wurden bekanntlich der abgesetzte Bürgermeister Lauth mit seinen 3 Beigeordneten gewählt. Diese Wahlen erscheinen in erster Linie als eine Antwort der Bevölkerung auf die von der Regierung auf ein Jahr verlängerte Suspension des Gemeinderaths. Indem die Regierung, ohne die Versuche abzuwarten, die von Seiten des Gemeinderaths, um zu einer Verständigung zu gelangen, vorbereitet wurden, die zweimonatliche Suspension auf ein Jahr ausdehnte, verzichtete sie eigentlich im Voraus darauf, in Straßburg gemäßigte Wahlen zu ermöglichen. Unter den gegebenen Umständen aber kann die Straßburger Wahlbewegung als ein günstiges Zeichen betrachtet werden. Mitten aus den Kreisen der alt angesessnen Bürgerschaft, von Häuserbesitzern, Handwerkern, wohlhabenden Rentiers wurde die Candidatur des Herrn Julius Klein, des frühern provisorischen Maires, aufgestellt, eines Mannes, der in voller Ueberzeugungstreue und Unerschrockenheit sein Programm der Versöhnung und des Anschlusses an Deutschland vertheidigt und während schwieriger Zeiten, mitten in einem leidenschaftlich erregten Gemeinderath verfochten hat. Die Wahlen haben gezeigt, daß Klein in der Bürgerschaft nicht allein steht, daß zahlreiche Altstraßburger, wenn sie auch noch nicht alle den Muth haben, es offen zu bekennen, in ihm den Mann sehen, der allein geeignet ist, die Stadt würdig zu vertreten. In den diesjährigen Wahlen ist zwar Klein gegen Lauth unterlegen. Den großen und unermüdlichen Anstrengungen gegenüber, welche die Lauthische Partei für ihren Candidaten machte, war es um so bedauerlicher, daß die eingewanderten Deutschen eine überaus große Apathie an den Tag legten. Von 700 eingewanderten Wählern, die in dem Kanton, in welchem Klein als Candidat aufgestellt war, wahlberechtigt sind, haben kaum 200 ihre Stimmen abgegeben! Die Majorität, mit der Lauth siegte, betrug aber nur 400 Stimmen! In allen Kantonen der Stadt erhielten die Candidaten der gemäßigten und versöhnlichen Partei eine ansehnliche Minorität, die, wenn die Wahlagitation deutscher Seits von geschickteren Händen geleitet worden wäre, bedeutend vermehrt hätte werden können. Immerhin aber ist das Resultat der Straßburger Wahlen der Nachweis, daß in Straßburg eine gemäßigte und versöhnliche Partei existirt, und daß Männer vorhanden sind, die geeignet und bereit sind, an deren Spitze zu treten. Mag es auch noch längere Zeit währen, bis diese Partei die Majorität sich erwirbt, die Thatsache ihrer Existenz zeigt einen Fortschritt, dessen Bedeutung nicht zu unterschätzen ist. M.

Kaufmännisches. Aus der Provinz Preußen. — Die stillen Hoffnungen, die sich für uns an die Kaiserreise nach St. Petersburg knüpften,

*) Als charakteristisch verdient es übrigens bemerkt zu werden, daß das Organ der chauvinistischen Partei, die Frankfurter Zeitung des Herrn Sonnemann, es nachträglich lebhaft bedauert hat, daß in Mülhausen die demokratische, d. h. die französische Partei keine eignen Candidaten aufgestellt hat.

ſcheinen ſich leider in keiner Weiſe zu erfüllen. Es wäre lächerlich, behaupten zu wollen, daß der enthuſiaſtiſche Empfang des greiſen Monarchen bei der Durchfahrt und dem hieſigen Aufenthalt davon irgendwie beeinflußt war: die Provinz Preußen hat ſich auch in den Zeiten ſchwerſter Leiden ebenſo durch Loyalität als durch Freimuth ausgezeichnet und iſt in ihren Anſprüchen ſtets beſcheiden geweſen. Aber der Umſtand, daß Fürſt Bismarck den Kaiſer begleitete, konnte doch zu der Annahme berechtigen, daß in der ruſſiſchen Hauptſtadt nicht nur Freudenfeſte gefeiert werden ſollten, ſondern nebenher auch Zeit zu Conferenzen über mancherlei ſehr ernſte Angelegenheiten übrig bleiben möchten. Daß wir zu dieſen ſehr ernſten Angelegenheiten auch die Regulirung unſerer Verkehrsverhältniſſe mit dem Nachbarreiche zählten, mag uns nicht verdacht werden. Sie gehörte, wie uns ſchien, mit in erſter Linie zu den „brennenden" Fragen, die endlich eine diplomatiſche Löſchung forderten, denn ſie brannte ſchon länger als fünfzig Jahre und die Wunden, die ſie verurſachte, waren ſehr ſchmerzlich geweſen. Daß ſie ſich in den letzten Jahren vielleicht weniger fühlbar machten, hatte doch nur ſeinen Grund darin, daß die Provinz bei dem ganz allgemeinen geſchäftlichen Aufſchwung in Deutſchland nicht unbetheiligt bleiben konnte, wenn alle Kräfte angeſpannt wurden, daraus auch für uns den möglichen Nutzen zu ziehen; aber wenn ein auf der rechten Seite Gelähmter auch einmal den geſunden linken Arm doppelt anſtrengt, ſo muß er doch hinter denen zurückbleiben, die bei gleich günſtigen Conjuncturen alle ihre Gliedmaßen frei bewegen können. Man wäre verſucht, darauf den Vers zu machen:

Es bleibt die alte Miſère immer —
Nur einmal geht's beſſer und einmal geht's ſchlimmer.

Es wurde denn auch von den Berichterſtattern nicht vergeſſen zu bemerken, daß, wann und wie lange Conferenzen zwiſchen den Fürſten Bismarck und Gortſchakof ſtattgefunden hätten, und es fehlte nicht an Andeutungen, daß auch die gegenſeitigen Grenzbeziehungen Gegenſtand der Unterhaltung geweſen wären und ſogar irgend ein freundnachbarliches Abkommen erzielt ſei. Nun hat Fürſt Bismarck aber in der Kammer offen herausgeſagt, daß ſich daſſelbe jedenfalls auf den Tarif nicht bezieht, und ſo wird uns alſo der alte Schuh noch länger drücken, natürlich um ſo ſchmerzlicher, je mehr der Fuß, der ihn tragen muß, auswächſt. Wenn der Herr Reichskanzler zur Motivirung beifügt, in Handelsſachen folge jeder Staat derjenigen Politik, die er ſeinen eigenen materiellen Intereſſen am erſprießlichſten erachte, ſo mag damit allerdings eine Wahrheit ausgeſprochen ſein, die aus der Erfahrung hergeleitet worden, aber tröſtlich kann uns dieſer Ausſpruch unmöglich ſein. Wir ſind denn doch auch, obgleich wir uns gern beſcheiden, von dieſen hohen diplomatiſchen Dingen nichts zu verſtehen, der unvorgreiflichen Meinung, daß man dieſe Wahrheit nicht ſo einfach überall gelten läßt, ſondern in anderer Richtung ſeine freundſchaftlichen Beziehungen gerade nach dem Grade des Entgegenkommens bei billigen Forderungen beſtimmt und dadurch, wenn man ſonſt nur das nöthige Gewicht hat, ſo lange einen geſunden Druck auszuüben beliebt, bis der gute Nachbar einſieht, daß Muſikanten, die mit einander ſpielen wollen, auch ihre Inſtrumente auf denſelben Ton bringen müſſen. Wenn Rußland berechtigt iſt, nur immer auf ſeinen

Digitized by Google

Nutzen zu achten und Preußen immer verpflichtet bleibt, sich dadurch schädigen zu lassen, so mögen wohl „höhere" Rücksichten der Politik dieses ungleiche Verhältniß erträglich erscheinen lassen; uns aber, die wir davon unmittelbar betroffen werden, mag erlaubt sein zu constatiren, das das Preußen nach den großen Kriegen von 1866 und 1870 nach dieser Seite hin noch immer keine günstigere Stellung einnimmt, als das Preußen der heiligen Alliance oder des Bußganges nach Olmütz, daß es sich heute, wie damals, eine societas leonina gefallen zu lassen für gut befinden muß. Es bleibt ein wenig demüthigend für den deutschen Nationalstolz — und einen solchen giebt's ja doch, wie Fürst Bismarck gewiß gern anerkennen wird — hören zu müssen, daß eine Grenzsperre, wie sie sonst in Europa überall unerhört ist, geduldet werden muß, weil ein Reich, das sich doch in jeder anderen Hinsicht zu den europäischen Staaten gezählt wünscht, in Handelssachen nach wie vor zu Asien gehören will. Sollte es richtig sein, was schon laut genug vermuthet wird, daß Rußland seinen deutschen Ostseeprovinzen die Russifizirung annehmlicher zu machen hofft, wenn es die engherzigen Interessen einiger Industriellen begünstigt, die von dieser Sperre Nutzen haben? Es wäre nicht undenkbar.

Auch der deutsche Reichstag hat bei seinen Beschlüssen in Zollangelegenheiten auf unsere alten und gerechten Klagen nur sehr geringe Rücksicht genommen. Wenn uns hier die Regierung in dankenswerthester Weise mit dem Vorschlage einer Aufhebung der Eisenzölle entgegenkam, so hat sie doch nur theilweise durchdringen können und sich im Uebrigen begnügen müssen, eine Zollermäßigung durchzusetzen. Die Einfuhr aller Arten von Eisen wird erst frei sein, wenn die dem Schutzzoll ergebenen Eisendistrikte Deutschlands die jetzige günstige Conjunctur gründlich ausgenutzt haben. So lange werden wir, die maschinenbedürftigste Provinz, unseren Bedarf theurer bezahlen müssen zu Gunsten einer Industrie, die der englischen und amerikanischen Konkurrenz soweit gewachsen ist, um eines Schutzes nicht mehr zu bedürfen. — Auch bei dem von unserm Handelsministerium in Vorschlag gebrachten neuen Eisenbahntarif nach Raum und Gewicht würden wir gegen die westlichen Provinzen zu kurz kommen. Das Vorsteheramt der Königsberger Kaufmannschaft hat dieserhalb kürzlich ein sehr beachtenswerthes Gutachten abgegeben. Dasselbe erkennt zwar im Allgemeinen den Fortschritt zu gesünderen Grundsätzen mit bestem Dank an, macht aber mit bestem Recht darauf aufmerksam, daß, wenn ebenso den östlichen vorwiegend Ackerbau treibenden und Getreide ausführenden Provinzen, wie den westlichen industriellen geholfen werden solle, der ermäßigte Spezialtarif nicht nur mineralische, sondern auch landwirthschaftliche Rohprodukte berücksichtigen müsse. Namentlich für unsere Provinz und für die Ostbahn kommen dabei sehr stark die vertragsmäßigen Normativbestimmungen mit Rußland in Frage. Schon jetzt stellt sich der Versandt von Getreide auf der Linie Königsberg-Berlin in Folge derselben für uns um circa 1 $^{7}/_{8}$ Sgr. pro Centner theurer, als für die Russen (11 Sgr. gegen 9,7 Sgr.). Nach dem neuen Tarif würden sogar, wie das Vorsteheramt berechnet, 12,5 Sgr. gezahlt werden müssen. Bei dem großartigen Umfang dieser Eisenbahnversendungen würde die Differenz von großer Erheblichkeit sein und unseren Handel schädigen. Flachs, Hanf und Heede, worin das Königsberger Geschäft dem Rigaer und Petersburger jetzt

zwar noch nicht ganz gleich, aber doch ebenbürtig ist, würde bei dem neuen Tarif auf dem hiesigen Markt gar nicht mehr gehalten werden können. Wir hoffen, daß diese sachgemäßen und eindringlichen Vorstellungen nicht ohne Erfolg bleiben werden. Es ist wahrlich nicht ein Einzelnes, was uns beschwert und um vieles Guten willen ertragen werden kann, sondern wo auch der Hebel angesetzt wird, um für das Allgemeine Erleichterungen herbeizuführen, immer ist die Provinz Preußen wegen ihrer unglücklichen Lage nicht das Objekt, das gehoben wird, sondern der harte Boden, auf den der Hebel drückt, um an anderer Stelle die Last zu ermäßigen. — Die Corporation der Königsberger Kaufmannschaft hat kürzlich ihr 50jähriges Jubiläum gefeiert. Daß dabei vortrefflich gegessen und getrunken ist, versteht sich von selbst: aber auch ein bleibendes Andenken an den Tag ist durch die Herausgabe einer sehr beachtenswerthen und auch für weitere Kreise interessanten Monographie über den Königsberger Handel (offenbar von derselben geschickten Hand verfaßt, die auch in den Jahresberichten nicht unbemerkt geblieben) gestiftet. Sie geht bis zu den ersten unbedeutenden Anfängen unter der Ordensherrschaft zurück, beachtet alle die Umstände, die im Lauf von sechs Jahrhunderten auf den Handel des Platzes begünstigend und schädigend eingewirkt haben, giebt überall ein möglichst zuverlässiges, statistisches Material, aus dem sich z. B. ergiebt, daß unsere Getreideausfuhr gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hier an Umfang erst wieder in den letzten Jahren des gegenwärtigen erreicht ist, und schenkt namentlich auch den Institutionen Beachtung, die im Jahr 1823 nach einem längeren Provisorium durch die Corporation der Kaufmannschaft ersetzt sind. Da erfahren wir denn, daß früher jede der drei Städte Königsberg ihre eigene Kaufmannszunft hatte, daß die Aufnahme in dieselbe nur den Großbürgersöhnen leicht erreichbar, Fremden aber recht kostbar war, und daß man in diesen Verbänden durch Privilegien aller Art ein Handelsmonopol zu behaupten suchte. Namentlich wurde das alte Stapelrecht sorglich gehütet, das die kleinen Städte der Provinz zwang, ihre Waaren zunächst in Königsberg acht Tage lang auf den Markt zu stellen und den einheimischen Kaufleuten feilzubieten. Gegen „fremde Sieger" war man sehr erbittert, ebenso gegen die Genossen, die heimlich für Auswärtige Commission betrieben, aber es gelang doch nicht einen Eid durchzusetzen, der diese Geschäfte hintertreiben sollte, weil die Regierung eher die Handelsfreiheit begünstigte, die dem Lande zu gut kam. Doch wird man die alten Kaufherrn nicht zu voreilig engherziger Gesinnungen zeihen dürfen; ist doch nicht zu vergessen, daß sich die Regierung stets mit Vorliebe an die Kaufmannszünfte wandte, wenn sie des Geldes benöthigt. Erst die Aufhebung der Leibeigenschaft und der gewerblichen Zwangs- und Bannrechte konnte auch dem Handel freie Wege schaffen. N—s.

Literatur.

Platons Leben von Karl Steinhart, Leipzig, Brockhaus 1873. — Mit dem, was wir über Platons Leben wissen, ist es nicht viel besser bestellt, als mit unserer Kenntniß des Lebens Jesu. Denn scheiden wir nach gewissenhafter Prüfung alles Mythische und Zweifelhafte in den Berichten über sie aus, so ist des Historischen und Sicheren, das übrig bleibt, so wenig,

daß wir daraus allein weder ein Interesse an jenen Männern, noch eine wesentliche Aufklärung über ihr geistiges Wesen und ihren Charakter gewinnen. Ein Unterschied zwischen beiden findet aber darin statt, daß während in den Nachrichten über den Stifter der christlichen Religion sich nur die Andacht und Verehrung seiner Anhänger thätig zeigt, Haß und Liebe im Verein mit noch anderen Ursachen gleichmäßig gearbeitet haben, um jede in ihrer Weise das Bild des griechischen Philosophen zu entstellen. Nur aus einem solchen Zusammenwirken von mehreren Ursachen erklärt es sich, daß uns das Bild eines Mannes verdunkelt worden ist, den wir allem Anderen nach erwarten müßten im hellsten Lichte historischer Kenntniß zu finden, der zu den berühmtesten und angesehensten Männern seiner Zeit gehörte und unter seinen Schülern namhafte Schriftsteller zählte. Sowie unsere Ueberlieferung über Platon einmal beschaffen ist, kann sein Leben nicht erzählend dargestellt, sondern nur kritisch bearbeitet werden. Steinhart ist nicht der Erste, der sich dieser Aufgabe unterzogen hat, wohl aber der Erste, der hierbei von einer sicheren Grundlage ausgegangen ist, von einer Uebersicht und Beurtheilung der Quellen, aus denen wir unsere Kenntniß von Platon's Leben schöpfen. Und hierin liegt das Hauptverdienst des Buches. Außerdem zeichnet es sich durch Gründlichkeit der Forschung und Klarheit der Darstellung vor andern Arbeiten über denselben Gegenstand aus, und wird sich manchen Freund gewinnen durch den Enthusiasmus und die Verehrung für den großen Philosophen, von der das Ganze getragen ist. Kurz, das Werk ist so, wie wir es von St. erwarten konnten, und läßt lebhaft bedauern, daß es nur Fragment geblieben und der Verfasser durch den Tod verhindert worden ist, dem Leben Platon's auch noch eine Darstellung seiner schriftstellerischen Thätigkeit und seiner Philosophie hinzuzufügen. Aber auch das Bruchstück, so wie es uns geboten wird, nehmen wir hin in dankbarer Erinnerung an den Verfasser, dessen Verdienste um Anregung und Förderung des Studiums der alten Philosophie bei allen Mitforschenden unvergessen bleiben.

rh.

W. Storck: „Buch der Lieder aus der Minnezeit." Münster. (Ad. Russels Verlag) 1872. — Wer die Erzeugnisse der sogenannten Minnesänger in ihrer historischen Bedeutung erkennen und genießen will, kann sich die Mittel zum Verständniß ihrer Sprache heutzutage bequem und leicht erwerben. Eine Uebersetzung kann also nur den Zweck haben uns das, was etwa in diesen Poesieen bleibenden ästhetischen Werth hat, unmittelbar zugänglich zu machen. Dazu nun hätte die Uebersetzung vor Allem reiner sein müssen: dem Verfasser ist offenbar über dem Studium des Mittelhochdeutschen das neuhochdeutsche Sprachbewußtsein etwas unsicher geworden. Ausdrücke wie: Schick, Ton, Katzen, Merker verwendet er in Bedeutungen, welche unserer Sprache fremd sind, er construirt „vergessen" mit auf (z. B. „Auch hat die liebe Nachtigall vergessen auf ihr schönes Lied,") und bildet Wörter wie „lauterlich, seliglich, grimmiglich;" er gebraucht nicht nur „freuen" für „erfreuen," „Kunft" für „Ankunft," „hinnen" für „von hinnen," was man ja am Ende noch verstehen kann, obgleich das Alles grobe Verstöße gegen Regel und Gewohnheit unserer Sprache sind, sondern er redet auch gänzlich unverständlich S. 378:

Ist es nicht an meiner Frau ein böser Wank?
Wer ihr dient, dem wird ein schwacher Lohn gewährt.

oder S. 144.

Ganz verschwunden ist ihr (der Haide) Leid
Durch des lichten Maien Blüthe,
Den bekränzt gar reiche Bluth.

Von den übersetzten Liedern scheidet sich zunächst eine kleine Anzahl aus, welche mit den übrigen in Form und Ton gar wenig gemein haben. Das sind einige kurze, einfache sehr ansprechende Lieder älterer Dichter, wie des Kürnbergers und Dietmars von Aist, und eine Reihe sehr schmuckloser, aber frischer und anmuthiger volksliedartigen Reime Ungenannter wie das bekannte: „Du bist mein, ich bin dein, des sollst Du gewiß sein" oder, was gewiß nicht hierher gehört:

Floret silva undique,
Nach meinem Gesellen ist mir weh;
Der Wald ergrünt an jeder Stelle,
Wo bleibt so lange mein Geselle?
Der ist geritten hinnen:
O weh, wer soll mich minnen?

Sodann ragt aus dem Troß natürlich weitleuchtend Walther von der Vogelweide, nur Schade, daß gerade bei ihm die Mängel der Uebersetzungskunst am fühlbarsten sind. Namentlich „Unter den Linden auf der Haide" ist sehr ungeschickt wiedergegeben. Man vergleiche nur:

Kuster mich? wol tusentstunt:	Küßt er mich im stillen Grund?
tandaradei,	Tandaradei!
seht wie rot mir ist der munt.	Seht wie roth mir ist der Mund.

und den Schluß:

Und ein kleines vogellin	Und das kleine Vögelein
tandaradei,	Tandaradei!
daz mac wol getriuwe sin.	Wird ja zuverlässig sein.

G. A. Weiske übersetzte hier:

Küßt er mich? Wohl tausendmal;
Tandaradei!
Wie mein Mund glüht, seht einmal.

und:

Und ein kleines Vögelein,
Tandaradei!
Das wird wohl verschwiegen sein.

Betrachten wir nun die Hauptmasse, etwa 200 Lieder. Ueber Inhalt und Geist ist oft gesprochen, wir halten uns hier allein an den Eindruck, welchen sie in der Uebersetzung machen. Die sprachliche Form erscheint in dieser trotz alles Reimgeklingels als breite, nüchterne Prosa ungefähr im Stile der meisten christlichen „Dichtungen" unserer kirchlichen Gesangbücher; die Aehnlichkeit wird überraschend, wo der Gegenstand derselbe ist. So heißt es S. 308.

Man belehrt uns aus den Schriften:
Ohne Dich, o heilger Geist,
Könne Niemand Gutes stiften,
Weil Du stets, o Gott, es weißt,
Wie der Menschen Herz Dich mein' und minne Dich;
Mir auch leite Herz und Sinne,
Daß sie Sünde meiden, und erhöre mich,
Gott und Vater, durch die Minne,
Die uns erwies dein Sohn von Anbeginne.

Digitized by Google

Namentlich Herr Albrecht von Johannsdorf zeichnet sich in diesem Stile aus. Aber die eigentlichen Minnelieder sind gerade so. Obgleich fast alle Dichter angeblich die tiefste und glühendste Leidenschaft besingen, bleibt doch ihr Stil so farblos, daß man kaum seinen Augen traut, wenn man einmal einem Bilde begegnet. Das müssen überhaupt seltsame Dichter gewesen sein, die unermüdlich mit denselben Redensarten von Frühling und Liebe singen und die von einer 30 Jahre lang vergötterten Frau in all der Zeit nicht zu einem eigenen und neuen Ausdrucke begeistert werden. Aber nicht allein die sprachliche Form, die ganze Behandlung des Gegenstandes ist im höchsten Grade dürftig: das Lob, die Freude und die Klage sind so allgemein gehalten, daß es einem schwer wird an die Echtheit dieser Gefühle zu glauben, zumal die Herren sich in ihren Schmerzen recht wohl zu gefallen scheinen. So singt Graf Otto von Botenlauben S. 340:

Ich habe selbst erwählt mir süßen Kummer
Und lieb ihn mehr als aller Blumen Schein;
Der ist ein Thor, der drum mich hält für dummer u. s. w.

während Graf Rudolf von Neuenburg ungleich vernünftiger schließt S. 103:

Eines wohnt mir tief im Herzen,
Davon leid' ich Sehnsuchtsschmerzen;
Das bedrängt in meinen Sinnen,
Stets von Außen mich und Innen.
Alles dies bewirkt das Minnen;
Warum mußt ich's auch beginnen! —
Laß das Fluchen, dummer Gauch;
Hasts gewollt, nun trag es auch! —

Während uns aus der handwerksmäßigen Einförmigkeit der meisten Lieder eine auffällige Gedankenarmuth entgegengähnt, finden wir in andern leere Gedanken- und Reimspielereien, wie z. B. Herzog Heinrich von Breslau seine hartherzige Geliebte bei dem Mai, der Sommerwonne, der Haide, dem Klee, dem Wald, der Sonne und Frau Venus verklagt, als diese ihm aber versprochen, der Grausamen all ihre Gaben vorzuenthalten, doch wieder für sie bittet:

Ihr zartes Wesen könnt' es nicht ertragen,
So laßt mich sterben, leben sie!

Wer sich mit diesen Dichtungen längere Zeit beschäftigt, muß jeden ästhetischen Maßstab verlieren, denn einerseits wird man von dieser Menge Redensarten so abgestumpft, daß man gewiß auch manchen schlichten Ausdruck wirklichen Gefühls nicht mehr empfindet, andererseits erquickt der kleinste eigenthümliche und persönliche Zug wie ein Wunder von Poesie. Solche erquickendere Ausnahmen sind unter Andern S. 48 das Lied von Hadloub und S. 209 das „Rosenlachen" des Toggenburgers und vor Allem alle Lieder Nidharts. Man mag nun aber diese Ausnahmen noch so hochstellen, so ist doch zu hoffen, daß ein Volk, welches sich seit einem Jahrhunderte der reinsten und schönsten Lyrik erfreut, an diesen Poesieen kein Gefallen mehr finden wird.

E. A.

Ausgegeben: 18. Juli 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Mythologie und Moral.

Die Zusammenstellung von Mythologie und Moral kann zunächst befremden, da zwischen beiden in der That kein besonders nahes Verhältniß besteht, nach der gewöhnlichen Ansicht überhaupt kein anderes, als das eines ziemlich schroffen Gegensatzes. Daß bis vor Kurzem Mythologie sogar als Lehrfach an höhern Mädchenschulen betrieben wurde, verdankte sie jedenfalls nicht ihrem moralischen Gehalt, sondern dem Umstand, daß ohne einige Kenntniß jenes Gebietes in der That Manches in den Werken unserer klassischen Dichter ebenso wenig verstanden werden kann, wie die Werke der griechischen Bildhauer und auch Manches in den Werken der italienischen Maler, deren Kenntniß doch mit zur allgemeinen Bildung gehört. Bei den neuesten Dichtern haben die Anspielungen auf die alte Mythologie in demselben Maße abgenommen wie die Literatur überhaupt echt national geworden ist und zwar neudeutsch, so daß auch die von Klopstock und einzelnen Neuern versuchte Einführung der altgermanischen Mythologie keine Wurzeln mehr schlagen konnte, weil diese Welt dem lebendigen Gefühl der Gegenwart eben so fremd geworden ist, wie die antike, welche doch den Vorzug größerer Bestimmtheit und geistiger Bedeutsamkeit ihrer Gestalten besaß. Moralisch Bedenkliches böte allerdings die altdeutsche Mythologie weniger als die antike, oder wenigstens nicht in so verführerisch plastischer Gestalt, denn frei von Elementen jener Art ist auch sie keineswegs. Aber es ist ja längst anerkannt, daß das Unmoralische in aller Mythologie bloßer Schein ist, weil es aus einer Zeit und Weltanschauung herrührt, welche den Unterschied des menschlichen Geistes von der Natur, oder den Unterschied der sinnlichen und sittlichen Seite innerhalb der menschlichen Natur, noch gar nicht erfaßt oder wenigstens noch nicht festgestellt hatte, daß jene zweideutigen Geschichten alles Anstößige für unser Gefühl verlieren, sobald wir den natursymbolischen Sinn erkennen, der den menschenähnlichen Gestalten der Götter und ihren Thaten zu Grunde liegt. Moralischen Gehalt gewinnen dieselben freilich dadurch nicht, aber sie werden in die sittlich indifferente, rein ästhetische Beleuchtung versetzt, in der sie auch dem späteren Alterthum schon erschienen. Wenn einzelne Götter- und Heldengestalten schon in der Blüthezeit der griechischen Poesie und Plastik einen mehr und mehr sittlichen Charakter annahmen, so geschah dies auf Kosten des im engern Sinne mythologischen der älteren Zeit, der bereits

Digitized by Google

verdunkelt war, oder durch künſtleriſch veredelnde Darſtellung allmählich in den Hintergrund gedrängt wurde. Zu offenem Kampfe zwiſchen beiden Elementen kam es natürlich nie, weil das ſittliche Bewußtſein nur langſam heranreifte und von ſelbſt Verſtändigung mit dem Beſtehenden ſuchte; der Gegenſatz konnte aber auch darum nie ſo ſchroff werden, wie man ihn wohl ſich vorgeſtellt hat, weil die Mythologie ja gar nicht bloß jene Liebes- und Diebsgeſchichten von Göttern enthielt, welche unmittelbar gegen menſchliche Sitte verſtießen, ſondern eine Menge anderer Ereigniſſe, und weil ja keineswegs alle Naturweſen menſchenähnliche Götter- oder Geiſtergeſtalt angenommen hatten. Es blieb alſo immer noch ein weiter Spielraum für mythenbildende Thätigkeit der Phantaſie, und dieſe konnte ihrem Drange genügen, ohne mit den Forderungen der Sittlichkeit in Streit zu gerathen, ja ſogar in den Dienſt derſelben treten.

Die Mythologie war von Anfang an nicht ſo faſt eine Art und Weiſe geweſen, die Natur überhaupt aufzufaſſen, ſondern ein erſter, natürlich unbewußter Verſuch, ſie zu erklären, gerade da, wo ſie dem Menſchen übermächtig oder räthſelhaft entgegentrat. Als allgemeinſter Erklärungsgrund diente die Annahme einer weit reichenden Beſeelung der Naturweſen, mit welcher auch eine lebensvolle Beziehung derſelben auf einander gegeben war, und zwar nicht bloß eine ſinnbildliche Spiegelung des einen in anderen, ſondern eine durchgreifende, unmittelbare Sympathie, Wechſelwirkung und Möglichkeit der Verwandlung verſchiedener Geſtalten des Daſeins ineinander. Dieſe Geſammtanſchauung konnte den naiven Verſtand nicht leicht irgend einer einzelnen Naturerſcheinung gegenüber ganz rathlos laſſen, ſie war ſehr dehnbar und hatte eine faſt ſchrankenloſe Tragweite; doch mußten für ihre Anwendung auf einzelne Fälle noch beſondere Motive hinzugedacht werden, welche der allgemeinen Fähigkeit der Naturweſen, Einwirkungen von einander zu empfangen, eine beſtimmte Richtung gaben, und Motive dieſer Art lieferte natürlich am meiſten der Menſch ſelbſt, mit ſeinem unerſchöpflichen Trieb nach Umgeſtaltung der ihn zunächſt umgebenden Welt. Wenn Griechen und Germanen auf die Frage nach dem Urſprung des Menſchengeſchlechts unter andern die Antwort fanden, daſſelbe ſei aus Steinen oder Bäumen erwachſen, ſo konnte dieſe Anſicht leicht ſo umgekehrt werden, daß Menſchen auch wieder in Steine und Bäume verwandelt werden können, deren auffallende Eigenſchaften vielleicht aus jener Umwandlung ſich erklärten; aber es mußte dann ein beſonderes Schickſal, das die Menſchen vielleicht durch eigene Schuld ſich zugezogen hatten, hinzugedacht werden, um das Eintreten der Verwandlung in einem beſtimmten Zeitpunkt zu motiviren. Der Glaube, daß menſchliches Handeln, und zwar nicht bloß im privaten, ſondern auch im öffentlichen Leben durch außergewöhnliche Naturerſcheinungen als Kundgebungen

Digitized by Google

göttlichen Willens vorbedeutet, ja gleichsam gefordert und geleitet werde, konnte die Umkehrung erfahren, daß hinwieder menschliches Thun in die Naturordnung eingreifen könne, wenigstens mittelbar, durch Veranlassung eines göttlichen Einwirkens auf die Natur. Dieser Schluß war freilich schon kühn und eröffnete weitgreifende Folgerungen, aber er lag im Bereich der mythologischen Gesammtansicht und empfahl sich besonders zur Erklärung der vielfachen in der Welt bestehenden Uebel, welche man nicht unmittelbar aus göttlicher Naturordnung, sondern nur aus menschlichen Uebelthaten herleiten zu können glaubte. Mit solchen Betrachtungen, welche aus tiefem, sittlich-religiösem Gefühl geschöpft waren, stand die Mythologie allerdings bereits an der Grenze ihres Bereiches und untergrub ihre eigenen Grundlagen, abe in solchen Widersprüchen bewegt sich alles geschichtliche Leben.

Auch das weit über die heidnische Götterwelt hinaus zu reineren religiösen Begriffen vorgedrungene Judenthum ist noch lange und oft genug in jene alte Vermischung von natürlicher und sittlicher Ordnung zurückgefallen. Erst das Christenthum hat principiell die Ansicht überwunden, daß zwischen äußerem Glück und innerem Werth des Menschen ein ursächlicher Zusammenhang, ein Gleichgewicht oder eine beständige Ausgleichung stattfinde; aber die kirchliche Lehre und Praxis hat das große Prinzip des leidenden Messias auch nicht immer rein gehalten, sie hat nur allzu oft göttliche Strafwunder in Gestalt von schreckhaften oder zerstörenden Naturereignissen erkannt oder gar selbst herbeigerufen. Der christliche Volksglaube vollends, der Jahrhunderte lang von der Kirche verwahrlost, an heidnischen Erinnerungen zehren mußte, hat in zahllosen Sagen und abergläubischen Vorstellungen die Grundansicht der alten Mythologie bis an die Schwelle der neuesten Zeit, der Volksschule, der populären Naturwissenschaft und Bibelkritik, mit sich geschleppt. Wie nahe dieser christliche Volksglaube oder, billiger ausgedrückt manche Glaubensvorstellungen des christlichen Volkes älterer Zeit, den Ansichten des Alterthums betreffend den Zusammenhang zwischen Naturordnung und menschlichen Thaten stehen, zeigt z. B. eine Vergleichung der „Metamorphosen" des Ovid mit deutschen oder slavischen Volkssagen. Der römische Dichter giebt freilich keine unmittelbaren Volkssagen, an die er etwa selber noch glaubte, sondern ihm ist der bereits in gelehrter oder poetischer Form überlieferte griechische Sagenstoff nur noch ein Mittel, seine üppige Phantasie in allen Richtungen spielen, in allen Farben schillern zu lassen. Darum verfällt er auch zuweilen in der Verkettung und Ausdeutung der einzelnen Sagen in eine spitzfindige Künstlichkeit, die uns eher frostig als lebenswarm anmuthet. Ueberdies bleibt oft unklar, ob eine Verwandlung, die er erzählt, die Erschaffung einer ganzen neuen Gattung von Wesen bedeuten und vertreten soll, oder nur einzelner Individuen, so daß das Bestehen der Gattung

Digitized by Google

als ſolcher vorauszuſetzen wäre. Wenn zum Beiſpiel die Narciſſe da erblüht ſein ſoll, wo der Jüngling Narciſſus aus eitler Liebe zum Spiegelbild ſeiner Schönheit im Waſſer zerfloſſen war (Metam. 3, 341 bis 510), ſo wollte der Dichter damit ohne Zweifel die Entſtehung der erſten Narciſſe überhaupt erklären, obwohl Perſon und Name des Jünglings offenbar umgekehrt von der Blume entnommen war. Wenn dagegen die zürnende Göttin Latona eine Schaar von Bauern, welche ihre Bitte um Waſſer verhöhnt hatten, in Fröſche verwandelt (Met. 6, 317—81), ſo wird hier doch kaum an erſte Erſchaffung der Fröſche überhaupt zu denken ſein, obwohl die Schilderung ausführlich iſt und bei einer meiſt geſellig lebenden Thiergattung die Mehrzahl der Individuen, welche durch die Verwandlung geſchaffen werden, nicht gegen jene Annahme ſpräche. Etwas anders verhält es ſich, wo durch die Verwandlung nicht eine Gattung, ſondern ein Einzelweſen von ſo eigenthümlicher Beſchaffenheit entſteht, wie z. B. der Fels am Vorgebirge Sipylus (Metam. 6, 146—312) Dieſer hatte wohl von jeher durch ſeine ſeltſame Aehnlichkeit mit einer Frauengeſtalt beſondere Aufmerkſamkeit erregt; er war ein Stein-Individuum, ganz einzig in ſeiner Art, und konnte eben dadurch eine mythologiſche Erklärung veranlaſſen, wie die von Niobe, welche dort aus Schmerz über den Verluſt ihrer Kinder verſteinert ſein ſoll.

Bei der Verwandlung von Menſchen in Thiere entſtehen beſonders Vögel, nicht bloß weil die dem Leib entfliehende Seele häufig unter dem Bilde eines Vogels gedacht wurde, ſondern weil die Vögel durch ihre Begabung mit menſchenähnlicher Stimme zu mythologiſchen Deutungen von der beſagten Art beſonders geeignet waren. Daher finden wir eine Menge ſolcher Verwandlungen bei Ovid; aber gerade hiefür bieten auch die germaniſche und ſlaviſche Sage bekannte Parallelen, z. B. vom Kukuk und der Eule, vom Wiedhopf und Kibitz, in denen die Seelen von Menſchen ſtecken ſollen, die für irgend eine Hartherzigkeit göttliche Strafe verdient hatten.

Der Glaube an ſolche Verwandlungen ging meiſtens von der Wahrnehmung irgend einer auffallenden Eigenſchaft aus, welche die betreffenden Thiere in ihrer Geſtalt, Stimme, Bewegung oder Lebensweiſe an ſich tragen. Von anderer Art ſind Verwandlungen, welche nur in der allgemeinen mythologiſchen Vertauſchungsfähigkeit der Geſtalten ihren Grund haben und darum auch nicht von Dauer ſind, wie z. B. das Erſcheinen von Hexen in Thiergeſtalt. Der Glaube an Werwölfe und Vampyre aber geht von jener Nachtſeite der menſchlichen Natur aus, welche in der That an thieriſches Weſen ſtreift und darum bei einigen Völkern den düſtern Glauben an ein regelmäßiges, zur Buße dienendes Herabſinken ſündhafter Menſchenſeelen in

Digitized by Google

Thierleiber erzeugt hat, während die heitere Dichtung der Thierfabel mehr auf der umgekehrten Beobachtung beruht, daß sich die Thierseele in mannichfachen Kundgebungen bis an die Grenze menschlicher Intelligenz erhebt.

Es ist bemerkenswerth, daß neben dem Uebergang von Menschenseelen in Thiergestalten ein Fortleben oder Neuaufleben in Gestalt von Pflanzen wünschenswerther und eher als Belohnung denn als Bestrafung erschien. Dieses Motiv hat unter Anderm jenen in der Sage und Poesie vieler Völker vorkommenden Zug veranlaßt, daß aus dem Grabe frommer Menschen edle Blumen hervorsprossen und daß die Seelen Liebender, die das Leben trennte, nach dem Tode in Gestalt von Pflanzen, die sich umschlingen, vereint erscheinen. Aber das Reich der Seelen ist nicht eingeschränkt auf das der organischen Natur. Die schwerer vorzustellende, aber bei Ovid vorkommende Verwandlung von Menschen in Sternbilder, oder Versetzung auf Gestirne (wovon der ungemein weit verbreitete, aber verschieden gedeutete „Mann im Monde" das bekannteste Beispiel ist) erinnert uns zugleich, daß die Seele im Elemente des Lichtes oder Feuers auch auf der Erde fortleben kann. Das reine Licht zwar ist Element und Sinnbild eines überirdischen seligen Lebens, aber für irdische Todespein eignet sich das mehr oder weniger unreine Feuer; daher kommt der bekannte Volksglaube, daß die Geister von Marktfrevlern als Irrlichter („feurige Männer") ihr nächtliches Treiben fortsetzen müssen.

Aber bis hinab in das sonst für todt geltende Steinreich dringt die Alles beseelende Zauberkraft der mythologischen Phantasie und „die Steine reden", wenn nicht aus eigenem Sprachvermögen, doch mit dem Wiederhall eines in ihnen erstarrten Lebens. Menschenähnliche Gebilde in Tropfsteinhöhlen, seltsam gestaltete einzelstehende Felsen im Gebirg oder in der Ebene haben von jeher die Sage veranlaßt, daß lebende Wesen in jene Gestalt verzaubert worden seien; nur sind es nicht immer Menschen und die Verwandlung wird sehr verschieden motivirt. Ein berühmtes Beispiel aus dem Alterthum haben wir bereits angeführt, nicht minder bekannt ist das der Eurydike; während aber deren Versteinerung als Strafe den Orpheus traf, der dem Verbote zuwider sich nach der aus der Unterwelt befreiten Gattin voreilig umsah, läßt das Alte Testament die Gattin Loth's zur Salzsäule werden, weil sie selbst auf den Untergang von Sodom und Gomorrha zurückblickte. Die deutschen Alpenländer kennen Aehnliches, so Baiern die Sennerin Agnes, welche wegen ihrer Schönheit vom Teufel verfolgt, von der Jungfrau Maria durch Verwandlung in einen Felsen gerettet wurde und alljährlich die Sonnenwende mit Jauchzen begrüßt. Die Parallele der von Apollo verfolgten und in einen Lorbeerstrauch verwandelten Daphne, sowie die der Memnonssäule, der die Morgenröthe seelenhaften Klang entlockt,

Digitized by Google

liegt hier nahe genug. Am Eingänge der Tomilinshöhle auf dem auch ſonſt ſagenreichen Pilatusberg in der Schweiz ſteht der heil. Dominik, in Geſtalt eines acht Fuß hohen Felſens; ſein Haupt iſt ein beweglicher ſogenannter Gnappſtein und er lehnt ſich an einen tiſchförmigen Felſen hinter ihm. Wenn man das Echo in der Höhle durch den Ruf des Namens Dominik weckt, ſo antwortet der Stein. Er ſoll urſprünglich ein Rieſe geweſen ſein, der das Land zu überwachen hatte, einſt aber, als er eingeſchlafen war und beim Erwachen Krieg ausgebrochen fand, vor Schreck erſtarrte. Auf einer Alpe in Unterwalden wurden Jäger, welche am Frohnleichnamstag ungeſcheut ihrem leidenſchaftlichen Gewerbe nachgingen und bei dem aus dem Thal heraufdringenden Schall der Glocken nicht niederknieten, in Steinſäulen verwandelt.

Der vorhin erwähnte Untergang zweier Städte durch Schwefelregen, zur Strafe für die Unſittlichkeit ihrer Bewohner, erinnert uns, daß das Alte Teſtament noch ein viel größeres Strafwunder dieſer Art kennt, eine Vertilgung des ganzen ſündhaften Menſchengeſchlechts bis auf eine Familie durch Waſſerfluth. Eine Verwandlung findet dabei allerdings auch ſtatt, trifft aber, wie bei der Sage von der Entſtehung des todten Meeres nicht die Menſchen, ſondern die Geſtalt der von ihnen bewohnten Erdoberfläche und führt uns zu einer neuen Reihe von Beiſpielen moraliſirender Mythologie. Es handelt ſich hier um Naturereigniſſe, welche wirklich ſtattgefunden haben, nur nicht gerade in dem Umfang und jedenfalls nicht aus der Urſache, welche von der Sage angenommen werden. Dieſe ſelbſt iſt übrigens hier weniger mehr von vorherrſchender Phantaſie geleitet; es iſt bereits ein grübelnder Verſtand, der ſtatt ſymboliſcher Beziehungen reale Cauſalverhältniſſe ſucht, und nur aus Mangel an umfaſſender Kenntniß der Thatſachen und Geſetze der Natur dieſe mit moraliſchen Urſachen verwechſelt oder vermiſcht.

Die Sage von der Sündfluth (eigentlich Sinfluth d. h. allgemeine Ueberſchwemmung) iſt bekanntlich dem jüdiſchen Volke nicht eigenthümlich, ſondern ſie findet ſich, zunächſt als Lokalſage, bei den meiſten Völkern, deren Land die zur Erklärung nöthigen Eigenſchaften darbietet. Wie der Untergang von Sodom und Gomorrha ſich aus vulkaniſcher Beſchaffenheit jener ganzen Gegend erklärt, ſo die meſopotamiſche Fluthſage aus dem periodiſchen Anſchwellen und Austreten der dortigen großen Ströme in der Regenzeit. Das periodiſche Ereigniß wird dann, nach einem alle Mythologie beherrſchenden Naturgeſetz, unter Mitwirkung eines religiöſen Intereſſes, ſpäter in der geſchichtlichen Ueberlieferung gleichſam ſummirt, concentrirt oder condenſirt, und als ein einmaliges Ereigniß der grauen Vorzeit dargeſtellt. Dieſe allgemeine Erklärung der Fluthſagen wird wohl gültig bleiben, auch wenn fortſchreitende geologiſche und antiquariſche Entdeckungen ergeben ſollten, daß das

itized by Googl

älteſte Menſchengeſchlecht eine letzte große Periode neptuniſcher Erdbildung erlebt habe; denn Sagen davon würden ſich ja wohl nicht auf die Völker fortgepflanzt haben, bei denen wir die gewöhnliche Fluthſage finden.

Ganz dieſelbe Bewandtniß, nur auf kleinerem Gebiete, hat es mit der das ganze ſchweizeriſche und auch das angrenzende öſterreichiſche Hochgebirge durchziehenden Sage, daß große Alpen, welche einſt reichen Ertrag geliefert hatten, durch Schuld der Menſchen, welche die Gaben Gottes verachteten oder vergeudeten, in unfruchtbare Wüſten verwandelt worden ſeien, indem ſie entweder durch Bergſtürze mit Schutt überdeckt oder von den vorrückenden Gletſchern eingenommen wurden. Was aber in dieſer großartigen Weiſe vom Hochgebirge erzählt wird, findet ſich mit den entſprechenden Veränderungen und kleineren Dimenſionen auch im Flachland und überall. Wenn an der Nordſee und Oſtſee ganze reiche Städte ins Meer verſunken ſein und nur zeitweiſe noch aus der Tiefe herauf ſchimmern ſollen, ſo ſind es an ſchweizeriſchen Seen kleinere Ortſchaften oder Theile derſelben, oft auch nur einzelne Schlöſſer, deren Untergang die Sage erzählt. Sie hat meiſtens *lokale* hiſtoriſche Anhaltspunkte, aber die moraliſche Motivirung drängt ſich vor, in mannigfachen Variationen verbunden mit rein mythiſchen Elementen. Die Thatſache, daß im Jahre 1435 zwei Straßen der Stadt Zug in den See verſanken, wird mit einem Liebesverhältniß zwiſchen einem Bürgersſohn und einer Nixe in Verbindung gebracht. Der Untergang einer Ortſchaft am Thunerſee wurde dadurch herbeigeführt, daß ein Zwerg, bei nächtlichem Ungewitter ein Obdach ſuchend, von den Einwohnern abgewieſen wurde, während er bei einem alten Paar in ärmlicher Hütte ſo gaſtliche Aufnahme fand wie die einkehrenden Götter bei Ovid (Met. 8, 621—725, wo die beiden Alten ſchließlich zum Lohn für ihre Frömmigkeit in Bäume verwandelt werden). Burgen verſanken, weil ihre Herren das Volk mißhandelt hatten, Bergwerke ſtürzten ein, weil die Arbeiter ihren Gewinn verpraßten, u. ſ. w. Aus den volkreichen Thälern dringt das Verderben allmählich herauf bis in die einſame und ſonſt glückſelige Stille des Gebirges, wo die Elemente der Natur freilich gewaltig ſind, aber erſt losbrechen, nachdem menſchliche Schuld ihren Frieden gebrochen hat.

Es iſt Thatſache, daß die Alpenwirthſchaft im Lauf der Zeit zum Theil darum herunter gekommen iſt, weil man, wie in der Ebene, den Boden immer nur ausnutzte, ohne ihm etwas zurückzugeben. In neueſter Zeit hat man angefangen, dies einzuſehen und die Ertragskraft der Natur durch künſtliche Ernährung wiederherzuſtellen. Aber die Volksſage, welche vom Verfall früherer Herrlichkeit berichtet, datirt aus früherer Zeit und iſt freilich auch durch Naturverhältniſſe und -ereigniſſe veranlaßt, gegen welche keine menſchliche Kunſt etwas vermag. Sehr bemerkenswerth iſt nun aber, daß die

Digitized by Google

Sage nicht eintönig und gleichförmig immer nur von der Verschlimmerung spricht, welche durch menschliche Schuld herbeigeführt wurde, sondern auch ohne jenen trübsinnigen negativen Nachsatz in der Schilderung der ehemaligen Herrlichkeit sich gefällt, welche dann ganz die Farben des goldnen Zeitalters der Alten annimmt, wo Milch und Honig flossen (Ovid, Met. 1, 101—12), oder die des Schlaraffenlandes der neueren Zeit. So heißt es denn z. B.: Einst wuchsen die saftigsten edelsten Futterkräuter bis auf die höchsten Gräte der Alpen, und die Kühe gaben davon so reichliche Milch, daß man sie in weite Gruben oder Teiche melken mußte, so daß ein Senne in diesem Fett wirklich ertrinken konnte. Man baute Treppen aus Käsen und scheuerte sie mit Butter u. s. w. Man sieht, wie leicht bei solcher ins Grotesk-Komische fallenden Uebertreibung (welche übrigens auch nicht mehr volksthümlich ist) die Kehrseite und die Wendung sich einstellen konnte, daß die kindliche Freude am Ueberfluß in Uebermuth und Verschwendung umgeschlagen habe. Doch war diese Consequenz nicht nothwendig gegeben, und gegenüber der Frage, warum denn das goldene Zeitalter nicht andauern konnte, hat die Volkssage einen Ausweg gefunden, ohne in die Klage über fortschreitende Verschlechterung der Menschen zu verfallen. Sie erzählt nämlich an einigen Orten, die goldene Zeit der Alpen sei wirklich nicht ganz verschwunden, sondern dauere noch fort, aber freilich nur in einem von der jetztigen Menschenwelt abgeschnittenen, kaum mehr zugänglichen Hochthal mitten im Gebirge, aus welchem zuweilen noch das Jauchzen der glückseligen Hirten herüber schalle. Diese für eine Volkssage fast nur zu schöne und tiefsinnige „Sage vom verlornen Thal", wie sie Rochholz genannt hat, erinnert deutlich genug an manche Dichterstellen, im Allgemeinen an Schillers Spruch:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual —

besonders aber an Uhlands „Ruhethal" und „die verlorene Kirche." Es liegt darin das alte und immer neue Sehnen der vom Leben ermüdeten Seele nach der goldenen Jugendzeit, der ersten Heimat, welche, wenn sie auf Erden nicht mehr zu finden ist, über den Wolken gesucht wird, in dem Lande, wohin die Vorfahren vorangegangen sind, um in ewiger Jugend fortzuleben als verklärte Geister. Daß der Eingang zu jenem Thale nicht im Bereich der Sinnenwelt liegt, versteht sich bei dieser sentimentalen Deutung von selbst; wir dürfen aber dieselbe auch nicht zu weit treiben, denn die Volkssage kennt wenigstens Spuren des verlorenen Weges und die geographische Wissenschaft bestätigt, daß noch bei Menschengedenken Pfade über das Gebirge führten, welche seither ungangbar oder ganz unsichtbar geworden sind. Skandinavische Sagen von einem oft plötzlich in der Bergwildniß aus unzugänglicher Gegend her hörbaren Gebrüll von Heerden, welche dem Volke der

Digitized by Google

Bergriesen gehören sollen, weisen auf rein mythischen Ursprung. Auf Island herrscht der Glaube, im Innern der Insel wohne ein eigenes Menschengeschlecht, bestehend aus geflüchteten Verbrechern und Verbannten. Ins Gebirge gebannte Geister von Uebelthätern kennt auch die schweizerische Sage in Masse, und es befinden sich darunter auch die Geister von jenen Sennen, welche durch ihre Ruchlosigkeit die Verschüttung der schönsten Alpen verschuldeten; aber diese unseligen Geister sind ja das gerade Gegentheil der seligen im „verlornen Thal", welche statt ewigen Fluches Segen auf das Thal herabrufen. Immerhin müssen die Naturereignisse, welche den Weg zum „verlornen Thal" zerstört oder verschlossen haben, dieselben gewesen sein, welche die Verschüttung oder Verschlechterung der Alpen verursachten; und die neuere Naturforschung, welche unter Mithülfe der Alpenklubs diese Gebirge theoretisch eben so fleißig bearbeitet wie die alpwirthschaftlichen Vereine es praktisch thun, hat die Thatsachen so ziemlich ins Klare gebracht.

Zunächst steht im Allgemeinen fest, daß in den Alpen nicht nur innerhalb eines Jahrhunderts, sondern kürzerer Zeiträume, noch immer merkliche Veränderungen des Gesteins und Erdbodens vor sich gehen, durch den langsamen Proceß der Verwitterung, der zeitweise gewaltsame Losreißung von Massen herbeiführt, und durch die Fortschiebung von Schutt und Geröll in den Rinnsalen der rastlosen Wasser. Insbesondere aber ist genau beobachtet und verzeichnet worden das merkwürdige Phänomen eines abwechselnden Vorrückens und Zurückweichens der zähflüssigen Gletschermasse, dessen jährliche Schwankungen sich je nach der Temperatur des vorigen Winters richten. Diese Beobachtungen dienen nicht unmittelbar zur Erklärung der Sagen von Vergletscherung der Alpen, denn Veränderungen, welche einen solchen Raum einnehmen, verlangen auch eine entsprechende Zeit, besonders wenn sie in der Sage sich niederschlagen sollen; aber es gilt hier die oben bei den Fluthsagen geäußerte Bemerkung, daß die Sage, welche ja nur in der mündlichen Ueberlieferung ihr Leben hat, die Erfahrungen von Generationen zu einem durchschnittlichen Gesammtergebniß verdichtet. So konnte im Volksbewußtsein die Ansicht sich festsetzen, daß Alpen von Gletschern eingenommen worden seien, besonders wenn durch einige auf einander folgende kalte Winter das Vorrücken der Gletscher sich verstärkt hatte; was dann die Phantasie mit ihrem natürlichen Gang zur Steigerung solcher Vorgänge noch hinzuthat, war eben nur die Verwandelung des Gesammtergebnisses einer längern Zeitreihe in einen einmaligen gewaltsamen Akt. Ein solcher konnte aber nur als ein Akt göttlicher Allmacht begriffen werden, und diese hinwider konnte nur in Thätigkeit gesetzt werden durch eine Forderung göttlicher Gerechtigkeit gegenüber menschlicher Selbstüberhebung, welche zu allen Zeiten und unter allen Ständen sich äußert. So läuft eine Kette von Ursachen und Wirkungen

Digitized by Google

aus der Natur hinüber in den menschlichen Geist, welcher ja auch seine Naturgesetze hat und unter ihnen das mächtige der moralischen Welt. So lange keine hinlänglich klaren, vollständigen und festen Vorstellungen über den Lauf der Natur, im Unterschied von der sittlichen Welt, durch Erfahrung oder Bildung erworben sind, während andrerseits die Vorstellungen und Gefühle von sittlichen Dingen bereits eine bedeutende Festigkeit und Lebendigkeit erreicht haben, bleibt immer die Gefahr, daß der Verstand, wo seine Naturkenntniß nicht unmittelbar ausreicht, um Naturereignisse zu erklären, die Lücken der Causalität unter Einflüssen von Phantasie und Gefühl ergänze. Dann entsteht noch in verhältnißmäßig später Zeit eine Mythologie nicht aus Mangel an Moral, sondern aus Ueberfluß und Einmischung derselben in das ihr fremde Gebiet der Natur. Denn das wesentliche Merkmal der Mythologie ist nicht so fast der Glaube an eine Vielheit persönlicher Wesen, sondern an ein unmittelbares Eingreifen irgend einer persönlich gedachten Macht in den Naturlauf, statt der mechanischen Gesetze, welchen die Wissenschaft ihn unterwirft. Von diese Standpunkt aus giebt es eine Mythologie des Judenthums und Christenthums so gut wie des Heidenthums, nicht bloß weil jene eine Menge von Vorstellungen aus diesem herübergenommen, sondern weil sie selbst ähnliche neu erzeugt haben, gemäß der allgemeinen Natur theistischer Weltansicht.

Im vorliegenden Fall kann nun bloß noch die Frage erhoben werden, warum das periodische Zurückweichen der Gletscher sich nicht ebenso gut in der Sage reflektire wie das Vorrücken. Diese Frage erledigt sich aber einfach durch die Bemerkung, daß nur das Vorrücken für den Menschen Interesse hat, weil der Gletscher, wenn er zurückweicht, nicht die grüne Trift hinterläßt, die er überflutet hatte, sondern unfruchtbares Gestein, aus dem sich weiter nichts gestalten läßt, nicht einmal eine Sage. — Lehrreiche Angaben über ein starkes Vordringen der Gletscher in Grindelwald um das Jahr 1600, aus einer dortigen Chronik geschöpft, brachte „das Ausland“ 1870, Nr. 9. Man darf aber aus solchen Angaben, auch wenn sie zuverlässig sind, nicht etwa das Alter der Sage selbst erschließen wollen, denn sie entzieht sich ihrer Natur nach jeder chronologischen Eingränzung. Das Phänomen selbst wurde natürlich schon viel früher von den Umwohnern beobachtet und nur in früherer Zeit waren sie auch noch fähig, eine Sage daraus zu gestalten, während die vordringende Bildung der neueren Zeit die Wurzeln der Sagenbildung immer mehr zerstört. Auch ist die langsame Bewegung der Gletscher nicht die einzige Quelle der Sage, da diese an vielen Orten nicht eine Vergletscherung von Alpen behauptet, sondern eine Verschüttung durch Felsgestein, welche in Folge von Bergstürzen immer eintreten kann. Ob die ungefähr seit Anfang des vorigen Jahrhunderts von Naturforschern aufgezeichnete Bemerkung, daß die Grenze des ewigen Schnees nach unten

Digitized by Google

vorgerückt sei, mit einer allgemeinen größern Periode klimatischer Veränderung unsers Erdtheils zusammenhange (welche immerhin verhältnißmäßig unscheinbar sein kann), mögen die Naturforscher ausmachen. Wenn in Folge einer solchen Umstimmung der Temperaturverhältnisse, nicht durch einzelne lokale Bergstürze oder vorgerückte Gletscher, Verkehrswege, die früher im Gebirge bestanden hatten, abgeschnitten worden sind, wie an manchen Orten versichert wird, so konnten solche Wege, auch wenn seither die Verhältnisse sich günstiger gestalteten, nicht leicht wieder in Aufnahme kommen, weil das Bedürfniß unterdessen andere ausfindig gemacht und in Gebrauch gebracht hatte. Auf keinen Fall ist bei unsern Sagen an jene großen geologischen Perioden zu denken, welche in die Sage vom ewigen Juden, schwerlich auf volksthümlichem Wege, hineingetragen worden sind. Derselbe soll bekanntlich eine seiner flüchtigen Ruhestätten in einer Felshöhle auf dem Aargletscher gefunden, aber erklärt haben, bei seinem ersten Besuch dieser Stätte habe er dort unter einer Reblaube geruht, beim zweiten in dichtem Waldgebüsch, beim dritten nun auf einer Eisbank und beim nächstfolgenden werde er das Eis weit ins Thalgelände herunter ausgebreitet finden. Das wäre also eine förmliche Wiederkehr jener großen Eiszeit, vor welcher einst diese Gegenden, aber noch ehe die Alpen bestanden, allerdings mit ganz Europa ein viel milderes Klima genossen hatten. Menschen, welche die damalige Herrlichkeit mit genießen und die Prophezeiung des ewigen Juden vom Untergang derselben mit Schrecken vernehmen konnten, gab es freilich noch nicht! —

Die Signatur unserer Zeit ist nicht so fast das Vorherrschen der Naturwissenschaft, auch nicht das gleichmäßige Vordringen der Natur- und Geschichtswissenschaften zu immer weiterer Erforschung ihrer einzelne Gebiete nach exakten Methoden, sondern das Zusammentreffen der beiden großen Ströme alles Wissens auf einzelnen Punkten, in ihren Versuchen und Ergebnissen. Wie beim Bohren eines Alpentunnels die von beiden Enden vordringenden Arbeiter, zuletzt nur noch durch die dünne Scheidewand getrennt, einander hämmern und hacken hören und an einzelnen Stellen schon einander die Hand reichend das durchbrechende Licht begrüßen, so stoßen heute die vordersten Vertreter einzelner Zweige der Naturwissenschaft mit Geschichtsforschern freundlich und fruchtbar zusammen, und eine verjüngt erstehende Philosophie besiegelt die Verbindung, indem sie die Früchte beider sich aneignet. Die Naturgeschichte, recht eigentlich eine „Geschichte" der Erde geworden, erhebt sich bis dorthin, wo die Alterthumsforschung die Reste der ältesten Menschheit und ihrer Culturprodukte sammelt. Die ältesten Sagen von Thaten und Schicksalen der Menschen können nicht mehr getrennt werden von der naturwissenschaftlichen Erkenntniß der höchsten Stufen organischen Lebens auf der Erde und der letzten Ausgestaltungen des Erkörpers selbst.

Google

Doch können jene Sagen niemals nur aus Naturereigniſſen als unmittelbarer Reflex derſelben erklärt werden, denn ſie ſind weſentlich zugleich Erzeugniß dem Menſchengeiſt inwohnender ſchöpferiſcher Phantaſie und Verſtandesthätigkeit, welche rein pſychologiſch und geſchichtlich zu begreifen ſind.

Die heutige allgemeine Bildung hat mit dem Vermögen, neue Sagen zu erzeugen, auch die Fähigkeit, die alten zu begreifen, faſt ganz verloren; ſie lacht über dieſelben. Aber ſie lacht dann conſequent auch über die Sagen des chriſtlichen Kirchenglaubens, welche ganz nach denſelben Geſetzen gebildet ſind wie die profanen, und wirft mit der ungenießbaren Schale auch den Kern weg, der immer noch genießbar und nahrungskräftig iſt, wenn man ihn nur richtig herauszulöſen verſteht. Das Lachen mag immerhin eine den Menſchen auszeichnende Fähigkeit ſein, aber ein ſicheres Zeichen überlegenen Verſtandes iſt es bekanntlich nicht, und zur vollendeten Bildung ſollte doch auch die Fähigkeit gehören, zu begreifen, warum eine frühere Zeit gewiſſe Glaubensvorſtellungen gehegt, woher ſie dieſelben und was ſie aus denſelben geſchöpft hat. In der Mahnung des Dichters:

> Was du ererbt von deinen Vätern haſt,
> Erwirb es, um es zu beſitzen —

iſt das Weſentliche der Erwerb, der bei geiſtigen Gütern nur in der Erkenntniß des Weges beſtehen kann, auf dem die Väter dazu gekommen ſind. Mit dieſer Erkenntniß gewinnen wir das Recht (welches zugleich ein Bedürfniß ſein kann), uns davon los zu ſagen, gerade weil wir durch jenes Wiſſen uns über die Väter erhoben haben. Es iſt dann das ſtarre Produkt ſpäterer Verdichtung in die durchſichtige Flüſſigkeit früherer Dichtung wieder aufgelöſt und in dieſer Geſtalt für alle Zeit „aufgehoben." Erſt wenn das Volk an einer Auswahl ganz indifferenter Naturſagen, dann vielleicht einiger Geſchichtſagen, an welchen ein patriotiſches Pietätsintereſſe hängt, die Methode jener Auflöſung erlernt hat, iſt es fähig, dann aber auch geneigt, dieſelbe auf den Kirchenglauben anzuwenden. Dieſer wird dann unrettbar in ſeine Atome zerfallen, aber aus ſeiner Aſche wird „der neue Glaube" erſtehen, der in letzter Zeit die Gemüther ſo lebhaft bewegt. Dieſer neue Glaube wird jedenfalls keine mythologiſchen Elemente mehr enthalten, aber er wird auch keine bloße Moral ſein, denn dieſe iſt überhaupt nicht Sache des Glaubens. Zweckmäßigkeit des Univerſums, und insbeſondere gewiſſer Naturreinrichtungen und Naturereigniſſe, welche das Werk der menſchlichen Vernunft fortwährend kreuzen und ſtören, wird ſchwerlich je von der Wiſſenſchaft erkannt, aber auch von dem neuen Glauben nicht mehr verlangt werden. Dieſer wird im Gegentheil ſeine Hauptſtärke gerade darin finden, daß er ſich auf diejenige Zweckmäßigkeit einſchränkt, welche in der Macht des

Digitized by Google

Menschen steht und deren Durchführung allerdings das höchste Ziel aller Moral ist. Diese endlich wird eben dadurch vor der Gefahr gesichert sein, jemals wieder durch übereilte Forderungen eine neue Mythologie zu erzeugen.

Ludwig Tobler.

Wandernde Schauspielerbanden im Alterthum.

Wenn die dramatische Kunst unstreitig seit ihrem ersten Auftreten auch in ihrer anspruchslosesten Erscheinung sich vor andern Künsten der größten Popularität erfreut hat, so muß es von allgemeinem Interesse sein, zu erfahren, wie sie bei den verschiedenen Völkern gepflegt wurde und zu dem culturhistorischen Einflusse gelangt ist, den sie bei gebildeten Nationen zu allen Zeiten besessen hat und noch besitzt. Merkwürdiger Weise liegen die einschlägigen Verhältnisse gerade bei der Nation, der das heutige Europa sein Drama verdankt, bei den Griechen, in fast alles verbergendem Dunkel. Wohl besitzen wir noch eine Anzahl von Tragödien und Komödien, köstliche Reste der größten Zeit der griechischen Geistesbildung, wohl legen eine Menge von Fragmenten und der Nachlaß der dramatischen Dichtung bei den Römern den erleuchtetsten Alterthumsforschern die schöne Aufgabe vor, mit Hülfe mythologischer Ueberlieferungen im Geiste der griechischen Poesie verloren gegangene Dramen ihrem Inhalte nach herzustellen, wohl soll eine gute Anzahl von Anekdoten berühmter und unberühmter Bühnenhelden unsere Neugier befriedigen; aber das, worauf es uns doch auch wesentlich ankommen würde, zu wissen, wie nun eigentlich eine Tragödie oder Komödie von Anfang bis zu Ende von drei Schauspielern agirt wurde, wie man gar mehrere Stücke mit einander verbunden aufgeführt habe, wie die Vertheilung der Rollen vor sich gegangen sei, wie der Chor aufgetreten sei, kurz alle die Fragen, die für eine Inscenirung in Betracht kommen, sie sind auch heut zu Tage trotz vieler Bemühungen nicht genügend beantwortet und werden vielleicht immer ihrer Lösung harren.

Ferner sind uns über die Schauspielerverhältnisse bei den Griechen, woher dieselben kamen, wie sie herangebildet wurden, wie sie lebten und wirkten, äußerst spärliche Nachrichten überkommen. So lange die Bühne von Athen gleichsam das Privilegium scenischer Aufführungen für Griechenland hatte, d. h. im 5. Jahrhundert v. Chr. doch nur kurze Zeit, so lange konnte es nicht schwer sein, den Bedarf durch gebildete Dilettanten und von den Dichtern selbst geschulte Schauspieler zu decken. Anfangs traten die Dichter auch selbst in ihren Stücken auf, dann bildeten sie sich in eigenem

Digitized by Google

Interesse Künstler heran, und schon Sophokles stiftete einen Schauspielerclub, und legte nach dem Charakter der hervorragenden Mitglieder desselben seine Tragödien an, so wie heut zu Tage manche Dichter für bestimmte Schauspieler Stücke zu schreiben pflegen.

Als aber in wunderbar kurzer Zeit Drama und dramatische Kunst anfingen, sich über die ganze griechisch redende Welt zu verbreiten, als von Attika aus nach allen Richtungen hin jede Gemeinde ihre eigene Bühne haben wollte und die Höfe von Sicilien und Macedonien in der glänzenden Aufnahme der athenischen Dichter und ihrer Stücke wetteiferten, woher nahm man da die nöthige Anzahl geschulter Schauspieler, um alle Bedürfnisse gleichmäßig und gleichzeitig befriedigen zu können?

Wir wissen, daß Stücke des Euripides bei seinen Lebzeiten und vor dem Tode des Socrates in dem fünf Viertelstunden von der Hauptstadt entfernten Piräeus aufgeführt wurden, daß sophokleische Dramen in dem nahe der Stadt gelegenen Gau Kollytos zur Vorstellung kamen schon in den Jugendjahren des Redners Aeschines, also in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts. An diesen kleineren Orten und bei dem gewiß nicht anspruchsvollen Publicum genügten freilich auch mittelmäßige Kräfte, um das Interesse zu befriedigen und einen leichten Erfolg zu erringen; man begreift auch, daß wenn Einer der feinen Kritik des hauptstädtischen belesenen Publicums gegenüber Fiasco gemacht hatte, er sein Glück auf den kleinen benachbarten Bühnen versuchen wollte. Denn bereits fing die dramatische Kunst an nach Brod zu gehen. Man begann das Auftreten auf verschiedenen Bühnen als einen Erwerbszweig anzusehn, der zwar nicht immer viel einbrachte, aber auch schließlich nicht viel Mühe und Arbeit kostete. Arme Teufel, deren Namen uns zufällig überliefert werden, da in ihrer Gesellschaft der junge Aeschines in einer sophokleischen Rolle durchgefallen sein soll, wanderten truppweis unter Führung des die erste Rolle spielenden Protagonisten von Demos zu Demos und stillten unterwegs ihren Hunger, indem sie widerrechtlich Feld- und Baumfrüchte von fremden Aeckern entwandten. In solchen Geschichten erkennen wir bereits das Vorspiel zu der Misère der armen wandernden Künstlerbanden der späteren Zeit, die auch jetzt noch nicht ganz ausgestorben sind.

Während die athenischen Phylen eine Ehre darin suchten, einen dramatischen Chor auf eigene Kosten glänzend auszustatten, so lange hatten diese Zustände keine Gefahr für das dramatische Leben der Hauptstadt und wird auch die Schauspielkunst von vornehmen Bürgern gepflegt nicht in die gewöhnliche Erwerbsmanier versunken sein. Aber der allerorts wachsende Bedarf an scenischen Künstlern brachte es dennoch mit sich, daß man bald nicht mehr wählerisch verfahren durfte, und als nun gar der Chor in der Tragödie

Digitized by Google

und in der Komödie mehr und mehr seinen dramatischen Charakter einbüßte und dadurch die Aufführungen bedeutend erleichterte, als man Dramen nicht mehr nur an den Festen des Dionysos, sondern, wie es wenigstens seit Alexander dem Großen ganz allgemeine Sitte geworden war, an allen Festen sehn wollte, da veränderten sich die Verhältnisse der dramatischen Künstler von Grund aus.

Schon Aristoteles beklagt die Immoralität der Bühnenkünstler, die er daraus ableitet, daß sie abwechselnd in glänzenden und ganz ärmlichen Verhältnissen zu leben gezwungen seien; in Folge dessen verfielen sie der Schlemmerei und dem unsittlichen Lebenswandel. Spätere praktische Moralphilosophen bedienten sich oft der Autorität jener Worte, um junge Leute von dem gefährlichen Umgange mit Schauspielern abzuhalten. Wir dürfen demnach vermuthen, daß sogar zur Zeit des Aristoteles die Schauspielkunst im Großen und Ganzen als Erwerbszweig nicht eben edler Art angesehn wurde aus nicht allzu entfernt liegenden Gründen. Wohl wissen wir von großen bedeutenden Künstlern, die, wie sie außerordentliche hohe Honorare auf fremden Bühnen bezogen, auch eine hohe gesellschaftliche Stellung einnahmen und in dem diplomatischen Verkehr zwischen Griechenland und König Philipp, der sie sehr hoch schätzte, eine wichtige Rolle spielten; indessen im Allgemeinen war eine Corruption eingetreten, der, wenn dem gefeierten Drama in den öffentlichen Festen seine hervorragende Stellung und sein religiöser Charakter gewahrt bleiben sollte, mit energischen äußeren Mitteln gesteuert werden mußte.

Da trat die leichte Associationsfähigkeit des hellenischen Volksstamms als eine Helferin in der Noth ein. Von jeher war in Griechenland das Volk geneigt gewesen in kleinen Gruppen getrennt zu leben, Vereine und Genossenschaften zu bilden, in denen für das Interesse des Einzelnen aus gemeinsamen Mitteln gesorgt wurde. Jede Familie bildete unter sich gleichsam einen solchen Verband, die Vereinigung mehrerer war ein Stamm, eine Phyle, bis unter dem Begriffe des Staates alle diese kleinen und größeren Gruppen zu gemeinsamem Handeln zusammengefaßt wurden. Jeder einzelnen mit Beamten ausgestatteten Corporation stand dann als Schutzpatron ein Gott vor, um dessen Altar zu gemeinschaftlichem Cult sich alle Mitglieder schaarten.

Nach diesem Vorbild erwählten sich die nun wohl unter Protection des Staates entstehenden Vereine von Schauspielern den Dionysos als ihren Schutzpatron und geistigen Führer und nannten sich nach ihm dionysische Techniten, oder Künstler des Dionysos; ihr Leben und ihre künstlerische Thätigkeit sanctionirten sie gleichsam durch den zur Schau getragenen Cult ihrer Gottheit. Diese Truppen sind in der ganzen hellenistischen Epoche bis in

Digitized by Google

die späte Kaiserzeit von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Culturgeschichte. Aus den kleineren wandernden Truppen unter der Direction des Hervorragendsten unter ihnen, entstanden nunmehr, indem sich mehrere vereinigten, größere „heilige Genossenschaften" (*ἱεραὶ σύνοδοι*), die mit ganz besonderen Corporationsrechten ausgestattet vom Staate in jeder Weise gehoben und unterstützt wurden. Es ist hinlänglich bekannt, von welcher Bedeutung in dem heitern Leben der alten Welt die Spiele waren, wie ohne sie kein Dorf und keine Stadt bestehen konnte, wie an sie sich die wichtigsten und weittragendsten politischen Institutionen anknüpften. So hatten denn auch größere Städte, wie Athen, Alexandria ihre eigene Synodos dionysischer Techniten; in den Provinzen aber und überhaupt im Innern von ganz Griechenland und Kleinasien wurden die Bühnen von kleineren Truppen bevölkert, die zeitweise aus den größeren Verbänden (*σύνοδοι περιπολιστικαὶ*) abgesandt wurden, um an den Festtagen die gewünschten Vorstellungen zu geben. Aus den alten Schriftstellern wissen wir so gut wie nichts von dieser Institution, und indem die Inschriften als beredtere und vollgültige Zeugen hinzutreten, muß die Epigraphik die Litteraturgeschichte ergänzen und einen wichtigen Beitrag zur Culturgeschichte geben.

Treten wir hier nur einer jener großen Gesellschaften etwas näher, deren Thätigkeit wir in den Inschriften am deutlichsten zu verfolgen vermögen, indem wir für die anderen Vereine und alle Detailfragen auf eine in diesen Tagen erschienene ausführliche Behandlung des Gegenstandes verweisen.*)

In Teos, der jonischen Stadt Kleinasiens an der lydischen Küste, zwischen den Vorgebirgen Coryceum und Myonnesos, berühmt als das Vaterland des Anakreon in der Geschichte der Poesie, ausgezeichnet in der Geschichte der bildenden Kunst durch seinen in Trümmern noch liegenden Tempel des Dionysos, erbaut von Hermogenes, einem Zeitgenossen des großen Alexander, lebte, so weit wir sehn können seit Anfang des 3. Jahrh. v. Chr. eine ausgedehnte Gesellschaft dionysischer Künstler, die in ihren eigenen Decreten sich als die Truppe nennt, die in Jonien und am Hellespont alle dramatischen und musikalischen Spiele an allen Festen zu geben pflegte. Aber nicht allein für Kleinasien war die Gesellschaft bestimmt, sondern die heilige Amphiktyonie der griechischen Städte in Delphi hatte in Folge eines apollinischen Orakelspruchs ihr ausdrücklich die Concession ertheilt, auch an den großen Nationalfesten zu Delphi, d. i. an den Pythien und den Soterien, in Thespiä am Feste der Musen, in Theben an dem des Herakles aufzutreten. Teos kam später unter die Bot-

*) Die Dionysischen Künstler von Otto Lüders. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1873.

Digitized by Google

mäßigkeit der Attalen von Pergamos und erfreute sich gerade wegen seiner verdienstreichen Schauspielerzunft fort und fort nicht allein der Gunst dieses glänzenden und prachtliebenden Königshofes, sondern der weithin berühmte Cult des Dionysos hatte auch den Bewohnern der Stadt besondere Vorrechte von einer großen Anzahl griechischer Städte und sogar vom römischen Senate verschafft. Die Mitglieder der Synodos waren sehr zahlreich und von verschiedenster Herkunft; der Verein umfaßte Dichter von Tragödien, Komödien und Satyrspielen, von epischen Gedichten und Preishymnen (Enkomien); Componisten, Musiker verschiedenster Art, tragische und komische Schauspieler, komische Tänzer, Maschinisten, Decorateurs, Garderobeverleiher und überhaupt das ganze Personal, dessen man zur glanzvollen Feier öffentlicher Feste bedurfte. Verschiedene Zeugnisse sprechen dafür, daß in Teos eine dramatisch musikalische Schule, gleichsam ein Conservatorium, unter der Leitung der Gesellschaft bestand, in das aus allen Theilen der griechischen Welt Zöglinge der dramatischen und musikalischen Kunst aufgenommen wurden, um später in den Verband der Synodos einzutreten oder bei irgend einer andern Gesellschaft ihr Glück zu versuchen. Eine Liste von Künstlern aus dem 3. Jahrhundert v. Chr., die zu verschiedenen Zeiten an den Soterien in Delphi aufgetreten waren und die wir auf Grund ausdrücklicher Zeugnisse als Mitglieder der Gesellschaft von Teos zu erkennen berechtigt sind, giebt uns von der bunten Zusammensetzung des Vereins ein deutliches Bild. Von dem Vater ging die Kunst auf die Söhne über, so daß wir in den Verzeichnissen ganze Familienzweige in der Ausübung verwandter Künste zu verfolgen vermögen.

Von einem hervorragenden Mitgliede, Knaton aus Chalkedon, wird mehrfach bezeugt, daß er als Flötenspieler in seiner Kunst sich sehr auszeichnete, und wir finden ihn als solchen z. B. aufgeführt unter Künstlern, die an den Dionysien zu Jasos in Karien gegen Bezahlung aufgetreten waren. Er hatte sich aber auch die besondere Gunst der Könige von Pergamos erworben, die ihn an den Hof zogen und in jeglicher Weise mit Gnadenbezeugungen überhäuften. Darüber vergaß er keineswegs seine Collegen in Teos, sondern bewirthete sie, wenn sie zu Vorstellungen an den Hof kamen und hatte ihnen außerdem in Pergamos ein Versammlungsgebäude ausgewirkt und einen Tempel für den Cult ihres Gottes. Endlich bedachte er in seinem Testamente die Synodos mit vielen Geschenken werthvoller Art. Deshalb beschließt nach seinem Tode der Verein, dessen langjähriger Priester er gewesen war, jährlich einen Festtag zu seinen Ehren mit Gastmählern zu begehen, nachdem er schon zu seinen Lebzeiten durch Aufstellung mehrerer Statuen geehrt worden war.

Die verschiedenen Wandelungen, welche die griechischen und kleinasiatischen Städte unter den Römern zu erdulden hatten, konnten auch an Teos und

Digitized by Google

seiner Schauspielerzunft nicht spurlos vorübergehen; wir sehen sie einma nach Ephesos wandern, dann ihren Wohnsitz nach Myonnesos verlegen, endlich nach Lebedos, wo sie noch zu Strabo's Zeit in großer Blüthe waren und jährlich Feste feierten, zu denen von allen Punkten der hellenisch-römischen Welt die Mitglieder zusammenströmten.

In welch' guten ökonomischen Verhältnissen der Verein lebte, das kann man z. B. daraus ersehen, daß, als einstmals eine Stadt sich in großer pekuniärer Bedrängniß befand und nicht im Stande war, auf eigene Kosten die zur unentbehrlichen Feier der Dionysien erforderlichen Künstler zu miethen, die Gesellschaft den Beschluß faßt, in Anbetracht der erprobten Freundschaft, die sie stets mit den Bewohnern jener Stadt verbunden habe, denselben unentgeltlich die erforderliche Anzahl Künstler zu schicken, deren Unterhaltung selbst die Synodos aus eigenen Mitteln bestreiten werde.

In größeren Städten, z. B. Argos, Theben, bestanden ständige Zweigvereine für einen größeren Umkreis, die aber stets von Teos abhängig blieben und streng nach den Statuten des Muttervereins lebten.

Von der Art der Aufführungen an öffentlichen Festen geben uns unsere Nachrichten eine sehr unvollkommene Vorstellung. Um so weniger können wir an dieser Stelle näher darauf eingehen. Wenn es uns schon nicht recht in den Sinn will, wie man zur Blüthezeit der dramatischen Dichtung in Athen an einem Tage mehrere Stücke verschiedener Dichter, von je drei Schauspielern gegeben, an sich vorübergehen ließ und das Hauptinteresse darin bestand, zu entscheiden, welcher Dichter preisgekrönt aus dem Wettkampf hervorgehen sollte, so wird uns dies in einer Zeit, da man an der Wiederholung bekannter Stücke sich vorwiegend erfreute und Aufführungen neuer Stücke nicht die Regel bildeten, wo es galt, der Tüchtigkeit des Schauspielers den Siegespreis zuzuerkennen, geradezu unverständlich. Und doch geht diese Art des Wettkampfs (ἀγών) durch die ganze spätere griechische Geschichte hindurch. Es ist uns nicht die geringste Angabe darüber erhalten, daß an Festen auch einmal einzelne Stücke gegeben worden seien; stets stehen sich mehrere Truppen gegenüber und certiren in mehreren Tragödien und Komödien oder musikalischen Chören um die Ehre des Tages. Noch auffallender wird dies, wenn wir bedenken, daß diese kleineren Truppen Abtheilungen eines und desselben großen Verbandes sind. Man hat, um die Fülle der Schauspiele an einem Fest begreiflich zu machen, zwar angenommen, daß in den inschriftlich erhaltenen Siegerverzeichnissen öffentlicher Agonen von Aufführungen ganzer Stücke gar nicht die Rede sei und Deklamatoren verstanden werden müßten, die einzelne Scenen alter Tragödien in schauspielerischer Action vortrugen oder auch alte und neue dramatische Poesien wie Pantomimen in einem Zuge recitirten. Allein dafür fehlt jedes Zeug-

Digitized by Google

niß und erschwert diese Annahme, aus ungenauer Kenntniß der äußerlichen theatralischen Verhältnisse jener Epoche scharfsinnig erfunden, nur in wesentlicher Weise das Verständniß der Ueberlieferung.

Tragödie, Komödie, Satyrspiel, letzteres losgelöst aus dem Zusammenhang der tetralogischen Composition, Dithyrambus, komische Tänze, Knabenchöre und Männerchöre, Vortrag von epischen Poesien, Instrumentalmusik mit und ohne Gesangbegleitung, das sind stets die Gegenstände des reichhaltigen Programms einer festlichen Aufführung; vorher geht dann gleichsam als Prolog ein Lobgedicht auf die Gottheit (ἐγκώμιον) oder auf den dieselbe vertretenden Kaiser in späterer Zeit. Unter den dramatischen Aufführungen werden alte und neue Tragödie, alte und neue Komödie unterschieden, d. h. neben den berühmten Zugstücken namentlich des Euripides und der sogenannten neueren Komödie, des Menander u. s. w., wurden auch neue von Mitgliedern der Gesellschaft gedichtete dramatische Poesien zur Aufführung gebracht. Diese dichterischen Produkte scheinen niemals Eingang in die Literatur erhalten zu haben; obwohl uns mehrere Dichternamen in den Inschriften überkommen sind, so ist doch leider von ihren Stücken niemals die Rede; sie gingen vielleicht wohl nur abschriftlich von Hand zu Hand, ohne in's Publikum zu dringen. Der ganzen Feier stand ein Priester vor, der, selbst ein Schauspieler, die rituellen Opfer darbrachte und die feierliche Eröffnungspompe, die Procession anführte; das hinderte nicht, daß er in der Vorstellung später z. B. als komischer Tänzer die Bühne betrat. Auch schlossen sich wohl bei den großen Festen Dilettanten und nicht dem Vereine beständig angehörende Techniten „als Mitstreiter" (συναγωνισταί) an. Die Verleihung der Garderobe gegen Bezahlung war einigen Schauspielern überlassen, denen dies vielleicht als ein Nebenverdienst zugesprochen worden war.

Die Organisation und Hierarchie ist in so großen Vereinen vollkommen so ausgebildet wie in selbständigen kleinen Staaten. Die Gesellschaft erwählt selbst in feierlicher Versammlung ihre Beamten durch Abstimmung; das sind in der Regel ein Vorstand von zwei jährlichen Archonten, nach denen die Jahresrechnung des Vereins geregelt ist. Dieser Behörde steht zur Seite ein Verwalter, der namentlich für die Instandhaltung der Gebäude, Tempel, Grundstücke des Vereins Sorge zu tragen hat und für eine fruchtbare Verzinsung der Capitale sorgt. Der gemeinschaftlichen Kasse steht ein Schatzmeister vor, der von einem Rendanten unterstützt wird, während der Secretair für die Archive und Rechnungsbücher des Vereins, so wie dafür Sorge zu tragen hat, daß alle Beschlüsse in Stein eingegraben und aufgestellt werden.

Anerkennung von Verdienst und Dankbarkeit, bei den alten Griechen nicht gerade sehr beliebte Tugenden, scheinen doch in diesen Gesellschaften red-

Digitized by Google

lich geübt worden zu sein. Hat ein Beamter während seines Amtsjahrs in auffallender Weise sei es durch Bewirthung der Mitglieder oder durch Bau oder Restauration von Vereinsgebäuden sich verdient gemacht, so wird er an dem großen Festtage feierlich bekränzt, erhält auch wohl einen Kranz aus Gold und es wird beschlossen, sein Porträt oder seine Statue auf Kosten der Gesellschaft an oder in dem Heiligthum an einem in die Augen fallenden Orte zugleich mit dem in Stein gegrabenen Ehrenbeschluß aufzustellen. Dadurch sollte ein Wetteifer geweckt und andern ein Sporn für fernere Wohlthaten gegeben werden. Es scheint, daß die Beamten statutenmäßig in der Regel keinen Sold für ihre Mühewaltung bezogen, sondern alle Aemter Ehrenämter waren für verdiente und besonders geschickte Mitglieder. Gar oft müssen sie selbst aus eigenem Seckel nothwendigen Bedürfnissen des Vereins durch freiwillige Spenden zu Hülfe kommen.

Die bunte Zusammensetzung und das unstete Leben der Mitglieder brachte es mit sich, daß die disciplinarischen Gesetze mit besonderer Strenge gehandhabt werden mußten. Hatte der Verein beschlossen, diesen und jenen Protagonisten, dem die untergeordneteren Schauspieler so wie die musikalischen Künstler zugetheilt waren, in eine entfernte Stadt zu schicken, so waren diese Truppen für die pünktliche Erfüllung des Befehls verantwortlich und kein Technit durfte unter irgend einem Vorwand sich von dem Schauplatz entfernen. Der Verein zog im Uebertretungsfalle zur strengen Rechenschaft und unerbittlich wurde der Zuwiderhandelnde aus dem Verbande ausgestoßen wenn er nicht etwa aus Krankheit zu folgen verhindert gewesen war.

Uebrigens waren auch die Mitglieder jener „heiligen Synoden", nach allem was wir vermuthen können, ganz dasselbe leichtlebige, äußerlich wenigstens stets lustige Völkchen, wie die allgemeine Meinung auch heute noch die Bühnenkünstler sein läßt. Könige und Feldherren gingen gern mit ihnen um und verbrachten in ihrer gewiß nicht uninteressanten Gesellschaft zuweilen viele Zeit. Sulla verschwelgte mit ihnen mehrere Tage in Theben, Kleomenes verschwendete mit den dionysischen Techniten große Summen, auch Antonius gab sich dem Reiz ihres Umgangs hin. In der Anekdotensammlung des Athenaeus wird uns manche wunderliche Geschichte von der Feinschmeckerei und andern noblen Passionen der Schauspieler erzählt. In Rom war einst die Direction einer griechischen Truppe einem namhaften Sophisten und Rhetor Euodianos, aus Smyrna übertragen worden und es wird diesem zum besondern Ruhme angerechnet, daß er „das schwer zu lenkende unbändige Volk" ordentlich im Zügel gehalten habe. So pflegte Goethe in ähnlicher Lage sich über „die Zigeunerwirthschaft, die extraordinario modo gehandhabt werden müsse", auszusprechen.

Bis in die späteste Kaiserzeit dauern diese Wanderungen griechischer

Digitized by Google

Techniten im ganzen Umfange des weiten römischen Reichs; auch den römischen Soldaten in Gallien verkürzten die Vorstellungen jener heiligen griechischen Synoden die Langeweile des Lagerlebens.

D. L.

Naturgeschichte im fünfzehnten Jahrhundert.

Als im 15. Jahrhundert die Wissenschaften zu neuem Leben erwachten, waren es doch im wesentlichen nur die Disciplinen, welche mit dem klassischen Alterthum und dessen Ueberlieferungen in Verbindung standen; diejenige Wissenschaft, welche auf frischer und unbefangener Beobachtung der Welt, der Dinge und der Creaturen beruht, die selbstschaffende und auf eigene, von allen Ueberlieferungen unabhängige Anschauung gegründete Naturwissenschaft lag großentheils noch lange, Jahrhunderte über, in tiefem Schlafe. Teufel, Hexen, Alraunen und allerlei andere heidnische Unholde spukten noch gar zu sehr in den Köpfen der Mediciner und Naturkundigen, der Glaube an geheime mystische Kräfte der Thiere, Pflanzen und Steine und das Erforschen dieser Kräfte hielt von einer wissenschaftlichen und kritischen Betrachtung der Naturprodukte noch allzusehr ab. Belege für die Art, wie man vor drei- bis vierhundert Jahren die Naturwissenschaften behandelte, haben wir in der zahlreichen Literatur jener Zeit. Schon im 15. Jahrhundert gab es dickleibige gelehrte Folianten; besonders waren es die sogenannten Kräuterbücher, welche mit ihrem wüsten abergläubischen Unsinn den Verstand unserer Vorfahren zu verfinstern wußten. Eins der berühmtesten und dicksten naturgeschichtlichen Werke des 15. Jahrhunderts ist der sogenannte „Ortus sanitatis“, der Garten (hortus) der Gesundheit, der fast in alle Sprachen übersetzt, immer und immer wieder neu, bis weit ins 16. Jahrhundert hinein aufgelegt wurde. Von dem, was dieses merkwürdige, in der mir vorliegenden lateinischen Ausgabe von 1491 (Mainz) seltene naturhistorisch-medicinische Werk enthält und wie es die Naturkunde behandelt, davon will ich einige lehrreiche Proben geben. Der erste und Haupttheil des Werkes handelt, wie billig, de herbis, von den Kräutern; der zweite de animalibus, von den Thieren, womit im wesentlichen die Säugethiere gemeint sind; freilich ist dabei auch allerhand nicht hinzu gehöriges mit inbegriffen. Der dritte Theil heißt de avibus, von den Vögeln, dann folgt de piscibus, von den Fischen, de lapidibus, von den Steinen und endlich, sonderbar genug, de urinis.

Das ganze Werk ist mit vielen Holzschnitten geziert, alle von sehr strengem Stil, im Contour, wahrscheinlich mit starker Benutzung viel älterer Miniaturgemälde einer Handschrift. Auffallend ist die im wesentlichen treue

Digitized by Google

und nicht ungeschickte Behandlung der Pflanzenabbildungen, im Gegensatz zu den oft sehr kindlich und wunderlich dargestellten Thieren, die an frühmittelalterliche Miniaturen, z. B. an den von Karajan 1846 publicirten Physiologus aus dem 12. Jahrhundert erinnern. Dem Titel, Garten der Gesundheit, entsprechend, schließt sich an jede Beschreibung ein Kapitel Operationes an, welches die medicinische Verwerthung der Pflanzen, Thiere und Steine bespricht.

Wir wollen nun auf den Inhalt des Werkes etwas näher eingehen. Unter den Pflanzen finden wir den Baum des Lebens aus dem Paradies arbor vel lignum vite paradisi; auf der Abbildung windet sich um ihn die verführerische Schlange mit einem Menschengesicht. Merkwürdig ist das weite botanische Gewissen des Ortus sanitatis. Zu den Kräutern rechnet er auch das Wachs, das Fleisch, den Käse, das Heu, die Milch, den Honig, die Seife und den Wein. Auch Fabelwesen mancherlei finden sich unter den „herbae", so die berühmte Mandragorawurzel, und zwar zwei Species, vir und femina; bei ersterer hat die Wurzel eine Mannsgestalt, bei der zweiten die einer Frau. Noch einmal wird uns ein Paradiesbaum in der Zea (Banane, Musa paradisiaca) vorgeführt. Der kritische Autor bemerkt dazu: „Zea oder griechisch Musa ist eine Frucht des Paradieses, welche Adam beim Sündenfall gegessen haben soll; aber andere sagen richtiger, daß er durch das Essen der Feige gesündigt."

Es folgt nun der Traktat über die Thiere, welche „auf der Erde" d. h. dem Lande leben. Mit einer überraschenden Gereiftheit beginnt der Abschnitt mit dem höchsten Thier, dem Menschen. Weiterhin ist aber von einer systematischen Anordnung nicht die Rede und wir finden Säugethiere, Amphibien, Insekten sowie Fabelwesen wild durcheinander: den Spulwurm mit einer unbeschreibbaren Abbildung, das Einhorn, das sich in den Schoß der Jungfrau flüchtet, ja sogar die Pygmäen, welche auf der Abbildung als kleine, etwas geistlich aussehende, lebhaft disputirende Männchen dargestellt sind. Eine der komischesten Abbildungen illustrirt den Artikel Pediculus — Laus: eine recht elegant gekleidete junge Dame kehrt mit einer Quastenbürste einem geduldig knieenden Jüngling besagte, unverhältnißmäßig groß dargestellte Thierchen aus den Haaren. Wie schon oben bemerkt, scheinen die Holzschnitte Copien älterer Miniaturen zu sein und wir wollen zur Ehre des 15. Jahrhunderts annehmen, daß die abgebildete Operation in jener Zeit, bei der vorgeschrittenen Cultur unter anständigen Leuten wohl schon etwas veraltet war und nur als abschreckendes Beispiel im Bilde vorgestellt wurde. Daß unter den Vögeln auch Fliegen, Mücken und Harpyen ihre Stelle finden, wird durch die Nachricht, daß der Abschnitt von den Vögeln und fliegenden Geschöpfen handle, genugsam entschuldigt.

Digitized by Google

Nr. 1 Ostküste Australien. Nach der Admiralty Notice to Mariners Nr. 1 vom 1. Januar 1905 ist das Feuer auf Point Lookout (Nr. 1 der Karte) in Moreton Bay, Queensland, am 1. Januar 1905 in Betrieb gesetzt worden. Es ist ein weißes Blinkfeuer, das alle 10 Sekunden einen Blitz zeigt. Der Turm ist 20 m hoch und steht 110 m über dem Meere. Die Sichtweite beträgt 18 Seemeilen. Die Lage des Feuers ist nach der Admiralty Notice Nr. 1 vom 1. Januar 1905

der Aberglaube, durch Finsterlinge eifrig gefördert, in den Köpfen des Land- und Stadtvolkes. Bisweilen wird noch jetzt kindischer Aberglaube durch Worte der Bibel erläutert oder diese mit abergläubischem Unsinn commentirt, ja sogar die Wissenschaft, wird vom rohen Pietismus gemißbraucht. So erinnere ich mich, wie uns in einer obern Klasse des Gymnasiums in der Religionsstunde aus einem pietistischen Schulbuch gelehrt wurde, die Wahrheit der göttlichen Verfluchung der Schlange: „auf deinem Bauch sollst du gehn", würde durch neuere Forschungen bezeugt, indem manche Schlangen Spuren von Füßen zeigten, die durch jene Verfluchung den Schlangen aberkannt worden. Die Sache ist, wie mir von kundiger Seite mitgetheilt wird, richtig: einige Schlangen zeigen Spuren der hinteren Extremitäten und die Skelette der schlangenartigen Eidechsen (Blindschleichen) haben Andeutungen von Füßen; einen Uebergang bilden die schlangenförmigen Eidechsen mit vier und die mit zwei ganz kurzen Füßchen.

Hoffen wir, daß Wunderglaube und Unwissenheit in naturgeschichtlichen Dingen, welche im 16., 17 und noch im vorigen Jahrhundert die blutige und entsetzliche Frucht der Hexenprozesse hervorbrachten, in unserer Zeit, wo so vielfach Gelegenheit geboten wird die Natur selbst in ihrem Schaffen und Walten zu beobachten, allmählich verschwinde und einer klaren Anschauung der Dinge Platz mache.

Dr. Alfred von Sallet.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Das deutsche Element an der Universität zu Prag. — Die deutschen Studenten in Prag feierten zu Pfingsten dieses Jahres ein Fest, das von so entschiedener nationaler Bedeutung gewesen ist, daß es kaum befremden wird, wenn wir auch so spät noch freudiger Rückerinnerung daran Worte leihen. Das Fest galt, wie bekannt, der Rede- und Lesehalle der deutschen Studenten in Prag, die in jenen Tagen ihr 25jähriges Jubiläum feierte. Wohl mögen die Festgeber, deren Bestreben, dieses Studentenfest zu einem deutschen Volksfest von allgemeinerem Charakter zu stempeln, sich schon in den wochenlang vorher ergangenen Einladungen und Festprogrammen deutlich zu erkennen gab, auf rege Betheiligung seitens aller deutschen Hochschulen fest gebaut haben; aber auch sie wird, wie uns, eine so zahlreiche und begeisterte Theilnahme, wie sie in Wirklichkeit stattfand, in freudige Ueberraschung versetzt haben. Ueberaus zahlreich waren von allen Seiten Deutschlands die Commilitonen herbeigekommen, um der ältesten deutschen Universität, dem ältesten deutschen Studentenvereine Oesterreichs, ihre warmen

Digitized by Google

Hamburg, 5. Mai 1842. Am Abend des 4. Mai, Mittwoch, 8 Uhr, brach in der Deichstraße, Nr. 42, Feuer aus, welches in kurzer Zeit eine Ausdehnung gewann, wie sie seit dem Jahre 1676 nicht vorgekommen. Es ist, wie man weiß, dieses Jahr das Jahr der Katastrophe, das Jahr, in welchem Hamburg fast ganz in Asche gelegt wurde. Seitdem ist es nicht wieder so arg gewesen, obgleich in den Jahren 1750, 1784, 1813 und 1814 Feuersbrünste ausbrachen, die zu den größten gehören, welche in Europa vorgekommen sind. Das Feuer, das jetzt ausbrach, hat nun zwar nicht 1/10 der Ausdehnung gehabt, wie das vom Jahre 1676, aber es hat doch 1/4 der Stadt eingenommen, und 1/3 der Einwohner ist dadurch obdachlos geworden. Es ist, wie gesagt, in der Deichstraße ausgebrochen, und zwar in dem Hause, das dem Hause gegenüber liegt, in welchem Klopstock, der Sänger des Messias, geboren ist. Es ist ein Haus, das dem Hause, in welchem Klopstock geboren ist, gegenüber liegt, und es ist in dem Hause ausgebrochen, das dem Hause gegenüber liegt, in welchem Klopstock geboren ist. Es ist, wie gesagt, in der Deichstraße ausgebrochen, und zwar in dem Hause, das dem Hause gegenüber liegt, in welchem Klopstock, der Sänger des Messias, geboren ist. Es ist ein Haus, das dem Hause, in welchem Klopstock geboren ist, gegenüber liegt, und es ist in dem Hause ausgebrochen, das dem Hause gegenüber liegt, in welchem Klopstock geboren ist.

Hamburg, 5. Mai 1842. Am Abend des 4. Mai, Mittwoch, 8 Uhr, brach in der Deichstraße, Nr. 42, Feuer aus, welches in kurzer Zeit eine Ausdehnung gewann, wie sie seit dem Jahre 1676 nicht vorgekommen. Es ist, wie man weiß, dieses Jahr das Jahr der Katastrophe, das Jahr, in welchem Hamburg fast ganz in Asche gelegt wurde. Seitdem ist es nicht wieder so arg gewesen, obgleich in den Jahren 1750, 1784, 1813 und 1814 Feuersbrünste ausbrachen, die zu den größten gehören, welche in Europa vorgekommen sind. Das Feuer, das jetzt ausbrach, hat nun zwar nicht 1/10 der Ausdehnung gehabt, wie das vom Jahre 1676, aber es hat doch 1/4 der Stadt eingenommen, und 1/3 der Einwohner ist dadurch obdachlos geworden. Es ist, wie gesagt, in der Deichstraße ausgebrochen, und zwar in dem Hause, das dem Hause gegenüber liegt, in welchem Klopstock, der Sänger des Messias, geboren ist. Es ist ein Haus, das dem Hause, in welchem Klopstock geboren ist, gegenüber liegt, und es ist in dem Hause ausgebrochen, das dem Hause gegenüber liegt, in welchem Klopstock geboren ist. Es ist, wie gesagt, in der Deichstraße ausgebrochen, und zwar in dem Hause, das dem Hause gegenüber liegt, in welchem Klopstock, der Sänger des Messias, geboren ist. Es ist ein Haus, das dem Hause, in welchem Klopstock geboren ist, gegenüber liegt, und es ist in dem Hause ausgebrochen, das dem Hause gegenüber liegt, in welchem Klopstock geboren ist.

ausgesprochen deutsch-nationale; seine Bedeutung aber ist nicht bloß eine studentisch-wissenschaftliche, sondern eine öffentlich-politische mit bestimmter Tendenz, eine Bedeutung, wie sie ähnlichen Vereinen an Universitäten des deutschen Reichs mit ähnlichen oder gleichen Namen durchaus fern liegt und fern liegen muß. Wer die Verhältnisse der Prager Hochschule als einer aus deutschen und czechischen Elementen gemischten Universität, wobei letztere in der Majorität sich befinden, nicht kennt, dem sind diese Zwecke, diese ausgeprägt politischen Tendenzen nahezu unverständlich und, wenn er an Preußen denkt und an die fast verschwindende Bedeutung der dortigen Hochschulen für das öffentliche Leben, geradezu unglaublich. Die Prager deutschen Studenten vermeiden gleichfalls gerne aus naheliegenden Gründen das Wort politisch und setzen dafür patriotisch. Nichtsdestoweniger kann man sich nicht verschweigen, daß die Lese- und Redehalle nicht bloß im Stillen ihrer politischen Ziele sich bewußt ist, sondern daß sie selbst laut und offen sich zu solchen bekennt und mit standhafter Energie dieselben verfolgt. Schon aus der Festrede des Landesdeligirten Dr. Fr. Schmeykal ging dies bis zur Evidenz hervor, und manchen norddeutschen studentischen Festtheilnehmer mochte es nicht wenig befremden, sich schon durch diese schwungvoll und energisch gehaltene Rede, die in ihren Kraftstellen von dem dröhnenden Applaus der böhmischen und österreichischen Studenten begleitet wurde, auf ein Gebiet versetzt zu sehen, das wir höchstens in Parlamenten und sonstigen politischen Versammlungen behandelt zu hören gewohnt sind.

Die politische Bedeutung des Prager Vereins geht auch aus den Schriftstücken, die an die Festtheilnehmer vertheilt wurden, auf das Evidenteste hervor. So bezeichnet der Verfasser der „Geschichte der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag" die Halle als „den Mittelpunkt des geistigen Strebens und Lebens der Jugend eines so kräftigen Volksstammes, wie es die Deutschen in Böhmen sind", als „eine Palästra der politischen und nationalen Erziehung", als die Vorschule für „Männer, auf deren Schultern in erster Reihe die heiligen Pflichten gegen Staat, Nationalität und Kulturfortschritt ruhen müssen", als „das nationalste Acker- und Säefeld aus welchem dem Volke die herrlichsten Saaten sproßten und noch heute sprießen". An allen nationalen Festen der Deutsch-Oesterreicher hat sich auch selbstverständlich die deutsche Lese- und Redehalle betheiligt, alle für das politische Leben des österreichischen Verfassungsstaates auf germanischer Basis wichtigen Momente hat sie festlich begangen, allen politisch hervorragenden Männern der deutsch-nationalen Partei hat auch sie ihre Huldigungen dargebracht. In der That dürfen wir mit dem Verfasser der cit. Broschüre die Geschichte dieses Vereins, der nunmehr einen Zeitraum von 25 Jahren eifrigen Wirkens im deutsch-nationalen Sinne hinter sich hat, recht eigent-

lich „ein großes Stück deutscher Culturgeschichte", und wie wir hinzufügen möchten, deutsch-österreichischer Verfassungsgeschichte nennen. Gestiftet zu einer Zeit, wo die politischen Wogen, wie in ganz Deutschland, so namentlich in Oesterreich, hoch gingen, wo es nicht bloß gereiften Männern, sondern auch der heranwachsenden Jugend, vor allem der akademischen, eine heilige Ehrenpflicht schien, an der Schöpfung vaterländischer Institutionen, im Sinne des modernen constitutionellen Rechtsstaats, nach Kräften Antheil zu nehmen, in dem heute oft in seiner eigentlichen Bedeutung mißkannten Jahre 1848, hat derselbe die Leiden und Freuden des österreichischen Verfassungslebens in allen seinen Schwankungen und Irrungen redlich getheilt. Es wurde während der österreichischen Reactionsepoche bis 1867 in der Manier der alten bekannten Demagogenriecherei von einer übelwollenden Regierung verfolgt und gepeinigt, von antinationalen und klerikalen Strömungen lange verhöhnt und verspottet und feiert seit jenem Jahre der Erlösung des alten Oesterreichs von den feudal-ultramontanen Banden, seit dem Obsiegen des germanischen Elementes in allen Sphären des österreichischen Verfassungslebens mit allen nationalgesinnten Patrioten Oesterreichs und Deutschlands herrliche Triumphe einer gesündern, lebenskräftigern Entwickelung auf freisinnigerer Basis. Heutzutage wird die Halle und mit ihr das deutsche Element der Prager Universität getragen und gehoben von den wärmsten Sympathien nicht nur der Deutschen in Prag, sondern der ganzen deutschen Bevölkerung Böhmens und Oesterreichs. Ja, das ganze große Deutschland sucht, um mit den Worten des Festredners zu sprechen, soweit es deutscher Geist begrenzt und eint mit geistigen Banden, mit aller Hingebung für die Pflanz- und Pflegstätte deutscher Bildung, deutschen Denkens und deutschen Handelns, für die feste Wartburg nationalen Geistes an den äußersten Grenzen germanischer Sitte und Cultur in der dankenswerthesten und erhebendsten Weise zu wirken, und die deutsche Lese- und Redehalle der Prager Universität zu heben, zu fördern und zu unterstützen.

Interessant sind die nähern Details, welche uns der Chronist des Vereins aus jener finstern Reactionsepoche mittheilt. Aus ihnen geht hervor, mit welch' kleinlichem Geiste die österreichische Büreaukratie und der Polizeistaat jener Jahre die freien Bewegungen und Aeußerungen des jugendlichen Geistes vor allem in der Palästra der Redehalle zu hemmen und zu unterdrücken suchte. Am 10. Mai 1849 wurde bekanntlich Prag, weil man daselbst eine furchtbare, staatsgefährliche Verschwörung entdeckt zu haben glaubte, in Belagerungszustand erklärt. Die gewöhnlichen Folgen dieses Zustandes, als Suspension der Associationsrechte, Einsetzung von Stand- und Kriegsgerichten an Stelle der ordentlichen, blieben natürlich nicht aus, zumal der „Generalgewaltige" Böhmens, Fürst Khevenhüller, in brutalster Weise er-

Digitized by Google

klärte, „daß er hinlängliche Macht und auch den Willen besitze, eine empörte Stadt wieder nach Kriegsraison zur Ordnung und Ruhe zurückzuführen". Daß alle diese Verordnungen auch auf die Lese- und Redehalle, die schon seit ihrem Entstehen der Regierung ein Dorn im Auge gewesen, ihren verderblichen Rückschlag ausüben mußten, daß auch über ihren Häuptern das Damoclesschwert hing, lag auf der Hand. Am 11. Mai erklärte der Gubernialpräsident Mecséry einer an ihn entsandten studentischen Deputation, „daß während des Belagerungszustandes keine Reden und Vorträge mehr gehalten werden und der Verein nur noch als Leseverein fortbestehen dürfe". Da bemächtigte sich Aller eine Muthlosigkeit und Aengstlichkeit, welche die Fortexistenz des Ganzen bedrohte, zumal viele Mitglieder anderer Studentenverbindungen unversehens verhaftet und ohne Urtheil und Recht eingesperrt worden waren. So wurden am letzten Tage dieses Monats vier Mitglieder der deutschen Burschenschaft Marcomannia unter Escorte von Tetschen gefänglich eingebracht. Im folgenden Monat verfolgten Steckbriefe zwei andere Studenten wegen aufrührerischer Gesinnung, während ein junger Techniker von einem österreichischen Kürassier ohne alle Veranlassung zum Streit mit Säbelhieben derartig traktirt wurde, daß er kurz nachher an den empfangenen Wunden starb. Unter solchen Verhältnissen verließen die meisten deutschen Studenten die Prager Hochschule, die Lesehalle löste sich nahezu auf, allenthalben herrschte Furcht und Verzweiflung. Auch die folgenden Jahre brachten keinen Lichtschimmer eines verfassungsmäßigeren Zustandes den Bürgern, keine Hoffnung auf Entfesselung von den lahmlegenden büreaukratischen Banden den Mitgliedern der Halle. Die Polizei überwachte den Verein mit Argusaugen, die einzelnen Kränzchen und Zirkel innerhalb desselben, die lediglich wissenschaftlichen Zwecken dienten, wurden consequent mit Besuchen seitens der heil. Hermandad beehrt, so daß mein Gewährsmann meint, „es hätte kaum eine Zeit gegeben, wo der Wahrspruch: „Gleiches Streben einet selbst Extreme", so zur praktischen Wahrheit geworden, als damals, wo der „Wissenstrieb" ein festes Band geschlungen um Studenten und Sicherheitsmänner". Jedem dieser Zirkel sollten nach dem wörtlichen Texte der Polizeinote nur so viel Mitglieder angehören, „als um einen Tisch herum, sich setzend, Platz finden können." Dabei passirte es einem durchaus harmlosen und nüchternen Philologen, der sich als „Pädagog" genügend legitimirt glaubte, aber sich eines üppigen Bartwuchses erfreute, daß er von einem weisen Büttel mit den classischen Worten angeschnaubt wurde: „Was Gog? Gog ist Gog! — Ob Demagog oder Pädagog, das ist im Grunde ganz egal!" Probatum est! Ein anderes, ebenso ergötzliches Kuriosum widerfuhr dem Prof. Wolf, der in einer etwas sentimentalen Stimmung um Mitternacht dem Gesang der Nachtigallen lauschen wollte. Der-

ed by Google

Ende nach dem Rückzuge auf Mahenge, Langenburg und auf Abercorn und Fife. Die Kämpfe um Mahenge, Langenburg und Abercorn sind für die Geschichte des Krieges von geringer Bedeutung. Dagegen haben die Kämpfe um Fife, die sich an die Besetzung dieses Ortes durch die Engländer anschlossen, ein gewisses Interesse, weil sie zeigen, wie sich die Engländer in Rhodesien ihre Operationen gegen Deutsch-Ost-Afrika dachten. Fife ist ein kleiner Ort, der in Nord-Rhodesien, 30 Kilometer von der deutschen Grenze entfernt liegt. Wenn man die Karte betrachtet, so sieht man, daß Fife nur durch eine Wüste von Deutsch-Ost-Afrika getrennt ist. Es ist daher ganz natürlich, daß die Engländer, wenn sie Deutsch-Ost-Afrika von Süden her angreifen wollten, Fife besetzen mußten.

Die ersten Vorstöße wurden Anfang April 1916 und Ende Juni 1916 gemacht. Sie hatten nur den Zweck, die Gegend zu erkunden und Fühlung mit dem Feinde zu gewinnen. Ein Vorstoß, der Ende Juli 1916 gemacht wurde, hatte schon den Zweck, Kasama zu besetzen. Kasama liegt 150 Kilometer von Fife entfernt. Es ist der Sitz des Bezirksamtmanns, der den ganzen Bezirk Kasama verwaltet. Kasama ist ein Ort von einiger Bedeutung, weil er an der Straße liegt, die von Abercorn nach Broken Hill führt. Diese Straße ist die Hauptverkehrsstraße, die Nord-Rhodesien von Süden nach Norden durchzieht. Sie hat natürlich auch militärische Bedeutung, weil sie die Verbindung zwischen Broken Hill und Abercorn herstellt. Broken Hill ist der Hauptort von Nord-Rhodesien. Abercorn liegt am Tanganjika-See und ist der Ort, der den Engländern am nächsten liegt, wenn sie Deutsch-Ost-Afrika von Süden her angreifen wollen.

Der Vorstoß, der Ende Juli 1916 gemacht wurde, hatte also den Zweck, Kasama zu besetzen. Er wurde von Fife aus unternommen. Die Engländer hatten dort eine Truppe von 1000 Mann, die sich aus Europäern, Indern und Afrikanern zusammensetzte. Diese Truppe hatte 4 Maschinengewehre und 2 Geschütze. Sie wurde von Major Murray befehligt. Major Murray hatte den Befehl, Kasama zu besetzen und dann weiter vorzugehen, um Fühlung mit den deutschen Truppen zu gewinnen. Er sollte aber nicht weiter vorgehen, als bis zu einer Linie, die 30 Kilometer nördlich von Kasama lag. Diese Linie sollte er unter keinen Umständen überschreiten.

sie ihren Antrag stellten, als aus einigen scheinheiligen Stoßseufzern, mit welchen die „Bohemia" diesen Antrag begrüßte, worin sie einen Fortschritt in der vielgerühmten Einheit erblicken zu müssen glaubte. „Allein", fährt der Chronist fort, „die gute, hartköpfige, deutsche Jugend, die ihre Erfahrungen aus der Zeit der Erhebung, wo doch die „Einheit" am Gebotensten war, nicht vergaß, blieb allen den Sirenenstimmen gegenüber taub. Die Antwort auf dieses Ansinnen ist von dem heutigen Standpunkte eine wahre Staatsschrift, gleich ausgezeichnet durch innere Wahrheit, als richtiges Erkennen, zu nennen! — Richtig und mit fast prophetischen Blicke ist darin hervorgehoben: Daß überall, wo verschiedene Nationalitäten zu einem Zwecke sich vereinen, der eine nationale Färbung zuläßt, eine unvermeidliche Concurrenz entsteht, die nicht eher ruht, bis das Uebergewicht einer Nationalität dauernd gesichert ist. Eine Verschmelzung der Vereine trage das Moment der Auflösung schon in sich, und schon die Pietät den Begründern der deutschen Lesehalle gegenüber nöthige den Ausschuß, von einer solchen abzusehen und ein freundschaftliches Nebeneinanderbestehen wünschenswerth zu erachten! — Einzig und allein der richtigen Einsicht und dem nationalen Vollbewußtsein der deutsch-österreichischen academischen Jugend ist es zu danken, daß nicht auch die Lesehalle in der Zeit der „Mittelparteien" und der „Versöhnungsduselei" vom Strome nationaler Vergewaltigung, der so viele Opfer heischte, verschlungen worden ist."

Auch wir unsererseits können das damalige Vorgehen des Ausschusses der deutschen Halle nur als das allein richtige anerkennen. Dem czechischen Uebermuthe gegenüber ziemte sich ein strammes Aufrechthalten und Bekennen zu den einmal verfochtenen nationaldeutschen Prinzipien. Ebenso gerechtfertigt aber finden wir es, wenn auch heute, wo das deutsche Element an der Prager Universität in schönstem Flore und in moralischem Uebergewicht sich befindet, wo allenthalben vor der Allgewalt des germanischen Geistes, germanischer Bildung und Sitte sich alles tief in den Staub verneigen muß, wenn, sagen wir, in diesen Pfingsttagen, bei dem frohen Jubelfeste der deutschen Lese- und Redehalle, die czechischen Elemente prinzipiell und energisch von jeder Betheiligung an diesem deutsch-nationalen Feste ausgeschlossen waren. Daß sie nicht gewagt haben, wie sie gedroht, eine Gegendemonstration gegen das Fest in's Werk zu setzen, ist ein Zeichen ihrer Schwäche und innerer Zerfahrenheit, denn kaum können wir die Zurückhaltung und Mäßigung ihrer Intelligenz und Bildung gutschreiben. Auch wir sind der Ansicht, daß die deutschen Studenten Prags ihre czechischen Commilitonen nicht mit Glaçeehandschuhen zu streicheln brauchen. Auch wir stimmen endlich mit voller Zuversicht in die poetischen und energischen Worte ein, welche den deutschen Studenten in Prag am 23. April d. J. Fritz Reuter von Eisenach aus

gesandt und gewidmet hat: „Kein Preis ohn' Fleiß, Ohn' Kampf kein Sieg, Kein Fried' ohn Krieg; Drum kämpfet wacker ihr deutschen Böhmen! Kein Teufel soll den Sieg Euch nehmen." Rolf.

Kleine Zeitung; Gewerbliches. Vom Oberelsaß. — Mit dem ersten Januar 1874 tritt nun — laut Bekanntmachung im Reichsanzeiger — die deutsche Reichsverfassung in Elsaß-Lothringen in Kraft. Preußen und Lauenburg als Eins gerechnet, umfaßt alsdann das deutsche Bundesgebiet 23 fürstliche Staaten, dazu die drei Reichsstädte mit ihren Sonderverfassungen, und das Reichsland, das nach Ausweis der neusten Volkszählungstabellen in Bezug auf Einwohnerzahl doch den fünften Rang dieser Bundesstaaten einnimmt, da es hinter Württemberg und vor Baden einzureihen ist. In Folge dessen sendet, bis zu weiterer Regelung des Artikel 20 der Reichsverfassung, Baiern 48 Abgeordnete in den Reichstag, Württemberg 17, Elsaß-Lothringen 15 und Baden 14. — Bekanntlich wird in allen, außer diesen 4 eben genannten Staaten, die Bierbesteuerung durch das Reich geregelt, und zwar so, daß schließlich eine Rückzahlung an die einzelnen Landeskassen stattfindet, die nachweislich jährlich 15 % von der Gesammtsumme der aufgebrachten einschlägigen Reichssteuern beträgt. Es wird nun das Bestreben dieser vier Staaten sein müssen, unter sich über die Besteuerung auch dieses Artikels ein übereinstimmendes Gesetz aufzustellen.

Die zollfreie Wiedereinführung, der zum Behufe des Bedruckens, Färbens oder Bleichens in das Elsaß entsendeten Gewebe ist in Frankreich auf Antrag des Abgeordneten Claude (Depart. des Vosges) auf 2 weitere Monate gestattet worden. Sie sollte am 30. Juni aufhören, gilt aber nun bis zum 31. August d. J. und dies hat zur Folge, daß nun auch die im Oktober 1871 durch Zollvertrag in Elsaß-Lothringen begründeten Ehrensyndikate gleichfalls ihre Thätigkeit bis zum genannten Zeitpunkt hinaus verlängern müssen. Eins dieser Syndikate für das Unterelsaß hat seinen Sitz in Straßburg und steht unter der Leitung des Herrn Gustav Bergmann. Wir können uns einen annähernden Begriff von der Thätigkeit dieses Instituts machen, wenn wir hören, daß dies Syndikat vom Mai 1872 bis 31. December 1873 in Summa 24,811 Ursprungsatteste zum Betrage von 75,568,676 Fr. ausgestellt hat; Atteste, die sich lediglich auf das Unterelsaß beziehen, denn Mühlhausen hat für das Oberelsaß sein besonderes Syndikat, und in demselben beispielsweise in zwei Jahren 120,000 Ursprungszeugnisse ausgefertigt. Diese 120,000 Atteste repräsentiren einen Werth von 350,000,000 Fr. an Frankreich, ganz frei oder doch bei herabgesetzter Zolltaxe übersendeter Waaren!

Wir haben bereits in einem früheren Berichte der durch den französisch-

gitized by Google

deutschen Zollvertrag vom 12. Oktober 1871 eingeführten Tax-Skala eingehender gedacht. Heut geben wir folgende Schlußübersicht, die uns nicht nur zeigt, welch' ungemeine Thätigkeit die Syndikate zu entwickeln hatten und haben, sondern auch in welchen bedeutenden Dimensionen der Gewerbfleiß bei uns im Reichslande sich bewegt — ungeachtet alles anfänglichen, glücklicher Weise nun fast gänzlich verstummten Lamentirens über das Daniederliegen der Geschäfte. In der ersten zollfreien Periode wurden im Unterelsaß 13,460 Ursprungsscheine begehrt und ausgestellt; in der 2. (Halbtaxe) 6,540 in der 3. (Dreiviertelteltaxe) 4,811. In der ersten Periode finden wir vorzugsweise alle Eßwaaren vertreten, welche, nach Maßgabe des Gesetzes, vom 1. Januar 1872 den vollen Zoll zu entrichten hatten. Diese Galgenfrist mußte nach Möglichkeit benutzt werden, und sind z. B. ausgeführt worden 11,942,867 Liter Bier im Werth von 2,845,143 Frs., an Wurstwaaren und Sauerkraut 960,888 Kilo im Werthe von 226,821 Frs. Im Jahre 1872 wurden ausgeführt,

Gewebe	im	Werthe	von	7,325,133	Fr.
Strumpfwirkerwaaren	„	„	„	3,227,667	„
Tücher	„	„	„	8,243,656	„
Eisenwaaren	„	„	„	11,595,727	„
Druck- und Papierwaaren	„	„	„	1,171,738	„
Gerberwaaren	„	„	„	942,845	„
Chemische Producte	„	„	„	1,836,817	„
Erzeugnisse der Strohflechterei	„	„	„	1,413,375	„

Diese letztere im Unterelsaß durch drei große Fabriken vertretene Industrie — besonders Strohhutflechterei — beschäftigte im Jahre 1872 nicht weniger als 7000 Personen, und man begreift vollkommen, welch' hervorragenden Platz dieser Zweig unserer Industrie einnehmen muß, wenn man sieht, mit welchem Luxus in Bezug auf Umfang — also auch als Strohconsum und Herstellungskosten — die echten Elsässer Strohhütte ausgestattet sind. Im Münsterthal besonders, und weit hinein in das „Große Thal" bis hinter Metzeral und Mitlach, am Fuße des Herrnberges, tragen Frauen und Mädchen kleine tyrolerartig zugespitzte, am Kopfe bunt benähte, aber mit einem flachen, so riesigen Rande versehene Strohhüte, daß nicht nur Kopf und Nacken sondern auch Schultern, Brust und Rücken vollkommen im herrlichen Schatten dieses Hauptdaches geborgen sind.

In Folge des Frostes, der im Frühjahr unsern Weinbauern so verhängnißvoll zu werden drohte, ist für die Hopfenbauer eine gute Zeit angebrochen. Der Hopfen ist auf eine noch kaum dagewesene Höhe des Preises emporgegangen. Dieselbe Waare, welche im Herbst des vorigen Jahres für 60 bis 80 Fr. feil war, gilt jetzt 160 bis 180 Fr. Kein Wunder, wenn man erwägt, daß nicht nur eine bedeutende Zunahme des Bierverbrauchs,

Digitized by Google

τὸν ἐκβολὴν ἐμοὶ τε καὶ τοῖς ἄλλοις ἐποίησε. Ἐπειδὴ γὰρ ἐκεῖνος ἐκ τῆς Ἑλλάδος ἀπῆλθεν, ἐγὼ μὲν ἐν τῇ Ἑλλάδι ἔμεινα, καὶ ἐν τῇ Ἑλλάδι ἐπολέμησα· ἐκεῖνος δὲ ἐν τῇ Ἀσίᾳ ἐβασίλευσε, καὶ ἐν τῇ Ἀσίᾳ ἐπολέμησε. Καὶ ἐν τῇ Ἀσίᾳ ἐπολέμησε μὲν πρὸς Ἀρταξέρξην τὸν Ὀχον, ἐβασίλευσε δὲ ἐν τῇ Ἀσίᾳ ἐπὶ ἔτη τριάκοντα καὶ ἕξ· καὶ ἐν τῇ Ἀσίᾳ ἐτελεύτησε, καὶ ἐν τῇ Ἀσίᾳ ἐτάφη. Ἐγὼ δὲ ἐν τῇ Ἑλλάδι ἔμεινα, καὶ ἐν τῇ Ἑλλάδι ἐπολέμησα· καὶ ἐν τῇ Ἑλλάδι ἐβασίλευσα, καὶ ἐν τῇ Ἑλλάδι ἐτελεύτησα, καὶ ἐν τῇ Ἑλλάδι ἐτάφην. Ἐκεῖνος δὲ ἐν τῇ Ἀσίᾳ ἐβασίλευσε, καὶ ἐν τῇ Ἀσίᾳ ἐπολέμησε

Forſtbeamter in ſeinem Bezirk und kein Friedensrichter in dem Canton, in welchem er angeſtellt iſt, in den Bezirksrath wählbar ſein ſollen, trotz des Geſetzes vom 29. Januar 1873, welches über Bezirks- und Kreisvertretungen ſowie über Gemeindewahlen beſtimmt!

Notizen.

Randbemerkungen zu Goethes Werken.

I. In der ſtillen Gemeinde genießt der kleine Aufſatz: Nach Falconet und über Falconet wohlverdientes großes Anſehen. Mächtige Gedanken, urkräftiger Ausdruck, glühende Empfindung zeichnen ihn aus. Ihn durchzucken wahre Zeusblitze. Was will aber die Ueberſchrift beſagen? Ehe Maurice Etienne Falconet, der berühmte Schöpfer der Reiterſtatue Peters des Großen in Petersburg (1766) nach Rußland abging, ſtand er mit Diderot in intimem Verkehre. Die Angelegenheiten der Kunſt bildeten natürlich den Hauptgegenſtand der Unterhaltung, zuweilen auch des lebhafteſten Streites. Falconet ſchreibt (Handſchrift im Musée lorrain zu Nancy): „Diderot le philosophe et Falconet le statuaire, au coin du feu, rue Tavanne, agitaient la question si la vue de la postérité fait entreprendre les plus belles actions et produire les meilleurs ouvrages“. Falconet beſtritt es und betonte das Recht der eigenen Empfindung: „J'avouerai volontiers, que les nez faits comme le mien ne sont pas de plus à la mode, mais de tous ceux qui ont été, qui sont, ou qui seront portés, c'est celui qui me convient de plus“. Die Streitfrage wurde in einer längeren Reihe von Briefen abgehandelt, deren Veröffentlichung ſich Diderot widerſetzte, ſo daß es darüber, da Falconet eben ſo eifrig für die Drucklegung war, zum Bruche zwiſchen den alten Freunden kam. Sowohl Diderot wie Falconet befanden ſich im Beſitze des Manuſkripts. Nach Diderots Abſchrift wurden die lettres sur la postérité im 3. Bd. der Mémoires et Correspondance de Diderot ed. Walferdin, Paris 1834, abgedruckt. Das Falconetſche Manuſkript wurde aber in Petersburg von einem Engländer copirt und in London 1770 publizirt. Dieſe Ausgabe, über die ſich wohl nähere Kunde auftreiben läßt, kannte Goethe: ſie gab ihm den Anlaß zu dem köſtlichen Aufſatze. A. Springer.

II. Wahrheit und Dichtung. I. Buch. (6bändige Ausg. S. 6): „So prächtig die Krönung Karls VII. geweſen“ ꝛc. — Der Ahnherr der Kaiſerin Eugenie, Graf Montijo, gab als königl. ſpaniſcher Botſchafter bei der Wahl und Krönung des Kaiſers Karls VII. am 12. Febr. 1742 in einem Landhaus am Main ein prächtiges Feuerwerk, deſſen flüchtigen Glanz er auf großen Blättern durch den Grabſtichel von Wolfgang u. a. Augsburger Künſtlern zu verewigen bemüht war. Exemplare dieſer Blätter ſind in den

Digitized by Google

Preisgekrönt: Ein Preisbuch, herausgegeben von der Zeitschrift Deutsche Arbeit. Mit Beiträgen von Ernst Rudolf Blüher, Hans Carossa, Hermann Claudius, Ernst Hardt, Hermann Hesse, Rudolf Herzog, Ricarda Huch, Hans Kyser, Ina Seidel, Wilhelm Schäfer, Hermann Stehr, Rudolf G. Binding, Wilhelm Schmidtbonn, Hermann Stehr, Ernst Wiechert, Emil Strauß, Hermann Claudius, Hans Friedrich Blunck, Hans Grimm, Hermann Kasack, Hans Leip, Hermann Kesten, Hans Leip, Hermann Kasack, Hermann Kesten, Hans Leip, Hermann Kasack, Hermann Kesten, Hans Leip, Hermann Kasack

Schließlich hat die Truppe Feuer gegeben nnd 4—5 Personen, darunter ein 18jähriges Mädchen, sind von ihren Kugeln gefallen". Joseph's Mittheilung war übertrieben; nach den „Frag- und Anzeigungsnachrichten" ist nur das Mädchen, Maria Anna Letter, eines Schubkärchers Tochter, auf den Krönungstag erschossen worden. Daß Goethe diesen, gelegentlich der von ihm ausführlich geschilderten Erstürmung der Ochsenküche (S. 65) stattgehabten Zusammenstoß, welcher ungeheures Aufsehen erregte, nicht erwähnt, scheint mir dafür zu sprechen, daß er zur Zeit, als er seine Lebensgeschichte niederschrieb, der einzelnen Vorgänge sich nicht mehr erinnerte. Die Reihe der Formalitäten konnte er sich leicht aus den Krönungsdiarien wieder vergegenwärtigen. Das Cronstett'sche Stift, in welchem die Majestäten wohnten, wird demnächst einer neuen Straße zulieb abgebrochen werden, aber die mit OK bezeichneten vier Steine markiren heute noch auf dem Römerberg die Stelle, wo die Pfosten der Ochsenküche standen. W. Stricker.

Literatur.

Ed. Devrient: Meine Erinnerungen an **Felix Mendelssohn-Bartholdy** und seine Briefe an mich. 2. Auflage (Leipzig 1872. J. J. Weber). — Selten ist ein Buch mit solcher Liebe namentlich in den Familienkreisen aufgenommen worden wie die Briefe von F. Mendelssohn-Bartholdy. Ein solcher Erfolg bürgt nun zwar nicht für die Vortrefflichkeit des Werkes, denn der Gedankenflug in einem Buch, für welches unsere „gebildeten" Damen schwärmen, pflegt über eine gewisse wohlanständige Durchschnittslinie nicht hinauszugehen. In diesem Falle aber hatte der Erfolg seinen ganz besonderen Grund. Mendelssohn ist der Componist der deutschen oder eigentlich der norddeutschen Familie: in seiner Musik hat Geist und Charakter derselben ihren befriedigenden Ausdruck gefunden.*) Für Gesellschafts-Musik haben wir an Schubert, Löwe und vielen Anderen weit bessere weil glänzendere Componisten, wenn aber nach der Arbeit und dem Geräusch des Tages der Abendfrieden im Familienzimmer waltet, dann treten die heranwachsenden Kinder ans Clavier und singen die nimmer alternden Lieder, ein- oder zweistimmig: „Wenn sich zwei Herzen scheiden" oder „Ach, wie so bald" oder „Wohin ich geh' und schaue" und Frühlings- oder Liebes-Lust und Trauer zieht als Erinnerung oder Ahnung durch die Herzen der Alten und Jungen; ein ander Mal thun sich gute Freunde zusammen und singen vierstimmig: „Ihr Thäler weit, ihr Höhen" oder „Die Nachtigall sie war entfernt" oder die Männer singen: „Es ist bestimmt" und „Wer hat Dich, Du schöner Wald." Und wiederum, wenn ein neuer Herd gegründet ist und der Mann bittet die junge Frau Etwas zu spielen, dann sind es die „Lieder ohne Worte", deren anmuthige Tongebilde die glückliche Stimmung des jungen Paars verklären und vertiefen. Diese ganz eigenthümliche Stellung Mendelssohns in der deutschen Familie giebt Allem, was seine Persönlich-

---

*) Man könnte hier eine Unterscheidung zwischen nord- und süddeutscher Familie als unberechtigten Particularismus ansehen, allein wenn überhaupt von Familienmusik die Rede sein soll, muß doch die Familie auch außer zum Mittagsessen versammelt sein, am Tage ist sie's schwerlich und am Abend geht der süddeutsche Familienvater meistens in's Wirthshaus.

Digitized by Google

keit betrifft, ein allgemeines Interesse und hat denn auch seinen trefflichen Briefen so begeisterte Leser und vor Allem Leserinnen erworben.

Einen sehr werthvollen Beitrag zu dieser Briefsammlung lieferte ein kleines Buch, das schon im vorigen Jahre in 2. Auflage erschienen ist, zumal in diesem Mendelssohns Persönlichkeit mit feinen Linien gezeichnet ist. Es sind die Erinnerungen von Eduard Devrient. Allerdings ist das Bild des liebenswürdigen Meisters darin fast nur angedeutet, nur eine Silhouette zu nennen, aber die Umrisse sind so fein und sicher gezeichnet, daß man einen durchaus lebendigen und überzeugenden Eindruck erhält und in der ganzen Auffassung ein ebenso liebevolles wie unbestechliches Freundesauge erkennt. In diesem Bilde finden wir nun alle die Züge, welche die Bedeutung des Componisten für die Familie erklären.

Vor Allem ist Mendelssohn eine ganz reine Natur: von frühster Jugend an nur auf das Tüchtige, Edle gerichtet hat er das Nichtsnutzige, Gemeine nie an sich kommen lassen. Das leuchtet uns so unverkennbar hervor aus Allem, was er schreibt und sagt, das zeigt sich besonders in der hellen Kinderfröhlichkeit seiner Jugendbriefe, in der herzlichen Freude an allem Großen und Schönen, in der rückhaltlosen zärtlichen Hingabe an Geschwister und Freunde und vor Allem in seiner unermüdlichen Arbeit, die aus der wahrhaften Liebe zur Kunst hervorgeht. So dirigirt der 13jährige Knabe seine kleinen Opern „unbefangen, ernsthaft und eifrig, als ob er ein Knabenspiel mit seinen Kameraden vor hätte" und der 22jährige schreibt: „ich schreibe so wenig, um berühmt zu werden, als ich schreibe, um eine Kapellmeisterstelle zu erhalten. Es wäre schön, wenn Beides sich einfinden wollte, so lange ich aber nicht gerade verhungere, solange ist es Pflicht zu schreiben, was und wie mir es ums Herz, ist und die Wirkung davon dem zu überlassen, der für mehr und Größeres sorgt." Darum ist aber auch Alles an seiner Musik einfach, klar und edel, im besten Sinne des Wortes anständig: und diese Reinheit des Inhalts wie die Wahrhaftigkeit in den Mitteln des Ausdrucks geben ihr den unvergleichlichen Werth für das Heiligthum des Hauses, für die gemeinsame Kunstübung der Familie.

Dazu kommt ein Zweites: von einem tüchtigen Vater und ausgezeichneten Lehrern erzogen, zu einer Zeit, da Berlin noch mit Recht die Stadt der Intelligenz hieß, mit einem großen Kreise geistvoller Menschen täglich verkehrend hat er schon als Knabe eine solche Fülle geistiger Anregung und Nahrung genossen, daß, wie Devrient bemerkt, „wir unter allen hervorragenden Männern unsers Volkes kein zweites Beispiel einer so begünstigten Jugend aufzuweisen haben." Und er hatte diese Gunst des Schicksals treu benutzt, er war ein eminent gebildeter Mensch geworden, welcher nicht nur auf seinem Gebiete einen Sebastian Bach in seiner Größe erkannte und mit vollendeter Dirigentenkunst zu neuem Leben erweckte, sondern auch die Gedanken eines Sophokles und Shakspeare in seine Töne übertragen konnte. Freilich wird wohl einem Jeden, welcher von diesem vielfach genährten und durch die Mutter noch ausdrücklich angestachelten Lerneifer hört, bald die Befürchtung aufsteigen, „daß die Nervenkraft eines Gehirnes solche Zumuthungen nicht eine gewöhnliche Lebensdauer lang ertragen könne." Seine Empfindlichkeit, die „bis zum Irrereden gesteigerten Aufregungen" und der „todtenähnliche Schlaf" sind deutliche Zeichen von Ueberreizung des Gehirns.

Dennoch ist in den frischen Reisebriefen durchaus nichts Krankhaftes zu spüren. Ein wenig Altklugheit im Ausdruck müssen mir wohl dem Berliner zu Gute halten, denn Berliner ist er trotz seiner Abneigung gegen die Heimathstadt von Kopf bis zu Fuß: die Neigung, seine Empfindsamkeit und jedes tiefere Gefühl hinter einem Scherz oder einer trivialen Phrase zu verstecken ist eine recht berlinische Eigenschaft, die freilich wieder nur der verschärfte Ausdruck eines allgemein norddeutschen Charakterzugs ist, und vielleicht gilt dasselbe von einem Mangel seiner Bildung, der in Rom zu Tage tritt: wer nämlich nach 4monatlichem Aufenthalt in Rom den Vatican in seinen Briefen kaum erwähnt hat und schließlich vor Thorwaldsens Alexanderzug erklärt, daß „die Sculptur noch nie solchen Eindruck auf ihn gemacht habe" (Reisebriefe I. p. 129), der muß wohl nicht viel Sinn für Plastik haben. Sonst zeigen ja grade die jugendlichen Reisebriefe eine Gesundheit und Sicherheit des Urtheils, neue Kunst-Eindrücke jeglicher Art vollständig und klar wiederzugeben, wie sie nicht nur in diesem Alter selten ist, und dazu eine rührende Wahrhaftigkeit des Schreibers, der offenbar niemals Etwas schreibt, um geistreich oder witzig zu sein, sondern Alles nur, weil es eben so seine Gedanken sind.

Diese hohe geistige Bildung spiegelt sich dem auch in seiner Musik: nicht die Naturlaute der Leidenschaft, nicht das gewaltsame Ringen der dunklen Mächte des Herzens erschüttern uns in seinen Melodien, wir hören vielmehr überall in ihnen das leicht erregte, oft auch tiefe Gefühl eines durchaus klaren selbstbewußten Menschen. Das ist allerdings für einen großen Künstler ein zweifelhaftes Lob, aber es wird bestätigt durch die Schilderung seines Charakters. Er war ein Kind der Sonne: aufgewachsen im Schoße des Glückes, von frühster Jugend an durch Bewunderung und Liebe verwöhnt hat er niemals den Kampf des Lebens wirklich kennen gelernt. Nicht allein das Schlechte, auch das Unglück blieb ihm fremd und daher fehlt ihm auch jede Widerstandskraft gegen Tadel und Mißgunst. Dagegen steht er seinen Geschwistern und Freunden, wie es scheint, in bewundernder Liebe kritiklos gegenüber und zeigt noch im zwanzigsten Jahre seiner Familie und seinem Lehrer gegenüber eine Abhängigkeit, welche bei solcher Geisteskraft fast unbegreiflich ist. Bei diesen Charakterzügen erscheint es seltsam, daß Devrient unerschütterlich an seinem Glauben festhielt, Mendelssohns eigentlicher Beruf habe ihn auf ein Gebiet gewiesen, auf welchem Handlung, Kampf und Leidenschaft vor Allem zur Erscheinung kommen müssen, nämlich auf die Oper. Es ist von vorn herein schon wenig wahrscheinlich, daß ein Componist sein Leben lang seinen Beruf verfehlt habe, weil er keinen geeigneten Text gefunden. Wenn aber Devrient meint, daß in der Ouverture zum Sommernachtstraum „die lebendige Auffassung, das leise Gefühl, die feine Reizbarkeit für poetische Schönheit, die Empfindsamkeit und der anmuthige Humor den Beruf des Componisten zur charakteristischen, zur dramatischen" Musik bewiesen, so scheint er dabei etwas schnell zwei nicht ganz sich deckende Begriffe gleichgesetzt zu haben, denn Charakteristik von Empfindungen, Situationen, Persönlichkeiten macht doch noch immer kein Drama. Die Oratorien wird man auch nicht als Beweis für die dramatische Begabung Mendelssohns anführen können, denn abgesehen davon, daß schon die Bestimmung aller geistlichen Musik den Ausdruck der bewegten Handlung und Empfindung

words of greek, or latin, but by their proper equivalents, either in the text, or in the margin. Where I have used any words of greek, or latin, I have commonly given the sense of them

Wanderung methodisch anleitend. Wir loben ganz besonders, daß dieses dem Tagesinterresse trefflich dienende Heftchen doch nur als Beigabe erscheint, sodaß dem Reisehandbuche selber sein gemeingültiger Charakter gewahrt bleibt; man würde sehr irren, wollte man meinen, daß die Sorgfalt der Bearbeitung sich diesmal nur auf Wien erstrecke. So bemerken wir 2 neue Routen in Böhmen, in Baiern gar 4, darunter die beiden ihrer Kürze wegen neuerdings mit Vorliebe benutzten Wege nach Regensburg, von Leipzig über Eger, von Frankfurt über Fürth, die geradeste Verbindung zwischen Norddeutschland und Mittelrhein einer-, dem Salzburger Bergland und der mittleren Donau andererseits darstellend. Ebenso hat die liebliche Tauber-Neckarbahn zwischen Würzburg und Heidelberg jetzt ihr eigenes Kapitel, der bisher so unzugängliche bairische Wald zum erstenmal eine aufklärende Karte erhalten; an neuen Plänen bemerken wir Constanz, Ulm, Karlsbad, Kissingen und Preßburg. — Ueber die „Schweiz" (15. Auflage) bedarf es nicht erst der Worte; jeder, der in ihr ernstlich gewandert ist, weiß, daß dazu in keinem Anderen Heil ist, als eben in Bädeker. Bemerkt muß nur werden, daß auch die reichlich vertheilten Spezialkarten an feiner und deutlicher Ausführung jetzt nichts mehr zu wünschen übrig lassen und daß auch die Panoramen das leisten, was sie sollen, nämlich orientiren; die Natur wetteifernd zu verschönern, wie die artistischen Beigaben mancher Concurrenzhandbücher, darauf verzichten sie freilich mit Recht. — „Belgien und Holland" endlich (12. Auflage, wird würdig eingeleitet durch die meisterhafte Skizze Springer's „zur niederländischen Kunstgeschichte", welche ihres Gegenstandes selbstverständlich auf 26 Seiten energischer Herr werden kann, als die entsprechende Darstellung zur Kunstgeschichte Italien's auf 68 Seiten. Gegen die 10. Auflage von 1866 — die 11. liegt uns nicht vor — zeigt das Handbuch Fortschritte durch Hinzufügung zweier holländischer Kapitel, sowie einiger Karten und Pläne; im ganzen bedurft' es gerade hier keiner wesentlichen Aenderung, denn für die Schilderung dieser Lande, der wahren Heimstätten des „Merkwürdigen" im umfassendsten Sinne war die Bädekersche Weise der Wahrnehmung des Charakteristischen von jeher vorzüglich geeignet; dies Bändchen ist daher wahrhaft ein Muster touristischer Literatur. Darf man noch einmal das Moment hervorheben, wodurch sich Bädeker's Werke noch heut von vielgepriesenen und zum Theil in ihrer Art preiswürdigen Nachahmungen bestimmt unterscheiden, so ist es dies: Bädeker macht nicht bloß frei von dem Regimente der Lohndiener, Führer, Kutscher und Wirthe — das ließ sich ihm absehen — er erhält uns auch unabhängig von seiner Herrschaft. Alles thatsächliche Material bringt er treulich herbei, damit geistig zu schalten aber überläßt er uns, er zeigt und unterweist, aber er docirt und meistert nicht; vorführen will er, nicht vordenken. Sein berühmter Stern besagt in Natur und Kunst nur, was auch sonst Orden oder Ehrenzeichen einzig bedeuten können: dies seht euch an und nun — urtheilt selber! Die anderen sind der aufgeklärte und auf lärende Despotismus, Bädeker ist der erste Diener eines freien Volks von denkenden Touristen.

a/D.

Ausgegeben: 25. Juli 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Google

Nach S. 178 ist Wisimars Name eine Verstümmelung aus Alaneric Wisimar. Dies ist nicht richtig. Wisimar ist ein Name für sich, wie Alaneric, Athanarich, Fritigern, Radagais, Sarus, Gainas, Tribigild, Fravitta, Eriulf, Odoaker, Theoderich, Theodemir, Theodahad, Witichis, Totila, Teja u. s. w. Wisimar ist ein Name, der in der Familie der Amaler vorkommt, wie Theodemir, Walamir, Widimir, Thiudimir, Hunimund, Thiudimund, Ermanarich, Ermanaric, Ermanfrid, Thiudahad, Thiudigotho, Thiudigisel, Thiudila, Thiudimer, Thiudebert, Thiudelinde, Thiudichild, Thiudiswinth, Thiudigoto, Thiudiric, Thiudoald, Thiudobad, Thiudobert, Thiudogisel, Thiudolf, Thiudolfred, Thiudomer, Thiudoric, Thiudosind, Thiudosuinth, Thiudovald, Thiudovech, Thiudovich, Thiudovig, Thiudovin, Thiudovinda, Thiudovisa, Thiudovisclus, Thiudovisus, Thiudovius, Thiudovoldus, Thiudovoldus, Thiudovoldus

würde. Welch' eine glückliche Idee haben die sonst so klugen Jünger Loyolas hier versäumt, die ihrem Orden eine äußerste Geschicklichkeit verlangende aber lohnende Vermittelung zwischen den auch in kirchlichen Dingen das Gelten ihrer Eigenthümlichkeit verlangenden Nationen und dem über ihnen seinen Platz beanspruchenden Papstthum in die Hand gelegt hätte!

Indem Clemens XIII sich in keiner Weise auf Compromisse einließ, gingen die Höfe von Versailles, Madrid und Neapel weiter und verlangten die Aufhebung des Jesuitenordens durch den Papst; und da dieser damit antwortete, daß er das der Jesuitenüberschwemmung ebenfalls entzogene Herzogthum Parma durch oberlehnsherrliches Einschreiten bezwingen wollte, schickte Frankreich sich an, Avignon und Venaissin zu besetzen und Neapel eben so Benevent und Pontecorvo. Indem Frankreich aber, ganz abgesehen von den Jesuiten, nicht länger dulden wollte, daß sein übrigens wohlgeschlossenes Staatsgebiet durch die päpstliche Besitzung an der unteren Rhone unterbrochen und gestört werde und deßhalb von „unveräußerlichen" Rechten auf die vorhin genannte Enclave sprach, bot es Analogie und Vorspiel für die in unseren Tagen vollzogene Auflösung des Kirchenstaats durch und in das Königreich Italien.

Wie Pius IX, beharrte Clemens XIII eintönig bei seinem non possumus. Als dieser, unfähig eine Verständigung zwischen dem heiligen Stuhl und den Mächten herbeizuführen, seinem Lebensende zuschritt, hatten Staatsmänner und Publicisten nicht vergessen, daß auf Benedikt VIII, den leidenschaftlichen Gegner Philipp's des Schönen von Frankreich, der versöhnlichere Benedikt IX folgte und daß Clemens' XIII unmittelbarer Vorgänger, der hellste und liebenswürdigste aller Päpste, Benedikt XIV (1740—1759), noch immer zahlreiche Freunde hatte. Indem Pius IX sich vermittelst Unfehlbarkeitsdekrets dem Verständniß der Neuzeit, jetzt 81jährig, wohl für immer unzugänglich gemacht hat, beschäftigen Nachfolge und Nachfolger die öffentliche Meinung schon mehr fast als die Entschlüsse und Kundgebungen des noch sterblich unter uns weilenden Statthalters Gottes auf Erden.

Angesichts des bevorstehenden Conclaves mag es daher nicht unangemessen sein, an das Conclave von 1769 zu erinnern, aus welchem Clemens XIV, jener Papst hervorging, der wenigstens so viel Einsicht bewies, den nächsten Ansprüchen nachzugeben, die zum Bewußtsein ihrer Pflicht gegen Staat und Volk allmählich erwachende Regierungen stellten, wenngleich er, der friedliebende aber wenig denkende und nicht organisatorische Mann, vor der damit um so unvermeidlicher gewordenen Kirchenreform zurückschreckte, während sie dem Souverain im Vatican nun aller Wahrscheinlichkeit nach bald gänzlich erlassen und abgenommen werden wird.

Wunderlich wie damals werden die durch einander geschüttelten Würfel

zed by Google

der Wahl vielleicht demnächst fallen. Auf die Einwirkung der Mächte, die damals erstrebt, aber äußerlich beseitigt wurde, wird gegenwärtig von den meisten und grade meist berührten Staaten am rückhaltlosesten verzichtet. Der jüngst im Reichstage wiederholten Versicherung des Fürsten Bismarck: nicht nach Canossa zu gehen, legen wir mehr Gewicht bei, als der von ihm geäußerten Hoffnung, daß mit dem Nachfolger Pius IX vielleicht besser zu unterhandeln sein möchte, als mit diesem. Immerhin wird das, während ein Papst auf dem Throne sitzt, stille und wenig bemerkte Cardinalscollegium während der Sedisvacanz nicht unbewegt bleiben. Wir werden sehen, was die Gerusia der römischen Kirche, welche nach Verlauf von Jahrzehnten wieder die eine folgenschwere That zu vollbringen hat, um dann aufs Neue in Verborgenheit zu sinken, diesmal vermag. Bei aller Verschiedenheit der Umstände ertheilt das Conclave von 1769 einige Winke.

Schon lange vor dem Tode Clemens' XIII beschäftigte sich die Diplomatie angelegentlich mit dem Nachfolger und zwar die Frankreichs, Spaniens und Neapels nach dem Familienvertrage von 1761 in selten dagewesener Uebereinstimmung. Aus dem Jahre 1764 liegt ein französischer Gesandtschaftsbericht vor, in welchem der Ritter de la Houze dem Herzog von Praslin das Cardinalscollegium charakterisirte und verschiedene Namen als den Höfen freundlich oder unfreundlich, oder selbst mit der Exclusive zu belegen aufführte. Im J. 1766 gab der Marquis v. Aubeterre demselben Minister als das Ergebniß der von den drei bourbonischen Gesandten gepflogenen Berathungen anheim: ob nicht hinsichtlich des früher oder später zu erwartenden Conclaves von den in Rom seßhaften Cardinälen die Zusage erwirkt werden solle, vor Ankunft der auswärtigen zu keiner entscheidenden Abstimmung zu schreiten? Aubeterre wünschte öffentlich sagen zu dürfen, daß eine übereilte Wahl als eine erschlichene nicht auf die Anerkennung der Mächte rechnen könne. Aber Praslin verbot auf Befehl des Königs eine so „gewaltsame und gefährliche" Erklärung, „welche ein Schisma androhe oder gar herbeiführen könne".

Als Clemens XIII am 1. Februar 1769 gestorben war und achtundzwanzig Cardinäle am 15. Februar in das Conclave traten, war die allgemeine Aufmerksamkeit zwar im hohen Grade auf dieses gerichtet, aber ohne alle Sorge und Aengstlichkeit. Weniger denn je wurden die von Alexander III bis Urban VIII erlassenen strengen Bestimmungen über das Geheimhalten, die Zuziehung der Conclavisten, den Verkehr der Cardinäle unter sich und mit der Außenwelt gehalten, aber das frühzeitige Bekanntwerden der meisten Vorgänge hat keinen Schaden verursacht. Während des Conclaves erhielt der Marquis v. Aubeterre in dem Cardinal-Erzbischof Bernis v. Albi einen Adlatus. Spanien war durch Sign. Aspuru, Uditore de la Rota, vertreten,

Digitized by Google

der jetzt durch den Ritter Azara verstärkt wurde. Cardinal Orsini vertrat das Königreich beider Sicilien. Sie alle entwickelten gesteigerte Geschäftigkeit, ohne dafür bei den Regierungen besonderen Dank zu ernten. Am 6. Februar schrieb Herr v. Aubeterre an den Herzog v. Choiseul: die Minister der drei Kronen werden sagen: die verbündeten Höfe wollen keinen Papst machen, aber auch nicht zugeben, daß er ohne sie gemacht werde. Komme ein zum Kirchenregiment geeigneter Mann in Vorschlag, werde er auf keine Schwierigkeiten stoßen. Wir werden sämmtliche Cardinäle besuchen, fuhr Aubeterre fort, und ihnen bemerklich zu machen, daß wir darauf rechnen, vor dem Eintreffen der auswärtigen Cardinäle keine Wahl vorgenommen zu sehen. Geschähe es wider Erwarten, so würden wir Rom verlassen, um erst weitere Befehle unserer Höfe zu erwarten. Die den Jesuiten nahestehenden Cardinäle, meinte der Gesandte, müßten von der Candidatenliste gestrichen werden; die übrigen würden einander ziemlich gleich sein. Allein Choiseul beschwichtigte. Er mahnte noch dringender als Praslin von übereilten Schritten ab, „welche die Ehre des heiligen Stuhls und der französischen Krone schädigten". Aubeterre berichtete weiter, daß der Jesuitengeneral alle Cardinäle besucht und unter Thränen gebeten habe, sich seines Ordens anzunehmen, beantragte um so dringender die Aufhebung des Ordens „womöglich" zur Bedingung der Anerkennung des neuen Papstes zu machen; und Choiseul war abermals anderer Meinung. Unstreitig werde diese Forderung dem größten Widerspruch begegnen und außerdem Frankreich verhindern, auf andere wichtige Dinge, wie Avignon und Venaissin Nachdruck zu legen. Am 25. Februar fügte Choiseul hinzu: der König habe gar keinen bestimmten Candidaten im Auge. Alle Wünsche desselben seien lediglich durch seinen Eifer für die Religion, für die Ehre des heiligen Stuhls und für die öffentliche Ruhe bedingt. Wollte man nur die Politik fragen, so sei es für den französischen Hof ziemlich gleichgültig, ob das Schiff des heiligen Petrus diesem oder jenem Steuermann anvertraut werde. Wenn derselbe Klugheit, Weisheit und Umsicht beweise, werde seine Verwaltung Beifall finden. Bekenne er sich zu den unbesonnenen Grundsätzen seines Vorgängers, so werde man seinen Unternehmungen zu begegnen wissen.

Noch gelassener sah der Wiener Hof dem Schauspiel im Vatican zu. Derselbe war weder den Jesuiten so innig zugethan, um eine ihnen günstige Papstwahl zu suchen und dafür das Mißfallen der bourbonischen Staaten einzutauschen, noch bewarb er sich um die Freundschaft der letzteren der Art, daß er deßhalb die Jesuiten hätte verstoßen müssen. Zur Zeit der Thronerledigung befand sich gar kein Gesandter des deutschen Kaisers und Oesterreich-Ungarns in Rom, indem die laufenden Geschäfte meist durch die Hand des päpstlichen Nuntius in Wien gingen, unterdeß die Cardinäle Franz

Digitized by Google

und Alexander Albani den bescheidenen Titel von „Protectoren" des römischen Reichs deutscher Nation und Oesterreich-Ungarns führten und für die meist in Verzögerung der Sachen bestehenden mäßigen Mühen die ansehnlichen Jahresgehalte von 40,000 und 20,000 Fl. genossen. Erst gegen das Ende des Conclave traf der jüngere Fürst Kaunitz als außerordentlicher Gesandter des Kaisers und der Kaiserin ein, aber nicht um Einfluß auf das Conclave zu üben, sondern um Formen der Etikette nachzukommen. Plötzlich und unerwartet erschien Kaiser Joseph II in Rom, um in das Conclave einzudringen, aber es geschah nicht um hier irgend welche Rechte der gothischen und fränkischen Könige bei Besetzung des päpstlichen Stuhls aufzufrischen, sondern lediglich um in überraschenden Fragen und geistreichen Antworten zu glänzen. Von Wien schrieb Abbate Aloysius Sylva, Uditore des Nuntius, unter dem 20. Februar an Msgr. Garampi, den päpstlichen Monsignore de la Cifra: die Kaiserin hat für die bevorstehende Papstwahl mir gänzliche Gleichgültigkeit zu erkennen gegeben, aber auch offen bekannt, daß sie im vollen Einverständniß mit den bourbonischen Höfen stehe und bei dem gänzlichen Mangel an Eifersucht zwischen den Höfen eine desto leichter von Statten gehende Wahl erwarte. Als die am Ballplatze umlaufende Ansicht bezeichnete Sylva es, daß der Cardinal Cavalchini — den de la Houze mit Exclusive belegen wollte, Aubeterre gar nicht erwähnt — als vermeintlicher Verfasser einer Schrift gegen die Jesuiten, ohne Weiteres zum Papst werde ausgerufen werden. An seinen sechsundachzig Jahren dürfe man sich nicht stoßen, da die Wünsche der Höfe in wenigen Tagen erfüllt werden könnten! Zum päpstlichen Nuntius sagte Maria Theresia am 2. April: nicht ihretwegen, sondern der übrigen katholischen Höfe halber sei es wünschenswerth, daß der neue Papst es nicht mit den Jesuiten halte, um ihnen keinen Vorwand zu geben, sich mit dem heiligen Stuhle noch weiter zu entzweien. Als wünschenswerth fügte sie hinzu, daß der Nachfolger Clemens' XIII einige Kenntniß von der Welt besitze und etwas mehr als Italien gesehen habe.

Ritter Azara suchte sich als neues Mitglied der spanischen Gesandtschaft bemerklich zu machen, aber sein Verkehr mit Franz Albani wurde zu auffällig gefunden, so daß er sich in Zukunft der Vermittlung des schlauen Jesuiten Ximenes bediente. Nach Madrid sandte er einen Bericht mit kühnen Combinationen, an denen jedoch Choiseul und Aubeterre weidlich Kritik übten. Aber die Diplomaten erfuhren überhaupt von den Cardinälen eine unerwartete Zurückweisung. Dieselben wollten sich durchaus selbständig zeigen, entwickelten mehr und mehr Parteidisciplin, rangen lebhaft mit einander, hatten sich schließlich aber genau gemerkt, wie der Wind draußen wehte, und gelangten mit überraschender Einmüthigkeit zu einem Ergebniß, das sich bei irgend welcher erheblicheren Spaltung der Mächte nicht wiederholen wird.

Digitized by Google

Zunächst Reibungen und Ueberlistungsversuche, dann unsichtbar und sichtbar bewirkte Annäherung und Verschwinden jeder Opposition.

Um den Cardinal Rezzonico, den noch immer sehr einflußreichen Neffen des verstorbenen Papsts, sammelten sich die Jesuitenfreunde, die Strengkatholischen und Gegner der Mächte, von den Gegnern zeloti genannt. Zu ihnen gehörten die „Protectoren" Franz und Alexander Albani. Am 17. Febr hatten sie 12 bis 14 Stimmen aufzuweisen, während die Anhänger der Höfe und Gegner der Jesuiten, die corticiani, unter Führung Orsinis es nur zu 6 Stimmen brachten, alle übrigen sich zersplitterten. Die Cardinäle aus Frankreich, Deutschland und Spanien waren noch nicht eingetroffen. Je mehr die Höfepartei von ihnen erwartete, desto mehr suchten Rezzonico und Albani die Wahl zu beschleunigen, um die Unentschiedenen mit sich fortzureißen. Allein das Scrutinium vom 19. Febr. bereitete ihnen eine Täuschung. Orsini hütete sich den seiner Seite erwachsenen kleinen Vortheil zu mißbrauchen. Er bewies den Widersachern die ausnehmendste Schonung. Dennoch sprengten die Zeloten, um die Cardinäle um die Wahlfreiheit zu schaaren, das Gerücht aus, daß ihnen Gewalt bevorstehe. Um so größeren Gleichmuth zeigten die Anderen. Die Zeloten riefen nach den noch fehlenden italienischen Cardinälen, ohne daß diese sich deshalb beeilten. Plötzlich zeigte sich unter den Abstimmenden eine unerklärt gebliebene Enthaltsamkeit. Am 23. Februar betrug die Zahl der ihre Candidaten Vorschlagenden 12, und 18 Cardinäle hatten ihre Stimmzettel mit Nomini beschrieben. Dann geschah es, daß Albani sich von Rezzonico trennte; und die Partei Orsini fürchtete keinen Sieg der Jesuiten mehr. Am 14. März erreichte sie so viel, daß 20 Stimmen sich anheischig machten, nicht vor Ankunft der französischen Prälaten zur Wahl zu schreiten. Alexander Albani ging sogar weiter und verlangte, daß wenigstens auch die deutschen erwartet würden, wenn die spanischen zu lange ausbleiben sollten.

Während das Conclave auf diese Art keine merkliche Fortschritte machte, trat Graf Falkenstein in Begleitung des Großherzogs von Toscana ein, um beim Conclave vorzusprechen. Allen von den Capi d'ordine beabsichtigten Empfangsfeierlichkeiten war er ausgewichen. Den ihm von den römischen Großen bereiteteten Festlichkeiten ging er desto weniger aus dem Wege, und das heilige Collegium beeilte sich seinetwegen das von Clemens XIII erlassene Verbot der Bälle aufzuheben. Nach Besichtigung der Peterskirche erschien Graf Falkenstein inmitten der versammelten Cardinäle. Der hohe Gast hatte schon vor seinem Eintritt in die Staatszimmer den Degen ablegen wollen, aber seine geistlichen Begleiter bemerkten verbindlich, daß dieser Degen nur den Schutz der Kirche bedeute. Nach kurzem Verweilen in der Sixtinischen und Paulinischen Capelle begann im Königssaale die Vorstellung

Digitized by Google

Von Bremen bis Hannover 1933. Unter der Parole „Kampfbund Deutscher Architekten und Ingenieure" hatte sich eine Gruppe um Paul Schultze-Naumburg und Alexander Freiherr von Senger und Etterlin gebildet, die sich gegen die Moderne wandte. Sie wollte eine Rückkehr zu den Traditionen der Baukunst des 19. Jahrhunderts. Ihr Ziel war es, die Bauhaus-Architekten aus ihren Ämtern zu vertreiben. Am 1. Juli 1933 hatte Senger, der von Hitler zum Generalinspekteur für das deutsche Bauwesen ernannt worden war, eine Ausstellung in Bremen eröffnet, die unter dem Motto stand: „Wie soll unser Wohnhaus aussehen?" Sie sollte zeigen, daß die Moderne nicht dem Volksempfinden entspreche. Die Ausstellung wurde ein Mißerfolg. Sie wurde nach Hannover verlegt, wo sie ebenfalls nicht viel Zuspruch fand. Senger mußte seine Pläne aufgeben. Er wurde 1934 Leiter der Reichsschule für Volkstum in Potsdam, wo er sich mit Rassenkunde beschäftigte. Schultze-Naumburg wurde 1934 Leiter des Amtes Schrifttum im Kulturamt der NSDAP. Er veröffentlichte 1935 sein Buch „Kunst und Rasse".

Auf der Bremer Ausstellung befanden sich Bilder Emil Noldes, Karl Schmidt-Rottluffs, Erich Heckels, Otto Dix', Max Pechsteins, Christian Rohlfs', Oskar Kokoschkas, Lyonel Feiningers, Ernst Barlachs, Käthe Kollwitz', Max Beckmanns, Ludwig Kirchners, Wassily Kandinskys, Paul Klees, Alexej Jawlenskys, Oskar Schlemmers, Otto Freundlichs, Georg Kolbes, Rudolf Belling, Gerhard Marcks', Ewald Mataré, Renée Sintenis', Hans Arps, Hermann Blumes, Hans Grundigs, Conrad Felixmüllers, Heinrich Nauens, Karl Hofers, Max Liebermanns, Lovis Corinths, Ernst Ludwig Kirchners, Erich Mendelsohns, Walter Gropius', Ludwig Mies van der Rohes, Hans Poelzigs, Bruno Tauts, Hugo Häring, Otto Bartnings, Peter Behrens', Hans Scharouns, Ludwig Hilbersheimers, Hannes Meyers, Mart Stams, Marcel Breuers, Walter Peterhans', Josef Albers', Oskar Schlemmers, Moholy-Nagys, Lyonel Feiningers, Wassily Kandinskys, Paul Klees, Alexej Jawlenskys, Johannes Itten, Gerhard Marcks', Georg Muches, Josef Hartwigs, Walter Gropius', Herbert Bayers, Joost Schmidts, Hinnerk Scheepers, Walter Dexels, Gunta Stölzls, Otto Lindigs, Marianne Brandts, Alfred Arndts, Wilhelm Wagenfelds, Carl Jakob Jucker und Willi Winistorfers, Ludwig Mies van der Rohes, Lilly Reichs, Walter Gropius', Marcel Breuers, Mart Stams, Hannes Meyers, Ernst Neuferts, Walter Peterhans', Hinnerk Scheepers, Walter Dexels, Josef Albers', Moholy-Nagys, Johannes Ittens, Gerhard Marcks', Georg Muches, Josef Hartwigs, Herbert Bayers, Joost Schmidts, Otto Lindigs, Marianne Brandts, Alfred Arndts, Wilhelm Wagenfelds, Carl Jakob Juckers und Willi Winistorfers.

wordene Abfertigung in der Tasche. Nichts als Unwillen würde ein solcher Schritt beim Conclave erregen, schrieb Orsini. Er sei gegen das Gewissen, sei Simonie und werde eine Wahl ungültig machen. Die französischen Cardinäle seien ganz derselben Ansicht, sich dergleichen Zumuthungen zu verbitten. Gereizt und ungeschickt entgegnete Aubeterre, daß er es ebenfalls für unnütz und gefährlich halte dem heiligen Collegium mit einem solche Antrage zu kommen, nur Simonie könne er darin nicht finden, da es sich um keinen materiellen Vortheil, sondern lediglich um Spirituosität handele. Auf Bericht an Choiseul standen die drei Kronen ohne Umstände von ihrer Forderung ab. Die Cardinäle hatten den Schein der Unabhängigkeit gerettet. Ausschließlich durch die Kleriker wurde die Sache der Höfe erfolgreicher betrieben. Wohl ließen sie die Wage noch etwas auf- und abschwanken, aber unter der Hand erlangten die „Rücksichten", durch klangreiche Zugaben unterstützt, das Uebergewicht. Am 27. April waren die spanischen Cardinäle Erzbischof Solis von Toledo und Erzbischof La Cerda von Granada eingetroffen und nach einer kurzen Erschütterung der Stimmzettel als Präludium trat die enscheidende Wendung ein. Mit großer Zuversicht hoben die Spanier den Cardinal Lorenz Ganganelli auf den Schild.

Genannt war derselbe schon früher. Nach de la Houze gehörte er zu den Gleichgiltigen. Doch schrieb ihm dieser gleisnerische Demuth zu. Er sage nie, was er denke. Er wolle stets gefallen. Er genieße die Achtung Clemens' XIII, der ihn zum Cardinal erhoben; er mische sich in viele Dinge und wisse Manches durchzusetzen, leide deshalb aber auch an Gegnern nicht Mangel. Aubeterre bezeichnete Ganganelli als Frankreich dienstfertig gewesen und annehmbar. Er sei Theolog und untadelhaften Wandels, habe jedoch wenig Aussicht. Bald nach dem Tode Clemens' XIII hatte Aubeterre den Cardinälen Conti und Ganganelli, jedem 20,000 Lrs. „zur Deckung der ihnen aus dem Conclave erwachsenden Kosten" angetragen, aber Ablehnung erfahren. Beachtenswerth bleibt also nur, daß das Anerbieten überhaupt gestellt wurde. Eines Tags wußte Aubeterre so wenig geeignete Candidaten für den heiligen Stuhl zu bezeichnen, daß er das Loos entscheiden lassen wollte. Nachher wies er auf Ganganelli unter mehreren Cardinälen erst in vierter Linie hin. Vor Joseph II trug Ganganelli sein Mönchsgewand und auf Befragen nannte er es die Livree des heiligen Franciscus: In Spanien genoß er Aufmerksamkeit, seitdem er sich dem dortigen Hof durch Mitwirkung zur Heiligsprechung des um die Mitte des 17. Jahrhunderts im Rufe höchster Frömmigkeit, aber in Feindschaft mit den Jesuiten verstorbenen mexikanischen Bischofs Palafry angenehm gemacht hatte. Alle Spuren weisen darauf hin, daß Solis und La Cerda sich seiner erinnerten, schnell mit ihm einig waren, dann die Gegner gewannen und den Freunden erst Nachricht gaben, als alles

Digitized by Google

im Reinen war. Nachdem Solis sich mit Ganganelli verständigt, wußte er die beiden Albani zu gewinnen; dann erst wurde Bernis zugezogen. Aubeterre zeigte sich wegen der ihm widerfahrenen Zurücksetzung verstimmt und äußerte in einem langen unfruchtbaren Bericht an Choiseul: der Cardinal Bernis unterrichtet Sie ohne Zweifel über die Umtriebe der Spanier, die sie mit Albani gezettelt haben, um Ganganelli vorwärts zu bringen. Mir hat man ein Geheimniß daraus gemacht; ich erfuhr es zuerst durch Bernis. Aspuru, zu dem ich mich sofort begab, hat alles geleugnet. Er behauptet, aber sicher falsch, daß er so wenig wie ich wisse. Bernis dagegen schrieb an Aubeterre: ich höre, daß Mons. Aspuru und Sie, Herr Gesandter, eine gute Meinung von Ganganelli haben. Er hat sich wenig darum gekümmert, mir eine eben solche beizubringen. An einer anderen Stelle behauptete Bernis: Albani habe sich wie Rezzonico durch spanische Doblonen gewinnen lassen. Bis zum 27. April hatte Ganganelli bei den an jedem Morgen und Abend vorgenommenen Scrutinien 2 bis 3 Freunde gehabt. Am genannten Tage war Cardinal Fantuzzi auf 10 Stimmen gestiegen, und Aubeterre schrieb an Orsini: er werde Rom verlassen und hoffe die Gesandten Neapels und Spaniens ebenfalls in Frascati zu sehen. Seitdem aber waren die beiden Spanier in das Conclave getreten und Ganganelli hatte 5 Stimmen aufzuweisen. Er sank wieder auf 4 und auf 3; aber am 16. Mai erhielt er 10, am 18. 19 Stimmen. Schon am 15. Mai wurde er in allen Kreisen des Conclaves lebhaft besprochen und von der Jesuitenpartei noch mehr als von der Partei der Höfe empfohlen. Am 16. Abends theilte Orsini Aubeterre mit: Albani habe eine lange Unterredung mit ihm über Ganganelli gehabt; binnen drei Tagen könne dieser den päpstlichen Stuhl besteigen. Von den am 20. Mai in der Sixtinischen Capelle zum Scrutinium versammelten 47 Cardinälen gaben 46 Ganganelli ihre Stimme. Seine eigene hatte er Rezzonico gegeben, woraus zu schließen, daß er, des Ausgangs schon gewiß, dem früheren Gegner eine Aufmerksamkeit erweisen durfte. Unter seligem Lächeln eilten die grade noch vor der Sommerhitze dem Conclave Entronnenen zum Tedeum, und in der erzielten Einmüthigkeit wollten die Nachfolger der Auguren das sichtbare Walten des heiligen Geistes erkennen.

Am 16. Mai berichtete Bernis an Choiseul: die Herren Spanier sagen uns nicht alles. Hätten sie gesprochen, so würden wir keine Betrachtungen angestellt haben. Wir sahen Ganganelli durch Albani getragen und das war uns verdächtig. Am 17. sagte er zu Aubeterre: ich danke Gott, bei diesem Abkommen nicht betheiligt zu sein. Aber am 19. eilte er von Zelle zu Zelle des Vaticans, um all seine Beredsamkeit für den Franziskaner aufzuwenden.

Ob Ganganelli dem Cardinal-Erzbischof von Toledo jenen Brief an

Digitized by Google

Karl III von Spanien eingehändigt, von dem Cretineau-Joly mit Bernis weiß, ſteht endgültig noch nicht feſt, weil die ſpaniſchen Quellen bisher nicht mit den franzöſiſchen verglichen wurden. Nach jenem Zeugniß hat er ſchriftlich erklärt: er erkenne dem Papſt die Macht zu, die Geſellſchaft Jeſu im Gewiſſen aufzuheben, die canoniſchen Geſetze beobachtend. Es ſei wünſchenswerth, daß der künftige Papſt dem dahin gehenden Verlangen der Mächte entſpreche. Wenn Ganganellis Verehrer beſtreiten, daß er eine ihn zur Aufhebung des Ordens verpflichtende Zuſage gegeben habe, ſo ſtehen jene nicht unbedingt klar, aber deſto geſchickter gefaßten Worte damit nicht im Widerſpruch. Ein Verſprechen liegt nicht vor, ſondern nur die Eröffnung einer Möglichkeit. Die kundgethane Anſicht, daß etwas zuläſſig und wünſchenswerth ſei, iſt noch kein Gelöbniß dem gemäß zu handeln. Bernis ſelbſt hat, ſeitdem er aus einem ungünſtigen Berichterſtatter ein warmer Bewunderer Clemens' XIV geworden, nur zurückgenommen, daß Ganganelli ſich hinſichtlich der Jeſuiten „die Hände gebunden habe."

Uebrigens war Ganganelli ſchon im Jahre 1762, als Clemens XIII ſich in einem Conſiſtorium über die Behandlung der Jeſuiten in den verſchiedenen Ländern bitter beklagt hatte, unter jenen Cardinälen geweſen, welche die Veröffentlichung der päpſtlichen Allocution verhinderten. Als Clemens XIII im Jahre 1763 den Jeſuiten durch Berufung eines franzöſiſchen Concils zu Hülfe zu kommen gedachte, unterblieb es auf Ganganellis Verwendung. Beides iſt in Auguſtin Theiners Clemens XIV nach römiſchen Documenten zu leſen.

Verſprochen hatte Ganganelli nichts. Er hatte ſich wenigſtens durch nichts Geſchriebenes die Hände gebunden. Dennoch konnte Clemens XIV nicht umhin den unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung unabläſſig in ihn dringenden bourboniſchen Geſandten, da eine Art Friſtgeſuch wenig half, eine unzweideutige Zuſage zu machen. Als die drei Geſandten ihn am 20. Juli 1769 dringend angingen, erwiderte er: „laſſen Sie mir Zeit. Ich habe den Stuhl Petri eben erſt beſtiegen; und thäte ich jetzt ſchon jenen Schritt, ſo würde die Welt glauben, daß mir im Conclave Bedingungen auferlegt ſeien." Am 29. September und 30. November deſſelben Jahrs gab er Ludwig XV ſowohl wie Karl III Bündiges und Schriftliches. Dann zögerte und ſchwankte er wieder und ſuchte in archivaliſchen Forſchungen und in mannigfachen Vorbereitungen Ausflucht. Erſt vier Jahr ſpäter, am 21. Juli 1773, unterzeichnete er unter Bangen und Zagen das bekannte Breve. In demſelben iſt umſtändlich von dem Friedensberuf der Kirche die Rede. An dem Tempelherrenorden und anderen Beiſpielen wird dargethan, daß ſchon frühere Päpſte ſich in der Lage befanden geiſtliche Corporationen aufzuheben. Der Papſt klagt bei dieſer Gelegenheit die Jeſuiten nicht an. Er

Digitized by Google

und die Arbeit Bücherdeckel für Liebe, Leid und Freude verfaßt. Ein Bücherdeckel für Liebe, Leid und Freude ist ein Bücherdeckel, der mit Bildern, die Liebe, Leid und Freude darstellen, versehen ist. Ein Bücherdeckel für Liebe, Leid und Freude ist ein Bücherdeckel, der mit Bildern, die Liebe, Leid und Freude darstellen, versehen ist. Ein Bücherdeckel für Liebe, Leid und Freude ist ein Bücherdeckel, der mit Bildern, die Liebe, Leid und Freude darstellen, versehen ist. Ein Bücherdeckel für Liebe, Leid und Freude ist ein Bücherdeckel, der mit Bildern, die Liebe, Leid und Freude darstellen, versehen ist. Ein Bücherdeckel für Liebe, Leid und Freude ist ein Bücherdeckel, der mit Bildern, die Liebe, Leid und Freude darstellen, versehen ist. Ein Bücherdeckel für Liebe, Leid und Freude ist ein Bücherdeckel, der mit Bildern, die Liebe, Leid und Freude darstellen, versehen ist. Ein Bücherdeckel für Liebe, Leid und Freude ist ein Bücherdeckel, der mit Bildern, die Liebe, Leid und Freude darstellen, versehen ist. Ein Bücherdeckel für Liebe, Leid und Freude ist ein Bücherdeckel, der mit Bildern, die Liebe, Leid und Freude darstellen, versehen ist. Ein Bücherdeckel für Liebe, Leid und Freude ist ein Bücherdeckel, der mit Bildern, die Liebe, Leid und Freude darstellen, versehen ist. Ein Bücherdeckel für Liebe, Leid und Freude ist ein Bücherdeckel, der mit Bildern, die Liebe, Leid und Freude darstellen, versehen ist.

Leder und Lederdeckel in der Buchbinderei.

Ein Bücherdeckel für Liebe, Leid und Freude ist ein Bücherdeckel, der mit Bildern, die Liebe, Leid und Freude darstellen, versehen ist. Ein Bücherdeckel für Liebe, Leid und Freude ist ein Bücherdeckel, der mit Bildern, die Liebe, Leid und Freude darstellen, versehen ist. Ein Bücherdeckel für Liebe, Leid und Freude ist ein Bücherdeckel, der mit Bildern, die Liebe, Leid und Freude darstellen, versehen ist. Ein Bücherdeckel für Liebe, Leid und Freude ist ein Bücherdeckel, der mit Bildern, die Liebe, Leid und Freude darstellen, versehen ist. Ein Bücherdeckel für Liebe, Leid und Freude ist ein Bücherdeckel, der mit Bildern, die Liebe, Leid und Freude darstellen, versehen ist. Ein Bücherdeckel für Liebe, Leid und Freude ist ein Bücherdeckel, der mit Bildern, die Liebe, Leid und Freude darstellen, versehen ist. Ein Bücherdeckel für Liebe, Leid und Freude ist ein Bücherdeckel, der mit Bildern, die Liebe, Leid und Freude darstellen, versehen ist. Ein Bücherdeckel für Liebe, Leid und Freude ist ein Bücherdeckel, der mit Bildern, die Liebe, Leid und Freude darstellen, versehen ist. Ein Bücherdeckel für Liebe, Leid und Freude ist ein Bücherdeckel, der mit Bildern, die Liebe, Leid und Freude darstellen, versehen ist.

Betrachtung bewegen: Christlich-romantisch — das ist in angedeutetem Mehr oder Minder — der Grundzug des Zeitalters. Nicht ohne Bezug auf die Classe der Gesellschaft, die dem Zeitalter das Gepräge verleiht, wird die „Frau" betrachtet werden können.

Die Provence aber, die Wiege der modernen Dichtung Europas, producirte, seit dem 11. Jahrhundert, eine wesentlich aristokratische Lyrik: die Dichter waren regierende Grafen und Herren, Ritter und Männer des Hofes. Ganz natürlich, daß die von ihnen verherrlichten Damen denselben gesellschaftlichen Sphären angehörten, daß ihre weiblichen Ideale von einem Hauche höchster Exclusivität umflossen sind. Die stillschweigende Voraussetzung der „Minne" in Frankreich wie in Deutschland ist daher, daß der Liebende dem ritterlichen Stande angehöre, so sagt Wolfram von Eschenbach im Parcival: vil hôhes topels er doch spilt, der an riterschaft nach minnen zilt: Ein sehr hohes Spiel (topels, franz. doublet, Würfelspiel) spielt, doch wer ohne Ritterschaft nach Minne strebt. Das eine Wort aber, in dem die Summe der Anforderung, die an die „feine" Dame gestellt wird, enthalten, ist dies, sie müsse courtoise sein, was im Altenglischen durch curteise, im Mittelhochdeutschen durch hövelich oder höviſch ausgedrückt wird. Wir können das Wort nicht durch unser „höflich" wiedergeben, da der Ausdruck bei uns eine viel zu enge Bedeutung empfangen hat. Im Munde des Volkes hat sich derselbe indeß hie und da noch in seiner ursprünglichen Bedeutung erhalten. Wenn nämlich das Volk in Thüringen unter „höflich schwätze" hochdeutsch sprechen versteht und sein eigenes Platt das der „groben Thüringer" nennt, so hat es den sprachlichen Gegensatz vollkommen festgehalten. Die conto Novelle antiche, vor d. Jahr 1300, haben die ausgesprochene Absicht, gegenüber der Vulgärsprache des Volkes in Italien eine feinere Schriftsprache geltend zu machen: sie nennen diese das Curiale, die höfische Sprache.*) Wie sich aber im Deutschen die Vorstellung des Höfischen oder Höflichen mit der des Gesitteten, Zierlichen — des Gebildeten, möchten wir sagen — verschmolzen, zeigt die Entwicklung des Wortes in Form und Bedeutung: Denn aus höveſch ward hübsch, ein Wort, das z. B. im Nibelungenliede (13. Jahrhundert) neben dem ersteren als gleichbedeutend vorkommt. „Hübschen mit den vrowen" (Nib. 855, 4) bedeutet „ihnen den Hof machen." Doch der Begriff der „Courtoisie" und der „Höflichkeit" ist noch weiter zu erörtern: die Basis der Courtoisie nämlich wie in der ganzen Romantik ist eine

*) Vgl. Burckhardt, Gesch. d. Renaissance in Italien p. 298. B. führt aus, daß das Curiale im XIII. Jahrhundert den Höfen und ihren Dichtern in Italien gemeinsam war. Der Zweck des Curiale und des bel parlare ist nach ihm der einfach klare, geistig schöne Ausdruck in kurzen Reden. Was dort bel parlare genannt wird, heißt z. B. bei Chaucer fayr langage.

Digitized by Google

christlich-religiöse, mithin eine sittliche. So ist in der Courtoisie die Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit, das Wohlwollen (debonairoté) und die Demuth — freilich in einer höchst characteristischen, sogleich näher zu beleuchtenden Art — mit eingeschlossen*).

Das ganze Institut des Ritterwesens hatte ursprünglich den Zweck die christliche Kirche zu vertheidigen.**) Und wie nach christlicher Doctrin die aus dem Bewußtsein der Sünde stammende Demuth die Grundlage der Frömmigkeit ist, so ist diese Tugend auch ein Hauptpfeiler ritterlich-romantischer Weltanschauung und in dem Begriffe der Courtoisie mitenthalten. In des Pfaffen Lamprecht's Alexandersage (12. Jahrhundert) will der Held, nachdem er Indien und die Welt erobert, auch das Paradies „mit Gierigkeit" erstreiten: aber er muß umkehren an den Pforten desselben, weil ihm die Demuth fehlt. So finden wir denn, wo das Lob des „Höflichen" ertheilt ist, gewöhnlich den erläuternden Zusatz von der Dienstfertigkeit und Demuth der gerühmten Person. In seinem unvergleichlichen Prolog zu den Canterbury-Tales (um 1380) sagt daher Chaucer von dem Junker: v. 99):

curteis he was, lowly and servisable

höflich war er, niederträchtig (im alten guten Sinne) und dienstfertig. (Chaucer spricht auch von the curteis lord Jesus.) Und von dem Mädchen: (v. 1477):

curteis she was, discrete and debonaire

höflich war sie, klug und wohlwollend.

Und im Alt-Französischen heißt es:

Cortoise et sage et simple sens orgueil,
Gente de cors et de clere façon.

Im französischen, allegorischen Roman von der Rose, der im 14. und 15. Jahrhundert eine so große Rolle in der europäischen Literatur spielte, der von Chaucer übersetzt ward, dem Petrarca nur antike Dichtungen an die Seite zu stellen wagte, tritt auch die Courtoisie als allegorische Figur auf; sie heißt (von 784) Cortoisie la vaillant et la debonaire. Spenser, der

*) „Das „höveſche" hübſche (courtois), dem „dörperlichen" (vilain) entgegengesetzt, tritt in der mittelalterlichen Dichtung das fein gesittete und gebildete Wesen an und ist ein ehrendes Attribut." Mätzner, Altfranz. Lieder.

**) So sagt Chaucer (14. Jahrhundert) the sword that men yeven first to a knight signifieth that he shal defend holy Chirche (de septem peccatis mortalibus). Wie übrigens ein Ritter, „der für Christum ficht", für seinen Glauben disputirt, erzählt Joinville im Leben des Saint Louis (saec. 13): Ein Ritter fragt einen Juden: Glaubst du, daß die Jungfrau Maria eine Jungfrau und die Mutter Gottes war? Der Jude antwortet Nein! Als Antwort schlägt der Ritter den Juden mit seiner Krücke zu Boden. König Ludwig zieht hieraus die Nutzanwendung, daß kein anderer als ein guter Theolog

Digitized by Google

in England am Schluß des 16. Jahrhunderts anachronistischerweise die Ritterpoesie noch einmal zu Ehren bringen wollte, widmet den ganzen 6. (Schluß-) Gesang seiner Fairy-Queen der Courtoisie:

Dem Hofe nach nennt man die Höflichkeit . . . .
Die allen guten Sitten Grund gegeben
Und art'ger Unterhaltung Wurzel ist.

So nennt auch Gottfried von Straßburg bescheidenheit unt höfschen sin zusammen, hohes Gemüth und Bescheidenheit sind auch nach ihm im höveschen Sinn enthalten.

Ir kleider waren ûf geleit
mit vier hande richeit
unt was der viere ieglich
in ir ambete rich:
daz eine, daz was hôher muot;
daz ander, daz was volles guot;
daz dritte was bescheidenheit,
diu disiu zwei zesammene sneit:
daz vierte, daz was hövescher sin,
der nâte disen allen drin.

Wie aber die religiöse Beziehung im Begriffe der Höflichkeit festgehalten ist, indem derselbe auf Demuth basirt ist, dies führt andererseits zu einer Theorie, die gerade das Gegentheil der Demuth im ritterlichen Gemüth hegt und pflegt. Von seinem Ritter nämlich sagt Chaucer:

he loved Chevalrie,
Trouthe and honoùr, fredom and curtesie.

Er liebt Ritterthum, Treue und Ehre, Freiheit und Höflichkeit. Der Ritter aber, der die Höflichkeit pflegt, liebt nicht allein Treue und Ehre, er sieht sie als sein vorwiegendes und ausschließliches Eigenthum an und, obgleich sich in der Bibel nicht der geringste Anhalt dafür findet, sagt er weiter, daß Gott der Herr den Adel geschaffen, damit Treue und Glauben auf Erden gepflegt werde, denn der Adeliche, der höhere Ehre von Gott empfangen, sei ihm natürlich auch zu mehr Dank verpflichtet und mehr als der Nichtadliche verbunden auf Ehre zu halten. Dies findet sich mit großer Deutlichkeit auseinandergesetzt in dem Breviaire des Nobles des Alain Chartrier (im 15. Jahrhundert):

---

sich mit Juden in theologische Erörterungen einlassen dürfe. Im Uebrigen billigt er das Verfahren des Ritters vollkommen, wenn er ferner sagt, daß ein Laie, der die christliche Religion schmähen höre, das Schwert als die richtigste Vertheidigungswaffe bei einem derartigen Streite ergreifen und es dem Verruchten bis ans Heft in den Leib stoßen solle.

Digitized by Google

Dieu tout puissant, de qui noblesse vient . . . .
pour tenir la terre en union
a ordonné chascun en son office,
ly ung seigneur, l'autre en subjection,
pour foy garder et pour vivre en justice.
Cil qui de dieu le plus de honneur obtient
par seigneurie et domination
plus est tenu et plus luy appartient
d'avoir en lui entiere affection
crainte et honneur, bonne devocion
et vergoigne de meffait et de vice.

So sehr aber nach diesen Andeutungen der im Leben wie in der Literatur herrschende Adel, seiner wirklichen oder vermeintlichen Vorzüge sich bewußt, nur das Standesgemäße als das Ideale anerkannte, so lag es doch zu tief in der Natur der Sache, daß man dem weiblichen Geschlechte gegegenüber noch einen andern als den Maßstab des Standes gelten ließ. De la Tour (im 14. Jahrhundert) erzählt nämlich im „Unterricht für seine Töchter", daß, wenn etwa ein Ungefähr berüchtigte und unberüchtigte Damen in einer Gesellschaft zusammenführte, die Ritter, ohne Rücksicht auf Stand und Reichthum, die Unberüchtigten aufnahmen und sie über jene setzten. — Welche Stellung aber nahm nun das Weib in der Gesellschaft zur Zeit und im Lande der Troubadours und der Minnesänger ein? Eine durchaus bedenkliche. Denn während bei den Troubadours Liebe und Damen einerseits auf das Ueberschwänglichste gefeiert werden, wird geradezu gelehrt, daß die Liebe mit der Ehe, nicht bestehen könne. Die Herabsetzung der Ehe, die niedrige Stellung der Frau ist hiermit sogleich gekennzeichnet. An den cours d'amour gilt das Gesetz: le mariage n'est pas une excuse légitime contre l'amour. Und so ward im J. 1174 von der Gräfin von Champagne, die allgemein als das Muster einer Edeldame von damals gerühmt wird, die Frage: si l'amour était possible dans le mariage? in Form eines förmlichen Urtheilsspruches (arrêt d'amour) mit Non! beantwortet. (S. J. Scherr, Geschichte der deutschen Frauenwelt. I, 285). Eine ganz ähnliche Ansicht spricht Joannes Nostradamus aus.

Die Stellung der Gattin scheint im Mittelalter — es werden selbstredend immer die vornehmsten Stände ins Auge gefaßt — der der Geliebten wenig entsprochen zu haben. Unvermittelte Gegensätze lagen auch hier nebeneinander. J. Scherr (a. a. O. S. 182) führt an, daß es in Frankreich eine gesetzliche Bestimmung gab, welcher zufolge ein Mann ungestraft seine Frau schlagen und verwunden durfte, falls er ihr nur kein Glied zerbrach und keine lebensgefährliche Wunde beibrachte (Ordonnances des rois de France, tom. XII. p. 492. 541). Auch was Kriemhild nach ihrem Zank

Digitized by Google

mit Brunhild von ihrem Gatten erzählt (Nibelunglied Str. 870 und 901) zieht Scherr hieher:

Das hat mich schon gereuet . . .
Auch hat er so zerbläuet zur Strafe meinen Leib;
Daß ich es je geredet, beschwerte seinen Muth.

Aehnliches wird in altfranzösischer wie altitalienischer Dichtung so häufig erwähnt, daß wir es hier keineswegs mit vereinzelten Erscheinungen und Vorfällen zu thun haben. In John Dunlop's Geschichte der Prosadichtungen (aus dem Englischen übersetzt von Felix Liebrecht) wird im Anschluß an Boccaccio's 9te Novelle des neunten Tages ausführlich über diesen Punkt gehandelt*). Und wenn die Thatsache nur auf vereinzelte Fälle zurückzuführen wäre, würde Chaucer, der übrigens keineswegs vorwiegend für die mittleren oder gar unteren Stände schrieb, dann für nöthig gehalten haben in der den Schluß seiner Canterbury Tales bildenden Abhandlung über die sieben Todsünden eindringende Ermahnungen gegen jene Sitte einzuschalten? Diese Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, wie unvermittelte Gegensätze in Bezug auf die Stellung des weiblichen Geschlechtes im Mittelalter beieinander lagen.

Wie aber die Aussprüche der Bibel über Werth oder Unwerth des weiblichen Geschlechtes von weiblicher Beredsamkeit und Disputirfertigkeit beleuchtet werden konnten, dafür hat wiederum Chaucer, der geistreiche Schalk, der mönchische Moralist, ein köstliches Bild gegeben in der Erzählung von Meliboeus (von Hertzberg in der Uebersetzung, 1866, mit Uebergehung unserer Stelle nur im Auszug gegeben) „Ich sage dir", sagt Meliboeus zu seinem Weib, der Dame Prudentia, „daß alle Weiber böse sind (wick) und keine gute unter ihnen; denn unter tausend Männern, sagt Salomon, fand ich einen guten Mann, doch sicherlich unter allen Weibern fand ich nie ein gutes Weib, wenn ich mich nach deinen Rath richtete, so würde es scheinen, daß ich dir über mich die Herrschaft gäbe; und Gott verhüte, daß das so sei; denn Jesus Sirach sagt, daß, wenn das Weib die Herrschaft hat, so ist sie widerspenstig gegen ihren Gatten; und Salomon sagt: nie in deinem Leben, weder deinem Weib, noch deinem Kinde, noch deinem Freunde gieb die Gewalt über dich; denn besser wäre es, daß deine Kinder von dir verlangen

*) In jener Novelle des Boccaccio fragt Jemand den König Salomon um Rath, wie er ein böses Weib am besten regieren könne. Salomon räth ihm, sich an die Gänsebrücke (Ponte all' Oca) zu begeben. Dort aber findet jener ein störrisches Maulthier, das durch seinen Herren vermittelst eines Stockes vorwärts getrieben wird. Vgl. ferner viele Fabliaux z. B. de la Dame qui fut corrigée. Le Grand d'Aussy 3, 204. Grimm's Rechtsalterthümer I, 450. v. d. Hagen Gesammtabenteuer I, 87. Aus dem Roman Milles et Amys (15. Jahrhundert), endlich führt Dunlop die Stelle an: La mauvaise femme convient il battre et la bonne aussi a fin qu'elle ne se change.

Digitized by Google

was sie brauchen, als daß du in der Hand deiner Kinder bist. Denn es steht geschrieben, das Geschwätz (jangliery) der Weiber kann nichts verbergen, außer was sie nicht wissen. Außerdem sagt der Philosoph*): In bösen (wicked) Anschlägen besiegen Weiber die Männer. Und deßhalb will ich mir von dir keinen Rath geben lassen. Dame Prudentia hört das Alles mit großer Geduld an, bittet ihren Gatten um die Erlaubniß antworten zu dürfen und verweist auf Seneca, der da gesagt, wer weise sein wolle, dürfe Niemand schmähen und fährt dann fort: daß es wohl manche gute Weiber gegeben hat, kann leicht bewiesen werden; denn gewiß, unser Herr Jesus Christus, als er vom Tode auferstanden war, erschien er eher einem Weibe, als seinen Aposteln. Und wenn auch Salomon sagt, daß er nie ein gutes Weib gefunden habe, so folgt daraus noch nicht, daß alle Weiber böse sind, denn wenn er auch kein gutes Weib fand, so hat sicherlich mancher andere Mann manches recht gute und treue Weib gefunden; oder, vielleicht war die Meinung Salomons, daß er kein Weib von vollkommener Güte gefunden. Was ihr ferner sagt, daß das Geschwätz der Weiber nichts verbergen könne, was sie nicht wüßten, so beziehen sich diese Worte auf Weiber, die Schwätzerinnen sind und böse, von solchen Weibern gilt das Wort, daß drei Dinge den Mann aus dem Hause treiben, nämlich Rauch, durch's Dach regnen und böse Weiber, und von solchen sagt Salomon, daß es für einen Mann besser wäre in der Wüste zu leben als mit einem zänkischen Weibe. Es werden dann noch mehrere Beispiele aus dem Alten Testament angeführt, wieviel der Rath eines Weibes schon genützt habe. So sei die Stadt Bethulia befreit durch den guten Rath der Judith, so habe Abigail den Nabal, ihren Gatten befreit von König David, so habe Esther durch ihren guten Rath das Volk Gottes sehr aufgerichtet, während der Herrschaft des Königs Asser.

Wie der weise Salomon in der von Dame Prudentia so geschickt beleuchteten Stelle ein wegwerfendes Urtheil über die Frauen im Allgemeinen abgegeben, so ist es ein charakteristischer Zug mittelalterlicher Dichtung, über „die Frauen" ganz im Allgemeinen zustimmend und verehrend oder ableh-

*) „Der Philosoph" ist bei Chaucer Aristoteles (wobei er übrigens, ebensowenig wie in der Bibel, zu unterscheiden weiß, was wirklich in den authentischen Schriften desselben enthalten und was die späteren ungereimten Legenden und Legendenbücher (z. B. die Mirabilia) ihm andichten. Besonders häufig wird „der Philosoph" von Chaucer erwähnt in den „Sieben Todsünden". — Uebrigens ist es ein dem ganzen Mittelalter anhaftender Zug für Fragen praktischer Lebensweisheit neben der Bibel den Boethius (de consolatione schon in angelsächsischer Uebersetzung) den Aristoteles, Plinius und Seneca zu citiren. Das Buch des spanischen Juden Petrus Alphonsus (Disciplina Clericalis) aus dem 12. Jahrhundert verfährt in ähnlicher Weise und ist eins der am meisten übersetzten und gelesenen Bücher derart im Mittelalter.

Digitized by Google

nend und schmähend sich auszusprechen. Das Letztere ist namentlich bei altfranzösischen Dichtern, sonst den eigentlichen Vertretern der Courtoisie, häufig: so Guiot de Provins, „welcher vorher feurigste Minnelieder gedichtet" (Scherr a. a. O. S. 186) in der Bible (um 1206). Viel schlimmer noch spricht sich über die Frauen im Allgemeinen der Roman von der Rose aus, und es scheint wohl begründet, daß sich die französischen Hofdamen hiefür in höchst fühlbarer Weise an dem Dichter gerächt haben. Chaucer verwahrt sich, wo er ungünstig von Frauen gesprochen, ausdrücklich dagegen, daß man sein Urtheil auf die Frauen im Allgemeinen ausdehnen dürfe. In derselben ganz summarischen Weise zu Gunst oder Ungunst der Frauen spricht Walther von der Vogelweide (13. Jahrhundert), z. B.

Als sie (die Frauen) noch waren hochgesinnt,
Da war die Welt um ihretwillen froh.
Wie gut von ihnen sprach man da,
Als man die Sitt' an ihnen sah!
Nun sieht man leicht,
Daß mit Unsitte nur man ihre Gunst erreicht.
Komm ich zu den Frauen hin,
So hab ich über nichts so große Klage,
Als daß je, züchtiger ich bin,
Ich desto minder ihre Gunst erjage.

Und an anderer Stelle bei Walther heißt es: ein kluges Weib, die schämt sich, wenn man von den Frauen übel spricht. — Es ist ein echt mittelalterlicher Zug: Glauben oder nicht Glauben an weibliche Vortrefflichkeit ganz abstract wie ein Dogma zu behandeln.

Dagegen war es nun im Speciellen die Pflicht des Ritters und Sängers, den guten Ruf seiner Dame gegen etwaige Verläumder in Schutz zu nehmen und zu vertheidigen: „Wenn ich nicht disputiren soll, wohlan, wir wollen fechten!" Dies bildet den stehenden Charakterzug dieser Damenvertheidigung, und zwar wiederum einen internationalen. Es war, bemerkt Freytag von den deutschen Frauen im Mittelalter (Bilder I, 528), es war die tägliche Aufgabe einer Frau sich sorgfältig zu hüten, so oft sie unter Männer kam; sie war von Werbenden, von Aufsehern und der größeren Menge der gleichgültigen und verleumdungssüchtigen „Merker"*) argwöhnisch beobachtet in Miene,

*) „Die Sorge des Liebenden für Ehre und Ruf der Geliebten ist ein häufig wiederkehrender Zug der mittelalterlichen Lyrik." Mätzner, Altfranz. Lieder p. 194. Derselbe (p. 113) über die mesdissant, man parliere gent — falsa gente u. s. w. „Diese Störenfriede gehören überhaupt zu dem lyrischen Apparate der höfischen Dichtung und sind dieselben, welche im mittelhochdeutschen Liede als merkaere lügenaere und dgl. wiederkehren." — Das 6. und letzte Buch von Spenser's Feenkönigin behandelt die Legende von Sir

Digitized by Google

Geberde und Wort, wie sie einherschritt, wie sie grüßte, wem sie lächelte. Es war die Aufgabe der Frauen, dies alles höfisch zu machen. Es ist ferner eine psychologische Bemerkung von schlagender Richtigkeit, die Freytag anschließt: Bei der vornehmen Coquetterie, welche diese Stellung der Frauen ausbildete, waren zuverlässig die Charactere am besten dran, denen ein kaltes Herz und stäte Gefallsucht das Spiel um ein Nichts zur Lieblingsbeschäftigung machten. Es scheint damals in Deutschland an solchen Damen kein Mangel gewesen zu sein. —

In Aeußerlichkeit und Unnatur befangen, von der Natur fast nur die Seite der Roheit und der Sinnlichkeit pflegend, in Formelwesen erstarrend, Scholastik auf allen Gebieten des Lebens, das ist der Grundzug jenes Zeitalters; erst allmählich hat in der modernen Welt ein naturgemäßerer Zustand sich herausgearbeitet, und wenn auch die „Rückkehr zur Natur im Rousseauschen Sinne als Chimäre betrachtet werden muß, der Ruhm kann dem 18. Jahrhundert nicht versagt werden, in wesentlichen Punkten naturgemäßere Anschauungen und Zustände erwirkt zu haben.

Ein anderer merkwürdiger Gegensatz entsprang in Bezug auf die Schätzung weiblicher Schönheit aus dem Vorwalten eines düsteren lebenverachtenden kirchlichen Elements in der mittelalterlichen Weltanschauung. Zwar fand der Frauen-Cultus und die dem Weibe überschwänglich dargebrachte Huldigung im Marienkult, besonders seit dem 12. Jahrhundert, eine Art kirchlicher Weihe; aber es ist, als hätte der so in die ideale Ferne des Himmels entrückten Schönheit gegenüber die leibhafte irdische Schönheit nur desto energischer in ihrer Hinfälligkeit, ihrem elend vergänglichen Westen gezeichnet werden sollen. Mitten im Leben sind wir im Tode, sagt die Kirche, ein Laufen zum Tode (correre alla morte) nennt Dante das Leben; für die Predigten des Mittelalters scheint es kein Thema gegeben zu haben, an dem man sich mit solchem Behagen weidete, wie dies, daß alle Schönheit der Erscheinungen und des Menschen besonders nur auf Schein beruhe und im Tode und der Verwesung um so größerer Häßlichkeit weichen müsse. Nun komm, du schöne Frau, heißt es in einer Mönchs-Predigt, und besieh dir deinen süßen Mann und betrachte ihn recht genau, wie sein Antlitz schön gefärbt ist, wie sein Scheitel aufgerichtet, wie sein Haar geschlichtet. Schau nur aufmerksam hin, ob er noch glänzend und so fröhlich scheint, wie damals, als er offen und geheim seine Blicke mit dir spielen ließ. Wo sind seine müßigen Worte, mit denen er der Damen Hoffahrt lobte und ihnen von Liebe schwatzte. Und wie matt liegt die Zunge in seinem Munde, womit er schöne Liebeslieder so einschmeichelnd sang. Wie schlaff sind die Arme,

---

Calidore or of Courtesie, der die üble Nachrede the blatant Beast vernichtet, ein Untier, welches die Dame Serena überfallen und davongetragen hat.

Digitized by Google

mit denen er dich umfing. Und wenn diese mönchischen Prediger, wie z. B. Bruder Berthold der Minorit, aus solcher Gesinnung heraus gegen die Mißbräuche der Zeit eifern und im Anschluß an die Bekämpfung des Hochmuths, als der Wurzel der 7 Todsünden, gegen den Luxus zu Felde ziehen, mit Vorliebe gegen den der weiblichen Kleidung, so pflegen sie sich nicht bloß gegen Uebermaß und Uebertreibungen zu wenden, sondern Schönheit, Schmuck und Putz überhaupt als Eitelkeit und Nichtigkeit zu verwerfen. Wie lange ist dadurch die Entwickelung des Schönheits- und Formensinnes in Deutschland zurückgehalten! Die Schönheit war gleichsam in den Bann gethan: man darf sagen, das Alterthum opferte der menschlichen Schönheit, das Mittelalter die menschliche Schönheit: es opferte sie an tausend und abertausend Altären, dem Schöpfer der Welten zu gefallen, durch den Mund mönchischbeschränkter Eiferer. Wenn auch die Jungfrau Maria durchgehends als schön oder die schönste aller Frauen gepriesen wird*) — bei Kirchen- und Profan-Scribenten —, so durfte doch die ihr gewidmete Bewunderung und Liebe deshalb nicht auf irdische Frauen übertragen werden. Man betonte vielmehr, daß der Mensch den Menschen — auch der Gatte die Gattin — nur in beschränktem Maße lieben dürfe, da jede stärkere Liebe der, die wir Christo schuldeten, Abbruch thue, mithin Sünde sei. So sagt Chaucer — denn von der theologischen Literatur ist hier natürlich gänzlich abzusehen — in der interessanten Auseinandersetzung über die Thätigkeit der fünf Finger an des Teufels Hand: Sicherlich, sei es Weib, sei es Kind oder irgend etwas Irdisches, das der Mensch mehr als Gott liebt, so ist das sein Götze und er ist ein Götzendiener. Ein Mann soll sein Weib verständig (by discretion) lieben, geduldig und maßvoll (attemprely) und dann ist sie als wäre sie seine Schwester.

Da war es denn nur die erfreuliche Inconsequenz menschlicher Natur, was die ritterlichen Sänger und Dichter, wie gern auch gerade sie sonst die kirchliche Lehre wie ein Banner vor sich her tragen mochten, trotz alledem immer wieder auf das Lob des Weibes in seiner Schönheit zurückkommen ließ. Es wird lehrreich sein, wenn wir hier zum Schlusse noch einige der mittelalterlichen Dichtung gemeinsam angehörende Merkmale weiblicher Schönheit aufzählen. Von der Stirn wird im Gegensatz zum griechischen Schönheits-Ideal, das eine schmale Stirn forderte, die Breite gepriesen. So sagt Chaucer von der Nonne: Sie hatte eine schöne Stirne, die war fast eine Spanne breit. Was die Farbe des Auges betrifft, so werden in der provenzalischen und altfranzösischen Dichtung die ex vairs (les yieux vairs)

*) So sagt Bruder Berthold (Predigt über Matth. V, 8) zu den Frauen: „Unser frouwe was halt vil schoener danne du, und was gar herteclichen demüetig."

Digitized by Google

besonders gerühmt: da nun das Wort vair (lat. varius) die Farbe edlen Pelzwerkes und der Pferde bezeichnet, so kann es nicht füglich — wie Einige wollen — blau bezeichnen, sondern es wird (mit Mätzner) an eine unbestimmte, gemischte Farbe zu denken sein, namentlich an das Schillernde oder Glänzende, wobei die Farbe nicht entschieden hervortritt. So wird im Provenzalischen besonders hervorgehoben, daß alle Farben im Auge erscheinen (totas colors). Dieses Grau des Auges wird abweichend von dem bei unsern Dichtern besonders gefeierten Blau vornehmlich gepriesen, wenn nicht statt Angabe einer Farbe das Lichte, Glänzende desselben überhaupt betont wird. Für das Grau führen wir an: Die Augen grau (vairs) wie Glas (come cristal) oder plus vairs c'uns faucons*) (grauer als eines Falken Augen) im Roman der Rose. Auch die Nonne Chaucers giebt wieder ein Beispiel: (v. 151) hire eyen grey as glas; ihre Augen grau wie Glas. So rühmt sich ein Mädchen in einem altfranzösischen Pastourelle (XIIIe sc.) Je sui sade (agréable) et brunete et jone (jeune) pucelete, s'ai color vermeillete, euz vers, bele bouchete. Von mittelhochdeutscher Dichtung endlich führen wir eine Stelle an, welche Falken-Augen preist:

„Zwei Augen braun**) nach Falkenart,
Darin das Weiße sich nicht spart."

Von der Nase wird besonders gern gerühmt, daß sie „gerade" sei. So schon bei den Provenzalen (E'l naz qu'es dreitz (droit) e be sezens), ferner im Roman de la Rose: Le nes ont bien fet par droiture. Endlich erfreut sich auch Chaucer's Nonne einer solchen: hire nose tretis (straight). Die beliebteste Haarfarbe steht fast ebenso wenig fest als die der Augen, meist geht sie vom Blonden bis zum Rothen. Das röthliche Haar der Rafaelischen und viel älterer Madonnen z. B. aus der alt-deutschen (Kölnischen) Schule ist ja bekannt. So finden wir: Cheveux ont blons com i bacins. „Ihr Gold war Har." (Wernher v. Honberk. Mittelhochdeutsch) Blond war auch Helde. Der Mund endlich empfängt mit Vorliebe ein Beiwort, das wir oben im Provenzalischen der Nase gegeben fanden, nämlich, sie sei be sezens. So ist la bouche bien assise bei den alt-französischen Dichtern ein wiederkehrender Ausdruck, den die Minnesänger und die mittleren deutschen Dichter (auch bei Hans Sachs findet er sich noch) übernommen und durch „wohl gestellet" übersetzt haben. Auch vom Kinn wird gesagt: Wohlgestellet zu der Minne. Auch durch wohlstehend wird jenes bien assis von den Unsrigen

*) Von Chaucer übersetzt: Her eyen graie, as is a faucon.

**) „Braun" bedeutet hier ebenfalls „hell;" vergl. Grimm's Wörterbuch: braun kann nach zweien Seiten hin bedeuten entweder brennend, leuchtend: lûter, brûn alsam ein glas En. 236, 36 oder gebrannt (braunschwarz).

Digitized by Google

wiedergegeben, z. B. Ihr Wängel wohlgestellet (Wolfram v. Eschenbach) Ihr wohl stenden rothen Mund (v. Trostberk, Minnesänger) Ihr wohl stenden lichten Augen (Gottfr. v. Straßburg) Ihr wohl stenden Hände (Tannhäuser). So wird bien assis bei den Alt-Franzosen und Provenzalen auch von der Nase, der Stirne und den Zähnen gebraucht. Ohne uns in die weiteren Details mittelalterlichen Schönheits-Anschauung hier einlassen zu wollen, mag noch hervorgehoben werden, wie eine bestimmte Sitte oder Unsitte der mittelalterlichen Damenwelt ganz in Einklang mit der das Zeitalter beherrschenden Unnatur steht. Wir meinen das bei Italienern, Franzosen, Deutschen, Engländern und Spaniern gleichverbreitete Schminken:

Ein Weib mit Farben überzogen
Hat einen manchen schon betrogen.
(Freidank, 1229, ed. Bacmeister).

Walther v. d. Vogelweide preist: ein Weib selbstfarbig, ohne Weiß und Roth, ungemalet. Das Nibelungenlied rühmt: ungefälschte Frauenfarbe. Wenn aber ferner das wohl gekleidetsein (être bien vêtue) einen wiederkehrenden und stehenden Zug im Preise der Damen zu bilden pflegt, so wird doch einerseits immer betont, daß das Maß nicht überschritten werde, andrerseits, daß die Pracht der Kleidung nicht über den Stand der (betreffenden) Frau hinausgehen solle. Die „Maße" (die Mäßigung) — die im Leben der Kaiserin Adelheid (10. Jahrhundert) „die Mutter aller Tugenden" genannt wird — solle besonders gewahrt werden.*) So heißt es im Roman de la Rose von der pucele qui mout estoit cortoise et bele — weiter: Ainz eirt assez grand par mesure. So rühmt Chaucer von seiner Virgina, daß sie in Kleidung und Benehmen Maß gehalten (With mesure eke of bering and array). Das über den Stand hinaus gehende nennt der Alt-Franzose das habiz oultrageux. So tadelt auch Chaucer the outrageous array of women. Und so empfiehlt Christine de Pisan ihrem fürstlichen Sohne: Item, ordonne que ilz ne portent habiz oultrageux ne autres que leur appartiennent. Natürlich kam auch hier Standesrecht und Standesbrauch besonders in Betracht. Zobel und Hermelin werden in Deutschland als nur dem Adligen zustehend erwähnt (z. B. bei Freidank, 13. Jahrhundert).

Unser Hauptaugenmerk bei diesen anspruchslosen Betrachtungen, die nicht etwa eine vollständige Umfassung des Gegenstands anstrebten, wie sie in dem quellenmäßigen Werke von Johannes Scherr in Bezug auf die deutsche Frauenwelt versucht worden, unser Hauptaugenwerk war vielmehr, das Internationale, den Völkern des Mittelalters Gemeinsame auch auf diesem

*) Freilich: bien amer ne doit avoir mesure. Dies ist der allgemeine Grundsatz der mittelalterlichen Minnedichtung: Diu minne, diu niht maze hat. (Mätzner Altfr. Lieder p. 122.)

Digitized by Google

Weiße Rose von Stockach. Ein Volksschauspiel in 3 Akten von Ludwig Anzengruber. Mit Benutzung einer Novelle von Wilhelm Hauff. Wien, 1872. — Ueber die weiße Rosenlese vergleiche man Wolfgang Menzel, Odin, Bd. II, S. 124 ff. Bd. III, S. 1 ff.

Berichte aus der Zeit auf dem Bodensee.

Die Schlacht beim Arbonerholz. Vom Herbst 1. Teil Bodmer, Geschichte der Entstehung, des Wachsthums, der Befestigung und Handlungen der Eidgenossenschaft. Zürich, 1792. Bd. II, S. 1 ff. — Vom Herbst 2. Teil Bodmer, Bd. II, S. 1 ff. — Vom Herbst 3. Teil Bodmer, Bd. II, S. 1 ff. — Vom Herbst 4. Teil Bodmer, Bd. II, S. 1 ff. — Vom Herbst

zehnt erfüllten, wollten nicht nur an Rhein und Weichsel, an Elbe und Oder verarbeitet sein, sie haben namentlich für Oesterreich tiefgreifende und, wie jetzt wohl auch da mehr und mehr anerkannt wird, sehr ersprießliche Folgen gehabt. Als wir den Vertreter eines Gewerbzweigs, der im Augenblick in Oesterreich unbestritten auf hoher Stufe, frugen, wann denn dieser Aufschwung begonnen, war die Antwort: Seit 66! Und als wir weiter frugen, wie es dazu gekommen, ward uns offen und rückhaltlos die Erwiederung: Weil wir damals genöthigt wurden uns zusammenzunehmen und anzustrengen. Wird man in Frankreich einmal von 1870 ähnlich denken und sprechen? Wir Deutschen sollten es als Möglichkeit im Auge behalten, sollten mit der Möglichkeit rechnen. Der wirthschaftliche Aufschwung, welchen Oesterreich trotz dem großen Krach genommen, ist ein wesentlicher Faktor für die politische Wiederannäherung der Kaiserreiche gewesen. Mit der Selbstachtung ist in Oesterreich das Selbstbewußtsein zurückgekehrt, ohne das eine lebenskräftige politische Verbindung nicht möglich.

Man hört wohl noch hie und da die Gedanken äußern, die bald nach dem Krieg vielfach zu hören waren, Deutschland werde die deutschen Länder des Kaiserstaats an sich ziehen. Offenbar sind diese Gedanken nichts als unzeitige Erinnerungen, sie sind nicht länger von bestimmender Bedeutung. Die österreichische innere Politik wandelt, wie der vielgegliederte Staat das nicht anders kann, verschlungene Pfade, welchen das fremde Auge kaum sicher zu folgen weiß. Der allgemeinen Betrachtung tritt inzwischen als Thatsache entgegen, daß der centralistische Gedanke in Oesterreich mehr und mehr aufs neue die Oberhand gewinnt, mag er auch gegen die Zeit, wo er zur Herrschaft kam, um rasch wieder die Herrschaft zu verlieren, wesentlich umgestaltet sein. Es trifft sich häufiger im Leben der Staaten wie der Völker — die Deutschen wissen davon zu sagen —, daß ein großer, ein Hauptgedanke zuerst unterliegt, um später in neuer Formulirung, unter veränderten thatsächlichen Voraussetzungen aufs neue und siegreich hervorzutreten. Die Zusammenschließung der beiden großen Reiche Mitteleuropas, ist sie nicht selbst ein solcher Hauptgedanke, der nun zum Durchbruch gekommen, nachdem mehr als ein Menschenalter lang die rechte Formel, die richtigen Unterlagen nicht zu finden waren? In Oesterreich empfindet es vorzugsweise der Deutsche, was die Erneuerung des Reichs besagen, bedeuten will. Wer hätte nicht auch früher, wenn er die deutsche Ostmark betrat, mit noch ganz anderer Empfindung als in der deutschen Schweiz, in Land und Leuten die Spuren altdeutscher Art, altdeutschen Wesens wahrgenommen? Es ist nicht mehr unsere heutige Art, unser heutiges Wesen, aber es ist so viel von ihnen, daß wir den altverwandtschaftlichen Zug mit immer neuer Ueberraschung beobachten, verfolgen. Das gleiche Gefühl des Findens und Erkennens tritt

Digitized by Google

im Benehmen des Oesterreichers gegenüber dem Deutschen hervor. Hinzu gesellt sich nun bei ihm eine Empfindung des Staunens, der Bewunderung und Verwunderung, wie die benachbarten Landsleute, von denen er immer gewußt, mit denen er immer in der einen oder andern Weise in Beziehung gewesen, zu solcher Bedeutung haben gelangen können und wie sie dann erst jetzt zu solcher Bedeutung gelangt seien. Dieses Staunen, diese Bewunderung und Verwunderung, sie sind am Ende allen Völkern gemein gewesen, sie treten im Verkehr mit ihren Angehörigen mehr und weniger deutlich entgegen: bei den Deutsch-Oesterreichern äußern sie sich wärmer, mit einer gewissermaßen neugierigen Erwartung.

Was werden unsere Landsleute für uns, was werden sie für unsere politische Aufgabe und Arbeit sein? Diese Fragen stellen sich im Verkehr mit den Deutschösterreichern nicht nur heraus, sie werden unmittelbar gestellt, sie sollen unmittelbar beantwortet werden. Ein angesehener Vertreter und Wortführer der deutsch-österreichischen Sache richtete die Frage an uns, die wir, gestehen wir es, auf ihre Beantwortung nichts weniger als vorbereitet waren. Und doch müssen wir sagen, daß wir heute nicht anders antworten würden als wir antworteten. Wir Deutschen, meinten wir, werden euch, eurer Aufgabe und Arbeit stets die wärmste Theilnahme widmen, aber wir werden, wo Interessen ins Spiel kommen, unser Interesse befragen und unser Interesse wahren. Die Antwort lautete kühl, sie hatte mit dem Ueberschwang gefühlspolitischen Wesens nichts zu schaffen. Dennoch schien sie dem werthen Landsmanne des Südostens nicht zu mißfallen. Als seine lichten blauen Augen auf uns ruhten und die unverkennbar deutschen Züge eine Sprache redeten, wie sie über Manneslippen selten oder nie kommt, dünkte es uns, als hörten wir etwa die Worte: Ihr im Reich seid anders, ihr seid nüchterner, aber auch klarer, berechnender, aber auch berechenbarer geworden. Was die Zukunft bringt, wer weiß es! Wenn aber Art von Art nicht läßt, dann werden wir zu euch und ihr zu uns halten und es wird uns gemeinsam gelingen, die Aufgabe zu lösen, die nicht dem deutschen Reich, sondern dem deutschen Volksthum zugefallen.

Dem deutschen Volksthum! hat dasselbe in Oesterreich noch dieselbe Geltung, die es hatte? wird es im Wettbewerb der Völkerschaften die ihm zugetheilte Rolle durchzuführen vermögen? wird es nicht vielleicht sogar erliegen wie es im Elsaß zu erliegen drohte, wie es hie und da wohl erlegen ist? Es läßt sich nicht verkennen, daß die Verlegung des Schwerpunkts nach Ofen dem deutschen Volksthum die Alleinherrschaft entzogen hat. Wer war es denn aber, der diese neue Politik vorzeichnete, der sie herbeiführte? War das nicht derselbe Mann, der dem deutschen Volksthum die stärkste Gewähr schuf, die es je besessen? Sollte

Digitized by Google

dieſer Mann das eigene Volksthum haben ſchädigen wollen, indem er ihm gerade dieſe Gewähr zu ſchaffen ſtrebte? Jene Geltung des deutſchen Volksthums in Oeſterreich, ſie war nicht weniger unhaltbar als die Geltung Oeſterreichs gegenüber dem deutſchen Volksthum überhaupt. Wie dieſe auf unmöglichen Vorausſetzungen, ruhte jene auf unmöglichen Anſprüchen. Man kann nur herrſchen, wo man der herrſchende iſt. Oeſterreich war ſeiner Zeit nicht im Beſitz der Herrſchaft über Deutſchland, es mußte die Scheinherrſchaft verlieren: das deutſche Volksthum beherrſcht nicht die öſterreichiſche Volksvielheit, es vermag inmitten derſelben eine beſtimmende, doch nicht unter allen Umſtänden die tonangebende Rolle zu ſpielen. Dieſe Art Rolle iſt freilich mehr dankenswerth als dankbar. So leid es uns thut es auszuſprechen, dem Deutſchthum wird manche Unbill in Oeſterreich nicht erſpart bleiben, wie es deren ſo viele ſo viele Zeit zu erleiden gehabt. Die aufſtrebenden Völkerſchaften, die theils glänzendere Mittel, theils unruhigeren Ehrgeiz haben, ſie werden dem öſterreichiſchen Deutſchthum ſeine beſtimmende Stellung ſtreitig machen wollen, dieſes wird ſeinerſeits vielleicht wieder zu viel die Schmiegſamkeit zeigen, die ihm große Erfolge, aber auch große Niederlagen eingetragen. Das Geſetz des Wettbewerbs, das heute alle Verhältniſſe beherrſcht, es wird ſich zur Geltung bringen: dem altbeſitzenden Deutſchthum wird die Behauptung ſeines alten Beſitzes ſchwer fallen.

Doch zweifeln wir an der Zukunft des Deutſchthums in Oeſterreich nicht. Die Zuverſicht, die wir fühlen, wir entnehmen ſie zumeiſt der eigenen Lage, dem eigenen Kraftbewußtſein. Wenn der entſcheidende Anſtoß zu der Wandelung, die in Oeſterreich ſich vollzieht, von Deutſchland ausgegangen, ſoll Deutſchland im Nachbarſtaat denn nicht auch ſein Volksthum ſtärken und ſtählen können beim Kampf mit den wettſtrebenden Elementen? Sprechen wir es aus, wir würden überall keinen Zweifel hegen, wenn das Bewußtſein unſerer Kraft uns ſchon ganz zu eigen geworden wäre, wenn wir eine gewiſſe Aengſtlichkeit vergeſſen hätten, die aus den Tagen der Unmacht uns noch nachgeht. Wir ſind weit ſtärker als wir zu ſein glauben, allein gewiſſermaßen bedrückt es uns noch uns ſo ſtark wiſſen zu müſſen In deutſcher Art liegt einmal nicht, die Macht um der Macht willen zu ſuchen.

Unſere Blicke ſind weit abgeſchweift. Der letzte Gedanke führt uns zu dem Anfang zurück. Wer wäre wohl die lebendigere perſönliche Bethätigung des oben ausgeſprochenen Satzes als Kaiſer Wilhelm? Wer hätte aber auch wohl eifriger als der deutſche Kaiſer die politiſche Verbindung angeſtrebt, die er durch ſein perſönliches Einſtehen demnächſt weiter feſtigen will? Der deutſche Kaiſer und Oeſterreich ſind mehr als ein politiſches Programm, ſie ſind das Ergebniß eines thatenreichen Lebens, ſie ſind der letzte Ausdruck einer ſeltenen ſtaatlichen Mannesarbeit. Möge der erneute Beſuch von

Kühn, Ivo: Franz Kafka. Bildnis und Deutung. Mit Kafka-Texten und Bildern. Olten: Walter 1965. 160 S. Kart. DM 12,80.

Die Buchhülle übertreibt. Das Kommentierende ist nicht „Bildnis und Deutung", sondern Deutung und Bildnis. Und es ist nicht Kafka, der hier gedeutet wird, sondern Kafka-Deutungen. Ivo Kühn hat sie in Übersichtlicher Ordnung, aber in der Auswahl nicht immer glücklich, zusammengestellt. Er hat sie mit Kafka-Texten und Bildern verbunden, die sich nicht immer zwingend aus dem Kommentar ergeben. Das Buch ist ein Lesebuch, das Kafka-Texte und Kafka-Deutungen vereinigt. Es ist kein Bildnis Kafkas. Es ist nicht einmal ein Bildnis der Kafka-Deutungen. Dazu ist es zu unübersichtlich. Es

Reisende an den Schnittpunkt der Emden-Auricher und Emden-Nordener Chausseen bei Georgsheil. Hier verlassen den nach der Hauptstadt Ostfrieslands Fahrenden 5 von den 6 Telegraphendrähten, die ihn bisher begleiteten, hier aber sich nach Norden abzweigen; nur ein dünner Faden bleibt ihm treu, welcher dazu berufen ist, etwaige eilige Gedanken der Auricher der Mitwelt zu übereignen.

Von Georgsheil an wird die Reise für den Fremden interessanter. Bleibt auch die unabsehbare Ebene rechts und links unverändert dieselbe, so zeigen sich doch nun bald am fernen Horizonte einzelne Maulwurfshügeln ähnliche Erhebungen, deren Zahl stetig wächst und die sich endlich als menschliche Wohnungen enthüllen. Man tritt hier in den Bereich des torferzeugenden Moors und befindet sich in der großen Colonie Moordorf, welche ihrer entsetzlichen Armuth wegen für den Fremdling leider wohl als Sehenswürdigkeit bezeichnet werden mag. Man denke sich die wohlhabendere Bevölkerung in Lehmhütten, die vielleicht 10 Fuß hoch, 10 Schritt lang und 5 Schritt breit, mit Stroh gedeckt, durch ein oder zwei winzige Fensterlein mit blinden Scheiben dürftig erhellt und mit einer primitiven Thür geschlossen werden; die ärmeren Leute bewohnen einen kleinen Raum, dessen Wände aus Rasenstücken sich etwa 3 Fuß über die Erde erheben und mit giebelförmigem Strohdach bedeckt sind, von Fenstern findet man darin keine Spur, die Thüre besteht aus einigen losen Brettern. Ueberragt werden diese Hütten durch mächtige Haufen Torf, von deren Erlös die Moordorfer leben. Eine Menge zerlumpter Kinder trabt bettelnd lange neben dem Postwagen her, und balgt sich dann um die Pfennige, welche ihnen zugeworfen werden, im wüsten Knäuel. — Hat man Moordorf verlassen, so wird die Gegend freundlicher; oasenhaft erscheinen Baumgruppen rechts und links, grüne Hecken begleiten den Weg, bald taucht am fernen Horizonte der ragende Schloßthurm von Aurich auf. Nach anderthalbstündiger Fahrt von Georgsheil nähert man sich der Stadt. Links liegt das freundliche Wilhelminenholz, ein Wäldchen mit einem jetzt in Privatbesitz befindlichen ehemaligen fürstlichen Lustschloß. Der letzte Fürst von Ostfriesland Karl Edzard († 1744) hatte dies bescheidene Haus für seine Gemahlin Sophie Wilhelmine von Brandenburg-Culmbach erbauen lassen und die Anlage zu ihren Ehren benannt. Die Fürstin benutzte ihr Eigenthum häufig und lebte dort vornehmlich dann, wenn ihr Gemahl in der Umgegend der Jagdlust oblag. Eine Reihe hier geschriebener Briefchen ist noch erhalten und legt von dem bescheidenen Sinn der Verfasserin beredtes Zeugniß ab. So schreibt sie dem fernen Fürsten einmal: „Bon jour mon Brince, comment Vous portez Vous, encore un cerf de tiré? J'ai passé mon jour hier assez agréablement; s'il Vous importe d'en entendre la narration, la voilà. J'étais à

Digitized by Google

Wilhelminenholz, soi disant mont royaume, enfin que j'aime tout autant que je préfère par l'idée que j'attache à la royauté. La Eva me traita excellement selon mon gout, il y avait des flöße, mais des flöß en rang par dessus tous les flöß. J'aurai bien voulu en meuttre en poche pour Vous, mais tout de bon, s'il avait étées praticable, j'en t'aurai envoyé" u. s. w. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts gehörte Wilhelminenholz dem Regierungspräsidenten von Derschau, welcher auch daselbst unter einem mächtigen Hügel von ca. 60 Schritt Umfang begraben ist. — Nach wenigen Minuten rasselt der Wagen auf dem Pflaster und die Hauptstadt Ostfrieslands ist erreicht.

Aurich, die ehemalige fürstliche Residenzstadt, liegt in einem Kranze kleiner Gehölze auf einer fruchtbaren Ebene. Die Lage der Stadt ist sehr anmuthig; im Hinblick auf die öden Haide- und Moorflächen, welche einen großen Theil Ostfrieslands bilden, ist die Herleitung ihres Namens, nämlich von der „auenreichen" Gegend, recht ansprechend, wenn sie gleich historisch nicht zu rechtfertigen ist.

Ueber die ältere Geschichte Aurichs kann bislang Sicheres nicht mitgetheilt werden, sie ist in Dunkel gehüllt. Im 14. Jahrh. gehörte der Ort den Häuptlingen des Brokmerlandes, welche daselbst eine Burg besaßen. Diese lag an der Stelle des späteren fürstlichen Piqueurhofes, woselbst sich jetzt ein gleichnamiger Gasthof befindet, links am Eingange zur Stadt. In den Fehden und Kämpfen der Häuptlinge spielt Burg und Flecken Aurich eine große Rolle: Ocko ten Brok der Aeltere lebte und starb hierselbst 1389 eines gewaltsamen Todes, und sein Sohn Keno, welcher die unter dem Namen der Vitalienbrüder bekannten Säuräuber unterstützte, ward 1400 von den Hamburgern gezwungen, die Burg den Hansen zu überlassen; doch ist sie ihm wenige Jahre später wieder eingeräumt. Die Brokmer Häuptlinge nannten sich „thom Broke, tho Anrick und Embden hovetling." Im Jahre 1427 eroberte der mächtige Häuptling Focko Ukena von Leer die Burg und behielt sie im Besitz, bis einige Jahre später die wider ihn verbündeten Häuptlinge unter Edzard Cirksena's von Greetsyhl Führung dieselbe einnahmen und ihre Werke schleiften. Bald wurde Edzard alleiniger Häuptling vom Auricherland und nach dessen Tode sein Bruder Ulrich Cirksena, welcher als Häuptling von Greetsyhl, Esens, Stedesdorf, Berum, Norderland, Brokmerland und Auricherland der mächtigste Häuptling Ostfrieslands war. Später wurde Ulrich vom Kaiser in den Grafenstand erhoben und mit Ostfriesland belehnt und seine Descendenten blieben bis zum Erlöschen des Hauses im Jahre 1744 Regenten von Ostfriesland. Ulrich erbaute der alten gegenüber eine neue Burg, die deshalb die „Averborg" hieß und an der Stelle des jetzigen Schloßgebäudes stand. Graf Enno II ertheilte dem

Digitized by Google

Flecken im Jahre 1539 städtische Privilegien und nachdem dessen Sohn Edzard II beim Anfange seiner Regierung seine feste Residenz hierher verlegt hatte, blieb Aurich beständig Sitz der Landesherren.

Doch sehen wir uns in der Stadt selbst um! Von Emden kommend treten wir nach Durchschreitung einer hübschen und sauberen Vorstadt durch das Burgthor in die eigentliche Stadt, die sich von hier aus gar freundlich darstellt. Links liegt der Piqueurhof, rechts etwas zurück zwischen grünen Bäumen und von heiteren Anlagen umgeben das Schloß. Seinen Eingang hüten zwei große steinerne Löwen und die Chiffre G(eorg) R(ex) V nebst der 1852 über dem Portal verräth, was wir schon auf den ersten Blick bemerken, daß weder von der alten Averborg noch von dem Schlosse der ostfriesischen Grafen und Fürsten eine Spur mehr vorhanden ist. Das zweistöckige Gebäude mit hohem Parterregeschoß bildet ein mächtiges Rechteck mit 20 Fenstern auf der langen, 12 auf der schmalen Seite, welches einen mit breiten Klinkern gepflasterten Hof umschließt; in der Front ist es von einem 90 Fuß hohen viereckigen Thurme mit Plattform überragt. Es dient jetzt lediglich als Sitz der Behörden, deren eine ganze Reihe in den schönen, hohen und lichten Räumen Platz gefunden hat. Hier ist die Landdrostei mit prächtigem Sitzungssaale, geschmückt mit den lebensgroßen Portraits der 5 letzten englisch-hannoverschen Könige, ferner das Obergericht und die Kronanwaltschaft, Amtsgericht, Konsistorium und Staatsarchiv. Die Sitzungssäle des Obergerichts und des Konsistoriums zeichnen sich ebenfalls durch Größe und dekorativen Schmuck aus. Die Umschau vom Schloßthurm ist lohnend; wenn auch von eigentlich pittoresker Landschaft keine Rede sein kann, blickt das Auge doch mit Vergnügen auf die grüne, lachende Ebene meilenweit umher; Emden und das glitzernde „große Meer" sieht man deutlich mit unbewaffnetem Auge. Gegenüber dem Schlosse stehen große Kasernen, deren eine, früher Sitz der fürstlichen Behörden, an der Außenseite eine schöngearbeitete Gallerie von Schmiedeeisen trägt. Daneben liegt das Gefängnißgebäude von rothem Ziegelstein und das ehemalige Amtsgericht, nunmehr auch Kaserne. Rings um die Stadt zieht sich der Wall, ein angenehmer schattenreicher Spaziergang, jenseits desselben liegen zwei Gräben, zwischen denselben der „Zingel", welcher jetzt zu Gärten und Wohnplätzen umgewandelt ist und deshalb zahlreiche Brücken über den Graben entstehen ließ. Alles dieses Reste ehemaliger Befestigung. Weiter hinaus rings umher beleben zahlreiche Windmühlen die Landschaft. — Die Stadt selbst (600 Wohnhäuser und circa 5000 Einwohner) bietet in ihrem modernen sauberen Aeußeren wenig Merkwürdiges. Die zu beiden Seiten mit guten Klinkerwegen versehenen, durchweg gepflasterten Straßen sind von meist zweistöckigen Häusern besetzt, größtentheils ohne ausgeprägten Charakter. An äußerlich charak-

Digitized by Google

weiten Abschnitt über die Verwendung der Arbeit. Hier wird zunächst die Arbeit als Mittel zur Erhaltung des Lebens behandelt, die Bedeutung, die Arbeit für Wohl und Wehe des Menschen hat, die Arbeit als Mittel zur Erhaltung der Gesundheit, die Arbeit als Mittel zur Erhaltung der Sittlichkeit, die Arbeit als Mittel zur Erhaltung des Friedens, die Arbeit als Mittel zur Erhaltung der Freiheit, die Arbeit als Mittel zur Erhaltung der Ehre, die Arbeit als Mittel zur Erhaltung der Religion, die Arbeit als Mittel zur Erhaltung der Liebe, die Arbeit als Mittel zur Erhaltung der Hoffnung, die Arbeit als Mittel zur Erhaltung des Glaubens. Der dritte Abschnitt endlich handelt von der Arbeit als Mittel zur Erhaltung der Arbeit. Hier wird die Arbeit als Mittel zur Erhaltung der Arbeit, die Arbeit als Mittel zur Erhaltung der Arbeit, die Arbeit als Mittel zur Erhaltung der Arbeit,

eine kleine Synanoge erbaut. Einen Thurm besitzt keins dieser Gebäude, doch steht etwa 50 Schritt von der lutherischen Kirche ein dicker, viereckiger Thurm, der das Geläute birgt. Derselbe ist in seiner unteren Hälfte bis zur Höhe von 50′ alt, weiter oben trägt er ein hölzernes, mit Schiefer umkleidetes Achteck und einen hohen Helm.

Das äußerlich unscheinbare Landschaftsgebäude, dessen Giebel das landschaftliche Wappen, einen Ritter unter dem Baume (Upstallsbom) aufweist, enthält einen geschmackvollen Saal, dessen Hauptzierde die Portraits sämmtlicher ostfriesischer Grafen und Fürsten, die der regierenden Fürstinnen, sowie der preußischen und britisch-hannoverschen Könige bilden, deren Scepter Ostfriesland regierte. Bemerkenswerth ist das Bild Friedrich Wilhelms III, das diesen Monarchen in seinen jüngeren Jahren darstellt. Auch die Dienstwohnung des Landdrosten enthält die sämmtlichen Portraits der ostfriesischen Regenten; welche Exemplare die Originale sind, ist streitig. Die Landschaft besitzt eine schöne Bibliothek mit vielen Handschriften, wie auch das Obergericht im Besitze einer werthvollen Bibliothek von ca. 6100 Werken ist, der Sammlung des 1799 verstorbenen Regierungspräsidenten von Derschau.

Vor dem Landschaftsgebäude ist der Hafen angelegt, von dem aus das „Trecktief", ein gut unterhaltener Kanal, nach Emden führt, auf welchem bis vor wenigen Jahren eine regelmäßige Verbindung vermittelst der Treckschuite für Passagiere unterhalten wurde. In 4 Stunden erreichte man die Nachbarstadt auf diesem langsamen, aber überaus angenehmen Beförderungsmittel. Jetzt geschieht der Frachtverkehr zwischen Emden und Aurich fast ausschließlich auf dem Tief. Im Winter, wenn er eine Eisdecke trägt, bietet der Kanal ein buntes, ansprechendes Bild, da Jung und Alt in Ostfriesland eifrige Schlittschuhläufer sind und das Landvolk der Umgegend seinen ganzen Verkehr alsdann auf die Eisbahn verlegt. Vom Kanal aus führen kleine schmale Gräben bis vor die Bauerhäuser (Plätze oder Plaatsen) weit und breit, so daß der Bewohner vom Zimmer aus zu Schlittschuh bis in den Hafen von Aurich gelangt. Vergangenen Winter überraschten eifrige Schlittschuhläufer die harmlos Wandernden sogar in den Straßen der Stadt.

Schöner freilich ist's in Aurich zur Sommerszeit. Die Gehölze rings umher bieten alsdann die angenehmsten Spaziergänge, man hat die Auswahl zwischen dem 10 Minuten entfernten Eschen- oder dem wenig entfernteren Eikebusch bei Sandhorst und den Gehölzen bei Popens und Egels. Der dicht am Schlosse liegende ehemals fürstliche Lustgarten, die 1631—1648 für die Fürstin Juliane, Gemahlin Graf Ulrichs II, angelegte Julianenburg, ist jetzt parcellirt und mit Wohnhäusern besetzt in den Händen von Privatleuten. Im Norden der Stadt liegt der große, mit Klinkern gepflasterte

Digitized by Google

Bibliographie: Die Quellen für die Arbeit befinden sich im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München, Abteilung IV, Kriegsarchiv, Generalstaatsarchiv, Bestand Geheimes Hausarchiv, Nachlaß Montgelas, Nachlaß Wrede, Bestand Reichsarchiv, Bestand Staatsministerium des Äußern, Bestand Staatsministerium des Innern, Bestand Staatsministerium der Justiz, Bestand Staatsministerium der Finanzen, Bestand Staatsministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten, Bestand Staatsministerium für Handel, Industrie und Gewerbe, Bestand Staatsministerium für Landwirtschaft, Bestand Staatsministerium für Verkehrsangelegenheiten, Bestand Staatsministerium für Arbeit und soziale Fürsorge, Bestand Staatsministerium für Wiederaufbau, Bestand Staatsministerium für Ernährung und Landwirtschaft, Bestand Staatsministerium für Sonderaufgaben, Bestand Staatsministerium für Unterricht und Kultus, Bestand Staatsministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Bestand Staatsministerium für Bundesangelegenheiten, Bestand Staatsministerium für Flüchtlingsfragen

kleineren Orte, insbesondere aus der Gegend bei Colmar, beförderten ihren Wein auf der Ill nach Straßburg, von wo er vielfach nach den nordischen Ländern weiter geführt wurde. In Schweden, Norwegen ꝛc. schätzte man „das Elsässer Gewächs" sehr und trank dasselbe für Rheinwein.

Unter Wilhelm von Hollands Regierung, i. J. 1255, theilten sich die vorzüglichsten Städte am Rhein, als Basel, Straßburg, Speyer, Worms, Mainz und Cöln in das Patronatsrecht über die Befahrung des Stroms, ohne dieserhalb bei den kleineren Orten Widerstand zu finden. Fortan durfte kein Schiff an den bezeichneten Städten vorbeifahren, ohne an den Landungsplatz anzulegen. Durch diese Maßregel verhinderte man gleichzeitig, daß die Feinde der öffentlichen Ordnung, deren es damals so viele gab, die Gewässer des Rheins für ihre bösen Streiche benutzten. Die Schiffer in den unteren Theilen des Stromes wagten sich nicht leicht in die oberen, gefährlicheren Gegenden hinauf, was zur Folge hatte, daß das Stromgebiet der Straßburger das räumlich ausgedehnteste von allen war. Sie beförderten dergestalt sämmtliche Waaren, die für die Schweiz, Burgund, Lothringen und des Elsaß bestimmt waren. Uebrigens machte man sich in Straßburg um den Fahrverkehr des Stromes verdient, indem das Bett des Rheins in jedem Jahre zweimal gereinigt wurde. — J. J. 1349 hatte Carl IV den Zoll bei Speyer an den dortigen Bischof für 45,000 Flor. verpachtet, welcher letztere in Folge dessen eine für Schiffahrt und Handel sehr lästige Abgabe erhob. Die Schiffer auf dem Rhein, die sich in ihren Rechten verletzt sahen, ließen die Waaren nunmehr zum Theil auf Landwegen befördern. Energischer zeigte man sich jedoch in Straßburg; der Magistrat daselbst ließ den Rhein mit doppelten Ketten und Pallisaden versperren und untersagte während der Dauer von zwei Jahren jede Schiffahrt auf dem Rheine. Diese Maßregel hatte Erfolg, denn die Speyerer Zollstätte wurde aufgehoben. Die unfreiwillige Ruhezeit hatte man in Straßburg benutzt, um die Rechte und Gewohnheiten der Schiffer des Ortes niederzuschreiben. So entstand das sogenannte „Encker (Anker) Zunft-Artikelbuch", das aus 101 Blättern Pergament besteht. Der Wortlaut desselben findet sich im zweiten Bande der Geschichte des Elsaß von Strobel abgedruckt.

Im 15. Jahrhundert war der Schiffverkehr auf dem Rheine sehr lebendig, denn eine große Anzahl Waaren kamen aus dem derzeit so mächtigen Venedig den Rhein hinab. Auch Basel betheiligte sich damals lebhaft an der Schiffahrt und es entstanden nun zwischen dem Magistrat daselbst und dem Straßburger lange Zeit hindurch währende Streitigkeiten in Betreff der Ausübung der Schiffahrt auf dem Rhein, die erst durch eine Convention vom Jahre 1711 ausgeglichen wurden. Die Schiffer Straßburgs fuhren meistens nach Mainz, Cöln, bisweilen auch nach Holland, um Waaren und Lebens-

Digitized by Google

mittel dorthin zu schaffen oder andere von dort zu holen. Längere Zeit hindurch hatten die Mainzer sich mit der kleinen Schiffahrt begnügt; 1651 stellte jedoch Kurfürst Johann Philipp von Mainz das Stapelrecht dieser Stadt, das ihr 1486 verliehen war, wieder her. Er ordnete deshalb an, daß sämmtliche Waaren, welche in Mainz eintrafen, nur von Schiffern dieses Orts weitergeführt werden durften. Diese Maßregel erwies sich in ihren Folgen für die Schiffahrt Straßburgs verderblich. Dazu kam noch, daß die französische Regierung, unter deren Botmäßigkeit sich diese Stadt 1681 begab, wenig Neigung bekundete, der Schiffahrt derselben auf dem Rhein förderlich zu sein. Seit dieser Zeit ging die letztere zwar langsam, aber andauernd zurück.

Aus einer Ordnung vom Jahre 1686 über die Verzollung in der Stadt Straßburg Zollkeller entnehme ich die folgenden Angaben, welche einen Einblick in den damaligen Schiffahrtsbetrieb gewähren: „Wann aber die Schiffleuthe sowohl den Rhein herab, als herauff, einige Güter in die Statt bringen, haben sie von denen, so gewogen zu werden pflegen, mehr nicht, als von hundert Centnern einen Königsthaler oder 1 Fl. 6 ßl. 8 Pf. Waaggeldt, und von so viel Centnern zween dritte theil eines Königsthalers, das ist 1 Fl. 1 ßl. 1 Pf. Gütergeldt: im fall aber sie zum theil waagbare, zu theil aber nicht waagbare Güter, als da seind: Thran, Häring, Bolchen (Schellfische), Reiß, Stahl, Blechfäßlein, Italiänische Früchten in Kästen und Legln (Fässern) Papyr und Schleiff, untermengt anhero brächten, haben sie zwar von den waagbaren Gütern das Waaggeld, aber annoch von der gantzen Summ solcher theils gewogener, theils ungewogener Güter zween dritte theil eines Königsthalers von hundert Centnern, das wären 1 Fl. 1 ßl. 1 Pf. und also auch nach proportion eines mehreren Lasts zu erlegen; im Fall aber in dem Schiff nichts als lauter ohnwaagbar Gut wäre, davon nur das Gütergeldt, das ist von hundert Centnern 1 Fl. 1 ßl. 1 Pf., aber kein Waaggeldt, zu entrichten. Jedoch sollen die Schiffleuthe vor oder unter Brysach (Alt-Breisach) Item die von Collmar, Schlettstadt, und auf der Ill, wie auch die von Hügelsheim, Gräfferen und dergleichen, allermassen biß anhero bräuchlich gewesen, wegen der Landwaaren und Krämereyen, so in jetztgemeldten Orthen eingeladen werden, mehr nicht von einem Centner, als zween Pfening Waaggeldt, aber kein Gütergeld, sie mögen gleich solche Land-Waaren und Krämereyen anhero bringen, oder auß der Statt hinweg führen, zu geben schuldig sein. Was aber ausser solchem Bezirk, ex gr. zu Basel, Maynтz, Speyr, Frankfurth pp. eingeschifft und anhero oder auch von hier hinauff oder hinunder geführet wird, gibt das ordinari Waag- und Gütergeldt" ꝛc.

Ursprünglich gehörten die Schiffleute in Straßburg keiner Zunft an, bildeten vielmehr einen Theil der sogenannten „Constoffler", die zwischen den Edelleuten und Handwerkern rangirten. Im Jahre 1331 traten sie jedoch in die Klasse der Handwerker*) über und bildeten seitdem die erste Zunft

*) Es ist wissende, das die Schiffslüte zu Strosburg sint gewesen je und je also lang die Statt Strosburg gewesen ist und dienent mit keim Antwerke unze in das Johr do man zält nach Gottes geburt 1331 Johr. Do wurdent die Schifflüt zu Strosburg zu einem Antwercke gemacht. Es ist auch zu wissen da doch alli di Recht und Artikel und Gewohnheit, so in diesem Buch geschrieben stant die Schifflüte zu Strosburg also lang

im Orte. Ihre Zunftstube befand sich an der Ill, in der Straße (eigentlich Quai) „Schiffer-Staden" und hieß „zum Encker" (Anker). Später, als die Zahl der Schiffleute sich sehr vermehrt hatte, besaßen sie außerdem noch vier andere Versammlungslocale. An der Spitze der Zunft stand ein Rath von 13 vereideten Mitgliedern, welcher in jedem Jahr neu gewählt wurde und in dem ein Mitglied des Magistrats den Vorsitz führte. Der Rath schlichtete alle Streitigkeiten, welche sich im Schoße der Zunft erhoben. Fünf andere vereidete Mitglieder führten den Titel „Fertiger" und mußten beim Beladen der Schiffe zugegen sein; sie waren dem Eigenthümer gegenüber für die Richtigkeit der Ladung verantwortlich. Die Fertiger durften mit den Schiffern oder Steuerleuten nicht verwandt sein. Ehe es zum Beladen der Schiffe kam, mußten sie sich von der Höhe des Wassers im Rhein und in der Ill unterrichten. Sie hatten die Zahl der zur Reise und zur Ausrüstung des Schiffs erforderlichen Matrosen zu bestimmen.

Früher, als der directe Kanal von der Ill nach dem Rhein bei Straßburg noch nicht vorhanden war, befand sich der Vorhafen dieser Stadt bei Wanzenau, etwa 12 Kilometer nördlich davon. Dort landeten die Rheinschiffe, löschten einen Theil der Ladung oder vervollständigten die letztere, nach erfolgter Abfahrt vom Kaufhause. Das große Schiff wurde zu diesem Zwecke von kleineren Fahrzeugen bis zum Vorhafen begleitet. Wenn der Rhein besichtigt und Alles am Bord war, wurden die Anker gelichtet und die Ill verlassen. Es soll stets ein feierlicher Augenblick gewesen sein, wenn der Steuermann, sobald er das Schiff der heftigen Strömung des Rheins anvertraute, mit lauter Stimme das Wort ausrief: „In Gottes Namen!", einen Ruf, den man übrigens vereinzelt noch heute hören kann.

Die Straßburger Schiffer wählten ferner 13 Mitglieder aus der Zunft, die „Rüger" genannt wurden. Sie hatten über die gehörige Ausführung der Statuten zu wachen und dem Magistrat von jeder bemerkten Contravention Anzeige zu erstatten. Jeder, der in die Zunft eintrat, mußte in die gemeinsame Kasse zwei Pfund Pfenninge und 7 Schillinge einzahlen. Dieser Betrag dürfte etwa 20 Thlr. nach dem heutigen Geldwerthe entsprechen. Es war Jedem, der nicht zur Zunft gehörte, verboten, Wein oder andere Waaren und Lebensmittel auf dem Rhein und auf der Ill zwischen den besonders bezeichneten Orten zu befördern. Die Kaufleute durften zwar ihre Waaren auf die ihnen eigenthümlich gehörigen Schiffe laden, sie mußten aber letztere durch Schiffer der Zunft führen lassen. Die Reisen geschahen in einer gewissen Reihenfolge (Umgang), und 2 Schiffer (Meister), die zusammen fuhren, durften nicht mehr als 2 Schiffe beladen. Contravenienten mußten 4 Pfund Pfenninge Strafe zahlen. Den Schiffern war wiederum verboten, sich anderer Steuerleute, als der zur Zunft gehörigen, zu bedienen; nur wenn letztere nicht zur Stelle waren, konnte von dem Verbot abgewichen werden. Ein fremder Schiffer, der nach Straßburg mit einer Ladung kam, konnte sie durch eine andere ersetzen, wenn er solche während dreier Tage nach erfolgter Löschung seines Schiffs fand; im anderen Falle mußte er leer zurückkehren. Wenn sein Bestimmungsort jedoch stromaufwärts von Straßburg war, so

---

gehalten hant also die Statt gestanden ist, und das die zu ewigen Tagen sollent gehalten werden. (Zunft- und Artikelbuch.)

verlor er dieses Recht der Rückkehr mit voller Ladung. Auf die Schiffer der Ill fand diese Bestimmung keine Anwendung. Die Schiffer aus Basel und Breisach am Rhein und die aus Schlettstadt und Colmar an der Ill mußten, sobald sie mit Ladung stromabwärts in Straßburg anlangten, dieselbe den Schiffern des letzteren Ortes zur Weiterbeförderung übergeben. Dieses Recht der Straßburger Schiffer wurde von der Stadt Basel bestritten und schließlich erwirkte letztere seitens einer eingesetzten Commission eine für sie günstige Entscheidung.

Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, insbesondere aber im Mittelalter war der Rhein Hauptverkehrsader nicht nur für den Güter- sondern auch für den Personenverkehr. Hauptsächlich waren es Wallfahrer, die nach dem Kloster Einsiedeln in der Schweiz oder in umgekehrter Richtung nach Cöln, Trier Aachen 2c. zogen. Für die Schiffer soll der Transport der Personen noch vortheilhafter gewesen sein, als der der Güter. Wenn Reisende in Straßburg eingetroffen waren, so begab sich ein Abgesandter der Schifferzunft, der „Harrer" zu denselben, um mit ihnen wegen des Preises für die Weiterfahrt zu unterhandeln. Nach Ausweis einer kleinen Denkschrift aus dem Jahre 1791, betitelt „Einer ehrsamen Zunft zum Anker" gab es damals noch 26 Schiffer (Meister) 10 Kalfaterer, 18 Steuerleute, 33 Schiffleute und 53 Knechte.

An Stelle der Segelschiffahrt traten i. J. 1832 Dampfboote der Rheinischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft, welche den Dienst zwischen Cöln und Straßburg versahen. In demselben Jahre wurde eine andere Gesellschaft in Basel begründet, deren Dampfer „Adler des Oberrheins" hießen. Die Dampfschiffahrt stand während einiger Zeit recht in Blüthe. Als die Eisenbahnen aber der Schiffahrtsstraße mehr und mehr Concurrenz machten, ließ zunächst die Baseler Gesellschaft, demnächst auch die Kölner, die sich mit der Düsseldorfer inzwischen verschmolzen hatte, den Betrieb auf den Straßen Basel-Mannheim resp. Straßburg-Mannheim einstellen, bis dann endlich die Wiedervereinigung des Elsasses mit Deutschland auch in dieser Hinsicht eine Wiederherstellung früherer, in Natur und Geschichte begründeter Verbindungen herbeiführte. (—r.)

Ein sommerliches Volksfest in Schwaben. Aus Stuttgart. — Zur Enthüllung des Uhlands-Denkmales in Tübingen zog es mich mit allen Kräften der Seele. War doch Uhland mir fast väterlich nahe gestanden; hatte ich doch keinen verehrungswürdigeren Menschen in meinem Leben kennen gelernt — das personificirte Suum cuique. Also vor der Sonne auf, gepackt und hin zum Bahnhof, nach dem sich zahlreiche Pilger begaben. Vom Himmel auch strömt es herab; senkrecht, in erfrischender Kühle. Berauschender Duft, das Lebewohl der Rosen gemischt mit dem Aroma der Rebenblüthe, steigt aus den Gärten rings um die Stadt und dem dunkelgrünen Thale. Auf dem Bahnhofe stürmisches Gedränge. Der Frühzug wird geordnet; Wagen reiht sich an Wagen in unabsehbarer Kette, immer noch gebricht es an Fahrraum für die ungeduldig hin- und herwogende Menge. „Um Gotteswillen — da kommen d' Liederkränz' scho" — dieser Angstruf eines bereits abgematteten Schaffners übergellte das Summen der sich verdichtenden Massengruppen und wirklich rollte von Neuem ein Gemenge heran,

Schaar um Schaar feierlich gekleideter Männer, über deren Köpfe hinweg Banner flatterten, goldene Figuren blinkten. Ja, sie kamen, die schwäbischen Liederkränze von nah und fern, ihrem Heimatssänger zu Ehren,

Der sang von allem Süßen
Was Menschenbrust durchbebt,
Der sang von allem Hohen
Was Menschenherz erhebt.

Obgleich das Fest erst am folgenden Tage stattfand, mehrten sich die sangeskundigen Vereine von Bahnhof zu Bahnhof, mehrten sich die Wagen des Zuges, minderte sich der Raum in denselben. Und obschon der Regen unabläßig herabfloß, daß die Fenster wiederklangen von dem üppigen Gerieſel der schweren Tropfen, harrte draußen, wo der Zug einige Minuten anhielt, eine Masse von Zuschauern, welche den Nahenden entgegenjauchzten, den Scheidenden nachjubelten. Das war keine bloße Neugier, das war volle Theilnahme an dem sich jetzt schon gestaltenden Feste; wer erst später nachfolgen konnte, oder ganz zurückbleiben mußte, gab so seine Grüße nach Tübingen den Vorauseilenden mit. Ein schönes Stück Landes, durch welches der Zug führt; ein großer Park mit Städten und Dörfern, Wäldern und Bergen, einem leuchtenden Flusse und gesegneten Feldern. Dort, links im Vordergrunde, erhebt sich aus welligem Boden ein schmuckes Dorf, das bei der umschmiegenden Vorbeifahrt sich stets von der besten Seite zeigt; dahinter ziehen die düstern Berge, auf deren kühnstem, einem verwitterten Titanenhaupte gleich, eine bekannte Burg starrt, die selbst als Trümmerhaufen noch dieser Gegend Namen und Ruhm verleiht. Und endlich bricht sich die gleichförmige, dunkelfarbige Verhüllung des Horizontes, die träge Masse kommt in Fluß; Nebel, Wolken bilden sich, das Grau wird leichter, lichter — plötzlich zuckt über einzelne Stellen des landschaftlichen Gemäldes ein loderndes Feuer. Noch ein kräftiger Ruck und die Sonne war da. So blieb sie von Stund' an: tadellos herrlich den ganzen Tag über und verzehrend heiß: im saftigsten Grün erschimmert das Neckarthal, durchsetzt von dem Email der Mohnflächen und

„In die Lüfte hoch ein Reiher steigt,
Dahin weder Pfeil noch Kugel fleugt:
Tausendmal so hoch und so geschwind
Die Gedanken treuer Liebe sind".

Ich hatte der Bequemlichkeit halber nicht in dem vom Menschen überfüllten Tübingen, sondern in dessen Nähe übernachtet. So war mir die Theilnahme an der heiligen Vorfeier, begangen an des Dichters Grabe, versagt geblieben. Grade dorthin aber zur stillen Ruhestätte sehnte ich mich vor Allem; dahin wo Uhlands elegischer Wunsch:

„Und sink' ich dann ermattet nieder,
So öffne leise deinen Grund,
Und nimm mich auf und schließ ihn wieder
Und grüne fröhlich und gesund!"

so schön in Erfüllung gegangen; denn er ruht in dem geliebten Thale, bei geliebten Todten, umgeben von Fülle des Lebens. Am 14. Juli in aller Früh erwachte ich von „dem melodischen Gebrülle der Kühe"; wieder in überladenem Zuge ging's im blendenden Morgenlichte thalab und bald war Tübingen erreicht. Nicht ohne Gefährdung; beinahe wären wir in einem Tunnel sitzen geblieben und nur der vorderste Theil des Zuges weiter gejagt, da sich ein paar

itized by Google

correspondirende Wagen durch den Bruch der Kuppelung gelöst hatten. Indessen war die Versäumniß bald eingeholt und langsam, unter schrillen Pfiffen, glitten wir in den Bahnhof der alten Eberhardina. Grade hin schritt ich dem Monumente zu, das über die Kastanienwipfel herüber in seiner weißen Verhüllung geisterhaft herblickte. Auf der Festtribüne hielt Faist, der Musikdirektor, die letzte Probe mit den Sängern und schien kein Erbarmen walten zu lassen. War die Aufgabe zu hoch gegriffen? Ein Knabe bot mir das Programm zur Feier des heutigen Tages an. Da hieß es: des Sängers Wiederkehr. Festgesang, nach dem gleichbenannten und andern Gedichten Ludwig Uhlands. Ich seufze auf: wär' es an des Sängers Wiederkehr nicht genug? und kommende widrige Ereignisse sorgenvoll bedenkend entzog ich mich rasch dem in der Juliflamme brennenden Platze und schwamm mit dem Menschenstrom über die Brücke hinan zur bergansteigenden, tausendfarbig erglänzenden Stadt. Rechts vom Eingang, den grünen steil emporwachsenden Weinberg hinter sich, steht das Haus, wo Uhland lange Zeit bis zu seinem 1862 erfolgten Tode, wohnte. Daß es seitdem in andere Hände übergegangen war, bemerkte man recht deutlich an seinem nüchternen Außengewande, dem Gewöhnlichsten an Kranz und Feston, dem Mangel an jedem sinnigen Spruch. Weiter, Straßen auf, Straßen ab! Hinauf zum alten Sitze der Pfalzgrafen, über dessen prächtigem Portale die vom blassen Gold der Blüthen überhängte Linde die duftigsten Grüße herniedersandte, flitternd und flatternd wie eine mächtige Freudenfahne — dann herab zu der ehrwürdigen, dunkelernsten Stiftskirche, dem einzigen Schatten und Sammlung gewährenden Ort im sonst durch und durch sonnigen Tübingen, dessen Pflaster, dessen Fenster, dessen Lüfte lebendig geworden waren. Ich rettete mich aus der Glut und dem Gedränge dorthin, bis zwei Kanonenschüsse das Zeichen gaben, daß von der Universität her, wo er sich gesammelt und gegliedert hatte, der Festzug nahte.

In dem wohlthätigen Schatten eines der Tribüne benachbarten Hauses geborgen ließ ich den Zug, der geleitet durch Musik, in unendlicher Linie, würdig und ungebeugt unter den glühenden Sonnenstrahlen dahinschritt, an mir vorüber defiliren. Die Stadtgarde voran, dann Schüler und Festjungfrauen; nach der rosigen Jugend dunkelgekleidete Männer des Vereins für das Uhland-Denkmal nebst den Ehrengästen; frisch und flott auftretende Studenten, welchen unmittelbar ihre Zukunft, repräsentirt durch die Vertreter von Kirche, Wissenschaft und Staat folgte; hierauf unter dem beweglichen Baldachin der Fahnen die Sängervereine, Turner; zuletzt — warum zuletzt? — die Veteranen und wie gewöhnlich als völliger Abschluß die opferbereite behelmte Feuerwehr. Auf die rothausgeschlagene Tribüne lagerten sich im weiten Umkreis nach und nach die ermüdeten Reihen; das Bienengesumme des emsigen Volkes verstummte; der Festgesang ertönte — die Schlacht begann! Leise verklangen die Melodien, welche sie einleiteten, bei mir. Ich vernahm nicht mehr von der ganzen Cantate als im Flüstern der Blätter von der Harmonie der bewegten Luft erlauscht werden kann; aber ich beneidete im gesegneten Schutze des Hausgiebels keinen Augenblick jene hoch oben auf der Tribüne im Vollgenuß der Musik Schwelgenden, welche lichterloh in der Sonne brannten. Zuweilen spielte der Wind vom Neckar her ermuthigend in den Fahnen und hob ihre schlaff niederhängenden Schwingen

empor; doch verließen bereits einzelne der stummen Kämpfer ihre Plätze und verloren sich in der immer noch mit Aufmerksamkeit hinlauschenden Menge. Nun verklang die Musik und feierlich rollte der Donner der Festrede nach. Ich verstand ebenfalls kein Wort von ihr und grämte mich wiederum nicht darüber. Mehr und mehr enteilten Flüchtige der Arena. Einen derselben, welcher mit letzter Kraft beschäftigt war, den aus allen Poren rinnenden Schweiß zu stillen, hörte ich deutlich Falstaff's berühmten Monolog über die Ehre recitiren: Honour pricks me on. Yea, but how if honour pricks me off when J come on? how then? can honour take awey the grief etc. Also sprechend, ging der Mann beruhigt weiter — und von Minute zu Minute stieg die Sonne höher, die Hitze, das Feuer der Schlacht. Nun trugen sie gar einen Sterbenden die Tribüne hernieder; einen starken gewichtigen Mann, der Vorkämpfer und der Sänger einen. Sie brachten ihn zu dem Hause, unter dessen Giebel ich genügsam ausharrte, die Blicke nach der Statue gerichtet, welche mit dem Haupt aus der lose wehenden Hülle drang, wie nach Luft und Freiheit ringend. Im Hause werden mit dem Unglücklichen Belebungsversuche angestellt, endlich hob die breite Brust der im Kühlen gewonnene Athem wieder, die Augen öffneten sich und lächelten dankbar auf die um Rettung Bemühten — und eine Bewegung entstand oben auf der Tribüne, unten bei dem sehnsuchtsvoll dem Ende entgegenharrenden Volke; alle Blicke, alle Herzen wandten sich dem Bilde zu; ein leiser verwirrender, denn ein kräftiger befreiender Ruck warf die Verhüllung ab, ein tausendstimmiges Hoch! Hoch!, ein Niedersinken aller Banner und da stand der Held der Wahrhaftigkeit, der Herold des Schönen: Uhland, blitzend im Lichte!

„Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich
So ganz als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!"

Nachmittags entwickelte sich in der herrlichen Platanenallee längs des Neckars ein Volksfest aus den Grundtiefen des schwäbischen Naturells. Wie in einem langgestreckten grünen Tempel mit verschlungenen Säulen bewegten sich Tausende; jedes Gesicht strahlte, und man beglückwünschte sich gegenseitig, hieher gekommen zu sein. Kein Schatten trübte das Licht des Himmels, kein Mißklang störte die Musik. In den Strom von Worten, Tönen und Grüßen mischte sich das Klingen der Gläser; von hoher Tribüne sprach ein Redner seine Parteigenossen an, die Sonderinteressen auflösend in der reinen Heiterkeit des außerordentlichen Tages. Alles wogte lustig durcheinander: Alt und Jung, Frauen und Männer, Soldaten und Studenten — die gewählteste Toilette und das freundliche Tricolore der Betzinger Volkstracht. Aus der alten, zur krönenden Stiftskirche sich aufbauenden Stadt, flatterten die Fahnen, dufteten die Kränze her über den trennenden Strom, um Gemeinschaft zu halten mit dem Frohsinn, der seine Hütten aufgeschlagen diesseits am bebuschten Ufer. Dazwischen erschallten die Glocken und erinnerten, daß der Schwung des Festes nach oben sich erhebe, nicht nach unten sich verliere. Ein heißer Tag, aber ein unvergeßlich schöner für Schwabenland. —t.

Ausgegeben: 1. August 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Guelfen und Ghibellinen; eine Mobilmachung in Florenz.

Die Schlacht von Montaperti. 1260.

Der Kampf, in den das deutsche Reich mit der römischen Curie getreten ist, macht den Streit längst verflossener Jahrhunderte in der Erinnerung wieder lebendig, alte Parteinamen tauchen von Neuem auf. Aber nichts wäre irrthümlicher, als wenn wir dieselben Schlagwörter gebrauchend, welche vor sechs Jahrhunderten im Schwange waren, glauben würden, die Parteien, auf welche dieselben heutigen Tages angewendet werden, deckten sich mit jenen, für die sie erfunden worden sind. Denn ist es schon historisch ungenau, die Namen Guelfen und Ghibellinen auf die großen Parteien des Kaiserthums und der römischen Kirche zu übertragen, die sich bis zum Sturze des deutschen Kaiserthums (1250) in Deutschland und Italien einander auf Leben und Tod befehdeten, weil diese Namen erst in der letzten Phase des Kampfes der beiden Schwerter, dem gewiß nicht uninteressanten, aber immerhin vergleichsweise bedeutungslosen Nachspiele der früheren, aufgekommen und allgemein verbreitet worden sind, so würde es bei der heutigen Tages ganz veränderten Stellung Deutschlands zum Papstthum und Italien und ferner Italiens zur römischen Curie nur möglich sein, jene Parteinamen in einem sehr uneigentlichen Sinne auf die großen mit einander ringenden Mächte der Gegenwart anzuwenden.

Wann die Parteinamen Guelfen und Ghibellinen zuerst gebraucht worden sind, läßt sich nicht genau aufs Jahr bestimmen. Die Parteien, für welche dieselben zuerst angewendet worden sind, haben sich seit 1215 in Florenz gebildet. Denn an dem Ostermorgen dieses Jahres wurde an dem Ponte Vecchio die Mordthat an dem übermüthig treulosen Buondelmonte de Buondelmonti vollbracht, an der sich der schon längere Zeit genährte Haß florentinischer Adelsfamilien zum Kampfe von Adelsfractionen und dann zum Bürgerkriege entzündete. Wie es gekommen ist, daß man die hier miteinander streitenden Parteien des Adels mit Namen belegt hat, die deutschen Ursprungs sind, aber in Deutschland selbst niemals vor dem Ende des 13. Jahrhunderts — zuerst im Lohengrin v. 3510 „Gibel unde Gelfe" — als Bezeichnungen für die päpstliche und kaiserliche Partei vorkommen, läßt sich schwer sagen. Daß die Namen in Florenz, wie behauptet worden ist, „sicher-

Digitized by Google

lich zuerſt nur zu Spott und Schimpf" gebraucht worden ſind, möchte ich ebenſo wenig behaupten, als daß ſie zuerſt als das Feldgeſchrei (krî) zweier einander gegenüberſtehender Heere aufgekommen ſind. Für die Florentiner lag es vielmehr nahe, ihre miteinander ſtreitenden Adelsfractionen, die doch vielfach durch die Bande des Blutes unter einander verbunden waren, nach dem Gegenſatze der beiden großen Familien zu nennen, deren Streit ſich beſonders auch in Tuscien ſeit mehr als einem Jahrhundert fühlbar gemacht hatte. Denn wenn auch das ſtaufiſche Haus nicht wie das ſaliſche als aus „guebelingiſchen Saamen" (Gottfried von Viterbo) entſproſſen von einem Zeitgenoſſen bezeichnet wird, ſo konnte doch der Zuſammenhang des ſtaufiſchen Hauſes mit dem ſaliſch-guebelingiſchen, deſſen ſich Kaiſer Friedrich ſelbſt nach dem ſogen. Chronion Urspergense gerühmt haben ſoll (Fridericus gloriabatur se de regia stirpe Waiblingensium progenitum fuisse), in Tuscien wohl bekannt ſein. War aber dieſes der Fall, ſo war, da der Gegenſatz mit den Welfen hier ſchon längſt gegeben war, die Uebertragung der Namen auf die Adelsparteien gerade um dieſe Zeit in Florenz ſehr leicht. Denn Welf VI, der Beſitzer der mathildiniſchen Güter in Tuscien, war ein Gegner der Politik ſeines kaiſerlichen Neffen geweſen, bis er dann doch demſelben nach dem Tode ſeines einzigen Sohnes dieſe Güter gegen eine Leibrente abgetreten hatte*). Und hatte nicht der Gegenſatz des welfiſchen und ſtaufiſchen Geſchlechts auch nach dem Tode des großen Kaiſers die Geſchicke Italiens und Tusciens beſtimmt? Mit Recht iſt hervorgehoben worden, daß der Streit der Ghibellinen und Guelfen in Florenz urſprünglich gar Nichts mit den großen politiſchen Gegenſätzen zu thun gehabt habe, die damals die Welt erfüllten. Aber ob nicht doch dieſe Adelsfractionen ſchon früher als man bisher allgemein geglaubt hat, einen politiſchen Parteianſtrich angenommen haben, dürfte nicht zweifelhaft ſein. Man hat ſich auf das Zeugniß von Villani berufen, der erzählt, daß bei der Belagerung von Brescia (1238) und Faenza (1240) noch Guelfen und Ghibellinen um die Wette im kaiſerlichen Dienſte gekämpft hätten. Aber dieſe Nachricht, wie ſo viele andere in den erſten Partieen der Villaniſchen Chronik, dürfte nicht richtig ſein. Die Florentiner hatte ohne Zweifel das Eintreten des Kaiſers für Siena (1232) gegen dieſen verſtimmt. Die wachſende Rivalität zwiſchen Piſa und Florenz konnte allein ſchon dieſe Stadt von allem Anderen abgeſehen beſtimmen, ſich gegen das ſtets kaiſerlich geſinnte Piſa auf die Seite der Kirche zu ſtellen. So war denn offenbar Florenz zur Zeit der Schlacht von Cortenuova (1237) mit den Gegnern des Kaiſers befreundet und hatte

*) Das Wort Guelfo (Guelfus) kommt übrigens häufig als Perſonenname vor; z. B. Guelfus Cavalcantis, G. de la Tosa ꝛc. In Tuscien gab es auch eine Familie Ghibellini.

Digitized by Google

sich einen Mailänder zum Podestà erwählt. Dieser, der Erbauer der Brücke Rubaconte oder alle Grazie in Florenz, Roba Comes da Mandello von Mailand, mußte nach dem Siege des Kaisers Florenz verlassen, das sich nun dem Grafen Gebhard, dem Vicar des Kaisers in Tuscien, unterwarf und eine kaiserliche Besatzung aufnahm.

In diese Zeit (1239) fällt auch die erste Erwähnung des Namens der Guelfen in gleichzeitigen (ungedruckten) Annalen von Florenz und zwar auffallender Weise in der Fassung, daß deren Kämpfe neben den Fehden der einzelnen Familien, welche seit 1215 besonders verfeindet waren, den Donati und Buondelmonti auf der einen, den Uberti Fifanti, Tedaldini u. s. w. auf der anderen Seite, besonders erwähnt werden. Und bei der Belagerung von Faenza (1240), zu der der Kaiser seine Getreuen von Florenz, ohne in seinem uns erhaltenen Schreiben auf die dort bestehenden Parteiungen Bezug zu nehmen, aufgeboten hatte, finden wir schon, wie Häupter ein und derselben mächtigen florentinischen Familie, die auch noch später (1260) sich nach den bestehenden Parteien gespalten hatte, theils in Faenza gegen den Kaiser theils vor den Mauern der Stadt im Lager des Kaisers, gegen einander kämpfen. Die zweideutige Politik des Grafen Guido des Alten, der vor Allen Friedrich Barbarossa, als dieser in Florenz in seinem Palaste wohnte, gegen die aufblühende Stadt eingenommen und ihm das vielberufene Edikt abgelockt haben soll, durch das der Stadt die Grafschaft entzogen wurde, der dann aber nach dem Tode Heinrichs VI sich sofort an dem tuscischen Bunde gegen das deutsche Reich betheiligte, brachte unter seiner Nachkommenschaft solchen Zwiespalt hervor, daß Guido Guerra in Faenza befehligte, während sein Bruder Theudegrim dem Kaiser zu Hülfe gezogen war. Hatte die kaiserliche Partei aber zur Zeit der Belagerung von Faenza in Florenz wirklich das Uebergewicht, so hat sich dieses in den folgenden Jahren rasch geändert. Gewiß ist es dann nicht zufällig, daß die (ungedruckten) Florentiner Annalen von einem Siege der Guelfen über die Ghibellinen bei Campi zum Jahre 1242 berichten, ein Ereigniß, das die sog. (ungedruckte) Chronik des Brunetto Latini ausführlicher erzählt und den Verrath, den die Guelfen hierbei gegen die Ghibellinen geübt hatten, in seinen Folgen für das Geschick einer edlen Florentinerin beschreibt. Die Guelfen, die als Verräther bezeichnet werden, während den Ghibellinen der Sektenname der Partariner beigelegt wird, kamen durch diesen Sieg in Florenz vollkommen zur Herrschaft und beudeten dieselbe in einer so antikaiserlichen Richtung aus, daß Friedrich II. selbst gegen sie und die Stadt vorgehen mußte. Die (ungedruckten) Florentiner Annalen berichten wenigstens zum J. 1245, Kaiser Friedrich habe die Stadt unterworfen (supposuit) eine Angabe, die indirect dadurch ihre Bestätigung erhält, daß Kaiser Friedrich in dem 1245

Digitized by Google

zum Generalvicar von Tuscien ernannten Friedrich von Antiochien ausdrücklich den sehr bestimmten Befehl gegeben hatte, die Rebellen in Tuscien zu unterdrücken. Hatten die Florentiner doch auch einen der gefährlichsten Gegner des Kaisers, den Schwager von Innocenz IV, Bernardo di Orlando Rosso, denselben, der 1247 Parma für die päpstliche Partei gewann, für das Jahr 1243 zu ihrem Podestà erwählt. Bei der Schärfung der Gegensätze, welche der Kampf um Parma mit sich brachte, würde unter Umständen Friedrich II gewiß kein Bedenken getragen haben, die ihm ergebene Partei in Florenz aufzufordern, ihre Gegner aus der Stadt zu vertreiben. Aber schwerlich wird es dieser Aufforderung bedurft haben. Die hierauf bezügliche Nachricht G. Villanis ist wie jene andere, der Kaiser habe von allen Städten Tusciens Geißeln verlangt, und diese nach San Miniato del Tedesco in Gewahrsam geschickt, darauf aber die von ihnen ghibellinisch Gesinnten nach Hause entlassen, die Guelfen dagegen zurückbehalten und übel behandelt, an sich nicht unwahrscheinlich, jedoch mit der Darstellung, die Friedrich II selbst giebt, nicht vereinbar. Nach ihr hatten die „Guelfen", die der Kaiser bei dieser Gelegenheit zum ersten Male mit diesem Namen nennt, die Absicht durch Erregung von Kämpfen innerhalb der Stadt dieselbe der Herrschaft des Kaisers zu entziehen. Sie hatten deßhalb Verhandlungen mit dem päpstlichen Cardinal und Feldherrn Oktavian aus dem im Mugello reich begüterten und sonst ghibellinisch gesinnten Geschlechte der Ubaldini angeknüpft und Zuzug aus Bologna herbeigerufen. Mit Hilfe seiner Getreuen in Florenz war dann aber Friedrich von Antiochien in Florenz Sieger geblieben, hatte einige Guelfen gefangen genommen, andere gewaltsam aus der Stadt vertrieben. Als Folge dieses Sieges erhofft der Kaiser eine Erstarkung seiner Macht in der gesammten Provinz.

In der Nacht des zweiten Februar 1248 verließ zum ersten Male eine der in Florenz gegen einander kämpfenden Parteien die Vaterstadt. Die Ghibellinen nutzten ihren Sieg nach der Weise derartiger Parteikämpfe aus. Die Burgen der Feinde innerhalb der Stadt wurden eingerissen, die Häuser geplündert, Frauen und Töchter entehrt. Trotz des augenblicklichen Erfolgs der kaiserlichen Partei diesseits des Apennins verzweifelten die Guelfen aber keineswegs an ihrem Siege. Hatte der Kaiser doch wenige Tage nach ihrer Vertreibung aus Florenz vor Parma jene Niederlage erlitten, von der er sich bis zu seinem Tode nicht ganz wieder erholt hat. Mit der größten Tapferkeit wehrten sich die Vertriebenen in den Burgen um Florenz, schlugen sogar einzelne Abtheilungen der Florentiner und deren kaiserliche Hülfstruppen. Nur dem kaiserlichen Heere selbst gelang es, die Burg Capraja, wenige Meilen von Florenz entfernt, im folgenden Jahre einzunehmen, als Friedrich auf seinem Abzuge nach Unteritalien sich in Tuscien

Digitized by Google

gabe. Mit Vorrede, worinn er seine Ursachen angiebt, warum er diese Arbeit unternommen. Leipzig, 1740. 8. 1 Alph. 3 Bogen. Hamburg, 1741. 8. 1 Alph. 3 B. Ulm, 1741. 8. 1 Alph. 3 B. Frankfurt, 1748. 8. 1 Alph. 3 B. Ulm, 1750. 8. 1 Alph. 3 B. Ulm, 1753. 8. 1 Alph. 3 B. Ulm, 1756. 8. 1 Alph. 3 B. Ulm, 1759. 8. 1 Alph. 3 B. Ulm, 1762. 8. 1 Alph. 3 B. Ulm,

des mittelalterlichen Italiens, als doch ohne Zweifel Huillard-Bréholles es war, es wagen durfte, im schärfsten Gegensatze gegen die neuguelfischen Geschichtschreiber unserer Tage für die Ghibellinen den Namen der patriotischen Partei in Anspruch zu nehmen und denselben der guelfischen gänzlich abzusprechen. In der That kann es aber kaum etwas verkehrteres geben, als diese mittelalterlichen Parteikämpfe nach modernen Ideen beurtheilen zu wollen. Es ist richtig: für die Zeit Heinrichs VI und die Epoche nach dessen Tode lassen sich einige unverwerfliche Zeugnisse dafür beibringen, daß von manchen hervorragenden Italienern dieser Tage der Gegensatz gegen die deutsche Herrschaft schon als ein nationaler empfunden wurde. Gewiß ist es nicht zufällig, daß derselbe zuerst Unteritalienern zum Bewußtsein kam, hier in einem größeren Staate waren die municipalen Gegensätze zurückgedrängt, hier wurde auch später die Herrschaft der Deutschen am schwersten empfunden. In Salerno, wo einst beim Beginne des Kampfes zwischen Kaiser und Papst der Erzbischof Alphanus den Archidiakonus Hildebrand als den Wiederhersteller der römischen Größe, als den neuen Marius, der die Barbaren niedergeworfen, gefeiert hatte, regte sich die nationale Abneigung gegen die deutsche Herrschaft am frühesten. Romuald von Salerno ist der erste gewesen, bei dem die Gesichtspunkte nationaler Politik „am bestimmtesten zum Ausdrucke in den Wechselreden kommen, welche er 1177 den Papst und die Lombarden halten läßt". (Ficker). Bekannt ist es ferner, wie Innocenz III der erste Papst gewesen ist, der im Gegensatz zu seinen großen Vorgängern seine Politik gegen das Reich durch die Mittel zu stützen suchte, welche sonst nur nationalen Regierungen zu Gebote stehen. Innocenz III, der erkannt hatte, daß sich die geistliche Universalmonarchie nur von dem Boden eines starken einheitlichen Kirchenstaates aus erheben werde, wollte sich durch die Erregung antinationaler Leidenschaften gegen die Deutschen eben diesen Boden schaffen. Aber ebensowenig als die aufstrebenden Municipien sich die Herrschaft der kaiserlichen Podestaten hatten gefallen lassen, noch weniger wollten sie das Regiment von Geistlichen ertragen. Warum sollte man auch? Die Reichsrechte, die man theoretisch keineswegs bestritt, bekämpfte man praktisch nichts destoweniger tagtäglich. Der Kirche, die keine Rechte auf weltliche Herrschaft außerhalb des Kirchenstaates hatte, hätte man nun freiwillig solche zugestehen sollen? Die Politik der guelfischen Partei war in Beziehung auf Kirche und Reich eine gleich negative. Im Gegensatze zu jeder Forderung, die man an ein Volk, das sich als eine Einheit erfaßt haben soll, zu stellen berechtigt wäre, hatten hier nur die Interessen der eigenen Stadt in den Augen der Bewohner derselben wahren Werth. Wie in Oberitalien während der Kämpfe unter Friedrich I „Abneigung und Haß zunächst nur gegen die Nachbarstadt gerichtet war, mit deren Interessen

Digitized by Google

die eigenen sich kreuzten, wie man dort bereit war, sich ohne Rücksicht auf untergeordnete Gegensätze jeder Macht anzuschließen, von der man Förderung dieser Interessen erwarten konnte", so und nicht anders hatten sich auch die Zustände in Tuscien gestaltet. Die Städtefreiheit hatte sich hier nicht so früh und so rasch entwickeln können als in Oberitalien. Friedrich I hatte durch Beschützung des Adels sie auch noch für längere Zeit nieder zu halten gewußt. Doch begannen die einzelnen Municipien während der ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts mehr oder weniger feste Stellung zu nehmen. Die Begünstigungen, welche Pisa von Seiten der Kaiser erfahren hatte, hatten schon die Rivalin dieser Stadt zur Gegnerin der kaiserlichen Politik machen müssen. Seitdem Florenz in offene Feindschaft mit Pisa gerathen war, von dessen Markte seine Fabrikate im 12. Jahrhundert noch abhängig gewesen waren, hatte diese Stadt damit schon definitiv Partei in dem großen Kampfe der beiden Schwerter ergriffen. Mochte auch noch eine mächtige Partei in ihr auf kaiserlicher Seite stehen und durch die vom Kaiser erhaltene Unterstützung sich noch Jahrzehnte lang behaupten, das Gewicht der nächsten Interessen zog die Stadt unwiderstehlich in das entgegengesetzte Lager. Durch die Parteinahme von Florenz war aber nun ferner die Stellung einer anderen wichtigen Stadt Tusciens bestimmt, die um die Mitte des 13. Jahrhunderts mit Florenz schon seit mehr als einem Jahrhundert in erbittertem Streite gelegen hatte *).

Von Siena sagt mit Anspielung auf seinen Namen (Senae) Saba Malaspina, die Stadt sei alt geworden in ihrer Treue gegen das Gibellinenthum (Gibellinitatis senescens in fide), ein Wortspiel, das dem päpstlichen Scriptor nahe liegen konnte, da nach der guelfischen Tradition Senae von den Marodeurs (infirmi et senes) eines fränkischen Heeres gegründet sein sollte. Allein mit dieser Treue gegen die kaiserliche Partei hatte es wie bei allen italienischen Municipien seine eigene Bewandtniß. Von den 8 Päpsten, welche Siena dem Stuhle Petri geliefert hat, ist Alexander III ohne Frage der bedeutendste. Wenn auch in der Stadt selbst uns mehr daran erinnert, daß in ihr die Wiege von Pius II und III gestanden hat (genau genommen freilich in Pienza), so haben doch im Palast der Commune in richtiger Würdigung der geschichtlichen Bedeutung Alexanders III allein dessen Thaten eine officielle Verherrlichung durch die Kunst gefunden. Die Bildnisse der 8 Päpste und 39 Cardinäle der Kirche, welche bis auf den noch lebenden Patrizi Siena entstammen, schmücken einen Saal des herrlichen Palazzo Publico, der die amphitheatralisch aufsteigende Piazza del Campo abschließt wie

*) Ueber die Macht- und Parteiverhältnisse in Tuscien ist eine Stelle des Salimbene S. 193 sehr interessant.

Digitized by Google

der Königspalaſt ein helleniſches Theater. Aber die Ereigniſſe des Pontificats von Alexander III, ſein Kampf mit Friedrich I, ſind in dem Saal der Prioren durch Spinello Aretino in großen Bildern verewigt und einen Deutſchen muthet es jetzt eigenthümlich an gerade in Siena, der Burg des Ghibellinenthums in Tuscien, jene demüthigende Scene von Venedig mit all den Uebertreibungen, welche die kirchliche Sagenbildung ihr zugedichtet hat, vor ſich entwickeln zu ſehen. Aber Siena hat nicht nur ſeinen großen Sohn nach deſſen Tode geehrt. Als er auf dem Stuhle Petri ſaß, hielt die Stadt nach der Vertreibung der Adelsgeſchlechter zur Partei der Kirche und wagte es von Florenz unterſtützt noch 1186 ſich König Heinrich VI zu widerſetzen. Dafür mußte es dann ſchwer büßen. Doch nach dem Tode dieſes ſtrengen Bezwingers ſo mancher italieniſchen Stadt war Siena wieder unter den erſten, welche mit Florenz und Lucca 1197 den tusciſchen Bund zur Vertreibung der deutſchen Herrſchaft abſchloſſen. Seitdem aber wurde ſeine Politik durch den Gegenſatz gegen die florentiniſche beſtimmt. Hatte der tusciſche Bund in Ausſicht genommen, die Grafſchaften, welche Kaiſer Friedrich I ſeinen Theilhabern entzogen hatte, auf Koſten dritter jenen wieder zu erwerben und die kleineren Municipien und ſelbſt Piſa zwangsweiſe zum Beitritte zu ihrer reichsfeindlichen Coalition zu veranlaſſen, was konnte nach dieſem Bruch mit dem Rechtsboden die mächtigen Bundesglieder abhalten unter allerlei leicht gefundenen Vorwänden in ihrem Intereſſe die weniger mächtigen zu vergewaltigen? Nachdem die nächſte Gefahr, die den Städten vom Reiche, deſſen Rechte man unter ſich getheilt hatte, zu drohen ſchien, vorübergegangen war, zerfiel der Bund ſofort, und Florenz und Siena kehrten in den Stand gegenſeitiger Kriegsbereitſchaft zurück, in dem ſie ſeit den letzten Jahren der Großgräfin Mathilde (1114) bis auf wenige Unterbrechungen gelebt hatten.

Es iſt hier nicht der Ort die Kriegs- und Raubzüge aufzuzählen, die beide Städte gegen einander bis zur Mitte des 13. Jahrhundert geführt haben. Die Chroniſten der beiden Städte ſelbſt haben ſie kaum vollſtändig verzeichnet. Nur die Siege ihrer Vaterſtadt notiren ſie gewiſſenhaft, über die Niederlagen ſchlüpfen ſie häufig ſchweigend dahin. Nur im Betreff eines großartigen Kriegszuges von Florenz gegen Siena, eines Ereigniſſes, das die ſich hier ſeit Jahrzehnten vorbereitende Entſcheidung des Kampfes zwiſchen Guelfen- und Ghibellinenthum in Tuscien in ſein Gegentheil zu verkehren ſchien und von einem Chroniſten für ſo wichtig gehalten wurde, daß er geradezu ſagt, die Namen der Guelfen und Ghibellinen, obwohl ſchon früher vorhanden, ſeien doch erſt ſeit ihm aufgekommen, nur im Betreff dieſes einen Kriegszuges ſind wir genau unterrichtet. Ja in mancher Beziehung dann auch ſo genau, wie kaum über eine andere kriegeriſche Aktion des 13. Jahrhunderts, denn die Originalurkunden über das Aufgebot des florentiniſchen

Digitized by Google

Heeres, seine gesammte Organisation, Verpflegung u. s. w. sind uns durch einen glücklichen Zufall erhalten. Wenn dieselben auch nicht den Generalstabsbericht über den für Florenz so unglücklich beendeten Feldzug mit einschließen, so dürfte doch kaum für einen anderen mittelalterlichen Heereszug gleich treffliches historisches Material vorhanden sein. Diese Urkunden sind jetzt neu geordnet in einem prächtigen Bande des florentiner Staatsarchivs, in dem Libro detto di Montaperti, vereinigt. Dasselbe war (in der Schlacht, nach der es seinen Namen trägt), mit dem Feldherrnzelte und dem Siegeswagen der Florentiner in die Hände der siegenden Sanesen gefallen und von diesen als eins der ruhmvollsten Beutestücke lange bei sich aufbewahrt worden, bis daß es dann nach Florenz zuückgeliefert wurde. Hätten die Sanesen es nicht so gut aufbewahrt, es würde vielleicht wie so unendlich viele andere öffentliche Urkunden von Florenz aus dieser Zeit verschwunden sein. Da in der deutschen historischen Literatur diese Urkundensammlung kaum dem Namen nach bekannt ist, — der neueste Geschichtschreiber Manfreds erwähnt sie wenigstens mit keinem Worte — so dürften wohl einige ausführlichere Mittheilungen aus demselben nicht unwillkommen sein.*)

Nachdem im Interesse der päpstlichen Politik 1235 durch den bekannten Diplomaten der Curie Jacob Cardinalbischof von Präneste ein Friede zwischen Florenz und Siena zu Poggibonzi vermittelt, aber wenige Jahre gehalten worden war, schienen die Florentiner 1255 entgültig den Sieg über ihre Feinde davongetragen zu haben. In dem Frieden, der am 31. Juli dieses Jahres zu San Donato in Poggio abgeschlossen wurde, verpflichteten sich u. A. die Sanesen keinen aus der Stadt Florenz Verbannten in ihre Mauern und in ihr Gebiet aufnehmen zu wollen. Nun bestanden aber zwischen den Communen von Siena, Pisa und Lucca und der ghibellinischen Partei in Florenz schon seit 1251 geheime Verträge, in Folge deren sich diese Städte verpflichteten, jene Partei, so lange sie in Florenz sei, mit Waffen zu unterstützen, in dem Falle aber, daß sie von dort vertrieben werde, sie in ihren Sold zu nehmen. Dieser Vertrag, der alle fünf Jahre erneuert werden mußte, blieb nun trotz des Friedens von 1255 bestehen und deßhalb flüchteten sich die Häupter der ghibellinischen Partei nach deren Vertreibung aus Florenz 1258 zum großen Theile nach Siena. Die Florentiner beschwerten sich durch eine Gesandtschaft über diesen Vertragsbruch. Da die Sanesen die exilirten Florentiner nichtsdestoweniger nicht ausweisen wollten, brachen die Kämpfe zwischen beiden Communen von Neuem aus. Die Unterstützung, welche schon 1258 Siena durch König Manfred angeboten worden war,

*) Benutzt haben u. A. das Libro detto di Montaperti: Ercole Ricotti, Storia delle Compagnie di ventura in Italia I. und Cesare Paoli, la battaglia di Montaperti. Siena 1869.

Digitized by Google

mochte diese Stadt in ihrem Entschlusse bestärkt haben, Florenz nicht nachzugeben. Eine Gesandtschaft, welche sie im Winter 1258—59 an Manfred absendete, kam jedoch nicht rasch zu einem Abschlusse mit diesem. Der König forderte die Stadt durch zwei Botschafter auf, ihm den Treueneid zu leisten, und die Sanesen schwuren wirklich dem König Treue und Gehorsam. Nur wollten sie nicht, daß sie durch dieses Bündniß zum Kampfe gegen die römische Kirche verpflichtet und ihre früher mit Städten und Herrn abgeschlossenen Verträge aufgehoben würden. König Manfred nahm hierauf die Stadt in seinen Schutz und versprach sie gegen alle ihre Widersacher zu vertheidigen. Doch diese Zusage genügte den Sanesen nicht. Sei es, daß sie dem König etwas besonders Angenehmes zu sagen beabsichtigten, sei es, daß sie wirklich in der Annahme der Kaiserkrone von Seiten Manfreds ein Mittel erblickten die Stellung ihrer Partei in ganz Tuscien zu befestigen, sie forderten durch zwei Gesandte Manfred auf, sich die Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen. Manfred antwortete dankend und versicherte, er werde demnächst einen Capitän, der seiner Familie angehöre, mit einer solchen Heeresmacht nach Tuscien senden, daß derselbe die Provinz in Frieden regieren und die Grafschaft Aldobrandesca seiner Herrschaft wieder unterwerfen werde. In der That kam im December 1259 Jordan von Anglano Graf von Sanseverino, ein Vetter Manfreds, mit einer allerdings nicht bedeutenden Abtheilung deutscher Reiter in Siena an. Derselbe fand rasch Gelegenheit seine kriegerische Tüchtigkeit zu erweisen.

Wie Florenz die schwächeren Nachbarstädte sich zu unterwerfen bemüht war, hatte auch Siena seine Herrschaft über seine Grafschaft hinaus auszudehnen versucht. Wie dort das Bedürfniß vorhanden war, sei es über Pisa oder Lucca freien Zutritt zum Meere zu haben, so war auch für Siena die Verbindung mit der See, die es über Grosseto hin suchte, eine Lebensfrage. Siena, die ghibellinisch gesinnte Stadt, erreichte ihr Ziel aber auf legalerem Wege als die Burg des Guelfenthums in Tuscien. Friedrich II belehnte durch seinen Vicar Galvano Lancia am 27. Januar 1251 Siena mit der Stadt Grosseto. (Ficker II, 519. gegen Repetti s. v. Grosseto hat irrthümlich 1250.) Aber nachdem der Tod Kaiser Friedrich's II, den man bei dieser Gelegenheit noch verheimlicht zu haben scheint, allgemein bekannt geworden war, fiel die Stadt sammt der Grafschaft der Aldobrandeschi wieder von Siena ab. Grosseto trat mit den Feinden Sienas ebenso in Verbindung, wie dieses schon andere tuscische Städte, welche in gleicher Weise von Siena bedroht waren, längst gethan hatten. So hatten namentlich Montalcino und Montepulciano Schutz- und Trutzbündnisse mit Florenz abgeschlossen. Diese festen, südöstlich von Siena gelegenen Städte dienten Florenz wesentlich als Stützpunkte für die Angriffe gegen Siena. Denn wenn die Floren-

Digitized by Google

nach dem Theater, die Gesellschaft, wo Du Dich [illegible] Mühe gegeben hast, mir Deine Liebe zu beweisen, ich werde Dir es nie vergessen, ich bin Dir ewig dankbar für diesen Abend. Ich bitte Dich, mir recht bald zu schreiben, wie es Dir ergangen ist, ob Du gut nach Hause gekommen bist, ob Du Dich nicht verkühlt hast, ich bitte Dich, mir recht bald zu schreiben, ich bin sehr neugierig, ich bitte Dich, mir recht bald zu schreiben, ich bitte Dich, mir recht bald zu schreiben, ich bitte Dich, mir recht bald zu schreiben

Volksbewaffnung an, nachdem man schon unmittelbar hinter den Florentinern her Poggibonzi und Staggia unterworfen, die Gebiete der diesen befreundeten Städte verheert und die Belagerung von Montemassi mit neuen Kräften aufgenommen hatte. Diese Feste, welche den Weg nach Grosseto und dem Meere sperrte, wurde jetzt rasch eingenommen. Schwieriger waren die Unternehmungen gegen Montepulciano und Montalcino, da es sich hierbei um einen Vernichtungskrieg gegen diese Florenz befreundeten Städte handelte und Montepulciano außerdem noch mit Orvieto verbündet war. Doch mußte sich auch diese Stadt auf Gnade und Ungnade ergeben und König Manfred und Siena Treue schwören. Montalcino vor dem gleichen Geschicke zu bewahren, beschlossen die Florentiner nochmals in demselben Jahre gegen Siena zu Felde zu ziehen*).

An der Spitze des Heeres der Republik stand der Podestà. Derselbe mußte ein Nichtflorentiner sein. Es war in diesem Jahre dazu gewählt Jacobino Rangoni aus Modena. Noch war der Palast des Podestà nicht erbaut. Derselbe mußte deßhalb sein Amtslocal in ein Privathaus verlegen. Die meisten seiner Befehle sind daher aus der caminata potestatis, welche Jacobino Rangoni in dem Hause der adlichen Familie der Abate, unweit Or San Michele gewählt hatte, erlassen. Neben dem Podestà und dessen Stellvertreter, dem Assessore, hatten die zwölf „Capitäne des Heeres" die höchsten Commandostellen. Diese hatten ihr Amt am 9. Februar 1260 angetreten und waren nach den sechs Stadtbezirken (Sesti) gewählt. Sie gehörten fast ausschließlich adlichen Familien an. War das Heer ausmarschirt, so befand sich bei demselben auch noch ein Theil der Anzianen als Vertreter des Stadtregiments. Beschlüsse, welche wichtigere Finanzangelegenheiten betrafen oder sonstwie sich auf Dinge erstreckten, die mit den Obliegenheiten der städtischen Magistraten in Friedenszeiten in Beziehung standen, durften der Podestà und die Capitäne des Heeres nur im Verein mit den Anzianen im Zelte der Commune der Stadt fassen. So schwören die Einwohner der eroberten Städte den Treueneid auch den Anziani, und wenn dem Befehlshaber einer Burg des Contados von Florenz ein Befehl zugehen soll, sind auch hierbei die Anziani thätig. Daß die Verträge, welche die Commune mit den Capitänen der Miethstruppen abschließt, von dem Capitano del Popolo und der Anzianen ausgestellt werden, versteht sich von selbst. Neben den Capitänen des Heeres gab es aber auch noch Rathsherrn, je vier

---

**) Die hier folgende Darstellung der Mobilmachung des florentinischen Volksheeres beruht auf dem Libro detto di Montaperti, ist aber aus den Urkunden vom Frühjahr und Herbst 1260 zusammengezogen. Die meisten Urkunden beziehen sich auf die Mobilmachung im Frühjahre, die im Herbste vielfach wiederholt wurde. C. Paoli hat mir den „spoglio dei documenti" zur Verfügung gestellt, welchen A. Gherardi angefertigt hat.

Digitized by Google

den Satz $\mathfrak{A}$ beweisbar, und wir sind also auf den Fall $\mathfrak{R}$ beschränkt. Dann ist aber $\mathfrak{A}$ sicher richtig, denn $\mathfrak{A}$ ist ja (wie jeder Satz) entweder wahr oder falsch, und $\mathfrak{R}$ ist falsch, da es ja behauptet, daß $\mathfrak{A}$ beweisbar ist, was wir unter dem Fall $\mathfrak{R}$ wissen. Also ist $\mathfrak{A}$ wahr, aber nicht beweisbar, womit die Behauptung bewiesen ist.

Die Tatsache, daß $\mathfrak{A}$ nicht beweisbar ist, kann man auch so ausdrücken: Wenn $\mathfrak{A}$ in $\mathfrak{P}$ als Satz auftritt, so ist $\mathfrak{A}$ nicht beweisbar. Man hat also einen Satz, der etwas über sich selbst aussagt, nämlich daß er unbeweisbar ist. Auf ähnliche Weise kann man auch Sätze konstruieren, die nicht entscheidbar sind, wenn man nur voraussetzt, daß $\mathfrak{P}$ nicht nur widerspruchsfrei ist, sondern daß es sogar keine falschen Aussagen beweist.

Die Idee für den Beweis, den wir nun durchführen werden, ist die folgende: Wir werden uns eine Methode verschaffen, jeder Formel $\mathfrak{a}$ von $\mathfrak{P}$ eine natürliche Zahl $g(\mathfrak{a})$ zuzuordnen, die wir die Gödelsche Zahl von $\mathfrak{a}$ nennen. Diese Zahlen sollen nun ihrerseits in $\mathfrak{P}$ ausdrückbar sein. Das ermöglicht es, Beziehungen zwischen den Gödelschen Zahlen von Formeln von $\mathfrak{P}$ durch Formeln von $\mathfrak{P}$ selbst auszudrücken. Insbesondere wird es möglich sein, eine Formel $\mathfrak{F}(q)$ mit einer freien Variablen q vom Typ 1 zu konstruieren, die die Eigenschaft hat, daß $\mathfrak{F}(q)$ für $q = g(\mathfrak{a})$ dann und nur dann inhaltlich richtig ist, wenn $\mathfrak{a}$ eine unbeweisbare Formel ist. Wir werden also für $\mathfrak{F}(q)$ eine Formel $\mathfrak{S}(q)$ finden, so daß $(x)\mathfrak{S}(q)$ (wobei x die einzige freie Variable in $\mathfrak{S}(q)$ ist) selbst eine unbeweisbare Formel ist. Ist q_0 die Gödelsche Zahl von $(x)\mathfrak{S}(q)$, so ist also $(x)\mathfrak{S}(q_0)$ eine unbeweisbare Formel. Wir werden zeigen, daß gerade $(x)\mathfrak{S}(q_0)$ die Formel $\mathfrak{A}$ ist, die wir oben konstruiert haben.

Heere nicht einstellt, so daß seine Präsenzerklärung nicht aus einer von einem Notar aufgenommenen Urkunde erhellt, wird mit 50 Silbergulden, wenn er ein Ritter, und mit 25 Gulden, wenn er Fußgänger ist, gestraft. Ist er dagegen Fahnenträger, so sind die Strafen auf 200 beziehungsweise 100 Gulden, 2000 und 1000 Thaler heutiger Währung ungefähr, festgesetzt. Außerdem sind die Schuldner des Ausbleibenden ihrer Verpflichtungen gegen denselben ledig und haben nur die Hälfte derselben an die Commune zu zahlen; derselbe wird vollkommen rechtlos und unfähig je wieder ein Amt der Commune zu bekleiden und ein Beneficium von der Stadt zu empfangen. Außerdem hat der Podestà noch die Ermächtigung zu weiteren Strafen. Ebenso werden die, welche bei dem Ausmarsche des Heeres sich demselben nicht anschließen, gestraft. Die Häuser, in denen sie sich verstecken, werden niedergerissen, die Gemeinde, die den Deserteur nicht angezeigt hat, in Strafe genommen. Die Cappellane und Rektoren der Gemeinden, welche die Stammrollen der waffenpflichtigen Mannschaft führen, sind besonders verpflichtet darüber zu wachen, daß kein Soldat sich dem Heeresaufgebot entzieht. Als Ritter (milites) werden alle die angesehen, welchen von Staatswegen das Halten von Pferden (die sog. Cavallata) aufgelegt ist. Bei schweren Geldstrafen durften diese Ritter ihr Pferde, mochten dieselben kriegstüchtig sein oder nicht, ohne die Einwilligung des Podestà nicht an Auswärtige verkaufen. Diese Strafe wird aber verdoppelt, ja noch weiter erhöht, wenn ein Florentiner ein Pferd, dessen Pflege ihm oder seiner Familie von der Commune als ein Theil der Staatslasten auferlegt ist, eigenmächtig veräußert. Um nun die Besitzer der Pferde vor Schaden zu bewahren, werden dieselben vor dem Beginne des Feldzuges genau aufgezeichnet und beschrieben. Gehen dieselben während des Krieges zu Grunde, so wird von Seiten der Commune Schadenersatz geleistet. Wie einzelnen Bürgern diese Last aufgebürdet war, so hatten andere für Kriegsgeräthe zu sorgen. Sie müssen Wurfmaschinen, Bogen, Schanzgeräthe, Piken u. s. w. stellen. Jeder Reiter hat seine und seines Pferdes Rüstung, die in allen diesen Bestandtheilen vorgeschrieben ist, im Stande zu halten: auch die Fußtruppen müssen die ihre sich anschaffen. Ueber diese Waffen und Pferde wird genau Controlle von Staatswegen geführt. Wer bei der Aufstellung der hierüber geführten Listen und der Vorzeigung der Waffen betrügt, wird hart gestraft, wie auch die Notare, welche bei einem derartigen Betruge mitwirken, mit hohen Geldbußen belegt werden. In einer Republik von Kaufleuten, Fabrikanten und Bankiers lag die Verhängung von Geldstrafen um so näher, als durch sie die natürlichen Gegner dieser herrschenden Klassen, die altadelichen Geschlechter, am Härtesten getroffen wurden. Doch verschmähte man auch moralische Strafmittel nicht. Die Namen der Fahnenflüchtigen wurden am

Digitized by Google

ersten Sonntag jedes Monats, während die Messe gesungen wurde, in allen Kirchen der Stadt und der Grafschaft verlesen; ebenso ließ der Podestà sie namentlich in der Volksversammlung einmal nennen.

Die Eintheilung des Heeres innerhalb der Waffengattungen war nach taktischen Rücksichten gemacht. Die Reiterei sowohl als das Fußvolk waren nach den sechs Stadtbezirken geordnet. Ebenso war die Grafschaft nach diesen Stadtbezirken in sechs Abtheilungen geschieden. In Folge der Revolution von 1250 hatte das siegreiche Volk sich zum Schutze der Verfassung in zwanzig Compagnien getheilt, von denen je drei auf einen Sesto kamen. Nur die Sesti Oltr' Arno und San Piero Scheraggio stellten als die volkreichsten je vier Compagnien. Eine jede dieser Compagnien hatte ihr besonderes Panier. Diese Eintheilung galt aber nur für die Friedensorganisation. Das Kriegsheer zerfiel in sechs Abtheilungen städtischer Reiterei und in ebenso viele Abtheilungen Fußvolks. Es gab daher zwölf Gonfalonieri (Bannerträger), nach den Sesti von den Capitänen des Heeres, sechs für das *Fußvolk* und sechs für die Reiterei, gewählt. Neben den Gonfalonieri hatte jede dieser Abtheilungen noch zwei sog. Distringitores und zwei Räthe. Die Consiglieri nahmen, wie schon bemerkt, bei bestimmten Veranlassungen Theil an dem Kriegsrathe, während die Distringitores die Ordnung der Scharen auf dem Marsche und im Kampfe aufrecht zu erhalten hatten.*) Diesen Classen von Officieren finden wir nun auch bei den übrigen Truppenabtheilungen, welche die Stelle unserer Artillerie und der technischen Truppen vertreten. So hat jeder Stadtbezirk seine Abtheilung Armbrustschützen (balistarii), mit einem Bannerträger, einem Distringitore und einem Consigliere. Ebenso die sechs Abtheilungen Bogenschützen. Dann gab es noch drei Abtheilungen der sog. guastatorum: vastatorum, zweihundert an Zahl mit sechs Officieren (electi super guasto fieri faciendo), deren Aufgabe in der Verwüstung des Feindeslandes bestand. Für je zwei Sesti hatten diese einen Fahnenträger und einen Gehilfen desselben. Um für die Verpflegung des Heeres zu sorgen, wurde ein Markt in dem Lager aufgeschlagen. Die Verkäufer waren aber auch militärisch geordnet. Dieselben hatten drei Fahnenträger, drei Gehilfen und drei Notare. Auch die Handwerker, magistri, welche als Arbeitercompagnien das Heer begleiteten, waren auf drei Fahnen geordnet. Die Bagagecolonnen (salmeria), hatten zwei Wahrzeichen, dagegen sechs Ordnungshalter (distringitores). Für die Schaufel- und Hackenträger gab es auch besondere Wahrzeichen.**) Dann für die Ab-

*) „Electi ad distringendam de retro milites, ut vadant stricte ad schieras etc." Das Wort fehlt bei Du Cange.

**) Es wird unterschieden zwischen gonfaloni (vexilla), banderiae und insignia.

Digitized by Google

theilungen, welche Sägen, Beile, Spaten, Piken u. ſ. w. trugen. Dann gab es ſechs Beamte, welche für den Bau und die Herbeiſchaffung der Belagerungsmaſchinen (edificia), Leitern, Mauerbrecher, Holzbalken u. ſ. w. ſorgen mußten. Dazu kamen noch eine Anzahl Perſonen, welche nicht in Abtheilungsverbänden mit Wahrzeichen ſtanden, z. B. die Proviantmeiſter, die in Florenz Brot kaufen, daſſelbe in Säcke packen und nach dem Heere transportiren ließen. Ferner waren ſechs Hufſchmiede angeſtellt. Bei dem Ausmarſche des Heeres nahm man der Wege kundige Männer in den Dienſt. Ueber die Munition d. i. hier die Pfeile u. ſ. w. gab es beſondere Wärter. Drei Aerzte folgen dem Heere, welche die Fieberkranken u. ſ. w. heilen ſollten. Auch für die Verwundeten hatten ſie zu ſorgen. Doch waren ihnen hierfür noch einige Heilgehülfen verwilligt. Die Kriegskaſſe wurde von zwei Kämmerern verwaltet. Die Anweiſungen auf ſie ſtellten der Podeſtà und die Capitäne des Heeres feſt. Außerdem gab es noch eine Menge Boten (nuncii) dieſer verſchiedenen Kategorien von Verwaltungsbeamten und Commandoſtellen. Dieſelben ſind ihrer Zahl nach genau feſtgeſtellt. Genügt dieſelbe nicht, ſo fanden Nachverwilligungen ebenſo ſtatt, als wenn die Anzahl Saumthiere, die jedem höheren Officier zum Tragen ſeines Gepäckes und ſeiner Rüſtungen verwilligt ſind, nicht ausreichen. So durfte der Podeſtà ſich zu dieſem Zwecke vier Maulthiere mitnehmen. Aber aus eigener Machtvollkommenheit darf er kein fünftes hinzufügen. Es wird erſt ein wohl redigirter Beſchluß hierüber gefaßt.

Alle dieſe ſogenannten Truppenabtheilungen bildeten aber nicht die Blüthe der waffentüchtigen Mannſchaft der Stadt. Zu der Reiterei geſellte ſich eine auserleſene Schaar von Fußtruppen, die als Armbruſt- und Bogenſchützen und Lanzenträger zwiſchen die Reiter vertheilt mit dieſen vorgingen und in der Regel die Schlacht als leichte Truppen (feditores) begannen. Daß dieſe Truppe beſonders beſoldet war, zeigt, daß man ſie für die Gefährlichkeit ihres Dienſtes entſchädigen wollte. Neben dieſer Elitetruppe von leichter Infanterie gab es eine auserwählte Schaar, die den Kern des Fußvolkes, und in gewiſſer Beziehung des ganzen Heeres, bildete. Dieſes waren die Schildträger, die Paveſai, die mit aneinander gebundenen Schilden gleichſam eine lebendige Mauer bildeten, an der ſich der feindliche Anprall brechen ſollte. Unter drei Bannerträgern, einer für zwei Seſti, ſtanden die 305 Männer, welche zu dieſem Corps ausgeſucht waren. Sie wurden ſofort bei dem Anfange der Mobilmachung erleſen. Aber erſt kurz vor dem Ausmarſche erhielten ſie vier Officiere von den Capitänen des Heeres beſtimmt, welche die Schaar in der Schlacht führen und ihre Schilde aneinander binden mußten (adjunti et electi ad ligandum et gubernandum pavenses).

Aber kein Truppentheil des Heeres bildet in demſelben Grade den

Digitized by Google

Gegenstand der Sorgfalt des Podestà und seines Rathes als die Leibwache des „siegreichen (und mächtigen) Carroccio", wie der Fahnenwagen der Republik in den Urkunden stets genannt wird. Bekanntlich war dieser große roth angestrichene Wagen dazu bestimmt, an dem hohen Mastbaume die Fahne der Republik oder sonst ein Wahrzeichen zu tragen.*) Derselbe stand in Florenz während der Friedenszeit in einem Nebengebäude der Kirche S. Giovanni. War der Auszug des Heeres bevorstehend, so wurde er unter großen Feierlichkeiten von der Ritterschaft auf den Neumarkt gezogen und völlig kriegsbereit gemacht. Die Ritter, welche ihn begleiten sollten, wurden aus den Stadtbezirken von den Capitänen des Heeres ausgesucht. Zum Heerzuge gegen Siena wurden 48 erwählt, welche aber keineswegs nach den Stadtbezirken gleich vertheilt waren. An ihrer Spitze stand ein Gonfaloniere, ein Distringitor und ein Consiglicre. Die Fahnenwache, welche das Fußvolk abgab, bestand aus 151 Mann, welche durch Vertrauensmänner in ihren 6 Stadtbezirken ausgewählt wurden.

Die Führung des Fahnenwagens und die Aufsicht über Alles, was mit demselben zusammenhing, wurde den „sechs Herrn und Vorstehern des siegreichen Carroccio" übertragen. Vier Meister wurden denselben beigegeben, später aber noch vier andere hinzugefügt. Auch 8 Boten erhielten dieselben zugetheilt, einen Notar und die nöthige Bedienungsmannschaft. Vier paar ausgesuchte Stiere waren als Zugthiere für den Carroccio bestimmt. Die Hüter derselben, die sog. grulli werden besonders bezahlt. Der Bedienungsmannschaft werden Zelte, Maulthiere u. s. w., die sämmtlich genau bestimmt sind, zur Verfügung gestellt. Zu dem Fahnenwagen, zuweilen an demselben getragen, in Florenz dagegen an einem besonderen Gestelle aufgehängt, gehörte auch die Kriegsglocke, die Martinella. Wurde ein Kriegszug beschlossen, so wurde dieselbe auf dem Thore von St. Maria aufgepflanzt und Tag und Nacht in Intervallen geläutet. Zog das Heer aus, so begleitete die Glocke dasselbe; nach ihrem Klange marschirte das Heer, auf ihren Ruf traten die Capitäne des Heeres und die Consiglieri zur Berathung in dem Zelte der

*) Die Angaben über den Bau des Carroccio in den verschiedenen Städten widersprechen einander, so daß man annehmen muß, daß dieselben nicht gleich waren. Es ist uns vielleicht der Zeit nach zu unterscheiden. Auf dem Carroccio von Siena stand 1260 der hohe Mastbaum, der noch heutigen Tages im Dom an einem Pfeiler wohl an 80 Fuß emporragt. Man begreift kaum, wie ein Wagen einen solchen Baum aufgerichtet fortbewegen konnte, selbst wenn noch so viele Vorsichtsmaßregeln ergriffen waren. Der kürzere Mastbaum des Carroccio von Siena von 1260 war quer als eine Art Raae an dem großen Mastbaum befestigt und an diesem Querbaume flatterte die Fahne der Commune. Auf dem Marsche mußte man auch den Hauptmast umlegen. Ventura S. 76 (Porri, Miscellanea storica senese.)

Digitized by Google

Commune unter dem Vorsitze des Podestà oder dessen Stellvertreter, dem Assessore, zusammen. Das Amt des Mannes, der diese Glocke zu läuten, beziehungsweise sie läuten zu lassen hatte, galt als ein besonderer Ehrenposten. Es wurde daher auch dieses Mal einem Bürger anvertraut, der sich durch seine Geschicklichkeit und Zuverlässigkeit schon Verdienste um die Commune erworben hatte, Oddo Infrangipane de Altomena. Ihm war die Martinella „zu bewachen, zu führen, aufzustellen und zu läuten (pulsare) und läuten zu lassen" gegen einen entsprechenden Gehalt für diesen Feldzug anvertraut.

Die Bürgerschaft von der Stadt Florenz bildete in dieser Weise den Kern des Heeres. Aber auch die Bewohner der Grafschaft, der abhängigen Städte, welche ihre Podestaden und Vicare von Florenz gesetzt erhielten, waren zur Heeresfolge verpflichtet. Bildeten die Krieger dieser Städte wohl eigene Heereskörper, so waren dagegen die Mannschaften der Grafschaft nach der städtischen Gliederung in 6 Bezirke (sesti) geschieden. Innerhalb dieser 6 Landbezirke aber, welche mit den Namen der städtischen benannt sind, z. B. die Grafschaft des Sestos di S. Piero Scheraggio, folgte die Eintheilung der Mannschaften den Grenzen der Pfarreisprengel (pivieri). Villani giebt an, das Gebiet von Florenz sei 1250 in 96 Pivieri getheilt worden und jede habe eine Fahne erhalten. Es ist wahrscheinlich, daß diese Eintheilung. welche gleichzeitig mit der Vertheilung der Stadtbevölkerung an 20 Banner gegeben wurde, auch für militärische Zwecke in Kriegszeiten festgehalten wurde. Denn wenn wir aus unseren Urkunden auch die Zahl der Pivieri, welche sich an dem Kriegszuge von 1260 betheiligten, nicht ganz genau feststellen können, so vermögen wir das doch für vier der 6 Grafschaftsbezirke und die hieraus resultirenden Zahlen gestatten die Annahme, das die Gesammtsumme der Pivieri in der That ungefähr 96 gewesen sein kann. Die Grafschaft des Sesto Por S. Piero zerfiel in 25 Pfarreien mit 181 Gemeinden (popoli), an deren Spitze je ein Rektor stand, der hier und da, wenn die Gemeinden zu klein waren, auch mehrere derselben führte. Die Grafschaft des Borgo bestand aus 22 Pfarreien mit 222 Gemeinden, die von S. Pier Scheraggio aus 16 Landdecanaten mit 56 Popoli, die des Sesto Oltrarno aus 11 Pivieri mit 144 Popoli, welche aber nur 114 Rektoren hatten. Für diese 4 Grafschaftsbezirke wäre also die Zahl von 74 Decanaten nachzuweisen. Leider läßt sich die Mannschaft, die dieselben effektiv stellten, nicht genau berechnen. Von 10 Decanaten, welche der Grafschaft von Por S Piero angehörten und in 62 Gemeinden zerfielen, wird uns berichtet, daß dieselben 881 Mann stellten. Darunter befand sich das Dekanat von Fiesole mit 193 Kriegern. Dagegen wird von 8 anderen einzelnen Gemeinden (popoli) wieder gemeldet, daß dieselben 1064 Mann zum Heere entsendet hätten. Die größte derselben schickt 428 Mann und die kleinste

Digitized by Google

49. Man sieht, daß sich aus diesen Zahlenangaben die männliche Bevölkerung des Contado von Florenz vom 16. bis zum 70. Jahre in keiner Weise selbst nur annähernd berechnen läßt. Wollte man die Zahl der Pfarreien auf 96 festsetzen und nach der Zählung der Krieger von 10 Decanaten des Sesto von Por S. Piero, welche am 29. und 31. August und 1. September auf dem Marsche gegen Siena stattfand, annehmen, jede Pfarrei habe durchschnittlich 88 Krieger gestellt, so würde man die Zahl derselben aus der Grafschaft auf ungefähr 8500 festsetzen können. Aber wäre diese Annahme an sich auch begründeter als sie ist, so könnten wir doch schon aus dem Grunde nicht zu einer so hohen Präsenzstärke der Grafschaftsbewohner im Heere greifen, weil ein guter Theil dieser bäuerlichen Hilfsvölker zur Vertheidigung und Besetzung der Grenzen des Gebietes verwendet, beziehungsweise zu Hause bleiben mußte. Denn wie leicht hätten sich die Feinde der Republik — und sie hatte derselben fast auf allen Seiten, von Pisa ganz abgesehen, in dem ghibellinisch gesinnten Landadel und in den aus Florenz vertriebenen Familien — zu einem Einbruch in das Arnothal verbinden und einen Handstreich gegen die nur durch 12 kleine Abtheilungen Besatzungstruppen (tria vexilla balistariorum, tres banderiae arcatorum et tria vexilla marrarum et cetera tria insignia singulorum officiorum) vertheidigte Stadt ausführen können! Es finden sich daher auch in unserem Urkundenbande verschiedene Instruktionen an die Vicare der Commune in den bedrohten Grenzdistrikten, namentlich an den Vicar Bindo Alamanni im Mugello. In diesen Distrikten blieb die kriegstüchtige Mannschaft entweder ganz, oder doch zur Hälfte zu Hause. Bei anderen wird es genau festgestellt, wie viel Bewaffnete zum Heere zu stellen sind. Natürlicher Weise konnte man sämmtliche Rektoren der Gemeinden u. s. w. nicht ins Feld rufen. Es wird daher beschlossen, daß von den Rektoren, und den Camparii (Fluraufseher) der Grafschaft und den Cappellanen der Stadt (civitatis) von je zweien der ältere zurück bleiben dürfe, vorausgesetzt, daß der jüngere nicht krank sei. Wo aber nur einer vorhanden ist, muß dieser einen Stellvertreter für sich bei dem Heere stellen, während, wenn mehrere vorhanden, nur einer zurückbleiben darf. Die Capitäne, welche an der Spitze der Mannschaft einer Pfarrei standen, werden von Florenz aus ernannt. Nur einzelne Gemeinden hatten das Recht sich dieselben zu wählen. Wie es scheint mußte aber ein Florentiner Bürger gewählt werden. Da die meisten vornehmen Geschlechter der einzelnen Orte das Bürgerrecht in Florenz hatten erwerben müssen, so ist die Reiterei der Grafschaft im Verhältniß zu den Fußtruppen verhältnißmäßig gering gewesen. Doch bezog man einen guten Theil der Pferde aus ihr. Es waren daher vier Beamte ernannt, dieselbe aufzuschreiben und abzuschätzen.

Digitized by Google

Zu dem auf diese Weise aus den Burgen und der Landmiliz zusammengesetzten Heere kamen nun noch die geworbenen Truppen hinzu. Hatten schon die staufischen Kaiser in Italien ihre Kriege ebenso wie die Päpste zum guten Theile mit Söldnerschaaren führen müssen, und waren einzelne der „Tyrannen" in Oberitalien nur durch Miethtruppen in den Besitz ihrer Herrschaft gekommen, so glaubten jetzt auch die Städte derselben nicht mehr entbehren zu können. Gegen die deutschen Reiter, die Manfred Siena zu Hülfe gesendet hatte, wollten auch die Florentiner eine geworbene Schaar von lombardischen Reitern ins Feld stellen. Doch beschränkte man sich jetzt noch auf eine kleine Zahl, die Petrus de Bizacasse von Mailand der Stadt sammt funfzig Pferden zu stellen sich erboten hatte. Es wurde ein förmlicher Staatsvertrag durch den Podestà, den Capitano del Popolo und die Anziani von Florenz mit diesem Condottiere auf zwei Monate, oder so weit es der Commune von Florenz gefalle, abgeschlossen. Ebenso glaubte man einer tüchtigen Schaar von 200 Armeegensdarmen nicht entbehren zu dürfen, welche die Bestimmung hatten, die Befehle und Executionen des Podestà zu vollziehen. Um diese Häscher (bosrii, berrovieri) herbeizuziehen, wurden nach der Lombardei und der Romagna je zwei Abgesandte der Commune von Florenz geschickt, die diese Söldner dort für die Dienste der Republik engagirten.

Zählt man zu diesen drei Bestandtheilen, aus denen sich das Heer der Florentiner zusammensetzte, noch die Hülfstruppen zu, welche die guelfischen Städte Tusciens, der Romagna und Umbriens, Lucca, Volterra, Arezzo, Prato, Samminiato, Colle di Valdelsa, Sangimignano, Bologna, Orvieto und Perugia, sendeten, so wird die von den Chronisten auf 30—40,000 Mann angegebene Stärke der Heeresmacht als nicht übertrieben erscheinen. Die Ritter bildeten ungefähr den zehnten Theil derselben. Bedenkt man, daß nach der Angabe eines Theilnehmers an der Schlacht*) 20,000 Esel, welche die Lebensmittel für das Heer und die Verproviantirung Montalcinos trugen, gefangen worden sein sollen, so kann man sich leicht eine Vorstellung von dem Trosse machen, der dem Heere folgte.

Um eine Heeresmasse, wie diese, in Ordnung zu halten, war es nöthig, eine Marschordnung, Lagerordnung und ein allgemein giltiges Strafgesetzbuch für die Kriegsdauer zu erlassen. Allen Waffengattungen des Heeres wird daher eingeschärft, daß sie bei Strafe und Bann, die der Podestà nach Gutdünken verhängt, ihren Fahnenträgern zu folgen haben, und die Capitäne, Gonfalonieri und Distringitori nach ihrem Ermessen das Recht haben, ihre Untergebenen zu führen und vorwärts zu treiben. Galt es, das Lager auf-

*) So berichtet Thomas Tuscus als Augenzeuge.

Digitized by Google

Abhängigkeit von der Zeit. Eine Übereinstimmung der Theorie mit den Beobachtungen ist nicht vorhanden. Die Theorie ergibt, daß die Amplitude mit der Zeit abnehmen müßte, die Beobachtungen zeigen dagegen eine Zunahme. Ferner ist die Periode der Theorie nicht konstant, sondern sie müßte mit der Zeit größer werden, während die Beobachtungen eine Verkürzung der Periode zeigen. Die Theorie ist also nicht imstande, die Beobachtungen zu erklären. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Ursache der Variationen der Polhöhe nicht in Deformationen der Erde zu suchen ist, sondern daß sie in Verlagerungen der Massen im Innern der Erde ihren Grund haben. Dr. Hk.

Zur Bestimmung der Elektrizität. Nach Versuchen von Millikan und Fletcher (Phil. Mag. (6) 30, 699, 1915) ist das Elementarquantum der Elektrizität $e = 4{,}774 \cdot 10^{-10}$ elektrostatische Einheiten. Dr. Hk.

Über die Bestimmung der Lichtgeschwindigkeit. Nach Versuchen von Michelson und Pease (Astrophys. Journ. 42, 351, 1915) ist die Lichtgeschwindigkeit $299\,796 \pm 4$ km/sec. Dr. Hk.

Über die Bestimmung der Lichtgeschwindigkeit. Nach Versuchen von Michelson und Pease (Astrophys. Journ. 42, 351, 1915) ist die Lichtgeschwindigkeit $299\,796 \pm 4$ km/sec. Dr. Hk.

Verbündeten (milites et populus amicitiae nostrae). So wurde wenigstens zum Frühjahrsfeldzug 1260, Freitag am 17. Mai, in einem an der vierten Lagerstätte bei Villa Vernagi abgehaltenen Kriegsrathe beschlossen. Ueber die Bewegungen der Feinde unterrichtete man sich rasch und sicher durch Feuerzeichen. Wenn eine Anzahl feindlicher Krieger an der Elsa erscheinen würde, mußte von den hierzu aufgestellten Vorposten, die unter dem Befehl des Jacobus Coderinus standen, ein Feuer angezündet werden. Setzten die Feinde in geringer Zahl, etwa 200 Mann stark, über die Else, so wurden zwei Feuerzeichen angezündet und dieselben zweimal verdeckt und wieder sichtbar gemacht. Griff der Feind aber mit großer Macht die Florentiner an, so mußten drei Feuer (tria falò) angesteckt und dieselben dreimal verdeckt und geöffnet werden. In diesem Falle mußte aber auch sofort eine reitende Estaffette an den Podestà abgesandt werden. Die Feuermeister werden besonders darauf aufmerksam gemacht, die Zeichen an Orten zu geben, von wo aus sie überall gesehen werden könnten, und dieselben nicht eher zu löschen, als bis dieselben von den entsprechenden Feuerstellen aufgenommen wären. Rückt der Feind bei Tage an, treten Rauchsäulen unter denselben Modalitäten an die Stelle der Feuersignale*).

---

*) Diese Art in Kriegszeiten zu signalisiren, wird noch jetzt in Italien geübt. Ich habe selbst während der Feldzüge Garibaldi's 1860 und 1862 von Messina aus ähnliche Feuersignale weit nach Calabrien hinein leuchten sehen. — G. Villani hat in seiner Chronik (VI, 77) uns eine Erzählung von Verräthereien und Bestechungen aufbewahrt, durch welche es den aus Florenz vertriebenen Ghibellinen gelungen sein soll, die Bedenken der kriegskundigen Häupter des guelfischen Adels in Florenz gegen einen zweiten Heereszug im Jahre 1260 niederzuschlagen. Gegen diesen Bericht, dessen Tendenz offenbar darauf ausgeht, die furchtbare Niederlage der Florentiner lediglich als die Folge der abgefeimtesten Ränke der eigenen Söhne und früheren Leiter der Republik und der politischen Unfähigkeit des großen Haufens der Spießbürger von Florenz, der sich von großsprecherischen Demagogen habe bestimmen lassen, darzustellen, sind schon von Malavolti und Anderen so begründete Einwendungen erhoben worden, daß wir hier füglich ganz über denselben hinweggehen können. Thomas Tuscus erzählt als den einzigen Zweck des Heereszuges, Montalcino mit Getreide zu versorgen, und urkundlich wissen wir, daß allein vier Sesti der Grafschaft 6148 Scheffel Frucht dem Heere zur Verproviantirung Montalcinos zu liefern sich verpflichtet hatten. Hätten die Florentiner auch Montalcino ohne nur einen Versuch zu wagen, ihren Bundesgenossen zu Hülfe zu kommen, gerade sowie Montepulciano den Sanesen in die Hände fallen lassen, so würde das Ansehen der guelfischen Vormacht in Tuscien einen Stoß erhalten haben, der einer Niederlage gleichgekommen wäre. Der Marsch, den die Florentiner einschlugen, beweist es aber auch ganz bestimmt, daß es ihnen vor Allem auf die Unterstützung der befreundeten Stadt abgesehen war. Sie standen schon seitwärts von Siena in der Richtung auf Montalcino, als es zur Schlacht kam. Sind die Nachrichten, durch welche die Florentiner zum Kriegszuge im Herbste 1260 bestimmt sein sollen, wirklich vor dem Auszuge des Heeres in Florenz colportirt worden, so sind sie gewiß eher auf Erfindungen der Anzianen und Volks-

Digitized by Google

Diesem für jene Tage sehr zahlreichem Heere der Florentiner gegenüber waren die Sanesen in der Minderheit, trotzdem, daß die ghibellinisch gesinnten Municipien und Grafen Tusciens für diesen wichtigen Feldzug ihre Truppen der befreundeten Stadt zugesendet hatten. So waren von Pisa dreitausend auserlesene Krieger gekommen, Cortona hatte seine waffenfähige Mannschaft gesendet, die aus Arezzo vertriebenen Ghibellinen, den streitbaren Bischof Guglielmino degli Ubertini an ihrer Spitze, waren wie noch manche andere aus ihrer Heimath Verbannte auf Seite des Königs Manfred und der Sanesen. Man wird nicht irren, wenn man trotz dieses Zuzuges die Stärke der Ghibellinen doch nur auf die Hälfte bis zwei Drittel der feindlichen Macht annimmt. Deßhalb glaubten auch die Sanesen ihren Feinden den Eintritt in ihr Gebiet nicht streitig machen zu können. Als aber dieselben, nur noch wenige Miglien von der Stadt entfernt, eine Gesandtschaft nach Siena schickten, welche Niederreißung der Stadtmauern, Vertreibung der ghibellinischen Flüchtlinge u. s. w. gefordert haben soll, so beschloß man den Kampf mit dem übermüthigen Gegner aufzunehmen. So berichten wenigstens die sanesischen Chronisten, während Villani von einem doppelten Verräther zu erzählen weiß, der von den Führern des florentinischen Heeres nach Siena gesendet, um mit den dort befindlichen vermeintlichen Freunden die Auslieferung des Thores San Viene*) zu verabreden, von diesen bestimmt wurde, der Volks-

führer zurückzuführen, welche das Volk zu einem zweiten großen Heereszuge innerhalb sechs Monaten gegen den Rath des kriegskundigeren guelfischen Adels geneigt und willig machen wollten, denn auf echte Berichte von Farniata degli Uberti und Gherardo Ciccia dei Lamberti, den Führern der aus Florenz vertriebenen in Siena einflußreichen Ghibellinen. Damit soll natürlich nicht geläugnet werden, daß sich diese nicht mit ihren in Florenz zurückgebliebenen Freunden und Parteigenossen in Verbindung gesetzt und, wie der Verlauf der Schlacht zeigt, dieselben zu verrätherischen Thaten aufgefordert haben könnten. — Ist Villani in Betreff aller Nachrichten über die Vorgänge, welche mit diesem Heereszuge in Verbindung stehen, nur mit der größten Vorsicht zu gebrauchen, so nicht minder die Chronisten von Siena, welche Porri gesammelt und herausgegeben hat. Für sie ist allein der Umstand schon hinlänglich bezeichnend, daß sie von der Verrätherei, die in dem Heere der Florentiner während der Schlacht ausbrach, gar Nichts berichten, obwohl Aldobrandini Villani vor sich gehabt haben muß, da sich bei ihm (S. 26) die Worte: Venuta in Firenze la novella della dolorosa sconfitta aus Villani VII. 79 herübergenommen finden. Die Chroniken in ihrer heutigen Gestalt stammen noch dazu aus späterer Zeit. Von neueren Darstellungen des Kampfes kann nur die von Paoli und allenfalls die von Amarone (Dante e il suo secolo pag. 888 u. f.) in Betracht kommen. Schirrmacher läßt das Heer der Florentiner am 2. September in der Nähe von Florenz (Druckfehler für Siena) stehen und den Befehlshaber der Umgehungscolonne der Sanesen, den Grafen d'Arafi, vergebliche Versuche machen „mit den ungeschwächten Kräften (der Florentiner) das Treffen wieder herzustellen, aber auch er fällt getroffen von dem Ghibellinen Alberto". Dieser Alberto ist eine freie Erfindung Schirrmachers, so weit ich sehen kann.

*) Ich kenne diesen Heiligen nicht. Ein Thor von San Vito, wie Villani u. s. w. erzählen, gab es in Siena nicht. Jetzt heißt es Porta Pispini.

Digitized by Google

verſammlung der Saneſen auseinanderzuſetzen, daß Uneinigkeit im Lager der Florentiner herrſche, die Ghibellinen im Heere bereit ſeien überzugehen und es nur eines Angriffes von ihrer Seite bedürfe, um die Feinde auseinanderzuſprengen. Dürfte man aus dem Ausgange des Kampfes zurückſchließen, ſo könnte man dieſen Bericht für glaubenswürdig halten. Aber anderweitige Nachrichten laſſen uns denſelben in einem ſehr zweifelhaften Lichte erſcheinen. Möglich, ja höchſt wahrſcheinlich iſt dagegen, daß die Florentiner, welche, wie die Richtung ihres Marſches ganz unzweifelhaft macht, Siena zur Seite liegen laſſen wollten, um direkt auf Montalcino zu marſchiren und dieſe Stadt zu verproviantiren, eine Geſandtſchaft nach der Stadt abgeſchickt haben, um ähnliche wie die von den ſaneſiſchen Chroniſten angegebenen Forderungen zu ſtellen, zunächſt aber gar nicht daran dachten, denſelben Thaten entſprechen zu laſſen, die Saneſen aber von tüchtigen kriegskundigen Führern berathen und im Vertrauen auf die tapferen deutſchen Reiterſchaaren beſchloſſen, die ſich ihnen darbietende Gelegenheit zu benutzen und das anderthalb deutſche Meilen weit von ihrer Stadt vorüberziehende, mit Gepäck überladene Heer der Feinde anzugreifen. Berichten doch die ſaneſiſchen Chroniſten ſelbſt, die Florentiner ſeien mit der Abſicht ausgegangen, Montalcino zu verproviantiren und dann die Stadt Siena zu zerſtören (Bentura S. 34), und der Angriff der Saneſen auf das feindliche Heer ſei erfolgt, als dieſes im Begriff ſtand abzumarſchiren (Aldobrandini S. 18). Hatte es doch auch den 3. September von Pieve Asciata aus, wie ſich aus dem letzten Documente, das uns das Libro detto di Montaperti aufbewahrt hat, ergiebt, einen nicht unbedeutenden Marſch bis an den Ort zu machen, wo es ſein Geſchick ereilte. Die Thatſache ferner, daß die Florentiner den Höhenzug von Monteropoli nicht beſetzten, was unbedingt nothwendig geweſen wäre, wenn ſie jetzt hätten Siena angreifen wollen, beweiſt allein ſchon genügend, daß ſie an demſelben vorbei zu ziehen beabſichtigten. Auch Thomas Tuscus, der bei dem Heereszuge der Florentiner ſich befand, ſagt von dem Zwecke deſſelben nur, „als die florentiniſchen Guelfen wagten, Montalcino mit Getreide zu verſehen", u. ſ. w.

Als am 3. September die Florentiner Heeresmacht im Begriff war öſtlich an Siena vorüberzuziehen, beſchloß man in Siena dieſelbe am anderen Tage mit allen Kräften anzugreifen. Schon Tags zuvor hatte ſich das Volk auf einen entſcheidenden Kampf vorbereitet. Die Bürger, welche in Feindſchaft mit einander gelebt hatten, ſöhnten ſich mit einander aus, die Kirchen waren überfüllt von Beichtenden. Um den Schutz der himmliſchen Mächte auf die Vaterſtadt in beſonderer Weiſe herabzurufen, beſchloß man dieſelbe der Jungfrau Maria zu weihen. In großer Proceſſion barhäuptig und barfuß, die Oberkleider abgelegt, zog das Volk, den neugewählten Syndicus Buonaguida Lucari an der Spitze, durch die Straßen der Stadt. Der

Digitized by Google

Bischof Thomas Balzetti zeigte nicht geringeren Eifer, die Rettung seines Vaterlandes durch die Mittel der Kirche zu sichern. Ein reicher Bankier der Stadt, Salimbene, Salimbeni soll derselben um alle Kriegskosten zu decken 110,000 Goldgulden baar vorgestreckt haben. — Am 3. September gegen Abend zog dann die gesammte waffenfähige Mannschaft aus der Stadt dem Feinde entgegen. Den Oberbefehl über das gesammte Heer hatte wohl der Podestà der Stadt Francesco Trophisio. Unter ihm befehligten der Graf Jordan die deutschen Reiterschaaren und Fußvölker, die König Manfred geschickt hatte, sammt den ghibellinischen Flüchtlingen. Die Sanesen selbst, nach den drei Stadtbezirken, von San Martino, der Stadt und von Camullia, eingetheilt, wurden, so scheint es, von dem Grafen Aldobrandino die Santafiore geführt, der früher ein Gegner der Stadt durch Manfreds Vermittlung mit derselben ausgesöhnt worden war.

Wenige Miglien von Siena in südöstlicher Richtung erstieg das Heer der Sanesen noch am Abend des 3. September einen Hügelrücken, der sich zwischen dem Bache Bozzone und der Arbia, in die derselbe südwärts mündet, hinzieht. Da sah es den Feind vor sich in dem Thalgelände, das zwischen diesem Höhenzug, Monteropoli, und dem gegenüberliegenden Monteselvoli sich ausbreitet.*) In dem Arbia-Thale, das drei Bäche einschließt, — die Arbia selbst und die Malena, welche hier in die Arbia mündet, und die Biena, die auch ein Nebenfluß der Arbia, aber erst mehrere Meilen weiter südlich in dieselbe fließt, — war das Lager der Florentiner so aufgeschlagen, daß es zwischen den beiden Bächen, der Malena und Biena, dieselben zur Flankendeckung hatte. Sein linker Flügel lehnte sich an die Höhe, welche auf dem rechten Ufer der Biena sich hinzieht und hatte dieselbe wohl noch theilweise besetzt. Der Schlachtplan der sanesischen Heeresführer war nach den Ortsverhältnissen leicht gegeben. Nachdem man den Vortruppen den Befehl gegeben hatte, die Florentiner die Nacht über nicht zur Ruhe kommen zu lassen, beschloß man mit dem Gros des Heeres den rechten Flügel der Florentiner anzugreifen, während ein Theil der deutschen Trupen unter dem Grafen Arasi (Arras?) eine Umgehung des Heeres von links her, um Monselvoli herum, in der Richtung, in welcher die Florentiner abzuziehen gedacht hatten, versuchen sollte.**) — Nachdem am Morgen die Sanesen sich zum Kampf mit

*) Fährt man mit der Eisenbahn von Siena in der Richtung nach Rom, so kann man das Schlachtfeld übersehen.

*) Ich übergehe die Erzählungen der sanesischen Chronisten, von den wunderbaren Ereignissen, die sich in der Nacht zutrugen, von den Reden, welche die Feldherren der Sanesen hielten u. s. w., da sie offenbar mythisch sind. Die Notiz ist mir interessant erschienen, daß eine sanesische Chronik des 14. Jahrhunderts berichtet, der Feldherr der Florentiner habe den Teufel — il diabolo — in einem Fläschchen eingeschlossen mit sich geführt und denselben gefragt, ob er in dieser Schlacht sterben werde. Der Dämon habe

Digitized by Google

Speise und Trank gestärkt hatten — die deutschen Reiter sollen in Folge davon so guten Muthes gewesen sein, daß sie tanzten und ein deutsches Lied dazu sangen, das den Inhalt hatte: Tosto vedremo cio che si ritrova stiegen sie mit Hinterlassung alles Gepäckes in das Arbiathal hinab, überschritten den Fluß und griffen die Feinde an. Die Florentiner waren geschlagen, ehe der Kampf begann. „Wir kehren nicht nach Hause zurück, es sei denn von den Sanesen besiegt." So hatten sich nach Thomas Tuscus die Meisten im Heere der Florentiner vorher gesagt. Sei es, daß der Gegensatz zwischen Adel und Volk, der sich in Florenz im Betreff des Kriegszuges schon vor dem Ausmarsch geregt hatte, bei Vielen keine Zuversicht zum Gelingen der Unternehmung hatte aufkommen lassen, sei es, daß die Ahnung, daß Verrath in dem Heere selbst lauere, beängstigend auf die Stimmung einwirkte, die Reiterei der Florentiner wurde im ersten Anlauf von den Deutschen geworfen. Da Befehl gegeben war vorerst keine Gefangene zu machen, wurde das Blutbad ein furchtbares, und das um so mehr, als das florentiner Fußvolk tapferen Widerstand leistete. War die Reiterei auch geflohen, als jener Verräther Bocca degli Abati dem Fahnenträger der florentinischen Reiterei Jacopo dei Pazzi di Firenze die Hand abhieb, mit der er sein Panier hielt, und eine Schaar treuloser Adlicher — primi et praecipui Florentinorum, sagt Salimbene ausdrücklich — ihre Waffen gegen ihre Vaterstadt kehrte, nachdem sie das rothe guelfische Kreuz mit dem weißen ghibellinischen vertauscht hatte, so floh doch das Fußvolk nicht mit ihr. Der Kampf blieb längere Zeit unentschieden. Da faßte die Umgehungscolonne unter dem Schlachtruf: San Giorgio! in denselben ein. Jetzt von rechts und links umfaßt, suchte sich das Fußvolk zu retten. So viele als der Boden fassen konnte, drängten sich auf dem Hügel des Castells von Montaperti zusammen. In der Nähe davon fiel der Carroccio der Florentiner den nachdrängenden Sanesen in die Hände, nachdem der größte Theil seiner Begleitungsmannschaft niedergehauen war. Man glaubt noch jetzt das Grundstück zu kennen (Fonte-al-pino), wo diese Schmach den Florentinern widerfuhr. Um dem Morden, das bis zum Untergange der Sonne fortdauerte, ein Ende zu machen, ließen die Heerführer der Sanesen jetzt Pardon anbieten. Tausende von Florentinern, Lucchesen und Orvietanern streckten darauf die Waffen, da die hereinbrechende Nacht und der Mangel an

---

geantwortet, er werde nicht sterben, wenn nicht tra'l bene e'l male. Das that der Dämon, um den Feldherrn zu betrügen. Denn derselbe fiel zwischen der Biena und der Malena. — Die Berichte über die deutschen Hauptleute Walther und Heinrich von Astenberg (?) Astimbergo scheinen mir auch fabelhaft. — Ptolemaeus von Lucca sagt ganz bestimmt, die Deutschen und Ghibellinen Tusciens primam aciem in fugam vertunt dolo et proditione. Ich weiche in der Darstellung des Verlaufes des Kampfes von Paoli ab.

Digitized by Google

Gilbertus de Clipston, et Gaufridus de Langeton, Rex confirmat eis quod possint eligere Custodem Cancellariæ suæ, et Clericos, &c. Rotul. Pat. 1 Edw. II. m. 1.

Anno 1307. Rex mandat de allocatione et Liberatione Magistro Gilberto de Clipston, et Magistro Gaufrido de Langeton, Custodibus Cancellariæ Regis, de Centum Libris, quas Rex eis liberari fecit per manus Johannis de Sandale, Thesaurarii Regis, ad Expensas suas, et Clericorum suorum, Cancellariæ suæ, de Quibus Centum Libris, Rex eis respondebit, ad Scaccarium suum, Termino Paschæ, Anno Regni Regis Edwardi, Patris Regis, Quinto. Rotul. Pat. 1 Edw. II. m. 1.

Anno 1307. Rex mandat Thesaurario, et Baronibus de Scaccario, quod Magistro Gilberto de Clipston, et Magistro Gaufrido de Langeton, Custodibus Cancellariæ Regis, Centum Libras, quas Rex eis liberari fecit per manus Johannis de Sandale, Thesaurarii Regis, ad Expensas suas, et Clericorum suorum, Cancellariæ suæ, de Quibus Centum Libris, Rex eis respondebit, ad Scaccarium suum, Termino Paschæ, Anno Regni Regis Edwardi, Patris Regis, Quinto. Rotul. Pat. 1 Edw. II. m. 1.

Anno 1307. Rex mandat Thesaurario, et Baronibus de Scaccario, quod Magistro Gilberto de Clipston, et Magistro Gaufrido de Langeton, Custodibus Cancellariæ Regis, Centum Libras, quas Rex eis liberari fecit per manus Johannis de Sandale, Thesaurarii Regis, ad Expensas suas, et Clericorum suorum, Cancellariæ suæ, de Quibus Centum Libris, Rex eis respondebit, ad Scaccarium suum, Termino Paschæ, Anno Regni Regis Edwardi, Patris Regis, Quinto. Rotul. Pat. 1 Edw. II. m. 1.

triumphirenden Einzug in Siena. Ihn eröffnete einer der beiden Gesandten, welche die Stadt zwei Tage zuvor zur Uebergabe aufgefordert hatten. Rücklings saß er jetzt auf einem Esel, ein Spott der Buben. Seinem Genossen war es beschieden im Kampfe zu fallen. An dem Schweife des Esels befestigt schleifte die große Fahne von Florenz durch die Straßen der Stadt. Dann folgte, Trompeter vorauf, die siegreiche Fahne König Manfreds, die Grafen Jordan und d'Arasi und 400 deutsche Reiter mit Oelzweigen geschmückt die „schönsten Lieder" singend. Hinter dem Carroccio von Siena zogen in langen Reihen die Gefangenen, dann wurde die Beute geschleppt, die Kriegsglocke der Florentiner von dem Esel jener Marketenderin getragen, der sich 36 Florentiner als Gefangene ergeben hatten. Daran reihte sich das Fußvolk der Sanesen nach den Terzi der Stadt geordnet und den Schluß bildete der Rest der deutschen und sanesischen Reiterei. Zum Dome bewegte sich der Zug, dann nach S. Christofano, wo die Trophäen und die Siegesbeute, welche der Stadt zukam, niedergelegt wurde. Drei Taze lang wurden festliche Aufzüge und Processionen gehalten, um Gott und der heiligen Jungfrau für den Sieg zu danken. Zu Ehren der deutschen Ritter wurde auf dem Schlachtfelde selbst eine Kirche zu bauen und dem heiligen Georg zu weihen beschlossen. Noch sind einige Trümmer von ihr übrig, während das Fest, das jährlich dort am 4. September gefeiert werden sollte, schon im 13. Jahrhundert erstarb. Die deutschen Reiter ließen in Siena selbst ihrem Patron eine Kirche errichten, dem zu Ehren die Sanesen auf Staatskosten jährlich zwei große Wachskerzen stifteten, welche die jeweiligen Führer des sanesischen Heeres tragen mußten. Die Verwundeten wurden auf Staatskosten geheilt; aus der Beute erhielten die Feldherren kostbare Geschenke. Zwei Führer der Truppen, die im Treffen gefallen waren, wurden in dem Dome feierlich beerdigt, und ihr Andenken durch ehrenvolle Inschriften für alle Zeiten geehrt. Wer wenigstens heute noch nach mehr als 6 Jahrhunderten dieses schönste gothische Gebäude Italiens betritt, der wird nicht nur durch das Crucifix und die zwei riesigen Fahnenstangen des siegreichen Carroccio der Sanesen von 1260, sondern auch durch die beiden Inschriften in dem durch Beccafumis wundervolle Bildnereien berühmten Fußboden des Doms, welche die Namen des Andreas Beccarini und Johannes Ugurgerius tragen, an die Schlacht von Montaperti erinnert. —

D. Hartwig.

Ein Separatvotum über Molière.

An Molière würde man schon durch Pariser Bühnenberichte, die in unseren bedeutenderen Zeitungen nicht fehlen, immer wieder erinnert werden,

Digitized by Google

Reichs- und Bundesrath, 1. Aufl. 1871, S. 30. Laband, Staatsrecht des Deutschen Reichs, 1. Aufl. Bd. I. 1876, S. 97. Meyer, Lehrbuch des Deutschen Staatsrechts, 1. Aufl. 1878, S. 97. Seydel, Commentar der Verfassungsurkunde für das Deutsche Reich, 1. Aufl. 1873, S. 30. Zorn, Das Staatsrecht des Deutschen Reiches, 1. Aufl. Bd. I. 1880, S. 30.

Dagegen Gerber, Grundzüge des Deutschen Staatsrechts, 3. Aufl. 1880, S. 30. Haenel, Studien zum Deutschen Staatsrecht, Bd. I. 1873, S. 30. Haenel, Deutsches Staatsrecht, Bd. I. 1892, S. 30. Arndt, Verfassungsrecht des Deutschen Reichs, 2. Aufl. 1887, S. 30. Rehm, Modernes Reichsrecht, 1892, S. 30. Bornhak, Preußisches Staatsrecht, Bd. I. 1888, S. 30. Bornhak, Deutsches Reichsstaatsrecht, 1. Aufl. 1894, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 1. Aufl. 1896, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 1. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 2. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 2. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 3. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 3. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 4. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 4. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 5. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 5. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 6. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 6. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 7. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 7. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 8. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 8. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 9. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 9. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 10. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 10. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 11. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 11. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 12. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 12. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 13. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 13. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 14. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 14. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 15. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 15. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 16. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 16. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 17. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 17. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 18. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 18. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 19. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 19. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 20. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 20. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 21. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 21. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 22. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 22. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 23. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 23. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 24. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 24. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 25. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 25. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 26. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 26. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 27. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 27. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 28. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 28. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 29. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 29. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 30. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 30. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 31. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 31. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 32. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 32. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 33. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 33. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 34. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 34. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 35. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 35. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 36. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 36. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 37. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 37. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 38. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 38. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 39. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 39. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 40. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 40. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 41. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 41. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 42. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 42. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 43. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 43. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 44. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 44. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 45. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 45. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 46. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 46. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 47. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 47. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 48. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 48. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 49. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 49. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 50. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 50. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 51. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 51. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 52. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 52. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 53. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 53. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 54. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 54. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 55. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 55. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 56. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 56. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 57. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 57. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 58. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 58. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 59. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 59. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 60. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 60. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 61. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 61. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 62. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 62. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 63. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 63. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 64. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 64. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 65. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 65. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 66. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 66. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 67. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 67. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 68. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 68. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 69. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 69. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 70. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 70. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 71. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 71. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 72. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 72. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 73. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 73. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 74. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 74. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 75. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 75. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 76. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 76. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 77. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 77. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 78. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 78. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 79. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 79. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 80. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 80. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 81. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 81. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 82. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 82. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 83. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 83. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 84. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 84. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 85. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 85. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 86. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 86. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 87. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 87. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 88. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 88. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 89. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 89. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 90. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 90. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 91. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 91. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 92. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 92. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 93. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 93. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 94. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 94. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 95. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 95. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 96. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 96. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 97. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 97. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 98. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 98. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 99. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 99. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Staatsrecht, 100. Aufl. 1898, S. 30. Bornhak, Deutsches Verfassungsrecht, 100. Aufl. 1898, S. 30.

Menſchenverſtand, der für die Zwecke, die er erreichen will, die richtigen Mittel wählt.

Man ſpricht im gewöhnlichen Leben, mehr noch in Büchern oft vom Geiz. Will man ſich aber deutlich machen, was man darunter verſteht, wo man ihm begegnet, in welchen Geſtalten er ſich äußert: ſo fühlt man bald, wie phraſenhaft das Wort iſt. Wenigſtens in der abſchreckenden Form, in die die Phantaſie ſogleich und unwillkürlich das Wort umſetzt, lernen wir ihn faſt nie kennen; faſt immer vielmehr erſcheint er uns in kleineren Zügen, in unſcheinbaren, vielfach faſt halb unſchuldigen Aeußerungen, zuweilen freilich auch in etwas häßlicherer Weiſe, aber nur zuweilen. Wem aber iſt jemals ein Molière'ſcher Geizhals erſchienen? Und: wie kann ein ſolches Ungethüm abſchreckend wirken, Selbſterkenntniß möglich machen, Abſcheu einflößen, eine ſolche Carrikatur, die faſt in's Irrenhaus gehört? Eher könnte man fürchten, die zu wirklichem Geiz oder zu ſchmutziger Habſucht neigenden Zuſchauer würden ausrufen: „ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie jener Zöllner", und würden ſich ſelbſt für ihre Verkehrtheit und Häßlichkeit, wenn ſie dieſelben in ſich entdeckten, doppelt abſolvirt fühlen. „Wenn dies das Bild eines Geizigen iſt, dann bin ich keiner."

Und dieſer Tartüffe. Es iſt auch mit der religiöſen und kirchlichen, wie mit der ſittlichen Heuchelei nicht ſo, wie die Phraſe lautet. Es giebt viel weniger Heuchelei überhaupt, als man der herkömmlichen Redeweiſe noch anzunehmen ſcheint; das meiſte, was ſo genannt wird, liegt auf dem Gebiete der Selbſttäuſchung; was Heuchelei genannt wird, iſt meiſt keine, ſondern Selbſtverblendung eitler, ſelbſtſüchtiger, oberflächlicher, ſinnlicher Menſchen, die an das glauben, was ſie ſagen und darſtellen, die aus Ueberzeugung zu ſprechen und zu handeln ſich einbilden, weil ſie nicht in ihr eigenes Innere hineinblicken. Aber auch wo wir etwa jene abſichtliche oder bewußte Verſtellung glauben vermuthen zu dürfen, welche den Schein der Frömmigkeit und ſtrenger bürgerlicher Sitte als Mittel für ihre Zwecke benutzt, da wird ſie doch nie in ſo auffallender Weiſe auftreten, wie Molière es ſeinen Helden thun läßt; wenigſtens iſt mir in meinem langen Leben in den verſchiedenſten Schichten der Geſellſchaft nie ein ſolches Exemplar zu Geſicht gekommen. Auch hier gilt es, was oben vom Geizigen geſagt wurde, daß ein ſolcher Muſterheuchler, ein ſo tief verworfener Schurke kaum anders als entſchuldigend für die geringeren Sünder wirken kann und weit eher dazu dient, das ſittliche Urtheil irre zu führen, als es zu corrigiren. Sollte der kirchliche Jeſuitismus, dieſer Peſthauch des damaligen und jeden Lebens wirkſam bekämpft werden, ſo mußte der Träger deſſelben im Drama ein feinerer und geiſtigerer Geſelle ſein, als dieſer Tartüffe es war. Oder ſtand das damalige Publikum noch auf dem Standpunkte, auf dem man ſich unbe-

Digitized by Google

fangen an jenem Marionettenspiele amüsirt, wo der Teufel Prügel bekommt und die größten sittlichen Unwahrscheinlichkeiten ohne Anstoß hingenommen werden? Man sollte es fast glauben, wenn man die beiden drastischen Hauptfiguren in dem „Avare" und dem Tartüffe ansieht, wenn man an einzelne Scenen sich erinnert, die in gebildeten vornehmen Familien sollen vorkommen können. Wer, dessen Verstand und Gefühl wirklich gebildet ist, kann dergleichen jetzt ansehen, ohne davon verletzt zu werden; ohne es übel zu empfinden, daß man ihm zumuthet, dergleichen als Belehrung und als Amüsement hinnehmen zu sollen? Und doch soll ja Molière ein klassischer Dichter sein, und Dichter für alle Zeiten.

Es ist ja wahr, daß die gebildete Masse auch unserer Zeit verstand- und geschmacklos genug ist, um diese Carrikatur des Geizes und der Frömmigkeit und um selbst solche plumpe Täuschungsscenen ohne Anstoß und mit Befriedigung hinzunehmen. Es ist auch wahr, daß der gebildetste Sinn sich noch jetzt an einem Volkspuppentheater wie das Kölner Hänneschen würde erheitern können. Aber von der Sittenkomödie eines wahren Dichters und von dem Urtheil der wirklich Gebildeten ihm gegenüber erwarten wir etwas anders. Wir erwarten von dem ersteren, daß er die Erscheinungen des Lebens nicht mit dem Auge der Masse auffaßt, sondern daß sie sich ihm in ihrem innersten Wesen enthüllen, und daß er dieses Wesen uns in individuellen Gestalten zur Anschauung bringt, und von den Gebildeten erwarten wir, daß sie diesen Dichter verstehen, daß sie von ihm zu lernen und durch ihn sich läutern, sich erheben, sich erheitern zu lassen fähig sind. Und ein solcher Dichter soll Molière doch sein, soll er namentlich in diesen bekanntesten und beliebtesten Stücken sein, die hier besprochen werden. Als solchen zeigt er sich auch in diesen Stücken nicht bloß in der Dramatisirung des Stoffes und der classischen Sprache, sondern auch in gar manchen Weisheitsworten, die den schönen Versen Inhalt geben. Aber diese Vorzüge können die Gewöhnlichkeit und Niedrigkeit der Auffassung nicht gut machen, die hier zu solchen drastischen Mitteln führten und die diese Stücke entwerthen.

Man hat Molière wohl neben Shakespeare genannt. Ungleichere Menschen kann es kaum geben, auch ungleichere Dichter nicht. Die geschichtlichen Dramen, die großen Tragödien der Sage Shakespeare's bleiben hier natürlich außer Frage. Aber auch diejenigen Shakespeare'schen Stücke, die sich in den Kreisen damals moderner Geselligkeit abspielen, wie so ganz anders geartet sind sie doch. Auch die jenen Vergleich anstellen, leugnen dies nicht. Ich erwähne es nur, um darauf hinzuweisen, daß die Unwahrscheinlichkeiten, die der englische Dichter seinen Zeitgenossen zu ertragen zumuthet, ganz anderer Art sind, als die Molière'schen. Was in der conventionell so fest geschnürten Welt Molière's, und was in der märchenhaften Zauberwelt

Digitized by Google

Shakeſpeare's, die auch ſeine bürgerlichen Dramen mit ihrer Poeſie durchduftet, für möglich gelten kann, iſt himmelweit von einander verſchieden.

Auch unſern Schülern muthet man noch immer zu, ſich an dem Geizigen und dem Heuchler zu belehren und zu erbauen. Soll das auch ſo fortgehen? Wenn ſie etwas daraus lernen, ſo iſt es eine verſchrobene ſittliche Beurtheilung der Menſchen. J. H.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Das griechiſche Miniſterium vom 8./20. Juli 1872. Aus Athen. I. — Das unlautere Bündniß zwiſchen Bulgaris und Komunduros begann im Frühjahr 1872 ſich zu lockern; die Gewaltmaßregeln Bulgaris zur Herſtellung einer gefügigen Kammer hatten die öffentliche Meinung aufgeregt; die Laurionfrage drohte in ihren Folgen gefährlicher Natur zu werden; die Wiederaufwärmung der alten engliſchen Schuld (1825) von Seiten des Miniſteriums begann den Politikern in der leidlich gefügigen Kammer denn doch bedenklich zu werden; die Entſchädigungsſumme für die Inſeln Hydra, Spezzia und Pſara (erſtere der Geburtsort Bulgaris') und ihre pekuniären Opfer in der Revolutionszeit hatte auch manche Freunde des Miniſterii ſtutzig gemacht — in Summa die politiſche Situation hatte einen außerordentlich düſteren Anſtrich angenommen und beſonders die Laurionfrage verlangte dringend ſchleunigſte Löſung: da entſchloß ſich Anfang Juli der König einen Parteichef der Oppoſition und Minorität der Kammer, Deligeorgis an die Spitze der Geſchäfte zu rufen. Wer wollte leugnen, daß er damit das allein Richtige getroffen?

Wohl zählten Deligeorgis' Freunde in der Kammer nur nach Zehnern — aber er hatte zunächſt die Hoffnung der Unterſtützung des anderen Parteichefs der Oppoſition, des Zaïmis und ſeiner Freunde. Wohl war er nur der Führer einer geringen Kammerminorität — aber die öffentliche Meinung von ganz Griechenland und beſonders auch die der außerhalb des Königreichs lebenden Griechen hatte er in überwiegender Majorität für ſich. Wohl hatte er eigentlich die Laurionfrage mit ihrem verzweifelten Stadium durch jenes famoſe Geſetz der Kammer über das Eigenthumsrecht des Staates an den vielbeſchriebenen und vielbeſchrieenen Ekboladen hervorgerufen, ein offenbarer Eingriff der Kammer in die Sphäre der Civiljuſtiz des Königreichs, welche allein die zwiſchen Fiskus und der Geſellſchaft Roux-Serpieri ſchwebende Streitfrage über das Eigenthumsrecht des einen oder der anderen von den Ekboladen des Laurion zu entſcheiden hatte, und welche ſicherlich nach

Digitized by Google

Analogie der Gesetzgebungen Belgiens, Frankreichs und Deutschlands zu Gunsten des Staates entschieden hätte (cf. den lehrreichen klaren Aufsatz Cotta's von Freiberg in der Augsb. Allgem. Zeitung 1872) — aber er war ja auch der Mann, der mit stolzer Sicherheit die Unabhängigkeit Griechenlands in dieser Frage den Mächten Italien und Frankreich gegenüber zu vertheidigen, der die durch jenes unsinnige Gesetz der Kammer verschobene und verschrobene, an sich so sehr einfache rein juristische Frage zu lösen, ja außerdem jedem griechischen Unterthanen, wenigstens so weit sie seine Wähler in Missolunghi waren, einige Tausend Drachmen aus den Ekboladen zu geben versprochen hatte. Wohl war er nur der Chef einer an Zahl kleinen Partei — aber er war, wenigstens sagte er also in seinen großen Staatsreden, die er als ständiger Führer der Opposition in der Kammer hielt, der Vertreter von Ideen, von Prinzipien, von ethischen politischen Gedanken, der Mann des materiellen und geistigen Fortschritts, der absoluten Durchführung des Gesetzes, der redlichen Ausführung der Verfassung, kurz der Vertreter von allem Guten, Schönen, Trefflichen und Nutzbringenden für den kranken, siechenden Staatskörper.

Gestehen wir's nur, das Land war und ist noch heute zu seinem größten Theile müde diese ewigen Ministerienwechsel zu sehen, auf deren Glieder mit wenigen rühmenswerthen Ausnahmen jenes bekannte Wort Göthes anzuwenden ist; es sehnt sich nach Ordnung, Ruhe und Gesetzlichkeit; es verlangt Gerechtigkeit und will Befreiung von den drei oder vier Tyrannen, welche als Abgeordnete jede einzelne Eparchie absolut nach Gutdünken beherrschen, jeden Eingriff in jede Verwaltungsphäre ganz offen und ungestraft und ungeahndet nach ihrem persönlichen Belieben sich gestatten, Lehrer und Beamte ab-, ein- und versetzen, Beamte — nöthige und überflüssige — nach Gefallen anstellen und dgl.*), eine Herrschaft, die um so unerträglicher und

*) Man nennt dieses allen Abgeordneten, der Welt zur Nachahmung sehr zu empfehlende System in Griechenland der *φοσφέτια*. Um die Sache durch ein Beispiel klar und verständlich zu machen, setze man folgenden Fall. Der Abgeordnete Lasker von Magdeburg kommt neugewählt nach Berlin zur Kammer. Sein erstes Hauptgeschäft würde sein, sich zu Bismark zu begeben und ihm zu sagen: Da sind in Magdeburg so und so viele Richter, die mir bei meiner Wahl- und sonstigen Angelegenheiten wider meine Interessen handeln, versetze die 'mal nach Danzig; da ist ein Oberpräsident, der schlechterdings pensionirt werden muß, denn er gehört nicht zu meiner Clique; da sind weiter in der Provinz die und die Landräthe, die müssen nothwendig aus ähnlichen Gründen abgesetzt werden, dazu die und jene Niederbeamten bis zum Polizisten, ja zum Nachtwächter hinab - - wenn es dies lobenswerthe Institut in Griechenland überhaupt gäbe. Dafür bringe ich Dir, Herr Minister, diese Liste von Personen, die nothwendig Stellen haben müssen, Stellen als Förster zuweilen z. B. für gar nicht vorhandene Forsten, Wegeinspectoren für Wege die nur in der Phantasie existiren, Steuerbeamte, Gerichtsdiener, Polizisten, Zollbeamte, Landräthe, Oberpräsidenten ꝛc. ꝛc. und hier eine andere von

Digitized by Google

drückender ist, als sie lediglich von persönlichen Interessen und persönlichen Leidenschaften geleitet wird und bei deren Ausübung weder Verfassungs- noch Gesetzesparagraphen irgendwie in Anschlag gebracht werden, weder Qualification noch Tüchtigkeit erforderlich ist, wenn nur der Zweck, die politische Vernichtung des Gegners erreicht werden kann. Was kümmert sich ein Abgeordneter von Akarnanien um die Gesetze des Königsreichs, besonders wenn seine Clique — denn den guten Namen „Partei" kann ich diesen rein persönlichen politischen Coterien nicht zugestehen — am Ruder ist, was kümmern ihn, sage ich, die Verordnungen der Regierung oder die Dekrete des Königs? König und Ministerium haben wohl einen weitreichenden Arm, aber er ist doch viel, viel zu kurz, um einen Abgeordneten in seiner Provinz zu treffen, vollends wenn das Ministerium mit zum großen Theile eigenen Beamten in den Geschäften sitzt — denn hier zu Lande hat mit Ausnahme des Richterstandes, der nun endlich lebenslänglich geworden, und einiger weniger durchaus ihrer Geschäftskenntniß wegen und an der Verwaltungsmaschine nothwendiger Beamten jedes Ministerium seine eigenen Beamten, die mit seinem Falle mitfallen. Es ist unnöthig darzulegen, welch' furchtbar entsittlichenden Einfluß dieses horrible Ab- und Einsetzungssystem nothwendig mit sich führen muß: man denke sich nur, daß mit jedem neuen Ministerio auch ein neuer Ministerialdirektor, zum Theil neue Abtheilungschefs und neue Oberpräsidenten (*νομάρχαι*), neue Landräthe (*ἔπαρχοι*), neue Förster, neue Zoll- und Steuerbeamte, neue Gerichtsdiener, zum Theil neue Polizisten, neue Secretäre für den niederen Verwaltungsdienst, neue Postbeamte ꝛc. ꝛc., ja wenn Wahlzeit für Gemeindeämter, d. h. alle vier Jahre neue Bürgermeister (*δήμαρχοι*) und neue Communalbeamte in Dienst treten, deren bei weitem geringster Theil keine Ahnung hat von den Pflichten

---

Personen, denen persönliche Unterstützung, Stipendien, Freistellen ꝛc. Gnadenerlasse von Strafen gewährt werden müssen. Thust Du nach meinem Willen, so viel als Dir möglich ist, und berücksichtigst Du meine Wünsche in einigen Hauptfällen unbedingt — gut, dann bin und bleibe ich Dir zur Seite mit meiner Stimme und der meiner Freunde in der Kammer; thust Du nicht also, dann gehe ich meiner Wege und halte zu einem anderen Cliquenchef, der Minister geworden meinen Willen thun wird. Wie würde wohl die Antwort Bismarck's lauten auf diese fingirte Rede des Herrn Abgeordneten X. oder Y? Ich bin der Meinung und meine Leser mit mir, seine Antwort würde aus dem Gebiete der Rede seines Mundes gar in das Gebiet der Handgreiflichkeit seines Stockes übergehen und dem Herrn Abgeordneten nicht grade in sanftester Weise andeuten, sich zum Teufel zu scheeren. Und was würde bei uns die öffentliche Meinung zu solchem Gebahren eines Abgeordneten sagen? Ich bin sicher, daß er niemals, absolut niemals nur wagen könnte sich zu einer Wahl zu präsentiren — seine politische Laufbahn wäre zu Ende. Und das ist hier zu Lande System, ich darf wohl ohne Uebertreibung sagen fast aller Abgeordneten und absolut aller Ministerien, wenigstens der bisherigen, mit einziger annähernder Ausnahme der kurzen Herrschaftsperiode des Herrn Deligeorgis im Jahre 1870.

Digitized by Google

des Amtes, das er übernimmt. Ich kenne z. B. persönlich einen Postsecretär oder besser Aufseher in einer kleinen Stadt, der kaum griechische Buchstaben, aber durchaus keine lateinischen Lettern lesen kann — und doch hat er Ein- und Ausgabe sämmtlicher ankommenden Briefe zu besorgen und besorgt's auch — aber wie? Das ist eine andere Frage. Weiter kannte ich persönlich einen Oberpräsidenten, er ist 1871 gestorben, der verhältnißmäßig außerordentlich tüchtig — aber seiner Kunst nach ein Arzt, und weiter kenne ich einen Abtheilungschef, besser gesagt Director, im Ministerium der Justiz, welcher von der Jurisprudenz als Wissenschaft ungefähr so viel als ich, nichts versteht, er hat sie nämlich nie wissenschaftlich studirt, sondern begann seine juristische Laufbahn, die ihn zu solch' hoher Stellung bringen sollte, als Schreiber oder Secretär einer Bürgermeisterei oder eines Untergerichts — u. s. w. in tausenden von Beispielen.

Man male sich nun nur den Zustand aus, der nothwendig solchem Vorgehen folgen muß; welche Verwirrung, daß ich nicht sage Auflösung in den Geschäften nothwendig eintreten muß; welche Kosten für den Staat nothwendig entstehen müssen, welche Massen brotloser Beamten sich geschäfts- und arbeitslos herumtreiben müssen; welche Mittel der Stellenjägerei angewendet werden — in Summa welche heillose Wirthschaft nothwendig entstehen muß, eine Staatswirth- oder vielmehr unwirthschaft, gegen welche das selige polnische Reich ein Hort des Rechts, des Gesetzes und der Ordnung genannt zu werden verdient.

Doch Deligeorgis sollte und wollte diesem Unwesen ein Ende machen; er ist der Mann der Situation, so sagten seine Freunde; ich bin der Mann der ethischen Prinzipien, der Mann der strikten Durchführung der Verfassung und der Gesetze, so sagte er selbst — was Wunder, daß der König und mit ihm ein großer Theil des Volkes ihm glaubten? Ja, sie hatten ein Recht zu solch' gutem Glauben, da seine kurze Verwaltung im Jahre 1870 seinem Namen durch die fast gänzliche Vernichtung der Räubereien einen guten Klang erworben hatte.

Nun er kam, der Mann der Sehnsucht und der Hoffnung fast des gesammten griechischen Volks; heute ist's ein Jahr, daß er im Amte ist, drum scheint es mir wohl der Mühe werth, einen kleinen Rückblick zu halten auf daß verflossene Jahr und die Thaten und Unthaten des Ministeriums in Griechenland, dem constitutionellen Musterstaate des Orients, etwas näher zu beleuchten.

Im Voraus bemerke ich ein Doppeltes. Zuerst — ich halte es für ein Glück, daß das Ministerium ein ganzes langes Jahr gestanden und wünsche ihm noch viele weitere Lebensjahre, lediglich aus dem in Deutschland vielleicht curios klingenden Grunde, weil durch sein bloßes Bestehen doch eine gewisse Stabilität in Personen und Geschäftsführung gesichert ist. Ich bekenne aber eben so offen, daß ich denselben Wunsch für jedes andere beliebige hiesige Ministerium aussprechen würde: „ein langdauerndes, einige Jahre sich haltendes Ministerium", sei es auch noch so erbärmlich zusammengesetzt, „muß dem Volke und dem Lande von Vortheil sein", welches bei dem ewigen Wechsel von Beamten gar nicht zur Ruhe kommen kann und endlich einmal aufathmet in einem gewissen Gefühle der Sicherheit und der Ordnung in der Abwickelung der Verwaltungsgeschäfte.

Digitized by Google

Sodann bemerke ich weiter zweitens, daß ich mich aus lediglich persönlichen Gründen einer Kritik im eigentlichen Sinne des Wortes schlechterdings enthalte. Die Kritik überlasse ich anderen gescheuteren, kenntnißreicheren Leuten. Ich schreibe hier Thatsachen und spreche über thatsächlich vorhandene Zustände, nicht um selbst zu kritisiren, sondern um einerseits die Kenntniß des heutigen lebenden Griechenlands unter meinen lieben Landsleuten in Deutschland etwas zu verbreiten — mir will es nämlich scheinen, daß unsere deutschen Griechenlandreisende über die alten Steine, gegen deren hohen wissenschaftlichen und künstlerischen Werth ich übrigens gar nichts einzuwenden habe, doch schier gar zu sehr die lebendigen Menschen von heute vergessen. Eine Wahrnehmung, deren Wichtigkeit umsomehr in's Auge springt, wenn man bedenkt, daß besagtes Reisendengros in die Heimat zurückgekehrt, ohne Kenntniß der Sprache, ohne Kenntniß der socialen, politischen, religiösen Zustände des Volks lediglich nach einseitigen — sei's griechenfeindlichen, sei's griechenfreundlichen — Referaten von Landsleuten oder Griechen ganz keck Urtheile über Land und Leute in Griechenland sich abzugeben getraut, ja in gelehrten oder ungelehrten Zeitungen auskramt, die mich schon oft durch ihre Unwahrheit und hohle Oberflächlichkeit in Entrüstung und patriotischen Aerger über meine werthen Landsleute gesetzt haben. Ich will aber nicht gleich im Anfang meiner Skizzen ungerecht sein — an dem leidigen Schreibefieber leiden noch viel mehr als die Deutschen die Amerikaner und Engländer. Da kommt solch' ehrenwerther Gentleman über den Ocean; reist 14 Tage in Griechenland umher mit dem rothen englischen Bädeker oder Wordsworth in der braunen Linken; beschaut und bewundert pflichtgemäß die alten Steine und die herrlichen Denkmäler der alten Kunst; spricht außer *καλ' ἡμέρα* — guten Tag und *Σᾶς εὐχαριστῶ* — ich danke Ihnen — kein Sterbenswort Griechisch; besucht seinen Herrn Gesandten, der natürlich auch kein Wort Griechisch kennt und läßt sich von ihm tiefsinnige Vorträge über den Zustand des modernen Griechenlands halten; kehrt mit gefülltem Notizbuche in die ferne Heimat zurück — und beglückt seine Mitwelt mit einem dicken Buche über Alt- und Neugriechenland, ich weiß wahrhaftig nicht zu sagen, zu welchem Zweck? Vielleicht um sich als Schriftsteller unsterblich zu machen; vielleicht nur, um als praktischer Geschäftsmann seine Reisekosten aus dem Verkauf des Buches herauszuschlagen, da er ja als routinirter Kenner der Welt genau weiß, daß die schlechtester, oberflächlichsten Bücher am besten „gehen" und die größten Dummheiten von den meisten Menschen am eifrigsten gesucht, gelesen und verschlungen werden.

Oder ein noch köstlicheres Beispiel. Die Republik der vereinigten Staaten von Nord-Amerika sendet einen ehrenwerthen Master als Gesandten nach Athen. Besagter Herr Th. ist vielleicht ein vortrefflicher Advokat in New-York oder Boston, schreibt vielleicht vortreffliche Zeitungsartikel für die lobenswerthe Verwaltung des großen Grant — wer wollte das leugnen? Als Gesandter nach Griechenland gesandt sollte man nun meinen, er habe nichts Eiligeres zu thun, als sich der Sprache des Landes zu bemächtigen und zwar der heutigen Umgangssprache; denn mit der Kenntniß und gar mit unserer Aussprache des Altgriechischen lockt man hier zu Lande keinen Hund hinter dem Ofen hervor, nöthigt dem stolzen Griechen höchstens ein

politischen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen haben — wer diese Rücksicht nicht für angebracht und nötigen Rücksicht zu nehmen hält, der kann sich nicht damit beruhigen, daß Bismarck einmal eine ähnliche Aeußerung getan hat, sondern er muß sich selbst sagen, daß er sich in Gegensatz zu Bismarck setzt. Wenn Bismarck sagt, daß er sich nicht gegen die Meinung der Majorität seines Volkes stellen wolle, so bedeutet das selbstverständlich, daß er sich nicht gegen die Meinung der Majorität stellen will. Wenn Sie aber heute mit Bismarck den Satz, daß die parlamentarische Majorität nicht maßgebend sein soll, verteidigen, so stellen Sie sich damit in Gegensatz zu Bismarck, und Sie werden sich, wenn Sie konsequent sind, dann auch gegen Bismarck stellen müssen. Das ist eine Konsequenz, die Sie sich klarmachen müssen, wenn Sie sich auf Bismarck berufen. Ich bin der Ansicht, daß wir heute in Deutschland, wo wir keine Majorität haben, wo wir eine Majorität erst bilden müssen, wo wir eine Majorität erst suchen müssen, daß wir heute gerade Bismarckischer sind als Bismarck selbst, daß wir heute gerade Bismarckischer sind als Bismarck selbst, daß wir heute gerade Bismarckischer sind als Bismarck selbst

Momenten, die zu einer bedeutungsvollen Entscheidung drängten, die Motive, welche sein Verfahren bestimmten, schriftlich klar auszuarbeiten, sowohl für sich selbst wie um sie der Kaiserin vorzulegen, die in allen wichtigsten Fragen sein Gutachten verlangte. In diesen Aktenstücken, welche die wichtigsten Fragen behandeln, tritt uns der bedeutendste Diplomat des 18. Jahrhunderts entgegen. Ein ächter Diplomat der alten Schule, einer ihrer hervorragendsten Repräsentanten. Doppelt interessant zu einer Zeit, wo eine derartige Erscheinung zur Unmöglichkeit geworden, da die Diplomatie in eine neue Phase eingetreten, ihre Zwecke wie ihre Mittel sich bedeutend verändert haben. Es ist nicht mehr möglich in der absoluten Weise eines Kaunitz die Staaten zu lenken, den Staat nur als Domäne des Fürstenhauses, das ihn beherrscht, zu betrachten, die Wohlfahrt der Unterthanen zwar auch im Auge zu haben, jedoch einzig im Hinblick darauf, daß mit dem Wachsen derselben auch die Steuerfähigkeit und dadurch die Einnahme des Fürsten zunimmt. Auch das verleiht der Veröffentlichung ein erhöhtes Interesse, zu unserer Zeit, wo Oesterreich auf ganz anderen Grundlagen ruht, das charakteristischeste und interessanteste Bild seiner ehemaligen inneren wie äußeren Verhältnisse sich in Aufzeichnungen spiegeln zu sehen, welche der größte Staatsmann, der dort das alte System vertrat, selbst verfaßte.

Bewundern müssen wir den umfassenden Blick des Mannes, der mit geschulter Hand den Staat durch eine Zeit so bedeutender und verhängnißvoller Umwälzungen zu leiten hatte. Einem Gegner wie Friedrich dem Großen gegenüber wandte er all seinen Scharfblick an, Mittel und Wege zu entdecken, um den Kaiserstaat, trotz des „unverschmerzlichen" Verlustes von Schlesien, wieder zu heben. Mit dem geübten Auge des klar blickenden Staatsmannes erkennt er schon damals den Antagonismus, der in der Stellung Oesterreichs und Preußens zu Deutschland lag. Er spricht es aus, „daß Preußen, falls mit dem Erzhause dereinst eine Veränderung vorgehen sollte" an dessen Stelle treten würde. Stets hat er Preußen im Auge, Alles was er anbahnt, Alles was er unternimmt, zielt auf eine Lähmung der Macht dieses von ihm als unversöhnbar betrachteten Feindes. Gleich einer Philippika zieht sich durch all sein Thun der stete Refrain „der König von Preußen muß gedemüthigt werden." Dies sein Hauptstreben, dem er seine ganze Politik anpaßt. Die alte Verbindung mit den Seemächten scheint ihm nicht genügend zu diesem Zweck; er weiß sie zu lösen, und die Kaiserin zu der Allianz mit Frankreich zu bestimmen, dessen Einfluß er zu Gunsten des Erzhauses auch auf das deutsche Reich wirken lassen will. Das Reich ist ihm natürlich nur für Oesterreich da, von deutscher Politik in unserem Sinne ist keine Rede. Kaunitz faßt das Verhältniß zum Reich nur vom spezifisch österreichischen Gesichtspunkt auf; es soll zum Vortheil des Erzhauses benutzt und ausgebeutet werden. Von einem höheren, einem deutschen Gesichtspunkt ist vollständig abgesehen. Kaunitz ist nur Oesterreicher, nicht Deutscher, wie es unter den damaligen Verhältnissen auch kaum anders möglich sein mochte. Ob wohl in seinem bittern Haß gegen Friedrich die Ahnung liegen mochte, daß in ihm das deutsche Nationalbewußtsein erwachen, und seinen natürlichen Schwerpunkt in dem geringen, stramm zusammengefaßten, stetig vorwärtsstrebenden Stamme der Hohenzollern finden werde?

Doch der Fürst beschäftigt sich nicht allein mit äußerer Politik; alle

Schließlich sei seinen Verwandten Empfehlung, Freundschaft und Liebe. Gegen Fremde sei er Freund, gegen Feinde feindlich. Wenn ihn jemand um Rat bittet, so gebe er ihn, ohne Rücksicht darauf, ob es ihm Vorteil oder Nachteil bringe. Wenn ihn jemand um Hilfe bittet, so helfe er ihm, ohne Rücksicht darauf, ob es ihm Vorteil oder Nachteil bringe. Wenn ihn jemand um Geld bittet, so gebe er ihm, ohne Rücksicht darauf, ob es ihm Vorteil oder Nachteil bringe. Wenn ihn jemand um Gastfreundschaft bittet, so gewähre er ihm, ohne Rücksicht darauf, ob es ihm Vorteil oder Nachteil bringe. Wenn ihn jemand um Schutz bittet, so gewähre er ihm, ohne Rücksicht darauf, ob es ihm Vorteil oder Nachteil bringe. Wenn ihn jemand um Liebe bittet, so gewähre er ihm, ohne Rücksicht darauf, ob es ihm Vorteil oder Nachteil bringe. Wenn ihn jemand um Freundschaft bittet, so gewähre

Zum Schluß sei uns noch eine kurze Inhaltsangabe gestattet. Nr. I, II und III behandelten die Gründe, welche es für Oesterreich rathsam machen, die Allianz mit den Seemächten aufzulösen und dagegen eine mit Frankreich einzugehen, der ganzen äußeren Politik des Erzhauses somit eine andere Basis zu geben. Kaunitz betrachtete diesen von ihm veranlaßten Umschwung als Hauptakt seines politischen Wirkens. In der zweiten, vom 28. August 1755 datirten Denkschrift ist deutlich der ganze diplomatische Plan dargelegt, der die Basis bildet zur Allianz der Mächte, welche sich zum Angriff gegen Friedrich den Großen verbündeten. Nro. IV, 1764 nach Abschließung des Hubertsburger Friedens verfaßt, enthält die Feststellung der politischen Prinzipien für die nunmehr auf der neugeschaffenen Grundlage von Oesterreich einzunehmende Haltung; sie basirt auf der Allianz mit Frankreich, die auch zur Regelung der Stellung des Erzhauses zum Reich benutzt werden soll. Nro. V ist höchst interessant; es sind die politischen Instructionen, welche der Staatskanzler — von der Kaiserin dazu aufgefordert — dem Kaiser Josef mitgiebt auf die Reise nach Frankreich. Nro. VI ist wohl das bedeutendste unter den vorliegenden Dokumenten. Ein von der Kaiserin veranlaßtes Gutachten über ein Memoire von Josef, in welchem die wichtigsten Fragen zur Erörterung kommen, und ist, wie der Herr Herausgeber bemerkt, „für die Beurtheilung dieser beiden Persönlichkeiten von großem Interesse, die Gegensätze ihrer Ansichten kennen zu lernen: Josef damals im blühendsten Lebensalter stehend, bebt vor keiner Schwierigkeit zurück, wenn es gilt, eine reformatorische Thätigkeit zu entfalten; Kaunitz, idealistischen Träumereien seiner ganzen Anlage nach nicht zugeneigt, trägt den realen Verhältnissen Rechnung und sucht das Bestehende auch dort zu rechtfertigen, wo es sich factisch überlebt hatte". Besonders bemerkenswerth möchten hier wohl die Punkte sein, wo die Ansichten des Kaisers und des Ministers — was nicht häufig der Fall — im Grunde übereinstimmen und dennoch die Maßregeln, welche von Jedem zur Ausführung als wünschenswerth anerkannter Reformen vorgeschlagen werden, so sehr von einander abweichen. — Fein ist die Art und Weise, wie Kaunitz als guter Diplomat — während der Kaiser stets ein großes Gewicht auf die Gebrechen legt — beständig auf die bedeutenden Reformen und Verbesserungen hinweist, welche während Maria Theresias Regierung durchgeführt worden.

Die letzte Denkschrift ist trotz ihrer Kürze von Bedeutung; sie ist vom Jahre 1777 und behandelt die Religionsirrungen in Mähren. Obgleich sich Kaunitz der streng katholischen Kaiserin gegenüber in dieser Beziehung keine Blöße geben darf, spricht er sich doch höchst liberal aus, wenn er sich auch, den Verhältnissen gemäß, nicht auf seinen persönlichen Standpunkt — er war Voltairianer — sondern auf den des christlichen Staatsmannes stellt.

Wir erfahren aus der mit Sachkenntniß geschriebenen Vorrede, daß sich die im Wiener Archiv aufbewahrten Denkschriften des Fürsten über die ganze Zeit seiner Amtsthätigkeit von 1753—1792 erstrecken, und sehen den versprochenen ferneren Publicationen dieser werthvollen Aktenstücke voller Erwartung entgegen. M. B.

Ausgegeben: 8. August 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Justi's Winkelmann.

Das Kapitel in Justi's Buch über Winkelmann, welches die Aufnahme und Einwirkung der „Geschichte der Kunst" schildert, beginnt mit folgenden Worten: „Im Jahre 1764 lebte schwerlich Jemand, der eine sachkundige Kritik der Kunstgeschichte zu schreiben im Stande gewesen wäre. Man hatte vor allem aus ihr zu lernen: die wenigen, welche den gelehrten Apparat zu prüfen competent waren, waren incompetent in Bezug auf den noch wichtigeren monumentalen. Wie viel kam hier zusammen!" Aehnliches gilt auch von Justi's Buch. Wir alle haben zunächst aus demselben zu lernen und müssen uns vorzugsweise aufnehmend zu demselben verhalten. Wer auch das Feld der klassischen Kunst beherrscht und in den römischen Museen, wie sie jetzt bestehen, vollkommen zu Hause ist, hat doch nur selten die Geschichte der antiquarischen Studien so eingehend verfolgt und den Bestand und die Anordnung der römischen Museen im vorigen Jahrhundert sich so klar vor die Augen zu stellen verstanden, wie Justi, und vollends in der italienischen Gelehrtenwelt und in der italienischen Gesellschaft zu Winkelmann's Zeiten ist noch Niemand so heimisch geworden, wie Winkelmann's Biograph. Es giebt nicht viele Bücher, welche sich mit dem vorliegenden Reichthum des Inhaltes messen können, es giebt nur einige Schriftsteller, von welchen man eine so umfassende Gelehrsamkeit, einen so unermüdlichen Sammelfleiß und gediegenen Forschersinn rühmen darf, wie von Justi. Man ist beinahe versucht, die literarischen Tugenden des Verfassers weniger in seinem Werke gehäuft zu wünschen. Sie belasten dasselbe nicht selten, indem sie die Sammlung des Lesers hemmen und ihn mit seinen Gedanken unaufhörlich zu wandern zwingen. Freilich rechtfertigt der Nebentitel des Buches: „Mit Skizzen zur Kunst- und Gelehrtengeschichte des 18. Jahrhunderts" den Verfasser, wenn er seinen Helden zuweilen über den Paciaudi und Mazzocchi, oder über der Madame du Boccage und Couston vergißt, wenn er die Erzählung, daß Winkelmann in der Cancelleria seine Wohnung aufgeschlagen hat, zum Anlaß nimmt, ein kleines Architekturbild zu malen, und da der Palast Farnese in der Nähe liegt, auch dessen Schilderung eine Seite zu widmen, oder wenn er Winkelmann's erste Reise nach Neapel zu einer kunsthistorische Excursion nach Caserta benutzt. Der Verfasser darf ferner auf das Beispiel

Digitized by Google

der berühmten Mozartbiographie, welche wir Otto Jahn verdanken, hinweisen. Auch hier umspannt der Rahmen einer Lebensgeschichte einen weiten Kreis von Schilderungen aus der gleichzeitigen Kunst- und Kulturgeschichte, und wer möchte zweifeln, daß diese sorgfältige Umschau nach allen verwandten Erscheinungen, dieses gewissenhafte Zurückführen jeder Thatsache auf ihre Wurzeln, dieses Herauswachsenlassen des Helden aus seiner Zeit und Umgebung wesentlichen Antheil hat an dem verdienten Ruhme des Buches. Doch waltet zwischen Jahn und Justi ein Unterschied. Otto Jahn verzichtet auf die einheitliche Wirkung seines Buches; er weiß, daß diese Fülle erklärender Beischriften einen gewissen Zwiespalt in die Darstellung bringen muß. In einfach schlichter Weise stellt er sie meistens als Anmerkungen unter den Text und ersetzt durch den Reichthum der gediegensten, mit philologischer Gründlichkeit gearbeiteten historischen Notizen, was die Form an künstlerischer Abrundung etwa vermissen läßt. (In der 2. Auflage hat übrigens Otto Jahn eine durchgreifende Kürzung vorgenommen.) Justi verfährt anders. Er verschmäht jeglichen gelehrten Apparat, er setzt den Frager nach seinen Quellen ein unerbittliches Schweigen entgegen und duldet nicht, daß auf jeder Seite Anmerkungen den Zusammenhang des Textes lockern, durch das abgesonderte Niederschreiben des Nebensächlichen sich ein Dualismus in sein Buch einschleiche — sogar ein Personenregister demselben anzufügen, hat der Verfasser gewiß zum Leidwesen vieler Leser unterlassen. Sein Werk soll nicht nur benutzt, sondern auch genossen werden, der reiche gelehrte Apparat, welchen er beibringt, soll nichts für sich gelten, sondern nur den sicheren Grund bilden, auf welchem sich die Erzählung aufbaut. Vielleicht wäre dieses Ziel vollkommener erreicht worden, wenn der Verfasser eine größere Enthaltsamkeit geübt, nicht Alles, was er weiß, hier gesagt hätte. Somit, meine ich, ist ein historisches Buch, namentlich eine Biographie, einer Kunstschöpfung gleich zu achten, daß das schwere Rüstzeug der Arbeit, nachdem das Werk vollendet ist, nirgends das Auge treffen darf, der spröde Stoff überwunden, die Darstellung durchsichtig sich zeigen muß. Man würde die geschlossene Einheit der Erzählung weniger vermissen, wenn nicht der Verfasser selbst durch seine Ausdrucksweise den Leser öfter darauf hinwiese. Er häuft in der auffälligsten Weise Fremdwörter namentlich französischen Ursprungs. Man kann nicht annehmen, daß der Verfasser an und für sich eine Vorliebe für Sprachmengung besitze, sondern muß die Erklärung zu Hülfe nehmen, daß hier noch die nicht völlig verwischten Spuren seinen Detailstudien, die ihn in den Literaturen der verschiedensten Völker führten, vorliegen. Dann muß auch an einen anderen Umstand erinnert werden. Justi ist nicht allein der kenntnißreichste Cicerone, welcher bei jeder Gelegenheit aus dem Schatze seines Wissens freigebig mittheilt, sondern auch in

Digitized by Google

plärrenden Klänge großer Menagerien zugesellen sich zu diesen Kundgebungen energie. Der wütige, jetzt schon Wochenlang mit Klauen und Zähnen von Arbeitswilligen verteidigte Kampf um Arbeitsbedingungen, der Kampf um die Existenz überhaupt, findet in Amerika, wo Arbeitgeber, wo Arbeiter Amerikaner sind, gänzlich neue Ausdrucksformen, in denen Elemente, Wesen, Charakter, Temperament und Geschmack der Amerikaner sich widerspiegeln. Es ist durch Vergleiche gestützt klarer und fest. Die Energie und geistvolle Kraft, die Amerika groß gemacht hat, ist auch in diesem Kampfe zu finden. Und wenn auch die europäischen Arbeiter sich kaum vorstellen können, daß ihre Arbeitgeber gewaltige Menagerien, wie unsere Menschen plötzlich zum Leben Menschen gehalten, mit Löwen und Tigern und wilden Bestien, die ihnen gehören, bewachen, gemietet, so wird auch dem Arbeitgeber-Amerikaner Europäischer Art nicht einfallen, daß Arbeiter, die ihre berechtigten Arbeitslöhne von ihnen verlangen und von Tag zu Tag, Stunde um Stunde, Minute um Minute ihre Arbeit in Gefahr bringen, Anarchisten sind.

Wie in Amerika, so ist auch in Europa, wo Arbeitgeber, wo Arbeiter, wo Arbeit, wo Arbeitslosigkeit sich begegnen, unterschieden, in Nationalität, in Charakter, in Temperament, in Geschmack, in Sitte, in Neigung, in Art, in Gewohnheit, in Gesinnung, in Ansicht, in Meinung, in Form, in Farbe, in Gestalt, in Größe, in Stärke, in Schwäche, in Gesundheit, in Krankheit, in Leben, in Tod, in Geburt, in Ehe, in Ehelosigkeit, in Ehebruch, in Unzucht, in Keuschheit, in Scham, in Schamlosigkeit, in Ehre, in Ehrlosigkeit, in Tugend, in Laster, in Verbrechen, in Sünde, in Heiligkeit, in Gottesfurcht, in Gottlosigkeit, in Religion, in Aberglauben, in Unglauben, in Wissen, in Unwissenheit, in Klugheit, in Dummheit, in Weisheit, in Thorheit, in Tapferkeit, in Feigheit, in Mut, in Verzagtheit, in Kraft, in Schwäche, in Stärke, in Ohnmacht

Winkelmann'schen Kunstgeschichte war es begreiflich, daß man die Frage nach den Vorarbeiten, wie sie entstand und langsam und allmählich reifte, gewöhnlich gar nicht aufwarf. Sie erscheint in den wirkungsvollsten Theilen gleichsam rein hingehaucht und in unmittelbarer Begeisterung entworfen. Wir danken es Justi, daß wir jetzt über Winkelmann's Hauptwerk anders denken. „Es giebt wenige Werke, deren Entstehung man so auf Schritt und Tritt nachgehen kann. Man durchschaut die Triebfedern und die Operationen, denen ein unsterbliches Werk sein Dasein, seine Vorzüge verdankt, die Motive persönlicher Ehrliebe und selbstloser Begeisterung für die Sache, man bemerkt eine allseitige Sorge, die, wie die Natur, im Größten und im Kleinsten, im Innersten und Aeußerlichsten gleich gegenwärtig ist; man versteht, in welchem Sinne ein solches Werk im ersten Moment fertig, und in welchem es im ewigen Werden begriffen ist". Der Plan der Kunstgeschichte, so erfahren wir jetzt genaue, ist so alt, wie sein Aufenthalt in Rom. Schon im Herbst 1756 hat er das Werk angekündigt und die erste Schrift, die er in Rom ausarbeitete, die Beschreibung der Statuen im Belvedere bot vielfachen Stoff, welcher erst in der Kunstgeschichte verwerthet wurde. So genau Justi das allmähliche Werden und Wachsen, die verschiedenen Entwickelungsmomente der Kunstgeschichte verfolgt, ebenso gründlich setzt er sich mit dem vollendeten Werke kritisch auseinander. Die Analyse der Kunstgeschichte nimmt in der zweiten Abtheilung einen stattlichen Raum ein und giebt dem Verfasser Anlaß, nicht allein die Schärfe des Urtheils, welches niemals durch die einem Biographen doch so sehr verzeihliche Sympathie für seinen Helden bestochen wird, sondern auch die philosophische Gelehrsamkeit zu bewähren. Die kritischen Bemerkungen erweitern sich oft zu förmlichen Exkursen.

Nur wenige Schritte in der Kenntniß der Winkelmann'schen Kunstgeschichte braucht man zu machen, um alsbald den künstlerischen Kern seiner persönlichen Natur zu entdecken. Wie ganz anders stünde das 18. Jahrhundert in unserer Werthschätzung, wenn die Fülle der Phantasie, die Tiefe der künstlerischen Empfindung, welche einzeln seine wissenschaftlichen Schriftsteller auszeichnet, auch auf seine Bildhauer und Maler vererbt worden wäre. Auf die Frage nach den größten Künstlern des 18. Jahrhunderts ist man leicht versucht, mit den Namen Diderot und Forster, Buffon und Winkelmann zu antworten. Dieselbe Periode, welche uns in den Werken der Architektur, Plastik und Malerei die größte Stillosigkeit herrschend zeigt, hat Schriftsteller geboren, deren Stilgefühl noch heute unsere Bewunderung erregt, welche für die künstlerische Form der Sprache die feinste Empfänglichkeit besitzen. Man geht wohl nicht irre, wenn man diese Schriftsteller als die Vorläufer des besseren künstlerischen Geschmackes begrüßt, der sich in der

Digitized by Google

Sprache eher geltend macht, als in dem spröderen Material der Bildhauer und Maler. Und man verringert auch nicht das Verdienst des einzelnen Schriftstellers, wenn man ihn in die Reihe gleich sterbender Genossen setzt. Im höchsten Grade überraschend ist die Parallele, welche Justi zwischen Büffon und Winkelmann zieht, die Schilderung, die er nach Condorcet und Cuvier von dem berühmten Naturschilderer entwirft und die so vollkommen auch auf Winkelmann paßt. Buffon ging aus von einer Totalansicht, er drang in die Anfänge und das Werden, er erlaubt sich den Gebrauch der Hypothesen und der Verfahrungsweise kühnster Spekulationen, aber er hielt alles Uebersinnliche fern. Wo die Materialien nicht ausreichten, hat er oft durch Intuition wahrgenommen, was die Forschung später als Thatsache entdeckte. Er bewies den Werth und die Ueberlegenheit des künstlerischen Genies auch in den Wissenschaften". Wer glaubt nicht, wenn er diese Sätze liest, daß von Winkelmann die Rede ist? Der künstlerische Zug in seinen Wesen stempelt Winkelmann zum Sohne des 18. Jahrhunderts und verbindet ihn mit den hervorragendsten Führern der geistigen Bewegung jener Tage in Europa. Dieser künstlerische Zug prägt sich nicht allein in seinem Werke aus, er ist auch sonst in seinem persönlichen Verhalten wahrnehmbar. Auf diesen muß es zurückgeführt werden, wenn er auf die typographische Ausstattung seiner Schriften so großen Werth legte; er bietet auch die beste Erklärung für die merkwürdige Hingabe des Mannes an einzelne Empfindungen, für seine Unfähigkeit den Enthusiasmus und die Antipathie zu beherrschen, für den oft wenig vermittelten Wechsel der Stimmungen, für den überschwenglichen Freundschaftskultus u. s. w.

Das künstlerische Wesen seiner Persönlichkeit sichert ihn natürlich nicht vor einzelnen Irrthümern des künstlerischen Urtheils. Es ist merkwürdig, derselbe Mann, der das klassische Alterthum so tief durchdringt, hier so fest und selbständig auftritt, eine wahrhaft schöpferische Anschauung offenbart und im Urtheile bahnbrechend ist, zeigt, sobald er über die neuere Kunst sich äußert, eine nicht geringe Abhängigkeit von den Meinungen Anderer und erscheint vielfach von Vorurtheilen befangen. Seine Aussprüche über Michelangelo, seine Schätzung Raphaels, Corregios werden Niemanden überzeugen. Hier sah er, so scheint es, mit den Augen seines Freundes Mengs und darum schlecht.

Würde Winkelmann, wenn er sich größere Mühe gegeben hätte, — eigentlich war ihm die neuere Kunst gleichgültig — sein Urtheil wesentlich geändert haben? Dagegen wäre anzuführen, daß sein Sinn doch vorzugsweise der plastischen Schönheit offen stand, zu dem malerischen Reizen sich im Ganzen spröde verhielt. Damit hängt seine Begeisterung für männliche Schönheit zusammen. Der Jünglingstypus „virgineus in puero, puerilis in vir-

Digitized by Google

gine darf in der That von rein plastischem Standpunkte den Anspruch erheben, als Schönheitsideal zu gelten. Das muß zugeben, auch wer die sittlichen Gefahren, die aus einer falschen Richtung dieses Schönheitskultus erstehen, nicht verkennt. Die ausschließliche Betonung der plastischen Schönheit ist, wenn man will, eine Einseitigkeit, aber ohne dieselbe hätte Winkelmann das Wort der Lösung für die antike Kunst nicht gefunden. Sie gab ihm die Kraft, hier auf den Kern der Sache gleich einzugehen und was die griechische Kunst so groß macht, mit überzeugender Schärfe darzulegen. Aber auch nach einer anderen Seite hin wirkte Winckelmann's Einseitigkeit segensreich. Denn auf ihn beruhte es doch vorzugsweise, daß sein Wirken als die Einleitung zu der Kunstreform am Ende des Jahrhunderts begrüßt werden darf. Sein Urtheil über einzelne künstlerische Zeitgenossen war hier und dort befangen, jene über die Gesammtrichtung der Kunst seiner Zeit nur gerecht und begründet. In malerischen Manierismus war dieselbe vollständig versunken. Während der Herrschaft des Rococo hatten gleichsam üppige Ranken den morschen Stamm verdeckt, seitdem jene welkten und abfielen, zeigte sich die gänzliche Abgestorbenheit der Phantasie. Selbst die Farbe, auf deren Handhabung sich die Maler noch am besten verstanden, hatte allmälich den blühenden Schein verloren, war kreidig, todt geworden. Nun erst enthüllte sich deutlich das Gleißnerische der Kunst, ihre Unfähigkeit, feste, markige, lebensfähige Gestalten zu schaffen.

Doppeltes that Noth: Rückgang auf ein strenges Muster, von dem nicht abgewichen werden kann, ohne die Grenzen der schönen Kunst selbst zu überschreiten und Ausbildung eines Stiles, welcher grundsätzlich der herrschenden Manier entgegengesetzt ist, so daß die Gefahr schwindet, wieder in die alten Sünden zu verfallen. Für Beides gab Winckelmann den besten Rath. Er führte das Ideal der antiken Kunst wieder in das Leben, er sprach in begeisterter Weise das Lob der plastischen Schönheit. Wenn wir gewahren, daß die wirkliche Kunstreform, wie sie am Schlusse des Jahrhunderts eintrat, sich genau nach diesem Rath hielt, ihre Anregungen aus dem klassischen Alterthume holte, ihren Gestalten strenges plastisches Maß verlieh, in demselben Maße die Malerei von dem Gesetze der Plastik abhängig macht, in welchem bis jetzt die Plastik malerischen Regeln unterthan gewesen war, müssen wir da nicht nothwendig auf den unmittelbaren Einfluß Winckelmann's schließen?

„Sucht die edle Einfalt in den Umrissen und in der Kleidung, schrieb er an seinen jungen Freund, der dänischen Bildhauer Wiedewelt, und stellet auch in Ermangelung einer Niobe einen Kopf vor, dessen Umriß Raphael mit einem einzigen Zuge der Feder aber richtig, unverbesserlich entwarf. Fliehet die gelehrte Andeutung vieler Dinge und suchet nicht überweise zu sein. Erzeuget eine griechische Schönheit unter dem cimbrischen Himmel, die

und beim Wege gehen und stehen, wenn er aufsteht. Du sollst sie binden zum Zeichen auf deine Hand, und sollen dir vor deinen Augen stehen, und schreibe sie in deines Hauses Pfosten, und in deine Thore. Und wenn dich der HErr, dein Gott, wird gebracht haben in das Land, das er deinen Vätern geschworen hat, Abraham, Isaak und Jakob, dir zu geben, große und feine Städte, die du nicht gebauet hast, und Häuser voll aller guten Güter, die du nicht gefüllet hast, und ausgehauene Gruben, die du nicht ausgehauen hast, Weinberge und Oelbäume, die du nicht gepflanzet hast, wenn du nun essen und satt werden wirst, so hüte dich, daß du nicht vergessest des HErrn, der dich aus Egyptenland, aus dem Diensthause geführet hat.“ Ferner: „Du sollst den HErrn, deinen Gott, fürchten, und ihm dienen, und bei seinem Namen schwören.“ Und: „Ihr sollt nicht gehen anderen Göttern nach, von den Göttern der Völker, die um euch her sind.“ Und: „Ihr sollt nicht thun, wie wir heute hier thun, ein jeder was ihn gelüstet.“ Und: „Ihr sollt nicht versuchen den HErrn, euren Gott, wie ihr ihn versuchtet zu Massa.“ Und: „Ihr sollt halten die Gebote des HErrn, eures Gottes, und seine Zeugnisse und seine Satzungen, die er dir geboten hat.“ Und: „Du sollst thun, was recht und gut ist vor dem HErrn, auf daß es dir wohlgehe, und du hineinkommest und einnehmest das gute Land, das der HErr deinen Vätern geschworen hat, zu vertreiben alle deine Feinde vor deinem Angesicht, wie der HErr geredet hat.“ Und: „Wenn dich dein Sohn morgen fragen wird und sagen: Was sind das für Zeugnisse, Rechte und Satzungen, die euch der HErr, unser Gott, geboten hat? so sollst du deinem Sohne sagen: Wir waren Knechte Pharaos in Egypten, und der HErr führete uns aus Egypten mit mächtiger Hand. Und der HErr that große und schädliche Zeichen und Wunder an Egypten, an Pharao und an seinem ganzen Hause, vor unseren Augen, und führete uns von dannen aus, auf daß er uns hineinführete und gäbe uns das Land, das er unseren Vätern geschworen hat. Darum gebot uns der HErr, daß wir alle diese Satzungen halten, daß wir den HErrn, unseren Gott, fürchten, auf daß es uns wohlgehe unser Lebenlang, wie es heute stehet. Und es wird uns Gerechtigkeit sein, wenn wir alle diese Gebote halten vor dem HErrn, unserem Gott, wie er uns geboten hat.“ Und: „Du sollst nicht

teren Jahren klar wurde. Wirkt denn aber ein Schriftsteller nur in unmittelbarer Weise? Woher kam es, daß plötzlich die Künstler Baninis Balletengel auf der Engelsbrücke scheußlich fanden, die Lüge des rosenfarbenen Fleisches, die Unwahrheit der vor lauter Zierlichkeit verdrehten Köpfe und Leiber entdeckten, daß sie mit einem Male die einfache Schönheit antiker Gestalten nicht bloß nachzuempfinden, sondern auch nachzubilden verstanden und für die ideale Wahrheit in der Kunst das Auge offen erhielten? Weil sie durch ein neues Medium blickten, weil die geistige Luft, die sie athmeten, sich verändert hatte, Empfindung und Anschauung eine gegen früher ganz verschiedene Wendung genommen hatte. Daß dieses aber so wurde, darauf übte Winkelmann den größten Einfluß. Seine Gedanken wanderten durch die Welt, flatterten in der Luft, wurden bald von Unzähligen aufgenommen und weiterverbreitet und bildeten dann einen Bestandtheil des allgemeinen künstlerischen Bewußtseins.

So gehört allerdings Winkelmann zu der modernen Kunst, welche durch Carstens und Thorwaldsen eingeleitet wird, auch wenn er sie nicht unmittelbar gezeugt hat. Wir dürfen zum Schlusse auf ein klassisches Zeugniß uns berufen. „Durch Meng's Schriften in Vereinigung mit den Winkelmann'schen sind fast bei allen, welche die Kunst werkthätig pflegten oder ihr bloß als Liebhaber zugeneigt waren, höhere, wenn nicht Begriffe, doch Ahnungen der Kunst und des Geistes derselben erregt worden". Diese Sätze sind aus dem Aufsatze der Weimarischen Kunstfreunde über Neudeutsche religiös-patriotische Kunst in Göthe's Kunst und Alterthum entlehnt. Göthe stand der Winkelmann'schen Zeit nahe genug, um den Einfluß Winkelmann's lebendig zu fühlen. Er war aber nicht allein von der Größe dieses Einflusses, sondern auch, daß derselbe der richtige sei, überzeugt. Durch die Stiftung der Gesellschaft der Weimarischen Kunstfreunde suchte er dem Winkelmann'schen Kunstkanon weitere Geltung zu verschaffen. Daß der Versuch so wenig gelang, haben die Winkelmann'schen Ideen nicht verschuldet.

Anton Springer.

Kriegsliteratur aus dem deutschen Generalstabe.

Die Operationen der III. Armee. Nach den Akten dargestellt von W. v. Hahnke, K. P. Major im Generalstabe. I. Bis zur Capitulation von Sedan. Berlin, 1873. E. S. Mittler u. Sohn.

Das Werk des Herrn v. Hahnke erschien kurz vor dem 3. Heft des großen Generalstabswerkes. Beide enthalten eine Darstellung der Schlacht von Wörth, das Buch v. Hahnke den kürzeren Bericht, das officielle Werk

Digitized by Google

eine ausgeführte Schilderung. Obgleich beide unabhängig von einander geschrieben sind, ist doch in allen Hauptsachen Uebereinstimmung. Nur eine entschiedene Differenz findet sich in den Verlustzahlen — z. B. bei Hahnke 321, im Generalstabswerk 777 Vermißte des V. Armeecorps. Der Unterschied beruht wohl darauf, daß die Zusammenstellung nach verschiedenen Tagesausweisen erfolgt ist, doch wäre eine gelegentliche Erklärung willkommen.

Major v. Hahnke war erster Generalstabsoffizier der III. Armee und hat in dieser Stellung, welche so viele schwer zu vereinigende Anforderungen an den Offizier stellt, eine ungewöhnliche Tüchtigkeit bewährt. Man sieht dem Buche an, daß es mit voller Kenntniß der Thatsachen und Verhältnisse geschrieben ist, sowohl wo es erzählt, als wo es schweigt. Eine wesentliche Aufgabe desselben war darzulegen, wie weit die Leitung der III. Armee durch die sogenannten Directiven und Befehle des königlichen Hauptquartiers beeinflußt wurde, und was von dem Kronprinzen und General von Blumenthal selbständig oder zur Ausführung der empfangenen Ordres und endlich, was innerhalb der Armee im Drange der Action von den einzelnen Kommandeurs befohlen wurde. Grade dies ist in hohem Grade interessant und stellt einzelne Momente der Kriegführung in neues Licht. Graf Moltke hat selbst ausgesprochen, daß jeder Armee von 100,000 Mann und darüber, auch wenn sie im engen Zusammenhang mit anderen operirt, ein hoher Grad von Selbständigkeit innewohne, und es ist nicht der geringste Theil seines Verdienstes, daß er verstand, diese Selbständigkeit zu achten und die leitenden Gesichtspunkte, welche er ertheilte, in Form und Ausführung den Persönlichkeiten der betreffenden Befehlshaber anzupassen. Dennoch war es unvermeidlich, daß sich hier und da Differenzen ergaben; daß das Generalkommando sich einmal veranlaßt sah, in das Detail der Befehlsführung einzugreifen, z. B. direkt die Bewegung einzelner Corps zu dirigiren, und daß solches Dazwischenfahren in die Ordnung des Oberkommandos daselbst peinlich berührte. Auch hier fand ein Gegensatz und stiller Kampf der Charaktere und des Ehrgeizes statt. Aber das Gute und Große war in der deutschen Armee, daß diese Trübungen immer durch feste Kriegszucht, durch das gemeinsame patriotische Interesse und durch gegenseitige Achtung beseitigt wurden und nur wie leichte Wolkenschatten unter dem klaren Sonnenlicht dahinfuhren.

Schon beim ersten Beginn der Operationen hatte das große Hauptquartier von der III. Armee den Einmarsch in Frankreich um mehrere Tage früher gefordert, der Kronprinz hatte mit Recht dagegen geltend gemacht, daß namentlich die baierischen Corps noch nicht vollzählig und feldbereit waren und daß vor den 3. August ein Angriff von deutscher Seite nicht rathsam sei. Zuletzt hatte General v. Moltke den Obersten von Verdy in

Digitized by Google

das Hauptquartier der III. Armee gesandt und dort die Verständigung in mündlicher Rücksprache gefunden. Aber man hielt im großen Generalstabe die ersten Aufgaben der III. Armee wohl überhaupt für leichter, als sie bei dieser selbst angesehen wurden. Allerdings war die französische Armee des Elsaß, selbst wenn sie concentrirt gefunden wurde, numerisch beträchtlich schwächer als die Armee des Kronprinzen. Aber Mac Mahon befehligte vielleicht den besten Theil des französischen Heeres, man durfte erwarten, die Franzosen in sehr festen Stellungen zu finden, und die III. Armee umfaßte damals nur zwei preußische Corps, das V. und XI., das letztere selbst eine neuere Bildung, obgleich unter tüchtigem Kommandeur. Bei den Baiern und Würtembergern war das Material vortrefflich und ebenso der gute Wille der Befehlshaber. Auch hatten die süddeutschen Staaten ihre Complettirung und Gefechtbereitschaft mit ungewohnter Energie und Schnelligkeit bewirkt. Aber das Oberkommando durfte zweifeln, ob die taktische Ausbildung der Truppen selbst, die Kriegserfahrung höherer Befehlshaber und die Methode der Gefechtsführung bereits so fest seien, daß man gleich in den ersten Tagen des Feldzuges die schwersten militärischen Aufgaben stellen dürfe, zumal gegenüber einem Feind, der in seinen Gefechtsformen besonders gewandt und sicher war. Nur der Krieg konnte diese und andere Inconvenienzen der Armee-Zusammensetzung allmählich beseitigen. Und in der That erwies die Erfahrung, daß die Baiern, welche wegen ihrer Zahl beim Beginne des Feldzugs am wenigsten geschont werden konnten, nur durch verhältnißmäßig große Verluste und durch eine unübertreffliche, zuweilen geradezu rührende Hingabe der Kommandeure, Offiziere und Mannschaften ihre unvollständige Eingewöhnung in feste Gefechtsformen überwanden. Bei Weißenburg mußten Geschütze des V. Armeecorps ihnen das Thor öffnen, bei Wörth, wo sie im Anfang durch Contreordres beirrt wurden, wurde ihnen gar nicht leicht ein hinhaltendes Gefecht zu führen und abzubrechen und sich darauf zum neuen Angriff zu formiren. Noch in der Schlacht bei Sedan, wo das I. bairische Corps die Aufgabe hatte, die Franzosen bei Bazeilles festzuhalten und ihren Durchbruch zu verhindern, entriß zwar von der Tann den Franzosen die starke Stellung in einem harten Ringen, das an persönlicher Erbitterung der Kämpfenden kaum seines Gleichen fand, aber er hatte in dem Dorfgefecht bis um 10 Uhr früh die ganze Kraft seines Armeecorps verbrauchen müssen. —

In der Erwägung, daß die ersten Schläge gegen die Franzosen unter Bedingungen erfolgen mußten, welche die möglichst größte Sicherheit des Erfolges boten und auch einen kleinen Nachtheil sorgfältig vermieden, begann die III. Armee ihre Operationen. Es ist bekannt, daß die Schlacht bei Wörth von preußischer und französischer Seite erst zu dem 7. August beab-

Digitized by Google

sichtigt war, die Schlacht hätte in diesem Fall noch größere Dimensionen erhalten, Mac Mahon wäre stärker, aber auch die Umfassung der feindlichen Stellung durch unsere Corps wäre vollständiger gewesen. In dem Werk v. Hahnke möge man nachlesen, wie der Kommandeur des V. Armeecorps, Generallieut. v. Kirchbach, durch die Verhältnisse gezwungen wurde, kurz vor Mittag selbständig die Schlacht zu beginnen. Derselbe Corpsführer hat auch später bei Sedan durch die nicht befohlene Verlängerung seines umfassenden Angriffs über St. Menges hinaus bis nach Fleigneux einen selbstständigen Antheil an der völligen Einschließung der französischen Armee gewonnen.

In dem Buch Hahnke's werden ferner die ungewöhnlichen Marschleistungen der III. Armee in das Licht gestellt. Zweimal hatte dieser linke Flügel des deutschen Heeres die Aufgaben, sich durch große Marschcurven auf gleiche Höhe mit den übrigen Theilen zu setzen, so vom 7. bis 17. August über die Vogesen, und fast noch anstrengender seit dem 26. August, wo die Nachricht von dem Marsch Mac Mahons eingelaufen war, bis zur Schlacht am 1. September. Wir erfahren aus dem Werke auch, daß das Oberkommando der III. Armee sich schneller als das große Hauptquartier mit dem Gedanken des berühmten Rechtsabmarsches zur Verfolgung Mac Mahons vertraut machte und seine Dispositionen darauf einrichtete.

Als Graf Moltke sich zögernd entschloß, an den verhängnißvollen Marsch Mac Mahons zum Entsatz Bazaines zu glauben, beabsichtigte er ihm nur die Armee des Kronprinzen von Sachsen und die Baiern, außerdem aber Korps der Cernirungsarmee von Metz entgegenzuwerfen, die preußischen zwei Korps der III. Armee aber, das V., XI. und das nachträglich zugetheilte VI. im Vormarsch auf Chalons resp. Paris zu lassen. Diese Disposition ist wahrscheinlich unter der Annahme erfolgt, daß die preußischen Korps der III. Armee, welche bei einer Rechtsschwenkung auf dem linken Flügel die größten Entfernungen zurückzulegen hatten, für die Entscheidung zu spät herankommen würden. Und dies wäre auch der Fall gewesen, wenn Mac Mahon seinen Zug mehr beschleunigt und in der Marschrichtung nicht mehrfach geschwankt hätte. Es war damals das Verdienst des Kronprinzen, daß er sich beim König die Theilnahme seiner sämmtlichen Korps an der Verfolgung auswirkte. Das Bild, welches man sich bei der III. Armee von den Marschbewegungen des Feindes gemacht hatte, erwies sich als das richtigere, Graf Moltke konnte den Abmarsch zweier Korps von der Cernirungsarmee vor Metz suspendiren, die Einschließung des Feindes und die Schlacht bei Sedan wurden durch die außerordentlichen Marschleistungen der III. Armee rechtzeitig durchgesetzt.

Auch hier ist belehrend, wie die Umschließung der Franzosen und das so wundervoll präcise Zusammengreifen der III. und Maas-Armee nicht nur

Digitized by Google

durch die Dispositionen des großen Generalstabes, sondern auch durch directe Verständigung der beiden Armeekommandos bewirkt wurde. Am späten Nachmittag des 31. August kam der König selbst mit Graf Moltke in das Hauptquartier der III. Arme, man hatte sich überzeugt, daß das französische Heer noch um Sedan herum auf der Nordseite der Maas stand. Officiere des Hauptquartiers hatten von den Höhen des südlichen Maasufers mehrfachen Einblick in die Stellung der Franzosen gewonnen, der Erbprinz von Hohenzollern hatte dort eine Skizze der Gegend und der französischen Bivaks darin entworfen, es war wohl das erste Croquis und Landschaftsbild, welches damals von dem Schlachtterrain des nächsten Tages auf Papier gebracht wurde. General Moltke aber sagte zufrieden: „Nun haben wir sie doch in der Falle und müssen wir morgen in aller Frühe über die Maas gehen.“ Auf Grund dieser Besprechung wurden von der III. Armee die bezüglichen Dispositionen getroffen, welche zunächst dahin gingen, dem Feinde die Straße von Sedan nach Mezières, also die Rückzugslinie nach Westen und Paris zu verlegen. Aber am späten Abend kam aus dem großen Hauptquartier die — wohl irrthümliche — Mahnung, daß die Franzosen sich zum Abmarsch nach Westen rüsteten und wahrscheinlich die Nacht dazu benutzen würden; man möge eilen, sie aufzuhalten. Darauf wurde von der III. Armee dem XI. und V. Armeekorps und der Würtembergischen Division sofort befohlen, noch bei Nacht die Brücken über die Maas zu schlagen und beim ersten Morgengrau überzugehen, dem General von der Tann, der mit dem I. bairischen Korps im Centrum bereits die Maasübergänge bei Bazeilles fest hielt, wurde die Ordre gesandt, bei Tagesanbruch in Bazeilles einzudringen und den etwa abmarschirenden Feind möglichst festzuhalten. Zugleich aber wurde ein schneidiger Husarenofficier in der Nacht nach dem rechten Flügel des Heeres, zum Kronprinzen von Sachsen, mit den Dispositionen der III. Armee, einem Schreiben des General von Blumenthal und dem Auftrag, dasselbe mündlich zu erläutern, abgeschickt. Der Officier erreichte den Kronprinzen von Sachsen am 1. September früh um 1 Uhr in Mouzon. Dieser war schnell entschlossen, sofort mit der Maasarmee vorzugehen, ließ zur Stelle alarmiren und drei Colonnen zur Umgehung des Feindes von Osten her aufbrechen.

Zu den Mittheilungen, für welche wir dem Verfasser dankbar sind, gehört auch der authentische Text der französischen Rapporte über die Tage von Weißenburg und Wörth. Der Autor hat übrigens nicht nur ein belehrendes, auch ein gut lesbares Buch geschrieben, das in Form eines Tagebuchs und in gedrungener Darstellung die wichtigsten Dispositionen des Oberkommandos und ihre Ausführung actenmäßig berichtet.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegs-

Digitized by Google

geschilderten Erlebnisse mit großer Bestimmtheit. Die Gräfin ist damals noch am Leben; sie starb im Jahre 1877. A. v. Klinckowstroem.

Eine offenbar ähnliche Sage, aus welcher sich die Klopfgeister entwickelt zu haben scheinen, findet sich Theodor v. Haupt's Alt-Zittau Band 1 Seite 1 ff. Es wird dort erzählt, daß auf dem Scheibenberge ein Schatz vergraben liege. Ein Carmeliterbruder soll denselben unter 40 Klaftertiefe gefunden haben. Er habe ihn aber nicht heben können, weil ihm ein Geist (gewöhnlich) erschien und ihn mit Schlägen vertrieben habe. Der Mönch entgeht zwar nicht mit dem Leben, aber doch mit heiler Haut. Er bringt seine Erlebnisse dem Prior zur Kenntniß, der ihm den Rath ertheilt, mit Weihen und Beschwörungen den Geist zu bannen. Der Mönch folgt dem Rathe, und der Geist wird gebannt. Er soll aber noch 100 Jahre in der Gegend umgehen, bis ein Mönch kommt, der ihn erlöst. Dieser Mönch soll Bruder Berthold sein. Er soll in Zittau gewesen sein und dort Wunder gethan haben. Er soll 1300 gestorben sein. Er soll 1300 Jahre, also bis heute, in der Gegend herum sein. Er soll sich in Gestalt eines Hasen sehen lassen. Wer ihn erlöst, dem soll er einen großen Schatz geben

spätern Verlauf des Krieges fand sie reichliche Gelegenheit ihre Energie zu erweisen; auch die preußische Kavallerie erhielt erst durch den Krieg selbst ihre volle Tüchtigkeit. — Dennoch waren die unmittelbaren Folgen des Zusammenstoßes bei Wörth die einer großen Schlacht, denn in Zerrüttung und Muthlosigkeit suchten die Armeekorps von Mac Mahon und de Failly ihre Rettung im innern Frankreich, der Zusammenstoß bei Spicheren hatte an sich nur die Bedeutung eines siegreichen Treffens, welches aber deshalb eine maßgebende Wichtigkeit erhielt, weil die unübertrefflichen Leistungen unserer Truppen gegen einen numerisch stärkeren Feind in der ganzen französischen Rheinarmee eine Bestürzung hervorriefen, welche auf die Operationen der nächsten Wochen lähmend einwirkte.

Oft ist als eine Eigenthümlichkeit dieses Krieges hervorgehoben worden, daß alle großen Zusammenstöße mit dem Feinde vom 6. bis 16. August, die Schlachten bei Wörth, Spicheren, Courcelles und Vionville den Charakter improvisirter Schlachten hatten, welche durch das Bestreben den Feind festzuhalten, eingeleitet, durch das einträchtige Zusammenwirken der einzelnen Korpskommandos ausgefochten wurden. Erst bei Gravelotte am 18. August disponirte General Moltke den Aufmarsch und die Tagesaufgabe für die einzelnen Korps. Der Doppelsieg vom 6. August, die blutigen Erfolge des 14. und 16. wurden nur möglich durch den stürmischen Eifer der Truppen und die Hingabe der Führer, welche dahin zogen, wo Kanonendonner erscholl, wie in grauer Vorzeit die Adler zur Wahlstatt; und mit Recht vergleicht das Generalstabswerk diesen Eifer der deutschen Befehlshaber mit der Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit der französischen. Dennoch würde sich als nützlich empfehlen, wenn eine große militärische Autorität Preußens einmal das Axiom, daß der Kommandeur dem Kanonendonner nachzumarschiren habe, mit einer klaren Interpretation versehen wollte. Denn die schönste Wahrheit kann zur schädlichen Phrase werden, und die stolze Mahnung, welche für Befehlshaber in dieser Lehre liegt, vermag bei unrichtiger Anwendung auch Unheil zu bereiten. Zudem ist Kanonendonner ein unzuverlässiges Geräusch, er hört zuweilen in der Nähe eines Schlachtfeldes auf, vernehmbar zu sein, auch wenn man darnach lauscht. Das erfuhren z. B. Preußen und Franzosen in der Umgegend von Spicheren.

Die Schlacht von Vionville und Mars la Tour. Die preußischen Garden am 18. August 1870. — Zwei Vorträge, gehalten in dem wissenschaftlichen Verein zu Berlin von Arnold Helmuth, Hauptmann im großen Generalstab. Berlin 1873, E. S. Mittler und Sohn.

Der Verfasser, als Schriftsteller rühmlichst bekannt durch seine Geschichte des 27. Regiments im böhmisch-deutschen Kriege, hat auch in diesen Vorträgen die Virtuosität einer wirkungsvollen Erzählung bewährt. Die Truppen-

Digitized by Google

Gefecht und die Kampfweise früherer, selbst heutzutage meist noch üblicherweise angewendeter, aber mit gänzlichem Recht gerügter, geradezu fehlerhafter Gefechtsformen, wie sie z. B. in den Kämpfen um Metz, Sedan und Paris vielfach vorkamen, wenn z. B. starke Gefechtslinien, wie sie in den Reichskriegen gebräuchlich waren, bei Beginn des Gefechts dicht hinter der Gefechtslinie einige geschlossene Bataillone in Kolonne folgten, um, wie Moltke sagte, eine Reserve für alle Fälle zu haben. Diese Art, die Reserven zu verwenden, ist heute nicht mehr zulässig, denn sie bedeutet, daß die Reserven nicht rechtzeitig eingreifen können, sondern sie erst dann kommen, wenn die Entscheidung bereits gefallen ist.

Ebenso verwerflich ist auch die Gewohnheit, die Reserven hinter einem Flügel aufzustellen, was Generalmajor von Boguslawski 1876 zum Titel einer Broschüre, die den Verfall-Tag des Flügels" behandelte, veranlaßte. Die Reserven, die in Kampfpausen gezogen, so weit sie sich vorschieben, in den heutigen Gefechtsformen nicht mehr rechtzeitig eingreifen können, sind nur dann zu verwenden, wenn sie bereits eingesetzt sind, um Lücken in der Gefechtslinie auszufüllen. Solche Lücken können sich in diesen Kämpfen selbst

Gefecht und die Kampfweise früherer, selbst heutzutage meist noch üblicherweise angewendeter, aber mit gänzlichem Recht gerügter, geradezu fehlerhafter Gefechtsformen, wie sie z. B. in den Kämpfen um Metz, Sedan und Paris vielfach vorkamen, wenn z. B. starke Gefechtslinien, wie sie in den Reichskriegen gebräuchlich waren, bei Beginn des Gefechts dicht hinter der Gefechtslinie einige geschlossene Bataillone in Kolonne folgten, um, wie Moltke sagte, eine Reserve für alle Fälle zu haben. Diese Art, die Reserven zu verwenden, ist heute nicht mehr zulässig, denn sie bedeutet, daß die Reserven nicht rechtzeitig eingreifen können, sondern sie erst dann kommen, wenn die Entscheidung bereits gefallen ist.

Ebenso verwerflich ist auch die Gewohnheit, die Reserven hinter einem Flügel aufzustellen, was Generalmajor von Boguslawski 1876 zum Titel einer Broschüre, die den „Verfall-Tag des Flügels" behandelte, veranlaßte. Die Reserven, die in Kampfpausen gezogen, so weit sie sich vorschieben, in den heutigen Gefechtsformen nicht mehr rechtzeitig eingreifen können, sind nur dann zu verwenden, wenn sie bereits eingesetzt sind, um Lücken in der Gefechtslinie auszufüllen. Solche Lücken können sich in diesen Kämpfen selbst

demoralisirt, sie hatte 18,000 unverwundete Gefangene verloren, ganze Brigaden hatten sich aufgelöst. Der deutsche Verlust betrug bei den 3½ Armee-Korps, welches zusammen ca 58,000 Mann Infanterie und 15,000 Pferde zählten, nach 7 Tagen fortwährender Kämpfe und harter Strapazen 189 Officiere, 3470 Mann. Davon kamen zwei Drittel der Officiere und die Hälfte der Mannschaften auf das III. Armee-Korps. — Die siebentägige Schlacht würde die Verluste des französischen Heeres ins Ungeheure gesteigert haben, wenn nicht die Rücksicht auf die Gesammtlage der Operationen das Generalkommando veranlaßt hätte, die Verfolgung weise zu beschränken.

Im Separatabdruck liegen zwei Aufsätze aus der historischen Zeitschrift von Sybel vor:

Der Krieg von 1870 bis zur Einschließung von Metz, und der Feldzug von Sedan, beide nach französischen Quellen von Max Lehmann.

Schon früher ist in d. Bl. auf die gute Arbeit desselben Verfassers über die Schlacht von Vionville aufmerksam gemacht; diese beiden Aufsätze sind ganz dazu angethan, das Interesse an dem jungen Gelehrten zu steigern, welcher, ohne selbst Militär zu sein, den Scharfsinn des Historikers mit einem nicht gewöhnlichen Geschick für Schilderung militärischer Actionen verbindet. Die Abhandlungen enthalten außer einer unbefangenen Würdigung der französischen Kriegsliteratur, soweit diese von Sachverständigen herrührt, die kritische Darlegung der für das Verständniß der französischen Operationen gewonnenen Resultate, sie sind nach dieser Richtung so bedeutend, daß sie bei keiner späteren Darstellung der Ereignisse vom deutschen Standpunkte unbeachtet bleiben dürfen. Bazaine und Mac Mahon stehen im Mittelpunkt der Erörterung. Das Endurtheil des Verfassers lautet zumal über Bazaine sehr ungünstig. Schwerlich wird die französische Untersuchungs-Commission im Stande sein, schärfer die militärischen Sünden des Marschalls hervorzuheben, als der deutsche Schriftsteller auf Grund gedruckter Aufzeichnungen that, zu denen auch die Rechtfertigungsschriften Bazaines gehören. Dennoch ist bei ruhiger Auffassung die Schuld Bazaines nicht von der Art, welche ein Kriegsgericht mit Strafe belegen kann. Daß er die Festung erst übergeben hat, als der Mangel seine Armee völlig zu desorganisiren drohte, ist zweifellos; daß er in den Tagen vom 14. bis 18. August sich nicht durchschlug, wurde durch die Schwerfälligkeit des Heeres und die bereits eingerissene Unordnung ebenso verschuldet, als durch seine irrthümliche Auffassung der Situation, welche ihn unter Anderm an Benutzung der nördlichen Straße hinderte. Von den Franzosen und auch von dem deutschen Kritiker wird als seine schwerste Verschuldung betrachtet, daß er nach der Umzingelung nicht energischer den Ausbruch versuchte, den er doch dem Marschall Mac Mahon in Aussicht gestellt hatte, und daß er namentlich in der Schlacht bei Noisse-

Digitized by Google

ville nicht mehr Energie aufwandte. Uns scheint das ganze Verhalten Bazaines seit dem 18. September: die Unsicherheit, das Zögern, die halben und widersprechenden Maßregeln zu erklären nicht aus schlauen politischen Hintergedanken einer gewissen oder unklaren Beschränktheit, sondern daraus, daß es ihm gegangen war wie fast allen Generälen des kaiserlichen Heeres, er hatte das Vertrauen zum Kaiser, zu seiner Truppe und zu sich selbst verloren. In den drei furchtbaren Tagen des 14., 16. u. 18. Aug. war der active Muth der Führer und Truppen für einige Zeit abgebrannt. Herrschte doch auch in unserm Heere, dessen Metall härter und dessen sittliche Triebkraft unvergleichlich höher war, nach diesen Tagen in den tapfersten Seelen eine düstere und gedrückte Stimmung, die man wohl ein Grauen vor den Schrecken des Krieges nennen darf. Die Blutarbeit der drei Schlachten überstieg das Maß, welches Menschennatur ohne Verlust auszuhalten vermag. Die Nachwirkungen könnte man vielleicht noch aus der Haltung unserer Truppen bei Noisseville erkennen, wie aus dem Verhalten der Franzosen am zweiten Tage des Kampfes. Denn diese seltsame Schlacht war ein Zusammenschlagen von abgespannten Leuten. Und wir waren die Sieger, Bazaine aber und seine Generäle wußten im Geheimen wohl, wie sehr sie geschlagen waren. In vierzehn Tagen war ihnen Alles geschwunden, das Vertrauen auf die neuen Waffen, auf die tactische Ausbildung der Infanterie, auf die Brauchbarkeit der Kavallerie, auf den Elan des französischen Soldaten, vor Allem auf den Stern des Kaisers. Das ganze Kaiserreich, dem sie ihre Stellung verdankten, erschien ihnen plötzlich wie eine große Seifenblase, die im Begriff war zu zerplatzen. Sie sahen sich selbst ohne jede Deckung, übler Nachrede im Heere, dem Argwohn ihres Volkes, den Vorwürfen einer unsinnigen Presse preisgegeben. Der Gegner, den zu unterschätzen sie gewöhnt waren, hatte ihnen bei jedem Zusammenstoß seine Ueberlegenheit erwiesen, und ihr Vertrauen auf die Zukunft wurde dadurch nicht besser, daß sie ihre Niederlage durch eine ungeheure Ueberzahl der Deutschen erklärten. Wenn Bazaine bei solchem Gemüthszustande erfuhr, daß die französische Nation durch seine Schlachtberichte erquickt, große Hoffnung auf ihn setze, so konnte dieses plötzliche und unverdiente Vertrauen ihm nicht den Muth beflügeln, eher seine Scheu vermehren, noch einmal das Aeußerste zu wagen. Denn als ein äußerstes Wagniß erschien der Versuch eines Durchbruchs ihm, wie den Generälen seiner Armee. Er hatte übertriebene Vorstellungen von der Stärke des Heeres, welches ihn einschloß, er war vollständig berechtigt anzunehmen, daß *nach* der Umschließung sein Abmarsch schwieriger sein werde, als vorher, wo er doch dreimal verhindert worden war. Wenn ein Mensch innerhalb 5 Tagen drei Schlachten, wie die des 14., 16., 18. August, die größten und blutigsten des jetzt lebenden Geschlechts, mit der Verantwort-

Digitized by Google

lichkeit eines commandirenden Generals durchgemacht hat, und trotz aller Anstrengungen verloren hat, so soll ihn kein Kriegsgericht darum verurtheilen, weil ihm in den nächsten 12 Tagen darauf die Spannkraft fehlt, eine vierte durchzuführen.

Vortrefflich ist die Schilderung der verschiedenen Einwirkungen auf Mac Mahon und die Kritik seines Verhaltens bei dem Versuch Bazaine zu entsetzen. Auch der Verfasser wird nach dem Erscheinen des Werkes von Hahnke nicht mehr annehmen, daß dem französischen Heer am Tage der Schlacht von Sedan noch möglich gewesen wäre, sich der Gefangennahme zu entziehen. Bereits um 7 Uhr früh waren zwei Straßen von Sedan nach Mezieres den Franzosen gänzlich genommen, die dritte verlegt, um 8 Uhr hatte fast das ganze V. und IX. Armeekorps die Maas überschritten. Außerdem waren die Franzosen seit dem frühesten Morgen nicht nur von den Baiern bei Bazeilles, sondern auch durch drei Colonnen der Maas-Armee nicht unkräftig angefaßt und ein Abbrechen der vier Gefechte war für eine festere Truppe und einen größeren Feldherrn, als die Franzosen bei Sedan aufzuwenden hatten, gar nicht leicht durchzusetzen. Die letzten Dispositionen der Oberkommandos der III. Armee und der Maasarmee und jener Nachtritt des Rittmeisters von der Lanken zum Kronprinzen von Sachsen hatten den allseitigen Angriff etwa um zwei Stunden beschleunigt und dadurch den Franzosen die letzte Aussicht auf Rettung ganzer Korps genommen.

G. F.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Das griechische Ministerium vom 8./20. Juli 1872. Aus Athen. II. — Deligeorgis kam; darf man sagen: sah und siegte? Der Leser entscheide selbst. Thatsächlich ist, daß diese Wahl des Königs Georg fast von der gesammten öffentlichen Stimme der Griechen in und außerhalb Griechenlands mit Genugthuung, ja mit Jubel vernommen wurde. Wir haben gesehen, daß nach seinen Antecedentien vom Jahre 1870 her diese allgemeine Stimme in einem gewissen Rechte war. Ob sie heute nach einer Verwaltung von 12 Monaten dieselbe geblieben ist? Nach meiner ziemlich ausgebreiteten Kenntniß fast sämmtlicher griechischen Journale glaube ich das bezweifeln zu müssen. Ich setze das Ende meiner Betrachtung gleich hier an den Anfang derselben: die öffentliche Meinung sieht sich in dem Mann ihrer Wahl getäuscht. — Deligeorgis ist nicht viel besser, als die Andern alle, die er als Abgeordneter der Opposition so oft wegen ihrer Prinzipienlosigkeit ver-

Digitized by Google

höhnt hatte. Der Mann, der sich vermaß wenigstens ein Bismarck oder Gladstone für Griechenland zu werden, als ganz kleiner Olivier, besser noch als ganz ganz kleiner Rouher hat er sich entpuppt und zwar so handgreiflich entpuppt, daß die Aehnlichkeit in fast allen Punkten lächerlich schlagend erscheint. Damit sage ich aber keineswegs, daß ich den Wunsch hege ihn gestürzt zu sehen wenigstens solange nicht, bis wir einen besseren gefunden. Aber — lediglich aus dem eben angedeuteten Grunde — das Volk hier zu Lande hat von einem stabilen Ministerio stets und unter allen Umständen großen Gewinn. Ob auch der Staat, ob auch das Königthum und die bestehende Verfassung, ist eine ganz andere Frage, die ich hier nicht zu untersuchen habe. Vielleicht bessert sich auch der ehrgeizige und selbstzufriedene Mann, sei's weil er wirklich einsieht, daß er zu großes Vertrauen in seine eigene Kraft gesetzt, sei es, daß er durch die Umstände gezwungen wenigstens äußerlich eine etwas andere Fahne aufzuziehen sich genöthigt sieht. Ich gebe die Hoffnung auf Besserung oder Umkehr eines Mannes niemals absolut auf, so lange er lebt, sieht, denkt und Erfahrungen im inneren oder äußeren Leben machen kann. Vielleicht, sage ich daher, wird der in Wahrheit begabte, intelligente und rastlos thätige Mann noch kurirt — wer weiß, welche radikalen Kurmittel der Schoß der Zeiten zu seiner Kur ihm senden mag? Aber nur vielleicht, sage ich mit Absicht, denn Niemand in der Welt ist schwerer zu kuriren, als der da meint, gesund zu sein; Niemand schwerer seines Irrthums, seiner Schwachheit, seiner Fehler zu überführen, als der da meint irrthumslos, schwächelos, fehlerlos — ein kleiner politisch-unfehlbarer Papst zu sein. Wird er von seiner Manie, Alles selbst sein, thun, schreiben, reden zu wollen, — wird er von seiner Sucht auf allen Gebieten des Staatslebens selbstständig allein handeln und wirken zu wollen, — wird er von seiner immensen Eitelkeit und Herrschsucht nicht gründlich kurirt*) — so mag wohl das Volk in seiner Gesammtheit materiell eine Zeit lang prosperiren und emporkommen; aber der Staat, wie er ist, und das Staatswesen mit Verfassung und Allem, was auf diese sich stützt und an dieser hangt, muß nach logischen und historischen Gesetzen in kürzerer oder längerer Zeit unwiderruflich zu Grunde gehen. Die Geschichte Louis Philipps und Napoleons III und ihrer Staatengebäude rechtfertigen meine Behauptung.

Die erste That des neuen Ministerii war natürlich sich selbst zu con-

*) Ich behaupte sogar, daß sein Nichtannehmen und Nichttragen von Ordensauszeichnungen lediglich aus seiner Eitelkeit entspringt; aus demokratisch-freisinnigen Prinzipien handelt er wenigstens sicherlich nicht also, da dieselbe sich im letzten Jahre als cäsaristisch-ochlokratische Ideen der Volksbeglückung à la Rouher offenbart haben. Ist er doch so im einfachen schwarzen Frack der einzige Minister und hochgestellte Beamte, der keine Orden trägt.

Digitized by Google

ſtituiren; denn ein Miniſterpräſident und ſei es ſelbſt ein Herr Deligeorgis kann unmöglich Alles unterſchreiben, viel weniger Alles anordnen und ins Werk ſetzen. Erſte Ueberraſchung der griechiſch-orientaliſchen Welt: die neue Miniſterliſte. Neben einigen alten und allbekannten zwei neue Namen und einige Miniſterien blieben vorläufig unbeſetzt. Deligeorgis Miniſterpräſident, Inneres und proviſoriſch Juſtiz, Droßos Marine, Grivas Krieg, Chriſtidis Finanzen, Ypſilanti Aeußeres und Zambelios Cultus, — das war die erſte Liſte.

Deligeorgis, Droßes, Chriſtidis und Grivas waren wahrhaftig hinlänglich bekannt — ob die letzteren drei ihrer Tüchtigkeit wegen laſſe ich für jetzt vorläufig dahingeſtellt. Aber Ypſilanti, griechiſcher Geſandter in Wien, Fürſt und Schwiegerſohn des reichſten Griechen Sina — war er fähig griechiſcher Miniſter des Auswärtigen zu werden? Als Geſandter in Wien mag er ohne Gehalt von Seiten des Staats mit den Millionen ſeines ſehr ehrenwerthen, Akademien und Sternwarten bauenden Herrn Schwiegervaters, des größten der großen Wohlthäter von Griechenland, in Wien mag er auf der Ring- oder Praterſtraße oder in der Hofburg und den Paläſten der Cavaliere Oeſterreichs recht gut am Platze ſein — aber iſt er deßhalb auch ſchon fähig und tüchtig Miniſter in ſeinem Vaterlande zu ſein, in ſeinem Vaterlande, das er, irre ich nicht, kaum einige Male flüchtig und auf kurze Zeit beſucht hat? Was er mitbrachte, waren Gold und ein berühmter Name; ſeine Tüchtigkeit als Diplomat in Wien wage ich nicht zu bezweifeln; — aber iſt er um deßwillen geeignet Miniſter ſeines Vaterlandes zu werden, das er kaum gekannt hat und deſſen jetzige Bedürfniſſe und Zuſtände er unbedingt aus dem Selbſtſtudium des Augenſcheines nicht kennt? Man ſage nicht, ein Miniſter des Aeußeren habe nicht nöthig, ſo genau die inneren Zuſtände und Verhältniſſe ſeines Vaterlandes zu kennen — man ſehe und frage Bismarck, der doch wahrlich ein Miniſter des Aeußeren war und iſt, wie er nicht beſſer gedacht werden kann, und höre ſeine Antwort. Ich bin ſicher, daß er mit mir übereinſtimmen wird, wenn ich behaupte, daß grade ein Miniſter des Aeußeren die inneren Zuſtände abſolut kennen, ja in gradezu herrſchaftlicher Weiſe allzeit vor Augen haben muß, um ein tüchtiger Miniſter des Aeußeren zu ſein. Was lockte den Deligeorgis ihn zu ſeinem Miniſter zu berufen? Geld und großer Name konnten doch den Träger großer Ideen für das Vaterland unmöglich beſtechen! Nun glücklicherweiſe lehnte er ab und blieb bei dem Fleiſchtöpfen Wiens — drum brauchen wir über ihn nicht weiter zu reden. Nur erlaube man mir die beſcheidene Anſicht auszuſprechen, daß Herr Ypſilanti ſich in der Ablehnung ſowohl im eigenen Intereſſe, als in dem ſeines Vaterlandes, ja im Intereſſe des Herrn Deligeorgis ſelbſt als ſehr tüchtigen, feinen Diplomaten erwieſen hat. —

Digitized by Google

Und Zambelios Minister des Cultus? Zambelios, ein alter, schwächlicher, kränklicher Herr in Corfu, der freilich einen gutbeleumdeten Namen auf dem Gebiete der höheren Pädagogik hat, auch einige gute Bücher über Unterricht und Volkserziehung geschrieben haben soll, ist dieser sehr ehrenwerthe Herr und Gelehrte um deßwillen schon fähig, das Cultusministerium in Griechenland zu übernehmen, d. h. das Ministerium, dessen ganzes Ressort nach allen Seiten hin, sowohl was Kirche, als was höheren, mittleren und niederen Unterricht betrifft, sich in einem gradezu chaotischen Zustande befindet?*) Ich glaube schwerlich und darum hat er nach meiner bescheidenen Meinung in seinem eigenen Interesse sehr wohl daran gethan ebenfalls nicht anzunehmen und in wissenschaftlicher Muße auf dem reizenden Corfu seinen Studien weiter zu leben.

Werfen wir noch einen kurzen Seitenblick auf die bekannten Mitglieder des Ministerii der rettenden Hand, wie es sich wohl tituliren ließ. Da tritt denn zunächst der Kriegsminister Grivas in den Vordergrund — langjähriger Abgeordneter von Akernanien, mehrmaliger Minister des Krieges oder der Marine unter verschiedenen Chefs, zuletzt 1867 unter Romunduros Minister der Marine, zusammen mit dem Mundhelden und Volksheiligen von Zante Herrn Dr. med. Lombardos als Justizminister, ein Hauptverschwörer gegen den Wohlthäter seiner gesammten Familie, den König Otto; — ein Mann, der das Pistol auf seinen eigenen Vater richtete; ein Mann, der nie vor einem Mittel zurückbebt, um seinen Zweck zu erreichen, es sei, welches es sei, — energisch, thatkräftig und gewaltthätig; ein Mann, der als im Jahr 1867 der König den Romunduros veranlassen wollte, Grivas von dem Ministerium der Marine und Lombardos von dem der Justiz zu entheben, weil dieser als Doctor der Medizin und beredter Demagog von Zante**) und jener als einhändiger Hauptmann der Infanterie doch un-

*) In welch' furchtbarem Zustande sich dasselbe thatsächlich heute noch befindet, beweisen am besten die Schriften des späteren, leider sehr bald entlassenen Cultusministers Dim. Maurokordatos, der aber sehr bald dem sauern Amte den Rücken wenden mußte — weil er als unabhängiger Mann den Wünschen und Befehlen des Herrn Ministerpräsidenten nicht Folge geben wollte. Der jetzige Cultusminister Kalliphronas, Abgeordneter von Athen, taugt natürlich zu Allem anderen eher, als zum Cultusminister — am besten zum Erlöser gefangener Verbrecher (wie noch gezeigt werden soll).

**) Er that als erwählter Präsident der Romondurosschen Kammer — später trat er an die Spitze eines sich von Romonduros scheidenden sogenannten fünften Komma — des Jahres 1870 bei Eröffnung der Kammer in seiner Antrittsrede den eben so berühmten als berüchtigten Anspruch: *Ὁ τόπος πρέπει νὰ κυβερνηθῇ διὰ τοῦ τόπου* d. h. das Land muß durch das Land regiert werden. Er hatte mit seinem Freunde und Ministerpräsidenten Romunduros wahrscheinlich einen kleinen Abstecher in ein Buch gemacht, das von Selbstverwaltung und Decentralisation handelte, und meinte nun, wie sein geehrter

Digitized by Google

möglich die eigentliche Qualifikation zu ihren respectiven Ministerien haben könnten, jenen — ich weiß nicht, soll ich sagen lächerlichen oder dummen — Ausspruch that: „ob denn ein Midshipman der dänische Flotte die Qualifikation zum König von Griechenland besitze?“ Das sagte derselbe Mann, der die Krone Griechenlands mit nach Kopenhagen überbrachte — ein Soldat im Dienste gegen seinen König! Beiläufig höre ich, daß in einer der letzten Sitzungen der jetzigen Kammer Herr Lompardos als Hauptredner der Opposition seinen einstigen Freund an dieses, wie er es nennt, geistreichste Wort seines Lebens zurückerinnert habe; ich höre aber nicht, ob diese sanfte Andeutung an vergangene Zeiten und gebrochene Brüderschaft dem jetzigen Minister, der jüngst zum Major avancirt ist und von dem Könige durch seinen Adjutanten Pappadiamantopulos wegen seiner Verdienste um König und Staat und Heer den goldenen Orden des Erlösers zugesandt erhalten hat, ich höre nicht, ob diese Mahnung auf den ehrenwerthen Herrn Minister grade einen angenehmen Eindruck gemacht hat. Diesem unleugbar energischen aber unwissenden, gewaltthätigen aber schmiegsamen*) Herrn, über dessen Leben sich leicht ein ganzes Buch schreiben ließe, ist das Portefeuille des Kriegs anvertraut. Wer da weiß, was das Heer in Griechenland zu bedeuten hat, das neben anderen Liebesdiensten für das Land auch den der Eintreibung der Steuern und der Säuberung des Landes von Räubern und entflohenen Verbrechern (*φυγόδικοι*) auszuüben hat; wer da weiß, daß die meisten Revolutionen der an Revolten und Revolutionen überreichen Zeit des Königs Otto vom Heere ausgingen oder doch vom Heere in Scene gesetzt wurden, — wird sich billig wundern, daß der Mann der ethisch-politischen Prinzipien und freisinnig-verfassungsmäßigen Grundsätze, Herr Deligeorgis, sich solchen Herrn zum Collegen gewählt, der noch vor nicht langer Zeit einen nahen Verwandten seines Königs die Frechheit hatte zu schreiben: „er könne unter den dermaligen Umständen — es war, irre ich nicht zu Ende des Jahres 1871 oder Anfang 1872 — das Königthum nicht ferner unterstützen“ — — —. Aber Herr Deligeorgis hat den sittlichen Freund und Major der Infanterie nöthig, weil er einige Stimmen in der Kammer zur Verfügung hat und den großen Einfluß in seiner Provinz (Akarnanien) und in der Vater- d. h. „Wahlstadt“ des Herrn Ministerpräsidenten besitzt.**)

Freund, das Alles so ohne Weiteres nach Griechenland importiren, dem griechischen Staatswesen oder besser Staatsunwesen aufpfropfen zu können. —

*) Ich habe gehört, daß auch der von der Aufklärung unserer Zeit zu ewiger Abdankung — ohne Pension — verurtheilte Mephistopheles Zeit seines Lebens ähnliche Eigenschaften besessen haben soll. — Art läßt nicht von Art — wollte ich das Leben seines Vaters, des 1862 gestorbenen Generals Grivas beschreiben, meine Leser daheim würden mir nicht glauben, daß solch' ein Mensch im 19. Jahrhundert in solchen Stellungen, in solcher Weise sich habe aufführen können. Und doch ist's Wahrheit, was ich schreibe: Er war ein furchtbarer Mensch in des Wortes eigentlichster Bedeutung — und ich sehe seinen jähen Tod in Missolunghi vor seinem beabsichtigten Zuge nach Athen als ein „Halt!“ an, welches ihm Gott zurief auf seinem Räuberzuge.

**) Beiläufig bemerkt — ich schreibe hier nur eine Vermuthung, aber eine dem ganzen Character des Herrn Kriegsministers entsprechende Vermuthung auf — will es mir vorkommen, als wenn Herr Grivas dem Deligeorgis gegenüber einst die Rolle spielen wollte, die dieser selbst dem Vulgaris gegenüber gespielt hat. Zu gelegener Zeit nämlich sagte sich Herr Deligeorgis lediglich aus persönlichen Motiven von Vulgaris, dessen intimer Freund und Mitverschwörer er war, los und bildete ein eigenes Komma. Ob nicht Herr

Neben ihm nimmt sich der biedere, gutmüthige Herr Drosos, ein alter Biedermann, den man bei uns etwa zum Kanzleirath mit dem Zusatz „Geheimer" machen würde, doch gar zu harmlos und unschuldig aus. Wenn man die Beiden neben einander im Abgeordnetenhause sieht, bekommt man unwillkürlich den Eindruck, ein Lämmlein neben einem Tiger zu sehen in harmlos heiterem Verkehr. Alter Freund des Deligeorgis und Minister „für Alles", was grade unbesetzt ist, schadet er zwar nicht viel, nützt aber auch wahrhaftig nichts — und das ist für uns schon Schaden genug.

Endlich der alte Christidis, ein alter, sehr alter Herr aus der Zeit der ruhmreichen Revolution, mit sehr alten, ja man kann wohl dreist sagen, sehr veralteten, ökonomischen Anschauungen, die ihn aber nicht hindern möglichst viel und rührig für die Partei zu wirken — Abgeordneter für Syra und unbeweibt, repräsentirt neben den andern Männern des Fortschritts das Element der Mäßigung und des Conservativen, in Folge dessen er auch die öffentliche Staatskasse in Athen sehr oft geschlossen hält, so daß die armen Beamten, denen so schon ein kleiner Theil ihres Gehaltes aus Rücksichten der Sparsamkeit einbehalten wird, und die armen Pensionäre und Pensionärinnen des Staats ihre Gehalts- und Pensionsanweisungen mit weiteren 5 und mehr Procent Verlust an Gläubiger des Staats oder Geldwucherer verkaufen müssen. Daß er als conservativer Finanzmann auch das alte verrottete, mittelalterliche Steuersystem des Zehnten beibehalten, beweist das neue Budget für 1873

Doch ich will ja keine Biographieen griechischer Minister geben — ich wollte durch verstehende Notizen nur einen Beitrag zur Personalkenntniß des staatsrettenden Rumpfministerii liefern, des Ministerii, welches Freiheit, constitutionelle Freiheit, absolute Achtung vor dem Gesetz, geistigen und sittlichen Fortschritt, freie Entfaltung der reichen materiellen Mittel seines Landes auf seine Fahne geschrieben hatte. Ob die beleuchteten drei Herren, nach ihren Antecedentien beurtheilt, fähig sind zu solcher Riesenarbeit? Dem Leser überlasse ich gern die Kritik — ein Jeder urtheile nach dem gegebenen Thatsächlichen. — Aber vielleicht haucht Deligeorgis als Kopf oder Seele des Ministerii ihnen einen neuen Geist ein? Werfen wir auch auf seine politische Vergangenheit einen kurzen Rückblick — es wird meinen Landsleuten daheim von Interesse sein, den Mann kennen zu lernen, der das Königreich zum Prototyp, zum constitutionellen Musterstaate des Orients zu erheben sich berufen, befähigt und geeignet weiß. Dieser Mann aber scheint mir um deßwillen eines neuen, ja ganzen Capitels würdig zu sein. Ich würde seiner hohen Bedeutung, ja seiner Einzigkeit entschieden Unrecht thun, wollte ich ihn nur so nebenbei mit dem Trost seiner Collegen in einer Reihe behandeln — ich widme ihm also einen eigenen Abschnitt, dem politischen Heiland und Retter Griechenlands — das Urtheil wiederum dem Leser überlassend.

Elsässische Journalstimmen. Den Ruf, den man seit drei Jahren oft genug hören konnte: „Das Elsaß muß seine eigenen Preßorgane haben",

---

Etwas Aehnliches plant — —? Wenn's ihm möglich ist oder an der Zeit scheint, thut er's gewiß.

Digitized by Google

war von Hause aus ein ziemlich unberechtigter. Das Elsaß hat keinen Augenblick aufgehört, seine eigenen Preßorgane zu haben und in specie zu Straßburg stand den Elsässern im „Niederrheinischen Kurier" nach wie vor ein Organ zu Gebote, das sie nur in Anspruch nehmen dürften, wenn sie wollten. Aber es war mehr der schon von mehreren Seiten signalisirte Hochmuth, der es den hierländischen Intelligenzen wehrte, sich in „deutschen" Blättern offen zum Worte zu melden. Auch hatten sie nicht so eigentlich die Lust, Vieles und Deutliches zu sagen. Die ungemeine Schwierigkeit der Lage kam hinzu. Trotz der bis an und über die Grenzen der denkbar größten Toleranz gehenden Nachsicht der deutschen Regierung war doch bald kein Daranden ken mehr, offene und energische französische Propaganda zu machen. Wir sehen das beste Beispiel am „Industriel Alsacien" in Mülhausen, dem Niemand je Ernstliches anhatte, der noch heute „unabhängig" ist wie die Luft, ächt französisch gesinnt obendrein, dessen Opposition gegen Deutschland aber so gelinde, unschädliche Formen angenommen hat, daß nur höchstens das heutige Frankreich sich gegen denselben zu schützen veranlaßt sieht. Wie Dem auch sei, die gefährliche Zeit ist mit Bezug auf die Presse im Elsaß für Deutschland jedenfalls vorüber und dem Eingangs erwähnten Mangel eines eigenen Straßburger Organes ist ja seit dem 1. Juli durch das Erscheinen des „Elsässer Journals" auch abgeholfen. Was mehr ist, dieses Blat hat endlich angefangen, nach mehrwöchentlicher Unsicherheit und Unklarheit Farbe zu bekennen. Die Leitung des Blattes ist im Begriffe, sich und Anderen verständlicher zu werden als am Anfange und das wäre ein Gewinn selbst dann, wenn die dämmernde Aufklärung für unsere Sache ungünstiger wäre als sie ist. Das vom „Elsässer Journal" edirte Programm charakterisirt sich mit den zwei Worten: „Deutschfreundliches Uebergangsstadium". Damit wird jeder Billigdenkende sich einverstanden erklären und die kleinen Schwächen, Irrthümer und Selbsttäuschungen, wie sie die Motivirung dieses Programms auf Seite unserer noch nicht völlige gewonnenen Freunde mit sich bringt, gerne mit in den Kauf nehmen. Eigentlich mußten wir ja wissen, wie die Sache kommen würde. Am besten führen wir aus einer der jüngsten Nummern des „Elsässer Journals" eine der Stellen wörtlich an, die uns das Elsässer „Programm" seit mehreren Tagen deutlicher und deutlicher entwickeln. Der Verfasser eines Artikels, überschrieben „Der 6. August" rekapitulirt in diesem Artikel zuerst die Geschehenisse des 4. August 1870, die Einnahme von Weißenburg, „wo eine Handvoll Tapferer sich heldenmüthig gegen eine ganze Armee geschlagen hat." Der Ausgang dieses Kampfes „hatte die Straßburger nicht sehr beunruhigt. Aber als am Morgen des 6. August man erfuhr, daß bei Hagenau die Kanonen donnerten, da schlug jedes Herz mit Heftigkeit in der Brust, denn man hatte eine bange Ahnung, daß von diesem Kampfe das Loos des Landes abhing." Folgt nun eine lebhaft und stellenweise dramatisch gehaltene Beschreibung der Schlacht von Wörth zusammt der Flucht der Geschlagenen nach Straßburg, welche letztere der Verfasser des Artikels, als abgesandter Berichterstatter des „Niederrheinischen Kuriers" miterlebte. Nachdem der Artikel mit einer Aufzählung der damals ausgestandenen Leiden der Straßburger Bevölkerung weitergeführt ist, kommt er zu folgendem Schlusse, dessen erste Sätze sich deutlich genug an die französische Adresse richten: „Heute ist Frankreich

wieder frei. Wir haben unsere und seine Schuld bezahlt und haben neue Pflichten zu erfüllen. Man verlange kein weiteres Opfer von uns! Wir können mit gutem Gewissen nun auch daran arbeiten, unsere Wunden zu heilen. Und wir können stolzen Hauptes an der Neugestaltung unseres geliebten Elsasses theilnehmen und ein kleines elsässisches Vaterland schaffen, wo die Erinnerungen unserer Kindheit leben, wo diejenigen ruhen, die uns theuer gewesen, wo wir jeden Stein, jeden Strauch kennen. Jeder von uns befrage offen sein Herz und es wird ihm antworten, daß er an keinem Unrecht begeht, wenn er im Maße seiner Kräfte dazu beiträgt, dem Elsaß seinen Glanz wieder zu geben, der seiner Geschichte, seinem Charakter, seinen Ueberlieferungen gemäß ist. Wir können ohne Gefahr und ohne Bedenken unsere Reihen schließen und stolz ein Banner emportragen, worauf das einzige Wort steht: „Elsaß." —

Sehr wohl können wir uns nun denken, daß von unseren Landsleuten jenseits des Rheines Viele an dieser von uns, wir glauben richtig, als Programm bezeichneten Darlegung Einiges werden auszusetzen haben. Das historisch und logisch Unhaltbare und Undurchführbare dieses Programms fällt ja auf den ersten Blick auf, wiewohl es kein Wunder wäre, wenn Elsässer mit Begierde auf die Tonart eines Liedes eingehen, das ihnen gewisse, seit geraumer Zeit im Lande lebende Einflüsterer vom jenseitigen Ufer des großen Stromes deutlich genug vorleierten. Aber wer die Verhältnisse und Personen hierzulande genauer kennt — das prätendirt zwar Jeder und wir müssen es uns gefallen lassen, wenn man uns auch unter diese Kategorie stellt, — der wird nicht an Dem umherdeuteln und grübeln, was an derartigen Aussprüchen oder „Programmen" noch zu wünschen übrig bleibt, sondern er wird aus solchen Kundgebungen den ganz unläugbaren Fortschritt erkennen, der in den Verhältnissen geschehen sein mußte, ehe die Personen zu den kundgegebenen Ueberzeugungen gelangen konnten. Der schrittweise Fortschritt soll ja, nach deutschen Begriffen und Erfahrungen, der beste sein und deshalb würden wir es als sehr verfehlt halten, wenn etwa im patriotischen Uebereifer eingehende und langwierige Erörterungen ins Leben gerufen werden wollten entweder darüber, daß die Elsässer heute noch nicht weit genug sind, oder wie man es anfangen müßte, um dem sich natürlich entwickelnden Gewächse mit allen Mitteln der Kunst schnell das Aussehen einer das Auge blendenden Treibhauspflanze zu geben.

Die Abberufung des Kapitän Werner. Der Führer des deutschen Mittelmeergeschwaders, welcher jetzt so plötzlich seines Amtes enthoben worden ist, kam wie die meisten unserer älteren Seeoffiziere von der Handelsflotte zur Kriegsmarine, er hat sich in dieser als tapferer Kommandeur und fester Seefahrer bewährt, er hat auch sichere theoretische Bildung in guten Lehrbüchern bewiesen, und gilt für einen der bedeutendsten und zuverlässigsten unter den höhern Befehlshabern zur See. Seine Freude an schriftstellerischer Thätigkeit verlockte ihn während dem letzten Winter in einem deutschen Unterhaltungsblatt Schilderungen über Land und Leute von den Küsten, welche er als Geschwaderchef anlief, zu veröffentlichen. Diese Publikation paßte nicht zu seiner Stellung. Ein Kommandeur soll in der Zeit, wo er mit hoher Autorität bekleidet ist und Fremden als Repräsentant seines

Staates erscheint, nicht zugleich dem kritischen Urtheil der Zeitgenossen die Grenzen seiner Bildung, starke und schwache Seiten seines privaten Denkens und Empfindens vorlegen. Wie es denn überhaupt ein Irrthum ist, daß der Ruf, den Jemand auf einem wichtigen Gebiete menschlicher Thätigkeit angenommen hat, beim Eintritt in einen anderen fern liegenden Kreis des Schaffens für eine Empfehlung gilt. Die Deutschen verlangen für jede wichtige Thätigkeit einen ganzen und vollen Mann und betrachten den Ehrgeiz, welcher sich auch in andern Richtungen Anerkennung sucht, in der Regel mit Mißtrauen. In diesem Falle aber war nicht nur die Würde des Amtes, auch das Interesse des Staates unvereinbar mit der journalistischen Thätigkeit. Diese Schilderungen fremder Zustände und Sitten, wenn sie auch nur das Ballcostüm tropischer Damen betrafen, konnten für den Dienst nachtheilig werden. Wie sollen spätere Expeditionen an denselben Küsten unbefangene Aufnahme finden, wenn die Eingeborenen befürchten müssen, daß sie von dem Kommandeur selbst in discreten oder indiscreten Schilderungen zu Objecten heiterer Unterhaltung gemacht werden? Kapitän Werner hätte sich also nicht beklagen dürfen, wenn seine Vorgesetzten dem unzeitigen Gebrauch seiner Feder ein ernsthaftes Stop zugerufen hätten.

Dagegen war das Verfahren, welches wegen seiner amtlichen Thätigkeit im Mittelmeer gegen ihn beliebt wurde, von Anfang an so befremdlich, daß es ihm alle Sympathien des Publikums zugewendet hat. — Die Gesellschaft der Internationalen, eine große Bande von Mordbrennern und von Verschwörern gegen die sittlichen Grundlagen unserer Civilisation, ist in einigen Städten des südlichen Spaniens zur Herrschaft gelangt und hat sich mehrerer spanischer Kriegsschiffe bemächtigt; eines dieser Schiffe geht in See, Kapitän Werner folgt ihm, das Schiff zeigt angerufen verschiedene Flaggen, neben der rothen Piratenflagge des Mittelmeeres die nicht weniger unheimliche einer internationalen Commune Murcia, welche auf der See ganz unbekannt ist. Als das Schiff zum Beilegen gezwungen wird, ergiebt sich, daß dasselbe ohne Kapitän, ohne Schiffspapiere und regelmäßige Schiffsmannschaft auf der See vagabondirt. Der deutsche Befehlshaber besetzt deßhalb das Schiff, sendet es in den Hafen von Gibraltar unter die Wache englischer Geschütze, und führt die Bemannung an das Land zurück, wo dieselbe entlassen wird.

Es wird schwer sein, das Publicum zu belehren, wo bei diesem maßvollen Verhalten des deutschen Befehlshabers das Unrecht liege. Zuerst wurde uns gesagt, Kapitän Werner habe angehalten auf Grund einer Proclamation der Madrider Regierung, einer Regierung, die wir nicht anerkannt haben. Ob eine solche Proclamation ihm vorher zu Gesicht gekommen war, und wie weit sie auf sein Verhalten Einfluß gehabt hat, ist ganz unwesentlich, wenn sein Handeln selbst genau das richtige war.

Aber der deutsche Kapitän hat, so wird behauptet, willkürlich und gegen seine Ordre gehandelt, welche ihm gebot, nur Leben und Eigenthum der Deutschen zu schützen und sich in die innern Angelegenheiten Spaniens nicht zu mengen. Er hätte also ruhig zusehen sollen, ob das fremde Schiff mit Phantasieflagge in Wirklichkeit Seeraub trieb, eine deutsche Bark in Brand steckte u. s. w., bevor er dasselbe anhielt und an weiterem Unheil hinderte? Man verzeihe, wenn wir ein solches Argument abgeschmackt finden. Wenn

Kapitän Werner nach Allem, was er von den derzeitigen Besitzern des Schiffes wußte und bei der Verfolgung in Kenntniß brachte, zu der Annahme berechtigt war, daß die Bemannung dieses Fahrzeugs vorkommenden Falls nicht die Regeln des Seerechts und den Seebrauch civilisirter Nationen respectiren werde, so war seine Pflicht das Schiff anzuhalten, bevor es Gelegenheit erhielt, Schaden zu thun. Und er hatte zu dieser Annahme jeden Grund. Wenn endlich gar eingewandt wird, das Schiff sei noch nicht drei Seemeilen von der Küste entfernt, also noch nicht auf hoher See gewesen, so bedarf diese Beschuldigung wohl keiner Widerlegung. Denn ein Fahrzeug, welches die Piratenflagge oder die einer communistischen Bande weist, erklärt dadurch selbst, daß es auf die Privilegien, welche das Seerecht den Schiffen civilisirter Völker gewährt, keinen Anspruch habe. Wollte man endlich noch behaupten, daß das Verfahren des deutschen Befehlshabers in der That die Deutschen, welche in die Gewalt der Internationalen kommen konnten, nicht geschützt, sondern im Gegentheil geschädigt hätte, so ist darauf zu erwidern, daß dieser Genossenschaft gegenüber die Gefangennahme ihrer Genossen auf dem Schiffe immer noch das wirksamste Mittel war, um die Gefährten auf dem Lande von Raub und Mord abzuhalten.

Dazu sei bemerkt, daß die Vorwürfe, welche gegen Kapitän Werner erhoben wurden, in der Hauptsache nur sein Verfahren gegen die „Vigilante" angehen. Die Maßregeln, welche er später im Verein mit den Engländern gegen andere Schiffe der Insurgenten im Hafen durchsetzte, scheinen gleichen Anstoß nicht gegeben zu haben.

Auf die erste Nachricht von dieser Affaire erhoben die französischen Blätter ein Zetergeschrei über Tyrannei und Willkür der Deutschen und die französische Regierung beeilte sich, ihre abweichende Auffassung über das, was dem Neutralen in solchem Falle gezieme, darzulegen. Mit größerer Zurückhaltung folgte ihr das englische Ministerium. Beiden Regierungen war das Vortreten der deutschen Marine im Mittelmeer nicht erfreulich. Wären aber französische Schiffe an Stelle der deutschen gewesen und hätten diese die Gelegenheit benutzt, für die Sicherheit des Mittelmeeres etwas zu thun, so wäre trotz aller Sympathien, welche die jetzige französische Regierung mit Karlisten und spanischen Internationalen hat, in Frankreich ein lauter Freudenschrei über die rechtzeitige Energie der französischen Marine erhoben worden, und die übrigen Seemächte hätten das Verfahren in der Ordnung gefunden, auch das englische Ministerium hätte wahrscheinlich seine Erklärung über die Aufgabe der englischen Marine bedächtig zurückbehalten. Unsere Reichsregierung aber durfte in dem neidvollen Ton der Gegner zwar keinen Grund finden, ein etwaiges Unrecht des Kapitän Werner für Recht zu erklären, wohl aber eine Veranlassung gründlich zu prüfen, ob dieser Aerger unserer Rivalen sich nicht gerade daraus erkläre, daß ein deutscher Flottenkommandant recht entschlossen das Rechte gethan habe.

Doch selbst angenommen, Kapitän Werner habe anders gehandelt, als er zu handeln berechtigt war, — wie ist man gegen ihn verfahren? Sobald die erste Nachricht von dem Conflikt mit der Vigilante eingelaufen war und das Geschrei der Pariser Blätter sich erhob, fielen die inspirirten Correspondenten der Reichsregierung über den Kommandanten des deutschen Geschwaders mit einer Heftigkeit und einem Zorn her, der höchst auffällig und unver-

ized by Google

ständlich war. Der Kapitän wurde verächtlich als Belletrist geschildert, mit einer Art Triumph wurde angezeigt, daß dergleichen burschikose Conate ihre gebührende Strafe finden würden. Die Unbill war um so größer, als man gar nicht genauen Bericht oder Rechtfertigung des Kapitäns abwartete, sondern ihn, während er noch im Amte war, auf Grund der ersten Depeschen und der Notizen aus fremden Zeitungen in solcher Weise mißhandelte. Leider war leicht zu erkennen, und es ist gar kein Geheimniß, daß die Federn, welche sich so heftig gegen Kapitän Werner sträubten, aus der Nähe des Fürsten Bismarck ihre Anweisungen erhielten. Die deutsche Presse hat noch die letzten Auseinandersetzungen derselben officiösen Correspondenten mit dem General Manteuffel in peinlicher Erinnerung und der Wunsch wird allgemein, daß solche Behandlung der Personen und ein verbissener Zeitungskampf höherer Staatsbeamten sich nicht bei uns einbürgern möge.

Wenn es der Reichskanzler war, welcher die sofortige Abberufung des Kapitän Werner bewirkt hat — kein anderer Minister würde wagen, in den auswärtigen Dienst durch solche Verfügung einzugreifen — so bedauern wir zunächst, daß er zugleich unserer Marine wehe thun mußte. Zum ersten Mal war sie in der Lage unter den Flottenabtheilungen anderer seefahrender Mächte, unter Amerikanern und Engländern, in gemeinsamem Interesse der Kulturstaaten und in gutem Einvernehmen mit den befreundeten Schiffen die Führung zu übernehmen, man erkennt aus allen Nachrichten vom Mittelmeere deutlich, daß die Anderen sich unserer momentanen Ueberlegenheit und den Maßnahmen, welche Kapitän Werner traf, mit vollem Einverständniß angeschlossen haben. War es nicht möglich, den Offizieren und Mannschaften von der Flotte das fröhliche Selbstgefühl zu gönnen, daß sie auf den Meeren Europas etwas bedeuten, und war es nöthig, sie gleich bei ihrer ersten größeren europäischen Leistung in Friedenszeiten in so rauher Weise zu demüthigen? Der Fürst Reichskanzler könnte da, wo es sich um spanische Schlösser handelt, doch mit Andern eine gewisse Nachsicht üben, selbst wenn diese in dem guten Glauben, der deutschen Sache zu dienen, einen falschen Schritt gethan haben sollten.

Da das Verhalten des Kapitän Werner an sich so rauhes Eingreifen nicht nöthig machte, so wird man die Motive dazu in andern Erwägungen und Befürchtungen des Reichskanzlers suchen müssen. Zuverlässig ist es ihm jetzt von höchstem Werth, die Friedensliebe des Reiches zu bethätigen und vor der Welt den Beweis zu führen, daß er alle Schädigung fremder Interessen durch deutsche Eigenmächtigkeit und alle Provocation zu neuen Zwistigkeiten sorgfältig vermeiden will. Damit wird jeder verständige Deutsche völlig einverstanden sein und der Fürst kann dabei auf die wärmste Unterstützung durch fast alle Factoren rechnen, welche die öffentliche Meinung darstellen. Wenn er aber diese, an sich recht ungünstige Gelegenheit so schnell benutzte, um einem militärischen Befehlshaber die gepanzerte Hand und ein quos ego entgegen zu halten, so vermögen wir dies wieder nur aus dem Umstand zu erklären, daß er schon lange die politischen Lebensäußerungen unserer höheren Offiziere mit besonderer Gereiztheit betrachtet hat. Und wenn nicht Vieles trügt, so wurde zwar Kapitän Werner getroffen, aber im Sinne lag ein anderer höherer Befehlshaber, der gerade jetzt aus der Fremde, wo er seine Sache besonders gut gemacht hat, heimkehrt.

Die nationale Presse ist sehr bereitwillig, die hohen Eigenschaften des Reichskanzlers anzuerkennen und den großen Impulsen, welche er ihr giebt, zu folgen. Möge auch er der deutschen Presse wohlthun, soweit er vermag, indem er ihr nichts Kleines zumuthet und seine Vertrauten abhält, die Tagespresse zu Persönlichkeiten und zu würdelosen Angriffen zu benützen. ♀.

Literatur.

Moderne Lyrik. I. W. Constant stellt in seinen „Cyclamen" (Wien 1873 Hügelsche Buchhandlung) die Behauptung auf:

Kaum giebt es Langweiligeres zu sehen
Als endlos lange Pappel-Alleen.

Man würde fast geneigt sein diesem Ausspruch beizutreten, aber nein, — Gedichtsammlungen wie diese Cyclamen sind doch noch viel langweiliger. Sie treiben immer wieder zu der verzweifelten Frage: giebt es denn gar kein Mittel gegen solche Bücher? Jeder Mensch hat ja das Recht seiner Thorheit zu leben und wer z. B den Besitz eines Ordens für ein erstrebenswerthes Ziel hält und den glücklich eingefangenen stolz umherträgt, der macht sich auf seine eigene Kosten lächerlich und trägt auch noch zur Freude seiner Mitmenschen bei: wer aber solche Gedichte drucken läßt, will gelesen und gelobt werden, er macht einen boshaften Angriff auf Zeit und Geschmack seiner Landsleute. Von unserer beispiellos schöpferischen Reichsgesetzgebung hätte man billiger Weise gegen solche gemeinschädliche Unternehmungen Schutz erwarten sollen, doch die Gewerbefreiheit wird ein Gesetz gegen unbefugte Ausübung der Lyrik wohl kaum gestatten. Es bliebe also nur die Selbstvertheidigung: abschreckende Beispiele, Massenhinrichtungen! Freilich ein solches Schauspiel würde für die Leser dieser Zeitschrift nicht grade anziehend sein und, ob es nützen würde, ist die Frage. Und dann — — da ist z. B. nun die Sammlung des Herrn Constant: sie ist, das müssen wir wiederholen, unglaublich langweilig, auch der sanftmüthigste Leser würde bei diesem Mangel an Poesie in Form und Inhalt die Geduld verlieren, aber der Verfasser theilt uns seine Liebesgedichte aus den Jahren 1834 bis 39 mit, — wen sollte das nicht rühren? — er liebt die Natur und haßt die Pfaffen, kurz er scheint ein guter alter Herr zu sein und schließlich, wie er selbst sagt:

„Die Rache ist ein heißes Gefühl
Jedoch befriedigt — leichenkühl!"

Wir wollen also nur feststellen, daß sich unter den Cyclamen wirklich Etwas findet, das man zur Noth ein Gedicht nennen könnte, obgleich es eigentlich ein Epigramm hätte werden sollen, und wenn wir dies hier mittheilen, dann hat Niemand nöthig noch einen Blick in jenes Buch zu werfen.

O schöner Strauch, wie lieblich blinken
Die weißen Blüthen, duftig frisch!
In deinen Schatten will ich sinken
Und sanfte Kühlung aus dir trinken —
Da flatterts auf aus dem Gebüsch.

Nicht Blüthen warens, Schmetterlinge,
Die aufgeschreckt, in leisem Flug
Auf ihrer blüthenweißen Schwinge,

Digitized by Google

In Lüften ziehend kleine Ringe,
Ein leichter Hauch von dannen trug.

Dem Strauche gleicht das Menschenleben:
Die Freuden scheinen Blüthen auch,
Doch Falter sind es nur, sie heben
Leicht ihre Schwingen und entschweben
Und vor dir steht ein — kahler Strauch.

Aergerlicher noch sind Bücher wie das von C. Schmidt-Blank: Zu Lied und Lehre (Mannheim 1872). Verlag v. J. Schneider, denn hier findet sich eine, wenn auch geringe künstlerische Begabung. Die Meinung des Verfassers ist freilich:

Sei Mensch zuerst, den Künstler laß du kommen!
So schafft sichs mit Erfolg und unbeklommen.

„Unbeklommen" — das glauben wir, aber „mit Erfolg" gewiß nicht: Das sieht man hier: den Bildern fehlt die eigenartige lebensvolle Gestaltung, denn sie sind nirgends kräftig und klar herausgebildet, die Gedanken können in dem theils trivialen, theils unbeholfenen und nachlässigen Ausdruck nicht zur Geltung kommen, die Form ist trotz unverkennbarer Begabung so sehr vernachlässigt, daß nicht die abscheulichsten Reime wie „erbötig", „gnädig", „stete" — „öde", vermieden sind, kurz der Verfasser hat nicht einmal den Versuch zu einer künstlerischen Behandlung seiner Gedanken und Gefühle gemacht und so sehr zu wünschen ist, daß das Talent des hoffentlich noch jungen Dichters einst bessere Früchte bringt: die hier gebotenen sind nicht zu gebrauchen.

Ganz anderer Art sind die „Poetischen Versuche" von Claus Einsiedel (München 1872). Der Verfasser ist ein ehrliches poetisches Gemüth, er hat eine hohe Meinung von seiner Kunst und übt sie treu und eifrig. Er liebt es eine Beobachtung, einen Gedanken in einem Gleichniß sinnig auszuführen. Man höre z. B.:

Dichterische Conception.

Siehst du das Wölkchen dort aufsteigen
An weiter blauer Himmelsfläche —
Und bald und bald gewaltgen Regen
Hernieder rauschend, Sturm die Flügel
Dem Adler gleich in Lüften schwingend?
So auch das erste leichte Weben
Empfangener Idee — der Feder
Gleich, die ein Säuseln schon emporträgt —
Doch bald ausbreitet sich das Körnlein
Zum übermächtgen Fruchtbaum: Lieder
Erschallen in den üppigen Zweigen,
Goldwangige Aepfel fallen nieder
Und alle Herzen ihm sich neigen.

Dieses Beispiel ist bezeichnend für seine Darstellungsweise: er verwendet hier für einen Gegenstand nicht weniger als 3 Bilder: das Wölkchen, die Feder, das Körnchen und im ersten noch ein 4., den Adler. In diesem Falle sind alle vier richtig und gut, verdrängen und verdunkeln sich aber gegenseitig so, daß eine reine Empfindung unmöglich wird; in andern Fällen sind die Bilder weniger passend wie in dem Verse:

In Sehnsucht flüstert das Rohr —
Meines Liedes helle Rose
Quillt aus der Fluth empor,

Digitized by Google

wobei doch wohl eine Verwechselung von Mein und Dein Statt gefunden hat, denn mein Lied kann doch nicht wohl aus deinem Herzen quillen; zuweilen sind die Bilder auch ganz unsinnig, wie wenn die Augen der Geliebten auf den Liedern schweben wie die Libellen überm Bach. Der Verfasser scheint eben jedes Bild und jeden Gedanken ohne nähere Prüfung festzuhalten und so herrscht in dem ganzen Buch eine warme poetische Stimmung, ein ahnungsvoller Duft und Schimmer, aber es will sich nirgends zu festen, klaren Gestalten verdichten: man vermißt die eigentlich künstlerische Arbeit. Zwar sagt das Motto: „Folge treu den großen Alten!" aber die haben anders gearbeitet. Auch hätten diese schwerlich eine „dicke Backe" besungen: diese bald erotisch bald epigrammatisch spielende Manier, welche der Dichter nicht immer mit Geschick verfolgt, hat er höchstens von den kleinen Alten der alexandrinischen und römischen Zeit gelernt und sie ist bei ihm um so auffälliger als Herr Einsiedel sonst einen sehr gesunden und erfreulichen Humor zeigt. Sodann hätte man von einem Schüler der Alten größere Sorgfalt im Versbau erwarten sollen: Jerusalems Zerstörung ist schon an sich kein sehr erfreulicher Gegenstand, aber durch schlechte Hexameter wird er trauriger als nöthig ist. Die Alten hatten doch ihre guten Gründe im 5. Fuße den Spondeus zu vermeiden und die Cäsur im 3. nicht zu vernachlässigen; auch über den metrischen Werth der deutschen Silben muß sich Jeder, der den schweren Vers gebrauchen will, ganz feste Grundsätze gebildet haben, sonst schwankt der Leser und verliert den Rhythmus. Der 4. Gesang z. B. beginnt:

„Ruhm und Glück, Vespasian, riefen dich ab in die Heimat,
Und statt Feldherrnlorbeers umglänzte die Krone der Welt dich,
„Heil Imperator!" rief frohlockend Italiens Hauptstadt.
Winter neigte sich, Titus zog zum entscheidenden Schlage,
Erste Perle des Sieges dem Diadem einzureihen.
Wie toll werdende Thiere" —

so gehen hier die Fremdwörter mit dem Versmaß durch. An manchen Stellen würde eine aufmerksame Beobachtung der Versgesetze wenigstens die auffälligsten Härten leicht vermeiden können. Warum sagt der Dichter z. B. „Laßt uns von hinnen ziehen" —? Er würde zwei Füße verbessern, wenn er schriebe: „Lasset von hinnen uns ziehen". Das „uns" würde freilich nach antikem Gesetze auch an dieser Stelle nicht zu rechtfertigen sein und den meisten deutschen Verskünstlern schwebt der antike Daktylos vor, dessen Tact auf der Schule so gelehrt wird: ♩♩♩; wir Deutsche lesen aber alle daktylischen Verse so ♩.𝅘𝅥𝅯 ♩ Daraus folgt, daß die „zweite Kürze" bei uns nicht so strenge beurtheilt werden muß, während die erste dem Versfuße seinen Charakter giebt. Doch dies nur beiläufig: es ist in den poetischen Versuchen Claus Einsiedels wirkliche Poesie, aber sie soll noch erst gewissermaßen crystallisiren. Eins der besten Gedichte ist:

Nach Sappho.

Mich Bittis, mich, den edlen Apfel,
Der prangt am obersten Saum des Baumes,
Soll nicht ein Wandrer boshaft schleudernd
Mit ungefugem Stein versehren,
Ein kunstverständger Gärtnerknabe
Der hole mich herab zur Labe!

Digitized by Google

Nicht will als holde Hyacinthe
Des plumpen Hirten Tritt ich fühlen, —
Du pflanze mich in deinen Garten,
O Jüngling, der du liebst das Schöne,
Damit ich dort, gekost von Lüften,
Gelabt von Naß, belebt von Sonne
Herangedeihe dir zur Wonne.

Nicht soll mich sinnige Waldesglocke,
Die ich im fernen Dickicht nicke,
Ein tölpischer Bauer heimwärts tragen,
Der nur des Schwungs der Hacke kundig;
Ein Mann, der Geistes Müh'n getragen
Und der des Schwungs der Worte kundig,
Ein Dichter, der des Lebens Zauber
Zu singen weiß: wenn der in Träumen
Verloren irrt an dieser Stätte
Und sich zu mir will sehnend neigen —
Der pflücke mich! ihm bin ich eigen!

Man kann einem Dichter nimmer böse sein, auch nicht Herrn Constant, denn man muß doch immer annehmen, daß er seine Waare in gutem Glauben zu Markte bringt. Tadelnswerts aber sind die Leute, welche solchen Dilettantismus nähren und pflegen und den Geschmack der Menge immer mehr verderben, und das sind die gewissenlosen Anthologisten. In jeder Blumenlese werden sich einige Gedichte finden, welche nur einer Liebhaberei des Sammlers, oft auch einem Zufall, der Stimmung eines Augenblickes ihre Aufnahme verdanken; unverzeihlich aber ist es, wenn sich die Mittelmäßigkeit so breit macht wie in dem „Pantheon deutscher Dichter." Achte, sehr vermehrte Auflage, herausgegeben von Peter Lohmann. (Leipzig, Verlag von H. Matthes 1873), — um so unverzeihlicher, als der Herausgeber (abgesehen von der seltsamen Auswahl älterer Dichter) an manchen Stellen ein feines Urtheil verräth. Er wird auch wohl selbst am Ersten zugeben, daß eine „Musterlese" nicht solche mittelmäßige Verse enthalten darf wie die von Kauffer, Ziel, Möser, Oelbermann, v. Römer, Stelter, Pohl, Meyr, Freihold. Dazwischen findet sich leeres Wortgetändel wie von dem „bedeutsamen Reformator des musikalischen Dramas" R. Wagner „Lenzesnahen."

Winterstürme wichen
dem Wonnemond,
in mildem Lichte
leuchtet der Lenz;
auf lauen Lüften
sind und lieblich,
Wunder webend
er sich wiegt;
über Wald und Auen
weht sein Athem u. s. w.

Die Gedichte von Melchior Meyr „Erinnre dich", von H. Simon „Ost und West", von O. Roquette „Poesie des Schmerzes" sind baare Prosa; auch blasse Rhetorik ist nicht vermieden wie „An die Natur" von Bechstein, „Menschlichkeit" von G. Kindel, „Lob der Dichtung" von R. Gottschall, und welche Geschmacklosigkeit als Muster aufgestellt werden kann, sieht man mit Schrecken in der „Andacht" von T. Ullrich.

Ausgegeben: 15. August 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Die Tragödie des Menschen.

Eine ungarische Faustdichtung.

Die Frage: Was ist des Menschen Schicksal, was bedeutet sein Leben, regt den ganzen Menschen in uns auf und hat zu viel treibende Gewalt, zu gewaltigen Umfang, um sich ganz im Spiegel der Dichtung zu klären. Aber gerade deshalb übt sie auch immer einen unwiderstehlichen Reiz auf uns aus. Welche Bewegung ging von Faust aus! Jede philosophische Schule, meint Vischer, benutzte ihn als Kleiderrechen, an dem sie ihre philosophischen Siebensachen aufhängen konnte. Nicht zu zählen sind die Anregungen, die andere Dichter von diesem Werke erfuhren und gewöhnlich zum Nachtheil ihrer Individualität, die sich dem übermächtigen Einfluß des Vorbildes nicht entziehen konnte. Wir wollen indeß hier nur von einer Dichtung sprechen, die gewiß von Göthe's Kunst beeinflußt ist, aber ohne daß die Individualität des Dichters darunter gelitten hätte. Es giebt ja Schriftsteller, durch die wir uns selbst wiederfinden; so mag Göthe auf den ungarischen Dichter Emerich Madách gewirkt haben. „Die Tragödie des *Menschen*" war sein erstes und letztes Drama. Mit diesem trat er im Jahre 1861 in die Literatur ein und wurde mit Jubel empfangen, schon drei Jahre später wurden der Nation die großen Hoffnungen, die sie auf sein kühnes Streben und schönes Talent gesetzt hatte, entrissen. Sein Werk besitzt große Mängel und kann mit dem großen Vorbild, das ihn angeregt und zu selbständigem Schaffen begeistert hatte, nicht auf eine Stufe gestellt werden, nichtsdestoweniger ist es der Aufmerksamkeit und des Studiums nicht unwerth. Eine deutsche Uebersetzung von A. Dietze (Pest, Adolf Kuglor) ist außerordentlich unvollkommen, und so sei es versucht, hier den Inhalt desselben in großen Umrissen zu erzählen und den Ideengehalt, den Charakter und die Mängel desselben kurz anzudeuten.

I.

Die Tragödie des Menschen ist kein Drama im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Sie erhebt gar nicht den Anspruch auf der Bühne dargestellt zu werden, sie will in der feinsten Form die Idee verkörpern, die ihr zu Grunde liegt. Sie enthält 15 Scenen oder Bilder, in denen sich das Ge-

Digitized by Google

schick des Menschen im Spiegelbild seiner Geschichte entwickelt. Der Held ist der Adam des Mythus, ihm zur Seite steht Lucifer, der Geist der Negation. Die ersten drei Scenen stellen die Exposition dar, in den folgenden elf entwickelt sich die Handlung, die in der letzten ihren Schluß und die Lösung findet.

Die erste Scene spielt im Himmel. Lucifer, der ewige Geist der Negation, empört sich gegen den Herrn, der soeben das erhabene Werk der Schöpfung vollendet hat. Während die Erzengel die Idee, die Kraft und Güte im Herrn verherrlichen, hüllt sich Lucifer in trotziges Schweigen. Als ihn Gott auffordert zu sprechen, weiß er nur trotzig zu kritisiren. Die Welt ist ihm eine zusammengeknetete Masse von Materie, der Mensch ein Stümper, der in der großen chemischen Werkstätte, in die ihn Gott gesetzt hat, alles verderben wird, die ganze Schöpfung ein Lobgedicht, das Gott für sich selbst gemacht hat, der des ewigen Einerlei, in welchem sich das All bewegt, nie müde wird. Der Herr verbannt und verdammt ihn zu der ewigen Qual des Gedankens, daß er umsonst an seinen Ketten rütteln werde. Lucifer fordert trotzig seinen Theil an der Schöpfung. Der Herr gewährt es ihm spöttisch, er schenkt ihm zwei Bäume in der Mitte des Gartens Eden, die er vorher mit Fluch belegt. Lucifer entfernt sich zufrieden, er triumphirt:

Hat Zweifel einmal festen Fuß gefaßt,
Wird er gewiß auch deine Welt verachten.

Im Paradiese jubelt das erste Menschenpaar im herrlichen Gefühl des Daseins. Adam ist stolz darauf, Herr über Alles zu sein. Eva freut sich, daß Andere für sie sorgen. Als sie aber von den Früchten der beiden Bäume brechen wollen, ruft ihnen die Stimme des Herrn zu, diese Bäume unangetastet zu lassen. Während Eva von Neugierde über den Grund dieses Verbots verzehrt wird und Adam sie beruhigt, erscheint Lucifer auf den Flügeln des Sturms. Das Menschenpaar fühlt das Herannahen einer feindlichen Gewalt, aber sie finden ihr Glück und ihren Himmel in ihren eigenen Augen. Das Lied des Vogels, das Rauschen des Baches, die ganze Schöpfung singt ihnen in ihrer unendlichen Harmonie das neue Lied ihrer Liebe. Lucifer steht zweifelnd da. Wird er gegen dieses unbegreifliche Etwas mit allen Waffen des Ehrgeizes und des Wissenstriebes etwas ausrichten können? Er wagt es. Er erscheint vor dem erschrockenen Menschenpaare und schildert Adam spottend, wie er sich von Gott gleich einem Thier auf der Weide behüten und leiten lasse, während doch ein Funke in ihm lebe, die Regung einer unendlichen Kraft, der Gedanke, der jetzt noch unbewußt in seinem Geiste lebt, aber geeignet wäre, ihn groß und stark zu machen, daß er selbst die Zügel seines Geschicks ergreife. Evas Phantasie ist hin-

Digitized by Google

gerissen, sie dringt in Adam und dieser läßt sie von dem Baume des Wissens pflücken. Als sie aber auch dem Baume nahen will, der ewige Jugend verleiht, erscheint ein Cherub mit flammendem Schwerte, die Stimme des Herrn ertönt, der Adam verstößt, und sie verlassen schaudernd aber ungebrochenen Muths den Ort, der ihnen plötzlich öde und fremd geworden ist.

Außerhalb des Paradieses erbaut nun Adam eine Hütte aus Holz, während Eva eine Laube schmückt, um das Bild des verlorenen Paradieses zurückzuzaubern. Adam ist unzufrieden. Es ist sein Stolz und seine Kraft, daß er, nachdem ihn Gott verlassen, sein eigener Gott geworden ist, aber jene schrankenlosen Wünsche, die in seiner Brust brennen, werden überall gehemmt von der Materie, die er so sehr verachtet. Was ist diese Materie, die ihn fesselt, der, so in sich geschlossen, in sich selbst ein Ganzes ist? Da zeigt ihm Lucifer das Weben der Erdkräfte, den feurigen Strom der Wärme, den Fluß der magnetischen Kräfte, die gährende, nach Leben ringende, gestaltsuchende Materie. Adam fühlt sich vernichtet, der Anblick, der Faust zu den Worten begeistert:

Welch' Schauspiel, aber ach ein Schauspiel nur,

erdrückt ihn. — Es ist ihm fürchterlich, im Kampf zu stehen mit Millionen Elementen, mit dem quälenden Gefühl des Verlassenseins.
Vergebens beschwört Lucifer den mächtigen Erdgeist. Adam sieht in Allem ein Spiel, in dessen innerstes Getriebe er nicht einzudringen vermag, das die Räthsel vermehrt, die ihn quälen. Sein Leben, fühlt er nun, ist so kurz und er möchte so gerne alles wissen, einen Blick in seine Zukunft werfen, um zu sehen, wofür er kämpfen, was er erringen wird. Lucifer erklärt sich bereit, ihm zu willfahren:

Es sei! Ein Zauber mög' Euch beid' umfangen
Und schauet Alles bis ans End' der Tage
Im Bilde schwanker Traumgestalten.

Dies die Exposition, in der mit innerm poetischen Sinn der ewig ergreifende Mythus vom ersten Menschenpaare den Ausgangspunkt bildet. Nun entrollen sich die Traumbilder, in denen Adam seine Zukunft schaut.

Adam sitzt auf dem Throne der Pharaonen in Egypten und läßt zur Verewigung seines Ruhmes eine Pyramide durch seine Sclaven bauen. Er hat schon Alles genossen, alles ist ihm gewohnt und bekannt, nur der Ruhm vermag noch seinen Geist zu stacheln. Doch fühlt er in seinem Innern eine unendliche Leere. Da peitscht ein Aufseher einen Sclaven zu Tode und die Frau des Sclaven, Eva stürzt sich schluchzend auf den hinsterbenden Mann; es regt sich in dem Busen des mächtigen Pharao ein ihm unbekanntes Gefühl, er vermag seine Blicke nicht von dem Weibe zu wenden, er fühlt,

Digitized by Google

daß sie ihm angehören müsse. Er erhebt sie zu sich auf den Thron. Doch Eva schaudert, als auf die Peitschenhiebe der Aufseher immer neues Wehgeschrei ertönt, sie kann nicht anders, die losgerissene Tochter des Volkes, die dessen Weh im Herzen trägt. Jetzt versteht Pharao den Jammer des Volkes:

Durch Dein Herz fährt
Der Jammerton wie Blitz mir in das Haupt,
Ich glaub' das Hülfsgeschrei der Welt zu hören.

Verschwunden ist der Tyrannenrausch. Umsonst sagt ihn Lucifer:

Das Volk gleicht einem tiefen Meer, es dringt
Kein Strahl durch seine Masse, finster bleibt es,
Die Welle glänzt nur, die sein Spiegel wirft,
Und diese Welle bist zufällig Du.

Doch Eins hält ihn noch. Was ist der Ruhm? Was wird von ihm nach Jahrtausenden übrig bleiben? Da zeigt ihm Lucifer, wie eine Staubschicht nach der andern sich auf seine mächtigen Pyramiden legt, wie im Wüstensand sein Name untergeht, in seinen Lustgärten Schakale hausen, dies alles ein Werk schwacher Winde, während seine Mumie ein Gegenstand der Neugierde für Schulkinder, ihn überlebt. Nun erwacht er aus seiner Illusion. Er erkennt, daß Ruhm ein thöricht, minutenlang währendes Spiel ist, es sollen nicht mehr Millionen um Eines willen geknechtet werden, er will für die Gemeinschaft leben, um sie zu erheben. Er eilt mit dem Ruf in die Zukunft:

Was liegt am Einzelnen, wenn die Gemeinschaft
Lebt, die aus Einzelnen ein großes Ganze schafft.

Für diese Gemeinschaft lebt und wirkt er im folgenden Bilde in Athen, als Miltiades. Während er fern vom Vaterlande für dasselbe kämpft und sein holdes Weib Lucia-Eva für ihn opfert und den Himmel anfleht, das Vaterland und den Gatten zu schützen, wird das „erhabene" Volk unruhig. Miltiades' Ruhm ist zu groß geworden, er muß sterben. Das Volk tobt, Eva wird von Gram verzehrt, als Lucifer, in der Gestalt eines Kriegers erscheint und dem Volke verkündet, daß Miltiades an der Spitze siegreicher Truppen zurückkehre, die Empörer mit Feuer und Schwert zu bestrafen. Die Demagogen, das Volk, alle stürzen flehend Miltiades entgegen, der verwundet aus der für das Vaterland geschlagenen Schlacht heimkehrt und nicht begreift, warum das Volk fleht und sein Weib, die ihn für einen Verräther hält, sich zürnend abwendet. Er beklagt, daß eine schwere Wunde ihn verhindere den glänzend begonnenen Feldzug fortzusetzen, daß er seine Macht nun wieder dem Volke zurückgebe, von dem er sie erhalten, daß er sein Heer in die wohlverdiente Ruhe des häuslichen Herdes entlasse und sein Schwert

Digitized by Google

auf den Altar der Pallas Athene niederlege. Weinend umarmt Lucia den verkannten, theuren Gatten und das Volk stürzt fort, um — Miltiades Todesurtheil zu verkünden. Auf diesen fürchterlichen Schlag erkennt Adam das Illusorische seines Strebens. Er erkennt die Natur des Volks, das er erheben zu können gehofft, indem er sich freiwillig der Gesammtheit unterworfen:

Nein, diesem feigen Volke fluch' ich nicht,
Dess Fehler nicht allein, des Eigenschaft
Es ist, dass Elend es gar bald zum Sclaven,
Die Sclaverei zum grausen, blut'gen Werkzeug
Ehrgeiziger Rebellen leicht erniedrigt.
Nur ich allein, ich war ein Narr zu glauben,
Ein Volk wie dies verdiene Freiheit je.

Während aber Adam aus seiner Illusion erwacht, glaubt die milde und holde Lucia noch an ihre Götter und wendet sich klagend zu Pallas Athene, daß sie ihr Gebet nicht erhört habe. Auf ihre rührend innigen Worte kehrt auch in Miltiades Brust Friede ein und ruhig beugt er den Nacken dem Henker.

Dem stürmischen Geist Adams mußten Millionen sclavisch dienen, um seiner Ruhmsucht Genüge zu thun. Unter dem wohlthätigen Einfluß des Weibes erwacht der edle Kern seiner Natur, er wünscht sich einer freien Gemeinschaft ein freier Mann zu dienen, allein diese versteht ihn nicht und erniedrigt die Idee, in deren Dienst Adam getreten. Da scheint in Adam jede hohe Regung erstorben. Er tritt uns in der folgenden Scene als der *egoistische* römische Wollüstling Sergiolus entgegen, der mit Schlemmern und Dirnen (unter ihnen Eva als Julie) wüste Orgien feiert. Wilde Gladiatorenkämpfe stacheln die stumpfen Nerven auf, Adam wettet, daß sein Gladiator siegen werde und setzt seine Julie gegen ein Pferd ein. Adam gewinnt und Julie bleibt sein. Während die Anderen in wildem bacchantischem Taumel Lieder singen, die keusche Lucretia und den freiheitsliebenden Brutus verhöhnen, erwachen in Juliens Brust an Adams Seite Gefühle, die einen unsäglich bitteren Tropfen auch in die süßeste Lust mischen. Sie ruft:

Ach wenn ich Lieder höre und Musik,
Dann hör' ich nicht das engbeschränkte Wort,
Mich wiegt der Töne Fluth dann wie ein Schiff,
Mir ist's, als läge ich dann traumversunken,
Als führte mich der schwanke Ton in Zeiten,
Da ich im Schatten sonnbeglänzter Palmen
So unschuldig und lächelnd kindlich war.
Verzeih, es ist der Zauber irrer Träume,
Nichts mehr. Ich küsse Dich und bin erwacht.

Digitized by Google

Wie unwillkürlich und unbewußt wiederholt Adam ihre Worte. Er kostet den bitteren, ernüchternden Bodensatz des Bechers der Wollust. In kühnen Fresken entwirft nun der Dichter das Ende der alten Welt. In die schlemmende Gesellschaft fährt wie der Blitz die Pest. Der Apostel Petrus erscheint und rüttelt mit mächtigen Worten die versunkenen Herzen auf:

O feiges Volk, entartetes Geschlecht,
Das unverschämt, solang das Glück ihm winkt
Der Fliege gleich im Glanz der Sonnenstrahlen,
Den Schöpfer und die Tugend lästernd schmäht;
Naht aber leise das Verhängniß sich,
Wenn Gottes mächt'ge Hand Dich zürnend faßt,
Dann kriechst Du feig verzweifelnd in den Staub.
Vermagst Du wohl durch wilden Sinnentaumel
Die ernste Stimme in Dir einzulullen,
Die aufschreckt Deines Busens tiefste Tiefen
Und ach umsonst zum bessern Ziel Dich weist?

Die Götterbilder zerfallen auf den Ruf des mächtigen Apostels.

Schau ringsumher — was wüthet gräßlicher
In diesen Mauern, als die grause Pest!
Vom weichen Pfühle heben Tausend' sich
Empor, bevölkern Thebens wüste Plätze
Mit der Anachoreten wilden Schaaren
Um dort zu schaffen den entnervten Sinnen
Was sie aufs Neue reiz' und neu belebte.
Du wirst hinweggerafft, entartet Volk,
Vom Boden, der allmählich sich verjüngt.

Adam vernimmt mit Begeisterung den neuen Ruf. Er eilt in den Kampf für die neuen Ideen, deren höchste Blüthe die Rittertugend sein wird. Als der kraftvolle, kühne Ritter Tankred kehrt er an der Spitze christlicher Kreuzfahrer nach Konstantinopel zurück. Erfüllt von den heiligen, Brüderlichkeit und Liebe athmenden Lehren des Christenthums muß er grausam erwachen. Die Bürger fliehen vor ihm und seinen Schaaren, denn zu oft ward ihnen der Feuerbrand in die Dächer ihrer Häuser geschleudert. Andere fragen ihn erst, ob er an das homousion oder homoiousion glaube. Der Patriarch, der mit glänzendem Gefolge naht, hält es für verdienstlicher und wichtiger, die Häretiker zu richten, als den müden Kriegern Ruhestätte und Labung zu gewähren. Die Häretiker vertheidigen mit stolzer Wissenschaft das homoiousion gegen das homousion und besteigen den Scheiterhaufen für ihre Lehre. Tankred will sein Schwert zerbrechen, als er den kleinlichen Kampf, das Gift sieht, das man aus der schönsten Blume gesogen. Noch erlahmt er nicht, noch will er alles daran setzen, um diese Welt neu zu gestalten. Da flüchtet Eva als Isaura um Hülfe rufend zu

Digitized by Google

ihm. Tankred erblickt sein Ideal, die Liebe erwacht mit mächtiger Gewalt in seinem Herzen, sie muß sein Weib werden, sie ist seiner Seele innig verwandt. Aber der Zeitgeist ist mächtiger als sein Wollen. Isaura ist durch ein heiliges Gelübde dem Kloster geweiht. Gegen diese Schranke vermag er nichts auszurichten. In der Ferne ertönt der Gesang der mit dem Scheiterhaufen verbrennenden Märtyrer für das homoiousion. Adam faßt unendliche Ekel vor dieser Welt. Er ist müde und gebrochen, er will nicht mehr kämpfen.

Ach fort, zu neuem Leben führ' mich Lucifer!
Ich führt 'nen Kampf um heilige Ideen
Und fand den Fluch nur in beschränktem Geist.
. . . . . .
. . . . hinweg in eine neue Welt.
. . . . .
Nichts soll mich fürder mehr begeistern, es geh
Die Welt den selbstgewollten trägen Gang.
Nichts drängt mich mehr zu bessern ihr Getriebe,
Ihr Straucheln zwingt mir keine Theilnahm' ab.
Ich bin ermüdet, mich verlangt's nach Ruhe.

Doch dieser Feuergeist vermag nicht Ruhe zu finden. Er ist im folgenden Zeitalter Keppler, der die Geheimnisse des Himmels ergründet. Aber er muß die Schätze der Wissenschaft im Herzen bewahren. Die Gleichgültigkeit des Zeitalters verschließt seine Lippen und beugt sein Haupt unter das Joch fremder Vorurtheile, denen zu Liebe er seine Wissenschaft durch elende Lügen entweihen muß. Er lebt zwar am Hofe des Kaisers, aber er muß Horoskope stellen, Wetterprophezeihungen machen, um die Launen seiner hochgeborenen Frau Barbara Müller, die ihn gleichsam aus Gnade geheirathet, zu befriedigen. Was ist aus dieser Frau aus dem Weibe des ritterlichen Zeitalters geworden. Eine Puppe, ein Gemisch von Bösem und Gutem, aber so, daß das Gute ihr Eigenthum ist, das Böse das des Zeitalters. Adam vermag nicht die Fesseln zu tragen, in die jedes freie Wort geschlagen ist, die ihm verbieten, seine der Zaubereien als Hexe angeklagte Mutter zu vertheidigen, da ja seine wahre Mutter die heilige Kirche sein soll.

Ich wünscht 'ne Zeit, die keinen Kampf begehrt,
In der des Lebens altgewordne Ordnung,
Die allgemeines Vorurtheil geheiligt,
Die Neuerung verschont und Ruhe mich umfängt.
. . . .
Die Zeit ist da, was soll's, wenn in der Brust
Die Seele lebt, dies qualvoll heil'ge Erbe
Den Menschen von den Göttern zuertheilt,
Die thatendürstig träge Ruh' verschmäht
Und mit entnervenden Gelüsten kämpft.

Digitized by Google

Umsonst breitet der Himmel sein geheimnißvolles und heiliges Buch vor ihm aus, umsonst will er im Angesichte des Ewigen das Vergängliche vergessen, er verlangt nach einer Zeit, die nicht zurückschreckt vor großen Mitteln, die sich nicht scheut, die Wahrheit zu verkünden. Er verlangt nach Wein, schläft ein und erblickt im Traume Danton, der auf dem Grève-Platze neben der Guillotine, wo Lucifer der Henker ist, dem Volke Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit verkündet. Das Volk ist trunken von Blut und Begeisterung, es brüllt nach Waffen, um die Feinde und Verräther des Vaterlandes zu strafen. Die Sansculotten bringen zwei Schlachtopfer, ein edles Geschwisterpaar, einen Marquis und dessen Schwester Eva. In Danton erwacht der Mensch, er fühlt Mitleid für die schönen edlen Opfer, die Liebe zu Eva regt sich mit Allgewalt in seinem Herzen.

Im Blute watend quält mich doch die Einsamkeit,
Die Ahnung, wie man innig lieben könne.
O Mädchen, lehrtest Du mich einen Tag nur
Die sel'ge Kunst, am nächsten Tag fürwahr
Böt ruhig ich das Haupt dem Schwerte dar.

Aber einen andern Gott trägt Danton im Herzen, einen anderen Eva. Das Weib will die Märtyrerin der verlassenen und gestürzten Altäre sein und sie und ihr Bruder fallen der Wuth des Volkes zum Opfer. Aber als ob es blutiger Spott des Geschicks wäre, aus der Mitte des Volks bricht abermals Eva hervor, in Gestalt einer aufgeregten Bäuerin, sie bringt das Haupt eines Verräthers und verlangt zum Lohne, der große Mann möge mit ihr eine Nacht zubringen. Schaudernd blickt Adam auf die entmenschte Furie. Evas Gestalt, ihre Züge, ihre Sprache, Nichts fehlt und welche Veränderung. Er wendet sich ab, er habe nicht so viele Nächte, als es Verräther des Vaterlands gebe. Doch auch er wird schon zu diesen gerechnet. Die Menge schleppt ihn auf die Anklage Saint Just's zum Tode, und Adam erwacht trunken von dem großen Bilde, das sich vor ihm aufgethan hat, um sich in seinem geknechteten, thatenlosen Zeitalter wiederzufinden.

Die nächste Scene ist nur Uebergang zu einem neuen Leben. Adam ist zur Erkenntniß gekommen, das daß Wissen einseitig ist, er lehrt seinen Schüler die staubigen Folianten ins Feuer werfen und das Leben aufzusuchen. Er hat keine Ahnung von der Tragödie des Weibes, die sich mittlerweile abgespielt hat. Eva ist gefallen und der elende Höfling dem sie sich hingegeben, fordert von ihr den Tod ihres Mannes. Sie stürzt verzweifelt im Gefühl ihrer Schuld fort. Adam aber will das Leben sehn, das volle, thatkräftige Leben, in welchem seine Ideen Wahrheit geworden und Lucifer führt ihn in das Getriebe der neuen Zeit, nach London. Chorgesang empfängt ihn:

Digitized by Google

Brausend eilt die Fluth des Lebens,
Jede Welle eine Welt,
Weshalb bangest du, wenn jene
Steigt und diese niederfällt,
. . . . . .
. . . . . .
Laß es rauschen! Denn das Leben
Setzt sich selber Maß und Halt,
Nichts erliegt in seinen Kämpfen,
Ewig neu ist's ewig alt.

Das Zeitalter der Heroen ist aber vorüber, das Leben soll sich ja selbst zügeln und Adam betrachtet in Begleitung Lucifers dieses Leben. Ein bunter Anblick eröffnet sich. Ein Puppenspieler zeigt die Geschichte Adams und Evas und empfiehlt seine Affen und Bären der Gunst des Publikums. Bürgermädchen wandeln auf und ab und blicken lüstern auf die Juwelen. Arbeiter schelten den Maschinen und den Reichen, Fabrikherren beklagen den hohen Lohn der Arbeiter, die ja nicht heirathen und 6 Kinder zeugen müßten. Das Volk tobt, wilder Lärm ertönt von allen Seiten, bachantisches Feuer glüht auf den Gesichtern. Der Mensch ist hier zum Thiere geworden. An die Stelle des Schönen ist die Fratze getreten, der Musikant geigt die entsetzlichsten Melodien, da er ja leben muß, Kunst und Wissenschaft verfallen, indem sie aufgeputzt der Gunst der Menge nachziehen. Im gräßlichen Kampfe um's Dasein werden Bettelei und Betrug zum Handwerk, die Gesellschaftsklassen bekriegen einander, das Verbrechen wird zum legitimen Kinde der Gesellschaft. In diesem Labyrinthe des Häßlichen erblickt Adam Eva. An der Seite ihrer Mutter kommt sie aus der Kirche, ein heiliges Gebet scheint noch auf ihren Lippen zu schweben. Vergebens sagt ihm Lucifer, es sei alles nur Schein, sie sei in der Kirche gewesen, um zu sehen, und gesehen zu werden. Adam naht sich ihr, er wird spöttisch abgewiesen, die Mutter will die Polizei zu Hülfe rufen. Lucifer ist klüger. Er spricht Adam mit Mylord an, und erwähnt nebenbei, daß vier seiner Schiffe auf dem Ocean schwimmen. Eine Zigeunerin fängt die Worte auf, eilt der Mutter nach und — Eva kommt zu Adam. Eine wilde Phantasmagorie schließt die Scene. Das goldene Geschmeide, das Adam Eva gegeben, wird zu Staub, Lucifer zeigt Adam ein großes Grab, in welches alle Menschen nacheinander springen und nur in Eva erwacht beim Anblick dieser finsteren Nacht das ewig Göttliche.

Das Leben kann sich nicht selber zügeln, es muß an der Wissenschaft ausgemessen werden, der Verstand muß über seine Ordnung wachen. In diese Welt der späten Zukunft führt Lucifer den Menschen; Vaterland, Volk, Staat, diese Begriffe sind verschwunden. Die Menschen wohnen in Phalan-

Digitized by Google

stere, sind gleich gekleidet und da ein eigener Name dünkelhaft wäre, nur durch Nummern von einander unterschieden. Ueber jeden Phalanster wacht ein Gelehrter. Zu einem solchen Gelehrten kommt Adam in Begleitung Lucifers. Dieser zeigt ihnen das Museum, die ausgestorbene alte Welt. Einst habe die Welt sorglos in den Tag hineingelebt, jetzt aber gehe es mit den Lebensmittel zu Ende, im 4000 Jahren verlöscht die Sonne und da müsse für Ersatz gesorgt werden. Aber siehe, die Poesie dieser öden, so furchtbar nüchternen Welt, Eva, tritt hervor. Ihre Kinder sollen untersucht und dann von ihr getrennt werden, weil sonst das Vorurtheil der Familie erwachen könnte. Adam hingerissen verlangt Eva zum Weib. Aber sie wird ihm verweigert, weil beide zu schwärmerisch gesinnt seien und dies ungesunde Frucht erzeuge. Als Adam in begeisterten Worten diese Schwärmerei preist, die Schöpferin alles Großen und Edlen, will man ihn in ein Irrenhaus sperren . . . .

Die folgende Scene übergehen wir. Adam verläßt in derselben die Erde, die ihn anekelt und wird erst im unendlichen Raume sich bewußt, wie innig er ihr angehört. Er kehrt zu ihr zurück. Wie elend seine Ideen auch geworden, sie haben ihn doch begeistert, neue Ideen werden auftauchen und die Gesellschaft regeneriren. Da zeigt Lucifer Adam, der schon ein gebrochener Greis ist, das Letzte, die mit Schnee und Eis bedeckte Erde, auf der elendes Gesträuch gedeiht, welche von dem rothen, glanzlosen Sonnenball kümmerlich beleuchtet wird. Der Mensch ist Eskimo geworden, der vor Lucifer und Adam auf die Kniee fällt und um Schonung seines Lebens fleht. Er wolle ihnen die erste Robbe opfern; die Robben gehören ihm, denn es frißt ja eines das andere, den Wurm der flinke Fisch, den Fisch die Robbe, die Robbe er, und ihn der große Geist. Er tödte seine Mitmenschen, deren es mehr gebe, als er den Fragern herzählen könne, aber es kommen immer neue. In die Hütte tretend, bietet er Adam sein Weib an, Eva, eine verkümmerte Gestalt, die sich Adam an den Hals wirft. Nun hat Adam genug von seinem grausen Schicksal gesehen, sein furchtbarer Kampf hat ein Ende er erwacht.

Im Sonnenlicht unter Palmen findet er sich an der Seite Lucifers, während sein Weib sanft und ruhig schlummert. Hat er geträumt? Träumt er noch? Ist das ganze Leben mehr als ein Traum? Soll er ruhig sein Geschick ertragen? Soll er ein Werkzeug sein in fremder Gewalten Hand? Nein, tausendmal nein! Sein Wille ist ja frei, er ist allein auf dieser Welt, ein Sprung von diesem Felsen in die Tiefe, und das Spiel hat ein Ende.

Da tritt Eva aus der Hütte. Sie frägt ihn, was er so düster sinne. Sein letzter Kuß wäre so eiskalt gewesen. Und doch hätte sie ihm eine freu-

Digitized by Google

dige Botschaft zu bringen. Sie zieht ihn ganz nahe an sich heran und flüstert ihm leise zu, daß sie — sich Mutter fühle . . . . .

Adam sinkt auf die Kniee:

O Herr, du siegtest, sieh im Staub mich hier.

Nun ist ihm alles Traum, was er gesehen, hier hat er sein Dasein, sein Glück gefunden. Der Himmel öffnet sich, Gott nimmt den Menschen in Gnaden auf. Er ruft ihm zu:

Dein Arm ist stark, gehoben ist dein Herz,
Die Bahn unendlich, die zur Arbeit ruft,
Und achtest du, dann hörst du eine Stimme,
Die unablässig ruft und dich erhebt.
Ihr folg. Und wenn im thatenreichen Leben
Dies Himmelswort für dich ersterben sollte,
Vernimmt es noch der rein're Sinn des Weibes,
Das fernabsteht vom Kampf der Interessen
Und wird durch ihres Herzens Blut hindurch,
Zur Poesie, zum Liede sich verklären.
Mit diesen beiden Helfershelfern steht
Im Glück und Mißgeschicke dir zur Seite
Ein tröstender und holder Genius.
Und du, o Lucifer, auch du am Ring
In meinem Universum, wirke weiter,
Dein kaltes Wissen und dein thöricht Leugnen
Wird Gährstoff sein, der wohl in Wallung bringt,
Ja wanken macht auf Augenblick den Menschen,
Der immer doch den rechten Weg wird finden;
In Ewigkeit wird deine Strafe währen.
Denn was auch zum Verderben du erkoren,
Wird neuer Keim das Schöne, Edle werden.

II.

Die Idee der Dichtung ist klar ausgesprochen. Adam repräsentirt die Menschheit, ihren Kern, ihren Adel. In ihm lebt der ewige, unstillbare Thatendrang, der den Menschen nie zur Ruhe gelangen läßt. Er ist trotzig und verwegen, empört sich gegen Gott, emanzipirt sich von Lucifer. Aber dieser stolze, trotzige Menschengeist begiebt sich freiwillig in den Dienst der Idee. Er lebt nicht für sich, sondern für die Menschheit. — Diese kann die Idee nicht fassen, sie verzerrt sie und vernichtet ihren Träger. Es zwingt ihn die Geschichte morgen zu verachten, wofür er heute gekämpft hat. Er muß zu der Erkenntniß gelangen, daß sein Kampf umsonst ist. So dachte auch Lucifer und baute darauf die Hoffnung des Sieges. Er wußte und kannte Alles, aber Eines blieb ihm unbegreiflich. Er sollte

Digitized by Google

erfahren, daß es eine Kraft im menschlichen Herzen giebt, irrationell und doch über alle Maßen wichtig, die wie der Blitz erscheint und doch auf immer unterjocht: die Liebe. Zwar spät, doch jetzt erkennt Adam sie ganz, im strahlenden Angesicht seines Weibes, in der seligen Vorahnung seines Vaterglücks. Nun ergreift ihn das Leben mit seiner ganzen, gewaltigen, inhaltreichen Macht. Er wird nun nicht mehr im Kampf verzagen. Das Weib ist der frische, beseligende Quell, sie trocknet ihm den Kampfesschweiß von der Stirne, in ihren Armen findet der Todesmüde Ruhe. Deshalb begleitet ihn Eva durch alle Wechselfälle der Geschicke.

Auch Faust repräsentirt die Menschheit, aber von anderer Seite. Faust ist das handelnde, wollende Individuum, in ihm verkörpert sich der Gegensatz von Gutem und Bösem; den Kampf, den er führt, führt er für sich selbst, um das ewig Menschliche in seiner Brust zu retten. Adam ist nicht böse. Er fehlt und sündigt nie. Sein Kampf ist der Kampf des Edlen mit dem Gemeinen, des erleuchteten Genius mit der stumpfen Masse. — Beide sind einseitig. In Faust fehlt dieses Fühlen für die ganze Menschheit, diese großartige Regung, die jeden Heros der Menschheit vorwärts trieb, in Adam fehlt der ewige Gegensatz in der menschlichen Brust, der Kampf des bösen Triebe, den die Bibel schon in Kains That so ergreifend einfach zeichnet. Deshalb hat in Faust Gretchen nur vorübergehende Bedeutung, denn Faust muß den Kampf im eigenen Busen allein ausfechten, Eva aber begleitet Adam durch alle Kämpfe hindurch, denn der von den Kämpfen des Lebens Gebrochene muß eine heilende Kraft finden, wenn er nicht zu Grunde gehen soll. Deshalb ist Mephisto, die Kraft, die Böses will, der Böse, denn wie der Mensch, so sein Teufel, während Lucifer der kalte Verstand ist im Gegensatz zu Adams heiß loderndem Gefühl. Adam ist Mensch des Gefühls, der verkörperte Edelmuth, Faust ist der Mann der That, der durch das Böse hindurch zur Freiheit sich hindurchringt. Faust muß sich am Schluß beschränken lernen, Adam muß Trost für sein wundes Gemüth finden.

Der Dichter der Tragödie des Menschen hat keine plastisch bildende Phantasie. Seine poetischen Gestalten sind Visionen, die in der ungeheuren Perspektive der Geschichte auftauchen und verschwinden, in großen Umrissen gezeichnet, in ihrem großartigem Wurf blendend und hinreißend, aber nicht sorgsam mit der Liebe des objectiv schauenden Dichters durchgeführt. Seine Gedanken sind die eines großen, edlen, aber wunden Herzens; seine Phantasie ist die eines philosophischen Kopfes, der in die Ferne schaut und aus der Ferne seine Gestalten entwirft. Deshalb wählt er zur Verkörperung seiner Gedanken die Geschichte. Das ist ein sprödes Material, das der Gestaltung unüberwindliche Hindernisse entgegensetzt.

Die Dichtung ist kein Vorbild, wie Faust, aber ein großartiger Versuch,

Digitized by Google

ein Werk einer ganzen Individualität, deſſen Fehler mit ſeinen Vorzügen aufs innigſte zuſammenhängen. Es iſt auch keinem Dichter noch gelungen, ſolche Probleme mehr als zur Hälfte zu löſen.

B. Alexander.

Ein Brief Blüchers an Häſe aus dem Jahre 1799.

Der Leſer der „Bilder aus der deutſchen Vergangenheit“ wird ſich erinnern, daß am Schluſſe des Kapitels von der Erhebung des preußiſchen Volkes 1813 (Bd. IV, S. 441) eine Todesanzeige ſteht, welche ein beredter Ausdruck der damals herrſchenden opferfreudigen Stimmung iſt. Die Füſiliere vom 1. pommerſchen Regimente führten bekanntlich unter dem Commando der Majors v. Borcke am 2. April bei Lüneburg den erſten Schlag gegen die Franzoſen und unter ihren Gefallenen betrauerten ſie auch einen freiwilligen Jäger, Georg Häſe. Zu Stargard in Pommern, wo er bei der Vermögensſteuercommiſſion angeſtellt war, hatte er ſich, dem Aufrufe ſeines Königs folgend, dem in Rußland bewährten Bataillone angeſchloſſen und nun ſeine Treue für Vaterland, deutſche Freiheit, Nationalehre und den geliebten König mit dem Tode beſiegelt. „Ein ſo ſchneller Verluſt“ — ſo zeigt der Vater den Tod ſeines älteſten Sohnes in der Voſſiſchen Zeitung an — „iſt hart, aber es iſt tröſtend, daß auch wir einen Sohn geben konnten für den großen heiligen Zweck. Wir fühlen ganz die Nothwendigkeit ſolcher Opfer“. — Wer eine ſolche Anzeige unter dem erſten Eindrucke des herben Verluſtes ſchreiben konnte, der verdient gewiß die Achtung jedes deutſch fühlenden Mannes, auch ohne daß man weiß, daß er unter den Augen Hardenbergs rüſtig an der Reorganiſation Preußens gearbeitet und daß er bereits in der untergeordneten Stellung eines Landſchaftsſekretärs mit Blücher in regem Verkehr geſtanden hat. Ich hoffe daher, daß einige Notizen über den Lebensgang Häſes nicht unerwünſcht ſein werden. Sie ſind den mir freundlichſt gemachten Mittheilungen ſeines Sohnes entnommen.

Georg Friedrich Häſe ward am 10. Januar 1763 zu Birkholz bei Dramburg geboren als Sohn eines durch den ſiebenjährigen Krieg verarmten Gutspächters, der nun als Inſpektor auf adligen Gütern ſeinen Unterhalt ſuchen mußte. Dem Knaben erging es wie dem jungen Gneiſenau. Er beſuchte die Dorfſchule und mußte die freie Zeit zum Viehhüten verwenden. Später wurde er auf die Stadtſchule zu Dramburg gebracht und lernte hier ſo viel, daß er als Schreiber bei einem Juſtizbeamten eintreten konnte. Eigener Fleiß bildete ihn weiter. 1781 ward er als Kanzliſt bei der Star-

Digitized by Google

garder Landschaftsdirection mit einem Gehalt von 50 Thalern und freier Station angestellt, bald darauf stieg er zum Secretär auf und erhielt hundert Thaler. Der Landschaftsdirector von Bonin in Elvershagen bei Regenwalde schenkte ihm sein volles Vertrauen und gab ihm auf seinem Gute Gelegenheit, sich eine genaue Kenntniß der Landwirthschaft anzueignen. — In dieser Zeit machte er auch die Bekanntschaft des Rittmeisters a. D. Blücher, welcher 1777 das benachbarte Gut Groß-Raddow gekauft hatte, und durch das Vertrauen seiner Standesgenossen zum Landschaftsrath gewählt war. Auf die freundschaftliche Art ihres Verkehr, läßt der folgende Brief zurückschließen. — Später stieg Häse's Gehalt auf 300 Thlr. und 1792, als ihm noch die Stelle eines Steuereinnehmers des Saatziger Kreises verliehen ward, auf 498 Thlr. Das neue Amt nöthigte ihn, dauernd seinen Wohnsitz in Stargard zu nehmen. Hier aber sah er zu seinem Schrecken ein, daß das Einkommen nicht ausreichte, um den Unterhalt einer Familie zu bestreiten, und da die Schuldenlast immer drückender zu werden anfing, so glaubte er durch den Erwerb eines Gutes am besten eine Aenderung seiner Verhältnisse herbeiführen zu können. Er kaufte deshalb 1797 das Gut Ganskow bei Colberg, ließ es anfangs durch einen Vetter administriren und übernahm zu Johannis 1797 die Verwaltung selbst. Von nun an wandte er sich ganz der Landwirthschaft zu. Rastlos bemüht, die Kultur des Ackers zu heben, ließ er, trotzdem es ihm an Vermögen fehlte, als der erste in Pommern feine spanische Schafe aus Sachsen kommen, führte Mergelung und stärkeren Kleebau ein und dehnte den Kartoffelbau derartig aus, daß er den Spottnamen Kartoffel-Häse erhielt. Ferner führte er das Impfen der Schafe ein, sorgte eifrig für die Verbreitung der Kuhpockenimpfung und hob aus freien Stücken die Erbunterthänigkeit seiner Bauern auf. Seine Mußezeit benutzte er zu schriftstellerischen Arbeiten, die zum großen Theil in den Thaerschen Annalen erschienen und die Bekanntschaft mit manchen angesehenen Personen herbeiführten. Als der unglückliche Krieg und namentlich die Belagerung von Colberg den Wohlstand Hinterpommerns vernichtet hatten, betrieb Häse mit Glück die Stiftung der ökonomischen Gesellschaft zu Cöslin und widmete dem in Colberg gestifteten Zweigverein des Tugendbundes seine rege Thätigkeit. Allein die Nachwehen des Krieges waren fast noch schlimmer als der Krieg selbst und zwangen Häse, 1810 sein Gut dem Hauptgläubiger zu überlassen. Jetzt gerieth er in große Noth, denn auch die Hoffnung, eine Anstellung zu erhalten, schlug fehl. Da fügte es das Schicksal, daß er zu Berlin bei Herrn v. Bülow aus Cummerow in Pommern mit dem einflußreichen Staatsrath Scharnweber und durch dessen Verwendung mit dem Staatskanzler Hardenberg bekannt ward und so in die Immediat-Oekonomiecommission berufen ward. Später arbeitete er im Bureau des

Digitized by Google

Staatskanzlers und 1813 ward er nach Stargard als Regierungsrath und Kommissarius bei der Generalcommission zur Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse versetzt. Hier war er trotz der Anfeindung der großen Grundbesitzer, die durch die neuen Landeskulturgesetze sich in ihren Interessen geschädigt sahen, rastlos bemüht, die Separationen zum Abschluß zu bringen, bildete sich die dazu nöthigen Kommissarien und führte selbst einige schwierige Gemeinheitstheilungen glücklich durch. 1840 schied er als geheimer Regierungsrath mit voller Pension aus dem Staatsdienste. Der Abend seines Lebens war sanft und ruhig, die Freude an den sichtlichen Erfolgen seines Wirkens und die Achtung seiner Vorgesetzten und Mitbürger versüßten ihm seine Muße. Er starb am 2. Juni 1843. Ein einfaches Kreuz bezeichnet seine Ruhestätte, welche im Schatten hoher Bäume gelegen durch ihren Rosenflor von der Pflege dankbarer Enkel und Urenkel Zeugniß ablegt.

Schon aus dieser dürftigen Skizze wird es klar, daß wir in Häse eine interessante Persönlichkeit vor uns haben, einen Mann, der trotz mangelhafter Schulkenntnisse aus eigener Kraft sich eine vielseitige Bildung aneignete und durch seinen praktischen Blick in manchen Dingen eine Art von Autorität gewann. Daher blieb auch der in Elvershagen angeknüpfte Verkehr mit Blücher fortbestehen, als dieser wieder in das Heer eingetreten und zu hohen Ehren gelangt war. Leider sind die zahlreichen Briefe des Generals, anscheinend erst in jüngster Zeit, verloren gegangen, nur zwei, die in den Besitz des Sohnes Häses übergegangen waren, sind erhalten und mir von demselben freundlichst zur Verfügung gestellt. Ich gebe nachstehend den ausführlicheren. Derselbe ist deshalb interessant, weil er den General als Landwirth zeigt und zugleich von seiner Humanität und Dankbarkeit Zeugniß ablegt. Hinzufügen will ich noch die Bemerkung, daß die Versicherung, er wolle den Militärdienst verlassen und sich ganz der Bewirthschaftung seiner Güter widmen, wenn der Friede gesichert sei, auch in einigen 1813 an Herrn von Bonin gesandten Briefen wiederkehrt, deren Veröffentlichung ich in nahe Aussicht stellen kann.

Blücher schreibt nun:

Mein liber HErr Haese.

Wen ich erst ietzst ihren briff vom 7 Ap beantwohrte so verzeihen sie daß, es wahr immer mein vorsatz mich über die wirdschaft mit ihnen zu unterhallten, aber mein Freund villfeltige, und zum teill sehr Unangenehme beschefftigung haben mich verstimt, und ich bin am Schreibtisch gleichsahm angeheftet, sie kennen meine lebhaftigkeit, und wie wenig ich zum stillsitzen geneigt bin. aber meine lage ist so vatall daß ich bey nahe Schon seit 4

Digitized by Google

Jahren kein Militer geſcheffte treibe, der Himel wird es in ein mahl enden. ich gebe ihnen meinen gantzen bey Fall, daß ſie ſich mit der landwirdſchaft befaſt haben, nichts lohnt Von mühen und koſten ſicherer und angenehmer, und, ſie zu mahl der ſo ville gelegenheit haben gütter kennen zu lernen, und die Manihr bey Metode gütter zu beſſern, und wirdſchaften zur vollkomenheit zu bringen teglich hören und ſehen ihnen kann es bey den hank den ſie ſelbſt zur ſache haben es nicht fehlen guhte vorſchritte zu machen. vor die mich zu geſante Piece*) danke ich ihnen verbindligſt, ſie ſoll mich gewiß nützlich werden. wen ich nuhr ein mahl ſo weit komm, daß ich mein eigen Tuhm ſehen, und mich deſſen verbeſſerung ſelbſt kann angelegen ſein laſſen, ich bin gantz ihrer meinung daß Grundſtücke noch immer im wehrt ſteigen Müſſen ſo balld Flechenrauhm da iſt, und menſchen angeßetzſt, und beſchefftiget werden können, muß der wehrt zu nehmen.

Denken ſie ſich mein liber Haese, ich lige hir am Rein, habe 1) erſt in Süd preußen ſehr anſehnlige beſitzungen,**) wo von die walldung gantz allein 1630 huben Magdeburgſch Morgen, dieſe laſſe ich ſelbſt bewirdſchaften, zu den Revenus von 3 Jahren habe ich bereitz 8000 bar geld darin verwandt, und 2100 Thlr. koſt mich die vermeſſung.

2) habe (ich) in Pomern Grumkow***) und ein kreis†) guht bei Stolpe nahmen Nippnow††), auch dieſe laſſe ich administriren. 3) habe ich unweit Berlin im Haveland daß guht groß Zihten vor 110000 halb in geld gekauft, und von Johannis 1800 wird mich dieſes administrirt wo zu ich ein amt man Schon angenommen. alles lebendige inventarium, auf die 3 wirdſchaften iſt mein eigen, Freilig wird manches bunt durch ein ander gehen, aber ich bin doch ſicher daß mich meine untertahnen und einſaſſen nicht außgeſogen werden, und daß iſt mich angenehme beruhigung.

wen ich nun nuhr ein mal dahin gelangen könte alles zu ſehen. glaubte ich nicht mich eines undanks Schulldig zu machen, ſo nehme ich den abſchid, und lange dine ich doch nicht, ich werde allt, und bin es mein Kindern Schulldig, daß was ich ein mahl habe zu Conserviren, ich bin im beſitz von

---

*) Ohne Zweifel eine Schrift über Landwirthſchaft.

**) Ein Geſchenk des Königs Friedrich W. II. Varnhagen, Blücher p. 609.

***) Ueber die Beſitzungen Blüchers in Pommern vgl. H. Berghaus: Blücher als Mitglied der Pommerſchen Ritterſchaft 1777—1817. Anclam 1863. Nipnow liegt ½ Meile nördlich von Stolp und war urſprünglich ſtädtiſches Eigenthum Bl. kaufte es 1798 für 15,600 Thlr. Das Rittergut Grumbkow, das 3 Meilen von Stolp entfernt iſt, erwarb Bl. 1797. Das ſpäter erwähnte Gut Groß Zieten liegt im Teltower Kreiſe und befand ſich noch Anfangs 1807 im Beſitze des Generals. Vgl. Selbſtbiographie des Generals F. v. Eiſenhart p. 128.

†) Vielleicht kleins.

††) Erg. Thaler.

Digitized by Google

300000 Thlr. gütter, und gott sey dank ich bin kein heller Schuldig, wen ich meine gellder nur erst wieder zu Sammen habe, und 10000 Pandbrive so auf Grumkow stehen loß werden kann.

wer kann es mich verdenken daß ich nach grade mich um daß meinige bekümern will, doch zu vor ich diesen Schrit mache, müssen wihr nach Hause marchiren, und es muß kein naher an Scheinen zum Kriege da sein, o wen ich 3 tage um und neben mein Freund Bonin sein könte waß mich lib ist gebe ich darum. Emfehlen sie mich doch den gantzen Hause tausend mahl.

Denken sie sich Haese, ich bin schon groß Vatter, habe eine vortrefflige Schwiger Tochter, die ich iniglig libe, und mein Sohn Fengt an ruhiger zu werden, grüssen sie doch alle meine Freunde hErtzlich, besonders Hacken*), leben sie übrigens wohl erhallten mich ihre Freundschaft und sein der seinigen immerwehrend versichert.

Münster d. 12. Oct. 1799.

Blüchor.

Liber Haese sie können mich hoch verbinden, wen sie mich wider Schreiben, sein sie so Freundschaftlich und verlangen nicht alle mahl Promte antwohrt, aber doch will ich mich bessern, Schreiben sie mich alles waß in Pomern vorgeht o Schreiben sie mich vihl vom Boninschen Hause, und so gott befohlen. B.

Schließlich bemerke ich zu dem in Nr. 8 dieser Zeitschrift veröffentlichten Briefe Blücher's, daß derselbe schon 1808 von Treptow aus den Versuch gemacht hat, sich einen Theil der in Münster zurückgelassenen Sachen wieder zu verschaffen. Der Kammerrath Brummer erzählt darüber nämlich Folgendes (vgl. Bieske, der Feldmarschall Blücher S. 48): Blücher wandte sich wegen Zusendung seines Silberzeuges nach Münster, erhielt jedoch die Antwort, daß die Gläubiger Beschlag darauf gelegt hätten. Verdrießlich gab er das betreffende Schreiben dem Kriegsrath Lehmann mit der Frage: Was ist mit den Kerls in Münster anzugeben? und erhielt die Antwort:

Der kürzeste Weg — aber die Sache ist freilich nicht so leicht, wenigstens nicht augenblicklich zu machen, — wäre, die Gläubiger in irgend einer Art zu befriedigen.

„Das muß wahr sein, Er ist ein kluger Kopf, erwiederte Blücher, das hätte ich Ihm kaum zugetraut. Uebrigens so viel verstehe ich allenfalls auch. Aber weiß er was? Die Kerls in Münster können mich .... Laßt Euch nur Zeit, es wird schon Gelegenheit kommen, daß ich mir selbst mein Silberzeug wieder holen kann".

Stargard in Pom. Dr. Blasendorff.

*) Justizamtmann zu Stargard.

Digitized by Google

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Der siebente Protestantentag. Leipzig, den 15. August. Die drei letztvergangenen Tage sahen die siebente Generalversammlung des deutschen Protestantenvereins in hiesiger Stadt verhandeln und beschließen. Die Vertretung der Einzelvereine war eine sehr zahlreiche, die Betheiligung hiesiger Ortseinwohner, in Anbetracht des ziemlich hoch gestellten Eintrittspreises, eine befriedigende, der Besuch der beiden Gottesdienste in der Nikolaikirche ein glänzender zu nennen. Der günstige Verlauf, welchen die ganze Sache, namentlich die Verhandlungen der Ausschüsse und der öffentlichen Versammlungen nahmen, fällt um so mehr ins Gewicht, als in Folge eines Zusammentreffens ungünstiger Umstände nicht blos eine ansehnliche Reihe von bekannten Wortführern des Vereines, wie die Professoren von Holtzendorff, Schenkel, Lipsius, Oberhofprediger Schwarz, Hofgerichtsadvocat Ohly u. a. am Erscheinen verhindert, sondern vor Allem auch der langjährige Leiter der Verhandlungen, Geheimrath Bluntschli aus Heidelberg, durch eine fast im Moment der Abreise eingetretene Erkrankung außer Stand war, auch diesmal seine Meisterschaft, auftretende Gegensätze zu vereinigen und eine erregte Debatte einem ersprießlichen Ziele zuzulenken, zu bewähren. Noch verhängnißvoller hätte der Umstand werden können, daß derselbe Bluntschli auch das Referat über den Hauptgegenstand der Verhandlungen, die kirchliche Verfassungsfrage übernommen hatte. Doch war die Verlegenheit nur eine augenblickliche. Bald nachdem am 12. August der engere Ausschuß zusammengetreten war, vernahm man, daß Rath geschafft war, indem Professor Räbiger aus Breslau die Leitung der öffentlichen Verhandlungen, Professor Holtzmann aus Heidelberg, ein Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses, die von dem letzteren der Versammlung vorgelegten Sätze über Kirchenverfassung zu vertreten übernahm. Derselbe leitete auch die Verhandlungen zuerst des engeren, dann des weiteren Ausschusses, in deren Verlaufe jene Sätze vielfache, meist über den Heidelberger Entwurf hinausgehende Veränderungen und gründliche Umarbeitung auf Grund der von den einzelnen Vereinen schriftlich und mündlich zur Geltung gebrachten Meinungsäußerungen erfuhren. Am 13. August vernahmen wir zunächst eine Predigt des tapfern Dr. Baumgarten aus Rostock, durch welche die öffentlichen Kundgebungen des Vereins aufs würdigste eingeleitet wurden. Es war ein glücklicher Gedanke, in der Wahl der beiden Festprediger sofort die ganze Weite der dogmatischen Gegensätze zur Veranschaulichung zu bringen, welche der Protestantenverein umschließt und in sich zum Ausgleiche bringt. Ein conservativer, lutherischer Theolog und ein Mann von kühnen, gesunden Instinkten für die Triebkräfte der

Digitized by Google

modernen Zeit zugleich, wußte Baumgarten auch diesmal wieder an das protestantische Gewissen der Gemeinde zu pochen und ihm die Schmach des innerhalb der evangelischen Kirche sich breitmachenden, neuen Papstthums kräftigst zu Gemüthe zu führen. Die Predigt öffnete uns die Aussicht in eine originelle, zwar vielfach mehr mit Mitteln des Gemüthes und der Phantasie ausgemalte, aber doch überall groß und würdig gedachte Gottes- und Weltanschauung.

Wie wir es dem entschlossenen Auftreten des Leipziger Kirchenvorstandes und Magistrates verdanken, daß sich uns trotz Pastor Ahlfeld's Widerstand Kirche und Kanzel desselben öffneten (Berlin steht noch immer allein mit der Versagung der Kirchen an den Protestantenverein), so der Liberalität des Rectors und des Senates der Universität, daß wir unsere Verhandlungen in den schönen Räumen der Aula pflegen durften. In etwa anderthalbstündigem Vortrage gab Dekan Dr. Schellenberg aus Mannheim eine Uebersicht über das ganze Gebiet religiöser, rechtlicher, kirchenpolitischer Erwägungen, welche zusammen den Fragepunkt der Civilehe constituiren. Bei der Unvermeidlichkeit dieser Form der Eheschließung für die Gesetzgebung des neuen deutschen Reiches schien es zeitgemäß, daß der Verein, welcher 1865 zu Eisenach die Frage nicht hatte zur Erledigung bringen können, klare Stellung dazu nehme. In der That waren es nur untergeordnete Punkte, bezüglich welcher diesmal noch eine Differenz der Ansichten zu Tage trat. So namentlich die Zulässigkeit kirchlicher Zuchtmittel und Strafen gegenüber denjenigen, welche aus Trotz und Abneigung gegen die Kirche es versäumen, ihren Segen nach stattgehabter Civiltrauung einzuholen. Die Versammlung war indessen schließlich der vom Abgeordneten Richter (Sangerhausen) geltend gemachten Ansicht, daß, nachdem der Eheschluß einmal bürgerlicher Act geworden, die Kirche ein Eherecht überhaupt nicht mehr besitze. Auch dem Referenten fiel es, trotzdem daß sein ursprünglicher Entwurf kirchenverfassungsmäßige Bestimmungen für solche Fälle in Aussicht genommen hatte, nicht eben schwer, davon abzusehen. Sonst bewegte sich seine Darlegung besonders in einer sehr sachgemäßen Polemik wider die Dreistigkeit, womit katholisches und protestantisches Pfaffenthum den eigentlichen, klaren Sachverhalt zu verdunkeln und das Volksbewußtsein mit abenteuerlichen Vorurtheilen bezüglich der Civilehe zu erfüllen sucht. Dagegen führte er überzeugende Thatsachen, namentlich auch aus der in Baden gemachten Erfahrung, ins Feld, welche beweisen, daß die Kirche nicht übel fährt mit der Civilehe, daß ihr Segen nur um so mehr gewerthet erscheint, wo er freiwillig begehrt wird, und daß die übrigens verschwindend kleine Minderzahl von Fällen, wo er nicht begehrt wird, keine Einbuße der Kirche bedeute, sondern blos ein ohnedies bestehendes Mißverhältniß zwischen der Kirche und vielen, namentlich dem

Digitized by Google

Arbeiterstande angehörigen, Classen der Gesellschaft zu Tage treten lasse. Nur von Hamburg aus wurde der Versuch gemacht, der obligatorischen Civilehe die facultative zu substituiren. Im Uebrigen war man von der staatlichen Nothwendigkeit, sofort zu jener vorzuschreiten, überzeugt.

Den zweiten Tag eröffnete eine Predigt des innerhalb des Vereins gleichsam auf der äußersten Linken fechtenden Pfarrers Heinrich Lang aus Zürich. Der Mann hat durch Flugschriften, Erbauungsbücher, Predigten einen Namen unter uns gewonnen, der uns der Pflicht, ihn unseren Lesern erst bekannt zu machen, überhebt. Die Predigt war ein Meisterstück der Beredtsamkeit zu nennen und von unwiderstehlicher Wirkung begleitet, gleichzeitig ein Zeugniß von dem Ernste und der Bedeutung der Factoren, welche dem modernen Menschen den Vollzug des Gottesgedankens erschweren, und ein Produkt der übergreifenden, dennoch den Vollzug fordernden Mächte des Gemüthes und Gewissens. Es folgte darauf die interessante und belebte, bis um 2 Uhr Mittags sich fortspinnende Debatte über die Kirchenverfassungsfrage. Professor Holtzmann bezeichnete es als einen denkwürdigen, Glück verheißenden Moment, in welchem der Verein in die Verhandlungen der Verfassungsangelegenheiten eintrete. Nur die Ungunst der Zeitverhältnisse und die Unduldsamkeit der Gegner habe es verschuldet, wenn es den Anschein gewonnen, als beschäftige sich der Verein mit der Dogmatik und habe es auf ein Sturmlaufen wider Glaubensvorstellungen abgesehen. Vielmehr empfinde es der Verein als eine Wohlthat, wenn er nicht mehr in Discussionen gestürzt werde, welche fast auf die Meinung bringen könnten, man lebe in den Zeiten der Synoden von Nicea und Chalcedon. Die Verfassungsfrage dagegen trage die Signatur der Gegenwart, und ein günstiges Zeichen sei es, daß schon jetzt gegenüber sehr bedeutenden und maßgebenden Kreisen, die man früher als gegnerisch gesinnt habe betrachten dürfen, bezüglich der eigentlichen Prinzipien, also der gemeindlichen Grundlage und des repräsentativen Charakters des aufzuführenden Baues, keine Polemik mehr zu führen sei. Der Redner gab hierauf eine einleitende Uebersicht über Inhalt und Tendenz der vorgelegten Sätze. Aus seinen Mittheilungen, sowie auch aus der daran sich knüpfenden Discussion ging hervor, daß der Kampf der Geister innerhalb des Vereines sich namentlich um zwei Punkte gedreht hatte. Zunächst war es die Frage nach dem Umfang des activen und passiven Wahlrechts, nach den sogen. kirchlichen Merkmalen bei Wählern und Wählbaren. Der Heidelberger Entwurf hatte neben die bürgerliche die kirchliche Unbescholtenheit gestellt und viele Vereinsglieder, namentlich auch Pastor Woltersdorf aus Greifswald, nahmen sich dieser Bestimmung an. Dagegen wurde geltend gemacht, wie völlig unkonstatirbar die kirchliche Unbescholtenheit sei, und in der That kann man es einem Vereine,

Digitized by Google

der es erleben muß, daß die bloße Theilnahme an ihm vom Fanatismus der Gegner genügend befunden wird, um den Makel der Bescholtenheit auf die ehrenwerthesten Männer zu werfen, nicht verargen, wenn er diesen gefährlichen Begriff begräbt. Schon der Vortragende nahm sich seiner nicht mehr an, um so entschiedener dagegen des nicht minder anstößig befundenen, landesherrlichen Kirchenregimentes. Es sei das immer noch besser, als eine unkontrolirbare Theologenwirthschaft, die sich auf fanatisirte Majoritäten stützen wird. Auch eine demokratische Kirchenverfassung bürge keineswegs für den Sieg der Vernunft. Nur Action von oben führe schließlich zum Ziele. Die Landesregierungen werden durch die Logik der in Folge des Kirchenstreites sich einstellenden Thatsachen dazu gedrängt werden, eine solche Action zu versuchen. Schon jetzt werde kraft landesherrlichen Kirchenregimentes die Kirchenverfassung in Preußen in Fluß gebracht, und man habe allen Grund anzunehmen, daß die dabei betheiligten Männer vom redlichsten Eifer beseelt seien. Thorheit sei es, wenn man ihnen gerade von liberaler Seite Schwierigkeiten bereiten und zurufen wolle: „Halt! erst eine Legitimation!“ Der Verlauf des bisherigen Vereinslebens habe einem Flusse geglichen, der rechts und links um die Berge biegt, um seinem Ziele sich zu nähern. Man solle keine direkte Linie nach dem Meere fordern, mit dem Lineal einer korrekten Theorie von der Kirche gezogen. Hauptsache sei, das kirchliche Christenthum staatlich und gesellschaftlich brauchbar zu machen; das liege auch im Interesse der Landesherren. In der That schienen in der Diskussion, welche noch immer starke Gegensätze erkennen ließ, solche praktische Rücksichtsnahmen obzusiegen, und es war namentlich auch wieder der Abgeordnete Richter, welcher gewichtige Worte dafür in die Wagschale warf. So wurde denn, wie überhaupt alle von den Ausschüssen vorgeschlagenen Sätze, schließlich auch der Compromißsatz angenommen, wonach den „bestehenden landesherrlichen Kirchenregimenten“ die große Aufgabe zufalle, zu deren Lösung sie auch eigenthümlich qualificirt seien: „die deutschen Landeskirchen in denjenigen Zustand verfassungsmäßiger Selbständigkeit überzuleiten, welcher den Zusammenschluß der Landeskirchen zur freien deutschen Volkskirche ermöglicht“.

Freie gesellige Vereinigungen, mit geistreichen Trinksprüchen gewürzt, hatten noch an beiden vorangehenden Abenden im preußischen Hof stattgehabt; der letzte Abend vereinigte die Festgenossen mit zahlreichen Herren und Damen Leipzigs zu einem Festessen im Schützenhause. Auch die beiden Bürgermeister waren erschienen, und der Verdienste der Leipziger Freunde des Vereines wurde von vielen Seiten rühmend gedacht, insonderheit auch der hohe Genuß gebührend verdankt, welchen ein von Kapellmeister Reinecke geleitetes Kirchenconcert an der Heimatstätte der Tonschöpfungen Bach's, in der Thomaskirche, den Festgästen bereitet hatte. Von competenter Seite

Digitized by Google

aber wurde es ausgesprochen, daß die drei Tage, welche der Verein in Leipzig zugebracht, schon jetzt ihre Wirkungen in Zerstörung der demselben entgegenstehenden Vorurtheile und in Neubelebung und Läuterung des kirchlichen Interesses weitere Kreise zu offenbaren anfingen.

Fusion und Confusion in Frankreich. Paris Mitte August 1873. — Mit den Franzosen ist schwer rechnen. Das einfachste Exempel verderben sie Einem; es wäre denn, daß man mit Unwahrscheinlichkeiten rechnete. Da steht Frankreich allem Anscheine nach wieder vor einer Monarchie, einer der seit 1792 regelmäßig wiederkehrenden Perioden. Die französischen Journale aller Richtungen beginnen allen Ernstes mit dem Bourbonenthum zu rechnen; die Einen erzählen jetzt tagtäglich, was Schlimmes Frankreich bevorstehe, die Anderen ermüden nicht Hosiannah zu schreien. Es ist sicher, daß der Graf von Paris, seine Familientraditionen vergessend, jede vernünftige Politik verneinend, den Grafen Chambord als rechtmäßiges Familienoberhaupt, als den einzigen französischen König anerkannt hat. Also Philipp Egalité, also sein eigener Großvater Ludwig Philipp von Orleans waren Verbrecher, haben sich gegen ihren „rechtmäßigen König" aufgelehnt, haben unrechtmäßig die Krone getragen, die dem „rechtmäßigen Oberhaupte" der Familie gehörte, waren mit einem Worte, mit einem für diese Kreise höllischen Worte: Revolutionäre. Für uns ist in der That die listige, heimtückische Handlungsweise des Prinzen Egalité ebenso verwerflich als das spätere auf Hoffnungen schaukelnde Benehmen Ludwig Philipps unter Ludwig XVIII und Carl X, aber er, der Enkel des Bürgerkönigs, der immerhin von seinem Vater Prinzipien geerbt haben muß, was kann er sich bei einer solchen Fahnenflucht denken?

Das unglückliche Frankreich hat vier Regierungsformen, die sich wie regelmäßige Wachposten ablösen, die Bourbonen, die Republik, die Napoleons und die Orleans. Außer den Orleans war jede dieser Regierungen bereits einmal verjagt und dann zurückgekehrt. Zurückgerufen wurde keine, denn das Plebiszitspiel des Neffen kann man nicht wirklich den Ausdruck der Nation nennen.

Die alten Bourbonen waren von den Feinden Frankreichs auf den Thron ihrer Väter gesetzt worden; Napoleon wurde nach St. Helena geschickt.

Die Republik war mit bewaffneter Hand, mit Gewalt zurückgekehrt. Ludwig Philipp ging nach England. Der 2. December 1851 stellte das Kaiserreich unter Kanonendonner wieder her; die eingeschüchterten Bürger flüchteten in ihre Häuser; am anderen Tage amusirten sie sich wieder und am dritten Tage schrieen sie: Vive l'empereur.

Digitized by Google

Am 4. September feierte die Republik ihre Wiederkehr, diesmal ruhig ohne Blutvergießen. Draußen auf dem Felde wüthete die männermordende Schlacht, und in Paris setzten die Leute, die nicht mitgezogen waren fürs Vaterland zu kämpfen, den Mann ab, der das Vaterland verrathen habe. Zum ersten Male vollzog sich eine ruhige Revolution in Frankreich. Die gräuliche Hyder-Commune, die sich in die Wiege des Freistaates drängte, wurde besiegt, ein mäßiges und gemäßigtes Regierungssystem schien nöthig zu sein, und die politische Abspannung, von der man so viel zu erzählen weiß, wäre ganz an ihrem Platze gewesen. Tausende wurden nach Neu-Caledonien deportirt, das schlechte Element im Volke wurde geschwächt und — — — man fing plötzlich an bange zu werden. Die schönen Feste, das prachtliebende Leben, das leichtsinnige Rollen des Geldes, das sie Wohlstand nannten, weil sie das Geld ebenso oft wiedersahen als sie es gehen hießen, und ebenso oft gehen hießen, als sie es wiedersahen, das Alles war unter der Monarchie so schön. Der unersättliche Ehrgeiz der Franzosen erzeugt stets eine unzufriedene Opposition, die sogenannten Refusé's brauchen eine neue Regierung, um in den Vordergrund zu treten. Was fragen diese Leute nach dem Wohle des Landes. L'état c'est moi, sagen sie; jedes Männlein, den „großen König" parodirend, und so — entstand die Majorität des 24. Mai. Die ungeheuerlichste Sache, eine Allianz der drei monarchischen Parteien, kam zu Stande. Die Enkel des heiligen Ludwig, die Söhne Ludwig des Sechzehnten, die Bourbonen, die nichts lernen und nichts vergessen, die sonst von Ludwig Philipp und seinem Vater mit dem Graus sprachen, mit dem man von Vatermördern spricht, die Napoleon nicht Bonaparte, sondern Buonaparte nannten, um ihn nicht zum einfachen französischen Bürger sondern zum Ausländer, zum Italiäner zu stempeln; die Orléans, die mit den Ahnen ihres Hauses nicht prunken konnten, und fremden Putz borgen mußten, die den Napoleoncultus im Volke wach hielten, weil er gegen die Bourbonen gerichtet war, die den großen Louis verehrten, weil er dem Napoleoncultus die Stange hielt, die Orleans, die auf den Trümmern des Kaiserthums standen und vom Kaiserthum beerbt wurden; und endlich diese Imperialisten, die angeblich die Ideen der großen Revolution erbten, die die Bourbonen, als längst abgethane Partei, als ausländisch in Frankreich betrachteten, die die Orleans beerbt hatten; diese drei gingen eine Coalition ein, die Republik zu stürzen, Jeder in der Hoffnung, nur er allein werde erben, die anderen seien nur gut, der alten Mutter Republik den Dolch in's Herz zu stoßen. Und doch hatten diese drei Parteien am 24. Mai nur eine schwache Majorität von wenigen Stimmen, und doch konnten sie vereint sich nur mit Anwendung der äußersten Gewalt gegen die unterdrückte Partei der mäßigen Republik halten.

Digitized by Google

Das Gespenst der Fusion wurde schon zeitig an die Wand gemalt, man sprach schon unmittelbar nach dem Kriege von dieser unerhörten Ungeheuerlichkeit. Der heilige Stuhl, der im jungen Deutschland eine große Gefahr gegen seine weltunterwühlenden Tendenzen sah, wußte Frankreich in seinem blinden Hasse gegen Deutschland auf die diesem entgegengesetzte Seite zu drängen und wie aus dem Boden gestampft, sah man den Pietismus, das Wunderunwesen, Wallfahrten u. s. w. allenthalben sich in die Gesellschaft drängen. Es wurde Mode. Deutschland treibt die Jesuiten aus, nehmen wir sie auf und erziehen wir uns an ihnen und mit ihnen eine mächtige Armee für unsere Zukunftskriege gegen das neue Kaiserreich.

Die Fusion wäre ein Mittel gewesen zwei mächtige Parteien in Frankreich zu vereinen, die diesem unheimlichen Plänen nicht unhold gewesen wären. Die Orleans nicht so ganz! Aber die Orleans waren vor der Nation nicht so eigentlich compromitirt, im Verhältnisse zu den anderen beiden monarchischen Parteien engelrein. Sie hatten die Anhänglichkeit, die Hoffnung eines großen Theiles des Volkes. Sie waren im Falle, daß man sich für die Monarchie entschied, die Partei, die am meisten Chancen hatte. Der Graf Chambord hat keinen Erben, was war daher natürlicher, als daß die schwarze Partei sehnlichst wünschte, diese beiden Parteien zu verschmelzen; die von ihr geliebte und die scheinbar vom Volke begünstigte.

So unnatürlich die Sache also auch war, kehrte der Plan immer wieder, und nachdem Henri V, der Vertreter der Lilien und des weißen Banners, der Nachfolger Henri Quatre's widerholt aufgesprudelt war in der öffentlichen Erklärung, an seiner Fahne und Gesetzlichkeit festzuhalten, nachdem auch die Orleans wiederholt in ihren Blättern die Abenteuerlichkeit der Fusion bekämpft hatten, ist nun fast plötzlich in Frohsdorf bei Wien die Fusion zu Stande gekommen. Der Graf von Paris, ein Titel, der dem Dauphin der Bourbonen, dem Roi de Rome der Napoleons entspricht, ist zum Grafen Chambord gewallfahrt, er hat ihn als Familienoberhaupt, als seinen rechtmäßigen König anerkannt.

Man darf nicht übersehen, daß der österreichische Kaiser bei dieser Fusion eine Rolle gespielt zu haben scheint. — Es dürfte schwer halten die persönlichen Neigungen des österreichischen Kaisers aus seiner Politik zu erkennen. Die heterogensten Parteien bekämpfen einander im österreichischen Kaiserthume und je nachdem die eine oder die andere Partei am Ruder ist, sind die Thronreden des Regenten bald conservativ bald liberal, oder da diese Bezeichnungen in Oesterreich den Dingen nicht entsprechen, bald dem deutschen, bald dem slavischen, heute dem Fortschritte, morgen dem Pfaffenthume günstig. Wo steht also der Herrscher mit seinen persönlichen Neigungen? Der Volksmund, die Fama und einige zutreffenden Schlüsse stellen ihn auf Seite der

Digitized by Google

römischen Partei. Seine Erziehung wurde von Geistlichen, wie Cardinal Rauscher, geleitet. Seine Mutter, die romfreundliche Erzherzogin Sophie, hat einen großen Einfluß auf ihn geübt. Im Kampfe gegen das junge aufstrebende Preußen hat er eine bedeutende Macht in Deutschland verloren; im Kampfe gegen das junge Italien hat er zwei Perlen aus seiner Krone, die Lombardei und Venetien verloren. Gleicht da sein Schicksal nicht ein Wenig dem der Bourbonen. Seine Sekundogenituren mußten mit denen der Burbonen aus Italien wandern. Die alten Herrscher Frankreichs, Spaniens, Italiens sind im Exil; Habsburg ist das einzige Haus, das sie überlebt hat, aber nicht ohne Schwächung; die liberalen Gesinnungen haben ihm manches genommen. Man darf nicht vergessen, daß Franz Joseph schon einmal absoluter Monarch war, nachdem er drei Jahre constitutioneller gewesen war. Ein bourbonisches Königthum in Frankreich möchte für Oesterreich gerade so günstig scheinen, wie es für Preußen, oder da die Herren die Dinge doch nicht ändern können, für Deutschland ungünstig ist. Man wird daher geneigt sein dem Gerüchte Glauben zu schenken, daß der heilige Stuhl sich der Vermittlung des österreichischen Kaisers bediente, um die Fusion herzustellen.

Die Fusion ist vollendete Thatsache, daran kann nichts geändert werden, die Bedingungen kennt man nicht genau, man wird sie aber bald erfahren. Die Frage ist nur, ob diese Fusion Hoffnung hat, bald auf den Thron Frankreichs zu steigen.

Sehen wir uns die Dinge einmal näher an.

Die dritte, die imperialistische Partei ist scheinbar in die Fusion nicht inbegriffen. Man hat zwar einige Zeit von der Abenteuerlichkeit einer Adoption des kaiserlichen Prinzen durch Chambord oder Orléans gesprochen, aber das ist dann doch zu ungeheuerlich. Mit der Anerkennung der Bonapartes als königliche Prinzen, was auch einige Zeit ventilirt wurde, begnügen sich diese Herren nicht. Die imperialistischen Blätter haben sich über die Fusion oder vielmehr über ihr Verhältniß zur Fusion noch nicht so recht ausgesprochen. Sie warten offenbar Ordres ab, und begnügen sich vorläufig damit die Thatsache zu constatiren.

Die Pläne der Imperialisten hängen natürlich von der Handlungsweise der Fusionisten ab. Sollte Henri V warten bis man ihn ruft, das heißt bis er die Zeit für günstig hält auf den Thron zu steigen, so kann man noch zusehen. Sollte er sich aber sicher genug fühlen, eine Berufung durch die Nationalversammlung zu wünschen, oder vielmehr zuzugeben (da er doch eigentlich vor Gott und dem Volke nie aufgehört hat, König zu sein) — — — dann könnte sich die imperialistische Partei genöthigt sehen mit den Republikanern Frieden zu schließen und mit ihnen gemeinschaftliche Sache

Digitized by Google

gegen „die Könige" zu machen. Schon fühlt man einen ähnlichen Wind sich in dieser Richtung regen.

In der That — wir haben es in unseren früheren Briefen wiederholt gesagt — liegt ein gewisses Heil für die republikanische Partei in der Complication der monarchischen Parteien. Diesmal ist die Republik ohne Blutvergießen gekommen, sie hat die radikalen Elemente glücklich bekämpft, sie hat in allen Dingen Mäßigung gelernt, sie hat am 24. Mai ein in Frankreich nie gesehenes Beispiel von Selbstverläugnung gegeben; der Ernst der gegenwärtigen Lage wird sie in diesem besonnenen Handeln nur bestärken. Wie sie bald die Imperialisten an ihrer Seite sehen wird, so wird sie immer einen verstärkenden Faktor an den Gegnern der aufstrebenden Fraction finden, wenn sie ruhig und besonnen auf dem betretenen Pfade fortschreitet.

Die Armee ist zwar nicht republikanisch, aber noch viel weniger bourbonisch gesinnt. Imperialisten und Orleanisten bilden den größten Theil der militärischen Hierarchie, die natürlich von der Republik am wenigsten zu hoffen hat. Fügen wir noch zur Vervollständigung des Bildes hinzu, daß die Revanchegedanken, die Preußenfresserei, in der republikanischen Presse — Gambetta's République Française inbegriffen — keinen solchen Cultus erfährt, wie in den monarchischen Blättern, das hat erst neulich wieder die Besprechung der Affaire „Friedrich Karl" bewiesen.

Aus dem neuen Reichslande. Für die nächsten Wochen dürften jene Herren, welche in jedem neuen Stimmungsbericht Fortschritte berichten wollen, einmal Gelegenheit haben, wirklich Stimmung des Volkes der Reichslande zu studiren. Die Zeit der Kilben — Kirchweihen — hat bereits begonnen und die bisherigen Feste haben einen sehr guten, heiteren und befriedigenden Verlauf genommen; die Ernte ist wohl besser als mittelmäßig zu bezeichnen, vor allem hat die Heuernte, im Gegensatz zu den auf das geringste Maß durch die Fröste des April herabgestimmten Erwartungen einen überreichen Ertrag gegeben, so daß manche Grasnutzung einschließlich des Grummets dieses Jahr für ein Viertel des gewöhnlichen Preises der Heuernte allein verkauft wurde; der Weinertrag verspricht nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ noch ganz leidlich zu werden. Der Verdienst ist allgemein ein sehr großer, und selbst mit Hülfe beurlaubten Militärs war es kaum möglich, die Erntearbeiten rasch genug zu fördern, da auch hier der Mangel an ländlichen Arbeitern sich immer mehr zum Landesübel bildet. In den Reichslanden trägt dazu auch die Politik bei; eine große Anzahl der jungen Burschen sind in französischen Diensten, haben sich namentlich noch im letzten Jahre dorthin „verkauft" und fürchten die Rückkehr, um nicht in die deutsche Militärjacke eingesteckt zu werden. Die Arbeiten an den Festungen

Digitized by Google

und Eisenbahnen haben eher zu- als abgenommen und durch dieselben sind die Preise der Tagelöhner wesentlich gesteigert. Die freudige Stimmung und die starke Betheiligung auf den Kilben ist aber nicht nur ein Zeichen der materiellen Zufriedenheit, sie ist auch ein Beweis, daß die meist aus Frankreich herübertönenden Stimmen, welche „für die Dauer der preußischen Occupation" dem Lande eine ununterbrochene Trauer auflegen möchten, immer weniger Anklang finden. Bemerkenswerth bleibt in dieser Hinsicht namentlich die vor einigen Tagen zu Ende gegangene Schiltigheimer Kilbe. Das erste Mal seit dem Kriege ward dieselbe wieder in der alten Weise durch einen großen Festzug gefeiert, und die zahlreich hinzugeströmten Straßburger wußten keine Veränderung der Ausstattung und Theilnahme zum Nachtheil der diesjährigen zu entdecken. Ebenso ist bisher anderwärts dieses Fest unter der früheren Betheiligung und in der den Elsässern gewohnten heiteren Weise verlaufen. Hoffen wir, daß auch ferner ein gleich befriedigender Verlauf zu melden ist und daß schließlich nur die Abwesenheit derjenigen Personen zu bedauern sein wird, welche ihr bei der ersten Communion gegebenes Versprechen, nie zu tanzen, zu halten im Stande sind. Trotzdem diese Verpflichtung in die Hände der Pfarrer abgelegt wurde, galt das Nichtbefolgen derselben schon früher nicht für eine allzugroße Sünde. Wir wünschen den Eingebornen, daß sie denn auch im Winter sich wieder in der alten Geselligkeit vereinen und sich so selber von der zur Unzufriedenheit führenden Einsamkeit befreien. Freilich die Option hat in diesen Kreisen empfindliche Lücken hervorgerufen; von unserm Standpunkt aus bemerken wir jedoch immer mehr, daß im Wesentlichen grad die unruhigsten Elemente ausgeschieden sind und hoffen daher auch auf baldige größere Ruhe in jenen Kreisen.

Das Elsässer Journal, das neue Organ der bei den Straßburger Bezirksrathswahlen unterlegenen gemäßigteren Partei, hat in einer Reihe von Artikeln nochmals die Sprachfrage aufgeworfen. Ausgehend von den ersten desfallsigen Maßregeln aus der Zeit der Eroberung Straßburgs wurde gezeigt, daß bis zum ersten Kaiserreich alle königlichen Dekrete nicht die französische Sprache einbürgern konnten, bis es namentlich dem zweiten Kaiserreich mittelst der Schule glückte, die Kenntniß derselben in den großen Städtern und den besseren Ständen zu verbreiten. Daraus ward denn der Anspruch hergeleitet, auch ferner beide Sprachen in den Schulen lehren zu lassen. Ueber die Sprache läßt sich nichts Neues sagen, das beweisen eben auch diese Artikel. Das Verdrängen der deutschen Sprache aus dem Elementarunterricht hat in den Dörfern nur die Wirkung gehabt, welche auch in den Städten zu bemerken ist: das Volk spricht „dietsch", kann sich aber hochdeutsch nicht ausdrücken und kaum mehr als das Gebetbuch in dieser Sprache lesen. In der französischen Sprache können sich die Einwohner —

Digitized by Google

abgesehen von alten Soldaten und Dienstboten, — weder verständlich machen, noch weniger dieselbe in Schrift und Druck verstehen. Die Stadtbewohner dagegen sind auf dieselben für Correspondenz und Lectüre fast allein angewiesen. Die Behauptung, daß der Unterricht in zwei Sprachen den Kindern größere geistige Beweglichkeit verschaffe, sollte in dieser Discussion gar nicht gehört werden, da unter französischer Verwaltung als das gewiß beste Mittel zur Verdrängung der deutschen Sprache dieselbe vom Unterricht fast völlig ausgeschlossen war. Grad wegen des Einflusses der Sprache auf politische Sympathien ist die Maßregel der deutschen Regierung, welche in den Elementarschulen möglichst nur die eigene Sprache dulden will, durchaus gerechtfertigt. Für die Ausbildung der Jugend der mittleren und höheren Stände wird selbstverständlich der französischen Sprache mehr Zeit zu widmen sein, als in den altdeutschen Schulen; nicht nur wegen der Lage der Reichslande inmitten der Sprachgrenze, sondern auch mit Rücksicht auf die starke Verbreitung des Französischen in diesen Kreisen und den alleinigen Gebrauch desselben im Verkehr der Handels- und Beamtenwelt, speziell auch der Gesetzgebung.

Daß die Elsässer immer und immer wieder auf diesen Punkt zurückkommen, ist jedoch leicht begreiflich, aber auch zum Theil gerechtfertigt. Gerechtfertigt nämlich deßhalb, weil hier noch die mehrklassigen Elementar- und Bürgerschulen und drgl. fehlen, in welchen den Kindern des kleineren Bürgerstandes Gelegenheit gegeben wird, sich größere Kenntnisse zu verschaffen, als sie der Unterricht eines oder zweier Lehrer, ertheilt in demselben Raum an Schüler jedes Alters, gewähren kann. Durch Einrichtung von Vorbereitungsklassen an den Kollegien und Unterstützung der Errichtung höherer Töchterschulen ist diesem Mangel doch nur an vereinzelten Orten bisher abgeholfen. Jene Beschwerden werden aber namentlich auch veranlaßt durch das grauenhafte Deutsch, welches die hiesigen Behörden in ihren amtlichen Bekanntmachungen und Schriftstücken zur Anwendung bringen. Nicht nur, daß jeder der hiesigen Beamten, bei denen doch jeder Bezirk Altdeutschlands vertreten ist, seine einheimischen technischen Ausdrücke beibehält und dieselben untermischt mit den französischen auf die hiesigen Verhältnisse anwendet, noch viel gebräuchlicher und beliebter ist das Bestreben, alle, auch die einfachsten Sätze möglichst ineinander zu schachteln, so daß selbst altdeutsche Beamten Mühe haben, dieselben wieder aufzulösen. Welche Schwierigkeiten aber für den Bewohner der Reichslande, der die so übersichtliche französische Satzconstruction gewöhnt ist! Den Behörden kann nicht oft genug empfohlen werden, doch in dieser Hinsicht zur Einfachheit zurückzukehren, wollen sie sich nicht dem Vorwurf aussetzen, absichtlich in dieser unverständlichen Weise sich dem Laienpublikum kundzugeben.

Digitized by Google

Sofern die Regierung nur erst solchen begründeten Klagen Abhilfe verschaffen wird, — und in Betreff der Schulen dürfte die bevorstehende Eintheilung der Lyceen und Collegien nach deutschem Muster den Anstoß zu weiteren Reformen geben, — werden auch die Elsässer veranlaßt werden, in dieser Hinsicht bestimmtere und speziellere Wünsche kundzugeben, als es bisher geschehen ist, namentlich auch seitens des Straßburger Gemeinderaths und erst jetzt wieder durch die Erklärung des Präsidenten der dortigen Handelskammer, Herrn Sengewald. Dieses Programm können wir als ein freudiges Ereigniß begrüßen; wagte doch bisher kein Elsässer offen auszusprechen, daß man an die Dauer der gegenwärtigen Zustände glauben und dieselbe als Rechtsbasis betrachten dürfe. Jetzt geschieht dies durch einen Mann, dem seine Unabhängigkeit, sein practischer Blick, seine langjährige Wirksamkeit einen der ersten Vertrauensposten seiner Mitbürger verschafft haben, dem die Ereignisse von 1870, — welche nur durch eine gleich außerordentliche Umwälzung wieder rückgängig gemacht werden könnten, — ebenfalls auf sein Alter schwere persönliche Opfer auferlegt haben. Und diese Erklärung wird zu derselben Zeit abgegeben, in welcher ausgehend von den in die bisher occupirten Städte einrückenden französischen Truppen ein baldiger Rachekrieg gepredigt wird. Die Aufregung, die man in den Reichslanden aus den Wallfahrten zur Begrüßung derselben gefürchtet hatte, ist sehr hinter den Erwartungen zurückgeblieben; die Kampfregierung vom 24. Mai hat durch ihr Auftreten in den Grenzdepartements uns sehr große Dienste geleistet und ihr ist wohl auch zu danken, daß man selbst in hiesigen gut-*katholischen* Kreisen der gemäßigten Republik vor dem Königthum Heinrich V. den Vorzug giebt.

Das stramme und bescheidene Auftreten der durchmarschirenden, übrigens recht wohlgenährten Occupationstruppen hat einen sehr guten Eindruck hinterlassen, und die großen Opfer, welche die Hitze ihnen zufügte, hat man ernstlich bedauert. Einen desto unangenehmeren Eindruck mußte es machen, als fast gleichzeitig ein amtlicher Bericht aus Straßburg constatirte, daß der deutsche Soldat pro Tag nur 80 Gramm Fleisch, statt 250 Gramm, welche der französische Soldat erhielt, empfange, wodurch die Octroieinnahme der Stadt eine wesentliche Verringerung erfahren hat. Ebenso wird aus den Manöverdistricten seitens der Einwohner über die Quantität und Qualität der den Soldaten gelieferten Waaren gesprochen. Die stets sehr aufmerksame Oberverwaltung des XV. Armeecorps wird hoffentlich bald diesen Klagen die Wahrheit entgegenstellen; durch Verringerung der Landeszulagen sind ohnehin die Militärs seit dem 1. August in ihren Competenzen ziemlich herabgesetzt.

Die Einführung des Servises für die Reichsbeamten hat in den Reichs-

Digitized by Google

landen Anomalieen hervorgerufen, die für das Verhältniß der hiesigen Beamten unter sich nicht ohne Einfluß sind. Die Beamten der Landes- und Justizverwaltung nicht werden als Reichsbeamte gerechnet und erhalten deßhalb im Gegensatz zu den Post- und Telegrafen-, sowie andern Reichsbeamten die Zulage nicht, obgleich sie im Gehalt keineswegs besser, sondern, wie in der Bauverwaltung, schlechter stehen als in den altdeutschen Provinzen. Diese verschiedene Behandlung verstimmt natürlich in den betreffenden Kreisen, welche, als sie die Berufung in die hiesigen, in jeder Hinsicht zunächst unangenehmen Stellungen annahmen, für die Schwierigkeiten des ersten Jahrzehnts durch bessere Bezahlung Entschädigung zu erhalten gehofft hatten. Die Agitationen der Frauen für Heimkehr, welche am meisten unter dem Mangel socialen Verkehrs leiden, zeigen in Folge dessen immer mehr Erfolge.

Die Bauthätigkeit zu militärischen und Eisenbahnzwecken ist im vollsten Gang, die Straßburger Forts heben sich immer mehr aus dem Terrain hervor und in Metz sind die Ergänzungsbauten an den bisherigen Forts einem vorläufigen Ende nahe. Die Eisenbahnverwaltung hat sich im Wesentlichen bisher auf die Instandsetzung und Erweiterung der alten Linien beschränkt; doch wird sie noch dieses Jahr ernstlich an die neu bewilligten Bahnarbeiten gehen, soweit es der Mangel an Arbeitern erlaubt. Die strategisch so wichtige Linie Saarburg-Remilly wird vor zwei Jahren nicht vollendet sein und die wirklich unglaublich verwirrten Verhältnisse auf dem Bahnhof Straßburg sehen erst noch später einer Lösung entgegen. Die Reichseisenbahnverwaltung wird überhaupt die neuen Linien, denen das wellenförmige Terrain des Landes große Schwierigkeiten bereitet, nur im günstigsten Fall in vier bis fünf Jahren vollenden können. Die Klagen über dieselben sind endlich verstummt. Das grobe Personal ist beseitigt, durch Vervollständigung des Locomotiv- und Wagenparkes ist ein pünctlicher Betrieb möglich geworden; die neuen, einfachen Tarife erfreuen sich der allgemeinen Anerkennung und bewirken eine fortdauernde Steigerung des Verkehrs, vorläufig freilich ohne dem Reich eine besonders gute Verzinsung des Anlagecapitals zu versprechen; letzteres dürfte noch längere Zeit kaum einen zweiundeinhalbprocentigen Ertrag finden. Die Mißstimmung in Baden über die Concurrenz der Reichseisenbahnen ist bei dem bedeutenden Einfluß der dortigen Staatsbahnen auf die allgemeine Finanzlage noch immer im Wachsen. Wenn die dortige Verwaltung erst richtigere Principien annehmen wird, so wird sie auch bei den reichen Mitteln des Landes bald wieder befriedigendere Resultate erzielen. Das System fast ausschließlicher Staatsbahnen, wie es in Baden herrscht, führt ja ohnehin zunächst auf einige Zeit zur Schmälerung der Rente, da der Staat, will er sonst seiner Pflicht der Unparteilichkeit nachkommen, nach Ausführung der großen Linien zum Bau von Zweig- und Localbahnen ge-

zwungen ist, die aber in Baden wegen des Schwarzwaldes sich besonders theuer in der Anlage, und als Sackbahnen — wie die Murgthal und Wiesenthalbahn — auch im Betrieb unrentabel zeigen.

Wie zu erwarten, haben die neuen Schiffbrücken über den Rhein einen sehr lebhaften Verkehr zwischen Baden und dem Elsaß hervorgerufen; die politischen Folgen dieser Maßregeln werden bald sichtbar werden und den Bau von Eisenbahnbrücken bei Breisach und Mülheim hoffentlich beschleunigen; vielleicht gelingt auch bald die Ausdehnung der Rheindampfschiffahrt bis Basel, so daß der Rhein wieder seinen Beruf als deutscher Strom vollständig erfüllt.

Drei Jahre nach der Schlacht von Sedan. Seit dem Tage, an welchem Napoleon III Gefangener des deutschen Heeres wurde, haben deutsche Hoffnungen und Sorgen um die nächste Zukunft Frankreichs sich oft als irrig erwiesen. Am 2. September 1870 jubelte unser Heer und Volk in der Erwartung des nahen Friedens, aber der grimmige Krieg entbrannte aufs Neue. Als endlich mühsam ein Friede erzwungen wurde, da waren Viele, auch unsere Generäle, überzeugt, daß dieser Friede nur kurze Dauer haben könne und häufig vernahm man die Ansicht, er werde nicht länger als zwei, drei Jahre vorhalten. Aber zwei, drei Jahre sind vergangen und wir leben in tiefem Frieden. Als ferner den Franzosen die Summe von fünf Milliarden auferlegt wurde, da war die Ansicht unserer Diplomatie, daß diese enorme Kriegscontribution den Gegnern auf eine Reihe von Jahren den Ueberschuß von Staatskraft und den Uebermuth nehmen würde, welchen sie seit mehreren Menschenaltern so gern in der politischen Schädigung ihrer Nachbarn bethätigt hatten. Schon jetzt vermögen wir zu übersehen, daß auch diese Annahme irrig war und daß es ein radikaler Unterschied ist, ob die Milliarden durch die Pressuren eines übermächtigen Siegers den Industrieen und Landbauern direct abgenommen werden, oder ob sie in geordneter Weise durch große Finanzoperationen aus einem Staatsbuch in das andere übergehen. Ohne Zweifel werden die Zinsen dieser Schuld auf viele Jahrzehnte den Staatshaushalt Frankreichs schwer belasten, aber die Steigerung der Abgaben hat keineswegs eine Höhe erreicht, welche die Production lähmt, sie scheint vielmehr zunächst eine stärkere Anspannung der schöpferischen Kraft bewirkt zu haben. Den Beweis dafür liefert die Industrieausstellung zu Wien. Mit Erstaunen sehen die Bürger des deutschen Reiches, welche nicht nach allen Richtungen auf die eigenen ausgestellten Leistungen stolz sein dürfen, daß die Franzosen nach unerhörten Niederlagen, nach größtem Menschen- und Geldverlust im Ganzen unter allen Nationen das Bedeutendste geleistet haben, daß Erfindung, Geschmack, Schönheitssinn dort in so starker

Digitized by Google

Zunahme begriffen sind, als hätte das Volk lange im tiefsten Frieden gearbeitet.

Auch in ihrer Politik haben die Franzosen andere Wandlungen durchgemacht, als man in Deutschland erwartete. Sie haben die Regierung des Herrn Thiers nicht so lange ertragen, als unsere Executionstruppen in ihren Provinzen standen, und nicht Gambetta ist sein Nachfolger geworden, sondern eine fanatische Reaction bemächtigt sich der Herrschaft. Frankreich wird durch Zeichen und Wunder begnadigt, die Menge wallt unter Kirchenfahnen, und Heinrich von Bourbon, ein fast vergessener Einsiedler, gewinnt plötzlich große Aussicht, Herr der Geschicke Frankreichs zu werden. Dies letzte ist den Deutschen die größte Ueberraschung. Es kommt allerdings vor, daß Jemand, dem sein Kostüm Schwierigkeiten macht, einen abgelegten Rock wieder hervorsucht und die überraschende Beobachtung macht, daß der Rock durch das Hängen gewissermassen besser geworden ist. Wenn Jemand aber solchen Schatz seines Haushalts zum zweiten Mal hat ablegen müssen, weil alle Nähte auf dem Leibe geborsten sind, und wenn er trotzdem nach langer Zeit zum dritten Mal in Erwägung zieht, ob ihm dies aufgetragene Stück seines Inventariums nicht doch noch gut stehen werde, so vermag man diese Hartnäckigkeit nicht mehr als gute Wirthschaft zu loben, und nur aus harter Noth zu erklären.

Aber auch im Uebrigen wird den Deutschen schwer, das Parteitreiben in Frankreich und die politischen Charaktere, so weit sie uns sichtbar werden, mit besonderer Hochachtung zu betrachten. Und doch ist hinter den endlosen Intriguen und hinter dem geputzten und gespreizten Wesen der Individuen etwas Festes erkennbar, was uns Achtung abnöthigt. Die Hingabe an den Staat und der Eifer, die Einheit Frankreichs zu bewahren, sind weit größer, als man bei uns nach den widerwärtigen Erscheinungen der Kriegsjahre erwartete.

Allerdings ist es gekränkter Stolz und recht innerlicher Haß gegen die Sieger, was sehr vielen Franzosen jetzt die patriotischen Impulse giebt, und was die Leidenschaften der Parteien immer wieder zur Mäßigung zwingt. In diesem Sinne sind unsere Siege und die französischen Niederlagen sein Ferment geworden, welches den Staat Frankreich zusammenhält; der Schmerz über tiefen Fall und die Sehnsucht nach Erhebung üben dort jetzt eine starke, ethische Wirkung, weil sie die Liebe zum Vaterlande auf einem höheren Wärmegrad erhalten.

Unter den geheimen Hoffnungen aber, welche die Franzosen uns gegenüber nähren, ist eine, welche am Jahrestage von Sedan behandelt werden soll. Wer mit einem gescheuten Franzosen von den Abrechnungen zwischen Frankreich und Deutschland spricht, der wird sogleich bemerken, daß der stillen

Digitized by Google

Vertröstung auf irgend einen kommenden Krieg die Annahme zu Grunde liegt, Frankreich könne im schlimmsten Fall neuer Niederlagen gar nicht viel verlieren. Das Leben seiner Soldaten will es daran wagen, wie ja auch der Duellant sein Leben einsetzt; denn trotz der neuen Dienstpflicht betrachtet der Franzose noch immer sein Heer als ein Werkzeug und nicht wie wir als kostbares Lebensblut der Nation. Außerdem meint er im schlimmsten Fall noch einmal durch Milliarden zu büßen und er ist geneigt anzunehmen, daß Frankreich auch eine zweite Uebertragung von großen Summen ohne dauernden Schaden ertragen werde. Das dritte aber und für ihn unerträglichste, neuen Landverlust, hält er nicht für möglich, etwa mit Ausnahme von Belfort. Denn — so argumentirt er — das deutsche Reich leidet ohnedies fast an allen Grenzen unter dem Zusatz von fremden Nationalitäten: Slaven, Dänen, Franzosen, schon jetzt hat man genug zu thun, um die abgeneigten Elemente polizeilich zu beaufsichtigen, es liegt nicht im deutschen Interesse, weder in Westen noch Osten eine militärische Herrschaft über feindselige Einwohner auszuüben, auch würden die übrigen Staaten Europas ein solches Regiment schwerlich auf die Länge dulden, und man weiß in Deutschland, daß die Herrschaft über widerwillig Gehorchende keine Stärkung, sondern eine Schwächung ist. Das deutsche Reich kann Frankreich kein Terrain nehmen, welches die Aussicht gewährt, sich irgend einmal mit deutschem Wesen zu assimiliren, Frankreich hat aber einen Kampfpreis in Aussicht, den Rückgewinn zweier Provinzen, deren Einwohner in ihrer großen Majorität Franzosen werden wollen.

Da dies Argument zwar nicht in der französischen Presse zu Tage kommt, aber in der Stille die Gedanken der Franzosen beeinflußt, so wird es nicht unnütz sein, eine Antwort zu geben, ohne jede Nutzanwendung auf Frankreich, nur in Form einer allgemeinen theoretischen Betrachtung. Alle großen Kriege sind Kämpfe um die Machtsphäre der Kriegführenden und darum haben sie fast immer eine Veränderung der Grenzen zur Folge. In wilden Zeiten wurde die Bevölkerung des Grenzlandes durch den Sieger ausgerottet, wo menschliche Arbeit höheren Werth behauptete, wurden die neu Unterworfenen in die Sklaverei abgeführt. Später nahm der Sieger dem Besiegten einen Theil des Landes und gab diesen an seine Colonisten, oder der Sieger verpflanzte die Unterworfenen zwangsweise in's Innere des eigenen Landes und besetzte den ganzen Landstrich mit Getreuen. Der Brauch der letzten Jahrhunderte, die Bevölkerungen ohne Weiteres dem neuen Landesherrn schwören zu lassen, hat sich gemacht in einer Periode, in welcher das Individuum am Staate des Fürsten verhältnißmäßig wenig Antheil hatte, und nur als leidender Steuerzahler in Betracht kam; dieser Brauch wird sich fortan kaum noch aufrecht erhalten lassen. Je stärker sich das

Digitized by Google

nationale Gefühl in den Individuen herausbildet und je größere Bedeutung das eigene Volksthum für den Angehörigen des Volkes gewinnt, desto schwerer wird es, die Bewohner eines Grenzlandes dem Leben einer andern Nationalität fest zu verbinden. Und doch ist die harte Nothwendigkeit, Grenzen durch eine sichere Bevölkerung zu behaupten, in der Gegenwart fast ebenso zwingend wie sie es vor Jahrtausenden war. Die humanere Behandlung der Individuen wird sich da, wo eine Nationalität in bitterer Feindschaft an die andere stößt, gegenwärtig nur dadurch bethätigen, daß man die Einwohner des neu occupirten Landes, welche ihrer alten Nationalität nicht entsagen wollen, dieser zuweist. Jeder Culturstaat wendet in Friedenszeiten gegen seine eigenen Bürger das Zwangsmittel der Expropriation an, wenn er im Interesse der Gesammtheit Eisenbahnen, Canäle, Festungen, Häfen baut. Dasselbe höchste Lebensinteresse wird in Zukunft einen siegreichen Staat auch veranlassen, eine abgeneigte Bevölkerung im eroberten Terrain zu expropriiren und die Entschädigungssummen, welche dem Einzelnen immerhin reichlich gezahlt werden mögen, durch den Friedensschluß dem besiegten Gegner aufzulegen, den so geleerten Landstrich aber wird der Sieger mit zuverlässigen Colonisten neu besetzen. Eine solche Verpflanzung der Bevölkerung hat auch auf dicht bevölkertem Terrain, wenn dies nicht grade Hunderte von Quadratmeilen umfaßt, keine unüberwindliche Schwierigkeit, am wenigsten dann, wenn sie schnell und energisch durchgeführt wird, und wenn die Option der Einwohner noch vor dem definitiven Friedensschluß stattfindet. Dies Gewaltmittel ist von fürchterlicher Härte gegen Alle, welche zur Auswanderung genöthigt werden, aber diese Härte ist immer noch barmherziger als das immerwährende Siechthum eines Grenzlandes, welches kraftlos zwischen zwei Nationalitäten dahin schwankt. Und die Schuld, daß ein solches Mittel angewandt werden muß, fällt auf den Staat, welcher einen ungerechten Krieg provocirt hat. Es wird eine Zeit kommen, wo die Staaten beim Friedensschluß Rechenexempel machen ähnlich diesem: hundert Dörfer mit vier bis fünf Landstädten, welche der Besiegte abtritt, kosten ihm auch hundert Millionen Expropriationsgelder an die derzeitigen Bewohner, welche Nationalität, Sprache und Recht des Siegers nicht annehmen wollen.

Gegenüber den Franzosen haben wir den innigen Wunsch, daß sie uns nie in die harte Nothwendigkeit versetzen mögen, eine solche Berechnung über französisches Gebiet anzustellen. ♀

Digitized by Google

Literatur.

Moderne Lyrik. II. Es ist ein großes Glück, daß auf der Wiener Weltausstellung neben den bildenden Künsten nicht auch die lyrische und epische Dichtung vertreten ist. Denn wenn wir auch, um unsern Patriotismus keinem Verdachte auszusetzen, gerne zugestehen, daß Deutschland auf allen andern Gebieten an der Spitze der Civilisation marschirt: auf diesem sieht es traurig aus. Wir blicken allerdings mit Stolz und Freude auf eine stattliche Schaar noch lebender kunstreicher, edler Sänger der älteren Generation, jedoch der junge Nachwuchs fehlt. Nicht als ob es an Leuten fehlte, die sich für Dichter hielten, im Gegentheil, die Mittelmäßigkeit wuchert in üppiger Fülle, wie die Kriegs- und Siegespoesieen der letzten Jahre bewiesen haben; aber schlimmer als Mangel an Talent, für den am Ende Niemand verantwortlich ist und dessen Ersatz ein kräftiges Volk ja jeden Tag erhoffen kann, ist die Barbarei, welche in den Kunstübungen der jüngsten Dichter als Form- und Stilosigkeit zu Tage tritt. Bei Vielen, namentlich lyrischen Dichtern sieht man schon an der eigentlichen Handwerksarbeit, an Reim- und Versbau, daß ihr Fleiß oder ihr Geschmack den ersten Anforderungen des Künstlerberufes nicht gewachsen ist. Natürlich kann bei diesen „Künstlern" von der eigentlichen innern Arbeit nicht die Rede sein. Es scheint so leicht, aus warmem vollem Herzen sein Gefühl in einigen leichten Reimen ausströmen zu lassen, und doch ist die Aufgabe des Lyrikers so schwer wie irgend eine in der Kunst: in den verworrenen Lauten des vielbewegten Gemüthes soll er die eine Melodie ganz voll und rein ertönen lassen, den Klang festhalten, während die Gedanken schon mit den Hindernissen der künstlerischen Gestaltung kämpfen: denn scharfsinnig und umsichtig in der Beherrschung des Wortes, des Rhythmus und des Reimes muß er zugleich das warme, innige Gefühl bewahren, daß es nicht unvollkommen zu Tage kommt wie glühendes Erz, das vor dem Guße erkaltet. Von dieser Arbeit merkt man bei den meisten Dichtern Nichts, noch weniger von iner nachträglichen Feile, wie sie namentlich für den Rhythmus so unentbehrlich ist und z. B. von Heine überaus sorgsam angewandt wurde. Doch mit diesem Uebel haben wir es heute nicht zu thun. Ein anderes ist die Unsicherheit und Verkehrtheit in Zielen und Mitteln. In letzterer Beziehung brauche ich nur an Redwitz neustes Epos zu erinnern, dessen begeisterte Aufnahme ein erschreckendes Zeichen für den herrschenden Geschmack ist. Für Beides liefern folgende 3 Epen gar seltsame Beispiele. Das erste ist: „Des Knappen Sigwart goldnes Buch." Eine Mär in altdeutscher Form von Marie Hanstein (Berlin 1872. R. Gärtner). Da wird uns nach der Einleitung zuerst erzählt, wie Ulf der Hüne um Heidrun

Digitized by Google

wirbt, die Fluth gegen ihr Haus führt und von der einstürzenden Wand erschlagen wird: ein groteskes halb komisches, halb schauerliches Bild, in kurzen kräftigen Zügen entworfen. Die Sprache ist sehr geschickt dem Inhalt angepaßt, aber was ist das für eine Sprache?

Ulf derweil saß wachen Auges,
Flutwärts am Fels, an den Fingern zählte
Knirschend des Königs Kummerthaten,
Die arglistigen alle, an Hünen verübt.

Stäbe schnitt in ein Rohr, urstarke.
Es müht ihn die Minne zu Herwards Maid,
Es härmt ihn der Hochmuth des seefrohen Helden.
Rieth auf Rache, er rauchte vor Zorn.

Vom Hof die Heerden trieb in Hast,
Bei Sternenschein zum Sand am Strande.
Selten sah man solch Gedräng
Von den kahlköpfigen kriechenden Hunden.

Rührt mit der Ruthe dem Nächsten den Rücken:
„Spitz die Ohren, Graukopf, ein Wettschwimmen giebts!"
Ließ weisen das Wunschrohr, ließ schallen den Weckruf
Ostwärts gen Eisheim zu der Erde Enden.

Marie Hanstein hat ihrem Gedichte ein Wörterverzeichniß beigegeben und das ist nöthig, denn wenn sie Uhu meint, sagt sie Huwen und für Irrwisch Heerwisch und Reigel statt Reiher: auf diese Weise hat sie eine Sprache zusammengebraut, die weder Alt- noch Neu-Hochdeutsch genannt werden kann und die wohl Wenige verstehen. Und doch sollte man eigentlich selbst von den Dichterinnen verlangen dürfen, daß sie deutsch reden. Nebenbei ist es immer Schade um solche Alliterationen: sie kommen den wenigsten Lesern zum Bewußtsein und sind also meistens verlorene Mühe. — Die Dichterin hat offenbar viel Arbeit, Wissen und Talent auf diesen wunderlichen Stil verwendet, namentlich ihrer Kunst in der Darstellung der Geisterwelt können wir unsere Bewunderung nicht versagen. Da Heidrun ihren Sohn schon vor der Geburt verflucht hat, heißt es:

„Unterm wogenden Wald, unter Steines Wurzel
Saß finster die Feindin. Fühlt' erzittern
Luft und Land von dem leiden Haßwort,
Erhub sich hell lachend, da Heidrun rief.
Auf grunzender Bache, durch Gründe schritt,
Ueber Ströme setzte. — Wer der Selgen
Gönnt Helmdag Hut? — Vorm Saale hielt sie,
Eh noch der Wächter die Nacht anrief.

Digitized by Google

Die Nacht anrief, die nebelkalte,
Da war ein Sohn geschenkt dem Hause.
Dunkel wars im Dunstkleid ging sie,
Wo wonnig das Kind in der Wiege lag.
Klaräugig der Knabe. Blies ihm kalt
Ueber Haupt und Hand, nicht Heidrun sah,
Noch die Mägd' erriethen, warum der Kleine
Sich wand in den Windeln und kläglich weinte.

Aber die ganze folgende Erzählung ist voll von dunklen Göttern und Geistern, welche man ohne ein mythologisches Handbuch nicht versteht und welche — auf deutschem Boden — überwiegend skandinavisch sind, denn die Haupthandlung des goldenen Buches spielt trotz des Eddastiles im Cheruskerlande, und in diese Geisterwelt, in welcher man oft nicht weiß, ob man m Menschen oder Dämonen zu thun hat, treten die Römer.

Häßlich hing um die Schläfen das Haar,
Rauchschwarz dem Recken. Ob stolz gerüstet,
Doch meinten die Mädchen, es wären Männer,
Schlimmer zu schauen denn Schrat' im Walde.

An hub der Erste adliger Art:
„Zum Kampf kamen wir krachender Speere,
Doch Weibergewand hier glänzt statt Waffen,
Schönes Stickzeug, scheinende Gürtel?"

Swanhild.

„Wer bist Du, woher, dem die Augen brennen
Wie Surturs Söhnen? Südher, wähn' ich,
Trug dich dein Fahlroß? Zu nah der Flamme
Saßest du, hast dir die Brauen versengt!"

F.

„Fabius bin ich, in Rom wohnt mein Vater" u. s. w.

Dieser Fabius raubt dann der Swanhild, die er zur Gemahlin begehrt, ihr „Schwanhemd" und verleitet ihren Bruder zum Verrath gegen seinen Schwager. Die Schwester erschlägt den Bruder, sucht ihn dann aber in Helheim am Nebelstrande auf, wo er die Strafe der Verräther leidet. Gerade in diesem Schluß ist eine eigenthümliche und nicht geringe Begabung zu erkennen, aber es ist ganz unverständlich, wie die Dichterin glauben kann, mit diesen verworrenen und fremdartigen, in einer dunklen schweren Sprache vielfach nur angedeuteten Bildern einen reinen und erfreulichen Eindruck hervorzurufen, und wen sie sich als Leser dieses Buches gedacht hat.

Mit Verwunderung und Bedenken wird wohl Jeder den Titel eines

Digitized by Google

andern Werkes lesen: „Das Käthchen von Heilbronn." Ein deutsches Epos von M. Mandl. (Wien. C. Gerolds Sohn 1873). Wer einmal Kleists Käthchen gesehen, dessen Gedächtniß haben sich die Personen und Scenen desselben gewiß unauslöschlich eingeprägt und, so viel Unbegreifliches, Wunderliches, ja Häßliches in diesem Drama enthalten ist, am Ganzen wagt man nicht zu rühren. So sagt L. Tiek: „Es dürfte eine gewagte Unternehmung sein, diesen wunderbaren, duftigen Strauß neu zu ordnen und zu binden, ohne etwas von dem zarten Blumenstaub zu verwischen oder den frischen Morgenthau zu verschütten." Nun ist es ja gewiß, daß in der Fabel wie in manchen Situationen dieses Dramas eine Fülle von Lyrik schläft, man würde daher wohl etwa in der Form eines „Romanzenkranzes" eine Reihe von lyrischen Bildern daraus machen können, und die Dichtung Mandls ist, genau besehen, wirklich ein solcher Romanzenkranz, wie schon das lyrische Versmaß, kurze, gereimte, jambische Vierzeilen, beweist. Es ist aber einem jeden Kranze Gesetz, daß er, wenn wir an seinem Duft und Farbenglanze uns erfreuen sollen, eine mäßige Größe einhalten muß, und eine „lyrische Erzählung" auf 398 Seiten macht an die Auffassungskraft der Leser zu große Anforderungen. Auch macht die äußere Form dem Dichter doch noch unverhältnißmäßig viel Mühe, wie man besonders an den Reimen merkt. Sodann steht ihm hier nicht der bequeme, erzählende Ton des Epos zu Gebote, denn in der Romanze muß der Ausdruck immer kurz, gewählt, glänzend sein, die epische Breite erscheint hier gar bald, als Trivialität. Als Probe dieses seltsamen Versuches mögen folgende wahllos herausgerissene Verse dienen:

„Natur, o wunderholde Braut,
An dich will ich mich schmiegen,
Ich habe in dein Herz geschaut —
In dir ist all Genügen!"

So freudig dringt dem Ritter Strahl
Das Wort aus seiner Kehle;
Er meint, es müff' im stillen Thal
Vor seiner stillen Seele

Nun plötzlich eine Jungfrau nah'n
Im reichen Prangekleide,
Mit jedem Reize angethan
Und auch in Sammt und Seide!

Da schreckt er auf, denn vor ihm liegt,
Er schaut zu seinen Füßen
Die Jungfrau, deren Haupt sich schmiegt
Auf weichem Wiesenkissen.

Digitized by Google

Verborgen ist ihr Angesicht
Im ros'gen Wiesenschoße,
Ein Blumenkranz ihr Haupt umflicht
Von buntem Rasenmoose.

Der Rittersmann steht stille da,
Gewärtig zu empfahen
Noch mehr des Zaubers, als er sah
Vor seinem Augen nahen.

Es ist Schade um dies warme Gefühl und die lebhafte Einbildungskraft, welche in dieser Weise verschwendet ist. Dies gilt fast noch mehr von Emil Zschokkes romantischem Gedichte „Der heilige Gral" (Aarau 1872). Das ist eine wirklich epische, in ihrer Art ganz treffliche Dichtung, in der sehr Vieles, Lustiges und Trauriges, vorgeht und Alles ist mit bunten kräftigen Farben gemalt und sehr „romantisch."

„So klomm er denn nach Alpenjägerbrauche
Am Felsengrath empor zum Festungsring
Und kettet sich an dem Hollunderstrauche,
Der schneeweiß blühend ob dem Abgrund hing.

Von hier aus sucht er neuen Pfad zu finden
Und setzt daran sein Leben unverweilt.
Was kümmert er sich drum, daß in den Schlünden
Tief unter ihm die schwarze Brandung heult.

Ein Schwung und Sprung — und zu der Kühnheit Lohne
Hat er der schroffsten Klippe Saum erreicht.
Der Steig zu jenem prächtigen Balcone
Der ob ihm ragte, ward nun doppelt leicht.

Er klettert zum Geländer voller Hoffen
Und klammt sich an und hält den Odem ein;
Das Fenster stand der Abendfrische offen;
Er konnte blicken ins Gemach hinein.

Da saß die schönste Jungfrau, weiß umflossen
Vom Schleier und von köstlichem Gewand.
Der Locken braune Fülle, reich ergossen,
Hielt ob der Stirn geknüpft ein goldnes Band.

Und jeder Zug und jegliche Geberde
Erstrahlt von Anmuth und von edlem Sinn.
„Das muß sie sein, so wahr ich selig werde!
Das muß sie sein, die edle Königin!"

Ist das nicht schön? Und so ist das ganze Gedicht. Der Dichter möge es nicht übel nehmen, denn es soll nichts Böses damit gesagt sein: es ist

Digitized by Google

ein schönes Buch für heranwachsende Jünglinge, ob aber eine so naive Darstellung einem gebildeteren Geschmacke genügen kann, darf man bezweifeln. Nun liegt dieser ganzen Erzählung ein tieferer Sinn zu Grunde, der ja allerdings grade die Parcival-Sage vor andern dieser Art auszeichnet, auch Zschokke will uns in Parcivals Fahrten und Leiden ein Bild des irrenden, strebenden Menschen geben, dessen endliches Ziel in den Schlußversen ausgesprochen ist:

Ich habe lang gesucht und nicht gefunden!
Das Leben bot auch mir der Dornen viel!
Und endlich, endlich ist erreicht das Ziel,
Wo Liebe mir den Siegeskranz gewunden!
Das seltne Kleinod ist der inn're Frieden,
Und einst ob diesem dunkeln Erdenthal
Wird dem, der ausharrt, volles Licht beschieden!
So weiß ich nun: — das ist der heil'ge Gral.

So erhalten die mittelalterlichen Bilder eine halballegorische Bedeutung, welche namentlich gegen das Ende in der Erzählung vom Ketzer und Zauberer etwas störend hervortritt und den Zusammenhang nicht klarer werden läßt. Die Erfahrungen aber, welche das Geistesleben unserer Zeitgenossen bestimmen, sind doch zu sehr innerlich, als daß sie in den Fahrten und *Thaten* eines Ritters zur Darstellung gelangen könnten. — Wir finden also in 3 umfangreichen von begabten Künstlern treu und sorgsam ausgeführten Werken die künstlerischen Mittel der gewählten Aufgabe nicht entsprechend: ein trauriges Zeugniß für die moderne deutsche Dichtung.

E. A.

Notiz.

Die S. 328 erwähnten Güter Blüchers in Südpreußen waren: Duninow, Tobenczna Szadow, Nowa Wies, Krszement im Kreise Kowal. Ihr Werth war, wie es bei allen jenen Schenkungen üblich gewesen, viel zu gering, nur 28,000 Thlr. angegeben worden, während er nach Held's „Schwarzes Register" wohl 120,000 Thlr. überstieg. — (Vergl. J. Löwenberg: das enthüllte Posen, II. Heft. 1849.)

Ausgegeben: 22. August 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Wilhelm Friedrich Hufnagel.

Ein Lebensbild.

Die Hufnagel'sche Familie stammt aus Eger. Stephan und Veronika Hufnagel haben die Synagoge zu Eger in eine christliche Kirche (zu Unsrer lieben Frauen) verwandelt und liegen in derselben begraben. 1627 ist die Familie wegen der Religion ausgewandert, theils in's Voigtland, theils nach der Oberpfalz. Von Ansbach zogen sie zu Anfang des 18. Jahrhunderts nach Hall am Kocher, jener wegen der Salzquellen mitten im Gebirg gegründeten schwäbischen Reichsstadt, um welche ringsum das deutsche Reich sein Prinzip der endlosen Individualisirung so recht ausgelebt hat. Das Städtebild von Hall thürmt sich am Berg hinauf und gestaltet sich zu einem der am meisten malerischen, welche Deutschland besitzt. Trotz der Kleinheit der Stadt liegt das Portal des Rathhauses 56 Fuß über dem Kocher, welcher seinen Namen von dem durch den eiligen Lauf schäumenden Wasser führt. Das Portal der dem Rathhaus gegenüber liegenden St. Michaeliskirche, zu welcher eine breite Treppe von 54 Stufen hinaufführt, wieder 32 Fuß (Paris) höher. Noch höher aber ragt, abermals auf einer Treppe erreichbar, der Kornkasten, ehemals Zeughaus, ein gewaltiger, fester Bau mit hohem Dach hervor, und so bildet dieses Gebäude, dann der 147 Fuß hohe Thurm der Michaeliskirche, das Rathhausthürmchen und einzelne hervorragende Häuser eine scharf zum Kocher abfallende Linie, hinter der aus dem Kocherthal auf einem isolirten Hügel von 1043 Fuß Höhe die stattliche Klosterkirche von Comburg mit ihren drei zierlichen Thürmen hervorragt, während der Berg mit den Ruinen von Limburg (1110 Fuß) und der Einkorn (1570 Fuß) abschließt. Wo sich die Stadt zum Kocher hinabsenkt, war sie zwischen wenig entfernten festen Thoren eingeschlossen, denn das Dorf Unter-Limburg (jetzt Vorstadt) gehörte dem gleichnamigen Grafen, Steinbach dem Kloster Comburg. Die Stadt hatte nach anderen Richtungen großes Landgebiet, sie besitzt gute Lehranstalten, reiche Stiftungen und eine große historische Vergangenheit (1610 wurde hier die protestantische Union gestiftet) und so bildete sich bei ihren Angehörigen das reichsstädtische Selbstbewußtsein in hohem Grade aus.

In dieser Stadt finden wir Johann David Hufnagel (1721—1791) als ältesten Stadtmeister (Bürgermeister), Director des Consistoriums, Scholar-

Digitized by Google

chats und Lehnrathes. Er hatte drei Söhne und vier Töchter; die Söhne waren Johann Lorenz Sophon, Senator seiner Vaterstadt, 1752—1813, Wilhelm Friedrich, und Johann Karl, Stadtschreiber seiner Vaterstadt, 1758 bis 1840, dessen Sohn, Karl Friedrich, Kreisgerichtshofs-Director zu Tübingen, 1785—1848, als juristischer Schriftsteller geschätzt war, und den tüchtigen juristischen Stamm in seinen beiden Söhnen in Württemberg fortgesetzt hat. Der zweite Sohn, Friedrich Wilhelm, mit welchem wir uns hier zu beschäftigen haben, war am 15. Juni 1754 zu Hall geboren. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt gebildet, wobei er ein besonderes Talent für Erlernung der alten Sprachen kund gab, bezog er 1773 die Universität Altdorf, um Theologie zu studiren. Die dort herrschende orthodoxe Richtung stieß ihn ab, so daß er nur dem Professor Joh. Christoph Döderlein (1745 bis 1792) näher trat.

Im Spätherbst 1775 siedelte Hufnagel nach Erlangen über, wo er am 28. November immatrikulirt wurde. 1778 wurde er Magister und Privatdocent, 1779 außerordentlicher Professor der Theologie und erhielt als solcher 1780 fünfundsiebzig Gulden (43 Thlr.) jährlichen Gehalt! Nach Rosenmüller's Abgang nach Gießen erhielt er 1783 die vierte ordentliche Professur der Theologie, weckte aber durch übertriebene Arbeiten seine Nervenaufregung und Hypochondrie, woran er schon seit dem 5. Lebensjahre gelitten hatte und die ihn durch sein langes Leben nicht wieder ganz verlassen sollte.

Hufnagel entwickelte in Erlangen eine sehr bedeutende literarische Thätigkeit*). Wir erwähnen aus derselben nur seine beide zu Erlangen erschienenen Uebersetzungen des Buches Hiob (1781) und des Hohen Liedes (1784), welche ihm Briefe von Joh. Peter Uz und von Herder einbrachten. Aus dem letzteren (Weimar 20. Decbr. 1784) mögen hier einige Stellen stehen: „Die ferneren Nachforschungen Ew. Hochwürden über den Segen Jakob's und das erhabene Buch Hiob sind mir wie Tritte eines freundschaftlichen Reisenden erfreulich, der mit mir oder vor mir wandelt. Fahren Ew. Hochwürden fort, in dieser Gegend heiliger Reste nach Schätzen zu graben; der wärmste Antheil wird in Augenblicken, die mir mein mit ganz andern Verrichtungen beschwertes Amt übrig läßt, im Stillen Ihr Glück begleiten. In Ansehung des Luther'schen Katechismus bin ich ein partheiischer Richter. So wahr im Ganzen manche Ausstellungen Ew. Hochwürden sein mögen, so sehe ich noch immer nicht, was in unserem Zeitalter wir an die Stelle setzen mögen, und vielleicht sind's Eindrücke der Jugend oder meiner langen

*) Seine Schriften sind verzeichnet in den von mir zu Frankfurt im Sauerländer'schen Verlag herausgegebenen Blätter der Erinnerung an W. S. H., S. 100—128. Die Briefe, auf welche im Folgenden Bezug genommen ist, sind in der genannten Schrift S. 46—99 abgedruckt.

Digitized by Google

Amtsführung, daß ich auch bei allen Fehlern, die Psychologie oder erweiterte Cultur uns darin bemerken machen, dem Altvater getreu bleibe und ihn so gut anwende, als er sich anwenden läßt".

Ueber Hufnagel's Verhältniß zu seinen Schülern berichtet Prof. H. E. G. Paulus, welcher ihn 1787 kennen lernte (a. a. O. S. 40) folgendes: „Wie oft erfreute ich mich, Theilnehmer zu sein, wie Hufnagel, der sich deßwegen große Eckzimmer Parterre am Markte gemiethet hatte, für die frei ab- und zugehenden Studirenden sich als Freund und Berather erwies", und weiter sagt Paulus zu seiner Charakteristik: „In Hufnagel zeigte sich, was frei fortlebende Gelehrsamkeit mit Geschmack und Rednertalent verbunden vermöge. Ohne das Gewöhnliche und Vorgeschriebene zurückzusetzen, überließ er sich bei jeder schicklichen Gelegenheit und wie es der Geist wollte, dem unmittelbaren Eindruck und sprach aus dem Herzen zu Herzen".

Bekanntlich war damals die „Erlangische Zeitung", welche sich im Vergleiche zu den geistlichen Staaten Frankens, zu Baiern und der Reichsstadt Nürnberg einer großen Freiheit der Bewegung erfreute, ein einflußreiches und verbreitetes Blatt. Auch Hufnagel war bei der Redaction betheiligt und dieß brachte ihn in Beziehungen zu dem bekannten Ritter Zimmermann (seit 1784, vgl. Blätter der Erinnerung S. 53—67). Zimmermann spielt in diesen Briefen — der Leser verzeihe das Cynische des Gleichnisses — die Rolle des Hundes, der den Herrn mit dem Stock kommen sieht und doch die leckere Wurst nicht mag fahren lassen. Die Welt mußte doch erfahren, daß die Kaiserin Katharina II in vertrautem Briefwechsel mit Zimmermann stand und ihm Artigkeiten über seine Bücher schrieb, aber gleichzeitig fürchtete er die übeln Folgen einer Indiscretion. „Ach", schreibt der schon ganz zum Hofmann gewordene Schweizer Arzt am 29. April 1785 aus Hannover, „Sie wissen nicht als ein Gelehrter, mein theuerster Herr Professor, wie behutsam man sein muß, wenn man mit gekrönten Häuptern in Verbindung ist! Was Ihnen ganz unbedeutend scheint, hat da die größte Bedeutung; durch einen einzigen Mißtritt bringt man sich um alles Glück, das man hat". Aber das damalige Erlangen war nicht nur Fabrikstadt und Universität, sondern auch eine Art Residenz. Hier hielt seit dem 25. Januar 1764 ihren Hof die verwittwete Markgräfin von Baireuth, Sophie Caroline (geb. 1737 als Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel, vermählt 1759 mit dem Markgrafen Friedrich, welcher am 26. Februar 1763 ohne männliche Nachkommen starb, eine Dame von französischer Bildung*) und Lebensanschauung, welche lebhaft mit den Professorenkreisen ver-

*) Von den zahlreich vorhandenen Briefen der Markgräfin an Hufnagel habe ich a. a. O. S. 71 einen mitgetheilt, zur Probe davon, welches Deutsch sie schrieb. Auf einen Brief, in welchem Hufnagel sie um Verwendung für Seckendorff (s. später) ersucht zu

Digitized by Google

kehrte. Durch alle diese Beziehungen war Erlangen weit entfernt von der Stagnation anderer kleiner deutscher Universitätsstädte jener Zeit, und in der That schreibt Heeren, welcher 1783 auf seiner Reise nach Wien in Erlangen und Nürnberg verweilte, an Hufnagel: „In Nürnberg hatte ich es in vier Tagen satt; es ist wirklich ein auffallender Contrast, wenn man aus dem schönen freien Erlangen in das ängstliche Nürnberg kommt". — 1786 bekleidete er die Prorectorwürde, 1788 wurde er Pastor an der akademischen Kirche und Inspector des (1773 gestifteten) fürstlichen Prediger-Seminars. In den Jahren 1788 und 1789 kam Hufnagel in Beziehungen zu Göthe, welcher im Interesse seines späteren Schwagers Christian August Vulpius, der sich damals, um eine Stelle zu suchen, in Erlangen aufhielt, zwei ganz von eigener Hand geschriebene Briefe an Hufnagel gerichtet hat*). Seit 1787 hatte Hufnagel seiner Thätigkeit als theologischer Schriftsteller eine weitere Ausdehnung gegeben. Es erschien das erste Heft seiner Zeitschrift: „Für Christenthum Aufklärung und Menschenwohl", welches solchen Beifall fand, daß schon in demselben Jahre eine zweite Auflage nöthig war (Erlangen, J. J. Palm). Diese zwanglose Zeitschrift, welche Hufnagel bis 1800 fortsetzte, ist nicht nur freisinnig theologischer, sondern allgemein humaner Tendenz. Die Aufhebung des Lotto in Ansbach, die Verbesserungen des Schulwesens (Schnepfenthal), die Gründung des Krankenhauses im Bamberg, die österreichischen Gesetze zur Verbesserung der Lage der Juden ꝛc. fanden hier in bunter Reihe warme Empfehlung und eingehende Besprechung.

Eine große Annehmlichkeit der Stellung Hufnagel's in Erlangen war seine freundschaftliche Beziehung zum Minister und Curator der Universität Friedrich Karl von Seckendorff (geb. 1736, Minister 1769). In Folge einer Hofintrigue wurde am 13. Juni 1790 Seckendorff plötzlich vom Markgrafen entlassen, aber schon am 5. September desselben Jahres in Mainz als Finanzminister wieder angestellt. Nach der Einnahme von Mainz durch die Franzosen 1792 zog er sich auf sein Gut Weingartsgreuth zurück, wo er 1796 gestorben ist. Aus den Jahren 1781—1795 sind 108 Briefe Seckendorff's an Hufnagel vorhanden, welche theilweise für die Geschichte der Universität Erlangen sehr wichtig sind**). Man sieht mit Bewunderung, wie unermüdlich Seckendorff bemüht war, ausgezeichnete Lehrer an die Hochschule zu ziehen oder sie daran festzuhalten, mit welchen Schwierigkeiten er

---

haben scheint, antwortet sie: „Daß alle die veränderungen vor eine Bedeutung haben, weiß ich nicht und frage Dreibe keinen Menschen. — — Ich beklage allezeit unseren Guten Margr. daß seine Gesundheit leid bei alle die Aerger" ꝛc. (1790).

*) Abgedruckt in Mittheilungen des Frankfurter Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. III. 115.

**) Gegenwärtig auf der Universitätsbibliothek zu Erlangen.

Digitized by Google

aus dem Gewirre eines verschwenderischen Hofes und zerrütteter Finanzen die Mittel zur Unterhaltung der Hochschule retten mußte. Der Verlust dieses Freundes und damit der Aussicht auf Förderung verleidete Hufnagel seine bisherige Stellung und machte ihn geneigter, auswärtigen Rufen zu folgen. Zugleich gab er durch seine Entfernung seinem Schüler und späteren Schwager Christoph Friedrich Ammon († als königl. sächs. Oberhofprediger 1850) Raum zum Vorrücken. Der Ruf, welchen wahrscheinlich Seckendorff bei dem Schöffen Friedrich Max von Günderrode vermittelt hatte, kam von Frankfurt, wo der Senior Mosche am 8. Februar 1791 gestorben war. Am schwersten fiel Hufnagel die Trennung von der Familie Breyer. Joh. Friedrich Breyer, wie Hufnagel der Nachkomme evangelischer Religionsflüchtlinge (aus dem Elsaß, eigentlich Bräuer) war sein schwäbischer Landsmann, geboren 1738 zu Stuttgart, Prediger der englischen Kapelle zu Livorno, wo ihn Winckelmann 1768 sah, vielseitig gebildet durch Reisen in Deutschland und Italien, ein feinsinniger Kenner älterer und neuerer Sprachen, seit 1770 Professor der Philosophie, seit 1776 auch Prof. der deutschen Literatur in Erlangen, wohin er durch den Ruf seines Namens viele Ausländer, besonders Engländer und Russen zog, † 1826 als Geh. Hofrath in Erlangen. Göthe's „Lili", Frau von Türckheim, welche, gleich vielen französischen Emigranten in der billigen, seit 1791 preußischen Stadt Erlangen, wo sie in der französisch-reformirten Colonie Landsleute fanden, ihren Wohnsitz genommen hatte, schreibt an ihren Bruder J. F. Schönemann am 30. August 1795 aus Erlangen: „Diesen Brief wird Dir der Herr Hofrath Breyer übergeben, welcher mit seiner liebenswürdigen Gattin nach Frankfurt reist, um Herrn Senior Hufnagel zu besuchen. Mein Herz erachtet es als eine Pflicht, Dir diese verehrungswürdige Famile als die Perle von Erlangen vorzustellen. Er, ein Mann von erhabenstem Geiste und den tiefsten Kenntnissen, vereinigt damit die zuvorkommendste Bereitwilligkeit eines Freundes, sowie das Angenehme eines gebildeten Gesellschafters, und ist von so ächter Gesinnung, daß er mit jedem Tage, wo man ihn näher kennen lernt, zu größeren Ansprüchen auf Achtung und Freundschaft berechtigt erscheint" ꝛc.

Mit dieser Familie sollte Hufnagel bald in ein näheres Verhältniß treten. Am 18. September 1791 hielt er seine Abschiedspredigt in Erlangen und wurde am folgenden Tage mit der zweiten, erst 16jährigen Tochter des Professors und Hofrath Breyer getraut. Noch an demselben Tage reiste das junge Paar zum Besuch der Verwandten in Hall und Stuttgart nach der gemeinsamen Heimat ab, am Abend des 30. September langten sie über Heidelberg in Frankfurt an.

Ueber die Bedeutung dieser Verpflanzung haben wir namhafte Gewährsmänner aus den verschiedensten Zeiten. Schubart (in seiner Chronik 1791

Digitized by Google

S. 490) wünscht Frankfurt Glück zu dieser Wahl, denn Hufnagel „hat viel theologischen Forschgeist, große Sprachkenntnisse und herrliche Predigeranlagen.“ Da die lutherische Kirche die Staatskirche war, so konnte Schubart mit einigem Recht Hufnagel den Oberpriester nennen. Es schrieb Paulus: „Die weit verbreitete gerechte Achtung der lebendigen Vereinigung gelehrter geistreicher Kenntnisse mit einer nie versagenden Rednergabe und herzerhebenden Erbauungskraft rief Hugnagel als Senior nach Frankfurt;“ auch Spalding, mit welchem Hufnagel schon seit 1790 in Briefwechsel stand, — wie er denn auch mit den übrigen, dem Wöllner'schen System widerstrebenden Berliner Geistlichen verkehrte,*) — auch Spalding begrüßte diese Wahl, als einen Beweis für die Geneigtheit des Rathes, kirchlichen Verbesserungen förderlich zu sein. Pfarrer Dr. theol. Eduard Steitz (in Herzog's Realencyklopädie für protestantische Theologie 1855 IV) sagt: „Mit Hufnagel drang zugleich der Rationalismus in das in strenger Orthodoxie am Lutherthum festhaltende Ministerium ein, und verbreite sich, durch eine so hervorragende Persönlichkeit mit Geist, Gelehrsamkeit, Geschmack und gesellschaftlicher Gewandtheit vertreten, rasch in den höheren und mittleren Schichten der Gemeinde.“ Der Titel Senior paßte eigentlich nicht für Hufnagel; während seine Vorgänger meist in höherem Alter und aus kleinen Universitätsstädten nach Frankfurt in Verhältnisse gekommen waren, welchen sie fremd und verlegen entgegenstanden, war Hufnagel, erst im 38. Lebensjahre stehend, ein schöner Maun von weltmännischer Bildung, zugleich wie J. L. Ewald (Fantasieen auf der Reise und bei der Flucht vor den Franken, Berlin 1797) hervorhebt, herzlich und zwanglos in seinem Benehmen und ohne jede Affectation steifer Würde. Ein solche Persönlichkeit mußte die an sich bedeutende Stellung noch bedeutender machen, da er den reichen Kaufleuten mit geselliger Gewandtheit auf dem Fuße der Gleichheit entgegentrat. Wir haben früher in diesen Blättern**) dargethan, daß die größte Blüthe des Frankfurter Gemeinwesens und der Einzelnen in die Zeit von 1763—92 fiel. Die Stellung Hufnagel's war glänzend, der Gehalt lief vom Datum des Decrets, 1. Juli 1791, Holz- und Korndeputat war sehr reichlich bemessen. Das neu hergerichtete Pfarrhaus an der Paulskirche (damals Barfüßerkirche) war geräumig und freundlich. Für Dedication der am 12. October gehaltenen Antrittspredigt spendete der Rath 60 Dukaten; eine Trauung in guten Häusern trug Hufnagel halb soviel ein, als sein erster Jahresgehalt als außerordentlicher Professor in Erlangen betragen hatte, und der gute

*) Vergleiche die Briefe von Spalding und Lüdecke in den Mittheilungen des Frankfurter Vereins für Geschichte III. 410.

**) Im Neuen Reich 1872. II. 381.

Digitized by Google

Schwiegervater in Erlangen konnte nicht umhin, den Goldregen, welcher Hufnagel mühelos zufiel, mit dem dürftigen Ertrag seiner eigenen philologischen Collegien zu vergleichen. Am 30. October 1791 schreibt Breyer: „Mit genauer Noth habe ich ein einziges Collegium in der für mich unbequemsten Stunde des Wintertages, um 8 Uhr Morgens, und 13 Zuhörer!" Aber die reichliche Einnahme war eine Nothwendigkeit, denn schon im nächsten Sommer (1792) kehrte das alte hypochondrische Uebel wieder und machte eine Cur in Schwalbach nöthig, wie denn Hufnagel noch viele Jahre die böhmischen Bäder, Soden, Pyrmont ꝛc. besuchen mußte. Aber nicht nur reiche Einnahme auch reiche Anregung gewährte Frankfurt mit seiner centralen Lage.

Als Hufnagel im März 1792 den Dr. S. Th. Sömmerring mit Elisabeth Grumbius traute, lernte er auch dessen Freund, den „Weltumsegler" Georg Forster kennen, welchen er als den interessantesten und liebenswürdigsten Menschen schildert. Nach Forsters traurigem Untergang war Hufnagel bemüht, Forsters vom Staate mit Beschlag belegtes Vermögen für seine Familie zu retten. Es existiren noch verschiedene Briefe, welche Forster's Schwiegervater Heyne in dieser Angelegenheit an Hufnagel geschrieben hat. (Vrgl. Erinnerungsblätter. S. 86). Das genannte Jahr 1792 brachte schwere Heimsuchung über die neue Heimat. Am 21. October war Mainz an Cüstine übergeben, am folgenden Tage ließ derselbe durch Neuwinger Frankfurt besetzen und brandschatzen. Am 2. December, am ersten Adventsonntag Morgens, während Hufnagel in der Katharinenstraße auf der Kanzel stand, stürmten die Hessen die Stadt. Er hat es oft erzählt, wie er in der vom Schauplatz des Kampfes entfernten Kirche gerade das Thema der Predigten des neuen Kirchenjahres verkündigt hatte, als die Thüren sich öffneten und die Gemeinde hinaus strömte, bis auch dem Prediger eine über das Kirchendach hinrasselnden Granate den Ernst des Augenblickes klar machte. Als auch er die Kirche verließ, begegneten ihm bereits die eingedrungenen hessischen Dragoner. Später hatte Hufnagel in derselben Kirche den König Friedrich Wilhelm II zum Zuhörer und mit dem General von Manstein — wie denn preußische Generäle oft eine theologische Ader hatten — im Kirchenstübchen eine Discussion über die Disposition seiner Predigt.

Das königliche Hauptquartier verließ bald Frankfurt; die Belagerung von Mainz begann. Die deutschen Bomben beschädigten schwer die Stadt; Kastel, Kostheim und Weißenau wurden theilweise bei den Kämpfen zerstört. Hufnagel veranstaltete für die Opfer des Krieges Sammlungen, die reichen Ertrag lieferten; am 31. März 1793 schrieb Karl von Dalberg, damals Coadjutor von Mainz, an Hufnagel einen Dankbrief von Erfurt aus; keiner der beiden Männer konnte damals denken, daß sie sich noch im Verhältniß

Digitized by Google

von Souverain und Unterthan begegnen würden. Auch Thereſe Huber geb. Heyne, ſandte an Hufnagel 6 Carolin für die Mainzer.

Nach wenigen Jahren wälzten die Wogen des Krieges ſich abermals nach Frankfurt. Jourdan hatte im Anfang des Juli 1796 die Oeſterreicher durch eine Reihe von Gefechten von der Lahn nach Frankfurt gedrängt, am 12. gingen die letzten über den Main, nur die Stadt blieb beſetzt, und die Aufforderung, dieſelbe zu räumen, wurde von dem Feldzeugmeiſter, Grafen Wartensleben, welcher ſein Hauptquartier in Offenbach genommen hatte, zurückgewieſen, obgleich die durch Gartenhäuſer maskirten Wälle gar keinen Schutz gegen einen regelmäßigen Angriff gewährten. Eine um 2 Uhr Morgens am 13. Juli beginnende Beſchießung — von den Franzoſen ganz vergeſſen bei ihren Declamationen über die Beſchießung der wirklichen, ſeit lange aufgeforderten Feſtung Straßburg — übte den Druck auf die Bürgerſchaft, daß Deputationen ſich zu Kleber, dem Befehlshaber des franzöſiſchen Belagerungsheeres, und zu Wartensleben begaben. Von dem erſteren erlangten ſie den Aufſchub des Bombardements bis 10 Uhr Abends, der letzte blieb unerbittlich, bis endlich einer letzten Deputation, bei welcher Hufnagel ſich befand, es gelang der Vernunft Eingang zu verſchaffen. Um 9 Uhr Abends hatte Wartensleben ſeinen Starrſinn gebeugt, aber was dieſer verſchuldet, ſollte ein weiterer Unſinn vollenden. Der landfremde Oberſt Brady, welcher in dunkler Nacht die dringende Botſchaft überbringen ſollte, verlangte keinen ortskundigen Begleiter; er verirrte ſich, ritt nach Hanau ſtatt nach Bornheim, wo Klebers Hauptquartier war, und mittlerweile hatte dieſer den Termin zwar verlängert, aber um 11 Uhr die Beſchießung begonnen, welche raſch zündend Millionen an Eigenthum hinraffte; ohne die vollkommene Windſtille würden die Flammen, welche in der Judengaſſe erſt am 15. bewältigt werden konnten, die ganze Stadt verzehrt haben.*) Am 14. Morgens wurde die Capitulation beſchloſſen, am 15. zogen die Oeſterreicher ſich aufs linke Mainufer zurück. Wunderbarer Weiſe iſt bei der öſterreichiſchen Partei in Frankfurt Wartenslebens Freundſchaftsdienſt vollſtändig in Vergeſſenheit gerathen. Im folgenden Jahre erhielt Hegel durch Hufnagel's Empfehlung eine Hauslehrerſtellung in Frankfurt, welche er bis 1800 inne hatte; einen intereſſanten Brief Hegels, aus Jena 30. December 1801 geſchrieben, habe ich in den Erinnerungsblättern (S. 98) mitgetheilt. Nachdem der Friede geſchloſſen war und der Reichsdeputationshauptſchluß die Verhältniſſe der Stadt geordnet hatte, drängte ſich das Bedürfniß auf, das Schulweſen zu verbeſſern. Die reiche Stadt war gegen die kleineren monarchiſch-proteſtantiſchen Staaten Deutſchlands in dieſer Hinſicht weit zurückgeblieben. Man

*) Im Neuen Reich. I. 619.

Digitized by Google

hatte dies schon lange gefühlt, aber die Leiden und Sorgen des Kriegen hatten frühere Besserung verhindert, und auch jetzt waren die Schwierigkeiten nicht gering, denn es handelte sich um den Kampf gegen eine Zunft. Die freie Reichsstadt besaß damals nur eine städtische Schule, das Gymnasium. Neben diesem aber und einigen katholischen Schulen war aller öffentliche Schulunterricht der Speculation einer Schulmeisterzunft überlassen, die in den sogenannten Quartierschulen ihr dürftiges Geschäft betrieb. Die Concession zu einem solchen Geschäftsbetrieb mußte der Unternehmer vom Staat erkaufen, und einmal erkauft war die Concession erblich von Vater auf Sohn, oder von Mann auf Frau und verkäuflich von Hand zu Hand. Die Schulhalter hatten, wie jede andre Innung, ihre Versammlungen, eine gemeinsame Kasse und selbstgewählte Vorsteher. Die Quartierschulen sollten gemäß der „Schulordnung" von „Scholarchen und Prädicanten" oder von „Rathsverordneten zu den Schulen" beaufsichtigt und alljährlich visitirt werden, was aber oft Jahrzehnte hindurch nicht geschah. In den Quartierschulen wurden Knaben und Mädchen jedes Alters vereint, oft 200 und mehr in eine dumpfe Stube zusammengedrängt, vom Morgen bis Abend in Lehre und Zucht gehalten, im Katechismus, Lesen und Schreiben geübt, wohl auch noch im Rechnen unterrichtet, wofür die Schulordnungen, „für die, so wohlhabend sind," zwei Gulden quartaliter ansetzte, und endlich wenig „Auserlesenen in der Privat" auch noch etwas Französisch beigebracht. Neben diesen Quartierschules gab es noch zahlreiche „Winkelschulen" und „an die 200 Schulstöhrer und Herumläufer" ertheilten Privatunterricht. Diesen Zunftverhältnissen gegenüber konnte von einer durchgreifenden Reform der Schule nicht die Rede sein. Unter Günderrode's und Hufnagel's Einfluß hatte schon 1799 der Rath beschlossen, einen weiteren Verkauf der Schulgerechtigkeit, (deren Preis auf 300 fl. normirt war) nicht eintreten zu lassen, vielmehr dieselbe in geeigneten Fällen für die Stadt zurückzukaufen. Es wurde ferner das Vermögen des Schöffen von Uffenbach († 1799) von 25,000 fl., welches derselbe 1798 der Stadt zum Besten des Gemeinen Wesens vermacht, für eine Schulstiftung bestimmt und den deutschen Schulmeistern 1802 jede Unterstützung daraus verweigert.

Als endlich am 25. März 1803 eine solche Concession durch Tod des Inhabers erlosch, kaufte die Stadt sie an und errichtete als Eigenthümerin dieser Concession eine Schule, welche im Gegensatz zu den übrigen die „Musterschule" (seit 6. October 1804) genannt wurde, welchen ehrwürdigen Namen sie eben jetzt (Ostern 1873) nach 70jähriger Wirksamkeit, wo sie in eine Realschule I Ordnung und in eine Mädchenschule sich getheilt hat, zu verlieren im Begriff steht. Das Schulcapital hat Hufnagel direct und indirect: durch Beiträge aus eigenem Vermögen, durch den Ertrag seiner für

Digitized by Google

die Musterschule gehaltenen Predigten und durch Sammlungen bei der Bürgerschaft anſehnlich vermehrt.*)

Am 25. Mai 1804 verlor Hufnagel ſeine Gattin durch den Tod; ſie hatte ihm zwei Kinder geboren, 1792 eine Tochter Sophie Wilhelmine, meine Mutter; 1794 einen Sohn Eduard, welcher als Profeſſor der Geſchichte am Frankfurter Gymnaſium bereits 1825 ſtarb, und nebſt mehreren theologiſchen Schriften auch ein Handbuch der alten Geſchichte (I. Theil 1824) verfaßte, welches ſich durch eine geiſtreiche Behandlung der Culturgeſchichte auszeichnet, aber in Folge von Eduard Hufnagel's frühem Tode unvollendet blieb. Mein Vater war Buchhalter in der großen Weinhandlung Manskopf-Saraſin, welche unter derſelben Firma noch fortbeſteht. Im Seniorathauſe bin ich 1816 geboren und im Schatten der Paulskirche aufgewachſen. Der Bau dieſer Hauptkirche war 1786 begonnen, aber in Folge der Kriege bald unterbrochen, da die Kirche erſt 3 Jahre nach Hufnagel's Tode (9. Juni 1833) eröffnet wurde, ſo hat er alſo die Kanzel ſeiner eigentlichen Pfarrkirche nie betreten. Die Kirche war als Lagerhaus vermiethet, der Thurm ſtand, ſogar ohne Nothdach, als künſtliche Ruine nur zwei Stockwerke hoch, ohne Fenſter; Eulen niſteten darin und Bäume wuchſen aus den Fenſterhöhlen. 1830 wurde erſt wieder mit dem Bau der Kirche fortgefahren und dabei mein Geburtshaus mit dem hübſchen Hausgärtchen der Erde gleich gemacht.

Nachdem die Kirche welthiſtoriſche Bedeutung erlangt hatte, habe ich ihre Geſchichte verfaßt,**) welche das weitergehende Intereſſe hat, die Art zu zeigen, wie bei dem Zwieſpalt zwiſchen Rath und bürgerlichen Collegien die einfachſten Dinge in die Länge gezogen wurden und man nie ſicher ſein konnte, daß ein gefaßter Beſchluß auch ausgeführt werde. Wir ſind bei zuſammenfaſſender Betrachtung von Hufnagels Familienbeziehungen der Zeit etwas vorgeeilt, und müſſen zum Jahr 1806 zurückkehren, wo Frankfurt Hufnagel's freundſchaftlichen Correſpondenten Karl von Dalberg als Fürſten Primas zum Souverain erhielt. Schon ſeit 1807 waren die Schulen nicht mehr dem Conſiſtorium, ſondern einer eigenen Behörde, der „Fürſtlich Primatiſchen Obercuratel des Erziehungs- und Studienweſens" unterſtellt. An der Spitze des Frankfurter Schulweſens ſtanden ſpäter (ſeit 1810) der „Geheimrath" von Günderrode und der „Superintendent" Hufnagel. Hufnagel war ein deutſcher Patriot, Friedrich's des Großen Verehrer, den er bis an ſein Lebensende ſchlechtweg „den König" zu nennen pflegte; in ſeinem

*) R. Kühner, Beiträge zur Geſchichte der Muſterſchule; in der Einladungsſchrift zu den Prüfungen derſelben 1865.

**) Die Baugeſchichte der Paulskirche (Barfüßerkirche). Mit 1 Lithographie und 10 Holzſchnitten. Frankfurt a. M., Alt. 1870. 4°.

Digitized by Google

Nachlaß fanden sich Briefe von Hertzberg, Altenstein und besonders zahlreich von Hardenberg vor. In den Briefen an Hufnagel legten deutsche Patrioten den Schmerz über den Uebermuth nieder, welcher zum Untergang Preußens führen mußte. In dieser Beziehung sind interessant zwei Briefe des Generalsuperintenden Löffler in Gotha, der selbst früher in preußischen Staatsdiensten stand. Die Briefe sind vom 18. April und 18. Oct. 1806, und ließen sich tendenziös nicht wirksamer gruppiren, als sie wirklich auf einander gefolgt sind. In dem ersten erzählt Löffler die auch aus Jacobs Memorabilien bekannte Scene, wie der in der Superintendentur einquartirte General Rüchel in diesem kirchlichen Hause Soldaten prügeln läßt und auf deshalb in höflicher Form gemachte Vorstellung so grob erwidert, daß Löffler Haus und Stadt verläßt. Im zweiten Brief (18. October 1806) heißt es: „Mit Thränen im Auge habe ich die preußische gefangene Garde und die schönen Grenadiere unter meinem Fenster versammelt und in unsre Kirche einsperren sehen, bis sie am folgenden Tage weiter nach Frankreich gebracht worden.“ Das schmerzlichste an der primatischen Herrschaft war ihm, die Nöthigung, deutsche Niederlagen mit Dankfesten zu begehen. So wurde ein Dankfest für den Sieg bei Aspern „auf höchsten Befehl“ am 4. Juni 1809 abgehalten, aber Hufnagel sprach nur von der Hoffnung, daß dieser Sieg zu einem dauernden Frieden führen, daß die Wiederkehr des Krieges durch weise Eintracht der Fürsten verhütet werden und daß den Opfern des Krieges durch rege Menschenliebe geholfen werden möchte. Hufnagel als keinem geborenen Frankfurter konnte nicht entgehen, wie viel gesunde Luft in die dumpfigen Räume der alten Reichsstadt durch die Zugehörigkeit zu einem größeren Staate eindrang, wie das heillose Gevatterwesen vermindert wurde. Besonders erfreulich war ihm die Gleichstellung der Reformirten mit den Lutheranern. Erst kurz vor seiner Berufung hatten sie nach jahrhundertlangem Proceß das Recht erlangt, zwei Bethäuser in der Stadt zu erbauen, aber bis 1806 waren sie von allen Stadtstellen und gewissen Handwerken ausgeschlossen.*)

Wollte ein Reformirter in dieselben eintreten, so mußte nicht nur der Mann, sondern auch die Frau zur lutherischen Kirche übertreten, dies konnte aber nur in Folge eines eigenen lutherischen Unterrichts und einer besonderen Prüfung vor dem ganzen Predigerministerium geschehen. Schon 1800 hatte er (im 4. Heft dritten Bandes der „Blätter für Christenthum, Aufklärung und Menschenwohl“) für Abschaffung dieses Unterrichtes, zunächst wenigstens des öffentlichen Actes gesprochen und ebenda einen Aufsatz für die Abendmahlsvereinigung der Protestanten aufgenommen.

*) Historisches Taschenbuch 5. Folge. 2. Jahrgang. S. 201. Leipzig 1872. Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Neue Folge. II. 255.

Digitized by Google

Trat auch nach Wiederherstellung der reichsstädtischen Verfassung vieles Alte in Form und Wesen wieder ins Leben, wurde auch Günderrode wieder Schöff und Präsident des Apellations-Gerichts, und Hufnagel wieder Senior und das Consistorium wieder Schulbehörde, so ist in der Verfassung von 1816 doch die Gleichberechtigung der christlichen Confessionen beibehalten worden und die Vereinigung beider protestantischen Bekenntnisse nur aus äußeren Gründen unterblieben.

Die Schilderung von Hufnagel's letzten Lebensjahren hat kein allgemeineres Interesse. Wie bei solchen hypochondrischen Kranken gewöhnlich, schwankte sein Zustand zwischen Exaltation und Depression. Am 7. November 1822 wurde er pensionirt und verließ in den letzten Jahren das Haus nicht mehr. Seine Zimmer, zumal die reiche Bibliothek und der Garten mit dem Hühnerhof waren seine Welt. Abendlicher Gesang zum Clavier gehörte zur Tagesordnung. Seine letzten Schriften, welche nach langer Pause seit 1821 wieder erschienen, (s. Erinnerungsblätter S. 128), waren schon durch etymologische und stylistische Sonderbarkeiten ungenießbar; später blieb es bei schriftstellerischen Entwürfen, welche nicht über Titel und Einleitung hinaus gelangten. Beständiges Mediciniren war ihm wie seinen Leidensgenossen überhaupt Bedürfniß; dennoch erreichte er das Alter von mehr als 75 Jahren und starb am 7. Februar 1830 nach kurzer Krankheit.

Hufnagel war eine Natur der That, oder richtiger gesagt: der Anregung; von seinen schriftstellerischen Leistungen hat nichts dauernden Werth, aber noch heute kann historisch von dem höheren Schulwesen in Frankfurt nicht die Rede sein, ohne daß dankbar seines Namens gedacht werde.

Wilhelm Stricker.

Das Kaufhaus in Straßburg und der Transithandel des Elsaß in früherer Zeit.

Jedem Fremden, der die Hauptstadt des Reichslandes besucht und die sehr frequente Rabenbrücke — ganz in der Nähe des Hauses, in welchem Göthe 1770—71 wohnte — passirt, fällt ein großer Complex von Gebäuden mit spitzen Giebeln, darauf befindlichen Zinnen und fünf kleinen Thürmen auf, welcher sich dicht neben der Ill befindet und nach dem Wasser große, mit Schutzdächern versehene Thore hat, die jetzt stets geschlossen sind. Diese Gebäude, die jetzt: „Magasin de tabacs en feuilles" heißen, wurden früher „Kaufhaus", auch „Kauffhauß" genannt. Ein Theil dieses Gebäudes, in dem die per Schiff oder per Achse eintreffenden Waaren gelagert wurden, soll

Digitized by Google

bereits im Jahre 1358 gebaut und später erweitert worden sein. Kaufhäuser mit ähnlichen Zwecken gab es auch anderwärts. Falke Geschichte des des deutschen Handels sagt: „Der Großhandel liebte es, in den meisten Städten sich in großen, stattlichen Kaufhäusern zu zeigen, die auch wohl Gildhallen, wie in London, Leg- oder Gradhäuser, wie in Constanz, genannt wurden; ihre Räume, insbesondere die Keller und unteren Gewölbe, enthielten die Waarenvorräthe der Kaufherren, welche sie im eigenen Hause nicht unterbringen konnten. So lange die Städte von dem Landesherrn noch abhängiger waren, standen diese Häuser auf herrschaftlichem Grund und Boden und zahlten an den Eigenthümer den Grundzins, später wurden sie Eigenthum der Städte, und Lagerherren und Verkäufer entrichteten dann der Stadt die Miethe". Der Art war auch das große Kaufhaus der Deutschen in Venedig, das die Stadt eigends zur Förderung des deutschen Handels hatte aufführen lassen, das für die Tuchhändler bestimmte Tuchhaus in Nürnberg, das Kaufhaus zu Frankfurt.

Die Lage Straßburgs ist für den Handelsverkehr eine überaus günstige. Die Stadt liegt in der Nähe des Rheins gerade an der Stelle, wo die große Schifffahrt aufhört. In früherer Zeit kamen die Waaren von Mainz und Frankfurt auf großen Rheinschiffen nach Straßburg. — Hier wurde sie zum Theil gelöscht, um entweder auf kleineren Schiffen oder per Achse nach Italien, der Schweiz, dem mittleren Frankreich befördert zu werden. Ebenso nahmen die Seidenwaaren aus Lyon, die Weine aus Burgund, die Erzeugnisse der Franche-Comté und des Jura, die aus Paris, der Champagne und Lothringen kommenden Producte und Fabrikate zum großen Theil ihren Weg über Straßburg und „ins Reich". Als die Rheinschifffahrt zwischen Straßburg und Basel schwieriger geworden war, vermittelten Jahr ein, Jahr aus eine große Anzahl vier- und sechsspänniger Frachtfuhren zwischen beiden Orten den Waarentransport. Da Straßburg Stapelrecht besaß, so mußten die dorthin gebrachten Waaren daselbst gelagert und konnten dort zum Verkauf gestellt werden, ehe sie weiter befördert wurden. Diesen Zwecken diente das Kaufhaus.

Im Besitze des vollen Souverainitätsrechtes, erhob Straßburg seit „unvordenklichen Zeiten" zu Gunsten der Stadtkasse von sämmtlichen, im Orte eingetroffenen Waaren Gebühren. Es durfte somit keine Waare in den Laden des Kaufmanns gelangen, die nicht vorher nach dem Kaufhause gebracht war und für welche nicht die Lagerung und Wiegen-Gebühren entrichtet waren. Der Magistrat schärfte öfters die Bestimmungen in Betreff der Benutzung des Kaufhauses den Bürgern ein.

Das Recht der Besteuerung der eintreffenden Waaren verblieb der Stadt Straßburg auch nach der Capitulation. In der Urkunde darüber vom 30.

Digitized by Google

September 1681 heißt es wörtlich: „Ihre Majestät bewilligen auch der Stadt Straßburg, daß Sie alle ihre Einkünfften, Gefäll-, Zöll-, Wieg- und Bruken-Gelder wie auch die Handlung sampt dem Kauffhauß, in aller bißherigen Freyheit nutzen, messen und gebrauchen möge" ꝛc. Ein königliches Dekret vom 25. November 1684 setzte fest: „daß alle hienach benambste Kauffmanns- und Land-Wahren, welche künfftiger Zeit auß der Statt Straßburg in das Ober- und Unter-Elsaß zu dessen gebrauch, geführt werden, deß Zolls gäntzlich befreyet sein und bleiben sollen; Allermassen Sie dieselbige Krafft gegenwärtigen Arrests, davon befreyen und loß sprechen; Namentlichen alle und jede Hülßen-Früchten und Gemüß, Kraut, Kohl, Ruben, Rettig, Zwibeln, und dergleichen; Ferner alles Obs und rauwe Früchten, zum Exempel Aepffel, Bieren, Quetschen, Nüsse ꝛc. Item, die Mahl- und andere Früchten, so da seind Weitzen, Rocken, Gerst, Habern, Erbßen, Bohnen, Linßen: das Mehl, und insgemein allerhand Gekörn ohne underscheid; Ingleichen die Tabacksblätter, Hanff und Flachs, Elässischer Gewächs, Hew, Stroh und allerhand Futter, Wein, Essig, Brandtenwein, Bier, Saflor, Brenn-, Bau-, Wagnerholtz, und dergleichen; Alle gebrauchte Haußräthliche privatis zustehende Mobilien: Wollen und befehlen auch Ihre Königliche Majestät noch ferner, daß alle die geringere und gemeine Kauffmanns-Wahren, welche von denen Einwohnern des Elsasses, in der Statt Straßburg in das klein zu denselben nöthigem Gebrauch, und nicht wieder zu verhandlen, erkaufft werden, alles Zolls entlassen sein sollen; Zu dem End sie dann deß Herrn De la Grange Intendanten im Elsas, sub dati den 30. Juniy 1683 ertheilte Ordonnance, durch gegenwärtiges Arrest auffheben, und hiemit allergnädigst befehlen, daß man vor alle auß frembden Landen kommende, und in die Statt Straßburg, oder auß derselbigen an frembde Orth gehende Wahren, allein Zollschein nehmen, und nach Inhalt offt angeführten Arrests vom 20. Februarii 1683 dafür keine Auffschlag oder Zoll entrichten solle. Doch solle an dem Zoll, bey der Einfuhr von jeden Schein zwey dols sechs deniers, oder sieben und ein halber Pfennig, und dann so viel bey der Ausfuhr, bey ablegung desselbigen bezahlt, auch vor die Ladung eines Schiffs, Wagen, Karchs, (Handkarren) oder Pferds, mehr nicht, es wäre dann, daß die Kauffleuth mehr und absonderliche Schein verlangten, dann ein einiger gegeben werden" ꝛc.

Der Magistrat in Straßburg zerfiel bekanntlich in drei Kammern, welche nach der Zahl der Mitglieder die Dreizehner, Fünfzehner und Einundzwanziger hießen und bestimmte Functionen ausübten. Aus den Einundzwanzigern wurden „Ober-Kauffhauß-Herren" erwählt, welche den Betrieb im Kaufhause zu überwachen hatten. Ihre in Betreff des Betriebes der Handelshalle und des damit in Verbindung stehenden Zollkellers getroffenen

Digitized by Google

Einrichtungen bezeugen die Fürsorge der Stadt für die Interessen des fremden und eigenen Handels. Die Pflichten der Beamten und Arbeiter sind in besonderen Ordnungen — wie die Tarife aus den Jahren 1674, 1685, 1691 und 1737, — aufs Genaueste vorgezeichnet. Auf die Rechtschaffenheit und Treue ist ein ganz besonderer Werth gelegt und auf ihre Ausübung wurde mit Strenge geachtet. So hieß es:

„Nemblich und zum Ersten sollen alle Beambte im Kauffhauß, von dem Ersten biß zu dem letzten, ihre geschwohrene Ordnungen und Articul gleich wie insgemein also auch was einen jeden insonderheit betrifft, in fleißige Observantz haben und halten, alles was der Statt, dem Kauff-Hauß und Commercio zu Ehr, Nutz und Frommen gereichen mag, ernstlichen und eyferig beförderen, das widrige und schädliche, so viel an ihnen ist, abstellen und verhüten, ihren vorgesetzten Oberen Kauffhauß-Herren gebührlichen Respect, Ehr und Gehorsam leisten, was ihnen zu wichtig demselben förderlich communiciren und vortragen, und sich nach ihrem Endscheid jederzeit fleißig richten, auch sonsten gegen Frembden und Einheimischen, so in dem Kauffhauß zu handlen und zu thun haben, sich freundlich, bescheiden und gutwillig erzeigen ꝛc. Außer dieser allgemeinen Ordnung, der im Jahre 1737 noch ein Anhang beigefügt war, gab es besondere Ordnungen für den Controlleur, die Bestättern, den Wasser-Bestätter, die Packer, die Spanner*) und die Kärchel-Zieher. Die Beamten und Arbeiter mußten nach Inhalt dieser speciellen Ordnungen „zu Gott, dem Allmächtigen" schwören, der Stadt Straßburg „getreu und hold zu sein, das Wohl des Handels und der Stadt nach Kräften zu wahren." Man appellirte auch an das Gewissen der Arbeiter, und damit Jeder derselben seine Pflichten treu erfülle, sollten ihm die Ordnungen im Kaufhause jährlich zweimal beim Herannahen der Messen „bei offenen Thüren" vorgelesen werden. Im Falle der Nachlässigkeit, wurden sie bestraft oder ihres Dienstes entlassen. Namentlich „sollen die Kauff-Hauß-Knecht ernstlich erinnert seyn, sowohl Frembde als Einheimische inskünfftig mit weiterer Abnahm über den ihnen gegönnten Lohn biß auff anderwärtige Verordnung nicht zu übernehmen, sondern sich mit dem so ihnen bewilligt, Innhalt ihrer Ordnung, sättigen (sic!) zu lassen (in Betrachtung, daß solche beschwehrliche Aufflagen einig und allein dem Kauffhauß und gemeiner Statt hernach unverschuldter Weiß zugerechnet und beygemessen werden) bey Verlust ihres Dienstes und annoch 50 Pfundt Pfennig Straff."

Die Einnahmen, welche der Stadt Straßburg aus dem Betriebe des

*) Die Spanner waren meistens große, musculöse Leute, welche sofern man ihre Forderungen nicht erfüllte, gern Händel anfingen und einigermaßen gefürchtet waren.

Digitized by Google

Kaufhauses — das mit Hebekrähnen zum Beladen und Löschen der Schiffe versehen war — erwuchsen, betrugen jährlich bis circa 42,000 Thlr. Nach einer „Uebersicht der Finanz-Zustände der Stadt Straßburg am Ende des Jahres 1789" betrugen die ordentlichen Einnahmen, welche „vom Kaufhause nebst zugehöriger Schifffahrt" damals noch erzielt wurden, 180,241 Livres und ferner aus dem Betriebe des Zollkellers 27,115 Livres, während gleichzeitig die „Navigationskosten in Bezug auf das Kaufhaus" nur die Höhe von 5546 Livres erreichten. Es heißt in der gedachten Uebersicht, daß das Kaufhaus und der Zollkeller „wegen gehemmtem Handel und Wandel bei 10,000 Livres weniger ertragen habe" als in früheren Jahren.

Um das Jahr 1780 hatte der Transithandel im Elsaß eine große Ausdehnung genommen. Spindler (archives de l'ancien corps des marchands de Strasbourg) sagt, man schätzte den Vortheil, welcher dem Lande aus dem Transit erwuchs, jährlich auf mehrere Millionen Franken; vorzugsweise hatten Nutzen daran: die Fuhrleute, Gastwirthe, Stellmacher, Schmiede, Sattler, Pferdehändler, Kaufleute und Spediteure. Demgemäß gab es große Aufregung im Lande, als durch eine Verordnung vom 9. August 1781 der Verwaltung der Königl. Messagerie der ausschließliche Transport der Waaren des Transithandels zugesprochen wurde. Die Kaufleute in Straßburg richteten über diesen Gegenstand, der für sie eine Lebensfrage war, Vorstellungen an die Regierung, die schließlich ihren Zweck erreichten.. Ein Dekret vom 24. Juli 1793 vernichtete jedoch die Handelsfreiheit der Stadt, da es ihr die Rechte des Freihafens und des freien Transits nahm. Man glaubte damals, daß die derselben zeither gewährten Vortheile die Absichten der Feinde Frankreichs begünstigen könnten.

Erst nachdem die Ruhe im Lande wieder hergestellt war, nahm der Handel in Straßburg, nach erfolgtem Bruche des Friedens von Amiens und der Blockirung der französischen Häfen im Jahre 1803 — wie in einem interessanten Artikel in der Revue d'Alsace vom Jahre 1836 nachgewiesen ist — einen erhöhten Aufschwung an. Straßburg war damals das Thor, durch welches der Kaffee, der Zucker, die Baumwolle, der Indigo, die Specerei-Artikel nach ganz Frankreich gingen. Die Kaufleute dieser Stadt reisten nach Hamburg, Bremen, Amsterdam und Triest, um dort ihre Waaren gegen die reichen Producte Indiens und des Orients auszutauschen, welche letztere dem Laufe des Rheins folgten oder per Achse durch Deutschland nach Straßburg gingen, um dort ein ungeheures Entrepot zu bilden, das den Zweck hatte, ganz Frankreich mit Proviant zu versehen. Auch die Export-Artikel Frankreichs, die Seidenwaaren aus Lyon, die Weine aus Burgund und Bordeaux, die Producte der mittäglichen Provinzen ꝛc. gingen damals über Straßburg ihren jeweiligen Bestimmungsorten zu. Lyon und Amster-

Digitized by Google

dam, Bordeaux und Hamburg, schienen sich ein Stelldichein auf dem Markte in Straßburg, als dem Centralpunkte ihres großartigen Austausches, gegeben zu haben. Damals konnte das so geräumige Kaufhaus die Menge der unterzubringenden Waaren nicht bergen und mußten andere Räume mitbenutzt werden.

In den Jahren 1808 und 1809 hatte der Handel in Straßburg seinen Höhepunkt erreicht. Ein Dekret vom 2. Juli 1810, welches besondere Erlaubnißscheine (Licenzen) für die Einführung fremder Erzeugnisse vorschrieb und die Wirkungen des Continentalsystems theilweise aufhob, bereitete gleichzeitig langsam den Verfall des Handels in Straßburg vor. Einige Jahre hindurch prosperirte derselbe zwar noch, mit dem Falle Napoleons schien indessen auch seine Glanzzeit vollständig dahin zu sein. Dazu kam noch, daß unterm 28. August 1816 ein Gesetz erging, welches den Orten an den Landgrenzen verbot, Colonialwaaren über dieselben zu beziehen. Damals waren die Kanäle noch nicht vollendet, und da auch der freie Transit verboten war, so blieb dem Handel nur übrig, sich auf die Erzeugnisse des Landes zu beschränken. Mehrere Kaufleute in Straßburg hatten damals beträchtliche Verluste erlitten; andere zogen es vor, ihre Comtoire ganz zu schließen.

Das Kaufhaus in Straßburg hatte unter der Autorität des Magistrats gestanden, bis derselbe in Folge eines Dekrets von Napoleon I vom 25. Brumaire des Jahres XIV autorisirt wurde, die Gebäude nebst den dazu gehörigen Maschinen und Utensilien zu den in den Berathungen des Municipalrathes erörterten Bedingungen an die Handelskammer zu vermiethen. Der Betrieb im Kaufhause war natürlich mit dem Verfall des Handels sehr zurückgegangen. Der Maire Hermann schrieb 1819*) darüber sehr bezeichnend:

„Der berühmte Hogarth, der durch seine Carricaturen die Sitten zu richten verstand, zeichnete auf die Oeffnung einer Sparbüchse ein sehr gut erhaltenes Spinnengewebe, um damit anzudeuten, daß nichts hineingelegt worden sei. Ich, der ich in der Nähe des Kaufhauses wohne, sehe in diesem Augenblicke und seit zwei Tagen die benachbarten Quais dieses Gebäudes, an denen die Waaren ankommen oder vielmehr ankommen sollten, mit Gras bedeckt, um es zu Heu trocknen zu lassen. Weder ein Wagen, noch ein Karren bringt diesen grünen Teppich in Unordnung. Seit sehr langer Zeit ist unser Kaufhaus beinahe verödet."

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß es ein National-Franzose und zwar kein Anderer, als der Schriftsteller Benjamin Constant war, der bei Berathung des Budgets am 30. Juni 1828 in seiner Eigenschaft als Deputirter des Niederrheinischen Departements die Handelspolitik

*) Notices historiques, statistiques et littéraires sur la ville de Strasbourg.

Digitized by Google

der französischen Regierung gegenüber dem Elsaß energisch angriff. „Meine Herren", sprach er, „als das Elsaß mit Frankreich vereinigt wurde, nahm dessen Hauptstadt, nahm Straßburg eine vorzügliche Stelle unter den freien Reichsstädten ein. Diese Stadt besaß Rechte, Privilegien, Befreiung von Abgaben; diese Befreiung von Abgaben wurden ihr zugesichert: sie hatte wahrlich gerechte Ansprüche darauf. Als Sammelplatz der aufgeklärtesten und gewerbsamsten Menschen, einer tapfern, thätigen, arbeitsamen und unterrichteten Population, die schätzbare Eigenschaften zweier berühmter Nationen vereinte, als Mittelpunkt des Wohlstandes, und von welcher die Aufklärung ausging, war diese Stadt ein ungeheurer Zuwachs für die Macht und den Ruhm Frankreichs. Ihre Privilegien, die beibehalten, wiewohl zuweilen unter der alten Regierung angegriffen wurden, hat sie großmüthig geopfert, als die Franzosen versprachen, eine große Familie unter der Obhut der gesetzmäßigen Gleichheit zu bilden. Sie hat sich mit einer innigen Zuneigung diesem Frankreich beigesellt, wovon sie ein unschätzbarer Theil geworden war. Obgleich sie, wie das Ganze dieses schönen Reichs, durch die Stürme einer wahnsinnigen Revolution erschüttert, obgleich sie in's Besondere durch zwei Einfälle verheert wurde, ist sie Frankreich erhalten worden, viel mehr noch durch die bewunderungswürdige Tapferkeit seiner unerschrockenen, großmüthigen Bewohner, als durch unsere, damals so unstäte und so schwankende Politik. Gönnen Sie ihr denn den Lohn ihrer Aufopferungen, er ist der einzige, auf den sie Anspruch macht, die Freiheit ihrer Produkte, die Gleichheit in der Ausübung ihrer Industrie. Hemmen Sie ihren Handel nicht durch zwecklose Hindernisse, verschließen Sie ihren Weinen nicht den Eingang in's Ausland durch eine übertriebene Zollgebühr, welche zu drückenden Gegenforderungen den Anlaß oder den Vorwand giebt. Opfern Sie dieselbe nicht den Privatrechnungen, den engherzigen Zumuthungen einiger Städte im Innern auf; endlich zwingen Sie nicht einen Theil Ihres Bodens zur Unfruchtbarkeit."

Die Handelskammer in Straßburg hielt den Betrieb im Kaufhause bis zum Jahre 1855 aufrecht. Damals sah sich die Verwaltung der Zölle veranlaßt, ihr Dienstlokal in die Nähe des inzwischen hergestellten Bahnhofes, woselbst sich nunmehr die Geschäfte concentrirten, zu verlegen. Das Kaufhaus wurde geschlossen und später zu anderen Zwecken benutzt.

Hoffentlich nimmt der Transithandel im Interesse Straßburgs, wie des Elsaß überhaupt, jetzt, nachdem die Dampfschifffahrt auf dem Rhein bis zur Landeshauptstadt wieder eröffnet ist und die Verwaltung der Reichseisenbahnen einen sehr mäßigen Tarif für die Güter eingeführt hat, wieder erhöhete Bedeutung an. Es heißt jetzt, daß den demnächst zusammentretenden Bezirkstagen auch ein von der Regierung ausgearbeitetes Kanalprojekt Straß-

burg-Hüningen (unweit Basel) vorgelegt werden soll. Sollte sich dies bestätigen, so wird der Kanal zum Gedeihen des ganzen Landes mächtig beitragen. (—r.)

Die Zukunft der höhern Lehranstalten Thüringens.

In einem der letzten Hefte dieser Zeitschrift ist von sachkundiger Seite die Frage erörtert worden, wie es in Preußen mit dem Einfluß der Universitäten auf das höhere Schulwesen stehe, und wie sich derselbe etwa verstärken lasse. Bei der in so vielen Beziehungen maßgebenden Stellung, die Preußen im deutschen Reich einnimmt, verdiente die Organisation seines höhern Schulwesens in erster Linie in diesen Blättern besprochen zu werden; darum aber dürfte eine Erörterung der Aufgabe, welche eine Gruppe von politisch wenig einflußreichen Staaten auf dem Gebiet des höhern Unterrichts zu lösen hat, hier nicht weniger am rechten Orte sein.

Die Thüringischen Kleinstaaten sind durch die Gründung des norddeutschen Bundes und des deutschen Reiches unleugbar in eine sehr schwierige Stellung gekommen. Um von allen andern Nöthen zu schweigen, droht hier immer mehr die Gefahr einer geistigen Auszehrung. Von denjenigen Thüringern, welche sich einem Universitätsstudium widmeten, strebten zwar schon früher nicht wenige aus der Enge des heimatlichen Staates hinaus und suchten ein größeres Feld für ihre Thätigkeit und reichere Gelegenheit sich auszuzeichnen. Es waren nicht die schlechtesten Elemente, die es verschmähten, durch Connexionen frühzeitig in Amt und Brod zu kommen, um dann durch unterthänige Hingabe an die bestehenden Zustände und die regierenden Herren mit stets erneuter Dankbarkeit gegen diese je nach Gunst schneller oder langsamer emporzusteigen, und es vorzogen, in ein fremdes Land zu gehen, wo sie, zunächst ohne alle persönliche Verbindungen, nur durch wirkliche Verdienste sich Anerkennung erringen konnten, dann aber eine regelmäßige Laufbahn mit Befriedigung durchliefen. Wir zählen es zu den Segnungen der Jahre 1866 und 1871, daß eine Reihe gemeinsamer Behörden neben der Gleichstellung aller Deutschen in allen deutschen Staaten zu solchem Streben eine mächtige Anregung gegeben hat und für das Ganze wie für die Einzelnen, den segensreichsten Erfolg verspricht. Aber freilich, für die Kleinstaaten ist dieser Zug der Geister aus den engen Schranken hinaus in die weit sich öffnende Bahn gefahrdrohend. Ein geringer Rest von Eingebornen, gering an Zahl und Werth, wird den Kleinstaaten verbleiben und nur durch solche verstärkt werden, die offene See nicht haben halten können. Das geistige Capital der

Digitized by Google

Kleinstaaten wird bald in erschreckender Weise zusammengeschmolzen sein und die Frage immer lauter ausgesprochen werden: Was hat das Land, was hat das Reich an dieser Sonderexistenz?

Es ist schwierig, dieser Gefahr nach allen Seiten hin zu begegnen; auf einem Gebiet aber ist es leicht, aus der Noth eine Tugend zu machen. Ich meine das Gebiet des höhern Schulwesens.

Wie die Dinge jetzt liegen, besteht in den Thüringischen Staaten nirgends eine sachverständige höhere Instanz für die höhern Lehranstalten. Die Stellung der Directoren derselben ist daher ähnlich, wie in Preußen die Stellung der Directoren kleinerer städtischen Anstalten sein würde, wenn ausschließlich die städtischen Behörden, nicht auch der Provinzialschulrath über die Angelegenheiten derselben ein Wort zu reden hätte. Ein solches Verhältniß kann aber nur bei oberflächlicher Betrachtung wünschenswerth erscheinen. Zwar ist nicht zu leugnen, daß hier wie überall das Meiste auf die richtige Wahl der Persönlichkeiten ankommen, und daß der rechte Mann um so mehr leisten wird, in je höherem Grad er das Gefühl voller Verantwortlichkeit haben darf. Die Blüthe, deren sich die meisten thüringischen Anstalten bisher zu erfreuen hatten, ist der einsichtigen Wahl der Directoren zuzuschreiben, deren Wirksamkeit nicht durch eigenmächtige Eingriffe einer sachverständigen Behörde, der es im einzelnen nicht an individuellem Verständniß und an weiser Zurückhaltung fehlen kann, gehemmt war. Allein das ist nicht ein Verdienst der Organisation, sondern lediglich einzelner Persönlichkeiten. Diese wechseln, und die Möglichkeit eines Mißgriffes liegt immer nahe. Unsere Zeit aber strebt mit Recht aus der Zufälligkeit persönlicher Thätigkeit heraus zu der steten Wirksamkeit bleibender Organisationen. Keine Organisation wird auf ihre Rechnung gewisse höchste Leistungen setzen dürfen, unter allen Umständen aber kann eine gesunde Organisation verhindern, daß die Leistungen unter einem bestimmten Durchschnittsmaß zurückbleiben. Schon wegen dieser negativen Bedeutung einer sachverständigen Aufsichtsbehörde würde es jetzt in Preußen allgemein als ein Rückschritt beklagt werden, wenn die Provinzialschulräthe abgeschafft werden sollten. Allein auch positiv kann, wie die Erfahrung lehrt, ein Schulrath für seine Provinz mit dem größten Segen wirken, wenn er mit eindringender Menschen- und ausgebreiteter Personenkenntniß ausgerüstet ist und wissenschaftlichen Sinn mit praktischem Blick verbindet, mit wohlwollendem Interesse Lehrer und Anstalten fürsorgend im Auge behält und durch lebendige Anregung den Fortschritt im Unterrichtswesen fördert. Für einen solchen Mann würde Thüringen ein schönes Arbeitsfeld sein und seine Wirksamkeit dem Lande sicher nicht zum Schaden gereichen.

Nur Kurzsichtigkeit und bequemer Hang am Alten würde verhindern

Digitized by Google

können, daß die Einsetzung einer höhern Schulbehörde für Thüringen von allen Betheiligten mit Freuden begrüßt würde. Die Directoren würden freilich sich unterordnen müssen, während sie bis dahin, da die Staatsbehörden nur in ihnen die maßgebenden Sachverständigen finden konnten, unabhängig waren. Allein ein Director, dem es ernstlich um das Wohl seiner Anstalt zu thun wäre, würde in dem Schulrath doch oft auch einen sehr werthvollen Bundesgenossen gegen die Landesregierung, gegen das Lehrerkollegium und gegen das Publikum haben. Die Macht hergebrachter Gewohnheiten und der alten thüringischen Gemüthlichkeit, welche manchen Fortschritt erschwert, würde sich leichter überwinden lassen, wenn ein Director im einzelnen Fall auf Anordnung einer höchsten Schulbehörde handelte, als wenn seine Maßnahmen lediglich auf Rechnung seiner Person gesetzt werden müßten. Das Lehrerkollegium würde in der neuen Behörde einen Schutz gegen die Willkür des Directors erblicken, die Landesregierung in gewissen Fällen froh sein, sich der Autorität des Directors entziehen und an den Schulrath appelliren zu können. Der Schulrath wäre auch endlich derjenige, dem die Beaufsichtigung der Abiturientenexamina zukäme. So würde die unwürdige Einrichtung endlich beseitigt werden, nach welcher das Examen zwar nicht ausschließlich von dem Lehrerkollegium, sondern unter Theilnahme der Staatsbehörde abgehalten wurde, diese aber einen Vertreter schickte, dem bei seinem Mangel an Sachkenntniß nichts übrig blieb, als geduldig zuzuhören. Man hat versucht, diese Einrichtung durch eine neue zu ersetzen, nach welcher zwei Gymnasien ihre Examina gegenseitig kontrolirten, so daß der eine Director für die Dauer des Examens der Schulrath des andern war und dann wieder umgekehrt; aber solche Versuche mußten scheitern. Das einzige Richtige bleibt doch, daß Einer nach demselben Maßstab die Leistungen der Abiturienten aller Anstalten eines größeren Bezirkes mißt. Erst wenn sich die thüringischen Staaten zur Einführung einer solchen constanten Controle verstanden haben, dürfen sie als ihr Recht beanspruchen, was ihnen jetzt nur bereitwilligst zugestanden worden ist, daß ihre Gymnasial- und Realschulzeugnisse für das ganze Reich volle Gültigkeit haben.

Mit der Einsetzung einer höhern Schulbehörde für alle thüringischen Staaten, die natürlich von entscheidendem Einfluß bei allen Stellenbesetzungen sein müßte, würde sofort auch demjenigen Lehrer, der sich in Thüringen anstellen lassen wollte, ein hinlänglich großes Feld für seine Thätigkeit eröffnet und die Möglichkeit gegeben sein, wirkliches Verdienst auch in weiterem Kreise zur Anerkennung zu bringen. Diese Behörde würde auch auf die materielle Verbesserung der Unterrichtsanstalten wirken, und die Regierungen an ihr einen erwünschten Rückhalt für ihre Forderungen bei den Landtagen haben können, die nicht immer die richtige Einsicht in die vorhandenen Be-

dürfnisse verrathe. Es würde so eine Lage geschaffen werden, in welcher Thüringen in Bezug auf seine höhern Lehranstalten bald den Wettkampf mit Preußen aufnehmen könnte.

Ich weiß wohl, was diesen Ausführungen entgegengestellt werden könnte; erstens, daß die thüringischen Staaten aus alter Eifersucht auf einander sich nicht einigen würden, zweitens, daß die Erfahrung lehrt, wie hier und da ein schlecht gewählter Schulrath manches Unheil anrichten kann. Ich glaube beiden Einwendungen zugleich zu begegnen, wenn ich andeute, wie ich mir die Entwickelung denke. — Zunächst würde die Großherzogliche Sächsische Staatsregierung den verbündeten Regierungen Vorschläge machen wegen Ernennung von Professoren (ordentlichen und außerordentlichen) der Universität Jena zu Mitgliedern einer Prüfungscommission für die Candidaten des höhern Schulamts. Nachdem diese Vorschläge acceptirt und die Mitglieder von den verbündeten Regierungen ernannt und commissarisch angestellt worden sind, treten sie zusammen und wählen sich ihren Director in der Person eines wissenschaftlich tüchtigen, im praktischen Schulleben erprobten Mannes der Art, daß sie den Regierungen zwei Männer vorschlagen, von denen diese mit einfacher Majorität den einen zum Director der Prüfungscommission und zugleich zum Schulrath der vereinigten höhern Lehranstalten ernennen und auf Lebenszeit anstellen. Wie der Schulrath nicht bloß die Candidatenprüfungen zu dirigiren, sondern die fortwährende Aufsicht über alle höhere Lehranstalten zu führen hat, so werden auch die Mitglieder der Prüfungscommission von dem Director derselben herangezogen werden, um theils allgemeine Unterrichtsfragen zu begutachten, theils über Personalien ein sachverständiges Urtheil abzugeben. Die Besoldung der Commission und ihres Directors, die Bureaukosten, die Kosten der Dienstreisen des Schulraths würden auf die einzelnen Staaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerungszahl vertheilt, auf dem Land nicht allzusehr lasten. Wenn dann im Laufe der Zeit an die Prüfungscommission noch einerseits fachwissenschaftliche Seminarien, andererseits, was freilich die Gründung eines Gymnasiums in Jena zur Voraussetzung hätte, ein pädagogisches Seminar sich anschlößen, so würde sich Thüringen bald einen tüchtigen Lehrerstand heranziehen können, zumal da sich der thüringisch-sächsische Volksstamm von jeher durch Begabung für das Lehramt ausgezeichnet hat.

Es liegt auf der Hand, wie bei einer solchen Einrichtung für politische Eifersucht gar keine Stelle ist. Das Vorrecht, die Mitglieder der Prüfungscommission vorzuschlagen, ist doch sicherlich ohne jede politische Bedeutung und wird der Großherzogl. Regierung gewiß allseitig gern zugestanden werden; sonst aber wären alle Regierungen gleichgestellt, falls man nicht, was ohne Schwierigkeit anginge, aber ohne rechte Bedeutung wäre, das Stimm-

Digitized by Google

recht der einzelnen Regierungen in ein Verhältniß zu den Bevölkerungszahlen setzen wollte. Nur der Autorität der Wissenschaft hätten sie sich insofern alle zu fügen, als sie bei der Ernennung des Schulrathes an die Vorschläge der Prüfungscommission gebunden wären. Dagegen würde die Stellung der Regierungen nach außen eine würdigere werden, weil sie nicht mehr wie bisher genöthigt sein würden, in schwierigen Lagen sich an die preußischen Unterrichtsbehörden zu wenden. Mit ganz besonderer Freude dürften aber unser Projekt die Nutritoren der Universität Jena begrüßen, welche unzweifelhaft durch die genannten Institutionen sehr gewinnen würde.

Daß für die richtige Wahl des Schulrathes eine Commission wissenschaftlicher Männer alle wünschenswerthen Garantien bietet, wird nicht bestritten werden. Aber auch dafür, daß der Schulrath in seinem Amt nicht verknöchert und vertrocknet, ist gesorgt. Steht er doch — er würde selbstverständlich in Jena, dem künftigen geistigen Centralpunkt Thüringens, seinen Wohnsitz haben — in fortgesetztem Verkehr mit der Universität und somit mitten in dem verjüngenden Strom der Wissenschaft. Hier wird die Praxis bald auch die Form finden, in welcher die Universität auf das höhere Schulwesen dauernd einwirken kann, und falls nun zu den Institutionen die rechten Männer gefunden werden, Thüringen den Ruhm einergischer Einwirkung auf die Culturentwickelung unseres Volkes auch fernerhin bewahren.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Schlettstadt im Elsaß. Bibliothek und Schule. Wissenschaftliche Forschungen hatten mich hieher in die Heimat Wimpfeling's, Bucer's, Beatus Rhenanus', Spiegel's, und anderer bedeutender Männer des Reformationszeitalters geführt. Freilich das Bild, welches das Schlettstädter Gemeinwesen damals geboten haben mag, finden wir nicht mehr, nur Einzelnes, wie der Dom, einige alte Kirchen, das Armamentarium erinnern daran. Es ist kein kerndeutsches Gemeinwesen mehr, das wir hier sehen. Eingerahmt durch Vauban's jetzt freilich derut aussehende Fortificationen, übt Schlettstadt — wie natürlich — einen zwiefachen Eindruck auf uns aus. Deutsche Häuser mit französischen Firmenschildern, das echte alamanische Patois mit schlechtem Französisch abwechselnd, die Nettigkeit, Pünktlichkeit der deutschen Besatzung und der Schmutz und die Unordnung der Autochthonen! Doch konnte ich hier wie im übrigen Elsaß deutlich gewahren, daß der deutsche Kern geblieben, namentlich bei den niederen Klassen und der Landbevölkerung, die sogenannten

Digitized by Google

gebildeten Stände befleißen sich mit Ostentation französischer Sprache und französischer Sitten. Diese Gattung werden wir nie gewinnen, weder durch ruhiges Zureden, noch durch Güte; ihnen gegenüber, den Unversöhnlichen, wird es darauf ankommen, die Gesetze in voller Kraft zu erhalten; man muß zufrieden sein, wenn diese durchaus unverläßliche Classe gehorchen lernt und — wenn auch widerwillig — den Staatspflichten genügt. Besser steht es mit dem Landvolke. Das hat durch seine seit Jahrhunderten treu bewahrten deutschen Eigenthümlichkeiten viel mehr Berührungspunkte mit uns. Nur ein Beispiel! Als ich und mein Begleiter bei einer Fahrt in den Vogesen ein steirisches altes Volkslied sangen, da stimmte unser Kutscher mit ein und erklärte uns, das sei uralt elsässisch. Was er uns dann auf unsere Bitten weiter vorsang, war Alles aus dem alten Liederschatze unseres Volkes, auf der hohen Königsburg aber sangen uns Bauerjungen ganz ähnliche Lieder. Doch wozu das Bekannte wiederholen? Weniger bekannt dürfte es sein, daß die elsässische Geistlichkeit, welche die unteren Classen in einer mittelalterlichen Stumpfheit erhielt, die an westphälische und altbairische Zustände erinnert, ihre Hinneigung zu Frankreich so weit treibt, zum Volke von der Kanzel aus paritätisch zu predigen d. h. zuerst deutsch, dann dasselbe französisch, eine Propaganda für das letztere, die mir nicht ganz gefahrlos erscheint. Doch all dies wird wohl an der geschichtlichen Nothwendigkeit nichts ändern, und dieser Bruderstamm, den schweres Unglück unserem Volk entriß und entfremdete, auf die Dauer uns nicht entfremden können. Freilich von der gegenwärtigen Generation wollen wir und können wir noch nichts erwarten, es hieße ihr zu viel zumuthen, wollte man sie in echter Sympathie für das deutsche Reich erglühen sehen. Ist sie ja leider so geworden, wie Lindprand von Cremona die Lombarden schildert und wie die Italiener des sechzehnten Jahrhunderts in der That waren. Sie liebt in ihrer Zwischenstellung zwei Herren, den Einen gebraucht sie stets als Drohgespenst für den Andern. So war man im Elsaß „Dütsch", um die Welschen zu ärgern, jetzt ist man welsch, um den „Dütschen" oder besser den „Prussiens" Eins zu versetzen. Doch das wird und muß vorübergehen. Dafür bürgt uns die Erziehung, welche die junge Generation durch die preußische Schule und das preußische Heer erhält. Darin liegt unsere Hoffnung! Und an dieser Stelle ist es Ehrensache, des eminenten Eifers, der rastlosen aufopfernden Pflichterfüllung der deutschen Beamten in dem neuen Reichslande zu gedenken. Aus allen Gauen hat man diese wackern Pioniere berufen, aber man merkt keinen Unterschied, gleich sind sie alle in dem untadeligen Wirken für ihre Pflicht, in dem freudigen Vollbringen ihrer gewiß nicht leichten Aufgaben. Ich kann mir nicht erlauben, über die Leistungen der Garnisonen, der Verwaltungs- und Gerichtsbeamten ein Urtheil abzugeben, aber das Gebiet, in dem ich

Digitized by Google

wohl mitsprechen darf: das Gebiet des Unterrichts scheint mir doch außerordentlich gut bebaut. Die Lehrer an der Straßburger Universität gehen mit einer Intensität vor, bringen so Vieles und so Gutes, daß man der dortigen studirenden Jugend aus vollem Herzen Glück wünschen kann. Ich meine, daß nicht bald an einer Hochschule so tapfer und erfolgreich geschafft wird und wünschte nur, daß die deutschen Lehrer den Zug vieler Abiturienten zu dieser Hochschule lenken möchten. Wahrhaft erfreulich wirkt auch die Wahrnehmung, wie unabläßig für die Herbeischaffung von Lehrmitteln gesorgt wird. Da ist nun in erster Linie die Rührigkeit des Direktors der Straßburger Universitätsbibliothek Dr. Barack und seines Personales zu zu rühmen, die es so weit gebracht, daß wir eine ganz stattliche Büchersammlung in diesen erst dazu eingerichteten Räumen schauen können, eine Büchersammlung, deren Zierde die Böcking'schen und Sanskrit Collectionen sind. Dabei regte sich in uns freilich der Wunsch, diese Sammlung durch die werthvollen und an ihrem Platze beinahe unbenutzten Werke der Localbibliotheken bereichert zu sehen. Ist auch die alte Straßburger Bibliothek einem schweren Verhängniß erlegen, in andern Stadtbibliotheken des Elsasses findet sich ungemein Viel, das den Schaden wenigstens theilweise ersetzen kann. Vor Allem möchte ich hier auf die überreiche Schlettstädter Bibliothek aufmerksam machen. Außer den circa dreihundert Humanistenbriefen, deren Ausbeutung Grund meines Hierseins ist, findet sich hier nemlich die ganze Bibliothek des Beatus Rhenanus vor, die er testamentarisch seiner Vaterstadt überließ. Sie enthält in 691 Bänden — meist Miscellanea — die werthvollsten Editiones principes griechischer und lateinischer Classiker nebst zahlreichen Marginalnoten von der Hand des Rhenanus, Commentare und Interlienarversionen, die interessantesten Flugblätter und Streitschriften aus der Reformationszeit, mehrere Handschriften alter Autoren (z. B. Ovid, Tertullian u. A.) und endlich viele Werke, die überaus selten geworden. Ich habe nun wohl die Absicht, einen Catalog dieser herrlichen Bibliothek zu publiciren, aber eigentlich wird damit wenig gedient sein, denn wenn auch der Bibliothekar von Schlettstadt mit anerkennenswerther Freundlichkeit für die Besucher sorgt, so ist er doch durch ein höchst albernes Reglement gebunden; er darf kein Buch ausleihen. Was hilft es aber z. B. einem Gelehrten in Königsberg, wenn er weiß, daß das Unicum eines Werkes sich in Schlettstadt befindet und er das Buch nicht leiheweise zugesandt erhält. Man kann sich doch nicht ein ganzes Buch abschreiben lassen, oder die große Reise hieher wegen einer doch zweifelhaften Ausbeute unternehmen. Hier wäre es wohl Pflicht der Regierung, wenn die Gemeinde nicht selbst dafür sorgt, daß diese Werke benutzt werden können, nachzuhelfen und in irgend einer Weise, diese hier vergrabene Schätze der Oeffentlichkeit zugänglich

Digitized by Google

zu machen. Lag es doch gewiß nicht in der Absicht des Rhenanus seine theuern Bücher ohne Nutzen für die Wissenschaft den Schlettstädter Motten hinzuopfern. Es ist hohe Zeit, daß hier etwas geschieht, daß dieser Reichthum, der drei Jahrhurderte brach gelegen, endlich ausgenutzt werde. — Freundlich blicken uns in der Schlettstädter Bibliothek die ehrlichen Gesichtszüge Wimpfeling's und B. Rhenanus an, zu diesen Männern gehören die wackeren Schulmeister Crato von Manheim, Dringenburg und Sapidus. Was hat man doch aus ihrer Schule gemacht? — Jetzt ist auch hier eine deutsche Unterrichtsanstalt — das Collegium. Unter Dr. Kirchhoff's Leitung hat sich dies mit Hülfe seiner tüchtigen Lehrer trotz sehr ungünstiger Verhältnisse ganz wacker auf seine Füße gestellt, mehrmaliges Hospitiren in den Stunden eines der Professoren (Dr. Urtel) überzeugte mich, daß auch hier strammes und erfolgreiches Wirken begonnen habe. Traurig nur, daß die Commune Schlettstadt für die Hebung der Schule nicht in der Art sorgte, die allein einen gesunden und triebkräftigen Aufschwung ermöglicht. Doch was die alte Bevölkerung aus Unwissenheit oder Verbissenheit sündigt, das machen die tapfern deutschen Einwanderer wieder gut und so werden wir es wohl noch erleben, daß schon die jetzigen Jungen zu Männern deutscher Bildung und deutscher Gesinnung emporwachsen werden. Dies wünscht der deutschen Westmark Einer aus den Ostmarkt vom ganzen Herzen.

Austriacus.

Aus Hohenschwangau. Unter den zahlreichen Burgen und Schlössern, die im Laufe der Jahrzehnte wieder hergestellt sind, verdient den ersten Preis nach unserm Gefühl der kaiserliche Hohenzollern. Alles vereint sich bei ihm zu großartiger bedeutender Wirkung. Ein Berg von beherrschender Lage, recht eigentlich wie geschaffen auf seiner Höhe ein mächtiges Schloß zu tragen, ein alteingesessenes Geschlecht, welches das verheißungsreiche Wort „Vom Fels zum Meer" in denkbar weitester Bedeutung wahr gemacht, endlich ein gewaltiger Bau, frei von den Kleinlichkeiten, wie sie die nachahmende Wiedererneuerung schwer zu vermeiden weiß, glänzend, selbst prunkvoll und doch ohne üppige Pracht, ohne leeren Luxus! So weit die Gegenwart die Vergangenheit wiederheraufzuführen vermag, scheint dies beim Hohenzollern geschehen zu sein, der (wer will, finde darin eine geschichtliche Fügung, eine Lenkung der Vorsehung!) eben vollendet wurde, als jener andere Bau seines Stammgeschlechts der Vollendung zuneigte — das neue Reich.

Mit diesen Anschauungen und Gedanken kamen wir nach Hohenschwangau, der einstigen Schöpfung von König Max, dem vielgenannten Lieblingsaufenthalt der Königin Wittwe und des regierenden Königs. Von Füssen dem

Digitized by Google

königlichen Landsitz zufahrend, erblickten wir, wo die Straße in die weiten Naturparkanlagen einbiegt, von ferne gesehen auf mäßiger Höhe, ein Gerüst, wie es der Freund der Baukunst mit Behagen gewahrt, weil es einen wirklichen Kunstbau ankündigt. Wir hatten vom Schloßbau König Ludwigs manches gelesen und gehört, doch lag er uns, wie es geht, nicht im Sinn als wir die ersten bedeutsamen Spuren entdeckten. Ob die Art Ueberraschung uns voreingenommen? Die Straße führte bald an einem stattlichen Marktplatz, in dessen nächster Nähe ein frischer Steinbruch, vorüber. Der Anblick der mannigfaltigen und vielartigen Werkstücke gab eine weitere Vorstellung von dem königlichen Bau, an dem schon im sechsten oder siebenten Jahre gearbeitet wird und der doch aus der Entfernung erst schwache Umrisse erkennen läßt. Der Besuch des Bauplatzes war einer unserer ersten Wege. Eine neue, schöngeführte Straße zieht sich zum künftigen „Neu-Schwanstein" hinan. Was in der Ferne niedrig scheint, ist in Wirklichkeit eine ansehnliche Erhebung, die trotz der gewandten Bemühungen der Straßenbaukunst nicht ohne Anstrengung zu ersteigen ist.*) Ein langgestreckter freistehender Felsen bildet den Bauplatz. Die eine Breitseite blickt in das weitgedehnte Lechthal, die andere in eine kurze, jähe Felsschlucht wildester Art, an deren oberen Ende der kühne Gurtbogen der Marienbrücke in den Lüften schwebt, die einzige Spur der Menschenhand in großartigster Umgebung. Nach Osten von steil aufragenden Felsen eingefaßt, sieht das künftige Schloß im Westen die Landschaft sich ausbreiten, welche der Vierwaldstättersee an malerischer Wirkung wohl übertrifft, die vor ihm aber jenen milden Ernst vorauszuhaben scheint, der im wesentlichen aller deutschen Natur eigen. Zwei dunkle Seeen, durch einen schmalen vollbewaldeten Bergzug, auf dessen Ausläufer — wie tief unten! — das alte Schloß, getrennt, im Hintergrunde die vielgezackten Berge des nahen Tyrols, zu Füßen auf grünenden Matten verstreut wenige, vormeist dem königlichen Hofhalte dienende Häuser — es ist ein Bild, das man nicht müde oder satt wird zu betrachten. Wer den reichen Umblick des neuen Schlosses einmal genossen, dem wird das alte Schloß eng und klein vorkommen, wie süß schwärmerisch König Max' Burg sein möge. Die alte Erfahrung scheint sich wiederholen zu sollen, daß das, was der Vater schuf, der Sohn verkleinert und in Schatten stellt.

Der Bauplan des neuen Schlosses ist noch nicht zu erkennen. Aus dem schweren Rundbogenstyl des äußerlich vollendeten Thorbaus tritt jedoch die Kunstneigung des königlichen Bauherrn klar entgegen. König Ludwig er-

*) Trefflicher Humor, der, wenn wir recht berichtet, nicht weit von Ihnen zu Hause, hat die unter den schönsten Tannen an der neuen Schloßstraße gelegene Arbeiterwirthschaft, die sich dem Fremden nicht versagt, „Zum vergnügten Steinbock" getauft. Das gutartige Thier sei hiermit empfohlen!

Digitized by Google

ſtrebt im Steine Gleiches wie in anderm Kunſtſtoff. Das frühe Mittelalter iſt es, das ihn angezogen hält und feſſelt. Und in der That! wenn man jenſeit der Marienbrücke ſtehend unter ihr hindurch die Anfänge des neuen Schloſſes in der Ferne zur Rechten die Spitze des Bannwaldſees von flachen Bergen umſäumt ſieht, glaubt man eines der Bilder vor ſich zu haben, wie ſie Schwind's Kunſt wieder vor Augen gebracht! Da empfindet ſich aber wohl auch, daß dem Hohenzollern im Neu-Schwanſtein kein Nebenbuhler erſtehen wird. Wem ein gefährlicher Nebenbuhler erſtehen könnte, wär es die Wartburg. Mit der königlichen Pracht Neu-Schwanſteins wird die Wartburg ſo wenig wetteifern können wie die Berge Thüringens mit denen Oberbayerns zu wetteifern vermögen. Was Sage und Geſchichte an Reiz verleihen, das bleibt freilich der Wartburg, und wenn die Gewalt der erſteren die deutſchen Gemüther dauernd beherrſcht, dann wird man beide Burgen zuſammen nennen als gemeinſame Erzeugniſſe derſelben Höchſtes liebende Vertiefung in die deutſche Vergangenheit.

Neu-Schwanſtein iſt, wenn wir recht wiſſen, der erſte große Bau Ludwig's II, der der echt fürſtlichen Freude des bauenden Schaffens nach Weiſe ſeiner Vorfahren huldigt, es iſt ein kühner Bau, der, wie wir denken, keinem andern im bautenreichen Bayern der Neuzeit nachſteht. Seltſam, daß es dem Bauherrn kaum anders als ſeinen Vorgängern ergeht, die auch nicht den Beifall des Volkes fanden! Was iſt über Ludwig I herabſetzend und tadelnd geſprochen worden, während er aus München die vielbewunderte Kunſtſtadt ſchuf, die es jetzt weit über die Grenzen Deutſchlands hinaus iſt! Und was hat König Max erfahren müſſen, als er die Beſtrebungen ſeines Vaters auf andern Gebieten fortführend den Sitz der deutſchen Kunſt zum Sitz der deutſchen Wiſſenſchaft zu geſtalten ſuchte! Ludwig II fördert das Begonnene weiter, er hat, namentlich dem Kunſtgewerbe nachhaltige Fürſorge zugewandt, aber auch ſein unmittelbares gemeinnütziges Bemühen begegnet übelwollender Beurtheilung, wohl ſogar wirklicher Verkennung.

Es läge nahe des königlichen Herrn von Hohenſchwangau mehr zu gedenken. Wir verzichten darauf; doch können wir nicht umhin einer Empfindung Ausdruck zu geben. Wie begreiflich erſcheint die königliche Vorneigung für den Ort, wo der Knabe heranwuchs, wo vielleicht der Jüngling die Träume träumte, die man nur einmal im Leben träumt und wo er vielleicht fand, was man an wenigen Orten findet, die Heimath für Gefühle und Gedanken! Das immer geräuſchvollere Leben, weckt in einem Jeden immer ſtärker das Verlangen nach Zurückgezogenheit und Stille: ſoll der Zwang, welchen das Leben unſerer Fürſten mehr denn jedes andere Leben unterliegt, dem es wohl auch künftig unterliegen wird, ſo weit gehen die Einſamkeit ganz (!) zu meiden? Wir fliehen den Staub der Städte: ſollen ihn die Fürſten

suchen müssen? Die allgemeine Neigung strebt mehr und mehr von der bloßen Convenienz frei zu werden, den wirklichen Inhalt des Lebens zu erfassen: sollen die Fürsten diesem Streben sich nicht anschließen dürfen? Fast scheint es, als stehe die Zeit hier mit sich in einem gewissem Widerspruche. Blicken wir nach England und wir sehen die erfahrungsreichste Fürstin der Gegenwart ihre hohen Pflichten still, gleichsam unmerklich üben. Ihr Volk weiß ihr innig Dank dafür und doch verstummt in England die Klage nicht, die Königin lebe zu zurückgezogen, sie übe zu wenig die äußern Fürstenpflichten! Beinahe in allen Ländern wird ähnliches zu hören sein, der demokratische Zug prägt sich dem staatlichen Leben mehr und mehr auf, mit einer der Sitte streng republikanischer Zeiten kaum nachstehenden Strenge wird den zunehmend sich verbreiternden und verallgemeinernden öffentlichen Pflichten nachgegangen und dem gegenüber brechen doch hochgesteigerte Vorstellungen vom Fürstenamt und Beruf durch, die über den monarchischen Grundzug der Zeit allerdings vollgültiges Zeugniß ablegen. Ist es nicht, als ob den minderen Rechten des Fürsten mehrere Pflichten gegenübertreten sollten? Wie ließe sich aber billigerweise daran denken? Das Gesetz der Ausgleichung von Rechten und Pflichten gilt allgemein. Wenn es gegen die Fürsten galt muß es auch für sie gelten sollen.

Aber genug von einer Frage, die auf die innersten Bezüge der Gegenwart leitet und die, so eingehende Betrachtung sie verdienen mag, doch schwerlich zu erschöpfen ist. Am wenigstens wäre Hohenschwangau der Ort, wo man diese Frage zu erschöpfen suchte. Wessen Sinn nicht ganz verschlossen, dem wird hier etwas anderes zum Bewußtsein kommen, was wir nennen möchten das Ewig-Romantische. Durch die lichten Waldungen streifend wiederempfindet man nicht die Gefühle jener längst verblichenen Romantik, aber es umweht uns ein Hauch, der, heiße er wie er wolle, romantisch, deutsch-romantisch ist. Das Geheimniß des deutschen Waldes — was wäre es ohne ihn? — die deutsche Romantik offenbart sich in seelenstärkendster Weise und wenn man auf die tiefgrünen Seen blickt, ist wieder ewig-frische Romantik, welche das Tenore kräftigend bewegt. Doch das will gesehen, nachgefühlt sein. Muß die Feder überall Scheu tragen, die Natur malen zu wollen, wie sollte sie darstellen wollen, war aus Licht und Dämmer, aus Luft und Hauch, was aus Unkörperlichem sich zusammensetzt? Der eigene Klang des Worts Hohenschwangau wird zum Theil der schönen Bildung, der seltenen Lautfolge zuzuschreiben sein. Mehr als das rührt der Vollklang des Worts, nun wir meinen, daher, daß es in der allgemeinen Vorstellung den unvergleichlichen Ort gewissermaßen wiederspiegelt. Könnte wohl jemand hier gleichgültig, könnte er' unbewegt sein? „Hohenschwangau", schrieb eine

Digitized by Google

deutsche Frau an uns, „liegt thaufrisch in meiner Erinnerung." Es wird auch in unserer Erinnerung thaufrisch bleiben. Th. L.

Berliner Wochenschau. Der Gesprächsstoff in unserer Weltstadt ist gegenwärtig nicht so harmlos wie früher. Zwar liegen uns Politik und ihre Sorgen noch fern, aber wie wir ein elementares Leben führen, so sind es auch die elementaren Gewalten, die uns bedrohen, und unsere Aufmerksamkeit fesseln. Die drohende Choleragefahr und ein wahrhaft imponsantes Gaunertreiben, das an die primitivsten Verhältnisse des westlichen Amerikas oder die verrufensten Seiten der New-Yorker Stadtgeschichte kühn heranreicht, beherrscht die öffentliche Unterhaltung, und die jetzt wieder durch die „Times" constatirte Thatsache, daß Berlin die ungesundeste Großstadt ist, hat hier des tiefen Eindruckes nicht verfehlt, und hat das Augenwerk der Berliner ernstlich auf die hiesige Gesundheitspflege und speciel auf die örtlichen Sanitätscommissionen gelenkt. Es besteht hier nämlich nach dem Regulativ vom October 1835 eine permanente und viele Revier-Sanitäts-Commissionen, deren gesetzliche Aufgaben sind: Ueberwachung des Gesundheitszustandes, Vernichtung der Krankheitsursachen, verbot schlechter und ungesunder Nahrungsmittel, die Herrichtung von Heil- und Verpflegungsanstalten, und endlich Unterstützung der Polizei in allen darauf bezüglichen Angelegenheiten. Trotz dieses großen Wirkungskreises ist es Thatsache, daß die Sanitätscommissionen von den Polizeibehörden vollständig ignorirt werden, daß man weder von der großen noch von einer der Revier-Sanitätscommissionen irgend etwas hört. Es scheint daher geboten, den Sanitätscommissionen außer den berathenden auch eine ausführende Machtbefugniß zu sichern. Die herrschende Meinung geht nun dahin, zu diesem Zwecke den Arzt von der polizeilichen Bevormundung zu emancipiren und eine wirkliche Gesundheitsbehörde unter communaler Leidung zu schaffen. Als Vorbild wird für uns auf die Newyoker Gesundheitsbehörde hingewiesen, deren großartige Machtbefugnisse freilich für unsere Verhältnisse leider noch zu weltstädtisch zu sein scheinen. Diese Gesundheitsbehörde verfügt über einen Gesundheitssuperintendenten mit 5000 Dollars Gehalt, über mehrere Gesundheitscommissäre (à 2500 Doll.) verschiedene Districtsinspectoren, ferner über einen Gesundheitsingenieur. Die Cholera-Commission, welche unter Vorsitz von Pettenkofers hier tagt, macht bekanntlich den Versuch zum ersten Male die Gesundheitspflege in den Bereich der Thätigkeit des deutschen Reiches zu ziehen. Ihre Arbeiten sind wesentlich gefördert worden durch eine vollständige schematische Skizze des Untersuchungsplanes, welche die Herren Professor Dr. Hirsch und v. Pettenkofer ausgearbeitet haben. Nach dem Angaben auswärtiger Blätter zerfällt der Untersuchungsplan in zwei Abtheilungen. Die erste derselben umfaßt solche Fragen, welche sich au

Digitized by Google

Thatsachen beziehen, die veränderlich sind, und nur während des Verlaufes der Epidemie beobachtet und festgestellt werden können, die zweite dagegen solche Puncte, welche unveränderlich sind und auch nach der Epidemie noch in Frage kommen können. Im übrigen lauten die Aeußerungen der wissenschaftlichen Autoritäten über den Fortschritt der Heilkunst der Cholera gegenüber nicht grade sehr tröstlich. In dem Schreiben, das die beiden oben genannten Herren an den Reichskanzler gerichtet haben, findet sich das traurige Geständniß, daß sich die Wissenschaft der Krankheit gegenüber bisher fast absolut machtlos erwiesen habe, und daß wir darauf gefaßt sein müssen, bei den nächsten Choleraepidemien die Opfer der Seuche wieder nach Hunderttausenden zu zählen. Zudem hat das fortgesetzte Studium der Thatsachen der Choleraverbreitung neue von den früheren vielfach abweichende Gesichtspuncte ergeben, und viele als unzweifelhaft betrachtete Forschungsresultate über den Haufen geworfen. Wenig tröstlich klingt auch der wunderliche Satz der jüngst von der Tagespresse einer bekannten gelehrten Abhandlung entnommen, dem Publicum zur Beruhigung unterbreitet wurde, daß die Cholera durchaus keine ansteckende Krankheit, ihr Ausbrechen vielmehr von dem Zusammentreffen individueller, zeitlicher und örtlicher Dispositionen abhängig sei! Wenig Anklang dürfte auch die Methode des frommen Pastor Straube zu Falkenwalde finden, der der Cholera mit Streukügelchen von Phosphor und Veratum zu Leibe zu gehen wünscht, im übrigen aber den Psalm 91 als bestes Schutzmittel empfiehlt. Glücklicher Weise scheint der Himmel uns diesmal noch nicht in die Lage versetzen zu wollen, mit unseren wissenschaftlichen Erfahrungen gegen den Feind zu Felde ziehen zu müssen. Hier wie anderwärts entbehrt die Krankheit noch durchaus des epidemischen Charakter.

Ueber unsern zweiten Feind, der unsere Sommerfreuden stört, den Pöbel, ist allerlei Merkwürdiges zu berichten. Sie kennen schon aus den Zeitungen das naive Geständniß der Polizeigewalt, welche sich außer Stande erklärte, dem Treiben der Strolche in der Nähe des botanischen Gartens Einhalt zu thun. Die allmähliche Erweiterung des Unfugs erlaubt den Schluß, daß dieses Resultat ein getreuer Ausdruck der dermaligen Kraftverhältnisse der Polizei und des Banditenthums ist. Ein Berliner Journalist giebt demgemäß seinen Kollegen den Rath, sich als Kriegsberichterstatter des Feldzuges gegen die Briganten zu etabliren. Man solle sich heute weniger um die Aufhebung der Stempelsteuer, um den Sturz der bezahlten Reclame u. s. w. kümmern, als um die Mittel, die Schrecken der Kämpfe, Scharmützel, Angriffe, Belagerungen und Vorpostengefechte für den aufmerksamen Leser zu mildern, denn nachgerade gälte es, die Flucht der Berliner aus Berlin zu verhindern. Unvermeidlich sei die Entvölkerung der Stadt, wenn wir uns nicht bemühten, den Kampf zwischen Polizei und Pöbel so darzu-

Digitized by Google

ſtellen, daß der Sieg ſich doch endlich auf die Seite des Herrn v. Madai neigen wird, daß wir dem Publikum die Ueberzeugung beibringen, die Stadt habe ſich nicht ſo leichtſinnig unvorbereitet mit ihrem Erbfeind eingelaſſen, wie etwa Frankreich in den Krieg mit Deutſchland. Als Probe dieſes neuen Lokalberichterſtatterſtiles wird dann weiter geſchrieben: „Es läßt ſich z. B. nicht läugnen, daß die Schlacht auf der Haſenhaide am 18. unter dem Befehl des Polizeilieutenants Nohlweß, welcher von Rixdorf aus an der Spitze von 35 Schutzleuten aufgebrochen war, eine glänzende Waffenthat geweſen iſt, welche die Bevölkerung mit neuen Hoffnungen für die Rettung der Stadt erfüllen mußte, wenn ſie, wie etwa der Sieg bei Wörth oder Gravelotte beſchrieben worden wäre. Man ſollte nach ſolchen Waffenthaten auch Depeſchen an den Litfaßſäulen ankleben laſſen: „der Sieg in der Haſenhaide war ein vollſtändiger, 131 Gefangene fielen uns in die Hände!“ — Neuerdings hat der Feind übrigens ſein Hauptquartier in das Innere der Stadt verlegt. Kein geringerer Ort als die Kaiſergalerie, die Paſſage unter den Linden, war am Anfang dieſer Woche der Schauplatz eines großartigen Scandals mit allen üblichen Requiſiten, als Rohheiten, Prügel, Meſſerſtichen, Demolirungsverſuchen ꝛc. — Alles ſchätzbares Material zum Studium der mit der Freizügigkeit zuſammenhängenden Erſcheinungen.

Wie im vorigen Jahre die Dreikaiſerzuſammenkunft in den erſten Tagen des September das ermüdete Berlin plötzlich zum bewegten Schauplatze weltſtädtiſchen Treibens machte, ſo wird uns in dieſem Jahre die Einweihung des Siegesdenkmales auf dem Königsplatze mit einem Schlage auf die Höhe unſerer weltgeſchichtlichen Stellung erheben. Die gleichzeitig vollendete Rückkehr unſerer Truppen aus Frankreich geſtaltet die Siegesfeier gleichzeitig zu einem wahrhaften Friedensfeſte, das dem Tage des 2. September eine um ſo höhere Bedeutung ſchaffen wird, als es von dem gleichzeitig in vielen Theilen Deutſchlands ſich regenden Wunſche, dieſen Tag zu einem dauernden Friedensfeſte zu geſtalten, gefördert und getragen wird, und ſeinerſeits dieſem Wunſche zum erſten Male einen großartigen Ausdruck verleiht. Das Denkmal ſteht im Ganzen bis auf einzelne Theile ſeiner inneren Ausſchmückung, vollendet da.

Auch für unſer politiſches Tagesleben dürfte der Tag nicht ohne Bedeutung ſein. Es heißt, daß Fürſt Bismark ihm zu Ehren ſeine Einſamkeit verlaſſen, und auf kurze Zeit bei uns weilen werde. Uebrigens fehlt es auch jetzt ſchon nicht an Anzeichen, daß die Zeit der politiſchen Windſtille ſich bald ihrem Ende nähert. Ferner ſteht die Conſtituirung des Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten in den erſten Tagen des nächſten Monates bevor, und es heißt, daß derſelbe unmittelbar nach Erledigung dieſes Geſchäftes Anlaß finden wird, in Thätigkeit zu treten. Nicht unintereſſant und recht bezeichnend für die Anſchauungen, welche die Ultramontanen bezüglich des beſtehenden Conflictes bei dem Volke in Gang zu bringen wünſchen, iſt eine kürzlich aus der Feder des bekannten pſeudonymen Fanatikers Conrad v. Bolanden gefloſſene, bei Kirchheim in Mainz erſchienene Schrift: „Die Staatsgefährlichen.“ Sie behandelt Neros Chriſtenverfolgung und zwar, wie clericale Anzeigen verkünden, „rein hiſtoriſch“. Selbſtverſtändlich fehlt es dieſer rein hiſtoriſchen Darſtellung nicht an zahlreichen, auf den gegenwärtigen Kirchenconflict bezüglichen, ſehr erbaulichen Anſpielungen und Anzüglichkeiten.

oogle

Ebenso selbstverständlich ist, daß die neronische Anschauung von der Staatsgefährlichkeit der Christen ohne weiteres gleichgesetzt wird der heute in Regierungs- und liberalen Kreisen herrschenden Ansicht über das Verhältniß des Staates zur Kirche, und ebenso natürlich wird die Demuth des Urchristenthums der modernen ultramontanen Ueberhebung gleichgestellt. Der Zweck der folgenden Schilderung des römischen Treibens ist durchsichtig genug: „Und wie der Kaiser, so die Mehrzahl des römischen Volkes — zwar gebildet, aber sittlich entartet, grausam und fertig zu jeglicher Schandthat". Die gesetzgebende Körperschaft des römischen Weltreiches hieß nicht „Kammer oder Reichstag," sondern „Senat." Dieser Senat war so schlecht, so feil und characterlos, daß er den heimkehrenden Muttermörder Nero öffentlich begrüßte und beschloß, alljährlich ein Dankfest zu feiern, zur Erinnerung an die Ermordung einer Mutter durch ihr eigenes Kind. Der heutigen Kirchenpolitik wird folgendes Motiv untergeschoben: „Staatsgefährlich sind die Christen; denn sie gehorchen einem Höheren, als dem Kaiser, nämlich ihrem Gott, jenen gekreuzigten Galiläer. Staatsgefährlich ist ihre Lehre, weil sie die höchste Bestimmung keineswegs in die Aufgabe legt, dem Kaiser und dem Staate zu dienen — sondern in ein Glück des Jenseits, das erkämpft werden müsse durch Beharrlichkeit im Guten." Das Ziel dieser Politik ist: „Wenn die unbändige Hoffart der Kaiser soweit gestiegen, daß sie die die Gewissen beherrscht — die Religion ihrem Scepter dienstbar macht — den Unterthanen nach Belieben den religiösen Glauben befiehlt oder verbietet, und eine fluchwürdige Gewissenstyrannei einführt: — dann ist der kaiserliche Gott fertig." — — Es ist wohl überflüssig des Eindruckes zu gedenken, den solche Sätze auf Gemüther machen mögen, welche unter dem Eindruck der Gebete zum heiligen Herzen Jesu ohnehin an den Gedanken einer gegenwärtigen Verfolgung der Kirche gewöhnt sind, und systematisch dazu angeleitet werden, die Grundsätze der Gerechtigkeit mit den Ausschreitungen der Tyrannei zu verwechseln.

Das letzte Wort gemahnt uns an eine Persönlichkeit, die dieser Tage von der Lebensbühne abgetreten ist. Karl von Braunschweig ist es müde geworden, seine Diamanten zu hüten, und hat die Stadt Genf zum Wächter seines Schatzes bestellt. Möglich, daß noch ein grandioser Proceß der Stadt mit seinem Bruder das Andenken des längst vergessenen Tyrannen eine Zeit lang neu beleben wird. Dann aber wird wohl bald die verdiente Vergessenheit seine dunkeln Thaten bedecken. Wer aber dann noch Lust verspürt sich über die Maximen der Tyrannei zu unterrichten, der möge in Mendelsohn-Bartholdys Schrift, Preußen und Frankreich zur Zeit der Julirevolution jene ergötzliche Reihe der Strafgrundsätze des „rothen Buches" nachlesen, durch die sich die Despotie bei ihren Beamten in Respect zu setzen meinte. Die Geschichte aber, geneigt mild zu urtheilen, und das Schlechte des Einzelnen nach Kräften auf Rechnung des Allgemeinen zu schreiben, wird sich in diesem Falle vergeblich nach dem Factor umsehen, dessen Eingreifen die Summe der Schuld vermindern könnte. So möge sie ihn denn vergessen."

Der Preuße aus dem Jahre 1813 vor der Siegessäule. Zum 2. September. Unter den Männern jedes Alters, welche beim Siegesfest auf dem Königsplatz zu Berlin versammelt stehen, rühmten wir heut diejenigen, welche

by Google

etwa sechszig und mehr Jahre des eigenen Lebens zu überschauen vermögen. Denn sie haben den größten Antheil an der Freude und Ehre dieses Tages. Ihre eigenen Erinnerungen umfassen eine so bedeutsame Periode des nationalen Wachsthums, wie sie nur selten eine Generation erlebt, sie haben in ihrem Beruf nach dem Maße ihrer Kraft mitgearbeitet, um ihr Volk aus verhältnißmäßiger Enge und Dürftigkeit in ansehnlichen Wohlstand, hochgesteigerte Production und reichen Genuß heraufzuheben; sie haben das Wachsthum ihres Staates von verhältnißmäßig geringer Bedeutung zu stolzer Großmacht erlebt und selbst gefördert, sie haben die politischen Ideen, auf denen das neue Staatsleben, die Gesetzgebung, das öffentliche und private Recht beruhen, von den ersten Anfängen bis zu ihrer Realisirung im Reiche durchgekämpft, sie haben auch in Wissenschaft und Kunst die gewaltigsten Wandlungen beobachtet und den Gewinn davon genossen, ein völlig neues Verständniß vergangener Zeiten und Kulturen, eine ganz neue Einsicht in das Leben der Natur, eine fast überwältigende Fülle von schönen Formen und Vorbildern, eine unerhörte Vervielfältigung der Bildungsmittel.

Der Preuße, welcher als Mann von sechzig Jahren vor der neuen Siegessäule steht, lag in der Wiege, während die Kunde von harten Schlachten und theuer errungenen Siegen über die Franzosen durch das Land flog. Kämpfte damals sein Vater nicht selbst im Felde, so war er daheim beschäftigt die schweren Forderungen zu erfüllen, welche der Krieg an das verarmte kleine Volk machte. Die ersten starken Eindrücke, welche die junge Kinderseele aus der Welt erhielt, waren Erzählungen von dem bösen Napoleon, von Kosaken und Baschkiren, von der Erhebung des Volkes und vom Marschall Blücher, vom König und von der Königin Luise. Im knappen Haushalt, aber in der Wärme eines guten Familienlebens wuchs der Knabe herauf; daß man sich einschränken müsse, war die kluge Lehre, welche er wahrscheinlich am häufigsten hörte; aus den alten Röcken des Vaters verfertigte die Mutter oder ein demüthiger Schneider die Jacken des Kindes, vor dem Messingleuchter mit der Putzscheere las der Kleine die ersten Geschichten. Ging der Knabe an der Hand des Vaters in den Gassen der Landstadt, so hörte er wahrscheinlich oft bittere Klagen, daß die alten blühenden Handwerker der Weber und Würker auch nach dem Frieden immer noch zurückgingen, obwohl auf ihnen zumeist das Gedeihen der Städter beruhte, denn Maschinen und Fabriken gab es im ganzen Kreise nicht, außer den Mühlen und kleinen Brennereien, die Steinkohlen kannte der Knabe nur als ein Fossil in seiner Steinsammlung. Wenn er in das offene Land kam, wurden in jedem Kreise Landgüter gezeigt, welche verfallen dalagen, weil die Eigenthümer sich darauf nicht behaupten. Kunststraßen gab es noch wenige, die Post kam keineswegs an jedem Wochentage; im Winter, wo die Landwege durch Schneewehen und Schlamm gesperrt wurden, blieb sie zuweilen ganz aus und der Knabe lief vergebens zum Postmeister, um für den Vater Briefe zu erbitten und kleine Zeitungsblätter, auf denen gedruckt stand, was der Polizei angenehm war. Eine Buchhandlung war auch in wohlhabender Kreisstadt durchaus nicht immer zu finden, der Buchbinder verschrieb die wenigen Bücher, welche in der Landschaft begehrt wurden. Wer aber eine Reise machen wollte bis hinter die Schlagbäume der Landesgrenze, der versah sich mit einem Paß und einem gefüllten Eßkober und erkundigte sich

sorgfältig, ob er auf dem Wege Leute aus seiner Gegend finden werde, an die er sich halten könne. Der Knabe war zum Jüngling erwachsen, als er die erste Dampfmaschine anstaunte, als er erfuhr, daß ein Zollverein gegründet sei, als er auf der ersten Eisenbahn fuhr, als im Jahre 1830 eine politische Erregung wie ein Erdbeben durch die Seelen rollte. Erst seit dieser Zeit lernte er seinen Staat mit andern vergleichen.

Wahrlich, wenn ein Solcher jetzt im Festgewühl die Sammlung findet, den Glanz der Gegenwart mit den Eindrücken seiner Jugendzeit zu vergleichen, so darf er eine beseligende Freude fühlen, fromme Ehrfurcht von dem segensreichen Walten der göttlichen Vernunft und zugleich eine innere Erhebung, wie sie sonst dem Menschen nur durch die edelsten Werke der schönen Kunst bereitet sind. Denn wie ein vollendetes Kunstwerk der Gottheit empfindet er, was während seiner Zeit geworden ist; eine lange Kette von Ursachen und Wirkungen übersieht er, Anfang, Wachsthum und Hemmnisse, zuletzt einem Wunder gleiche, die Vollendung; und in dies einheitliche Ganze sieht er sein eigenes Leben vom ersten Anfang bisjetzt hineingeflochten. Kaiser und Reich, die in dem Jahre seiner Geburt wie ein poetisches Traumbild in den Seelen der Deutschen aufgingen, sie sind leibhaftig geworden; die Gefahren, welche seinen Staat seit den Freiheitskriegen bedrohten, die herrischen Ansprüche Oesterreichs, der übermächtige Einfluß Rußlands, sie sind gebändigt, die Völker, welche noch 1813 durch dynastische Interessen gezwungen wurden auf den Schlachtfeldern gegen einander zu kämpfen, leben in einer großen Einheit verbunden, die deutsche Nationalität, welche in seiner Jugend gleich einem Aschenbrödel von allen Fremden mißachtet wurde, wird als der stolze Besitz eines Herrenvolks von Freund und Feind mit Achtung und Scheu betrachtet. Er gedenkt einer neuen Reihe von glänzenden Siegen, er sieht die Gestalten großer Feldherren und Staatsmänner, welche das kriegerische Königsgeschlecht der Hohenzollern im Ringe umstehen; einer Heldenarbeit seines Volkes gedenkt er, welche mit nicht geringerer Kraft und mit völligerem Erfolge geleistet wurde, als jene aus dem Jahre seiner Geburt. Und wenn er auf die Hauptstadt blickt, die er am Festtage betrat, so überschaut er eine fast unabsehbare Zahl von Häusern und Palästen, welche da erstanden sind, wo sonst sandige Felder sich breiteten, überall an den Häusern sieht er Schienenstränge und einen Wald von Dampfschornsteinen; auf den Straßen, die in seiner Jugend für menschenleer und übermäßig breit galten, beobachtet er ein emsiges Gewühl, in den Schaufestern eine Ausstellung zahlloser Erfindungen, die in seiner Kindheit gar nicht, oder nur für wenige der Reichsten vorhanden waren. Jeder Blick belehrt ihn, daß die Verbindung seines Volkes mit fremden Nationen und der Antheil derselben an der Weltcultur ein unvergleichlich größerer geworden ist als in seiner Jugend, wo die Waaren, welche das Seehandlungsschiff Mentor von seiner Reise um die Welt heimbrachte, als seltsame Neuigkeiten in den Provinzen angestaunt wurden. Wenn er sich dann am Abend nach deutschem Brauch mit alten Freunden zum heitern Mahl niedersetzt, so ist es nur ein Zufall, wenn die Speisekarte ihm nicht die Genüsse aus vielen fremden Ländern und Meeren bietet, Präserven aus Californien und New-York, Gemüse aus Afrika, edle Weine von den entferntesten Geländen, an denen die Rebe gedeiht. Auf großem Zeitungsblatt fällt die Beschreibung des Festes, das er vor wenigen

Digitized by Google

Stunden erlebt, in seine Hand; die Nachricht von seiner Feststimmung fliegt an dem Draht mit blitzähnlicher Schnelligkeit hunderte von Meilen in seine Heimath. Und wenn er auf dem Dampfwagen in seine Provinz zurückkehrt, nimmt er ein Bild des Denkmals für seine Lieben mit, nicht von Menschenhand, sondern von der Sonne selbst gemalt. Sehr groß erscheint ihm, wenn er das Einzelne überdenkt, der Gegensatz zwischen Einst und Jetzt, und doch ist ihm die Gegenwart Fortschritt und Erfüllung dessen, was vor sechzig Jahren begann, und die Gedanken darüber vermögen ihm und vielen Tausenden den edelsten Festgenuß zu geben. Nicht Alles ist besser geworden, jede Steigerung der nationalen Kraft bereitet neue Gefahren, es ist dafür gesorgt, daß wir auch in Zukunft uns nicht sicherer Ruhe und thatenlosem Genuß hingeben; dennoch soll gerade der ältere Deutsche in diesen Tagen ohne trübe Nebengedanken die Größe des Gewinnes empfinden, denn die Arbeit seines ganzen eigenen Lebens hat dazu geholfen, war er auch nur Einer unter vielen Tausenden.

Aber mitten in dem freudigen Genuß der Gegenwart dürfen die Aelteren dem jüngern Geschlecht auch sagen, daß das enge, stille, anspruchslose Leben der Preußen, wie es nach den Freiheitskriegen sich formte, nicht in jeder Richtung kleiner war, als das Leben der Gegenwart. Ja die Aeltern dürfen von ihrer Jugend rühmen, daß einige patriotische Gedanken und Familiengefühle, welche wir in dem werdenden Geschlecht recht lebendig wünschen, in jener Zeit nach den Freiheitskriegen besonders stark und warm wirkten. Es ist wahr, der sichere Stolz auf nationale Größe, welcher das heranwachsende Geschlecht festigen kann, fehlte damals; an seiner Stelle aber war das Bedürfniß darnach und in vielen Seelen heiße Sehnsucht vorhanden und daneben eine warme, fast kindliche Treue gegen das heimische Staatswesen und das Königthum, dem man sich angehörig fühlte wie ein Hausgenosse dem Hausvater. Jene Sehnsucht nach nationaler Größe hat in Tausenden als treibende Kraft gewirkt, die loyale Hingabe an das preußische Königthum aber war der Regulator jener treibenden Kraft und die dauerhafte Verbindung dieser beiden Gefühle hat Preußen heraufgebracht.

Es ist ferner wahr, der alte Staat der Hohenzollern drückte in Vielem härter auf die Einzelnen. Wo die Sphäre des Privatrechts aufhörte, war oft Willkür der Behörden, engherzige Bevormundung, nicht ganz selten völlige Rechtlosigkeit des Individuums zu beklagen. Die Menschen mußten mehr ertragen und sich mehr fügen und in manchem ehrenwerthen Mann aus jener Zeit erkennt man noch die Spuren der alten Unfreiheit; daneben aber auch ein Pflichtgefühl und eine Opferwilligkeit für das gemeine Wohl, welche das eigene Leben als etwas Beiläufiges erscheinen ließ, worin zu entsagen selbstverständlich war. Auch in dem stillen Familienleben jener Zeit und in dem engen Nebeneinandersein gedieh ganz gewöhnlich eine zarte Innigkeit der Empfindung, die vielleicht manchmal zur Empfindsamkeit wurde, die aber doch ihr warmes Licht unvergänglich in den Seelen zurückließ. Damit verbunden war eine sorgliche Rücksichtnahme auf das Wohl und Behagen der Andern, ein feines Verständniß für Charaktere und Eigenart der Bekannten. Auch in den kleinen Kreisen des Volkes war diese Humanität in Behandlung der Umgebung, heimisch, eine schöne Höflichkeit des Herzens, gutes Zutrauen zu Andern, eine unbefangene Hingabe und Treuherzigkeit. Diese Tugenden

waren keineswegs das Resultat einer reichen Bildung. Denn um die Wiege des Preußen vom Jahr 1813 standen die schönen Künste schwerlich, die Bildungsmittel, durch welche das Kind gezogen wurde, waren vielmehr sehr einfach. Der Vater war durch Lafontaine, Iffland und Kotzebue gerührt worden, der Sohn lernte unsere großen Dichter wahrscheinlich erst als Jüngling kennen und erhielt erst auf seinen Reisen große Eindrücke von schöner Kunst. Und nicht jedem Gebildeten jener Zeit ist der Sinn dafür geweckt worden. Die Humanität der älteren Preußen beruht vielmehr in der Hauptsache darauf, daß sie im Hause und durch ihrem Staat dazu erzogen wurden, im Großen und Kleinen viel für Andere zu leben.

Andere Aufgaben und in Vielem eine reichere Ausstattung erhält das junge Geschlecht, welches unter dem Banner des deutschen Reiches heranwächst, ihm wird leicht werden, Unvollkommenes, Beschränktes und in den Charakteren und der Bildung ihrer nächsten Vorfahren zu verstehen. Ihnen aber soll die Siegessäule als Mahnung stehen, daß sie sich in der größeren Freiheit, Sicherheit und Reichlichkeit ihres Daseins auch die gleiche Opferwilligkeit für den Staat und die Hingabe an die hohen Aufgaben der Menschheit bewahren, durch welche ihre Väter so Großes erreichten.

G. F.

Literatur.

Rogge, Oesterreich von Villagos bis zur Gegenwart. 3 Bände*). Man kann an dem Rogge'schen Buche viel tadeln, man muß sogar sehr viel tadeln, aber die eine Anerkennung darf man ihm nicht versagen, daß es ehrlich hält, was der Titel verspricht. Die Gegenwart, bis zu welcher der Faden der Erzählung fortgesponnen wird, ist das Jahr 1873; Ereignisse, welche erst vor wenigen Wochen sich zugetragen haben, finden noch Erwähnung, kurz die Geschichte Oesterreichs schließt der Verfasser mit dem Tage ab, an welchem er den letzten Bogen in die Druckerei schickte. Er hat dadurch den Vortheil erreicht, daß er unmittelbar lebendige Interessen bei dem Leser wachrufen kann, aber freilich auch die Gefahr heraufbeschworen, das ruhige, objektive Urtheil des Historikers vermissen zu lassen. Man muß jedoch voraussetzen, daß der Verfasser ein ernstes Geschichtswerk gar nicht schreiben wollte. Er hätte sonst gewiß die formelle Rohheit seines Buches einigermaßen abgeschliffen — von einer Gliederung des Stoffes ist gar keine Rede, in einem Athem geht vielmehr die Erzählung fort, so lange die Auszüge aus Zeitungen reichen — er hätte ferner für eine größere Vollständigkeit der Schilderung gesorgt, nicht z. B. den italienischen Krieg 1859 und den Krieg von 1866 nur beiläufig erwähnt und endlich auch ein strengeres Quellenstudium versucht. Will man dem Verfasser gerecht werden, so darf man nie den politischen Maßstab an sein Werk anlegen, keine Schilderung der politischen Zustände und Darlegung der Verfassungskämpfe erwarten. Das Schlimme ist nur, daß man über den politischen Standpunkt des Verfassers so gar keine Klarheit gewinnt. Hat man den ersten Band zu Ende gelesen, welcher übrigens noch am meisten solide Arbeit zeigt, so entdeckt man in dem Autor einen rüstigen Gegner des Concordates und der Pfaffenherrschaft, einen schar-

*) Leipzig, F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

fen Feind der Polizeiwirthschaft, welche Oesterreich in den fünfziger Jahren ins Verderben stürzten. Er hat fleißig alle Polizeianekdoten gesammelt, auch Wiener Bonmots, selbst Börsenwitze eifrig aufgelesen, so daß man eine sehr traurige Sache in recht unterhaltender Weise erzählt empfängt. Hätte der Verfasser mit dem ersten Bande sein Buch abgeschlossen, so hätte er zwar noch immer nicht eine Geschichte Oesterreichs geschrieben, aber doch dankenswerthe Beiträge zur Kenntniß der Reactionsperiode bis 1859 geliefert. Die albernen Ausfälle auf Preußen und auf die Vertreter der Forderung, daß nur Preußen Deutschland führen könne, würde man ihm leicht verziehen haben. Das ist nun einmal ein gewöhnlicher Aufputz Wiener Waaren. Im zweiten und dritten Bande aber enthüllt sich der Verfasser als Gegner des Centralismus, Dualismus und Föderalismus; er rümpft die Nase über die conservative und über die liberale Partei; er mag von den Czechen und Polen ebenso wenig wissen, als von den Magyaren, hat aber auch über die politische Haltung der Deutschen zu klagen; die „Alten" sind ihm verhaßt, die Führer der Deutschböhmen eine Clique, die „Jungen" gewiß keine Talente, keine Charaktere. Man sollte meinen, ein Politiker, welcher in einer Föderativverfassung das Verderben Oesterreichs erblickt, und welcher die Impotenz des Centralisationssystems, sowohl des Bach'schen wie des Schmerling'schen, selbst beschrieben hat, müßte sich mit dem Dualismus auf einen freundlichen Fuß stellen. Dennoch erscheint dem Verfasser derselbe nur als eine „Krücke"; die Deutschen sind durch denselben in die Stellung der „Heloten" gerathen, befinden sich in der gleichen Lage Ungarn gegenüber, wie die Herzogthümer früher gegenüber Dänemark. Nicht weniger verblüfft die Art und Weise, wie der Verfasser über den Wiener Reichstag und die Führer der liberalen Partei sich ausspricht. Das Wiener Parlament ist corrumpirt, wie die Liberalen und die Presse, das Abgeordnetenhaus überdieß feige, es geht jedem Conflikt aus dem Wege und ist nur dazu da, daß die Abgeordneten in akademischen Reden leeres Stroh dreschen. Giskra, Schindler, Mühlfeld werden die schlimmsten Dinge in Bezug auf ihren sittlichen Charakter nachgesagt, Herbst ist zwar nicht bestechlich, aber von einem krankhaften Gelüste nach Omnipotenz erfaßt, ein „Meuchler" der eigenen Partei, und die übrigen Koryphäen der liberalen Partei müssen sich eine Schilderung gefallen lassen, welche häufig nur das Wort Dummkopf umschreibt. Da auch die reactionäre Partei, die ungarischen Minister, die Führer der Polen, Czechen u. s. w. mit den gleichen Farben geschildert werden — Moriz Esterhazy hat Schmerling gestürzt, um nicht eine längst schuldige Erbsteuer bezahlen zu müssen, Larisch benutzte sein Amt, um sich finanzielle Erleichterungen zu dekretiren, Petrino ist ein Fanariote schlimmster Sorte; Andrassy und Lonyay sind Drathpuppen, die von ihren eiteln Frauen geleitet werden, Lonyay überdieß ein Betrüger, die Slaven werden mit dem Gattungsbegriff: „struppige Karyatidenhäupter" abgefertigt ꝛc. — so kommt man zu dem Schlusse, daß die politische Gesellschaft in Oesterreich eigentlich eine recht nichtsnutzige Bande ist, nicht werth, daß sie die Sonne bescheint. Eine entsetzliches Urtheil, wenn es begründet wäre. Zum Glück ist die Schilderung des Verfassers aber so wahr, wie etwa Varnhagens Tagebücher. In Varnhagen erblickt der Verfasser offenbar das Muster eines Historikers, ihm hat er dies Interesse an Skandalgeschichten abgelauscht, von ihm den Glauben

angenommen, daß in einem historischen Buche das Pikante vor dem wahrhaft Begründeten den Vorzug verdiene. Er wird nur dadurch einigermaßen entschuldigt, daß er als Deutschösterreicher schreibt. Die Deutschösterreicher haben wie die Slaven die größte Mühe, die Ereignisse des letzten Jahrzehents unbefangen zu beurtheilen, beide sind gleich geneigt, Alles schwarz zu sehen und zu verdammen. Die Einen können es nicht ertragen, daß die Aussicht auf eine Föderativverfassung, die ihnen zweimal ganz sicher schien, wieder zu einem Traumbilde wurde. Die Anderen zürnen über die doppelte Zurücksetzung, welche sie vermeintlich erfahren haben. Sie glauben nicht daran, daß die Trennung Deutschlands von Oesterreich durch ein nothwendiges Schicksal geboten war, sondern meinen, daß durch eine klügere Haltung ihrer Regierung dieselbe hätte vermieden werden können, sie sehen ferner in Ungarn den durch das Glück begünstigten Emporkömmling und halten ihre wohlerworbenen Rechte durch den Ausgleich mit Ungarn verletzt. Nach beiden Seiten bringt sie ihr Stammesgefühl leicht in Conflikte. Erwärmen sie sich stärker für die Geschicke der Brüder „im Reiche", so kommen sie in den Verdacht, die Interessen des eigenen Staates hintanzusetzen. Wie schwer ist es aber, die Grenze zwischen der Theilnahme an der gemeinsamen nationalen Kultur und politischen Sympathie zu finden. Erinnern sie sich, daß auch in Ungarn Deutsche wohnen, deren Existenz selbst bedroht ist, so werden sie als Friedensbrecher gescholten. Sie allein müssen ihre nationalen Empfindungen vorsichtig eindämmen, sie allein müssen sich als Unrecht vorhalten lassen, was rechts und links von ihnen nicht blos als Recht, sondern als höchste Pflicht gilt. Das Staatsbewußtsein aber, was dafür als Ersatz eintreten könnte, besitzen sie noch nicht, da ja bis in die jüngste Zeit herab über die Grundlagen des Staatslebens heftig gekämpft wurde. Daraus entwickelt sich eine Bitterkeit der Empfindung und ein Pessimismus der Anschauung, welche an sich wohl erklärlich sind, aber in einem historischen Werke Bedenken gegen die Unbefangenheit des Urtheiles erregen. Wenn ein Ungar die österreichische Geschichte seit 1859 geschrieben hätte — bis zu diesem Zeitpunkt waltet diesseits und jenseits der Leitha keine Differenz der Ansichten — wie ganz anders hätte er die Farben gemischt und wie eifrig sich bemüht, das Schwarz durch helle Farben einzudämmen. Ihm würden die Ereignisse des letzten Jahrzehents nicht als die bloße Wiederkehr von Ebbe und Fluth, ohne daß die Grenzen der Bewegung sich wesentlich erweitern, erscheinen, sondern als wirklicher Fortschritt, bei welchem der gewonnene Boden nicht wieder preisgegeben wird. Er würde schildern, wie die ungarischen Staatsmänner ihren festen Halt im Parlamente besitzen, eine sichere Richtschnur ihrer Thätigkeit durch den politischen Volkssinn vorgezeichnet erhalten, und wie sie es verstehen nach oben und unten ihre Autorität zu wahren, während die liberalen Minister in Deutschösterreich stets bemüht sind, bei Hofe gnädige Verzeihung zu erflehen, daß sie zu existiren wagen, mit den eigenen Parteigenossen sich aber alsbald verfeinden, wie mit einem Wort dies letzte Jahrzehnt für Ungarns politische Entwickelung und für die Befestigung seiner Stellung überaus bedeutsam gewesen. Es soll nicht behauptet werden, so allein könne die neueste Geschichte Oesterreichs geschrieben werden — schließlich ist das doch nur eine Seite der Auffassung — aber das steht fest, daß die ungarischen Angelegenheiten für den österreichischen Historiker in erster

by Google

Linie stehen müssen und es nicht blos unziemlich, sondern auch falsch sei, wenn man sie so hämisch beurtheilt, so wegwerfend behandelt, wie dieses in dem vorliegenden Buche geschieht. Durch die nachlässige und geringschätzige Behandlung der ungarischen Geschichte ist es gekommen, daß der Leser auf gar keinen Lichtpunkt stößt, und schier den Glauben an eine fröhliche Zukunft des Kaiserstaates verliert. Zwar schließt der Autor sein Buch mit einer Lobrede auf das gegenwärtige Ministerium Auersperg und erblickt in der durchgeführten Wahlreform eine Bürgschaft gegen die Wiederkehr periodischer Verfassungskämpfe. Er kann es aber dem Leser nicht verargen, daß dieser den Schlußversicherungen keinen rechten Glauben schenkt, vielmehr den Eindruck empfängt, hätte der Verfasser die letzten Bogen einige Wochen später in die Presse geschickt, so würde er auch die gegenwärtige Regierung mit geringem Lobe bedenken, und daß auch diese mit dem Liberalismus gebrochen habe, behaupten. Die Ereignisse der jüngsten Wochen haben die Eintracht zwischen dem Ministerium und jener Partei, auf welche es sich im Reichstage stützte, nicht wenig gelockert und die Befürchtung neuer Kämpfe hervorgerufen. Wenn die Absicht der Regierung auf die Gründung einer konservativen Verfassungspartei, wie man sagt, gerichtet ist, so wäre dieselbe nur zu loben. Woran Oesterreich krankt, und was alles parlamentarische Leben bisher zu einem leeren Schein verflüchtigt hat, das ist die Abwesenheit einer conservativen Partei, welche an der Grundlage der Verfassung festhält, im Uebrigen sich aber bemüht, durch Vermeidung jedes schroffen Auftretens die Gegensätze zu vermitteln und die friedlichen Elemente, welche bei Hof, in der Aristokratie und einem nicht geringen Theil der Beamtenwelt so mächtig sind, der Verfassung näher zu bringen. Was sich aber in Oesterreich conservativ nennt, gehört entweder der feudalen oder der klerikalen Clique an. Die eine wie die andere stehen nicht auf dem Boden der Verfassung; die eine haßt das politische, die andere verflucht das Culturleben der Gegenwart, beide sind Feinde des modernen Staates, mögen sie auch die Fürsten katzenfreundlich umwedeln. Darum erscheint das Anlehnen an eine sogenannte conservative Partei bedenklich und die Aussicht in die Zukunft nicht so hell, als sie die siegreich durchgeführte Verfassungsreform einen Augenblick lang versprach. Wir wollen sehen, ob der Name Ausstellungsministerium, welchen die Gegner dem Kabinet Auersperg beilegten, auch durch die Grenze seiner Dauer bestätigt wird. A. Springer.

Berichtigungen zu Nr. 34.

S. 281, Z. 17, nach „vorliegenden" l. an. S. 281, Z. 18, statt einige l. wenige. S. 282, Z. 17, st. Frager l. Fragen. S. 282, Z. 27, st. Somit l. So weit. S. 283, Z. 18, st. daß l. das. S. 283, Z. 33, st. der l. dem. S. 284, Z. 31, st. einzeln seine l. einzelne seiner. S. 285, Z. 3, st. sterbender l. strebender. S. 285, Z. 9, st. der l. die. S. 285, Z. 9, st. seinen l. seinem. S. 286, Z. 13, st. jene l. jenes. S. 286, Z. 37, st. auch l. euch. S. 287, Z. 8, st. Wackernode l. Wackenroder. S. 287, Z. 18, st. Werken l. Werke. S. 288, Z. 2, st. Banini's l. Bernini's. — Statt Winkelmann überall Winckelmann.

Ausgegeben: 29. August 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Das Weltbuch Sebastian Franck's.

Seitdem Columbus die Länder der Erde, Copernicus die Räume des Himmels, Luther die Freiheit des Gedankens erweitert, waren die wissenschaftlichen Disciplinen in wahrhafte Gährung gerathen. Um hier nur von der Geographie zu reden, so war der Glaube an die Unfehlbarkeit der klassischen Geographen der Griechen und Römer gründlich zerstört worden. Mit der Entdeckung der „Neuen Welt" bekamen die Geographen einen neuen Boden und die Nothwendigkeit einer neuen Erdkunde trat unabweisbar hervor.

Deutschland hatte sich zwar an den großen geographischen Entdeckungen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts nicht betheidigt, aber Deutsche waren es, welche durch ihre Arbeiten in Werkstatt und Studirstube ihnen den wesentlichsten Vorschub geleistet haben. Die kunstreichen Werkstätten Nürnbergs lieferten den iberischen Seefahrern die besten nautischen Instrumente; Johannes Müller, genannt Regiomontan, der Heros der damaligen Mathematiker, hatte für die Jahre 1474—1506 die vortrefflichsten astronomischen Ephemeriden berechnet, welche die deutsche Astronomie mit der iberischen Nautik verbanden und auf den Entdeckungsreisen des Diaz, Columbus, Vespucci, Gama gebraucht wurden; Martin Behaim aus Nürnberg saß im Rathe der königlichen Entdeckungsjunta zu Lissabon, und verfertigte schon im Jahre der Entdeckung Amerikas, 1492, in Nürnberg den ersten Erdglobus. Von den 21 Ausgaben des Ptolemaeus, die überhaupt im 16. Jahrhundert gedruckt wurden, waren in Deutschland allein nicht weniger als 16 erschienen. In Deutschland war es, wo die ersten Briefe und Berichte von den großen Entdeckungen in verschiedenen deutschen Uebersetzungen, selbst ins Plattdeutsche*), die früheste und weiteste Verbreitung fanden. Ein

*) In der jüngst in Leipzig versteigerten Sobolewskischen Bibliothek befand sich ein Exemplar solcher bisher ganz unbekannter plattdeutschen Uebersetzung von Ruchamer's „Newe vnbekanthe landte" ꝛc. Nürnberg, 1508. — Der Titel dieser plattdeutschen Uebersetzung lautet: „Nye vnbekande lande vnde eine nye werldt in korter vorgangener tyd gefunden. — Auf der Rückseite des Titelblattes, gleichsam als Vorrede, heißt es: Enem etliken anschouwer desses bokes entbuet Henningus Ghetelen sinem denst un vrüntschop. — Myt gunst un wyllen des werdigen vnde hochgelereden heren Josten Ruchamer der vryen künste

Digitized by Google

deutscher Professor in Lothringen Namens Waldseemüller, oder wie er sich nach damaliger Gelehrtensitte gräcisirt nannte, Hylacomilus, war es, der die Berichte Vespuccis' ins Deutsche übersetzte und im Jahre 1507 der Neuen Welt den später vielbestrittenen Namen „Amerika" für alle Zeiten beigelegt hat. Ein deutscher Kartenzeichner war es, Peter Apianus, der 1520 die erste Landkarte mit dem Namen Amerika herausgab, wie denn überhaupt deutsche Kartenzeichner die Meisterschaft in der bildlichen Darstellung der Erdoberfläche bis zu dem späteren Emporblühen der Kartographie in den Niederlanden ruhmvoll behaupteten.

Insbesondere rang sich in Deutschland seit Luther die deutsche Sprache zu immer größerer Geltung empor. Wie die heilige Schrift wurden auch die profanen Wissenschaften verdeutscht und neben den aristokratischen Gelehrtensprachen des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen liefen die mannigfaltigsten Schriften in deutscher Volkssprache in alle Häuser und zu allen Leuten. So war denn auch die Schrift, welche das gesammte geographische Wissen der damaligen Zeit zuerst in ein einheitliches Ganze zusammenfaßte in deutscher Sprache, für das deutsche Volk geschrieben worden, es war das „Weltbuch" Sebastian Franck's.

Von Franck's äußerem Leben ist wenig bekannt, und das wenige viel bestritten. Gewiß ist nur, daß er in Nürnberg gelebt, hier mit den Gelehrten, namentlich mit den Häupteren der Reformation in Verbindung gestanden habe und nach mannigfachen Schicksalen, nach wechselndem Aufenhalt in Nürnberg, Straßburg, Ulm, Augsburg, Frankfurt, Basel und a. O. als Flüchtling vor dem Anathem des protestantischen Kirchentags von Schmalkalden gegegen die Mitte des 16. Jahrhunderts verschollen ist.

Franck war Theolog, Humanist, Socialist, Historiker, Geograph. Er hatte alle Elemente der neueren Kulturphase in sich aufgenommen und in reformatorischer Begeisterung zu einem geistigen Ganzen verbunden. Zwei-

---

unde arstedye Doctoren ꝛc. welker dyt Boeck hefft erstmaels gemaket vth dem walschen in hochdüdesch, dörch bede vnde anlangent ener siner guden vründe. So hebbe ick Henningus Ghetelen (vth der keyserliken vryen Stadt Lübeck geboren) vor my genamen, dyt Boeck to maken vnde to wandelen vth dem hochdüdeschen in myne moderlike sprake, alse men redet in den loffwerdigen Hensesteden, unde ok in den wyd beropenden landen Sassen Marcke Pomern Prüssen Mekelenborch Holsten" ꝛc. — In gleicher Weise heißt es am Schluß des Büchelchens: „Also hefft dyt Boeck einen ende welker vth Walscher sprake in de Hochdüdeschen gebröcht vnde gemaket is, dörch den werdigen vnde hoechgeleerden heren Josten Ruchamer der vryen künste vnd arstedyen Doctoren ꝛc. Dar na dörch Henningu Ghetelen vth der keyserliken Stadt Lübeck gebaren in desse sine Moderliken Sprake vorwandelt. Vnde dörch my Jürgen Stüchszen to Nüreinberch Gedrücket vn Vulendet na Christi vnses leuen heren gebort. M.cccc.viij. jare am Auende Elizabeth der hilligen Wedewen bede dar was am achtenenden dage Novembris des Wyntermaens."

Digitized by Google

undzwanzig ihm zugeschriebene Schriften — darunter die wichtigsten: „Chronica, Zeitbuch oder Geschichtsbibel", „Paradoxa, oder 280 Wunderreden aus de Heiligen Schrift", „Germaniae Chronicon von des ganzen Deutschlands Völker, Herkommen" und „Deutsche Sprüchwörter und Klugreden", „Weltbuch, Spiegel und Bildniß des ganzen Erdbodens", — waren alle in deutscher Sprache. In allen zeichnet er sich aus durch naturwüchsige Bildung, durch deutschen Sinn, durch frischen, agitatorischen Muth in reformatorischem Geiste, durch innere und äußere Unabhängigkeit.

Anfangs ein strammer Anhänger Luthers trug ihn die tiefe Innerlichkeit seines Gemüths und die instinktive Kritik seines Geistes bis zur Schwärmerei weit über diesen hinaus. Die Wendungen und Wandlungen des Protestantismus erfüllten ihn aber mit Trübsal und Verbitterung und trieben ihn zum äußersten Radikalismus, in dem die Ideen der neueren Philosophie bereits keimten, ja einzelne sogar schon mehr oder minder ausgebildet waren. So erklärt er sich gegen das starre Dogma von der angeborenen Sündhaftigkeit des Menschen. Gegen die Verächter der Natur sagt er: „Die Natur ist etwas Göttliches, nichts Anderes, als was Gott selbst will und giebt". Daher seien wir unserer Natur und unserem Wesen noch nicht schlecht, sondern göttlich, und daher sollen wir der Natur folgen. „Die Alten, so der Natur haben gefolgt, sind viel weiser und gottgelehrter gewesen, als sie Gott und die Natur in sich haben hören predigen und empfunden, daß der Schatz aller Künste in dem Acker des Herzens aller Menschen vergraben liegt, daß aller Gemüth mit Gottes Kunst und Wort besäet ist, wer es nur suchte und aufgehen ließe. Dieses innerliche Wort ist allein die rechte Bibel. Das äußerliche Wort, zuerst im Alten Testament, dann durch Christus gegeben, hebt daher das Unendliche nicht auf, ja Christus will grade dies innerliche Wort, den heiligen Geist. Dieser, spricht Christus, werde uns alle Dinge lehren, erinnern und erleuchten". Diese Ansicht führt er wiederholentlich aus. „Auch Plato, Seneca, Cicero und alle erleuchteten Heiden haben das Licht der Natur oder die Vernunft ein Siegel des Glaubens geheißen, was die Schrift und Theologie das Wort, Gottes Samen, Sinn und Sohn Gottes nennt. „Aber", so klagt er, „mit dem Lichte des Christenthums haben wir das Licht der Vernunft verloren, welches die Heiden so ausgezeichnet hat. Wollte Gott, wir wären wieder fromme Heiden!"

Mit flammendem Eifer streitet Franck gegen Luthers Buchstaben- und äußern Schrift- und Bibelglauben. „Die Schrift," sagt er wiederholentlich, „ist nur Schilf, Hülle, Latern, Monstranz des göttlichen Worts, nicht das Wort selbst, welches in der Brust des Menschen gegraben ist". Der Buchstabe tödtet, nur der Geist macht lebendig. Das eigentliche Wort Gottes ist das innere, das Gesetz Gottes in unserem Herzen, daher kann einer das

Digitized by Google

lebendige Wort Gottes haben, auch wenn er die Schrift nicht hat; denn das wahre Wort Gottes ist von Ewigkeit gewesen, ehe die Schrift war, und wird auch sein, wenn die Schrift nimmer ist. „Item folgt nichts ungereumpteres und dummeres, so man die Schrifft nach dem todten Buchstaben versteht. Die Händ abhawen, die Aeugen ausstechen, Christi Flaisch essen und sein Blut trinken, wieder geboren werden, qui credit non moritur, sein Seel und Leben hassen, — ei so müßten wir nackt und unverschamt in der Stadt umlaufen, nit recht reden ..... man müßt aus Gott einen beweglichen, wandelbaren Menschen machen. Kurzumb, mit dem Buchstaben haben die Pharisäer Christum zu todt geschlagen, weil er wider den Buchstaben, aber nit wider den Sinn der Schrifft lehrt und lebt, die heutigen machen es eben so". (Paradoxa, Vorrede, Bl. 3.) — Was Wunder, daß die Theologen ihn fest in schlimmem Gedächtniß behalten.

Auch der Historiker ist dem tragischen Loose nicht entgangen, dem geniale, bahnbrechende Geister gewöhnlich verfallen, die am Wendepunkte zweier Zeitalter den Lebenden sich entfremden und von den Nachkommen verkannt und vergessen werden. Erst in neuester Zeit, in Herm. Bischof's schöner Jugendarbeit, ist die Eigenthümlichkeit und der Werth Franck's als Historiker unparteiisch erörtert und nachgewiesen worden, daß er nicht für einseitige, theologische, sondern vor allem für die gesellschaftliche, sociale*) Reform des Menschen, namentlich des ihm am nächsten stehenden deutschen Volkes, mit Geist, Herz und rückhaltsloser Hingebung geschrieben und gestritten. Franck wird nur dann richtig begriffen, wenn das, was er leistete, im Zusammenhange mit den gebieterischen Ansprüchen der Zeit und als nothwendiges Glied der geschichtlichen Entwickelung der Wissenschaft aufgefaßt wird. Und in solcher Auffassung findet man bei ihm sehr oft, wenn auch nicht Früchte, doch Keime des Bessern.

Noch weniger wie als Theolog und Historiker hat Franck als Geograph Würdigung oder auch nur Beachtung gefunden. Selbst Ritter, Peschel erwähnen ihn nicht in ihren vortrefflichen Werken zur Geschichte der Geographie, auch nicht einmal dem Namen nach. Gosche war vor etwa zwanzig Jahren der erste, der in einem kurzen Vortrage für ihn als Geographen Interesse zu erwecken suchte, gelegentlich wies auch Riehl in einem Vortrage über den Kosmographen Münster auf ihn, und nur Daniel hat ihn in seiner ausführlichen Geographie von Deutschland häufig in besten Ehren citirt.

---

*) Franck's socialistische, wenn man will communistische Ansichten sind ausführlich erörtert in Heinrich Wiskemann's „Darstellung der in Deutschland zur Zeit der Reformation herrschenden national-ökonomischen Ansichten", gekrönte Preisschrift von der fürstl. Jablonowskischen Gesellschaft. S. 85—95. (Leipzig, S. Hirzel, 1861.)

Digitized by Google

Franck's geographisches Werk, von dem hier die Rede sein soll, erschien schon 1534 und erlebte 4 deutsche Auflagen und 3 holländische Uebersetzungen. Der mäßige Foliant hat den Titel:

„Weltbuch, spiegel vnd bildtnis des gantzen Erdtbodens ..... auß angenommnen, glaubwürdigen, erfarnen, Weltbeschreibern mueselig zuhauff getragen vnnd auß vilen weitleuffigen büchern in ein handtbuch eyngeleibt vnd verfasset, wie vormals dergleichen inn Teutsch nie außgangen".

Die letzten Worte sind von literar- und kulturgeschichtlicher Bedeutsamkeit. Denn in der That war eine so allgemeine Geographie wie dieses Weltbuch, bisher noch von Keinem in deutscher Sprache versucht worden. Alle bisherigen geographischen Schriften von Vadian, Apian, Glareanus, Varenius, Godofredus, Werner, waren weder so allgemein, noch in deutscher Sprache geschrieben. Auch waren sie zum großen Theil nach dem Vorbilde des Ptolemäus meist mathematischen Charakters. Auf der Rückseite des Titelblattes nennt er in ziemlich wirrer Folge 61 „Authores, so in diesem Werke citiret und angezogen aus alter und speterer Zeit". Auffällig ist's, daß Ptolemäus unter ihnen fehlt, obwohl er ihn oft anführt.

Die Geographie definirt er als „ein beschreibung der velt, wie sie erfaren, gesehen, vnd yr gelegenheit erkant wirt, vnd gleich ein abmalung der fürnempsten ort, berg, wald, flüß, wie es an einander stoß vnd hang, mit jren grentzen vnd marcksteynen". Er unterscheidet ausdrücklich Geographie von Choro- oder Topographie und Cosmographie. Letztere gebe „ein gantze volle eygentliche beschreibung der welt, vnd vas mit des himmels vmbschweyff begriffen wirt, als die vier Element, stern, Sunn, Mon, der Planeten vnnd zirckel, darauß die überhimmlisch Spher gemacht wirt, ... wie zu unseren zeytten Petrus Apianus, Laurentius Frieß, Sebastianus Munsterus, Pelicanus vnnd andere in jhren büchern vnnd Mappis gar artlich anzeygen", und erklärt dann offen: „Jnn vnserm Weltbuch, das kaum eyn Geographei würdig ist genannt zu werden, (ist dergleichen) nit zu suchen oder zu hoffen, weil wir dahin nit gesehen haben, auch über vnser vermögen vnd profeß ist der welt eygentliche contrafectur für die Augen zu stellen, das ich den erst oberzälten befilch". Jn der That war Astronomie nicht sein Profeß, wie er denn überhaupt kein mathematischer Kopf gewesen. So beginnt er die kurze Einleitung mit dem heutzutage mehr als schülerhaft klingendem Satze: „Bey allen Geographis ist diesz einhellig beschlossen vnnd gewisz, dz der welt form vnd centrum rund ist, eben dasselbige halten sie auch von der erden, wie vom himmel".

Dagegen bezeichnet er als seine Aufgabe in dem „Weltbuche": „der welt vnd länder leben, wesen, glauben vnnd regiment anzuzeygen, wie in

Digitized by Google

mannigfaltige sect die wüst vnd finster welt zerteylet vnd zerrissen sey, das schier sovil glauben vnd Gotßdienst seind, wievil völcker, länder, jha statt vnd köpff. Disen jammer zu beweynen, vnd der blinden torichten welt jr blindes tappen, fälgreiffen vnd scharmützlen, ja jhren narrenkolben vmb den kopff zu schlagen, hab ich dise arbeyt für handen genommen". Und seine Kolbenschläge fallen hart und schwer.

Franck ist Kritiker aus Naturtrieb und aus Liebe zur Wahrheit, höhere Eigenschaften für die kritische Kunst besaß er nicht. Schon im Titel seines Weltbuches sagt er, dasselbe sei „nit auß Beroso, Joanne de Montevilla, Brandans histori vnnd dergleichen Fabeln" und nimmt dadurch für sich ein. — In der Vorrede heißt es: „vnd hat mir kein Buch je genug gethan, hab allweg etwa ein fäl gleich als durch ein nebel gesehen", — er glaubt allenthalben grob zu spüren, daß Menschenkinder ob den historien sind gewesen", — daß man in vielen Dingen heillosen Mönchen trauen müssen, „denn es hat fast Niemand geschrieben, denn das müßige lugenhaftig Volk." — „omnis homo mendax, er sei wie heilig er immer wöll", und so wagt er in überraschender Kühnheit den Ausspruch: „weil allen Menschen ein natürlicher Geist der blindheit eigen ist, vnnd die bücher doch nur von Menschen geschrieben wurden, darum auff kein buch sich sicher zuverlassen ist, auch nit der heiligen Schrifft."

Nach einer kurzen Würdigung der klassischen Geographen des Alterthums, der wundersüchtigen Abenteuerer und Missionsreisenden des Mittelalters fährt er fort: „Mär sucht man in Fabeln, die warheit aber in Historien". Franck verwarf daher jene phantastisch fratzenhaften mirabilia mundi, von Enten, die auf Räumen wachsen, von Vögeln die hebräische Psalmen und Bestien die lateinische Hymnen sangen, mit denen die Missionsmönche die Länder ausgestattet hatten. Vollen Glauben schenkt er aber den Berichten der zeitgenössischen Entdecker, „die ihr reyß vnd hystorien groß mechtigen Königen vnd Keysern haben dediciert, da ja nitt zu vermutten ist, das sy disen lugen haben zu gschriben, vnd mit eitteln erdichten worten hoffiert." Wenn er daher doch manches Fabelhafte in dem Weltbuche erzählt, so ist das bei der Neuheit der Entdeckungen wohl zu entschuldigen. Gesteht er doch offen: „es ist mir viel Ding so schwer und finster und ohne etliche Vorgänger unmöglich gewesen, daß nicht fehl sein kann. Der Leser selbst mag das sein Beerlein aus dem Roßmist suchen."

Von geistlichem und weltlichem Behörden oft verfolgt und gemaßregelt, ist Franck bitter und scharf in seinen Klagen über die Censur. „Gedenk ein jeder ds des liegens vnd hofierens vorhin genug ist, will man aber dise freiheyt den büchern nemmen, wider jemant zuschreiben, so werden die bücher voller lugen vnd affect, ja nicht, sunst im bapstumb ist man vil freyer ge-

Digitized by Google

weſen, die laſter auch der Fürſten vnd Herren zu ſtraffen, yetzt muß es alles gehofiert ſein, oder es iſt auffrurſch, ſo zart iſt die letzt welt worden. ij Timoth iiij Gott erbarms." —

Doch giebt er die Verſicherung. „Ich bezeug mit Gott, dz ich nicht aus haß geſchriben haben wider yemant, ich lieb zugleich alle menſchen vmb Gottes willen, wolte auch ich möcht yn mit meinem leben helffen."

Der etwas weitläufigen Vorrede folgt eine um ſo kürzere Einleitung, „Außteylung vnd entwerffung des gantzen erdtbodens, erſtlich etwas in gemeyn", darin iſt von der Größe, Weite und „Dicke der Welt", von Winden und Zonen und von der Ueberſicht des Ganzen die Rede. Das Werk ſelbſt zerfällt dann in 4 Theile oder Bücher; das erſte Buch behandelt Afrika, das zweite Europa, das dritte Aſien, das vierte und letzte Amerika.

Die Beſchreibung von Afrika iſt nicht der gelungenſte Theil. Franck beginnt mit Aethiopien, behandelt Gethulien, Lybien, Mauretanien, Numidien, Cyrene ziemlich kurz, um ſo ausführlicher aber Aegypten und überall iſt ihm der Menſch der Hauptgegenſtand, daran ſchließen ſich dann die Inſelu des Mittelmeers, in deren alphabetiſcher Aufführung auch — — „Scandinavia der Longobardorum Vatterland im mitternachtiſchen mör" genannt wird, während die Inſeln an der Weſtküſte und die Entdeckungsreiſen der Portugieſen erſt bei Aſien erwähnt werden.

Das zweite Buch, Europa nimmt den größten Theil des Werkes ein,*) und darin iſt wieder Deutſchland am ausführlichſten**) behandelt. Es iſt ihm das wichtigſte Land des ganzen Erdtheils und mit ihm beginnt er die Beſchreibung deſſelben. Sein erſtes Wort iſt die bis auf die neueſte Zeit oft gehörte Klage: es rheime ſich nichts wenigers, denn das die Teutſchen die weitten welt beſchreiben und durchreyſen wöllen, vnd Germaniam yr eygen vatterland nit wiſſen." Dieſer Klage will er abhelfen. Hierzu benutzt er die beſten Materialien ſeiner Zeit. Mehr aber als eine Darſtellung ſeines Aufbaues des rein geographiſchen Materials, intereſſiren ſeinen eigenthümlichen Bemerkungen und Urtheile, die noch heute für uns Verſtändniß und Berechtigung haben.

Franck beſchränkt ſich nur auf die Haupſländer. „Daher haben wir vnder den gefundenen vnd bewißten ländern vnd königreichen, nit alle, ſundern allein die hauptländer, die vil länder in ſich ſchließen, erzählt vnd anzeygt, jha auch die nit alle, ſondern alleyn etwa mit eym Finger darauff zeygt, denn (fügt er in frommer Ehrfurcht und literariſcher Beſcheidenheit hinzu) die welt, Gottes werck vnd geſchöpff, wiewol endtlich, iſt jedoch tieffer, voll-

*) Bl. 22—139.
**) Bl. 24—64.

Digitized by Google

sommner vnd verborgner dann eynich feder erreychen, oder eyn zung aussprechen mag." Dagegen sind seine Charakteristiken einzelner Länder und Völker, einzelner Stämme, Stände, Secten, die er „nach weise der Maler gleichsam mit ein Kohlen gezeichnet vnnd gebossiret", seine Schilderungen und Urtheile über politische, kirchliche, sociale Zustände drastisch und scharf geätzt.

Scharf und hart urtheilt er über sein eignes Volk: „Weiter ist das Teutsch volck Germanie ein zeerlich ratlich volck, dz kostlich herrisch lebt, bawet vnd gekleydet wil hein, ym seer vil darlegt, vnd allzeit mer verthun will dann es hat. Deshalb es an gold vnd gelt gemeynklich nit ein habhafft stattlich volck ist wie die Walhen, Türken ꝛc. Darzu saufft es unchristenlich wein, bier, vnd was es hat, spilt, braßt, vnd wann es hat so thut es, doch an einem ort mer dann an dem andern; dann wie Germania mancherley prouintz in sich hat, also auch an mancherley volcks, sitten, breuch, glauben, kleydung. Es heyßt aber Germania das dises volck an farb, gsatzen, glauben, gestalt u. s. w. gleichsame bruder sind, welche Germania genennt werden." — Kein Zweifel, daß es ihm hierbei schmerzlicher, sittlicher Ernst ist. Denn, sagt er an einer andern Stelle, „wo die Teutschen jre eygen reichthumb wisten, vnnd sich selbs verstunden, was sie im wappen führeten, sie würden keinem volke weichenn."

Die Charakteristik der Stände ist von schneider Schärfe. Von der Geistlichkeit heißt es: „Es wer vil zu sagen von jren mer dann Heidnischen priuilegien, wesen, leben, Rechten, religion, wie, und mit was gestalt, gwalt oder listen sy alle welt vnder sich geworffen, sogar dz auch der Keyser jrem obern vn Gott dem Bapst zu füß fallen, die küssen, von jm die kron vn das Lehen des Kaiserthumbs vnd Römischen Reichs empfahen müss" ..... Er verweist zwar auf seine ausführliche Schilderung derselben in der Ge-Geschichtschronik, füllt aber doch noch drei volle Folioseiten, in denen es unter andern heißt: „Nun das volk ist bisher ein lange zeit durch diese geystlichen geleyt vnd regiert worden mit eittel lugen vnd bundtnissen des Teuffels". — Drastisch weist er auf die Thorheit, Verfolgungssucht, den Blutdurst der Secten, und kommt dann zu dem Schluß: „Nun aber der gemeyn mann in Germania ist fast allen, rechten vnd falschen, geystlichen feind, den rechten, das sy ein saltz vnd rut seind des volcks, vnd nit auff yrem sack oder aus yrer pfeiff pfeiffen; den vermeinten geistlichen, ob sys wol eüsserlich benedeyen, vnd yr lied singen, seind sy doch innerlich darumb gramm, das sy teglich durchtriben böse schalckheit, geitz, boßheit, vn allerley verwegne böse finanz, laster, vntreüw, betrug vnnd bubenstück bey den treuwlosen mit yhrem schaden erfaren. Also das wie in allen landen die geystlichen übel von den andern hören, yn wenig getrauwet wirt, so gar das auch vil böser

Digitized by Google

sprichwörter darvon by dem gmeynen mann enstanden seind". — Franck, der 2 Bände „deutsche Sprichwörter und Klugreden" herausgegeben, führt hier einige an in Beziehung auf die Geistlichkeit, die für heutige Leser doch zu derb sein möchten. Sein Eifer gipfelt in der Aeußerung: „Es thut kein gut wir schlagen dan die pfaffen alle zu todt; wer sein hauß will haben sauber, der hut sich vor pfaffen vnd tauben".

Als Franck sein Weltbuch schrieb, hatte er schon ein festes Urtheil über die theologischen Zänkereien und Secten seiner Zeit, über das Verhältniß der Reformation zur weltlichen Macht. „Stirbt ein Fürst und kommt ein andrer Anrichter des Glaubens, bald ist dann dieß Gotteswort. Also fällt der gemeine Pöbel ohne allen Grund hin und her; und auch die, die ihr Vorgeher und Bischöffe etwa wollen seyn. Wes Losung ist, des haben sie Wäinz" (Bl. 37b). — „Man hebt grade mit dergleichen unnützen Fragen zu schreiben und zu disputiren an, ob Christus jetzt leiblich allenthalben sei, wie, warum, was und wie lange er im Brod sei. Welches Affenspiel der Teuffel angerichtet hat und anrichtet, daß er uns die Kraft des Glaubens ablockt und mit unnützen Fragen aufhält", (Bl. 125b). — „Gedenke nicht, daß allein das Alte Testament oder die Zeit Christi Scribas habe gehabt; es ist allzeit Schriftgelehrter und Gleißner die Welt voll; so hat auch das Neue Testament seinen Scribas und Heuchler" (Bl. 161a). — „Der Teuffel, Gottes Affe, kann Alles nachthun, anmaßen und sich überaus frömmlich stellen, allein lieben kann er nicht; hat man aber Liebe, so wohnt in uns Glaube und Gotteserkemtniß, Hoffnung und göttliche Gnade; denn in Summa, es hangt Alles aneinander (Bl. 123b). — An die Zukunft verzeifelnd zürnt er: „Siehe der Teuffel hat den Papst schon ausgenützt und gänzlich im Sinne, er wolle ein ander subtiler Papstthum aufrichten und mit eitler Schrift geflickt. Die Welt will und muß einen Papst haben, dem sie zu Dienst wohl Alles glaub, und sollte sie ihn stehlen oder aus der Erde graben; und nehme man ihr alle Tage einen, sie suchte bald einen andern.

Vom adligen Stande sagt er: die Edelleute, „die auß Gotts ordnung recht edel, das ist vätter des vatterlands, ein forcht vn rut der bößen, vnd ein schiltburg, auffenthalt der frummen sein solten, witwen vnnd weysen handt haben, die schinden vnd schaben sy selbs, vnd die die hund vor dem pferrich sein solten, seind vilmals selbs wölff, vnnd reissen alles mit gewalt zu ihnen, was sy vermögen, und wer not, das man vor den hütern vnd wächtern, hütet vnd wachet, deren Adel gantz und gar von seinem alten glantz ist kummen, und yetzund allein mit stoltzheit, bracht, reichtumb, geburt, Tyranney ym Adel beweisen, vn wie sy yedermann förcht vnd hasset, also müssen sy auch förchten, vnd von yederman verhasset sein, vnd in wahrheit so vil feind, wie vil knecht vnd vnderthonen haben ..... In summa,

Digitized by Google

es ist jederman eingepflantzt ein liebe der freyheit von dem freyen Gott, das wir lieber wöllen gefurt, dann gezogen werden. Darauff haben vil vnedel vnd Edle wenig acht, sunder forderen heut diß, morgen das, mit was fug, da fragen sy nit umb..... Sy treiben kein andere handtierung, dan jagen, beyssen, sauffen, prassen, spilen, leben von rent, zinß vnd gülten im überfluß köstlich. Warumb sy es aber nemen, vnnd was sy dafür schuldig seind zu thun, gedenket kaum einer. — An einer andern Stelle fragt er: Was ist ein Adliger ohne Tugend? Ein eitler Mann, ein Bischof ohne Bibel. Was soll der Name? Sind doch viele Bauern, die Kaiser heißen".

Ungleich geneigter ist er dem Bürger und Bauernstande. Nach einem kurzen Auszuge aus Tacitus folgen die einzelnen Länder, Böhmen, Oesterreich, darin Wien die Hauptstadt mit 50,000 Menschen; Mähren, Schlesien, Franken, Schwaben. Von den Schwaben rühmt er ihren Gewerbfleiß in „Flachs, Wolle, Eisen", doch tadelt er sehr hart ihre Unkeuschheit und Trunksucht, und charakterisirt dabei: die Franken als Räuber und Bettler, die Böhmen als Ketzer, die Bayern als Diebe, die Schweitzer als Henker, die Sachsen als Säuffer, die Rheinländer als Fresser, die Friesländer und Westulaner als treulos und meineidig. — Bei Bayern werden die Strafgesetze des Landes mitgetheilt und das Volk wird charakterisirt als „gut römisch, andächtig, das gern wallet und (wie man mit ihnen schertzet) ehe zu mitnacht in die Kirchen stieg, ehe es drauß blieb", dabei aber ist's „nicht ser ein höflich volck, sunder grober sitten und sprach, karg und unwillig gegen den gästen, grappisch vnd nachgriffig." — In wirrer Folge kommen Litthauen, Livland, die Massageten, Preußen, Moskowiter und Russen an die Reihe, denen sich wieder deutsche Länder anschließen, zunächst Meißen, „hat ein Volk schön, grad, gütig, zahm, vnd gar nicht nach Teutscher art grimmig und wild."

Viel ausführlicher als Thüringen wird Sachsen behandelt, wo „solche Biersauffer sind, dz man ihnen mit Kannen nicht genug zutragen kann,.... kein Küw (Kuh) sollte soviel trinken." Braunschweig mit fünf Märkten wird als die größte Stadt genannt. — Die Reihenfolge auch der übrigen Länder Europas ist keine musterhafte. Auf Sachsen folgt Dänemark, Schweden, Norwegen, Subaudia, Lothringen, Island, Friesland, Holland, Westphalen, Hessen u. s. w. Italien, Griechenland mit Kleinasien die Küstenländer des adriatischen Meeres sind mit Rücksicht auf ihre ältere Geschichte sehr ausführlich behandelt und endlich schließt die Beschreibung des Erdtheils mit der Türkei, wo die Sitten und Religion der Bewohner mit Vorliebe dargestellt werden.

Hiernach können wir schon von vornherein annehmen, daß auch im dritten Buch, in der Beschreibung Asiens, keine viel bessere Ordnung zu

Digitized by Google

finden sein wird. Am ausführlichsten sind die in der Bibel, überhaupt die in der Geschichte des Alterthums vorkommenden Länder und Völker beschrieben, wobei auch die späteren Quellen, namentlich die Reisenden Bernhard v. Breitenbach, Hans Tucher benutzt wurden. Mit der Beschreibung Indiens schließt die des ganzen Erdtheils. Auch hier laufen die Nachrichten der Alten und ganz besonders die der neueren Seefahrer und Entdecker wirr in einander. Hierher werden die portugiesischen Entdeckungen an der afrikanischen Küste verlegt, so daß das Bild des Ganzen kein richtiges ist. Doch bethätigt er auch hier wie überall den Geist der Aufrichtigkeit und Humanität und es gereicht ihm sicher zu dauerndem Ruhme, daß er schon in dem Weltbuche ausgesprochen, daß alle die verschiedenen Völker und Stämme, bei allem Unterschied des Glaubens, der Sitte und physischen Erscheinung immer Menschen seien, Kinder Eines Vaters im Himmel und auf Erden. Dieser Ausspruch allein stellt den Mann der geo- und kosmographischen Naivetät hoch über die gelehrten Geographen des 18. und 19. Jahrhunderts, die die Menschenrechte des Negers nach der Form und Stärke der Wade bemessen.

Es thut daher auch dem Weltbuche Franck's in seiner Bedeutsamkeit im Großen und Ganzen wenig Abbruch, daß auch in der Darstellung Amerikas Irrthum und Verwirrung, Falsches und Mißverstandenes sich häufen, daß dieselbe weit zurückbleibt, ein Gesammtbild des Ganzen zu geben. Thatsächlich hatte Franck die neuesten Nachrichten benutzt, diese waren indeß, wie unvermeidlich, zur Zeit als Franck sein Werk verfaßte, unter einander noch zu widersprechend und eine kritische Sichtung derselben erforderte andere Arbeiten, andre Ziele und Zwecke, als Franck sich vorgesetzt hatte. Francks Verdienst ist und bleibt es, daß er nach besten Kräften mit ehrlichem Freimuth und wahrhafter Humanität ein lebensfrisches Gesammtbild zu geben versuche, daß er das Bedürfniß nach einem solchen zuerst erkannt hat. Und daß er hierin das Richtige getroffen, das zeigte bald die Arbeit seines glücklichern Rivalen.

Schon 10 Jahre nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe von Franck's Weltbuch erschien Basel 1544 Sebastian Münster's:

> „Cosmographei oder Beschreibung aller Lender, in welcher begriffen Aller völcker Herschaften, vnd namhafftiger Flecken, herkommen: Sitten, gebreiich, ordnung, glauben, secten vnd hantierung, durch die ganze welt, und fürnemlich Teutscher nation. Was auch besunders in jedem landt gefunden, vnd darin geschehen sey. Alles mit Figuren und schönen landtcharten erklert vnd für augen gestellt."

Dieses Buch hat eine glänzende Geschichte. In einem nicht vollen Jahrhundert erlebte es über 24 Auflagen, eine Menge Uebersetzungen in fast alle Hauptsprachen Europas, und galt überall als reichster Schatz alles geo-

Digitized by Google

graphischen, ethnographischen, historischen und naturwissenschaftlichen Wissenswerthen. Münster wollte, wie er selber sagt, den Gelehrten den Weg zeigen, wie man eine deutsche Kosmographie abfassen könne, zugleich aber „dem gemeinen Manne etwas fürschreiben, sich daran mit Lesen zu erlustigen." Münster erkennt schon den Zusammenhang zwischen der Geschichte und Geographie, sie sind ihm eng verschwistert. Es definirt die Geographie als „ein erkanntnuß des Erdtreichs, daß wir tödlichen aus der Gaaben Gottes eynwohnen, welche die Kunstliebhaber richtig und fertig macht zu verstehn die geschehenen ding, so uns von alten zeit her in Geschrifften verlassen sind." Aber ihm fehlt die Kunst historischer Darstellung seines vortrefflichen Zeitgenossen Aventin, ihm fehlt der Scharfblick umfassender Verallgemeinerung, vergleichender Individualisirung. Auch Münster legt wie Franck einen besonderen Werth darauf deutsch zu schreiben, er freut sich der deutschen Sprache, der deutschen Art und Sitte in allen Stücken. Deutschland nimmt den größten Raum im Buche ein, „denn es trifft an die Ehr unsers Vaterlands und unserer Vorfahren." Ueber die Landkarte von Deutschland setzt er den stolzen Titel: „Deutschland, von Gottes Gnaden ein Stuhl des römischen Reichs, eine Schul aller guten Künste und Handwerke, ein Ursprung vieler neuen Kunst, eine Mutter vieler streitbaren Helden, hoher, weiser, gelehrter Leut', ein reiner Tempel wahrhafter Gottesfurcht und aller Tugend."

Münster's „Cosmographei", ein ¾ Ctr. schwerer Foliant ist ein wunderliches krauses Sammelwerk achtzehnjährigen Fleißes, bei dem er halb Europa, weltliche und geistliche Fürsten, Magistrate, Gelehrte und Künstler gegen Verheißung ewigen Nachruhmes, zu thätiger Hilfsleistung, zu Beiträgen jeder Art heranzog. Seine Bittschreiben um Mittheilungen über Stadt und Land, um Karten, Pläne und Ansichten fanden überall die reichste Berücksichtigung. Seine Kosmographie ist auch daher das reichste und prächtigste Kartenwerk seiner Zeit und hat einen wahrhaft encyklopädischen Charakter. Sie giebt die gelehrtesten Untersuchungen über die Existenz der Tritonen, der Seejungfern und Seemännlein, eine Naturgeschichte der Thiere und Unthiere, und stellt alle Phantasmen der vorzeitlichen und mittelalterlichen Mythe neben die Geschichte des Tages. Das galt lange als Vorzug und gab dem Werke die außerordentliche Verbreitung.

Daher fällt auch auf Franck ein schönes Licht, wenn man ihn mit Münster vergleicht. Der verschiedene Charakter ihrer Werke schlägt seine Wurzeln in der Verschiedenheit ihrer Lebensstellung und ihres persönlichen Charakters.

Franck's ganzes Leben ist das Vorbild einer modernen „verfehlten Existenz" im besten und schlechtesten Sinne des Wortes. Er war Literat und Buchdrucker, Pfarrer und Seifensieder. Von allen gekannt, weiß keiner,

Digitized by Google

wann und wo er geboren und gestorben. Vielfach in Conflict mit Polizei und Behörden, oft gemaßregelt und flüchtig, reich für kurze Tage, mittellos in langen Jahren, oft auf Bestellung, meist nach eigenem Triebe arbeitend, das sind die wechselnden Schattenseiten seines äußeren Lebens. Glänzender Scharfsinn, blitzender Witz und Paradoxie, schneidende Schärfe und Plastik des Ausdrucks, Schwärmerei bis zur Mystik, Begeisterung für die Reformation, unbeugsamer Wille, stählerne und ehrenhafte Charakterstärke, das sind die Lichtseiten seines geistigen Wesens. Er ist nicht der Dr. in langem Gewande, nicht der Professor der Kathedergelehrte, er ist der Mensch, welcher im Volke lebt, mit dem Volke denkt und fühlt, und vor Freude und Schmerz aufflammt in Leidenschaft. Franck ist ein blutrother demokratischer Welt- und Himmelsstürmer. — Münster dagegen schrieb in bücherreicher Studirstube als wohlbestallter Universitäts-Professor dreier Lehrfächer: des Hebräischen, der Mathematik und der Geographie. Er war ein friedfertiger, stillforschender Humanist, ein Typus gemüthlicher, volksthümlicher Frömmigkeit. Er war kein skeptischer Theolog, kein spekulativer Philosoph der Geschichte. Er war ein fleißiger, bei kargem Brod geduldig arbeitender Professor, — sein Jahrgehalt war 25 Gulden — kurz, er war ein Mann ganz nach dem Stil eines Mühlerschen Schulregulativs. Beide Männer, Franck und Münster, schrieben in natürlicher Frische und Naivetät. Bei beiden schwimmen Wahrheit und Fabel, Sicheres und Vermuthung bunt in einander. Bei beiden ist Verwirrung und Verwechselung nicht selten, zumal in der Darstellung der neueren Entdeckungen. Beide fühlen sich gehoben von dem rapiden Aufschwung der Zeitereignisse und getragen von deutscher, reformatorischer Begeisterung. Aber Münster's Kosmographie ist ein encyklopädischer Hausschatz, ein Sammelwerk voll mannigfacher Kenntnisse und Gelehrsamkeit, voll hebräischer, griechischer, lateinischer Citate; — Franck's Weltbuch ein Werk der Erkenntniß und Wissenschaft. Münster fesselte durch die Menge des verschiedenartigen Stoffes, Franck durch die geniale Composition, die warmblütige Darstellung. Franck's Hauptstärke ruht in seiner Charakteristik; seine Bilder der deutschen Stände, des Adels, der Geistlichkeit, der einzelnen deutschen Stämme, sind beißend und scharf geätzt. Selbst Luther, der in Polemik rücksichtslos, hart und scheidend war, sagt von ihm, er nähre sich mehr von Lästern und Schänden, denn von Essen und Trinken. In Münster dagegen zittert die Scheu des beschränkten Unterthanenvorstandes, er schlüpft still und schweigend über die Charakteristik der Geistlichkeit hinweg. Er ist vorsichtig und conservativ, als stünde er vor dem Disciplinarhofe eines Oberkirchenraths, er umgeht und verschweigt, um ja nicht nach irgend einer Seite anzustoßen. Selbst von Luther berichtet er nur Thatsächliches, kalt und farblos. Und diese Indifferenz, dieses Mundrechte für alle Welt, die

Digitized by Google

es mit Keinem verdarb, hat zur weiten allgemeinen Verbreitung der Kosmographie sicher nicht wenig beigetragen, — sie öffnete ihr gleich weit die Pforten der katholischen Klöster und die Thüren protestantischer Häuser.

Münster's Kosmographie ist heute für den Gebrauch vollständig veraltet und nur noch eine literarische Reliquie, ein culturhistorisches Curiosum; — Francks Weltbuch fängt erst jetzt an in seinem Werthe erkannt und geschätzt zu werden. — Auf seinem Grabstein im Dome zu Basel wird Münster „der deutsche Strabo" genannt. Franck hat weder Grab noch Grabstein, aber die letzten Titelworte seines Weltbuchs sind sein preisendes Denkmal, daß es ein Werk sei „wie vormals dergleichen inn Teutsch nie außgangen."

J. Löwenberg.

Französische Reisende in Italien.

Ein kulturgeschichtliche Skizze aus dem vorigen Jahrhundert.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als Deutschland sich langsam und mit Mühe von den Wunden erholte, die der 30jährige Krieg seinem geistigen und leiblichen Wohlstande geschlagen, konnte Frankreich, wenn es auf die letztverflossenen hundert Jahre zurückblickte, sich mit gerechtem Stolze die erste Macht der Welt nennen; durch seine von den Waffen unterstützte Politik, noch mehr aber durch seine Literatur übte es entscheidenden Einfluß in den meisten der europäischen Staaten. Trotz dieser hervorragenden und unbestrittenen Stellung sperrt sich das damalige Frankreich keineswegs ab; es sucht die Nachbarländer, ihre Bewohner, ihre Sitten und Gesetze kennen zu lernen. Deutschland, England, ja der Norden werden häufig besucht, namentlich ist es aber Italien, das seinen ewigen anziehenden Zauber ausübt; die Schönheit des Landes, die Erinnerungen des Alterthums, die Schätze der Kunst, der Glanz des päpstlichen Hofes sind Reize, von denen jeder einzelne schon allein genügte, um Protestanten wie Katholiken zum Besuche des Landes einzuladen.

Der bedeutendste aller dieser Reisenden, die uns eine Beschreibung ihrer Wanderung hinterlassen haben, ist ohne Zweifel Charles de Brosses (1709—1777; seit 1741 Präsident des Parlaments in Dijon), ein in vielen Beziehungen merkwürdiger Mann, anziehend und sympathisch wie Wenige. Den Philologen ist er durch seine ehemals berühmte Ausgabe des Sallust bekannt. Vergessen sind seine Abhandlungen über die Reisen in der Südsee, über den Fetischdienst, über den Ursprung der Sprachen. Mancher kennt seinen Namen vielleicht nur wegen des langen, heftigen Streits, den er mit

Digitized by Google

Voltaire zu bestehen hatte*), in welchem der geizige Philosoph sich von seiner häßlichsten Seite zeigte und der die Schuld war, daß dem Gegner Voltaire's die Pforten der französischen Akademie für immer verschlossen blieben!

Dies alles würde jedoch nicht hinreichen, um de Brosses in seiner wahren Bedeutung zu zeigen; sein lehrreichstes, wichtigstes, sehr unterhaltendes Werk sind seine aus Italien 1739—1740 geschriebenen Briefe. Nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, wanderten sie im Freundeskreise von Hand zu Hand, und später fanden sich mehrere Abschriften derselben vor. Die Ausgabe derselben von Sérieys (an VII, 1799) ist lückenhaft und voll Fehler, die einzige brauchbare ist die! von R. Colomb 1858.

In diesen Briefen erscheint uns de Brosses als einer der gelehrtesten Vertreter französischen Geistes, oder wenn man lieber will, als der geistreichsten einer unter den Gelehrten. Er gehört zu jenem Theil des französischen Adels der, fern von höfischem Dienst, es immer als seine Ehrenpflicht angesehen hat an der Spitze der Bildung der Nation zu stehen, Stellung und Vermögen zur Pflege der Künste und Wissenschaften dienen zu lassen, und zugleich dem Wohl des Staates Zeit und Mühe zu widmen.

In deutschen Büchern findet man de Brosses selten angeführt, auch Sainte-Beuve klagt, daß er in Frankreich nicht genugsam bekannt sei, und giebt den richtigen Grund dafür an. Dieser Grund macht ihn uns aber nur um so interessanter. De Brosses lebte nämlich nicht in Paris, er ist Provincialer und wollte es sein, Burgunder von Geburt und von Charakter hat er immer in Dijon gewohnt, in jenem Kreise der Buffon, Bouhier, Sainte-Palaye, die der alten Hauptstadt Burgunds einen letzten Glanz verliehen; unabhängigen Sinnes gegen den Hof und die Pariser Wortführer waren die altehrwürdigen parlamentarischen Familien Dijon's die letzten, die der allgemeinen, literarischen und gesellschaftlichen Centralisation widerstanden und die für ihre provinzielle Heimat noch Ehrgeiz besaßen; es fiel ihnen nicht ein zu denken, daß man nur in Paris leben kann, sie langweilten sich gar nicht in Dijon, und wahrlich, wenn wir de Brosses' Briefe durchlesen und von ihm auf seine Genossen schließen, es muß ein reizend liebenswürdiger Kreis gewesen sein, voll Geist und Laune, voll Witz und Natur, offenen, empfänglichen Sinnes für alles Schöne und Gute, gebildet und geschmackvoll, fleißig und dabei lebenslustig.

Der eigentliche Zweck, den de Brosses bei seiner italienischen Reise verfolgte, war Handschriften des Sallust zu vergleichen und überhaupt alles zu sammeln, was ihm für seine Ausgabe und seine Supplemente zu diesem

*) Meisterhaft erzählt und beurtheilt ist der widerwärtige Handel von Sainte-Beuve, Lundis VII, 83.

Digitized by Google

Geschichtschreiber behülflich sein konnte. Er lebt in vertrautem Verkehr mit den römischen Dichtern und Historikern, dank seinem vortrefflichen Gedächtniß citirt er sie häufig und stets am richtigen Orte; ein so nahes, freundschaftliches Verhältniß zu den alten Schriftstellern wie den Dichtern der Renaissance, ist damals, selbst bei Dilettanten wie de Brosses, nichts seltenes; heute könnten sich nicht alle Fachphilologen eines solchen rühmen! Dieser klassischen Richtung verdankt er eine reinere und strengere Schulung des Geschmacks als man bei einem Franzosen der Roccocozeit erwarten könnte; er sucht nach dem Edeln und Großartigen, er zieht das Schöne dem Hübschen und zierlichen vor, und mehrmals rückt er gegen das Barocke und Schnörkelhafte zu Felde.

Selbstverständlich war unser Reisender zu seinem großen, äußerst kostspieligen Unternehmen gründlich vorbereitet; er hatte alle möglichen Beschreibungen Italiens studirt, auch versäumt er nicht sein Reisebuch mitzunehmen. Bädeker der Zeit war Misson's italienische Reise, ein vierbändiges Werk, trocken, hölzern und weitschweifig. Aber das Buch des eifrigen Calvinisten stand auf dem Index und recht komisch geschildert ist der Auftritt, wie de Brosses an der Dogana in Rom sein Buch auf den Wagenkissen liegen läßt und es zu seinem namenlosen Schrecken von den Zollbeamten confisciren sieht. Alles Eifern war vergebens, „der theure Misson blieb in alle Ewigkeit verdammt!" — Mit einigen Freunden und Verwandten — „so viele Barbaren hat Rom seit der Völkerwanderung nicht mehr gesehen," rief Cardinal Passionei aus — fuhr der Präsident die Rhone hinab. Die Fahrt auf dem mächtigen Strome, die lächerliche Hofhaltung des päpstlichen Legaten in Avignon, das aristokratische Aussehen der Stadt Aix, alles ist „so frisch, so launig geschildert, daß wir dabei zu sein glauben, so ungeheuer auch der Sprung, über anderthalb Jahrhundert, in jene ganz fremd gewordene Welt ist. In Marseille beginnen die Fährlichkeiten und Abenteuer; theils zu Wagen, theils zu Schiff geht die lustige Gesellschaft nicht ohne Klagen über Seekrankheit und felsige Straßen auf Genua los. Die stolze Handelsstadt, der Uebergang über den Apennin entlockt ihm keine Bewunderung; er sieht im Gebirge, ganz wie Misson, nur schlechte, steinige Wege; er steht, was Naturempfindung betrifft, noch auf dem antikmittelalterlichen Standpunkt, nur um das Liebliche ist es ihm zu thun, die Berge sind nur grauenerregend und für den Reisenden unbequem. Erst in der Ebne der Lombardei athmet er auf. In Mailand vergißt er keine Kirche, kein Bild, keine Bibliothek oder Münzsammlung zu besuchen. Die oberitalienischen Städte besieht er alle gewissenhaft; in Verona entzückt ihm das Amphitheater, in Padua ist er zu kritisch, um an die Gräber des Livius und des Antenor zu glauben; es drängt ihn, Venedig zu erreichen, wo er endlich

Digitized by Google

nach 8 Wochen seit seiner Abreise von Dijon ankommt. Hier weilt er einen ganzen Monat, und schwelgt förmlich im Hochgenuß alles Schönen und Seltenen, das ihm geboten wird. Fast mehr noch als die bildenden Künste ist es die Musik, die ihn fesselt und ihm die Abreise schwer werden läßt. Weiter geht's über Ferrara, Bologna, wo der Präsident mit dem Cardinal Lambertini, der bald darauf Papst wurde, gute Freundschaft schließt, nach Florenz. Von hier belästigt durch Mücken, Unwohlsein und Regen, eilt er über über Livorno, Siena nach Rom; kaum angekommen „läuft er nach St. Peter, als ob es brennte; am 19. Oct., um 4 Uhr Abends, war ich in der Kanzel und schleuderte die Blitze des Vaticans gegen alle, die da von meinem Tagebuche übel reden. Bitte, schreibt mir, ob sie nicht seit jenem Tage magerer geworden sind!" Den November verbringen unsere Reisenden in Neapel und Umgegend, stets von Virgil und Horaz begleitet und verfolgen mit Theilnahme die erst vor kurzem unternommenen Ausgrabungen am Fuße des Vesuvs; die eben entdeckten Bilder aus Herculaneum, besonders den Theseus, kann de Brosses nicht genug bewundern. Er schrieb über den Vesuv an Buffon, über Herculaneum an Bouhier, und später richtete er an die Akademie zu Paris eine Abhandlung, die zu den frühesten wissenschaftlichen Nachrichten über diesen Gegenstand gehört. Den ganzen Winter über bleibt de Brosses mit seinen Begleitern in Rom und studirte die ewige Stadt. Besonders befreundet wurde er bald mit dem Cardinal Passionei*), dem Prätendenten von England Jacob III, dem offiziellen Gesandten Frankreichs, Herzog von Saint-Aignan und dem wirklichen Geschäftsträger Cardinal de Tencin. Gegen Ende seines Aufenthalts starb der alte Papst Clemens XII (Lorenzo Corsini); und aus dem Conclave trat nach längeren Intriguen und Wechselfällen Lambertini (Benedikt XIV) hervor. Seit längerer Zeit schon sagte dieser zu den Häuptern der Parteien: Se volete un buon coglione, pigliatemi! Die Schilderung des Cardinalcollegiums und der Wahlmanöver gehört zu den anziehendsten Partien der Reisebeschreibung und hat ein bedeutendes, geschichtliches Interesse; die Charakteristik der hohen christlichen Würdenträger ist mit so feiner Ironie gezeichnet, wie es nur ein tiefer Kenner der menschlichen Schwächen und Leidenschaften, ein Jurist, der zugleich Weltmann ist, vermag.

Ende Februar 1740 verließen unsere Burgunder Rom, mit schwerem Herzen, um über Spoleto Loretto Ancona nach dem geliebten Bologna zu gelangen und dann in Modena die Corregio's (jetzt in Dresden) und Muratori zu besuchen. Die Zusammenkunft mit diesem Gelehrten ist so einfach anspruchslos erzählt, daß sie hier einen Platz zu finden verdient. „Wir

*) C. Justi, Winckelmann II, 1, 93.

Digitized by Google

trafen den guten alten Herrn, mit seinen paar weißen Haaren und seinem kahlen Kopfe, beim Arbeiten, trotz der grimmigen Kälte, ohne Feuer und barhaupt in dieser eisigen Gallerie, umgeben von einem Wuste italienischer Alterthümer, oder vielmehr alten Zeugs; denn ich kann mich wirklich nicht entschließen irgend etwas, was mit diesen häßlichen Jahrhunderten der Unwissenheit zusammenhängt, den Namen Alterthümer zu geben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es, außer der polemischen Theologie, etwas widerlicheres geben könne; es ist ein Glück, daß sich Leute finden lassen, die den Muth haben, sich dem zu widmen, und ich lobe von Herzen Du Cange und Muratori, die sich wie Curtius aufopfern und in den Abgrund stürzen; aber ich habe wenig Lust ihrem Beispiel zu folgen. Sainte-Palaye (der Freund mittelalterlicher Denkmäler und altfranzösischer Dichtung) war dagegen ganz außer sich, so viel Geschreibsel aus dem 10. Jahrhundert beisammen zu sehen. Wir brachten durch einige römische Inschriften eine Diversion in die Unterhaltung, denn unser Muratori ist ein gar vielseitiger Mann. Er sagte uns, er wäre daran gewöhnt täglich so zu arbeiten ohne sich um Hitze oder Kälte zu kümmern, er klagte bitter, daß tutti i danari si spendevano in soldatesca, che andava rovinando affatto le lettere. Endlich, nach einer zweistündigen Unterhaltung, in welcher wir unsern Freund, den Präsidenten Bouhier, nicht vergaßen, dessen Name ja überall erwähnt wird, wo Gelehrte aus irgendwelchen Ländern zusammenkommen, schieden wir von dem guten Greis, von seiner Einfachheit und umfassender Gelehrsamkeit äußerst befriedigt." —

Nachdem er in Modena noch einige Hoffeste überstanden, begiebt sich de Brosses nach Parma, Mailand, wo er einige beim ersten Aufenhalt leichtsinnig hingeworfene Superlativa der Bewunderung bereut, und gelangt über Turin und den Mont-Cenis nach faßt einjähriger Abwesenheit wieder in die Heimath, in den ersehnten Kreis der Freunde.

Was uns diese Reisebeschreibung so werthvoll macht, sind des Präsidenten Urtheile über Kunst und italienische Verhältnisse. Um mit letzteren zu beginnen, so hatte sich de Brosses die den heutigen Franzosen überflüssig scheinende Mühe gegeben, die Sprache des Landes, das er bereiste, von Grund aus zu lernen. Als Edelmann hat er überall, Zutritt, und so trägt er als Augenzeuge selbständig gebildete Ansichten vor; seine Erzählungen von Handel und Wandel in Venedig, Bologna, Rom sind von großem, wirklich culturgeschichtlichem Interesse und haben nicht nur auf Beachtung, sondern auch auf Achtung Anspruch. Das Leben der Nobili in Genua und Venedig, das der hohen Geistlichkeit in Rom, des Hofs in Modena und Turin, das alles lernte der gesellige Franzose genauer kennen. Und hier finden wir einen Zug, der ihn uns überaus liebenswerth erscheinen läßt: wo er fremde Verhältnisse mit den heimatlichen vergleicht, mißt er nicht nach französischer Schablone, und

Digitized by Google

erkennt gern an, daß im eignen Lande manches besser sein könnte. Er tadelt die schon damals bei seinen Landsleuten häufige Sucht, alles Nichtfranzösische schlecht zu finden: eine Krankheit, die seit der Revolution unheilbar geworden. Der moderne Franzose will eine Mission haben. Der Anhänger der unsterb- Grundsätze von 1789 wähnt sich zum Beglücker aller Nationen berufen, zum Apostel von Recht und Freiheit; der verstockte Legitimist betrachtet es ebenso als seinen göttlichen Auftrag die von Unglauben und Untreue gestörte Ruhe in Staat und Kirche wieder zu bringen. Von diesem unerträglichen Dünkel finden wir bei de Brosses, trotz all seinem patriotischen Stolze, keine Spur. Er tadelt ausdrücklich die Schwelgerei des französischen Adels: „Um es offen zu sagen, so ist der Aufwand der Italiener unendlich reicher, edler, angenehmer, nützlicher, prächtiger, und hat bei weitem mehr Größe. Was verstehen wir meistens in Frankreich unter etwas vorstellen, ein großes Haus machen, wenn nicht gute Küche und guten Keller halten? Ein reicher Mann, der Leute bei sich sieht, muß eine Menge Köche haben, muß dreimal mehr zu essen geben als für die Eingeladenen nöthig wäre . . . . . So handelt kein Italiener; wenn er durch einfaches Leben eine große Summe Geldes erspart hat, so glänzt er dadurch, daß er ein großes öffentliches Gebäude errichtet, das zum Schmucke und Nutzen seiner Heimat dienen kann und seinen Namen, seine Pracht und seinen Geschmack dauernd auf die Nachwelt bringt. Ist diese Art Ruhmsucht nicht verständiger und richtiger als die andere? Ist es nicht eine Freude unter den eignen Augen ein Gebäude entstehen zu sehen das bleiben wird, statt eines Gastmahls das verschwinden soll, abgesehen davon, daß das erstgenannte Vergnügen befriedigender und edeler ist? Ist es nicht ebenso genußreich die Augen zu erquicken als den Gaumen? Eine schöne cannelirte Säule ist wohl ein gutes Berghuhn werth. Das ist meine Behauptung, und bei der bleibe ich. Dixi."

Ebenso wichtig sind die Bemerkungen über das Verhalten der Franzosen im Ausland: „Ich merke überhaupt, daß keine Nation weniger beliebt ist als die unsrige; das kommt nur von unsrer schlechten Gewohnheit, überall laut unsere Sitten denen der fremden Völker vorzuziehen und alles, was nicht so ist wie bei uns, rücksichtslos zu tadeln. Daher heißt es, Niemand könne sich mit uns vertragen, da wir überall die Herrn sein wollen und nur in despotischem Ton reden. Der zurückhaltende Charakter der Italiener paßt schlecht zu unseren offenen und unvorsichtigen Manieren. Sie behaupten, es wäre unsere Gewohnheit immer zu reden, während Schweigen vortheilhafter sei; sie finden, daß wir durchaus keine Kaltblütigkeit besitzen, die sie so hoch schätzen; sie erkennen, daß, wenn wir zu unsern andern guten Eigenschaften dies Phlegma hinzufügen, wir mehr werth sind als Andere. Das ist alles ganz richtig, aber wahr ist es auch, daß eine der allgemeinsten Ur-

sachen des Hasses andrer Völker gegen das unsrige die große Macht Frankreich ist, ihr verdanken wir es zwar, daß wir als die ersten in Europa geachtet und gefürchtet sind, aber auch, daß alles, was französischen Namen trägt, dem Neide und der Eifersucht ausgesetzt ist." Wir dürfen nicht vergessen, daß ganz Europa noch von den kaum beendigten großen Kriegen nachzitterte, und de Brosses fühlte wohl, daß die geheimen Sympathien Italiens fast allenthalben nach dem Reiche, resp. Oesterreich gingen.

Auch in den Urtheilen über Kunst finden wir, daß unser Reisender oft von seinen Landes- und Zeitgenossen abweicht, und ihnen bedeutend überlegen ist. Freilich theilt er das allgemeine Vorurtheil gegen alles Gothische. Mit diesen Namen ist alles mittelalterliche von vornherein verdammt. Gnade findet in seinen Augen nur die Antike und die Renaissance. Namentlich eifert er gegen den Spitzbogen, gegen Giotto, Orcagna und ihre Schule und gegen das ganze Quattrocento, das nur „kleinlich, steif und barbarisch" gewesen. So nennt er den San Marco eine scheußliche griechische Kirche, voll erbärmlicher Mosaiken. Am Mailänder Dom findet er auch nicht viel Gutes; das reizende, so überaus charakteristische Spital derselben Stadt verwirft er ganz und gar, und S. Zeno in Verona ist ihm nur deshalb sehenswerth, weil es so über alle Begriffe abscheulich und „geschmacklos" ist. Giotto, meint unser Kritiker, würde heute Niemand mehr erlauben auch nur eine Halle zum Ballspiel zu bemalen."

Vasari's Félibien's Künstlergeschichten, sowie die gangbaren Reisebeschreibungen von Italien reichten gerade hin, um die Wißbegierde der Kunstfreunde zu reizen. Stiche von Gebäuden, noch mehr von Gemälden und Statuen, waren theuer und selten; daher können wir es uns erklären, daß de Brosses so ausführliche Verzeichnisse und Beschreibungen von allem Gesehenen an seine Freunde schickt.

Mit Michel Angelo kann sich der Zeitgenosse Watteaus begreiflicher Weise nicht befreunden. „Seine Frauen haben Muskeln wie ein Hercules; sein Geschmack ist schlecht, roh und hart, outré et féroce." Von dem jüngsten Gericht in der sixtinischen Capelle sagt er mit einem unübersetzbaren Ausdrucke c'est une furie d'anatomie." Nur für die Gebäude des großen Florentiners, und nicht einmal für alle, hegt de Brosses eine wahre Bewunderung. Für Rafael ist er voller Begeisterung; wenn er auch manchmal bedauert, nicht mehr Kraft und Glanz der Farbe bei ihm zu finden, so hat er nicht genug Ausdrücke für die Zeichnung, die Erfindung, den Ausdruck, die „gelehrte" Composition, und besonders für die weise Maßhaltung des Meisters. Seine unverhohlene Vorliebe wendet sich indeß den Bolognesern zu, namentlich den Carraci's zu, die er mehrmals geradezu Rafael gleichsetzt. In das höchste Entzücken aber, in wahre Ekstase versetzen ihn die Corregio's

Digitized by Google

in Modena und Parma. Beim Anblick der „Nacht" ruft er pathetisch aus: „Verzeihe, göttlicher Rafaël, wenn keins von deinen Werken mich so bewegt hat wie dieses; du hast deine eigene Art von Anmuth, edler und züchtiger, aber diese ist bezaubernder; du weißt, wie sehr ich dich bewundere, wie hoch ich dich schätze; erlaube mir, den anderen von ganzem Herzen zu lieben. — Bei seiner Vorliebe zu glänzender Farbgebung ist es auffallend, daß de Brosses den Venezianern gegenüber meist kühl bleibt, aber um so begreiflicher, daß er gegen die moderne französische Malerei ausfällig wird; von den Erzeugnissen seiner Zeitgenossen läßt er nur die Kleinkünste gelten; an seinen „délicieuses, chiffoneries" wie er sie nennt, hat er kindische Freude.

Am besten zu Hause fühlt sich der Präsident im Verkehr mit dem classischen Alterthum; er hatte dessen Geist und Geschichte genauer studirt als die Renaissance, und der alten Kunst gegenüber hat er den ersten Eindruck des Staunens nicht mehr zu bewältigen; er kann sich hier rascher über seine eignen Empfindungen Rechenschaft ablegen; hier hat er auch leuchtende Gedanken, die seiner Zeit vorauseilen; noch war kein Winckelmann, nicht einmal ein Caylus erschienen, um griechische und römische Kunst zu sondern; und doch erkennt de Brosses schon in Florenz, wie unendlich die Griechen den Römern überlegen sind. Es ist wunderbar, daß ein Dilettant, wie er es doch war, aus eignem Studium so tief in das Wesen der antiken Sculptur eindringen konnte. Der modernen Manier und Kleinlichkeit setzt er „den Stolz, den großartigen Geschmack und die Einfachheit" der Antike entgegen; nach jeder Wanderung durch die Museen Roms ist er von neuem überzeugt, daß man eine moderne Statue neben einer antiken nicht ohne mitleidiges Achselzucken ansehen könne; er stimmt nicht in die Lobgesänge zu Ehren Bernini's. Von wahrer Zärtlichkeit wird er erfaßt, als er das erste Denkmal römischer Herrlichkeit auf italienischem Boden, die sechszehn großartig melancholischen Säulen vor San Lorenzo in Mailand erblickt, „die edeler und schöner sind als ganz Genua und Mailand zusammen." Die Kaiserbüsten ziehen besonders seine Aufmerksamkeit auf sich, wie denn die Franzosen zur Ikonographie immer eine Vorliebe gehabt haben, und bei dieser Gelegenheit macht er eine Bemerkung, welche zeigt, daß er schon einen Zusammenhang zwischen der Entwickelung der Kunst und der allgemeinen Cultur eines Volks ahnte: „Die Reihenfolge (der Sammlung in Florenz) geht von Cäsar bis Constantin, von Alexander Severus an allerdings lückenhaft, und es ist merkwürdig, wie der Verfall der Kunst mit dem Verfall des Reichs gleichen Schritt hält, so daß die letzten fast nichts mehr werth sind." Und wie lebhaft empfindet er das charakteristische! Eben habe ich einen fürchterlichen Schrecken gehabt; ich öffne ohne Arg die Thüre eines Nebenzimmers (im Palazzo Farnese) — Sie kennen den abscheulichen Kerl,

Digitized by Google

den Caracalla, — der hatte sich ganz nahe bei der Thüre hingepflanzt und fängt nun an, mich mit seiner Bösewichtsphysiognomie anzustieren; ich that, lächerlich erschrocken, einen Schritt zurück. Bei Gott, das ist die erste Büste; sie geht noch über den Cäsar in Palazzo Casali und den Vitellius in Genua (P. Durazzo).

Höchst fruchtbar ist seine Erklärung, woher es kommt, daß wir so viele übereinstimmende antike Statuen besitzen. Einerseits haben wir oft zahlreiche Copien eines berühmten Originals, andererseits aber hat es einen tieferen Grund: „Die Alten suchten sich von ihren Göttern ein bestimmtes Bild zu machen; sowohl die Gesichtszüge als die Haltung des Körpers mußten eine gewisse Aehnlichkeit haben, die als wahrscheinlich vorausgesetzt wurde; so stellen wir in den Heiligenbildern Christus mit einer bestimmten Gesichtsform dar, so bilden wir Petus mit einer kahlen Stirn, kurzem Haar, einem kurzen, krausen schlecht gepflegten Bart, mit gelben und grünem Kleide ꝛc. So kam es, als es einem geschickten Bildhauer zuerst gelungen eine schöne Jupiter- oder Venusstatue zu machen, die den überall verbreiteten Vorstellungen entsprach, jeder ausrief: das ist Venus, das ist Jupiter, der Bildhauer hat Recht, das sind die Götter selbst!“ Von nun an blieb der Charakter fest, und die Künstler, die Beifall finden wollten, konnten nur noch nach diesem ein für allemal anerkannten Typus bilden. Daher kommt es, daß eine Venus und ein Jupiter, die nie existirt haben, heute noch so leicht zu erkennen sind, wie ein Augustus oder Marc Aurel, von denen wir gleichzeitige Münzen besitzen.“

Neben so ahnungsreichen und verständnißvollen Anschauungen stoßen wir auf einzelne Irrthümer, die heute kein Anfänger begehen würde; sie verdienen aber unsere volle Nachsicht, denn was kannte de Brosses von Phidias, wie wenig überhaupt von ächt griechischen Werken. Seine Schwächen sind überdies charakteristisch für eine Epoche, die in kunsthistorischer Hinsicht eine Zeit der Vorbereitung ist. Das Licht der historischen Anschauung war noch nicht aufgegangen, erst mit Winckelmann sollte es für alle leuchten.

Noch lag ein großartiger Plan eines Museums unserem Enthusiasten am Herzen, einer Sammlung von Gypsabgüssen der besten antiken Statuen, die den Künstlern zu Vorbildern und Allen zur Belehrung dienen sollte. Damit wollte er auch ein Museum von in Mosaik ausgeführten Copien der vorzüglichsten Gemälde vereinigen, die durch dies Verfahren die Farbe nicht verlieren würden. „Glauben Sie, daß man irgend etwas besseres zu Ehren der Künste unternehmen könnte? Glauben Sie nicht, daß die Wißbegierde der Fremden, die hier die Schätze beisammen finden würden, welche sie sonst mit vielem Gelde und viel Zeitverlust weit zerstreut aufsuchen müssen, dem Staate das Dreifache der Kosten solcher Gebäude einbringen würde? Bitte,

Digitized by Google

theilen Sie meinen Plan den Manen des großen Colbert mit." — Großes Interesse widmete er auch der Musik und brachte eine Menge Abschriften von Opern, Intermezzi und instrumentalen Compositionen zurück. Man sieht, für Alles hat dieser lebhafte Geist Interesse, er will die italienische Cultur von allen Seiten erfassen und sich aneignen.

Ein Zeitgenossen Voltaire's macht sich de Brosses gern über Reliquienverehrung*) und andern Aberglauben lustig, aber es ärgert ihn, wenn „so ein verdammter Hugenotte", wie seine englischen Freunde in Rom, die katholische Religion verspottet.

Zum Schlusse möge ein Zug im Charakter des Präsidenten erwähnt werden, der ihm zur höchsten Ehre gereicht, das ist sein freier, unabhängiger Sinn. So schreibt er an seinen Collegen de Neuilly, später Gesandten in Genua: „Es wundert mich, und ich zweifle, daß dies Land (China, ein Modegegenstand der Unterhaltung seit den Jesuitenmissionen) so gesittet und an moralischen Tugenden so reich ist, wie man es uns darstellt, und zwar wegen des absoluten Despotismus, der dort herrscht. Die Knechtschaft zieht gewöhnlich die Erniedrigung von Geist und Gemüth nach sich, und diese hat die Schimpflichkeit (turpitudo) der Sitten zur Folge. Ich kann kein Vertrauen zu einem Volke fassen, das wie Hunde nur mit Stockschlägen dressirt wird." Diese männliche Freiheitsliebe hat er im Leben mehrmals bethätigt; seine standhafte Verweigerung unter dem allmächtigen Maupeau im Parlamente zu sitzen, büßte er mit dem Exil.

Aus dem gesagten wird es leicht sein de Brosse's Gesammtbild sich zu reconstruiren. Seine übrigen Werke sind vergessen, aber seine Reisebriefe werden, trotz Eisenbahnen und Königreich Italien, eine der besten Vorbereitungen zum Besuche des „glücklichen Hesperiens" bleiben, denn er war, um Sainte-Beuve's**) Worte zu gebrauchen, „der erste eindringende Kritiker, fein, lebensfroh, mit hellem, auf das Große gerichtetem Blicke, der die italienische Welt mit ihren Wundern und Widersprüchen richtig gesehen hat."

William Cart.

---

*) „In den Katakomben wimmelt es von Märtyrern, Bekennern und Jungfrauen. Wenn in irgend einem fremden Lande das Bedürfniß nach Reliquien sich fühlbar macht, so braucht der Papst nur hier herunterzusteigen und zu rufen „Wer von euch da unten will nach Polen gehen und dort Heiliger sein;" da findet sich irgend ein Todter mit gutem Willen, der aufsteht und weggieht. (II, 331.)

**) Lundis VII, 82.

Digitized by Google

Alexander v. Humboldt und Frau v. Wolzogen.

Seit den heiteren Tagen des ersten Zusammenlebens der Humboldt und Schiller's in Jena war Alexander v. Humboldt auch mit der Schwägerin Schiller's, der Frau v. Wolzogen, befreundet. Der Briefwechsel zwischen beiden erhielt sich bis zum Tode der edlen Frau im Januar 1847, doch enthält der „Literarische Nachlaß" derselben" (Leipzig, Brockhaus 1848) von Humboldt's Briefen auch nicht einen einzigen, aus discreter Rücksicht, da derselbe damals noch lebte. Wir besitzen einen schönen Theil dieser Briefe, die von mannigfachem Interesse sind, und bietem im Auszuge hier das Dankschreiben Humboldt's, als die Freundin ihm ihren neuen Roman „Cordelia" (Leipzig, Brockhaus 1840) geschickt hatte.

Der Brief lautet:

„Er dachte sich in die Einsamkeit der amerikanischen Wälder, wohin ihn oft seine Phantasie trug. Sie und die Freiheit, das war die Sonne seines Daseins". Dank, theure, hochverehrte Freundin, für diese Worte und für so viele andre, das tief uns Ihrer Cordelia in mein innerstes Gemüth eingedrungen ist. Wenn man in diesem alten Schlosse, wie in Eis und Schnee vergraben, einem liebenswürdigen und geistreichen Fürsten so nahe und doch, am späten Abend des Lebens, so fern noch von allem sich fühlt, was dem ernsteren Streben und unsrer Weltansicht entspricht, — wenn man edlen Willen oft im Augenblicke gelähmt sieht, wo er zur That, zur freien, unabhängigen, daran schreitenden erstarken sollte, so wünscht man sich auch in die alte, immergrüne, menschenleere Waldnatur zurück. Nach diesem trüben Eingange, die Farbe der Landschaft bezeichnend, soll mit nicht minderer Wärme Ihnen, theure Freundin, mein Dankgefühl für Ihr herrliches Geschenk dargebracht werden. Der Dank ist nur darum verspätet, weil ich 2mal, Zeile für Zeile, und immer gleich genußvoll dieses ätherische Lebensbild mir aneignete, das zweite Mal, um nach meiner Art für unsre vortreffliche Königin kleine Zeichen mit Ueberschriften hineinzulegen. Die Zahl der Ausrufungszeichen !!! drückt dann, wie der Zuruf hear, hear, im Parlamente den Grad meiner Bewunderung aus. Thl. I, S. 8. des Volkes inwohnende Kraft. S. 127 der Greis, S. 178 Vaterland, S. 188 Naturschilderung, S. 202 der Schäfer, der eine Schäferin ist, S. 221 Verklärung, S. 282—332 Trennung!!! S. 373 Frauen !! — Th. II, S. 14 Entschlafen, S. 66 Grabkapelle der Mediceer, S. 111 Unendlichkeit dichterischer Begeisterung und Wirken, S. 175 Schilderung von Deutschland S. 288 Siege. — — In einem Garten, den man selbst gepflanzt, achtet man auf die Punkte, an denen der Freund am liebsten verweilt; zum gestirnten Himmel aufblickend fragt man sich gern, ob dieselben Gruppen des Firmaments uns gleich freundlich anlächeln? In dieser Be-

Digitized by Google

trachtung liegt die Entschuldigung des Citirens der Seitenzahlen, da wo Tiefe des Gefühls, Fülle und Reichthum der Phantasie, Harmonie und Anmuth der Sprache im herrlichsten Einklang stehen. Ich nannte Ihre Composition als von ätherischem Lichte umflossen. In der That meine Theuere, es herrscht in dem Gebilde eine Reinheit der Empfindung, der Charaktere, aller Handlungsmotive, ja des Naturlebens als Hintergrund, von dem sich die lieblichsten Gestalten abheben, daß aus dieser Fülle des Lichts, des sanftmilden, eine Gefahr für das Ganze entstehen könnte. Wenn man selbst gelesen hat und unter Ihrem Zauber steht, einem Andern die Verkettung der Begebenheiten, das innere Treiben so edler Menschen schildert, so kann die Besorgniß entstehen, daß so viel Reinheit schade, daß ein bischen Laster aus dem blutigen Vorrath der wunderbar ätzenden Vittorie Acorombona von Tieck nützen könne, um dem vielen Lichte als Schattenseite zu dienen. Diese Besorgniß verschwindet, wenn man selbst liest, sich Ihren überwarmen Schilderungen unbefangen hingiebt. Die schwierige Lage Ferdinands, die weibliche Schwermuth im Verhältniß zu Edgar, der Tod geliebter Personen, die schaurige Erzählung der Trennung und Rückfahrt durch den wurzelreichen Wald, die große Begebenheit der Befreiung Deutschland, die wie in Herrmann und Dorothea der revolutionaire Volkssturm, die handelnden Figuren hebt und trägt und vergrößert, die Mannigfaltigkeit der Naturschilderungen von Deutschland und Italien in allen Zuständen der Tages- und Jahreszeiten (aber wieder mit Ausschluß der wüthenden vulkanischen Naturgeister) — alles dies bietet einen Reichthum und einen Wechsel der Motive dar, die der Contraste des Verbrechens, der wild leidenschaftlichen Roheit, des entmenschten Menschen nicht bedürfen. Zu dem Genusse nun, der eine so schöne Dichtung gewährt, eine solche Vollendung der Sprache wie im Werther und in den edelsten Schöpfungen von Schiller, wie in Ihrem unvergleichlichen Leben des großen Dichters gesellt sich für Ihre Verehrer, theure Freundin, ein ganz subjectiver Genuß. Es ist etwas hoch erfreuliches, daß am späten Abend des Lebens, zu dem wir Beide (so viel ich weiß) gleich vorgerückt sind, Ihnen der Muth, die Kraft, die Göttergabe schaffender Phantasie geblieben ist, so das Innere des sich heranbildenden und gereiften Menschen, die zarte Abstufung männlicher und weiblicher Gefühle, den Weltgeist, der die Geschichte offenbart, den Hauch der Lüfte, der die blaue Ferne nachtieft, das Rauschen des abfallenden Laubes im Buchenhaine in reiner Naturwahrheit, ohne Spur von Manierirtheit oder tendenziöser Geschwätzigkeit zu schildern. Ein solches Buch bekräftigt, was wir an Göthe sehen, daß bei edlen und großen Gaben des Geistes die Frische der Gefühle unverwüstlich ist.

Es war ein Bedürfniß meines Herzens Ihnen dies zu sagen, hätte doch Wilhelm noch diese Freude genossen! Zwei Bände der gesammelten Werke

Digitized by Google

sind nun schon gedruckt, aber nichts ausgegeben. Sie erhalten natürlich die Erstlinge. Meine Familie sehe ich jetzt auch wie das Laub der Bäume zerstreut. Geht, wie wahrscheinlich, Herr v. Werther ab, so wird nicht Bülow, sondern Gr. Malzahn (jetzt in Wien) Minister der auswärtigen Angelegenheiten; Frau v. Bülow zieht das einfache, hoflose Leben in Frankfurt sehr dem Wiener vor. Sie ist seit der wunderbaren verzauberten Caroline Tod die wichtigere unter den Schwestern, voll Tiefe des Gefühls, Feinheit des geselligen Lebens, Verstand in dem Verhältniß zum Manne, den sie liebt ohne ihn zu quälen, mehr den Mutterſorgen als der großen Gesellschaft zugewandt, doch in dieser durch ihr Leben in London ganz zu Hause; von lieblichen Gesichtszügen und bei anscheinender physischer Zartheit von außerordentlicher Stärke des Charakters. Sie hat den einzigen Knaben einen Monat lang diesen Sommer mit dem Tode ringen sehen, ohne (aus Schonung) mir oder ihrem Manne schreiben zu wollen. Er ist der einzige Staatsmann, den wir haben, vom Könige jetzt sehr geliebt, constitutionell und liberal, wie man es in unsrer Familie sein muß; zärtlich für Frau und Kinder, wenn er mit ihnen vereint lebt, doch im Ganzen mehr dem äußeren politischen Leben ergeben, eingezogen, sittlich im Privatleben. Er wird einmal nothwendig werden.

Die Kinder, von denen die jüngsten hübsch, sehr hübsch sind, haben viel Geist und ein angenehmes Gemisch deutschen und englischen Wesens. Des armen Hedemann Gesundheit ist noch immer sehr schwankend. Es ist ein mysteriöses Nervenübel, in den Folgen der Gicht sehr ähnlich. Sonderbare Röthe und blaue Flecke im Gesicht zeigen, daß auch das Blutsystem abnorm afficirt ist. Die gute Adelheid ist sehr zu beklagen. Es sind edle Menschen, die sich aber oft das Leben einengen. Meine Gesundheit erhält sich wunderbar. Die Zärtlichkeit des Königs gegen mich ist in stetem Zunehmen; ich bin fast sein täglicher Umgang. Sie müssen aber daraus nicht andere Schlüsse ziehen oder mich responsabel machen für das, was Ihnen oder Ihren Freunden mißfallen kann. Es giebt Verhältnisse, über die man nur in der Nähe richtig urtheilen und nicht schreiben kann, weil man durch halbes Schreiben irre führt." Doch wird noch manches über Personen und Zustände mitgetheilt, dann heißt es: „Ich suche, da ich so selten das Glück habe, Ihnen, theure Freundin zu schreiben, meinem Briefe Interesse zu geben. Ich beschwöre Sie aber mit dem unliterarischen Theile des Briefes sehr vorsichtig zu sein. Wir leben in Deutschland!" Humboldt schreibe noch von seiner nächsten Reise nach Paris und seinen Arbeiten. Daß ihm diese möglich, sei dadurch erklärlich, daß der periodische Schlaf in der Humboldtschen Familie für ein überwundenes Vorurtheil gilt. Dann schließt der Brief: „Hier haben Sie, theure Freundin, den ganzen Menschen mit seinen Ge-

fühlen, Hoffnungen, Klagen .... so geht es bis man fossil wird. Der Proceß fängt in den Extremitäten an. Das Herz schlägt warm und dankbar für Sie voll Bewunderung.

Potsdam den 9. Januar 1841.

Al. Humboldt.

In dem Tagebuche der Frau Wolzogen (Liter. Nachlaß I. 105) lesen wir: „Januar 1841. In den ersten Tagen des Jahres lebte ich im Gebet. Alle meine Verhältnisse lagen trübe vor mir, ich fühlte mich sehr einsam. Ich bat Gott, es möge mir etwas Erfreuliches begegnen, ein Freund möge sich mir nähern und mir die Hand reichen. Da erhielt ich von Alexander Humboldt einen Brief, einen schönen, trostreichen, voll Seele und Herz über meine Cordelia. — Ein solches Zusammentreffen stärkt meinen Glauben an eine geheime Verkettung der Wesen, an Erhörung von Seiten der ewig schaffenden und ordnenden Macht."

Die Ausgrabungen des Herrn Schliemann in der Gegend des alten Troja.

Das Heben alter Schätze ist noch jetzt durch einige von den mißlichen Umständen erschwert, welche in der Vorzeit mit dieser Arbeit verbunden waren. Häufig findet man die Schätze nicht, wenn man systematisch darnach sucht, und zufällig findet sie Jemand, der für ihre wissenschaftliche Bedeutung kein Verständniß hat. Ebenso häufig finden sie sich grade nicht an der Stelle, wo man sie aus guten Gründen vermuthet, und ein andermal bieten sie sich ungesucht grade da, wo Niemand sie erwartet hat. An die Stelle der feuerspeienden Drachen, mit denen einst der Finder zu kämpfen hatte, treten jetzt nach dem Funde gelehrte Fehden; und wenn sich der Schatz dem modernen Finder nicht mehr in Kohle, Asche und Strohhalme verwandelt, so erheben sich dafür jetzt zuweilen Zweifel und kritische Bedenken gegen seine Echtheit.

Unter den Ausgrabungen dieses Jahres haben kaum andere so großes Aufsehen gemacht, als die, welche ein Deutscher, Herr Schliemann, auf dem Terrain unternommen hat, das ihm für die Stätte des homerischen Troja gilt. Herr Schliemann ist als Entdecker verschütteter Bauwerke nicht unbekannt, er hat bereits in Ithaka nach den Lokalitäten der Odyssee geforscht und gegraben, und dort weit mehr gefunden, als unsere ungläubigen Gelehr-

Digitized by Google

ten anerkennen wollen. Auch bei seinen neuen Ausgrabungen ist Vieles auffällig und sonderbar, am auffälligsten der gefundene Goldschatz. Zunächst waren Manche bei uns der Meinung, daß die Stelle, auf welcher der Sage nach das homerische Troja gestanden hat, nicht grade dieselbe Oertlichkeit sei, auf welcher Herr Schliemann gräbt. Er aber grub im festen Glauben an die historische Wichtigkeit der Stätte und er fand auch Substructionen von Mauern, Thürmen, Gebäuden, in denen er genau die Lokalitäten des alten Troja erkannte, wie sie in der Ilias geschildert sind, und welche seiner Beschreibung nach in der That einer Stadtanlage aus sehr alter Zeit zugehört haben. Er grub in gutem Glauben an die Zerstörung dieser Stadt durch hellenische Belagerung und Brand und an die letzten Versuche des überraschten Priamusvolkes, das Leben und die Schätze zu retten, und er fand deutliche Spuren eines großen Brandes, und fand Schätze, welche unter den Schrecken einer Eroberung deponirt scheinen. Er erkannte in dem Funde Becher der Priamiden, Diademe und Ohrringe ihrer Frauen, welche den scharfen Augen des Odysseus und dem festen Griff des Ajax entgangen sind; und in Wahrheit scheinen die Waffen und Schmucksachen einer Zeit anzugehören, in welcher noch vorzugsweise das Kupfer zu Kriegswerkzeugen verwandt wurde, und in welcher die Bewohner der kleinasiatischen Küste ihren Schmuck noch von andern Künstlern erhielten als von hellenischen. Die ruhige Sicherheit, mit welcher unser Mecklenburger seine Entdeckungen als Reliquien des Hauses Priamus darstellt, mag neben der Heiterkeit noch eine andere, weniger behagliche Stimmung hervorrufen, aber die Beschaffenheit seiner Fundstücke nach der von ihm publicirten Beschreibung regt auch ein sehr ernstes Interesse der Zeitgenossen auf. Denn ist auch hier manches schwer begreiflich, z. B. die Conservirung des Kupfers, so scheinen doch seiner Mittheilung zu Folge die Geräthschaften und Schmucksachen einer Culturperiode anzugehören, welche in das Zeitalter der homerischen Sänger zurückreicht und vielleicht sogar den Jahrhunderten entspricht, in welche die späteren Hellenen Blüthe und Fall des homerischen Troja versetzten. Und der Fund wäre grade jetzt von besonderem wissenschaftlichen Interesse, weil er anderweitige neue Beobachtungen bestätigen würde, Beobachtungen, welche noch keineswegs sicheres Gemeingut unserer Archäologie geworden sind. Die Gegenstände des Fundes scheinen einer Kunstbildung und Technik anzugehören, welche durchaus von orientalischem Einfluß beherrscht war, und deren Ausbreitung zunächst über Kleinasien nicht bezweifelt werden kann. Da liegt nun auch die Annahme nahe, daß es Erzeugnisse dieser asiatischen Kunst waren, welche durch die Phönizier in alle Küstenlandschaften des Mittelmeeres verschifft und weit nach nordwärts verhandelt wurden. Längst war aufgefallen, daß in Formen des Metallgeräths und der Ornamente aus alten Gräberfunden, die in sehr ver-

Digitized by Google

ſchiedenen Gegenden Europas gemacht worden ſind, eine auffallende Aehnlichkeit des Stils vorhanden iſt, welche unmöglich zufällig ſein kann. Man wurde deshalb veranlaßt, frühe Handelsverbindungen der Völker anzunehmen, welche ſchon in einer Zeit vorhanden waren, in welcher die Etrusker noch nicht auf Grundlage ihrer aſiatiſchen Vorbilder die eigene virtuoſe Technik ausgebildet hatten. Für dieſe Hypotheſe kann jeder Fund von kunſtvollem Geräthe aus vorgriechiſcher Zeit von großem Werthe ſein, indem er ſie beſtätigt oder corrigirt, und wenn der Fund des Herrn Schliemann in Wahrheit jener Zeit einer vorhelleniſchen Stadtcultur angehörte, ſo wollen wir dem Finder trotz ſeines feſten Glaubens an eine geſchichtliche Hecuba für die Bereicherung unſeres Wiſſens recht dankbar ſein. In dieſem Fall darf man als Deutſcher auch bedauern, daß der Fund unſern Muſeen fern bleiben wird, der Finder hat ihn bereits dem Muſeum in Athen überwieſen. Mit Spannung muß man den Beſchreibungen und photographiſchen Abbildungen deſſelben entgegenſehen, welche demnächſt in größerem Werke erſcheinen ſollen.

Herr Schliemann ſoll ein Abkommen mit der griechiſchen Regierung getroffen haben, nach welchem er große Ausgrabungen auf dem Terrain von Olympia unternehmen wird. Dadurch würde ein hoffnungsvoller Plan gekreuzt werden, welchen man von Berlin aus betrieben hat.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Das Schumannsfeſt in Bonn. Als die letzten Klänge der ſehr gelungenen Concerte des Beethovenfeſtes verhallt waren, welches die Stadt Bonn vor zwei Jahren feierte, begaben ſich die Feſttheilnehmer zu Schiff, um rheinaufwärts nach Rolandseck zu fahren, wo man in geſelliger Zuſammenkunft das ſchöne Feſt beſchließen wollte. Unterwegs beim heitern Mahle wurde in einem Trinkſpruche der Frau Clara Schumann gedacht, welche, leider verhindert, dem Feſte nicht hatte beiwohnen können. Man ſandte der hochgeehrten Frau ein Telegramm, worin ſie, die Vorkämpferin für Beethoven's geniale Claviercompoſitionen, von dem ſchönen Gelingen des Feſtes benachrichtigt und von der verſammelten Geſellſchaft ehrfurchtsvoll begrüßt wurde. Dieſe Erwähnung des Namens „Schumann" rief ſofort bei einigen der anweſenden Muſikenthuſiaſten die Idee hervor, Schumann in einiger Zeit ein ähnliches Feſt zu widmen, wie das eben in ſeinem Abendſonnenglanze ſtrahlende Beethovenfeſt. Noch an demſelben Abende theilte mir ein in muſicaliſchen Dingen ſeiner Vaterſtadt einflußreicher Bonner Bürger mit, daß er mit allen Kräften danach ſtreben werde, innerhalb zwei Jahren ein Schumannsfeſt zu organiſiren. Es knüpft alſo die Idee eines Schumanns-

Digitized by Google

festes thatsächlich an das Beethovenfest an. Die Verwirklichung der Idee hatte eine äußerst solide Stütze in dem Vorhandensein der nunmehr als zweckmäßig erprobten Beethovenhalle, welche für das Fest von 1871 massiv erbaut war und in dem überraschend trefflichen Gelingen dieses Festes. Bonn hatte sich durch beides als vollkommen berechtigt erwiesen, derartige Musikfeste abzuhalten und damit im Rheinlande das betreffende Monopol der Städte Köln, Düsseldorf, und Aachen stark erschüttert. Die Bonner waren gewissermaßen froh von diesem Verband von Städten auf die Bitte um Eintritt in den Turnus derselben abschlägigen Bescheid erhalten zu haben.

Für die Schumannsfeier, welche am 17. bis 19. August dieses Jahres stattfand, wirkten speciell noch einige andre Factoren mit, welche der an und für sich etwas barocken und mindestens einseitigen Idee drei Tage Schumann und nur Schumann aufzuführen, doch schon von vornherein einen entschiedenen Erfolg sicherten. Zunächst hatte das Comité, welches das Fest organisirte, den eventuellen Reinertrag zur Gründung eines Monumentes bestimmt, welches Robert Schumann auf dem Bonner Kirchhof, wo derselbe begraben liegt, errichtet werden soll. Die außerordentliche Theilnahme, welche sich für diesen Plan schon bald nach seinem Bekanntwerden, kund gab, erstreckte sich in die weitesten Kreise. Es wurden sogar anderwärts öffentliche Aufführungen für das Denkmal veranstaltet; so gab z. B. der Sänger Julius Stockhausen in Stuttgart zum Besten des Denkmals ein Concert, dessen bedeutender Reinertrag von nahezu fünfhundert Thalern er dem Bonner Comité sofort zur Verfügung stellte. Diese Theinahme aller Orten setzte das Comité in den Stand dem Feste vorzüglichen Glanz dadurch zu verleihen, daß es eine Elite von Künstlern für Orchester und Soli zu den Festconcerten berufen konnte. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß unter den Solisten viele auf jedes Honorar verzichteten, indem sie es sich zur Ehre anrechneten, bei einer solchen Feier mitwirken zu können, welche der ganzen Nation Gelegenheit gab, einen Act der Pietät zu üben. Wurde es auf diese Weise möglich, einen selten beisammen gesehenen Kreis von Künstlern als Ausführende zu haben, so sicherte die große Verehrung, welche Schumann bei allen Musikern genießt, der Feier auch einen erwählten Kreis von sachverständigen Zuhörern, denen Schumann's Musik Herzenssache und noch mehr ist. Die Mitwirkung von Frau Clara Schumann, welche mit ihrer Familie anwesend war, verlieh der Feier eine besondere Weihe. Sie wurde am 18. August in der Probe und in der Aufführung, als sie den Vortrag des A-moll Concertes beginnen wollte, in einer Weise empfangen, welche neben dem rauschendsten Enthusiasmus ware Herzlichkeit documentirte.

Für die Musikliebhaber war außerdem von höchstem Interesse, daß Joseph Joachim den größern Theil der Direction übernommen hatte. Wenn-

gleich als Dirigent von Hannover her rühmlichst bekannt, hatte Joachim lange Zeit hindurch keine Probe seines auch in dieser Beziehung ausgezeichneten Talentes abgelegt: zur Direction eines rheinischen Musikfestes hatte man ihn niemals berufen. Was man dadurch entbehrt hat, konnte man bei der Schumannfeier erfahren. Ein Veteran der rheinischen Feste, eine Art Fundament derselben, weil er Contrabaßspieler ist, äußerte: da wisse man doch jetzt, wen man zur Direction zu berufen habe. Wenn durch die großen Aufführungen, welche Richard Wagner in vielen Städten unsres Vaterlandes im Laufe der letzten Jahre geleitet hat, die Bedeutung des Dirigenten im Allgemeinen schlagender hervorgetreten ist, als man wohl je vermuthet hat, so hat Joseph Joachim durch die Leitung der Schumannfeier bewiesen, wie veredelnd der Einfluß des Dirigenten auf das Orchester wirken kann, in Bezug darauf, daß die Wiedergabe des Orchesterwerks nicht nur eine begeisterte, den allgemeinen oder Totaleindruck begünstigende, sondern auch gleichzeitig eine treue und bis ins kleinste Detail pietätvolle ist. Das Orchester, bei welchem ja Künstler ersten Ranges mitwirkten, ließ sich nicht verdrießen, oft diese oder jene Stelle zu wiederholen, um sie in der Schönheit und Klarheit zu prädiciren, wie Joachim sich dieselbe in der Intention des Componisten liegend gedacht hatte. Wir hätten daher gewünscht, Joachim das ganze Fest von Anfang bis Ende leiten zu sehen; so sehr wie die Verdienste des zweiten Dirigenten Herrn von Wasielewski aus Bonn, um den Bonner Chor und die dortigen Musikzustände zu schätzen wissen, die Direction Joachim's war so phänomenal, daß jedes andere Licht daneben klein erscheinen mußte. Das Hauptresultat der Feier finde ich daher darin, daß Joachim, der erste Geiger der Welt, auch einmal als Dirigent Einfluß auf eine so erlesene Künstlerschaar ausgeübt hat. Je continuirlicher dieser während der zwei Probe- und zwei Aufführungstage gewesen wäre, desto nachhaltiger hätte er gewirkt. Konnte man doch schon am vierten Tage des Zusammenseins dieses Orchesters die Beobachtung machen, daß es unter Joachim „mit seinen Zwecken wuchs". An diesem Tage trat außer der Präcision ein harmonisches Ensemble in der Tonfarbe hervor, welches wie die Tage vorher vermißt hatten, das begünstigt zu haben, also Joachim's eigenstes Verdienst ist.

Von rein instrumentalen Werken kamen (sämmtlich unter Joachim's Leitung) die zweite und vierte Symphonie, die Manfredouverture und das Clavierconcert zur Aufführung. Die vierte Symphonie erinnere ich mich nicht, jemals so präcis, die zweite Symphonie nicht so fein in allen Details ausgeführt gehört zu haben. Die Aufführung der Manfredouverture schien diejenige der Symphonieen zu übertreffen. Sie war so vollendet, daß wir ihn unbedenklich die Palme unter so vielem Ausgezeichneten reichen. Das Cla-

Digitized by Google

vierconcert spielte Frau Schumann in jener unnachahmlichen Weise, welche einer Künstlerin eigenthümlich ist, die es als Lebensaufgabe betrachtet, durch ihr Spiel die Schönheiten der Musik stets deutlicher und klarer hervortreten zu lassen. So ist uns auch dieses Mal das Clavierconcert, von ihr gespielt, vollkommner und idealer in der Conception als je erschienen. — Den Orchesterleistungen kam für die Reinheit und Deutlichkeit des Klanges sehr zu Statten, daß ein vollständiger Bläserchor mitwirkte, der einer einzigen Capelle, der königlichen zu Hannover, angehörte; diesem gesellten sich einige treffliche andre Bläser zu, unter denen wir Herrn Cordes, Hornisten aus Detmold, besonders erwähnen. Das Gesammtorchester zählte 111 Mitwirkende. Von einer so großen Zahl hätte man ein sehr bedeutendes Tonvolumen erwarten dürfen. Daß dieses nicht wahrnehmbar wurde, dürfte zum Theil auf die große Hitze zum Theil auf die Ueberfüllung des Saales und besonders desjenigen Raumes zu schieben sein, der dem Orchester am nächsten liegt. Hier war der 346 Mitglieder zählende Chor postirt, fast zur Hälfte aus Bonnern bestehend. Wasielewski hatte den Bonner Chor trefflich studirt und auch auswärts, besonders in Cöln, hatte man es an Eifer nicht fehlen lassen. Für das Gelingen solcher Feste ist es fast unumgänglich, daß der Chor der Stadt, in welcher das Fest gefeiert wird sicher und fest sei. Bonn hat bei der Schumannsfeier abermals bewiesen, daß es diese Bedingung freudig erfüllt und seinem Contingente ist wesentlich die ganz ausgezeichnete Aufführung des „Nachtliedes" und der Chöre des dritten Theiles aus der Faustmusik zu verdanken. Joachim selbst leitete die letzten Chor-Proben zu beiden. Weniger ausgezeichnet war der Chor in „Paradies und Peri". Ueberhaupt hat diese Composition und ihre Aufführung dem Publikum nicht besonders gefallen, trotzdem sie ein stets beliebtes Repertoirestück aller Gesangvereine war. Die Gesangsoli waren durchgehends musterhaft besetzt: Frau Wilt aus Wien sang die Peri, Frau Joachim die Altpartie, Herr Diener aus Berlin den Tenor, den ersten Baß (besonders schön das Stück in Fismoll am Ende des dritten Theiles) Ad. Schulze den Gazna; Frl. Sartorius aus Cöln vertrat mit Geschick die Mezzosopranpartie. Das Soloquartett „denn in der Thrän ist Zaubermacht", war die einzige Nummer, welche sich eines entschiedenen Beifalls zu erfreuen hatte. — In den Scenen aus Faust sang Frau Wilt das Solo „Jene Rosen heil'ger Büßerinnen und „Neige, Neige du Ohnegleiche mit dem ganzen Zauber ihrer leicht ansprechenden Sopranstimme. Herrn Stockhausen's Doctor Marianus ist eine jener seltenen musikalischen Leistungen, welche in dem Zuhörer lange fortklingen, nachdem er sie gehört: so energisch sind die Mitschwingungen, in welche unser Innerstes durch diesen Gesang versetzt wird; durch ihn kann man die Wahrheit des Schiller'schen Wortes, daß die Musik die Form der Empfindungen darstelle, an sich selbst erfahren

— Ein dritter Tag war der Kammermusik und dem Liedervortrage gewidmet. Joachim spielte mit Königslöw, Strauß und Lindner das dritte der Mendelssohn gewidmeten Quartette im piano außerordentlich anmuthig klingend; für das Forte ist die Beethovenhalle zu groß, um es ungeschwächt hervortreten zu lassen. Die Damen Wilt und Joachim, die Herren Diener und Stockhausen sangen Schumann'sche Lieder. Frau Schumann spielte mit Rudorff das bekannte Andante mit Variationen für zwei Claviere und den Beschluß machte das Quintett, bei welchem Frau Schumann, die Herren Joachim, Königslöw, Strauß und Müller mitwirkten. Das Decrescendo der Wirkung des der Kammermusik gewidmeten Tages war fühlbarer, als beim Beethovenfeste. Man hätte diesen Tag zum zweiten, den zweiten aber zum dritten machen sollen. Das wäre für alle Betheiligten wünschenswerth gewesen. Es war entschieden zu viel bei dem großen Concert des zweiten Tages zweimal nämlich in der Probe und in der Aufführung mitzuwirken und zuzuhören. Aber trotz der allgemeinen Abspannung wird jeder Theilnehmer an Schumann neue Seiten liebgewonnen haben und sich mit Dankbarkeit der vielen herrlichen Eindrücke erinnern, welche er hier in einer so kurzen Spanne Zeit empfangen hat. Franz Gehring.

Der Staat und die Bischöfe. Die letzten Raten der französischen Kriegscontribution werden über die Grenze gereicht, die letzten Regimenter der Executionstruppen kehren heim und Denkmäler werden zum Gedächtniß an den siegreichen Krieg und ruhmvollen Frieden eingeweiht. Aber unsere Zeitungen sind bereits gefüllt mit Berichten über einen andern Krieg, dessen Gefechte sich weniger schnell entscheiden, in welchem der letzte Sieg vielleicht erst nach langen Jahren errungen wird, und nicht durch dieselbe Generation, welche in den Kampf hineingezogen wurde.

Es ist eine recht thörichte Frage, ob in Deutschland möglich gewesen wäre, den Conflikt mit dem römischen Papstthum zu vermeiden. Seit Gregor VII giebt es zwischen der Kirche und dem deutschen Wesen keinen sichern Frieden, nur Waffenstillstand; seit die Völker Europas Antheil an der Gesetzgebung ihrer Staaten erlangt haben und seit eine öffentliche Meinung die Regierungen beeinflußt, ist der Krieg mit dem Papstthum bei allen Culturvölkern ausgebrochen, seitdem giebt es bei den meisten eine politische Partei, welche den römischen Interessen dient, und fast alle christlichen Nationen stehen zu Rom in einem unabläßigen Wechsel zwischen Krieg und Waffenruhe.

Daß der Ausbruch eines neuen Kampfes in Deutschland unvermeidlich war, haben die Ultramontanen und ihre nationalen Gegner seit Jahren empfunden und der Unterschied war nur der, daß die Ultramontanen beharrlich auf den Kampf rechneten und die günstigen Chancen dafür erwogen, während unsere Regierungen und politischen Parteien diesen Kampf als etwas Lästiges und Gefährliches vermeiden wollten. Der Kampf brach im Jahre 1866 aus und erhielt sogleich politische Wichtigkeit für Jedermann, der sehen wollte. Die unmittelbare Folge der preußischen Hegemonie waren Agitationen der ultramontanen Partei an den Höfen und im Volke, um das Wachsthum der protestantischen Macht und die gesteigerte Bedeutung einer feindseligen Cultur zu bekämpfen. Der Gegenschlag, welchen die Kirche erdachte, war das allgemeine Concilium zur Verkündigung der Unfehlbarkeitstheorie, also die absolute Herrschaft des Papstes über den gewaltigen Organismus der Kirche. Die deutschen Bischöfe blieben auf dem Con-

by Google

cil ihrer eigenen nicht grade großen Kraft und Einsicht überlassen, sie protestirten und fügten sich schließlich der Majorität. Es ist viel bequemer, sie deshalb zu verdammen, als ihnen billige Beurtheilung zu gewähren. Sie kamen aus stillem Leben, durchaus nicht gewöhnt an große Conflikte, soweit ihre Erinnerung reichte, hatten sich die deutschen Staaten gegen das Papstthum schwach und hilflos gezeigt, auf kurze Gewaltakte waren längere Zeiten der Ohnmacht und eines kraftlosen Bewerbens um päpstliche Gunst gefolgt. Sie selbst hatten keinen großen nationalen Stolz. Und wenn die wenigen Bischöfe, in denen etwas von preußischer Gesinnung lebte, nach Berlin hinsahen, welchen Rückhalt konnten sie dort für ihre Opposition erwarten? Die milde, würdige Persönlichkeit des Königs war jedem großen Conflikt abgeneigt, der die innere Ruhe und das persönliche Verhältniß zu distinguirten Katholiken störte, der Bundeskanzler schien bemüht, vor der großen Abrechnung mit Frankreich den confessionellen Frieden unter allen Umständen zu bewahren. In dieser Auffassung hatte man das Concilium und den Kampf der deutschen Bischöfe gegen die Majorität officiell behandelt wie eine innere Angelegenheit der Kirche, zu deren Resultaten die Staaten nachträglich Stellung nehmen könnten. Und welche Hilfe versprachen einer Opposition gegen die Jesuitenpartei die übrigen preußischen Minister? Es genügt daran zu erinnern, daß Herr Mühler damals Minister des Cultus war. — Aber auch die Parteien in Deutschland waren für diesen Kampf nicht vorbereitet. Die Führer der conservativen Partei waren so klägliche Politiker, daß auch die Protestanten unter ihnen die Bedeutung des Conciliums nicht einmal ahnten. Auch bei den Liberalen konnte man damals noch die unglückliche Phrase „freie Kirche im freien Staat" hören und nicht wenige vergaßen gern darüber, daß das Papstthum ein eminent politisches Institut war, dessen Leiter die Vorbereitung der Gläubigen zum Christenhimmel nur als Mittel für sehr irdische Zwecke betrachteten. So kam es, daß die Verwandlung der römischen Kirche in eine absolute Monarchie, welche sich gegen die nationalen Staaten erhob, von Deutschland aus keinerlei politischen Widerstand fand. Siegesfroh gingen die Ultramontanen sogleich zu einem neuen Angriff gegen den neuen Staat über. Sie zumeist waren es, welche den französischen Krieg erregten. Napoleon III würde aus sich nie den Krieg beschlossen haben, wenn nicht die Priesterpartei an seinem Hofe und im Volke nach Kräften geschürt hätte. Da erst merkten die Deutschen, daß sie außer den Franzosen noch einen andern erbitterten und sehr thätigen Feind zu bekämpfen hatten. Schon während des Krieges war die Feindseligkeit der Ultramontanen in Deutschland unserer Reichsregierung so empfindlich geworden, daß nach unserm Siege eine Auseinandersetzung mit ihnen unvermeidlich wurde. Und wer da meint, daß Fürst Bismarck in seinen ersten berühmten Reden gegen die Ultramontanen den Streit vom Zaun gebrochen habe, der beurtheilt die Sachlage falsch. Eher hatte der Fürst damals in der Stille die Empfindung, daß für den Kampf einige günstige Monate nicht benutzt worden waren, vielleicht übersah er außerdem die Schwierigkeiten des Feldzugs, den er später begann, noch nicht vollständig.

Seit die Bischöfe wohl oder übel ihren Frieden mit dem absoluten Papst gemacht hatten, lag es im Interesse der römischen Partei, dieselben Schritt vor Schritt in den Conflikt hineinzutreiben, zu erbittern und zu verhärten, um eine Aussöhnung mit den Ansprüchen des Staats unmöglich

zu machen. In diesem Sinne haben die Fanatiker der katholischen Presse systematisch gearbeitet. Die Prilaten, welche nach ihrer Rückkehr vom Concil in der Mehrzahl stille Unzufriedene waren und große Beschwerden gegen die Curie und die römische Partei in sich herumwälzten, sind jetzt vorbereitet, Märtyrer für dasselbe Princip zu werden, welches sie in Rom nach Kräften bekämpft hatten. Die zahlreichen höchst wirksamen Agitationsmittel, welche der klerikalen Partei zu Gebote stehen, lernen sie mit jedem Tage besser gebrauchen, von den Heiligenerscheinungen und Wallfahrten bis zu einer unausgesetzten Polemik in der Presse und in Versammlungen. Gegenüber diesem Apparat genügt Alles, was die Regierung auf Grund der neuen Kirchen- und Schulgesetze bis jetzt gethan hat, noch lange nicht zur Bändigung des Ungehorsams. Es hat vorläufig nur gewirkt wie Oel in Feuer. Dennoch geben die Gesetze der Regierung eine sichere Stellung und sie vermögen, wenn sie die nöthigen Ergänzungen finden, auch eine Bürgschaft des Sieges zu gewähren, wenn die Regierung gewillt ist, dieselben rücksichtslos bis zum Aeußersten anzuwenden.

Die nöthigste Ergänzung wird ein Verbot der Wallfahrten und eine Beschränkung der Prozessionen auf die geweihten Räume sein müssen, damit den Gegnern zwei gefährliche Agitationsmittel gegenüber der Menge entzogen werden, von denen die Wallfahrten der Unsittlichkeit und dem Aberglauben widerwärtigen Vorschub leisten, die Processionen bei der steigenden Aufregung den bürgerlichen Frieden stören. Die nächste Maßregel wird die vollständige Emancipation der Schule von der geistlichen Aufsicht sein müssen. Die verheiratheten Elementarlehrer des Dorfes und der Landstadt vermögen die besten Helfer der Regierung zu werden, sobald sie von dieser eine Besserung ihrer Lage und sicheren Schutz gegen die Uebergriffe des Pfarrers zu hoffen haben. Ferner aber wird die Regierung sich entschließen müssen, der altkatholischen Bewegung. zumal wo diese in den Gemeinden erkennbar wird, eine energische Unterstützung zu gewähren, und die Altgläubigen, wo sie die Majorität finden, in den Besitz der Kirchen und der gesetzlichen Emolumente zu bringeu. Endlich gilt es, die Strafgesetze gegen die renitenten Geistlichen, zumal gegen die Bischöfe ohne Schonung durchzuführen. Man kann die Einzelnen als Opfer des Confliktes bedauern, aber diese Betrachtung darf nicht mehr zurückhalten, wo der Staat in seinem höchsten Lebensinteresse handeln muß. Man soll vor dem Gedanken nicht zurückschrecken, das gesammte Episkopat, wenn es in seinem Ungehorsam beharrt, in Spandau oder Magdeburg zu versammeln, und man soll im Nothfall nicht davor erschrecken, sämmtliche renitente Geistliche von ihrem Amte zu entfernen und die geistliche Sorge ihrer Gemeinden Reiseprediger zu übergeben. Wem solche Aussichten jetzt noch ungeheuerlich scheinen, der täuscht sich über die Schwere des Kampfes, der uns und unserm beklagenswerthen katholischen Klerus aufgedrängt wurde durch eine ruchlose und fanatische Rotte von fremden Intriganten.

Dem Vernehmen nach fehlt es auch in unsern Hofkreisen nicht an preußisch gesinnten Männern, welche den gegenwärtigen Kampf mit der römischen Kirche beklagen. Gegen solche Stimmung ist an sich nichts einzuwenden, uns Alten ist der Friede lieber als innerer Zwist. Wenn diese Preußen aber den Streit, der sich erhoben hat, durch kleine Palliative oder gar durch eine gewisse Nachgiebigkeit der Staatsregierung aus der Welt zu

schaffen hoffen, so verkennen sie vollständig den Charakter der Gegner und die Schwere des Streites. Denn dies ist kein Kampf mehr zwischen Menschen, der durch Biegsamkeit und gegenseitiges Ertragen beseitigt werden kann, sondern es ist ein feindlicher Zusammenstoß der beiden größten Ideen, an denen das Menschengeschlecht seit fast zwei Jahrtausenden gearbeitet hat. Hier der moderne nationale Staat, dort die mittelalterliche absolute Herrschaft über die Seelen der Christenheit. Derselbe Kampf wird nicht zum erstenmal durchgekämpft, sondern zum drittenmal. Im Mittelalter siegte das Papstthum über den nationalen Staat der Franken- und Hohenstaufenkaiser, und die Deutschen erlagen. Im 16. Jahrhundert verband sich nach längerem Schwanken das deutsche Kaiserthum mit dem Papst gegen die Mehrheit der Nation, die Reformation verlor dadurch einen Theil ihrer segensreichen Wirkungen und Deutschland wurde im 30jährigen Kriege ein Opfer der Fremden. Jetzt sind wir zum drittenmal in denselben Kampf getreten und dieser Streit ist nicht nur ein Kampf für die Ehre und Machtfülle unseres Staates, sondern er ist auch, wenn nicht Alles trügt, der Kampf über die Existenz des despotischen Papstthums, den die Deutschen zugleich für alle andern Culturvölker auszukämpfen haben, eine Schlacht zwischen dem Freien und Unfreien, zwischen Gewissen und Autorität, zwischen Christen und dem römischen Antichrist. ♀

Kassel. Die kirchlichen Wirren. Wir stehen hier zu Lande jetzt vor einer Entscheidung, die das kirchliche Leben in unserer Provinz für längere Zeit hinaus bestimmen wird. Die äußeren Thatsachen, welche zu dieser Krisis geführt haben, sind allen unseren Lesern wohl aus der Tagespresse bekannt: „Am 28. Juli dieses Jahres übernahm an der Stelle von drei Provinzialconsistorien hier, zu Marburg und Hanau, von denen die beiden ersten aus reformirten und lutherischen Mitgliedern zusammengesetzt waren, das letzte aber aus Mitgliedern der unirten Kirche der Provinz Hanau bestand, ein hier mit Beibehaltung derselben Competenzen u. s. w. wie früher errichtetes Gesammtconsistorium die Leitung der äußeren Angelegenheiten der evangelischen Kirchen des früheren Kurstaates. Zu Mitgliedern desselben wurden einige Mitglieder der bisher bestandenen Consistorien ernannt, dazu einige neue Elemente berufen. Lutheraner, Reformirte, Unirte finden sich unter den ordentlichen wie außerordentlichen Mitgliedern der Behörde. Gegen dieses Gesammtconsistorium, das sowohl nach altheſſischem, als preußischem Staats- und Kirchenrecht auf vollständig legitime Weise eingesetzt worden ist, erhob sich der Widerstand der Anhänger des verstorbenen Consistorialraths und Professors Vilmar. In einem Proteste an den König erklärten dreiundvierig Pfarrer, dieses Gesammtconsistorium sei gegen den Willen Christi eingesetzt, der König möge daher in Anerkennung der allerhöchsten Majestät Jesu Christi" diese Behörde wieder aufheben; geschehe das nicht, so möge der König, da sie diesem Gesammtconsistorium „die Anerkennung um Jesu Willen versagen müßten", das Recht schützen und ihnen gegen jene der (hessischen) Kirche fremden Behörde zur unverkürzten Uebung der amtlichen Rechte den allerhöchsten Schutz angedeihen lassen." Mit Recht wurde nach dem Bekanntwerden dieses Protestes *) der dreiundvierzigen Geistlichen, welche sich bald noch

*) Als Verfasser dieses Schriftstücks wird von angeblich unterrichteter Seite der frühere hessische Minister Abée bezeichnet. Andere nennen den Metropolitan Hoffmann in Felsberg als den Autor desselben.

um drei vermehrten, von der Presse hervorgehoben, daß kaum wohl je eine wunderlichere und unverschämtere Bitte an unseren König gestellt sei. Der König soll seine Unterthanen in ihren Rechten schützen. Das ist sein Beruf und seine Pflicht. Aber von einem Könige zu verlangen, nachdem man ihm den Vorwurf ins Gesicht geschleudert, er habe mit Einrichtung einer staatlichen Behörde gegen den Willen Christi gehandelt, er solle die principiell Ungehorsamen in ihrem Ungehorsam gegen diese Behörde schützen, das war wohl bisher in Preußen noch nicht dagewesen. Im Auftrage des Königs hat nun auch bekanntlich in der Abwesenheit des Cultusministers Falck dessen Stellvertreter, der Unterstaatssekretair Sydow, die Protestanten abschläglich beschieden, ihnen die Unhaltbarkeit ihrer Deduktionen nachgewiesen und sie schließlich bedroht „daß wenn sie ihrem Protest thatsächliche Folge geben sollten, gegen sie mit der Strenge eingeschritten werden müßte, welche der Pflicht des Kirchenregimentes, Ordnung und Zucht in den seiner Leitung anvertrauten Kreisen aufrecht zu erhalten, entspricht." Jetzt leisten die Renitenten nun thatsächlichen Widerstand, indem sie keine Zusendungen des Gesammtconsistoriums annehmen, drei Prediger einer Klasse ihren bisherigen, wegen Ungehorsams suspendirten Metropolitan als den kirchenordnungsmäßig zu Recht fungirenden Metropolitan allein anerkennen und dem demselben gesetzten Nachfolger den Gehorsam verweigern u. s. w. u. s. w.

Diese Ungehorsamserklärung von nahe fünfzig evangelischen Geistlichen, denen einzelne von denselben bearbeitete Gemeinden anhängen, welche ihren Seelsorgern in deren Proteste gegen eine Kirchenbehörde folgen, die absolut keine andern Berechtigungen hat, als die bisher bestandenen, ist in der evangelischen Kirche so singulär, daß sie wohl kaum jemals anderswo vorgekommen sein möchte. Und doch folgen diese renitenten Pastoren nur einem geschichtlichen Gesetze, das sich überall auf dem kirchlichen Gebiete nachweisen läßt: dem Gesetze, daß wenn sich irgend eine Form der kirchlichen Gemeinschaft überlebt hat, gerade die, welche anfänglich dieselbe festzuhalten und zu vertheidigen sich entschlossen bekennen, zuerst und am stärksten über dieselbe hinausgetrieben werden und sich dann in absolut unlösbare Widersprüche mit sich selbst verwickeln. Die fünfzig Vilmarianer, die gegen das Gesammtconsistorium protestiren, sind ihrer politischen Richtung nach ausgesprochene Particularisten. Die meisten derselben bestimmen in ihrem Empfinden und Handeln der gegenwärtigen Regierung gegenüber auch in kirchlichen Dingen ihre politischen Antipathieen gegen den neuen nationalen Staat. Widmet ihr literarisches Organ, die „Hessischen Blätter", demselben doch in einer seiner letzten Wochenberichte folgendes schöne Bild: „Die, so zu sagen, über Nacht, gleich einer märchenhaften Phantasmagorie, dem Boden entsprungenen Mauern des Reichs der Gottesfurcht und edlen Sitte" erweisen sich, bei näherer Besichtigung durchaus nicht als die Quaderwände eines Vertrauen erweckenden Zukunftsbaues, sie erinnern vielmehr nur allzusehr an die prahlenden Produkte der modernen Häuserspeculation, welche ihren ersten Bewohnern das „trocken wohnen" mit schwerer Krankheit und Siechthum bezahlen und auch dann noch fortwährend droben, die späteren Insassen bei dem ersten Sturme unter einen qualmenden Lehmhaufen zu begraben." Aber wenn man sich diesen Haß gegen Preußen, den Vilmar, Piderit und wie die Redakteure und Scribenten des „hessischen Volksfreundes" und der Nachthessenzeitung sonst heißen mögen, seit 1850 systematisch bei vielen Pastoren groß-

by Google

gezogen haben, und der allein das jetzige Auftreten derselben hinlänglich erklärt, wegdenkt und sich fragt: Wie stehen diese Leute zu der genuinen hessischen Kirche, ihrem Bekenntnisse, ihrem Kirchenrecht, kurz ausgedrückt: zu ihrer gesammten Tradition, dann wird man zu der unumstößlichen Gewißheit kommen, daß es in der hessischen Kirche niemals eine Partei gegeben habe, welche sich revolutionairer gegen die gesammte Vergangenheit der hessischen Kirche verhalten habe, als eben diese für die Unversehrtheit der angeblich bedrohten hessischen Kirchenordnungen jetzt eifernde und dieselbe mit den überschwänglichsten Lobeserhebungen feiernde, lutheranisirende und katholisirende Pastorenpartei.

Der Theil der evangelischen Kirchengemeinschaften des ehemaligen Kurstaates, welchem die protestirenden Pastoren bis auf Einen angehören, ist die niederhessische reformirte Kirche. Der Fürst, welche dieselbe von der katholischen Kirche in dem Reformationszeitalter abgerissen hat, Philipp der Großmüthige, war sein Leben lang, wie Jedermann weiß, darauf bedacht, den Gegensatz zwischen den schweizerischen und sächsischen Anhängern der Reformation auszugleichen. Sein ältester Sohn, Wilhelm II, folgte hierin ganz der Richtung seines Vaters, während bei einem jüngeren, Ludwig, dem Oberhessen zugefallen war, durch den Einfluß von dessen Gattin und deren Theologen der ausgeprägte lutherische Lehrtropus einen Beschützer fand. Bei den um die Wende des 16. Jahrhunderts immer schärfer sich innerhalb der evangelischen Kirche zuspitzenden confessionellen Streitigkeiten, führte der Enkel Philipps, Landgraf Moriz der Gelehrte, die niederhessische Kirche in den Schooß der reformirten Kirche hinüber. So wurde die Einführung der s. g. vier Verbesserungspunkte 1605 sofort damals angesehen und wird dieselbe auch von allen nicht vilmarischen Kirchenhistorikern und Kirchenrechtslehrern, z. B. von dem vollkommen orthodoxen und politisch particularisch gesinnten Oberappellations-Rath Büff in dessen ausgezeichnetem hessischen Kirchenrecht, bis auf den heutigen Tag betrachtet. In Folge des dreißigjährigen Krieges blieb Oberhessen lutherisch, d. h. auf dem confessionellen Standpunkte, den die gesammte hessische Kirche vor der Einführung der sog. Verbesserungspunkte innegehabt hatte, die veränderte Augsburgische Confession ist hier eingeführt, die Concordienformel von 1580 hat keine Geltung. Nachdem nun Oberhessen (Marburg) seit 1648 mit Niederhessen (Kassel) wieder vereinigt war, suchten die Landgrafen die beiden getrennten Kirchengemeinschaften ihres Landes wieder zu vereinigen, den unionistischen Tendenzen ihrer Ahnen folgend. Als daher die reformirten Kasseler Theologen dem Landgrafen Wilhelm VI einen Kirchenordnungsentwurf vorlegten, der die Spitzen des ausgeprägten reformirten Lehrsystems an einzelnen Stellen allzustark hervortreten ließ, verwarf er diesen und oktroiirte eine Kirchenordnung, mit der sich, da Parallelformeln in ihr vorkommen, auch die Lutheraner eher hätten zufrieden geben können. Das geschah aber nicht. Die lutherischen Theologen Oberhessens erhielten nicht in der Hauptstadt des Fürstenthums Oberhessen, in Marburg, ihre Ausbildung, sondern in der entfernten Universitätsstadt Rinteln, während die Niederhessen in Marburg studirten, das mit allen reformirten Ländern in Verkehr stand, wo die letzten orthodoxen Lehrbücher der reformirten Dogmatik, die überhaupt in Deutschland erschienen, von den dortigen theologischen Professoren verfaßt sind.

Man sollte nun glauben, unsere niederhessischen Particularisten seien leidenschaftliche Verfechter des reformirten Lehrtropus. Aber das Gegentheil

davon ist richtig. Vilmar und seinen Genossen, die selbst noch dem rationalismus vulgaris gehuldigt hatten, wurde nach ihrer Bekehrung von demselben die reformirte Kirche als eine geheime Freundin des Unglaubens und des Rationalismus verdächtig. Nachdem sie sich vorübergehend noch in unionistischem Fahrwasser bewegt hatten, liefen sie in den Hafen der allein seligmachenden lutherischen Orthodoxie ein. Die realistischen Neigungen Vilmar's fanden allein in der lutherischen Abendmahlslehre Befriedigung. Die Widersprüche, die sein eigenes Leben zerrissen hatten, glaubte er in der Person Luther's, als einem Typus für ewige Zeiten, wiederzufinden, er wurde specifisch lutherisch, mit dem Unterschiede jedoch, daß er über die katholische Kirche, deren Satzungen von Trident er sich seinem katholisch gewordenen Schüler Bickell gegenüber gefallen lassen zu wollen erklärte, wenn nur die Rechtfertigung durch den Glauben bestehen bleibe (!), ganz anders dachte als dieser. Hierzu verleitete ihn der Kirchenbegriff, den er sich gebildet hatte. Schon im Jahre 1845 hatte er auf einer Versammlung seiner Anhänger den Antrag gestellt: „Die Conferenz möge den Landesherrn ersuchen, die Kirchengewalt nach ihrem ganzen Umfange an die Superintendenten d. h. an die obersten Träger des geistlichen Amtes abzutreten." Eine reine Geistlichkeitskirche sollte errichtet werden und Vilmar trug kein Bedenken zu bekennen: „Das Pfarramt, als Amt der Apostel, Propheten, Hirten und Lehrer, ist die lebendige und leibhafte Fortsetzung des Amtes unseres allerheiligsten Erlösers, also daß dasselbe alle Thaten, welche er vollbracht aus seiner Kraft, fortführt und wiederholt." Katholiken fanden diese Definition des geistlichen Amtes vollständig den Lehren ihrer Kirche entsprechend. Natürlich acceptirten eine solche Erklärung des mittlerweile zum Superintendenturverweser ernannten Mannes eine ganze Anzahl hierarchisch gestimmter, herrschsüchtiger Pastöre. Als ein anders Denkender einen Selbstmörder, der nach der Erklärung des zuständigen Gerichtes völlig geisteskrank gewesen war, zum Grabe geleitete, erhielt er dafür von Vilmar einen Verweis mit dem Bemerken, daß der Pfarrer H. kraft der seinem Amte als solchem innewohnenden *διάκρισις πνευμάτων* (Unterscheidung der Geister) es besser wissen müsse, ob der Verstorbene unzurechnungsfähig gewesen sei, als die unkirchliche Behörde." Kann es nach solchen Vorkommnissen noch befremden, daß die hessischen Pastöre vermöge ihrer *διάκρισις πνευμάτων* nun auch wissen, daß die ihnen vorgesetzte, und noch dazu von Preußen jetzt vorgesetzte Behörde wider Christi Willen eingesetzt sei. Sie als die Fortsetzer der Thaten Christi, als die Inhaber des Charisma der Unterscheidung der Geister sollten nicht im Namen Christi dem deutschen Kaiser so etwas sagen können, dürfen und müssen?"

Freilich schon Kurfürst Friedrich Wilhelm „der Standhafte" zeigte wenig Neigung sich solchen geistlichen Ansprüchen gegenüber zu beugen. Er pflegte, wenigstens auf Reisen in Hessen, einen Auszug aus Reden und Aktenstücken seines von ihm besonders hochgeschätzten Vorfahren Moriz des Gelehrten bei sich zu tragen, denselben gelegentlich aus der Brusttasche zu ziehen, zu zeigen und den Geistlichen zu sagen: „Eh, darin steht geschrieben, was in der hessischen Kirche gilt, wir reformirt sein, selbst Kirchengewalt behalten wollen." Von dem Standpunkte der hessischen Kirche aus hatte der Kurfürst diesen lutheranisirenden Pastoren gegenüber vollkommen recht. Er ließ deßhalb auch eher Hassenpflug fallen, als Vilmar Superintendent werden. Hätte der Kurfürst die „Mucker" entbehren und doch Minister finden können, die seinen

autokratischen Neigungen entsprochen hätten, er hätte die ganze Partei aus Amt und Würden gejagt. Da sich aber Niemand zum Minister des Kurfürsten hergeben wollte, der nicht dieser Richtung angehörte, so fanden die Vilmarianer im Ministerium selbst gegen die Consistorien Schutz. Strafen, die diese gegen Geistliche verhängt hatten, welche sich Eigenmächtigkeiten hatten zu Schulden kommen lassen, wurden einfach auf geschehene Appellation hin aufgehoben. Doch mußten sich die einflußreichsten Beamten in dem Ministerium wohl hüten, den humanepiscopalen Neigungen des Kurfürsten zu nahezu treten.

Nachdem das Kurfürstenthum ein Ende gefunden hatte, haben natürlich die Aussichten dieser Partei jeden Hoffnungsschimmer verloren. Denn das müssen sich die einsichtsvolleren Führer derselben selbst sagen, daß wenn man in Berlin auch geneigt sei, ihnen persönlich so weit als möglich entgegenzukommen, man doch im Staatsinteresse niemals ihren ausschweifenden Plänen, die auf die Errichtung einer lutherischen Geistlichkeitskirche in Hessen hinausliefen, werde entgegenkommen können. Die partikularistischen, durchaus antinationalen Gesinnungen, in denen sich die Pastöre seit 1848 verannt hatten, gestatteten ihr nicht einmal die Umkehr zu dem Standpunkte der Kreuzzeitungspartei, die, wenn auch antideutsch, doch wenigstens nicht zu einer Zertrümmerung Preußens, dem heiß ersehnten Ziele aller Vilmarianer, die Hand bieten mag. So haben sie sich denn auf sich selbst gestellt. Jacta est alea! „Der Rubicon ist überschritten", rufen die „hessischen Blätter" mit einer heidnisch klingenden Reminiscenz aus. Um Bundesgenossen zeigen sie sich, diese angeblichen Vertheidiger der hessischen evangelischen Kirche, nicht verlegen. Sie empfehlen ihren Gläubigen die Lektüre ultramontaner Blätter, wie sie denn auch berichten, daß angesehene Katholiken ihren Ausführungen beipflichten. Versichern sie doch auch, daß jeder Abfall von der katholischen Kirche, wenn er nicht im Reformationszeitalter stattgefunden hat, Abfall von der christlichen Kirche als solcher sei und verhöhnen Alt- und Staats-Katholiken mit einem Dr. Sigl, Hüttler u. s. w. um die Wette. Um aber auch darüber keinen Zweifel bestehen zu lassen, daß sie selbst die lutherische Kirche nicht mehr als eine reine Form der christlichen Frömmigkeit ansehen, schreiben die „hessischen Blätter" bei Gelegenheit einer Besprechung des Uebertrittes des Mecklenburgischen Pastors Dr. Hager zum Katholicismus Folgendes:

„Seine Conversionsschrift liefert an ihrem Theile auch einen deutlichen Beweis für die enorme Ignoranz evangelischer Theologen in „evangelischen" Dingen, oder vielmehr für die Thatsache, daß das neue Leben der Reformation in seiner bisherigen Form am Erlöschen ist, und wir statt der „lutherischen" Kirche eine neue Kirche als Gefäß für Luthers Glauben zu erwarten haben? Also selbst in Mecklenburg herrscht „eine enorme Ignoranz in evangelischen Dingen." Und doch glaubt Herr Professor Luthardt noch in der „Lutherischen Kirchenzeitung" sein Pulver für die Inhaber reformirter Pfründen, welche „eine neue Kirche als Gefäß für Luthers Glauben erwarten" verschießen und das preußische Kirchenregiment verdächtigen zu müssen, weil es den Ungehorsam solcher von den Grundsätzen der evangelischen Kirche längst abgefallener Pastoren nicht weiter zu dulden willen ist, „Aber Art kann nicht von Art lassen" sagt ein niederhessisches Sprüchwort.

Ausgegeben: 5. September 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Liebe in Heine's Gedichten.

Von der Lyrik ſagt Heine, daß ſie ſich in jedem Zeitalter ziemlich ähnlich ſehe, wie die Nachtigallenlieder in jedem Frühling. Freilich ſingen, wenn wir ſpeziell die Liebeslyrik in's Auge faſſen, die Dichter aller Zeiten und Völker von Liebesluſt und Liebesweh, von den Schmerzen der Trennung, den ſüßen Leiden der Sehnſucht und den Wonnen des Wiederſehens. Freilich tönt aus den Minneliedern des Mittelalters wie aus der modernen Goldſchnittslyrik Vogelgeſang und Blumengeflüſter. Schon der Sänger des Hohenliedes ſingt von den Feuergluthen der Liebe, von ihren Gottesflammen, die große Waſſer nicht zu löſchen, Ströme nicht hinwegzufluthen vermögen. Schon Anakreon ſchildert das ſchalkhafte, liſtige, überraſchende Einbrechen der Liebe, den unwiderſtehlichen Zauber weiblicher Schönheit. Allein nur eine ganz oberflächliche Betrachtung könnte hieraus auf die weſentliche Gleichartigkeit der Liebe in jedem Zeitalter ſchließen. Die Liebe iſt ein Ausfluß des eigenthümlichen Volkscharakters, gerade ſo wie Sitte und Religion; auch in der Liebe ſpiegeln ſich die Factoren, als deren Verbindung und Miſchung ſich eben der Volksgeiſt darſtellt. Und wie Sitte und Religion, ſo erfährt auch die Liebe eines Volkes tiefgehende, geſetzmäßig zuſammenhängende Wandlungen. Heine hätte nur, um die völlige Haltloſigkeit ſeines Ausſpruchs einzuſehen, auf ſeine eigene Liebeslyrik einen prüfenden Blick werfen ſollen: hätte etwa das aufgeklärte 18. Jahrhundert, hätte das minnende Mittelalter oder irgend ein Anakreon oder Ovid des Alterthums etwas Aehnliches wie das „Buch der Lieder" mit ſeinen Träumen, Seufzern und Thränen, mit ſeinen grellen, unheimlichen Blitzen, mit ſeinem vernichtend einfallenden Lachen hervorbringen können? Der weſentliche Unterſchied aber in den Geſtaltungen der Liebe beruht hauptſächlich in der verſchiedenartigen Ineinanderſchlingung und Accentuirung von Sinnlichkeit und Geiſtigkeit, von mehr unbewußtem Gefühl und bewußter Reflexion.

Heine nimmt in der Geſchichte der Liebe eine auf's Schärfſte ausgeprägte, nach rückwärts wie nach vorwärts höchſt bedeutungsvolle Stellung ein. Und dieſe ſeine Stellung in der Entwickelung der Liebe hängt auf's Engſte zuſammen mit ſeiner Stellung in der Literatur überhaupt. Schon darum wäre es mindeſtens voreilig, in der ausführlichen Betrachtung der

Digitized by Google

verschiedenen Seiten in Heine's Liebe und ihres inneren Zusammenhanges bloße Spielerei zu sehen. Die Liebe ist bei Heine kein bloß oberflächlicher Anflug; Heine ist mit allen Fasern seines Wesens in die Liebe hineinverflochten; keine seiner wesentlichen Seiten fehlt in seiner Liebe. Ueberhaupt ist Jeder, der wirklich liebt, mit seinem eigensten Wesen daran betheiligt. Sieht doch Feuerbach die Liebe geradezu als den Kern des Menschen, als „innigen, chemischen Bestandtheil seines Wesens" an, der „nicht nur Mark und Bein durchdringt, sondern auch das innerste Selbst, die wesentliche Art des Denkes, Wollens, Empfindens bestimmt".

Heine's Liebe ist ein wunderbares Gebilde: märchenhaft schaurig und doch so leichtsinnig froh, mit Entzücken genießend und doch schon während des Genusses das bange Vorgefühl entsetzlichsten Elends und Verlassenseins in sich tragend. Heine sagt von seiner Liebe, daß sie in ihrer dunklen Pracht wie ein schauriges, trübes Märchen leuchte. Und noch treffender vergleicht er seine Liebe einer Sphinx, die Haupt und Brüste vom Weibe, Unterkörper und Tatzen vom Löwen hat. Beim Anblicke der wild begehrenden Augen und stilles Gewähren lächelnden Lippen kann der Dichter nicht widerstehen, er küßt ihr holdes Gesicht. Da wird das Marmorbild lebendig: lodernde Gluth der Küsse vermischt sich mit den Qualen der gräßlich zerfleischenden Tatzen. Ja, räthselhaft wie eine Sphinx schaut uns die Liebe Heine's an: so voll Duft, voll reinsten Wohllauts, und dann doch wieder schriller Mißklang, krankhaftes Zerrbild. Bald führen die verschlungenen Pfade seiner Liebe zu blumenreichen Auen, bald verlieren sie sich in düstere, Gift aushauchende Abgründe, bald wieder bringen sie uns auf lustige Gefilde, wo Elfen und Nixen ihre leichten, ausgelassenen Späße und neckischen Scherze treiben.

Indem wir nun dem Charakter der Heine'schen Liebe näher treten, stellen wir Heine zunächst in Gegensatz zu den Dichtern der blonden Minne, der bescheidenen, lammfrommen, mondscheingewebten Neigung, zu jenen Dichtern, die wie Geibel aus dem klaren Born einer milden, alle Sehnsucht stillenden Liebe schöpfen, deren Neigung einem schweigend duftenden Veilchen gleicht und ihr Herz mit gleichmäßiger, ruhiger Wärme erfüllt. Mit dieser Liebe, die der blauäugigen Geliebten Kornblumen in's blonde Lockenhaar flicht, die sich höchstens bis zu einem Kusse versteigt, die sich gar begnügt, der Liebsten Bild im Traume zu umfangen; mit dieser Liebe, die „wie der Thau vom Himmel fällt" und in Demuth und Gottergebenheit empfangen sein will, hat die Liebe Heine's Nichts zu schaffen. Diese Liebe ist kein windiges Geseufze, kein frommer, keuscher Seelenkuß. Heine weiß, daß zur Liebe nicht bloß die Seele gehört, sondern auch brennende Augen und heiß umschlingende Arme. Ihm ist die Liebe keine behagliche Seelenwärme, sondern

d by Goo

in den tiefsten Tiefen der Seele arbeitende, dämonisch flammende Leidenschaft. Indessen würden wir ebenso fehl gehen, wenn wir die sinnliche Gluth, die düstere Leidenschaft als ausschließliches Wesen der Heine'schen Liebe ansehen würden. Sinnliche Gluth, in sich wühlende Leidenschaft tritt überall auf in Verbindung mit sentimentaler Schwärmerei, zartester Schwermuth; in die wildesten Herzensstürme klingen lockende, seelenschmelzende Töne. Der Dichter hat Recht, wenn er von seinen Liedern sagt, daß sie so wild

Wie ein Lavastrom, der dem Aetna entquillt,
Hervorgestürzt aus dem tiefsten Gemüth.

Allein ebenso Recht hat er, wenn er sein Lied mit dem Dufte vergleicht, der dem Kelch der Lilie entsteigt. Durch die sehnsüchtige, träumerische Zartheit hindurch fühlt man das Zittern der Leidenschaft, das Pulsiren eines wild glühenden Herzens. Natürlich sind nicht in allen Gedichten beide Elemente gleichmäßig enthalten. Wenn wir von Heine's „Romancero" und „Letzten Gedichten" absehen, so möchten wir seine 1817—1821 gedichteten Traumbilder, Lieder und Sonette, die als „Junge Leiden" das Buch der Lieder eröffnen, für die düstersten, glühendsten, wildesten Gedichte erklären. Die Liebe erscheint hier als eine tückisch dämonische Macht, die Tod und Elend bringt und flüchtigen Genuß nur um den Preis der ewigen Seligkeit gewährt. Des Dichters Phantasie beschwört Leichen und Gespenster und schlägt sich mit dem tollsten Kirchhofsspuk herum. Unter dem tödtlichen Hauche seiner unglücklichen Liebe verwandelt sich ihm die Geliebte selbst in ein gespenstisches, eiskaltes Wesen, das ihn nächtlicher Weile besucht; oder wenn sie ihm als goldlockiges Kind erscheint, mit dem er Hochzeit feiern soll, so ist sie doch von dem grausigsten Höllenspuk umgeben, und finstere Höllenmächte sind es, die den wirbelnden, lärmenden Hochzeitsjubel veranstalten. Das Gegentheil zu diesen nächtlichen Melodien bilden die 1831 als „Neuer Frühling" erschienenen Gedichte. Vorwiegend gelangt in ihnen die leise schmerzliche Sehnsucht, die zu Thränen gestimmte Ahnung, die zarteste Liebesandacht, die wie Duft zerfließende, sich neckend gegen sich selbst wendende Liebesträumerei zum Ausdruck. Der lachende, singende Frühling ist wieder da mit seinem jungfräulichen Blüthenschmucke: da dehnt und hebt sich wieder die Seele des Dichters; mit süßer Angst fühlt er die Liebe in die kaum genesene Brust schleichen. Die Lieder der Nachtigall, die Rosen und Lilien, die Sterne der Frühlingsnacht — Alles scheint sich wider des Dichters Herz verschworen zu haben. Er fühlt, wie Liebe die ganze Natur durchströmt; der Frühling erscheint ihm als ein Concert, dessen Kapellmeister Amor in seinem eigenen Herzen sitzt; die liebende Nachtigall mit ihrem Rosenlied wird scherzhaft zur erschaffenden, erhaltenden, versöhnenden Macht der Natur erhoben. — Dagegen möchte sich wohl in dem eigentlichen Kern

Digitized by Google

des „Buchs der Lieder", im „Lyrischen Intermezzo" und in der „Heimkehr" jene Mischung beider Elemente am ausgeprägtesten finden. Neben jenem trotzigen Herzenselend, das seine Befriedigung darin findet, auch die treulose Geliebte elend zu wissen, kommt die zarte Sehnsucht zum Ausdrucke, die sich an dem Räthsel der geliebten Veilchenaugen abquält. Die Zerrissenheit des Herzens präsentirt sich hier im leichtesten, zartesten Gewande; manche Lieder sind wie hingehauchte Seufzer, durch welche man ein namenloses Weh hindurchzittern hört. Wer kennt nicht: „Aus meinen großen Schmerzen, Mach' ich die kleinen Lieder", „Hör' ich das Liedchen klingen, Das einst die Liebe sang", „Vergiftet sind meine Lieder", „Ich wollt' meine Schmerzen ergössen Sich all' in ein einziges Wort", „Du hast Diamanten und Perlen" u. s. w.? Oft ist es, als ob der Dichter mit seinem übergroßen Weh selbst Mitleid empfände, und sich so der Stachel des Schmerzes zur unbestimmteren, leise lächelnden Wehmuth herabmildern würde. Wenn der Dichter singt, daß die Blumen, Nachtigallen und Sterne mit ihm weinen, ihn trösten und erquicken, so ist es eigentlich der Dichter selbst, der mit seinem Wehe Mitleid fühlt. Endlich wird der Dichter von all dem schwülen Herzeleid müde; er schlummert ein, und in seine Träume klingen nur Töne reinster Liebe.

Mit der Aufweisung dieser beiden in Heine's Liebe liegenden Elemente sind wir noch lange nicht in das Herz seiner Liebe vorgedrungen. Um diesen Schritt zu thun, müssen wir Heine's Stellung zur Romantik ins Auge fassen. Die Romantik charakterisirt sich durch die schrankenlose Herrschaft der Phantasie, durch die Empörung dieser Geisteskraft gegen die Schranken, welche ihr in unserem Jahrhundert, wo die Bewußtwerdung der Weltvernunft einen bedeutenden Ruck nach vorwärts erhalten hat, von der ordnenden, logisch entwickelnden Vernunft, von dem prosaischen Verstande auferlegt werden. Indem die Phantasie die Vernunft von sich abschüttelt und sich mit Verachtung, gegen alles Rationelle, gegen alle vernünftige Gliederung und Ordnung gegen allen logischen Fortschritt wendet, emanzipirt sich das Subject von der Unterwerfung unter die in den Sachen liegende Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit, unter die den Objekten immanente Bewegung. Das Subject sieht seine Unterordnung unter die objective Logik, unter die über die Individuen übergreifenden idealen Lebens- und Weltmächte als degradirenden Zwang an und setzt seine Freiheit in das willkürliche Schalten und Walten mit den Objecten, in die Unterbrechung und Vernichtung des von der Sache diktirten Fortschrittes, in die Verwerfung jedes objectiven, ernsten Zweckes. Die romantische „Ironie" besteht in dem zwecklosen Spielen mit allen Gegenständen, in der Souveränetät der Phantasie, die alle möglichen Gestalten aus sich erzeugt, sie aber nirgends zu ernstlicher, durchherrschender Geltung kommen, sondern mit überlegenem Lächeln sie alle in

ihr Nichts zergehen läßt. Der Romantiker haßt jeden geschlossenen künstlerischen Organismus, er huldigt der Lehre von der poetischen Zwecklosigkeit und macht so seine Schöpfungen, so reich sie auch an feinsinnigen ideellen Bezügen, an allen möglichen anklingenden Gedanken sein mögen, dennoch zu einem sinnlosen Phantasiespiele. Es fehlt eben das ungestörte Austönen der angeschlagenen Saiten, der alles bindende und erleuchtende ideelle Mittelpunkt. Die prinzipielle Form- und Zuchtlosigkeit der romantischen Dichtungen, wie sie sich in Tieck's „Genoveva", in Brentano's „Die Gründung Prags" in großartiger Weise zeigt, mußte sich natürlich auch gegen die vom Wesen der Dichtung geforderte Unterscheidung der Dichtungsgattungen intolerant verhalten. Die ungezügelte Phantasie wirbelt alle Unterschiede durcheinander: Lyrik, Dramatik und Epik werden in geschmacklosester Weise verbunden; Dichtung und Kritik mischen sich mit einander; Kunst, Religion, Sittlichkeit verlieren ihre Grenzen und verschwimmen in einen gestaltlosen Nebel. — Der Bruch mit der objectiven Vernunft und dem nüchternen Verstande führt die Romantik natürlich auch zum Bruch mit der gegenwärtigen Wirklichkeit; denn in dieser herrschen jene beiden Mächte. Der Romantik ist diese Welt viel zu prosaisch, viel zu bestimmt und scharf umgrenzt in ihren Gestaltungen. Sie flüchtet daher in eine Welt ihrer Phantasie, in eine dämmerige, vernunftentblößte, wundervolle Traumwelt, mögen in dieser nun Feen und Dämonen ihr Zauberspiel treiben, oder mittelalterliche Ritter sich für Ehre, Liebe und Glauben kämpfend umhertummeln, oder die mystischen, unsichtbaren Mächte einer transscendenten, verzückten Religion ihren Thron aufschlagen. Zwar will die Romantik volksthümlich werden; allein indem sie das Mittelalter und seine Sagen und Legenden heraufbeschwört, wird sie unmodern und verschließt sich den Eingang in das Volk. Sie will, besonders in ihren Märchen, treuherzig und naiv erscheinen; allein sie wird, wie dies bei ihrem bewußten Bruche mit Vernunft und Wirklichkeit nicht anders möglich ist, in diesem ihrem Bestreben kindisch, abgeschmackt und albern. Sie verwerthet in ihren Schöpfungen eine Menge aus der derbsten Wirklichkeit gegriffener Einzelheiten, sie legt ihren Charakteren echt irdische, gemeine Motive unter; allein sie bleibt weder bei diesem klassischen Realismus stehen, noch auch idealisirt sie das der realen Welt Entnommene, sondern sie treibt mit allen Realitäten ihr ironisch auflösendes oder fratzenhaft verzerrendes Spiel; kurz, auch wo sie realistisch wird, bleibt sie durch und durch phantastisch. Die schrankenlose Herrschaft der jedes immanenten Maßes entbehrenden Phantasie nimmt allen Gefühlen des Romantikers ihre Beruhigung und Versöhnung und setzt an ihre Stelle ein Hinausstreben in eine unbestimmte blaue Ferne, ein gestaltloses, träumerisches Sehnen. Die „blaue Blume" des Novalis liegt der Romantik unaufhörlich im Sinne.

Digitized by Google

Ebenso verwandelt die ungezügelte romantische Phantasie das Komische in das unheimlich Barocke, Spukartige, das Erhabene in das maßlos Gräßliche, Grauenerregende, und die Natur behandelt sie mit Vorliebe nach ihrer geheimnißvollen, dämmrigen, nächtlichen Seite.

Es liegt außerhalb unserer Aufgabe, allen Fäden, die Heine mit den verschiedenen Seiten der Romantik verbinden, nachzugehen. Nur Einiges wollen wir hervorheben. Heine selbst sagt von sich, daß er seine angenehmsten Jugendjahre in den grillenhaften Träumereien der romantischen Schule verlebt habe, und in seinen „Geständnissen" sagt er, daß nach all den tödtlichen Schlägen, die er der romantischen Poesie versetzt, ihn selbst wieder eine unendliche Sehnsucht nach der blauen Blume im Traumlande der Romantik ergriffen habe. In dieser Sehnsucht nach der „Mondscheintrunkenheit", nach dem „blühenden Nachtigallen-Wahnsinn" schrieb er noch 1841 den „Atta Troll", das „letzte freie Waldlied der Romantik." Ist es nicht echt romantisch, wenn Heine seinen „Atta Troll" ein phantastisch zweckloses Lied nennt, zwecklos wie Liebe, Leben und die ganze Schöpfung? Der Kern der Dichtung ist umrankt von einer Menge Tableaux mit bald düsterer, unheimlich großartiger, bald neckisch schalkhafter Beleuchtung, von einer Fülle lose zusammenhängender Abenteuer mit wunderlichen Grauköpfen, Hexen und Gespenstern. Auch in den Prosaschriften zeigt sich mehr oder weniger die romantische Form- und Zusammenhangslosigkeit. Betrachten wir z. B. die „Ideen" aus den „Reisebildern" einen Augenblick näher. Die den Leser fortwährend foppende Willkür der Heine'schen Laune zeigt sich hier in zwar brillanter, aber doch so zügelloser Weise, daß jeder künstlerische Genuß verdorben wird. Die eigentliche Geschichte in den „Ideen" zerfließt uns wie gestaltloser Duft unter den Händen, und dasselbe gilt von den weiblichen Gestalten darin, die in einander überzugehen scheinen. Die Subjectivität des Dichters tritt in ungebührender Weise in den Vordergrund. Ja, wir sehen eigentlich nur den Dichter, der in raffinirtester Weise mit seinen weichen, schmerzlichen, heiteren, unschuldigen, frivolen Gefühlen coquettirt und besonders das specifisch romantische Gefühl der Sehnsucht mit wahrer Virtuosität behandelt. Wie romantisch sind nicht die geheimnißvollen Anklänge an das fatale Lied von der ungeweinten Thräne an die kleine todte Veronika, an die Sultanin von Delhi, die vor 3000 Jahren gestorben ist und die der Dichter liebt! Romantisch ist das Lied von den Blumen der Brenta, romantisch seine Sehnsucht nach dem heiligen Ganges, an den er seine Heimat verlegt. Romantisch ist das sentimale Schwärmen in den Wundergeschichten seiner Kindheit mit ihren herzlichen, gemüthvollen Begebnissen, romantisch endlich seine maßlose, fast abgöttische Verehrung für Napoleon. Zwar wurde Heine niemals, wie andere Romantiker, ein begeisterter Vorkämpfer der katholischen Religion, doch aber fühlte

Digitized by Google

er sich zu der in ihr waltenden Poesie gewaltig hingezogen. In den „Geständnissen" sagt er hierüber: „Ich war immer ein Dichter, und deshalb mußte sich mir die Poesie, welche in der Symbolik des katholischen Dogmas und Kultus blüht und lodert, viel tiefer als anderen Leuten offenbaren, und nicht selten in meiner Jünglingszeit überwältigte auch mich die unendliche Süße, die geheimnißvoll selige Ueberschwänglichkeit und schauerliche Todeslust jener Poesie; auch ich schwärmte manchmal für die hochgebenedeite Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in zierliche Reime, und meine erste Gedichtesammlung enthält Spuren dieser schönen Madonnaperiode, die ich in spätern Sammlungen lächerlich sorgsam ausmerzte."

Wenden wir uns nun zu Heine's Liebe, wie sie in seinen Gedichten sich zeigt, so ist sie voll von romantischen Elementen. Romantisch ist der schaurig tolle Gespensterspuk der Liebe, und ebenso ihr coquettes Schwelgen in der sehnsuchtsvollen Musik der Gefühle. Seine Liebste will er auf Flügeln des Gesanges nach Indien tragen, nach dem Lande der weichen, exotisch würzigen Gefühle, nach jener seligen Ferne, wo sich die Phantasie ihr einheimisches Reich geschaffen zu haben scheint. Und auch wo er Indien nicht nennt, ist das Land seiner Sehnsucht ein Zauberland,

Wo große Blumen schmachten
Im goldnen Abendlicht,
Und zärtlich sich betrachten
Mit bräutlichem Gesicht;

Und Liebesweisen tönen,
Wie Du sie nie gehört,
Bis wundersüßes Sehnen
Dich wundersüß bethört.

Ueberall blickt uns aus seinen Liebesliedern die „mondbeglänzte Zaubernacht" entgegen, oder wir hören, wie besonders in der „Nordsee", das geheimnißvolle Rauschen des Meeres, das der Dichter so liebte „wie seine Seele", und von dessen großartigen Eindrücken er sich zu seinen brillantesten Phantasien inspiriren ließ. Wir sehen den Dichter mit seinem Liebchen einer fernen, klingenden Geisterinsel trostlos auf weitem Meer vorüberfahren; wir sehen ihn seufzend auf einem Kreuzwege stehen. Dann wieder begegnet er uns, wenn er in blaue Augen sieht, aus denen sich ein Meer von „blauen Gedanken" über sein Herz ergießt, oder wenn er laut aufweinend zu den „süßen" Füßen seiner Liebsten stürzt. Besonders charakteristisch ist es, wenn er, während Alles draußen singt und jubelt, uns sagt:

Ich kann nicht singen und springen,
Ich liege krank im Gras;
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt, ich weiß nicht was.

Noch in seinen „Lamentationen" erinnert sich der Dichter der schönen roman-

Digitized by Google

tischen Zeit, wo Elfenreigen, Nixentanz und Koboldscherz sein märchentrunkenes Herz umgaukelten.

Die Romantik ist mit einem Widerspruche behaftet. Die diesseitige, gegenwärtige Welt, von der sich die Romantik wegwendet, ist nun einmal von grob derber Realität; sie läßt sich nicht wegträumen, nicht fortphantasiren. Mit ihr ist der Romantiker zerfallen; er setzt ihr die Welt seiner Phantasie, seines Sehnens entgegen. Dieser Widerspruch und Dualismus ist darum auch Heine wesentlich. Allein damit ist die Dissonanz bei Heine noch lange nicht erschöpft. Heine ist eben keineswegs bloß Romantiker, im Gegentheile, er ist ebenso sehr das totale Gegentheil der Romantik. In seiner Vorrede zu „Atta Troll" sagt er, daß er seinen Schulmeister, die Romantik, zuletzt geprügelt habe. Die Romantiker glaubten mit ganzer Seele an die Berechtigung und innere Wahrheit ihres Standpunktes. Sie suchten im Ernst nach einer „Urmythologie" und Urform der Dichtung, und die Welt der Phantasie und der Mystik des Herzens hielten sie für derart existenzberechtigt, daß sie dieselbe in jener Form, die noch die meisten Bedingungen für eine gegenwärtige Existenz an sich trägt, nämlich als katholisches Mittelalter, direkt in unsere Gegenwart einzuführen suchten. Heine hingegen hat mit der Romantik gebrochen, allerdings auf den verschiedenen Gebieten in verschiedenem Grade. Am meisten in Politik und Religion. Heine zählt sich zu den „Männern der Bewegung", er nennt den Geist der Revolution unsterblich, er feiert Frankreich, in welchem sich in den Julitagen die „Volkwerdung" der Revolution vollzogen habe und die Sonne der Freiheit immer mächtiger flamme. In seiner Schrift „Die romantische Schule" wendet er sich gegen „die Partei der Lüge, die Schergen des Despotismus, die Restauratoren aller Misère, aller Greuel und Narrethei der Vergangenheit." Es sei falsch, daß die Menschheit nur des geistlichen Trostes bedürfe; „wir hingegen sind der Meinung, daß sie vielmehr des körperlichen Glückes bedarf." In „Deutschland. Ein Wintermärchen" fordert er in zündenden, freudig muthvollen Worten eine solche Einrichtung der menschlichen Gesellschaft, daß Alle des Glückes theilhaftig werden, daß Alle nicht nur Brod, sondern auch „Rosen und Myrthen, Schönheit und Lust" zu genießen bekommen. Friedrich Schlegel wirft er vor, wohl die Schmerzen der Gegenwart gefühlt, nicht aber ihre Nothwendigkeit für das künftige Heil der Welt begriffen zu haben. Er habe über das heranziehende nächtliche Dunkel geklagt, nicht aber bemerkt, daß an der entgegengesetzten Seite schon ein neues Morgenroth leuchte. Heine sieht in den Schmerzen der Gegenwart nicht die Agonie des Sterbens, sondern die Schmerzen der Wiedergeburt. In Hegel, dessen Principien durch und durch antiromantisch sind, feiert er den größten deutschen Philosophen: mit ihm sei die philosophische Revolution beendet. Heine selbst bekennt sich

Digit

in der „romantiſchen Schule" zum Pantheismus, und zwar zu jenem, wonach Gott ſich in der Bewegung, der Handlung manifeſtirt, Gott der Fortſchritt ſelbſt iſt. Sein Gott iſt der Hegel'ſche Gott „als Proceß", der Saint-Simoniſtiſche Dieu-progrès.

Auch in der Liebe fehlt Heine der Glaube an das romantiſche Ideal; doch iſt er hier viel mehr Romantiker geblieben als in Politik und Philoſophie. Das romantiſche Liebesideal gilt ihm als etwas Unwahres, Krankhaftes, als etwas, das nahe daran iſt, ſich zu überleben, das in unſere Zeit nicht mehr hineingehört und mit der herzloſen, ſcharfen, gemeinen Proſa dieſer Welt überall in Conflict geräth. Heine iſt mit ſeinem Bewußtſein längſt über die duftige, träumeriſche Liebe hinaus; mit ſeinem zerſetzenden Witz, ſeiner keck zugreifenden Kritik, ſeiner überall die Fortſchritte der nachmittelalterlichen Zeit aufſuchenden Reflexion gehört er ganz dem modernen Geiſte an. So fühlt er denn nur zu deutlich, daß das Sehnen und Träumen, von dem ſein Herz nicht laſſen kann, haltlos, ohne Garantie für ſeine Dauer, ein blauer Dunſt ſei; daß vor der ſcharfen, ſchneidigen Bergluft des modernen Denkens das romantiſche Geſäuſel und Geflüſter in Nichts zerſtieben müſſe.

Heine fühlte den ganzen Zauber der Unſchuld, des naiven, unbewußten Dämmerns in dem kindlich reinen Gemüthe. Die „Bergidylle" in ſeiner „Harzreiſe" legt davon ein glänzendes Zeugniß ab. Und doch war unſer Dichter mit allem Natürlichen, Urſprünglichen, Unmittelbaren längſt zerfallen. Dieſer Widerſpruch, einerſeits von dem Zauber des unſchuldigen, halb unbewußten Träumens völlig gefangen zu ſein, und andererſeits dennoch mit allem Naiven, Urſprünglichen, Unbewußten längſt gebrochen zu haben, kann ſich nicht anders zum Ausdruck bringen als in dem ſchwärmeriſchen, ſentimentalen Sehnen nach jenem Feenland der dämmernden Träumerei. Heine's Liebe iſt daher wehmüthig; ſie ſucht etwas, was für ihn unwiderbringlich dahin iſt. Dazu kommt nun noch, daß Heine weiß, daß es ein Fortſchritt iſt, den einengenden Banden des unbewußt Naiven entwachſen zu ſein, ſich mit bewußter Freiheit zu bewegen, an jede Autorität den Maßſtab des eigenen Denkens anzulegen und kein Geheimniß zu reſpektiren, mag es noch ſo duftig und reizend ſein. Ihm ſelbſt mußte daher ſein ſentimentales Sehnen und Klagen unberechtigt, haltlos, reactionär, ohne Bürgſchaft für eine dauernde Befriedigung, vorkommen. Sein Herz hängt noch mit allen ſeinen Faſern an der romantiſchen Traumherrlichkeit, und doch weiß er, daß, ſobald er die Augen des Verſtandes öffnet, ſie wie eine Seifenblaſe platzt. Heine ſelbſt iſt jener ſich ſchlafend ſtellende Ritter, der ſich in dem Gedichte „Die Nixen" von dieſen romantiſchen Zauberweſen umtanzen und küſſen läßt und kluger Weiſe die Augen nicht öffnet, weil er weiß, daß, ſobald er die

Digitized by Google

Welt mit wachen, klaren Augen anſieht, der ganze Mondſcheinzauber verſchwindet.

Der Widerſpruch der Romantik iſt alſo bei Heine durch einen neuen Widerſpruch unendlich geſteigert. Die Schmerzen der romantiſchen Liebe ſind bei ihm bittere Wirklichkeit. Er hielt ſie, wie er in einem Gedichte ſagt, anfangs für Thorheit und Scherz und ſich ſelbſt für einen Komödianten; doch wie er ſich „des tollen Tandes entledigen" will, fühlt er, daß ſein Herz wirklich blutet. Trotz dieſer Wirklichkeit der romantiſchen Liebesſchmerzen glaubt er doch nicht an ihren Beſtand, und potenzirt ſo gleichſam die Diſſonanz in ſich. Wenn Heine ein bekanntes Gedicht damit endigt:

Doch wenn Du ſprichſt: ich liebe Dich,
So muß ich weinen bitterlich.

ſo kann man fragen, warum wohl der Dichter über das Geſtändniß der Gegenliebe in Thränen ausbreche. Der Grund liegt darin, daß, ſolange nur geherzt und geküßt wird, der Dichter über das flüchtige Weſen ſeiner Liebe nicht recht zur Beſinnung kommt, daß aber, ſobald er das entſcheidende Wort der Liebe hört, ihm die Vergänglichkeit ſeiner Liebe thränenſchwer aufs Herz fällt. Einen ſchlagenden Beweis für dieſe Auffaſſung liefert folgendes Gedicht:

In meiner Erinn'rung erblühen
Die Bilder, die längſt verwittert —
Was iſt in Deiner Stimme,
Das mich ſo tief erſchüttert?

Sag' nicht, daß Du mich liebſt!
Ich weiß, das Schönſte auf Erden,
Der Frühling und die Liebe,
Es muß zu Schanden werden.

Sag' nicht, daß Du mich liebſt!
Und küſſe nur und ſchweige,
Und lächle, wenn ich Dir morgen
Die welken Roſen zeige.

Der Dichter will alſo das fatale Wort der Liebe darum nicht hören, weil ihm dann ihr nahes Ende drohend vor die Seele tritt. Aus demſelben Grunde findet er das „gar zu viele Denken" bedenklich beim Küſſen; lieber will er unter Thränen küſſen. Durch das Denken wird das Weh, das in dem Unbeſtand der Liebe liegt, ſcharf zum Bewußtſein gebracht; durch Thränen wird dies Weh in ſeinem Entſtehen unmittelbar zugleich gemildert und erleichtert. Heine weiß, wie die „holden Wünſche" blühen und welken, wieder blühen und wieder welken; wie Herzen, die eben noch ſich zärtlich preßten, ſich bald fliehen und vergeſſen. Oefters ſingt er von dem höflichen Froſt, dem dumpfen, verdroſſenen Sinn, der auf die Liebe folgt. Die Liebe iſt „Schattenliebe", die Küſſe ſind „Schattenküſſe"; ſo natürlich wie den Augen das Einſchlafen, iſt dem Herzen das Vergeſſen. Denkt er an ſeine Liebe, ſo ſieht er kichernde Nebelgeſtalten ſpöttelnd und Geſichter ſchneidend vorbeihuſchen.

Digitized by Google

In einer viel milderen, mehr verhüllten Gestalt zeigt sich der Zwiespalt in jenen Gedichten, welche die Gefühle verschweben, ins Unbestimmte auseinandergehen lassen. Während die Freudigkeit und Gesundheit in der Liebe sich auch zu klarem, bestimmt abschließenden Ausdruck bringt, verbirgt sich die Dissonanz der nervös aufgeregten Liebe Heine's hinter einem nebelhaften Zergehen des Gefühls, hinter dem Verklingen desselben in eine thränenweiche Sehnsucht. Viele Gedichte schließen mit einem unbefriedigenden träumerischen Vergessen, Verschwinden, Verwehen, Verklingen; so z. B.: „Allnächtlich im Traume seh' ich Dich", „Es fällt ein Stern herunter", „Was will die einsame Thräne?" u. s. w. Auch durch das wunderzarte Gedichte „Du bist wie eine Blume" schimmert leise die Ahnung von der Vergänglichkeit der reinen Unschuld durch.

Heine fehlt durchaus die Freudigkeit der Liebe. Seine Lieder sind vergiftet, und seine Liebste hat dies Gift hineingegossen. Sein Herz birgt das Bild der Geliebten mitten unter Schlangen. Er sagt selbst von seiner Liebe, daß sie einen unheilvollen, tödtlichen Einfluß auf die Geliebte ausübe: „Laß ab von mir und dem Unglück!"

Wir gehen einen Schritt weiter. Heine bleibt nicht dabei stehen, sich in den Dissonanzen seiner Liebe abzuquälen: er sucht sich auch von den Schmerzen und Qualen dieser von seinem Bewußtsein bereits überwundenen Liebe zu befreien. Diese Befreiung vollzieht sich, indem Heine seine Liebe lächerlich macht, indem er sich selbst einen Narren nennt, der an solchen Idealen sich abhärme, deren Luftigkeit jeder Blick in die prosaische, alltägliche Welt darthue. Heine hängt noch an den Idealen eines romantischen Jenseits, ist aber selbst der Zerstörer dieses Jenseits. Trotzdem hat er nicht die Kraft, seine Ideale umzugestalten, sie mit der diesseitigen realen Welt zu versöhnen und so die prosaische Wirklichkeit selbst poetisch zu verklären. Aus der Getheiltheit des Dichters zwischen Romantischem und Modernem entspringt seine Kraftlosigkeit, das Moderne selbst als ideendurchdrungen und so für eine poetische Auffassung tauglich zu begreifen. So erscheint denn unserem Dichter die wirkliche Welt, im Vergleiche mit der Traumwelt seiner Liebe, lediglich gemein, alltäglich, kläglich. Und dennoch kann er nicht umhin der gemeinen, überall die Misère des Lebens aufweisenden Prosa die stärkere Wirklichkeit zuzuerkennen. Weil dies in des Dichters Bewußtsein völlig eingedrungen ist, findet er sich mitten in seinen Poesien an die klägliche, kleinliche, jede Illusion zerstörende Prosa des Lebens unaufhörlich gemahnt. Indem nun einerseits eine Beziehung zwischen jener Poesie und dieser Prosa wirklich vorhanden ist, da das Duftigste und Zarteste oft mit den kläglichsten, gemeinsten, an die Schwäche und Niedrigkeit des Menschen erinnernden Seiten des Lebens in engem Zusammenhange steht, und indem andererseits eine solche

Digitized by Google

Prosa und eine solche Poesie, trotz dieser intimen Beziehungen, doch gar nicht zu einander passen, vielmehr den feindseligsten Contrast bilden: entsteht von selbst das Lächerliche, der Heine'sche Witz. Die „modernen Triller", die durch die Klänge der romantischen Traumwelt schrill hindurchtönen, bringen den zum Lächerlichen gehörenden Gegensatz hervor. Die Schmerzen der Romantik erfahren hiermit das Loos, welches sie verdienen: lächelnd schüttelt der Dichter sie ab. Weil die Prosa des Lebens dem Dichter von allem Idealen entblößt erscheint, wird der Gegensatz zwischen Poesie und Prosa grell, völlig unvermittelt. Darin liegt das Charakteristische, ja das Einzigartige des Heineschen Humors.

Es ist kein Lächeln unter Thränen, sondern ein in die Thränen plötzlich einfallendes Lachen. Heine selbst sagt, daß sein Humor die „lachende" Thräne im Wappen führe, und Sterbeseufzer plötzlich in Gelächter verwandele. Wo wir uns dessen gar nicht versehen, tritt in das poetische Sehnen plötzlich das auflösende, befreiende Lachen ein; aus den höchsten Regionen der Poesie werden wir in den Schmutz und Kehricht des Lebens hinabgeschleudert. Es ist dies keine leichtsinnige, frevelhafte Verhöhnung aller Gefühle, sondern die in Folge der innern Widersprüche sich nothwendig vollziehende Zersetzung der Romantik. Und zwar mußte, je mehr den Dichter die romantischen Schmerzen quälten, der Contrast um so greller, der Misklang um so cynischer sein, wenn er dem Dichter über seine Qualen hinweghelfen sollte.

Auch in der Schilderung der Natur liebt Heine den Contrast zwischen Poesie und Prosa hervorzukehren. Dem Mai mit seinen goldnen Lichtern und seidenen Lüften stellt er in „Götterdämmerung" die Stadtpoeten mit Papier, Bleistift, und Lorgnette in der Tasche entgegen; und das Gedicht „Meeresstille" zeigt uns neben dem von den Sonnenstrahlen wie ein wogendes Geschmeide glänzenden Meere den betheerten Schiffsjungen, der vom Kapitän wegen eines gestohlenen Herings gescholten wird. Was nun speciell die Liebe angeht, so verspottet Heine in zahlreichen Gedichten die übertriebene Sentimentalität in übermüthig heiterer Weise. Bald wird der Liebende durch seine „bissige" Geliebte, bald durch die Ahnung einer schimpflichen Relegation aus seinen Träumereien gerissen; bald hört er Nachts in der Kajüte, während er sich zu den Sternen emporsehnt, die Wellen murmeln, daß er, statt mit seinen kurzen Armen die am fernen Himmel festgenagelten Sterne erreichen zu wollen, lieber einschlafen möge. Auch die Schmerzen der unglücklichen Liebe stellt Heine in Contrast zu der simplen, nüchternen, aber doch viel realeren Prosa des Lebens und sucht sich so durch eine witzige Behandlung seines Unglücks von diesem zu befreien. Wenn Heine schildert, wie die Philister im Sonntagsrock durch Wald und Flur spazieren gehen und mit langen Ohren der Spatzen Lied einsaugen, während er die Fenster

Digitized by Google

mit schwarzem Tuch verhänge, die Gespenster seiner alten Liebe zu Besuch empfange und sich von ihren Thränen rühren lasse: wer fühlt nicht, daß der Dichter im Grunde sagen will: der prosaische Philister hat trotz seiner Dummheit mehr Recht als ich mit meiner Schwärmerei? Nicht immer aber ist das Lachen, unter dem der Dichter an seiner unglücklichen Liebe stirbt, so übermüthig und witzig heiter; oft wenn die Schmerzen der Liebe zu groß sind, ertönt es in schauerlicher, unheimlicher Weise. Mit dem äußersten Schmerz ist wilder Hohn und frivoler Spott über seine Geliebte und sich selbst gemischt. Diese grelle Mischung finden wir in vielen Gedichten seiner „Jungen Leiden", ebenso in dem Gedichte „Ratcliff."

Am Characteristischesten findet sich der vernichtende Zusammenstoß zwischen der, Zeit und Raum überfliegenden, romantischen Sehnsucht und der eckigen, kalten Wirklichkeit ausgedrückt im „Seegespenst." Augenscheinlicher kann die in wunderbaren Phantasien sich verlierende Romantik nicht ad absurdum geführt werden als hier, wo der Träumer ins Meer hinabzustürzen Gefahr läuft und der ihn beim Fuß zurückhaltende Schiffscapitän in seinem wunderlichen Benehmen Nichts als Narrethei sieht.

Mit dieser Auflösung des romantischen Liebesideals hängt aufs Engste der Leichtsinn der Liebe Heine's zusammen. Die düstre, traumhafte Liebesschwermuth verwandelt sich in muthwillige, scherzhafte Liebelei und schließlich in frivolen, genußsüchtigen Leichtsinn. So traurig und abstoßend auch an sich diese Verwandlung ist, so ist sie doch in der Natur der Sache gegründet und hängt mit dem Fortschritt, den wir Heine in der Liebe machen sahen, aufs Engste zusammen. Denn indem Heine sich sagen mußte: Du bist ein Narr, wenn Du in den blauen Düften der romantischen Blume schwelgst; die Prosa der Liebe, ihre ordinäre Seite, steht ja in grellem Widerspruche zu deinem traumhaften Erbeben und Seufzen: so war die nothwendige Folge davon, daß er es mit der geistigen Seite der Liebe überhaupt wenig ernst nahm, sich über das Unglück seines Sehnens leicht hinwegsetzte und es schnell verschmerzte, um anderswo sein Glück zu versuchen. Heine's Kraft ging in der Zersetzung des romantischen Liebesideals, in der durch den Witz sich vollziehenden Befreiung von den Schmerzen und Widersprüchen dieser Liebe auf. Es hieße seiner Kraft zuviel zumuthen, wenn man verlangen würde, daß er eine neue, versöhnte, der Wirklichkeit zugewendete und sie dennoch verklärende Liebe an die Stelle jener hätte setzen sollen.

So sind Tiefe der Liebe und Leichtsinn bei ihm im Streite. Das Schlimmste, was er in der Brust trägt, ist ihm zugleich das Dümmste. Daß er nicht geliebt wird, kümmert ihn wenig; kann er nur seiner Liebsten rothen Mund küssen, so tröstet er sich. Er weiß, daß er sein Liebchen den blauen Husaren, die eben zum Thore hereinreiten, morgen abtreten muß

Digitized by Google

doch hindert ihn dieser Gedanke nicht, sich noch heute in ihren Armen dem seligsten Genusse hinzugeben.

Von dieser Liebe, welche sich mit dem heitersten Muthe darüber hinwegsetzt, daß die Liebste noch einer Menge Anderen ihre Gunst schenkt, ist es nur noch ein kleiner Schritt bis zu der Verherrlichung der nackten Sinnlichkeit, der Abwechselung im Genuß, der Liebe à la Blaubart, wie sie uns in widerlicher Weise in den Gedichten mit dem Titel „Verschiedene" entgegentritt. Zwar hat Heine Recht, wenn er den Dualismus zwischen Seele und Leib in der Liebe für überwunden, das Leid, das aus der Unterdrückung der Sinnlichkeit stammt, für ausgelitten erklärt und auch in den Küssen die Gegenwart Gottes fühlt. Es hat einen welthistorischen Hintergrund, wenn Heine singt:

Vernichtet ist das Zweierlei,
Das uns so lang bethöret;
Die dumme Leiberquälerei
Hat endlich aufgehöret.

Allein zu der „dummen Leiberquälerei" rechnet Heine auch die vernünftige Regelung der Begierden, die Verklärung und Läuterung der Sinnlichkeit durch den Geist. Heine proclamirt in jenen Gedichten die vollständige Emancipation des Fleisches vom Geiste. Der romantische Liebestraum ist als markloses Gespenst erkannt, etwas Neues nicht an seine Stelle gesetzt: so bleibt dem Dichter nur die ganz gemeine Prosa der liederlichen Liebe übrig. Die Tugend wird als unbrauchbar für die Liebe, die Schönheit der Seele als bloße „Meinung" verspottet. Eigentliche Realität hat nun die Schönheit des Fleisches, besonders wenn es „Gliedermassen colossaler Weiblichkeit" sind. Wir sehen den Dichter in den schlüpfrigsten Situationen, zu einer Liebe herabgesunken, welche die beste Bewährung ihrer Schwärmerei in einem Diner erblickt und Küsse und Eide wie eine Geschäftssache behandelt. Er durchlebt den tollen Fasching der Liebe mit dem Bewußtsein, daß er und seine Liebe sich nach dem Genusse gegenseitig satt bekommen werden, und schließlich wird die Aschermittwochsstimmung des gähnenden Katzenjammers als das Resultat des Sinnenrausches in widerwärtigster Weise besungen. Doch in seiner liederlichen Liebe quält den Dichter das böse Gewissen. Erinnerungen an die romantisch schmachtende, deutsche Liebe, an die „süße, blöde Jugendeselei" verderben ihm den Genuß; der Duft seiner früheren Liebe spukt gespenstisch in seinem Herzen. Doch selbst aus dieser schmutzigen Trübheit und Fäulniß ringt sich Heine's Liebe zuweilen, besonders in den Abschnitten „Seraphine" und „Katharina", zu reinerem Aufschwunge jugendlich kräftig empor. Besonders ist es der Anblick des weiten Meeres mit seinem Sonnenuntergange, was die Seele des Dichters beflügelt und in ihr heilige Gluthen

Digitized by Google

emporfacht. Die Liebe ist wieder ein tröstender Stern, dem die Seele des Dichters mit neuem Leben entgegenfluthet.

Bisher haben wir den „Romancero" und die „Letzten Gedichte" absichtlich völlig bei Seite gelassen. Zwar ist die Weltanschauung, wie sie hier sich findet, nur die Fortbildung von Heine's früherem Standpunkt bis in seine letzten Consequenzen; dennoch ist diese Fortbildung zugleich eine so tiefgreifende Umgestaltung seiner früheren Ansichten, daß wir diese letzten Producte der Heine'schen Muse einer gesonderten Betrachtung unterwerfen müssen. Auch in ihnen spielt die Liebe keine kleine Rolle. Doch müssen wir, um diese letzte Gestaltung seiner Liebe in der gehörigen Beleuchtung zu erblicken, vorerst die Fortbildung seiner gesammten Weltanschauung uns gegenwärtig machen.

Was ist seit dem Jahre 1848 aus dem Dichter geworden? Wir finden ihn, dem es früher so „sonnengoldig und purpurn" zu Muthe war, den die luftigen Elfen umflatterten und die weißen Nixen „in klingender, springender Raserei" umträllerten; ihn, der sein Haupt mit Blumen zu bekränzen liebte und in einem Concert von Liebeswohlgerüchen schwelgte: ihn finden wir auf dem martervollsten Krankenlager, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr ein unendlich gequältes Dasein dahinschleppend, abgemagert zu einem — wie er selbst höhnend sagt — spiritualistischen Skelette, bald an diesem, bald an jenem Gliede gelähmt, halb blind, von Krämpfen gemartert, hilflos wie ein Kind, lebendig begraben, ohne jede Aussicht, dem leuchtenden Mai noch einmal ins blühende Angesicht zu schauen. Nicht nur seine körperliche, auch seine geistige Kraft fühlte der Dichter gebrochen. Und um so mehr mußte er sich niedergedrückt fühlen, je mehr ihm der Sonnenschein seiner früheren Tage, seine früheren Triumphe und Siege vor der Seele standen. Den schönen Siegeskranz sieht er sich vom Haupt genommen, seinen stolzen Siegeswagen sieht er, wie er im „Jehuda ben Halevy" erschütternd ausruft, gebrochen liegen. Aber gerade das Gefühl des geistigen Gebrochenseins mußte den bewußtseinsstarken Geist unseres Dichters zur heftigsten Reaction bringen; gerade dies Gefühl stachelte ihn zu letzten unerhörten geistigen Anstrengungen auf. Sein Geist trotzte der Krankheit und ihren geistesmörderischen Schmerzen. Heine legte eine fast einzig dastehende Probe von der unendlichen Macht des menschlichen Geistes ab, indem er sich über seinen eigenen, durch körperliche wie geistige Schmerzen desorganisirten Geist erhob und diese seine eigene Desorganisation poetisch zu gestalten, ja zum Gegenstande seines fürchterlichen, wie Grabesgelächter erschallenden Hohnes herabzusetzen im Stande war. Ein wahrhaft Prometheischer Geist weht durch die Gedichte dieser letzten Periode; überall tönt der stolze Ruf hindurch: „Mögt ihr unvernünftigen Mächte des Lebens und der Welt mich noch so sehr peinigen, noch so sehr eure qualvolle Gewalt fühlen lassen: trotz dieser Beherrschung durch

igitized by Google

euch bin ich doch dem innersten Wesen nach mehr als ihr, mächtiger, gewaltiger, denn ich vermag mich über all' den Schmutz und Jammer, in den ihr mich geworfen, in der Poesie zu erheben, ja Spott und Hohn darüber auszugießen. Es ist ein Etwas in mir, das euch unzugänglich ist und das ihr nimmermehr zu beugen versteht!"

Die geistige Zerrüttung Heine's erstreckt sich auf seine ganze Weltanschauung. Diese stellt sich dar als äußerster Pessimismus, als großartiger, fürchterlicher Nihilismus. Durch die Qualen seiner Krankheit wird nichts absolut Fremdes in Heine's Weltansicht hineingebracht. Im Gegentheil, die schmerzhafte Krankheit erscheint im Grunde nur als der äußere Anstoß, um die in des Dichters Weltanschauung liegenden Keime des radicalen weltverhöhnenden Nihilismus bis zur äußersten Consequenz auszubilden. Heine hatte die romantischen Ideale zerstört, aber, da er trotz dieser Zerstörung noch immer von ihrem Zauber gefangen blieb, im Ganzen nichts positives Neues an ihre Stelle zu setzen vermocht. Es finden sich bei ihm nur einzelne Ansätze und Keime zur Aufstellung eines modernen, mit der Wirklichkeit versöhnten Ideals, so z. B.: in der politischen Satyre „Deutschland, ein Wintermärchen." Abgesehen davon aber erscheint die Wirklichkeit für Heine ideenlos, vernunftentblößt, närrisch. Daß Heine in früherer Zeit diese Consequenz niemals in unverhüllter, durchgreifender Weise zog, dies lag einerseits daran, daß die Wirklichkeit ihm eine Menge Anhaltspunkte für seine romantischen Schwärmereien bot, andererseits aber an seinem unverwüstlichen Lebensmuthe, an seiner Gluth, mit der er die Natur umfing. In seinen „Ideen" ruft er aus: „Gottlob, ich lebe! In meinen Adern kocht das rothe Leben, unter meinen Füßen zuckt die Erde, in Liebesgluth umschlinge ich Bäume und Marmorbilder und sie werden lebendig in meiner Umarmung". Durch seine unsäglich schmerzvolle, Leib und Geist desorganisirende Krankheit mußte auch die Desorganisation in der Wirklichkeit, das Wirre, Unsinnige, Niederträchtige in ihr, für ihn in den Vordergrund treten, und überhaupt seine Lebensfreudigkeit erlöschen. Nun stellte sich ihm die Wirklichkeit als das totale Gegentheil des Ideellen dar, als fratzenhaft verzerrt, qualvoll öde und sinnlos toll. Er sieht in der Welt nichts als Larven, die ihn unheimlich blöde anglotzen, der Himmel ist ihm ein „blauer Kirchhof, entgöttert und stumm". Auf dieser Erde, meint er, ist nicht viel zu verlieren; unter ihren faulen Miasmen muß alles Schöne und Große zu Grunde gehen. Die Sternschnuppen sind goldene Thränen, welche die Sterne über das fatale Erdentreiben mitleidsvoll vergießen. Mit wahrem Hochgenusse sucht der Dichter die Unvollkommenheiten, den an dem Schönsten, Heiligsten haftenden Erdenschmutz und Mißgeruch auf und hält höhnend diesen Spiegel der Welt den Teleologen hin; besonders gießt

Digitized by Google

er ganze Schalen des frivolsten Spottes über die angebliche Weisheit aus, die der Schöpfer in der Einrichtung des menschlichen Leibes geoffenbart. Er verzweifelt an allem Fortschritte in der Welt; höhnend ruft er aus:

Wie bedaur' ich, daß die Darre
Meines Rückgratmarks mich hindert,
Lange Zeit noch zu verweilen
In dergleichen Fortschrittswelt!

Für die fortschrittliche Bewegung in Deutschland, für die politische Tendenzpoesie, für die achtundvierziger Revolution hat er nur Spott und Hohn in Bereitschaft. Herwegh und Venedey, der schwarz-roth-goldene Patriotismus und das Frankfurter Parlament werden unbarmherzig gegeißelt. In der ganzen Weltgeschichte sieht der Dichter, wie das Gedicht „Vitzliputzli" beweist, eine Tragikomödie voll sinnlosen Blutvergießens. Die Historien des „Romancero" behandeln meist grotesk-komische, barocke, oder unheimlich spukhafte, frivol häßliche Stoffe aus der Geschichte. Ueberhaupt ist es das versöhnungslos Schauerliche, die unsinnige Narrenwirthschaft auf Erden, das keine Spur von sittlichen Gesetzen zeigende, jammervolle Loos der Menschen, was der Dichter in den grellsten Contrasten, mit schonungslosem Witz, gleichsam immer mit dem Fluch über solche Miserabilität auf den Lippen, mit besonderer Vorliebe behandelt. In unerbittlicher Nacktheit hält er dieser Welt ihr Sündenregister vor: der Gerechte schleppt sich blutend unter Kreuzeslast; nur das Geld giebt ein Recht zu leben; platte Schmeichelei, Hundedemuth, Heuchelei helfen allein fort; eine gehaltlose, geisthassende Sittlichkeit thut mit ihrer vermeintlichen Gemüthstiefe und Charakterfestigkeit groß; das Ungeziefer jedes Landes bildet eine heilige Allianz. Ebenso verspottet er die dummkluge, großmäulige Eselei, die mit ihrem J-ageschreie immer oben auf ist, und die in Entsagung schwelgende deutsche Dummheit, die von den lachenden Kirschen dieser Erde sich wegwendet und auf den Himmel hofft, wo es Kirschen ohne Kerne geben werde. Freundschaft und Verwandtentreue, Religion, Kunst und Ruhm werden von dem mörderischen Zahn seiner Skepsis getroffen. Besonders verspottet er das Jenseits mit seiner gähnenden Seligkeit, mit seiner weichen Pantoffelbequemlichkeit; ebenso die christliche Vergeltungslehre, die durch Hineinmischung aller möglichen irdischen Verhältnisse, besonders irdischer Schwächen und Erbärmlichkeiten, lächerlich gemacht wird. Ja auch die Kunst, also jene Macht, durch die es dem Dichter gelingt, seinen Nihilismus hohnlachend hinaus in die Welt zu schreien, also über ihn sich zu erheben und den unsinnigen Mächten dieser Welt seine Superiorität zu beweisen, erklärt er in den verbittertsten Momenten für Firlefanz und blauen Dunst. Und indem nun auch schließlich der Ruhm für ein Thorenwort erklärt wird, muß dem Dichter das Leben als ein trostloses Wirrsal erscheinen.

Digitized by Google

Dieſe totale Zerfallenheit des Dichters mit Welt und Leben müſſen wir vor Augen haben, wenn wir jene Gedichte leſen, in denen er ſeinen Feinden alle ſeine ekelhaften Krankheiten mit cyniſchen Hohne vermacht und dem einen von ihnen die „Blume der Verwünſchung", den vernichtenden Fluch: „Nicht gedacht ſoll ſeiner werden" ins Grab nachſendet. Ebenſo müſſen wir jene Zerfallenheit uns gegenwärtig halten, wenn wir hören, wie der Dichter ausruft, daß es beſſer wäre, nie geboren zu ſein; wie er nach des Todes kühler Ruhe lechzt und im Tode nach Bimini, in jenes ſtille Land zu gelangen hofft, in dem das wunderthätige Waſſer Lethe uns alle Leiden vergeſſen macht; oder wenn wir ihn gar voll Verzweiflung mit wahnſinnig ins Blaue ſtarrenden Augen über die endloſe qualvolle Ewigkeit einen Mark und Bein erſchütternden Schrei ausſtoßen hören.

Doch wir haben noch einen letzten Schritt zu thun, um die Zerriſſenheit Heine's in ihrer ganzen Tiefe vor Augen zu haben. Die Bekehrung Heine's zum Glauben an einen perſönlichen Gott und an perſönliche Unſterblichkeit, weit entfernt eine Rettung aus ſeiner allgemeinen Zerrüttung zu ſein, iſt vielmehr ihre tiefſte Tiefe. Wir haben geſehen, daß Heine der Hegelſchen Philoſophie die Zukunft zuſprach, daß er ſich ſelbſt zum Pantheismus bekannte. So lange ſolche Doctrinen noch Gemeingut einer Ariſtokratie von Geiſtreichen waren und in einer vornehmen Coterie-Sprache bei philoſophiſchen Petit-Soupers beſprochen wurden, fand Heine's aus der Romantik ſtammender ariſtokratiſcher Dünkel am Atheismus Gefallen. Als aber, wie er in ſeinen „Geſtändniſſen" erzählt, der Atheismus anfing, ſehr ſtark nach Käſe, Branntwein und Tabak zu ſtinken und Schuſter- und Schneidergeſellen die Exiſtenz Gottes leugneten, da überkam ihn ein Grauen vor dem Atheismus. Dies Grauen wurde noch dadurch geſteigert, daß ſich der „nackte, ganz feigenblattloſe" Communismus als letzte Conſequenz des Hegel'ſchen Atheismus herausſtellte. In „Deutſchland, ein Wintermärchen" freilich hatte ſich Heine zu einem communiſtiſchen Programme bekannt. Und auch in ſeinen „Geſtändniſſen" nennt er die communiſtiſche Partei in Deutſchland die Partei der Zukunft, ihre Führer bezeichnet er als große Logiker, als die fähigſten Köpfe und energievollſten Charaktere Deutſchlands. Und wenn Heine ſagt, daß er die Intereſſen von Kunſt und Wiſſenſchaft durch die ſouveräne Herrſchaft des Volkes bedroht ſehe, ſo widerlegt er ſich eigentlich ſelbſt, wenn er ausführt, daß durch allgemeine Volkserziehung ſehr bald ein intelligentes Volk heranwachſen werde. Es war, wie Heine ſelbſt ſagt, die „reinliche, ſenſitive Natur des Dichters" in ihm, die ſich gegen jede perſönlich nahe Berührung mit dem Volke ſträubte. Man ſieht, es ſind nicht wiſſenſchaftliche Gründe, ſondern es iſt allein die aus der Romantik ſtammende Scheu vor dem unbedingten Uebergehen der Culturarbeit auf das

Digitized by Google

Volk, was Heine ein solches Grauen vor jenen Ideen einflößte, die er als die Ideen der Zukunft zu bezeichnen sich von seinem theoretischen Verstande gezwungen sah. So fand Heine weder in den romantischen, noch in den modernen Ideen Befriedigung und Halt; Vergangenheit wie Zukunft schauten ihn trostlos an. Bei dieser allgemeinen Haltlosigkeit fand er den einzig sicheren, unerschütterlichen Punkt in einem transscendenten Gotte, in einer deistischen Religion. Daneben war es das Gefühl der Verlassenheit und Hilflosigkeit, was ihn mit „himmlischen Heimweh" erfüllte; ist es doch, wenn man überhaupt einen Gott begehrt, wie er selbst sagt, die Hauptsache, daß dieser Gott uns zu helfen versteht. Doch hatte Heine durch diese seine Bekehrung wirklich seine Zerrissenheit überwunden? Sein zersetzender Witz, sein auflösendes Denken konnte unmöglich vor dem außerweltlichen, allweisen, allgütigen Gott sonderlichen Respect haben und verstummen. Fast alle Gedichte seiner letzten Periode sind hohnlachende Proteste gegen die Existenz eines solchen Weltregenten. Mitten unter seinen Bekehrungsversicherungen schleudert er die respectlosesten Witze gegen Gott. Es ist, als ob Heine sich nur darum zu einem Gott bekenne, um hierdurch um so drastischer zu zeigen, zu welch erbärmlichem Wesen sich die Gottesgläubigen bekennen. Ueberall hört man es hindurch, daß Heine sich über diesen seinen Gott stellt. Seine Krankheit führt er auf das Bestreben Gottes zurück, ihm, dem kleinen irdischen Aristophanes zu zeigen, wie die witzigsten Sarkasmen desselben nur armselige Spötteleien gewesen seien im Vergleich mit der colossalen Spaßmacherei des himmlischen Aristophanes. Und während er sich vor dem „großen Autor des Weltalls" im Staube beugt, weiß er doch, daß in seinem Geiste die ewige Vernunft blitzt, die sogar den Spaß Gottes vor ihr Forum ziehen und kritisiren darf. So ist also der außerweltliche Gott bei Heine eigentlich nur dazu da, um sich fortwährend compromittiren und lächerlich machen zu lassen; und das, was zunächst als resolute Rettung aus der allgemeinen innern Auflösung und Haltlosigkeit erscheinen könnte, ist im Grunde nur die Zerrissenheit in höchster Potenz.

Wie stellt sich uns nun innerhalb dieser Weltanschauung die Liebe dar? Die allergrellsten Contraste sind in dieser Liebe innig vereinigt und machen sie zu einem einzig dastehenden Phänomen. Der ganze romantische Duft der Jugendliebe strömt wieder in die Seele des Dichters; bunte Maskenzüge, schöne Frauen, Zauberschlösser schwanken vor seinen Augen vorbei; doch Alles sieht so wacklig, so verschwommen aus; „schattenhaftig übereilt" zieht es vorüber. Und wenn der Dichter zur vollen Besinnung kommt, so riecht er gar statt jenes Duftes Nichts als die Parfüms von gewärmten Servietten. Im Traume sieht er sich jung und munter, Hand in Hand mit seiner Jugendgeliebten läuft er den Berg hinab, der innige Ton ihrer Stimme ergreift

Digitized by Google

ihn mächtig, heimlich bebend küßt er ihre Hand: da erwacht er plötzlich und findet sich auf seinem trostlosen Krankenlager. Schaurig ist der Contrast zwischen den tändelnden, kichernden Jugenderinnerungen und dem Geschlürfe der Kirchhofratten, die der lebendig begrabene Dichter schon zu hören meint. Doch ebenso oft wie jener Duft tritt vor seine Seele das Elend und der Jammer seiner früheren Liebe; oder es plagt ihn Reue über seine dummen Streiche in der Liebe, über die herzlose Behandlung seiner Geliebten. Ein andermal wieder schaut ihn seine frühere Liebe dumm und blöde an: Nichts als längst erkaltete Liebesasche findet er im Herzen. In die Flammen des Kamins wirft er die Andenken an seine Liebe, und unter Amor's Gekicher fliegen lauter falsche Eide in den Schlot hinauf. Doch nicht nur in Liebeserinnerungen verzehrt sich des Dichters Gemüth; auch die wirkliche, gegenwärtige Liebe erblüht in seinem zerrissenen Herzen. Manchmal freilich ist Liebesgluth und Fieberhitze von einander nicht zu trennen; doch viel öfter tritt uns eine tiefwurzelnde, nichts bloß aus einer fieberhaften Phantasie, sondern aus dem Gemüthe stammende Liebe entgegen. Es ist staunenswerth, welch reine, schmerzgeläuterte Blüthen die Liebe in des todtkranken Dichters Herzen trieb. Dabei breitet das Bewußtsein des nahen Todes etwas unendlich Trauriges über seine Liebe aus. Vollendet aber wird ihr unsagbar süßer Zauber dadurch, daß der Dichter noch immer von den süßen Augen und Lippen schwärmt, und so seine Liebe auch jetzt noch in zarter Weise sinnlich angehaucht erscheint. Wir erinnern an das Gedicht „An die Engel," worin er diese Schutzgeister der Menschen um Schirm und Schutz für seine arme, treue Mathilde in herzzerreißend inniger Weise anfleht. Vor Allem aber ist hier sein Verhältniß zur Mouche zu erwähnen. In seiner Liebe zur Mouche hat sich aller Duft der Liebe, aber auch ihr jammervollstes Weh zu einer wunderbar ergreifenden Mischung vereinigt. Es ist eine Liebe, auf die der Tod seinen geheimnißvollen, heiligen Schauer ausgießt; eine Liebe, in deren Blumengeflüster sich schaurig mahnendes Grabgeläute, wüste Flüche und Verzweiflungsschreie mischen; nach des Dichters Worten: eine Liebe zwischen der Marterblume und einem Todten. In dieser Liebe erhebt sich der Dichter zu einer Höhe, die er sonst nirgends erreicht. Er fühlt, daß sein Geist den der Geliebten völlig durchdrungen, ja absorbirt hat, daß sein Genius ihre Seele geworden ist, so daß sie nimmermehr aus seinem Banne loskommen kann. „Dich fesselt mein Gedankenbann!" ruft er ihr zu, und in dem Gedichte „Die Wahlverlobten", worin er mehr als sich selbst die Geliebte beklagt, die ohne ihn Nichts, eine bloße Leiche sein wird, während ihm im Lande der Dichtung ewiges Leben zugesichert ist, heißt es:

Im großen Buche stand geschrieben,
Wir sollten uns einander lieben.

Digitized by Google

Dein Platz, er sollt' an meiner Brust sein,
Hier wär erwacht Dein Selbstbewußtsein;
Ich hätt' Dich aus dem Pflanzenthume
Erlöst, emporgeküßt, o Blume,
Empor zu mir, zum höchsten Leben,
Ich hätt' Dir eine Seel' gegeben.

Doch in diese Hoheit mischt sich oft leichtfertiger, oft aber auch cynisch wilder Hohn gegen seine Geliebte wie gegen sich selbst. In obscöner Weise hält er ihr vor, wie es ihrer Gesundheit zuträglich sei, daß sie einen gelähmten Mann liebe, der die wilde Jagd der Liebe nicht mehr mitmachen kann. Ueberhaupt kommt Heine in seinen letzten Gedichten mit Vorliebe auf die den Leib zerrüttenden Nachtheile der Liebe zu sprechen. Er wühlt mit gräßlicher Freude in dem ekelhaften Schlamme der Liebe herum. Schon in einem früheren Gedichte sagte Heine:

Du fragst mich, Kind: Was Liebe ist?
Ein Stern in einem Haufen Mist.

Bei dem allgemeinen Nihilismus, dem der Dichter verfallen war, mußte auch die Liebe sich zur widrigen Fratze verzerren. Auch diese heilige Macht mußte als Dusel erscheinen, nach dessen Verflüchtigung nur ein schmutziger Bodensatz zurückbleibt. Der Leichtsinn des Genusses, wie er sich in den früheren frivolen Gedichten findet, fehlt hier ganz und gar. Mit weltverachtendem Gelächter hält hier der Dichter den Idealisten vor, wie die Liebe ihrem Kerne nach Nichts als thierisches Genießen sei. Das Weib ist die wahre Sphinx; Todes Dunkel ist ihr Räthsel; Erregung und Befriedigung der Sinnlichkeit ihr einziger Zweck. So ist denn auch die Liebe dem allgemeinen Nihilismus zum Opfer gefallen: „der Liebe Gluth, sie geht zum Teufel." Sie erscheint zuletzt als eine Macht der Hölle:

Die Liebesgluthen, die so lodernd flammten,
Wo gehn sie hin, wenn unser Herz verglommen?
Sie gehn dahin, woher sie einst gekommen,
Zur Hölle, wo sie braten, die Verdammten.

Die Liebe ein schmutziger Genuß, eine Macht der Hölle — dies ist das Facit der Entwicklung der Heine'schen Liebe. Doch spricht dies Resultat keineswegs dagegen, daß in Heine die Macht der Liebe in ihrer ganzen Unendlichkeit und Tiefe thätig war. Wessen Herz von den Dissonanzen der Liebe so zerrissen wird, wie wir dies an Heine sahen, der steht im Mittelpunkte, im Allerheiligsten der Liebe. Die Stellung Heine's zwischen romantischen und modernem Geiste brachte es mit sich, daß es ihm nicht gelang, die verschiedenen Seiten der Liebe, so tief er sie auch einzeln empfand, zu versöhnen, sondern daß er von ihren Momenten hin- und hergerissen, von der einen

Digitized by Google

Einſeitigkeit in die andere getrieben wurde. Unſer Dichter ſagt in einem ſeiner nachgelaſſenen Gedichte mit Recht von ſich, daß er jene wonnevolle Seligkeit der Liebe empfunden habe, die wegen ihrer Gediegenheit und unendlichen Intenſität zugleich raum- und zeitloſe Ewigkeit iſt.

Johannes Volkelt.

Die Phantaſie im Unterricht.

„Der Junge hat Phantaſie!" Das ſagt kein Lehrer ohne Befriedigung, die Meiſten aber ſagen es in einem Tone, als ob ſie die ſchönen Augen oder ſonſt eine angenehme, aber in der Schule überflüſſige Eigenſchaft des Schülers lobten; jedenfalls klingt es ganz anders und auch dem Ohr des Vaters angenehmer, wenn es heißt: er hat Verſtand. Freilich, wo der ganze Unterricht nur als eine Vorbereitung für das Examen angeſehen wird, wo der Lehrer kein höheres Ziel kennt, als daß die Schüler vor dem inſpicirenden Schulrath Etwas „präſtiren", — wir meinen natürlich: in China, da iſt die Phantaſie wirklich nur ein Luxus, der ſogar zuweilen ſtörend und ſchädlich wird. In Deutſchland aber werden einige anſpruchsloſe Bemerkungen über die Nützlichkeit, ja Unentbehrlichkeit dieſer Geiſteskraft noch geſtattet ſein.

Das reine Denken iſt geſtaltlos und kann daher nicht unmittelbar übertragen werden. Eine Mittheilung der Gedanken des Lehrers an den Schüler iſt überhaupt nur möglich in der Geſtalt von Vorſtellungen. So kann z. B. eine ganze Reihe geſchichtlicher Begebenheiten und Erſcheinungen oder phyſikaliſcher Geſetze und Vorgänge dem Gedächtniß eingeprägt, ja ſogar der Cauſalnexus in denſelben begrifflich klar gemacht werden: aber es bleiben todte Namen, Zeichen der von ihnen bedeuteten Vorſtellungen, wenn nicht zugleich die Fähigkeit gegeben iſt, ſie wieder in Vorſtellungen zu verwandeln. So kann man aus dem Begriff des Staates ſeine Eigenſchaften, Geſetze und Anforderungen ableiten, allein eine unmittelbare Uebertragung dieſer Begriffe iſt außer auf mechaniſchem Wege nicht möglich, man wird ſie vielmehr erſt da anknüpfen können, wo ſchon Vorſtellungen eines Staates vorhanden ſind. Die Lehrer der Mathematik und Naturwiſſenſchaft haben das immer gewußt: ſie berufen ſich ſtets auf die Anſchauung des täglichen Lebens und lehren Nichts ohne Zeichnungen und Experimente. Dagegen giebt es unter den Philologen und Geſchichtslehrern recht Viele, welche es für genügend halten durch begriffliche Erläuterung den Cauſalnexus zum Verſtändniß zu bringen: ſie behandeln das Alterthum noch immer, als ob die Griechen und Römer niemals wirklich exiſtirt hätten und erwecken keine

Digitized by Google

lebendigen Vorstellungen, weil sie sich selbst keine machen. Der Schüler nun sucht mit dem beweglichen Sinn der Jugend auf eigne Hand die überlieferten Namen zu beleben —, schon der Sextaner wird, wenn von einem Gebirge die Rede ist, an seinen heimatlichen Hügel, wenn von einem Heere, an seine Garnison denken. Aber ohne Hülfe des Lehrers muß bei dem immer wachsenden Gedächtnißstoff die Phantasie gar bald erlahmen. So bedeutsam daher die Bildung der Logik und für diese die Grammatik ist, sie bleibt doch stets nur nothwendige Bedingung eines förderlichen Unterrichts; sie bürgt dafür, daß das in in allen Kreisen desselben Ueberlieferte richtig erfaßt werde, ob aber die Namen Zeichen bleiben oder Vorstellungen werden, kann sie nicht entscheiden, mit einem Wort: die Logik, die Verstandsbildung kann nicht verhindern, daß die Frucht des Unterrichts ein todtes Wissen bleibt. Das todte Wissen aber ist nicht ein todtes Capital, ein werthvoller Schatz, der nur dem Gebrauche entzogen ist, sondern es ist eine Sammlung von Wechseln, deren Umsetzung in baare Münze oft schwieriger ist als ihre Erwerbung.

Vorstellungen lassen sich nicht mittheilen wie Namen; der Schüler kann sie nicht empfangen und behalten, er muß sie selbst in sich neuschaffen, und das ist nur möglich durch die productive Phantasie. Wer sich die Beschaffenheit eines Winkels in einem Dreieck vorstellen will, muß Linien und Flächen in der Phantasie schaffen, nicht anders den Zorn des Achilleus und den Uebergang eines *π* in ein *φ*. Nur wo ein Bild oder Laut dem Auge oder Ohr unmittelbar vorgeführt werden kann, macht die Anschauung die eigene Schöpfung unnöthig: sonst bedürfen wir der productiven Phantasie und diese wiederum wirkt nur mit Hülfe der reproductiven. Denn um neue Vorstellungen schaffen zu können, bedürfen wir der alten. Um ein griechisches Amphitheater im Geiste aufzubauen, muß ich das Material an Vorstellungen wie Kreise, Treppen, Mauern nicht nur besitzen, sondern auch dasselbe zu einem Ganzen verbinden können. Auch hier wird das allein zum wahren unverlierbaren Eigenthume, was nicht geschenkt oder ererbt, sondern selbst erworben ist. Die Fähigkeit hierzu ist nun allen Menschen gemein; der Unterschied, den man als Reichthum oder Armuth der Phantasie bezeichnet, berührt unsere Frage nicht, da die im Unterrichte verlangte Production jedesmal vom Lehrer angeregt werden soll. Wir haben es hier nur mit der Uebung und Stärkung dieser Fähigkeit zu thun. Wie bei Geschichts-, Literatur- und ähnlichen Darstellungen in dieser Richtung gewirkt werden soll, ist so selbstverständlich, daß ich davon schweigen kann; ich möchte hier nur an Mathematik und Geographie erinnern. Wenn Letztere zu etwas Anderm dienen soll, als zur Gedächtnißübung, so muß der Lehrer schon beim ersten Unterrichte auf die vorhandenen Vorstellungen zurückgehen,

Digitized by Google

kann er die Vorstellung eines Flusses nicht voraussetzen, muß er an die eines Baches erinnern und, was die Hauptsache ist, diese wecken und bilden, denn ein Kind hat seine Anschauungen selten schon in Vorstellungen verwandelt. Hierzu ist aber das einzige Mittel die Sprache: schon die Beschreibung eines Gegenstandes, namentlich aber die Bestimmung eines Begriffs bewirkt die Lösung der Vorstellung von der unmittelbaren Anschauung und giebt somit dem geistigen Besitze etwas Neues. Ebenso ist es auch im mathematischen Unterrichte. Es ist eine weitverbreitete Ansicht, daß die Mathematik eine besondere Begabung verlange. Soll dies aber für die Mathematik mehr gelten als für alle anderen geistigen Beschäftigungen, so müssen wir das entschieden bestreiten: wenn ein sonst fleißiger Schüler Planimetrie und Stereometrie, soweit sie auf den Gymnasien gelehrt werden, nicht begreift, so kann dies nur dem Lehrer zur Last fallen, denn die Erlernung dieser Disciplinen setzt, weil sie von einfachen Grundsätzen ausgehend ohne Sprung fortschreitet, Nichts voraus als gesunden Verstand und einfachste Vorstellungen, welche noch dazu durch fast beständige Anschauung unterstützt werden. Wird freilich diese vernachlässigt, dann ist das Ganze ein Formalismus, der die guten Köpfe abschreckt: es entsteht irgendwo eine Lücke, und das ganze Gebäude wankt. Mancher könnte den Punkt angeben, auf welchem mit der Anschaulichkeit des Unterrichts auch seine Empfänglichkeit für Mathematik aufhörte. So ist alle Belehrung nur möglich durch die Phantasie. Das eben diese auch den großen Kaufmann wie den großen Gelehrten macht und dem Staatsmanne wie dem Philosophen den Namen des Genialen verdient, braucht hier nicht erwiesen zu werden.

Die gesundeste und reichste Nahrung findet die Phantasie auf unseren Schulen in den alten Dichtern. Schon der Tertianer empfindet Etwas von der sinnlichen Kraft und Klarheit der homerischen Gesänge und ergötzt sich an den reizenden Erzählungen Ovids, in denen wir oft noch die Gemälde und Reliefs zu erkennen glauben, deren Anschauung das reiche Talent des Römers befruchtet und gebildet hat. Freilich soll auch dafür die Aufmerksamkeit des Schülers geweckt, seine Empfänglichkeit geübt werden, und Schreiber dieser Zeilen fürchtet nicht allein zu stehen mit dem Bekenntniß, daß ihm aus seinen Ovidstunden, welche allerdings einem Theologen überlassen waren, nur der Eindruck der trostlosesten Langenweile geblieben ist. Bei der Erklärung der Dichter pflegt nun zur künstlerischen Belehrung mit Vorliebe das Gleichniß benutzt zu werden und nicht mit Unrecht. Ein gutes Gleichniß schärft das Auge für sinnliche wie geistige Beobachtungen und prägt sich dem Gedächtniß ein, aber für das Verständniß der eigentlich dichterischen oder, um es gleich allgemeiner zu fassen, künstlerischen Vorstellungsart hat die Betrachtung desselben nur wenig Werth. Schon das berühmte tertium

d by Google

comparationis zeigt, daß die verglichenen Vorstellungen gewöhnlich nur in einem Punkte sich berühren, wie der schlaflose Odysseus mit der unruhigen Bratwurst. Die Phantasie sollte aber vor Allem dazu erzogen werden, einen Begriff und eine sinnliche Vorstellung zusammenzufassen, wie Leib und Seele desselben Gedankens, d. h. nicht Gleichnisse, sondern Bilder zu denken. So müßte Schillers Wort zu Wahrheit werden:

„Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land,
An höhern Glanz sich zu gewöhnen
Uebt sich am Reize der Verstand".

Leider hat aber grade dieser unser zuerst und am liebsten gelesene Dichter im Einzelnen nur selten gute Bilder. Vortrefflich ist der Gott der Freude (im Wallenstein) der „blindwüthend seine Fackel in das brennende Gebäude schleudert". Aber schon in der „Gunst des Augenblicks" wird das Bild undeutlich, wenn es heißt:

„Aber wem der Götter bringen
Wir des Liedes ersten Zoll?
Ihm vor Allem laßt uns singen,
Der die Freude schaffen soll. —
— Zückt vom Himmel nicht der Funken,
Der den Heerd in Flammen setzt:
Ist der Geist nicht feuertrunken
Und das Herz bleibt unergötzt". —

um gar nicht zu sprechen von „Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium," wo der Dichter von vorn herein durch das Gleichniß des „Funkens" das Bild seiner geflügelten Göttin zerstört. Wir finden bei ihm eben meistens nur Allegorien wie z. B. die Darstellung des Friedens in dem Chore der Braut von Messina. Ganz anders bei Goethe: seine „Erfüllung" in der Iphigenie und seine „Phantasie" in „Meine Göttin" sind weder Gleichnisse noch Allegorien, sondern echte Bilder, in welchen Begriff und Vorstellung so wenig zu trennen sind wie in einer griechischen Zeus- oder Dionysosstatue; besonders schön aber ist in der 4. römischen Elegie seine Umbildung des antiken Kairos (bei Schiller „der Augenblick") in eine Göttin „die Gelegenheit." Freilich wird der Lehrer wenig mehr thun können als solche Bilder vorführen, sollte es ihm aber gelingen des Schülers Auge für das Wesen derselben zu öffnen, so wird das diesem nützlicher sein als die sorgsamste Anweisung zur Auffindung des tertii comparationis.

Viele Lehrer bekämpfen mit anerkennungswerthem, aber leider fast erfolglosem Eifer die verkehrte Anwendung bildlicher Redensarten. Unsere Sprache hat ja einen großen Reichthum an bildlichen Wendungen, welcher seit Lessing

Digitized by Google

auch unsere Prosa durchdrungen und durchweg poetisch gefärbt hat. Allein dieser Reichthum besteht zum größten Theil aus Scheidemünzen, deren Gepräge vergriffen ist und die nur Werth haben für die Erleichterung des Verkehrs. Manche falsche Wendung ist gradezu Sprachgebrauch geworden. Wir sprechen von einer „höchsten Blüthe Athens" ohne uns des schlechten Bildes bewußt zu werden, so gut wir „des Nachts" sagen, ohne die grammatische Anomalie zu bemerken: wir haben uns daran gewöhnt die seltsamsten Ausdrücke zu verwenden, ohne an ihre ursprüngliche sinnliche Bedeutung zu denken. Oder wer denkt bei Gänsefüßchen an eine Gans, bei einem Potpourri an einen pôt und bei dem bekannten rothen Faden an die englische Marine. Besonders unsere religiöse Poesie hat ihre Bilder bis zur Unbrauchbarkeit vernutzt und singt ganz unbefangen:

Sollt' ich nun nicht fröhlich sein,
Ich beglücktes Schäfelein?

Aber ein schlechtes Bild ist nicht nur ein falscher, sondern auch ein häßlicher Gedanke; die Logik nützt ihm gegenüber weniger als die Berufung an die Phantasie. Die Aufgabe des Lehrers wird es also sein, den Schüler auf die ursprüngliche Bedeutung solcher Ausdrücke und Redensarten hinzuweisen. Für ein *ὄπποῖον χ' εἴπησθα ἔπος τοῖον χ' ἐπακούσαις* haben wir zwei schlagende Bilder, aber nur wer selbst am Waldessaum das Echo wachgerufen oder dem Holzhacker zugeschaut, weiß die frische ursprüngliche Farbe derselben zu schätzen.

Eine ganze Welt der herrlichsten Bilder wird unserer Jugend in der griechischen Mythologie eröffnet. Aber auch hier sind die lebendigen Götter in der gewöhnlichen Auffassung zu Allegorien verblaßt. Schon den Römern der augusteischen Zeit, welche auf unsere Literatur und Philologie einen so bedeutenden Einfluß gehabt haben, waren die alten Quell- und Waldgottheiten ihrer Nationalreligion nur noch dunkle Kindererinnerungen, welche mehr und mehr von den plastischen Griechengöttern verdrängt wurden, und es war natürlich, daß sie auch diese mehr als poetischen Schmuck denn als lebendig waltende Wesen ansahen. Von ihnen lernten die Deutschen. Den Gott unserer Religion haben Theologen und Philosophen in dem Streben nach reinerer Auffassung zu einem immer unfaßbareren und wesenloseren Begriff vergeistigt, die Ueberlieferungen des Heidenthums sind verklungen und die katholischen Heiligen rein ethischer Natur. Der Lehrer wird für eine mythologische Gestalt in der Phantasie des Schülers keinen Anknüpfungspunct finden, wenn er ihn nicht da sucht, wo noch heute die ewigen Götter walten, — in der Natur. Denn, obgleich schon bei Homer die physikalische Natur der Götter von der ethischen aufgehoben ist, bleibt sie doch die Grundlage ihres Wesens und unbedingt nothwendig zu ihrem Verständniß. Daß

Digitized by Google

wir im Donner die Stimme Gottes hören, das ist vielleicht der letzte Rest von Naturreligion in unserm Bewußtsein: hier mag der Lehrer anknüpfen. Und zu dem Wolkensammler Zeus tritt dann der goldlockige Sonnengott mit den fernhintreffenden Strahlenpfeilen und seine Schwester, die rasche Jägerin, die das Gethier des Waldes hegt und mit ihren Nymphen im Mondschein tanzt, wie die Elfen bei uns am Waldbach. Dionysos, Demeter, Persephone, sie leben in der Lust und Trauer der Natur ja heute noch! Der Lehrer freilich, welcher diese Vorstellungen selbst nicht hat, der sollte überhaupt von Mythologie nicht sprechen, auch ihm ruft Hölderlin zu:

„Ihr kalten Heuchler, sprecht von den Göttern nicht!
Ihr habt Verstand, ihr glaubt nicht an Helios
Noch an den Donnerer und Meergott:
Todt ist die Erde, wer mag ihr danken?" —

Das größte Hinderniß ist hier wohl, daß die productive Phantasie angesprochen wird, ohne von der reproductiven unterstützt zu werden: es fehlen nicht nur die Vorstellungen, sondern auch die nöthigen Anschauungen. Denn das ganze Weben und Treiben der Götter in der Natur kann man nicht verstehen, ohne diese zu kennen, und welche deutsche Provinz könnte die Fülle und Energie der Naturanschauungen bieten, die der Grieche vor Augen hatte! Aber auch die Anschauung kann und soll vom Lehrer erzogen werden. Sie ist allerdings zunächst bedingt durch die Umgebung: dem Binnenländer fehlt das Meer, dem Marschbewohner der Wald. Doch würde einem Jeden in dem Wechsel der Jahreszeiten und der menschlichen Thätigkeiten eine Fülle mannigfaltigster Erscheinungen geboten sein, wenn nicht unser modernes Leben durch Concentrirung in große Städte grade die erste und reinste Quelle aller menschlichen Anschauung zurückgedrängt hätte, die Natur. Was weiß ein Stadtkind von Wald und Berg und Meer? Was es auch hört und liest von der Anmuth des Rehs, das in leichten Sätzen über den Waldhügel fliegt, vom Gebirgsquell im dunkeln Fichtenwald, vom schäumenden Wogentanz und dem Erwachen der Vögel, wenn die ersten Sonnenstrahlen die Wipfel der Bäume vergolden, — es bleiben ihm unklare Bilder, die kaum ein dunkles, schnellvergessenes Gefühl erregen. Denn in der großen Stadt sind nur des Menschen Werke sichtbar und selbst die Jahreszeiten senden nur spärliche Boten hinein, deren Sprache kaum verstanden wird. Man kennt wohl Brod und Fleisch und Wein, aber der Acker, die Wiese und der Weinberg sind Wenigen bekannt. Der Lehrer kann dem nicht abhelfen, er kann wohl auffordern zu Ausflügen und Reisen, doch das ist Sache der Familie. Eines aber kann und soll er: die Aufmerksamkeit bilden. Das Kind führt meistens ein Traumleben, in welchem es die äußeren Eindrücke nur fühlt: diese Gefühle sind unselbstständige Bewegungen des Geistes wie die

Digitized by Google

Träume, sein Geist nährt sich an ihnen wie ein halbschlafendes Kind an der Mutterbrust. Erst durch Aufmerksamkeit vermag es die Gefühle in Anschauungen, das Gefundene in festen Besitz zu verwandeln. Daß diese Aufmerksamkeit eine Thätigkeit des ganzen Geistes ist und ihren Zweck vollkommen nur erreicht durch Vergleichung und Abstraction bei einem Gegenstande, welchen sie umfassen kann, versteht sich. Die gewaltigsten politischen Umwälzungen, die traurigsten Familienereignisse können an den Sinnen eines Kindes fast spurlos vorübergehen: es behält vielleicht nur das Bild einer rothen Fahne oder eines Sarges. Die vollendetsten Formen eines Raphael werden schneller vergessen als ein colorirter Bilderbogen. Wie aber am braunen Zweige die weiße Blüthe, die rothe Kirsche gezeitigt wird, wie der Fischer sein Netz weit auswirft und gefüllt wieder einzieht, das aufzufassen ist der Kleinste befähigt. Selbst geistige Processe wie die Wirkung des Glücks oder Unglücks auf den Menschen, vor Allem auf sich zu beobachten ist auch der Knabe schon im Stande. Des Lehrers Streben wird ein zweifaches sein: einmal den Schüler über seinen Besitz von Anschauungen klar zu machen, dann ihn anzuregen, neue zu erwerben. Das Zweite wird eine Folge des ersten sein, denn sobald man nur mit dem, was man hat, genau bekannt gemacht ist, wird man es liebgewinnen und zu ergänzen suchen. Wie oft z. B. wird das Bild vom gährenden Most gebraucht; fragt nun aber der Lehrer nach, wie denn eigentlich der Most aussieht, so wird er in den meisten Fällen Gelegenheit haben zu zeigen, daß der Schüler eine Anschauung oder gar eine Vorstellung zu haben glaubte, wo er nur einen verworrenen halben Begriff hatte. Unzählige, welche von der christlichen Himmelstrebung gothischer Dome mit Begeisterung reden, würden von der Eigenart gothischer Bauart wenig mehr anzugeben wissen als den beliebten Spitzbogen, Andere kommen von einer Reise in ferne Provinzen zurück, ohne von dem Dialekte der Bewohner auch nur ein genaues Kennzeichen angeben zu können. Hier kann der Lehrer die Unklarheit und Ungenauigkeit der Anschauungen leicht aufweisen. Wie er das auch in der dunklen Welt der Stimmungen, Neigungen und Gedanken zu thun vermag, ist schwer an einem Beispiele zu zeigen, weil dies von des Schülers Individualität abhängig ist. Doch würde z. B. Jedem eine Reihe innerer Anschauungen geklärt werden durch eine Frage nach dem Wesen der Verlegenheit, die keinem Knaben fremd und auch wohl keinem verständlich ist. Wer ferner einen Gräcismus in der Grammatik mit einem Germanismus vergleicht, wird auch das Ohr für die deutschen Sprachgesetze schärfen, nnd wer die Lage eines römischen Bauern mit der eines mecklenburgischen vergleicht, wird schon dadurch den Schüler veranlassen, sich im eigenen Lande genauer umzusehen. Was freilich bei solchem Anknüpfen an bekannte Verhältnisse herauskommen kann, möge zum Schlusse

Digitized by Google

dieſer pädagogiſchen Betrachtung eine Schulgeſchichte zeigen, welche auch anderweitig lehrreich iſt. Auf dem Gymnaſium eines deutſchen monarchiſch regierten Kleinſtaats will der Geſchichtslehrer den Quartanern die Bedeutung des römiſchen Senats erklären und fragt ſie deßhalb vertrauensvoll: Wer hat hier im Lande am Meiſten zu ſagen? Die ganze Claſſe ruft: „der Kaiſer!“ doch die Schüler merken, daß das nicht erwartet war und wollen ſich verbeſſern. Nun hofft der Lehrer die gewünſchte Antwort zu bekommen Was aber hört er? — „Bismarck.“

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Bezirkstage im Reichslande. Aus Straßburg. — So wären denn die Bezirkstage, die alten conseils généraux, bei uns zum erſtenmale ſeit dem Kriege wieder zuſammenberufen worden! Wenn auch die Eidesverweigerungen in Lothringen und im Oberelſaß eine wirkliche Seſſion vereitelt haben, hier im Unterelſaß iſt es doch zum Tagen gekommen und die allgemeine Bedeutung der Inſtitution, auf die wir heut zunächſt die Blicke der Leſer lenken möchten, kann ſo wenigſtens an einer Stelle praktiſch ermeſſen werden. Freigewählten Vertretern der Bevölkerung iſt die erſte Gelegenheit gegeben, ſich über die neue Verwaltung, deren von den franzöſiſchen vielfach abweichende Grundſätze, ihre ungewohnte Praxis, auszuſprechen, Beſchwerden vorzubringen und Wünſche zu äußern. Allerdings gehört es weder zu dem geſetzlichen Wirkungskreis der Bezirkstage, ſich in die große Politik zu miſchen, noch darf ſelbſt unter Ausnahmeverhältniſſen, wie ſie gegenwärtig noch herrſchen, die Regierung eine ſolche geſetzwidrige Einmiſchung dulden. Aber was die innere Verwaltung des Landes betrifft, ſo bildet es einen wichtigen Theil der Aufgaben des Bezirkstages die Regierung aufzuklären über die Intereſſen des Landes, über die Bedürfniſſe der Bevölkerung, die bisher nicht oder nicht genügend berückſichtigt worden ſind, über die Mängel, die ſich bei der Verwaltung der einzelnen Dienſtzweige herausgeſtellt haben. Durch die beſtehende franzöſiſche Geſetzgebung ſind dem Bezirkstage genügende Mittel an die Hand gegeben, um ſeinen Anträgen Nachdruck zu verſchaffen und Einfluß auf die Bezirksverwaltung auszuüben. Die Befugniſſe, die ihm übertragen ſind, übertreffen weitaus diejenigen, welche irgend ein deutſcher Provinziallandtag beſitzt, und ſind wichtiger und eingreifender, als in Deutſchland in der Regel angenommen wird. Ein Bezirkstag, der aus unabhängigen und kenntnißreichen Männern beſteht, iſt durch die Geſetzgebung in die Lage verſetzt, eine genaue Controlle über die geſammte Verwaltung des Bezirks zu führen und darüber zu wachen,

Digitized by Google

daß der Präsident (Präfect) nur nach Maßgabe der Gesetze handelt und die Interessen des Bezirks wahrnimmt. Die Erfahrung hat allerdings gezeigt, daß in der Zeit des zweiten Kaiserreichs die Generalräthe nur selten dieser ihrer Aufgabe nachzukommen verstanden, oder ihr auch nur nachkommen wollten. Nur wenige Beispiele können angeführt werden, in denen ein Generalrath es wagte, eine wirkliche Aufsicht über die Präfekturverwaltung auszuüben oder von dem ihm übertragenen Rechte einen der Regierung unliebsamen Gebrauch zu machen. Es war dies aber nicht eine Folge der Gesetzgebung sondern eine Folge der Corruption, welche alle napoleonischen Institutionen durchdrang und verfälschte. Die Gesetze verloren völlig ihren wahren Sinn, die Einrichtungen, welche dem Scheine nach bestimmt waren, zur Controlle der Verwaltung zu dienen, wurden zu Decorationen, die dazu benutzt wurden, die größten Mißbräuche zu verdecken und für die willkürlichsten Handlungen einen Vorwand zu liefern. Wer die französische Verwaltung nur aus dem Studium der Gesetze kennt, erhält deshalb eine ganz falsche Vorstellung von derselben. Ist das Gesetz auch freisinnig und darauf berechnet, einen Schutz gegen Willkür zu gewähren — so vereitelt seine Handhabung diesen Zweck durchaus. Zwar wird der Buchstabe des Gesetzes nicht verletzt, aber die Bedingungen, unter denen es allein seine Aufgabe erfüllen könnte, werden verändert. So verhält es sich denn auch mit der *Institution* und der Gesetzgebung über die Generalräthe. Während die Gesetze ihnen eine sehr wichtige Rolle zuertheilen, hatten sie während des zweiten Kaiserreichs thatsächlich kaum eine größere Bedeutung als die alten preußischen Provinziallandtage oder die baierischen Landräthe, deren Befugnisse weit spärlicher zugemessen sind. Durch eine bis zur Meisterschaft ausgebildete Beherrschung des allgemeinen Stimmrechts gelang es der Regierung, den Generalrath nur aus ganz ergebenen, zuverlässigen Bonapartisten zusammenzusetzen, die es als ihre einzige Aufgabe betrachteten, den Wünschen des Präfekten zu gehorchen und sich für die ihnen durch die Wahl zu Theil gewordene Ehre dankbar zu erweisen. Die Wahlen zu dem gesetzgebenden Körper und zu den Generalräthen waren der Mittelpunkt, um den sich die ganze Verwaltung drehte. Die erste Pflicht eines Präfecten bestand darin, Oppositionswahlen zu verhindern und dem offiziellen Regierungscandidaten einen glänzenden Sieg zu verschaffen. Für diesen Zweck wurde kein Opfer gescheut, vor keinem Mittel zurückgeschreckt. Einflußreiche Männer mußten gewonnen werden, sei es durch Verleihung oder das Versprechen eines Ordens, sei es durch Zuweisung von materiellen Vortheilen, sei es durch Anstellung der von ihnen empfohlenen oder Absetzung der ihnen mißliebigen Personen. So bildete sich ein vollständiges System der Patronage aus, insbesondere waren es die Geistlichen, die ihre Mitwirkung bei den Wahlen um den

Digitized by Google

Preis der Absetzung oder Anstellung von Bürgermeistern, Feldschützen, Lehrern u. s. w. verkauften. Keine Angelegenheit wurde rein sachlich behandelt, überall kam die Frage mit ins Spiel: wie wird die eine oder die andere Entscheidung auf die Wahlen wirken? Handelte es sich um die Anlage eines Weges, um Gewährung einer Unterstützung für Armen- oder Schulzwecke, um Genehmigung zur Aufnahme eines Anlehens — die Vorfrage war immer dieselbe, sie lautete: Wie hat die betreffende Gemeinde gewählt? Entscheidungen des Staatsraths wagte man nicht zur Ausführung zu bringen, um nicht einzelne Männer, die für die Wahlen nothwendig waren, oder volkreiche Gemeinden zu verstimmen. Gemeindebeamte, in deren Gemeinden der Candidat der Opposition viele Stimmen erhalten hatte, waren ihrer Absetzung gewiß, während sie im entgegengesetzten Falle eine Aufsicht über ihre Verwaltung nicht besonders zu fürchten hatten. Die Rundreisen, welche der Präfect im Departement zu machen verpflichtet war, waren fast ausschließlich den Wahlbearbeitungen gewidmet. War durch alle diese Mittel das Feld genügend vorbereitet, so erfolgte nun zwei oder drei Tage vor den Wahlen noch ein Gnadenregen von Paris aus. Telegraphisch wurde von dem Minister der einen Gemeinde ein Zuschuß für einen oder den andern Zweck gewährt, einem Geistlichen die Stiftung eines Kirchengemäldes oder die Anstellung eines Vetters zugesagt ꝛc. Die Wahlzettel für den Regierungscandidaten wurden durch die Gemeindebehörde und durch den vom Präfecten ernannten Feldschützen vertheilt. Die Wahl war zwar eine geheime, aber selten blieb es der Regierung verborgen, wer diejenigen Personen waren, die für den Gegencandidaten gestimmt hatten. Sie waren verfehmt und hatten keinen Anspruch darauf, daß ihre Interessen in irgend einer Angelegenheit von Seiten der Behörden künftig berücksichtigt wurden. Die in den Bureaus der Präfecturen zu Metz, Colmar und Straßburg vorgefundenen Papiere der frühern Verwaltung bieten für alles eben Angeführte Belege in Hülle und Fülle. In den beiden elsässischen Departements bot insbesondere auch der von der Regierung geleitete und überwachte Tabaksbau eine bequeme Handhabe dar, um einen großen Theil der Bevölkerung in strengster Abhängigkeit von der Regierung zu halten, da die Tabaksbauern ihr Produkt nur an die Regierung verkaufen durften und es in der Hand der Beamten lag, hierbei den einen zu bevorzugen, den andern zu benachtheiligen. — Durch diese Mittel und Wege war es der französischen Regierung gelungen, bis zum Jahre 1870 durchaus gut gesinnte und unschädliche Generalräthe um sich zu versammeln und deßhalb schien auch keine Gefahr damit verbunden, die Befugnisse der Generalräthe durch die Gesetze vom 18. Juli 1866 und 23. Juli 1870 nicht unwesentlich zu erweitern. Die deutsche Regierung befindet sich nun aber in einer von ihrer Vorgän-

d by Google

gerin sehr verschiedenen Lage. Sie verwirft einerseits prinzipiell das napoleonische System der Corruption der Wahlen, sie will eine freie Wahl der Vertreter der Bevölkerung, sie will keine offiziellen Regierungscandidaten aufstellen, und andererseits fehlt es ihr auch an der erforderlichen Geschicklichkeit, an den Anknüpfungspunkten, an den Mitteln, um eine systematische Beeinflussung der Bevölkerung auszuüben, selbst wenn sie es wollte. Sie ist zwar im Stande, hie und da auf die Wahlen einzuwirken und hat dies denn, in mehr oder weniger geschickter Weise, auch bei den letzten Wahlen gethan. Aber von einer Beherrschung der Wahlen durch sie kann gar keine Rede sein. Durch ihre Grundsätze und durch die Verhältnisse ist sie gezwungen, die gesetzliche Wahlfreiheit auch thatsächlich nicht zu beschränken, der Bevölkerung den freien Ausdruck ihrer Gesinnung zu ermöglichen. Ein durch freie Wahl zu Stande gekommener Bezirkstag hat aber keinen Grund, die ihm übertragenen Rechte nicht zu gebrauchen. Ein als Regierungscandidat gewähltes Mitglied eines frühern Generalraths wußte, daß seine Wiederwahl von der Regierung abhänge, daß jedes selbständige Auftreten ihm die Gunst der Regierung für immer verscherzen würde. Ein Mitglied des gegenwärtigen Bezirkstags wird viel eher dazu neigen, durch Opposition gegen die Regierung sich im Vertrauen seiner Wählerschaft zu befestigen und von jedem Verdacht, mit den Prussions' es zu halten, sich zu reinigen. Durch diese Veränderung der Verhältnisse gewinnt aber die ganze Institution eine andere Bedeutung, als sie bisher gehabt hat.

Wie fast alle wichtigen französischen Verwaltungseinrichtungen auf die Organisation des ersten Napoleons zurückzuführen sind, so auch die Generalräthe. Durch die gewählten Departemental-Commissionen und Directionen, welche nach dem Gesetz vom 22. December 1789 das Land zu verwalten hatten, war die gesammte innere Verwaltung in die größte Unordnung und Verwirrung gerathen. Der Versuch, die innere Verwaltung völlig zu decentralisiren und sie ausschließlich Ehrenbeamten zu übertragen, war vollständig gescheitert. Um die Ordnung, die öffentliche Sicherheit, die Regelmäßigkeit der Verwaltung herzustellen, war es nothwendig, die gesammte Regierungsgewalt in dem ganzen Lande sowohl wie in einem jedem Departement in einer einzigen energischen und festen Hand zu vereinen. Auf dem Grundsatze: „Agir est le fait d'un seul" ruht die ganze Verwaltungsorganisation, welche Bonaparte als erster Consul durch das Gesetz vom 28 pluviôse des Jahres VIII. Frankreich gab. Doch sollte jedem Organ der Staatsgewalt, dem allein das Recht zum Handeln gegeben war, ein Berathungskörper zur Seite stehen, zur Aufklärung und Beaufsichtigung. Wie dem Staatsoberhaupt der Staatsrath, der gesetzgebende Körper und der Senat, so wurden dem Präfekten der Generalrath, dem Maire der Munizipalrath beigegeben. Aber es war

durch die Zusammensetzung dieser Vertretungskörper dafür Sorge getragen, daß sie dem handelnden Organe des Staats nicht unbequem werden, noch mit den ihnen übertragenen Befugnissen Ernst machen konnten. Die Mitglieder des Generalraths sowohl wie des Munizipalraths wurden von der Regierung ernannt, die Befugnisse des ersteren im wesentlichen darauf beschränkt, daß er die auf das Departement fallende Quote der direkten Steuern auf die einzelnen Arrondissements zu vertheilen und zur Erhebung besonderer Departementalsteuern seine Genehmigung zu geben hatte. Ueber den Zustand und die Bedürfnisse des Departements war es ihm erlaubt, dem Minister seine Meinung auszusprechen. In dieser Scheinexistenz ohne jede Wirksamkeit blieben die Generalräthe bis in die Zeit der Julidynastie. Durch Gesetz vom 22. Juni 1833 wurde die Wählbarkeit der Mitglieder eingeführt, aber selbstredend hatte auch für diese Vertretung nur das „pays légal“ zu wählen. Durch das Gesetz vom 10. Mai 1838 wurden die Befugnisse der Generalräthe sehr bedeutend ausgedehnt und ihnen nicht nur eine entscheidende Stimme bei der Feststellung und Verwaltung des Departementalhaushalts eingeräumt, sondern ihnen auch eine tiefgreifende Einwirkung auf die gesammte Departementalverwaltung ermöglicht. Die Revolution von 1848 führte dann auch für die Generalrathswahlen das allgemeine Stimmrecht ein, das vom zweiten Kaiserreich beibehalten wurde. Um jeder Gefahr vorzubeugen, wurde aber bestimmt (Gesetz vom 7. Juli 1852) daß die Präsidenten und Sekretäre der Versammlung von dem Staatsoberhaupt ernannt werden und die Sitzungen nicht öffentlich sind. In der Veröffentlichung der Sitzungsprotokolle dürfen sogar, wie ausdrücklich durch das Gesetz bestimmt ist, die Namen der Mitglieder, die sich an einer Berathung betheiligt haben, nicht genannt werde. Eine wesentliche Erweiterung ihres Wirkungskreises wurde den Generalräthen durch das Gesetz vom 18. Juli 1866 zu Theil; und durch das Gesetz vom 23. Juli 1870, das in Elsaß-Lothringen noch in Kraft getreten ist, wurde ihnen wenigstens das Recht zurückgegeben, ihren Präsidenten und Sekretär selbst zu wählen. Das deutsche Gesetz vom 24. Januar 1873 hat an der ebenerwähnten Gesetzgebung nichts geändert, nur hat es alle Deutsche für wahlfähig und wählbar erklärt und, einer unglücklichen Eingebung folgend, denjenigen Personen, die eine Optionserklärung abgegeben haben ohne durch Verlegung des Domicils die Staatsangehörigkeit verloren zu haben, das active und passive Wahlrecht entzogen, bis sie ihre Erklärung zurückgenommen haben. Diese ungeschickte und kleinliche Bestimmung hat bei Gelegenheit des Gesetzes über die Einführung der Reichsverfassung in Elsaß-Lothringen eine so allseitige und entschiedene Verurtheilung im Reichstage erfahren, daß es unnöthig ist, noch einmal darauf zurückzukommen. Da sie für die Wahlen zum deutschen Reichstag nicht in Anwendung kommen kann, so wird sie auch hoffentlich für die Wahlen zu den Bezirkstagen in diesem Jahre zum ersten und zum letzten Male angewandt worden sein. Für den Bezirkstag wählt jeder Kanton ein Mitglied (ein Bezirk besteht durchschnittlich aus 30 Kantonen) auf 9 Jahre. Jede 3 Jahre wird ein Drittel der Mitglieder neu gewählt. Jährlich hat der Bezirkstag eine ordentliche Session zu halten, deren Zeit und Dauer durch den Kaiser bestimmt werden. Der Bezirkspräsident wohnt den Sitzungen bei und muß, so oft er es verlangt, gehört werden.

Die wichtigste Aufgabe, die dem Bezirkstage obliegt, ist die Feststellung des Bezirkshaushalts, bei deren Vollziehung er mit großer Selbständigkeit betraut ist. Nach der eigenthümlichen französischen Finanzgesetzgebung hat der Bezirkshaushalt eine weit größere Wichtigkeit für die Staatsverwaltung als in Deutschland der Provinzial- oder Kreishaushalt. Nicht nur die Einnahmen und Ausgaben einiger weniger Provinzial- oder Kreisanstalten, die nur ein lokales Interesse haben, werden darin veranschlagt, sondern sehr große und wichtige Zweige der innern Staatsverwaltung sind für einen Theil ihrer Einnahmen und Ausgaben auf die Bezirksbudgets angewiesen. Durch das Staatsbudget wird nur für einen Theil der Ausgaben Sorge getragen, der andere Theil ist von dem Bezirke aufzubringen und der Bezirkstag hat ihn zu genehmigen. Das von dem Bezirkstage festgestellte Budget ist zwar durch kaiserliche Verordnung zu publiziren; aber nach dem Gesetz von 1866 darf die Regierung, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen,*) weder einen vom Bezirkstage nicht genehmigten Posten in das Budget einsetzen noch einen vom Bezirkstage genehmigten Posten erhöhen oder verändern. In Folge dessen hat der Bezirkstag zu beschließen über die Kosten der Straßenverwaltung, des Volksschulwesens, der Armenpflege, insbesondere über die Pflege der Findel- und Waisenkinder und die Irrenanstalten u. s. w. Auf allen diesen Gebieten kann der Bezirkstag vermöge des ihm zustehenden Budgetrechts in wirksamster Weise die Interessen des Bezirks zur Geltung bringen und eine genaue und eingehende Kontrolle über die Bezirksverwaltung führen. Es ist eine Zuständigkeit, wie sie in keinem deutschen Staate einer Provinzial- oder Lokalvertretung übertragen ist. Aber auch in Bezug auf die selbständige Thätigkeit im Interesse des Bezirks ist die Befugniß des Bezirkstags eine sehr ausgedehnte. Um außerordentliche Ausgaben für die Errichtung oder den Unterhalt von Bezirksanstalten, für die Ergreifung von außerordentlichen Maßregeln im Interesse des Bezirks aufzubringen, kann der Bezirkstag, ohne der Genehmigung der Regierung hierzu zu bedürfen, außerordentliche Bezirkssteuern (die in Zuschlägen zu den direkten Staatssteuern bestehen) bis zu einer jährlich durch das Finanzgesetz bestimmten Höhe auferlegen und Anlehen für den Bezirk aufnehmen. Die Rückzahlung der letztern muß innerhalb 12 Jahren geschehen, sonst ist Genehmigung der Regierung erforderlich. Ebenso selbständig beschließt der Bezirkstag über die Verwaltung des Vermögens des Bezirks. Erwerb und Veräußerung von Eigenthum, Verpachtung oder sonstige Verwaltung von Grundeigenthum, Bestimmung der dem Bezirke gehörigen Häuser, Anstellung von und Einlassung auf Klagen, Vergleiche u. s. w. werden von ihm endgiltig beschlossen. Ferner unterliegt der Beschlußfassung des Bezirktages die Klassirung und die Direktion der Bezirks- und Kreisstraßen, die Vertheilung der Bezirkszuschüsse an die Gemeinden zur Errichtung und zum Unterhalt von Kreis- und Gemeindestraßen u. s. w. Auf allen diesen Gebieten sind die Beschlüsse des Bezirkstages endgiltig und können nur vom Kaiser für nichtig erklärt

*) Nur wenn der Bezirkstag es versäumt für folgende 3 Gegenstände die Kosten zu genehmigen oder sie nicht in genügender Höhe genehmigt, kann die Regierung durch kaiserliches Dekret die Summen in das Budget einsetzen: Mieth- und Unterhaltungskosten 1) der Präfektur- und Unterpräfekturgebäude 2) der Kasernen der Gensdarmeriebrigade 3) der Gebäude der Friedensgerichte.

Google

werden, wenn eine Verletzung eines Gesetzes oder eine Ueberschreitung der Befugnisse darin enthalten ist. Der Nichtigkeitserklärung soll eine Berathung im Staatsrathe vorangehen nach der französischen Gesetzgebung. — Aber nicht nur durch Feststellung des Bezirkshaushalts übt der Bezirkstag eine Einwirkung auf die Verwaltung aus, ihm ist auch die Befugniß übertragen, die Rechnungen der Präfekturalverwaltung, vorbehaltlich der Abhörung durch die Oberrechnungskammer, zu prüfen und seine Bemerkungen über dieselben direkt an den Minister des Innern zu senden. Endlich hat der Bezirkstag die Vertheilung der auf den Bezirk fallenden Quote der direkten Staatssteuern unter die einzelnen Kreise vorzunehmen und Beschwerden der einzelnen Gemeinden gegen die von den Kreistagen gemachte Vertheilung des Kreisantheils auf die Gemeinden zu entscheiden, wie ihm auch die Genehmigung zur Erhebung bestimmter Gemeindesteuern vorbehalten ist.

Gehört muß der Bezirkstag werden, ohne daß ihm eine entscheidende Stimme gegeben ist, 1) bei der Veränderung der Grenzen des Bezirks, der Kreise, der Kantone und Gemeinden, 2) bei Streitigkeiten, die sich erheben in Betreff der Vertheilung der Kosten von Arbeiten, die mehrere Gemeinden interessiren und 3) bei der Errichtung, Veränderung oder Aufhebung von Märkten und Messen. — Nicht ohne Wichtigkeit ist das den Bezirkstagen zustehende Recht, Beschwerden über die Bezirksverwaltung direkt dem Minister durch ihren Präsidenten vorzutragen und ihre Wünsche in Bezug auf den Stand und die Bedürfnisse der Verwaltung, soweit sie sich auf den Bezirk bezieht, zu äußern. Den Bezirkstagen ist dadurch die Möglichkeit gegeben, auch über allgemeine Landesangelegenheiten sich auszusprechen und unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo die Bezirkstage als die erste gewählte Vertretung der Bevölkerung des Reichslandes erscheinen, wird die Regierung hoffentlich nicht in allzu ängstlicher Weise die Berathungen des Bezirkstages hemmen. Es kann allerdings in jedem einzelnen Fall von der Regierung die Frage aufgeworfen werden, ob eine Angelegenheit, über die sich der Bezirkstag auszusprechen wünscht, speciell das Interesse des Bezirks berührt. Es ist in Frankreich eine unter allen Regierung gemachte Erfahrung, daß, jenachdem die Regierung von der Meinungsäußerung der Generalräthe eine Forderung oder eine Schädigung ihrer politischen Bestrebungen erwartete, sie den Generalräthen gestattete oder verbot, sich über bestimmte Angelegenheiten zu äußern und Wünsche vorzubringen. Solange im Reichslande keine andere Vertretung besteht und die elsaß-lothringischen Abgeordneten noch nicht im deutschen Reichstage sitzen, gebietet es die Gerechtigkeit sowohl wie eine kluge Politik, die Freiheit der Meinungsäußerung der Bezirkstage nicht zu beschränken. Was würde's z. B. schaden, wenn jetzt von dem Bezirkstage in Straßburg der Wunsch ausgesprochen würde, der französischen Sprache im Volksunterricht einen größeren Spielraum zu gewähren, als dies nach dem gegenwärtigen Systeme der Fall ist? Ja wir hätten es nur als wünschenswerth und erfreulich bezeichnen können, wenn die drei Bezirkstage über die künftige Stellung des Reichslands im deutschen Reiche ihre Ansichten ausgesprochen hätten, was freilich jetzt von dem einzigen Niederelsässer Tage nicht mit gleichem Nachdrucke geschehen kann. Es darf von keiner Seite verkannt werden, daß das gegenwärtige Verhältniß, wie es im großen Ganzen

auch nach Einführung der Reichsverfassung im Reichslande fortdauern wird, durchaus unbefriedigend ist, auch ist in der That bei den Berathungen des Einführungsgesetzes im Reichstage vom Reichskanzler sowohl wie von den Rednern aller Parteien zugegeben worden, daß der Zustand nur ein provisorischer ist und sein kann, daß der Reichstag weder Zeit noch Kraft und Kenntnisse besitzt, bei der Gesetzgebung über die dem Reichslande eignen Angelegenheiten mitzuwirken. Je früher die Elsässer und Lothringer selbst zeigen, daß sie eine Aenderung dieses Zustandes wollen, je früher sie durch ihr politisches Verhalten darthun, daß sie zur Mitwirkung an der Gesetzgebung und zur Theilnahme an der Verwaltung in ehrlicher Weise auf dem Boden der gegebenen Thatsachen bereit sind, um so früher wird der Ausnahmestellung, in der sich das Reichsland gegenwärtig noch befindet, ein Ende gemacht werden können. Die Bezirkstage im ganzen erschienen ebenso berechtigt wie berufen, über diese wichtige Frage ihre Meinung zu äußern und dadurch zur Klärung der noch vielfach verworrenen Ansichten und zur Verbreitung der für die Entscheidung der Frage erforderlichen Kenntnisse beizutragen.

Unsere Darstellung wird wohl die obige Behauptung, daß den Bezirkstagen in Elsaß-Lothringen weitergehende Befugnisse als irgend einem deutschen Provinziallandtag zukommen, gerechtfertigt haben. Insbesondere findet sich ein so tiefgreifendes Budgetrecht, ein so selbständiges Besteuerungsrecht des Bezirks, eine so unabhängige Vermögensverwaltung in keiner deutschen Gesetzgebung. Dagegen hält das französische Gesetz streng an dem Grundsatz fest, daß nur Berathen und Beschließen Sache eines Vertretungskörpers sein könne, das eigentliche Handeln, das Ausführen ist allein dem Präfekten übertragen: „Agir est le fait d'un seul.“ Der Generalrath kann nicht, wie die Provinziallandtage in Hannover, Schlesien, Kurhessen, wie die Kreistage in Baden, besondere Ausschüsse, Landesdirektorien u. s. w. ernennen und diese mit der Ausführung seiner Beschlüsse betrauen. Auch die neuste französische Gesetzgebung ist hiervon nicht abgewichen, da die nach dem Gesetz vom 21. August 1871 zu wählende Députation départementale nicht die Ausführung der Beschlüsse des Generalraths, sondern die Controle der Verwaltung der Präfekten zur Aufgabe hat. — Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir auf die Folgerungen, die sich aus dem eben angegebenen Unterschiede des deutschen und französischen Systems ergeben, näher eingehen wollten. Es war in die Hand der Bevölkerung des Reichslandes und der Bezirkstage selbst gelegt, durch weisen und maßvollen Gebrauch der ihnen zustehenden Rechte zu größerer Ausbildung und Fortentwicklung ihrer Institutionen zu gelangen. Das gute Beispiel des einen Bezirks wird denn hoffentlich auch den beiden anderen als nützlich einleuchten.

M.

Das Nationalfest; der deutsche Kronprinz; General Stülpnagel. Aus Stuttgart. — Gleichviel, ob der Tag von Sedan die richtige Wahl für den Nationalfesttag ist oder nicht — die Discussion darüber hat aufgehört, seitdem das Volk selbst mit wachsender Entschiedenheit sich für diesen Tag erklärt hat, dessen Kunde vor 3 Jahren wie ein Blitz eingeschlagen und am tiefsten der Phantasie sich eingeprägt hat. Der Zauber der Poesie umgiebt diesen Tag wie keinen zweiten; die anderen alle in Ehren, aber dieser er-

scheint als das höchste Kunstwerk des Kriegs, gleichsam als das feierliche Tableau, um das alle anderen Momente des großen Völkerstreits sich gruppiren. Er bildet zwar nicht die Schlußkatastrophe aber die Peripetie, und es ist auch großen Dichtern begegnet, daß ihre größten Wirkungen auf den 3. anstatt auf den 5. Akt entfallen. Wie dem sei, bei uns in Schwaben ist dieser Gedächtnißtag von Anfang der populärste gewesen und es wäre schon im vorigen Jahr eine allgemeine Feier veranstaltet worden, wenn nicht unmittelbar zuvor die Festlichkeiten zum Empfang des deutschen Kronprinzen das ganze Land in Bewegung gesetzt und so die Nationalfeier vorweggenommen hätten. Diesmal hat die Feier im ganzen Lande stattgefunden, und wir wüßten nicht, daß jemals eine festliche Veranstaltung dieser Art so allgemeinen und ungekünstelten Anklang gefunden hätte. Zwar hat es nicht an bedenklichen Stimmen gefehlt, die meinten, das Volk sei zur Festesfreude wenig aufgelegt; da und dort hielt ein sparsamer Gemeinderath die Hand fest auf dem Gemeindesäckel, unter dem Vorwand, daß das Fest einer Legitimation durch amtlichen Ukas durchaus entbehre. Andere stellten sich sentimental und schützten vor, daß ein Schlachttag, an dem so viel Blut vergossen worden, sich schlecht zur Verherrlichung eigne. Es waren dies diejenigen, die vor der Kritik des „Beobachters" erzitterten, des Organs der Volkspartei, das sich redliche Mühe gegeben hat, die Feier zu verunglimpfen und zu hintertreiben, was ihm auch im Grunde kaum verdacht werden kann, sofern seine Partei allerdings bei Sedan nicht minder aufs Haupt geschlagen wurde, als Louis Napoleon, der Erfinder des Südbunds und großmächtige Protector der Kleinstaaterei; und auch die Art, wie die Polemik in diesem Blatte geführt wurde, konnte nur für diejenigen erstaunlich sein, die mit den Manieren der schwäbischen Volkspartei überhaupt nicht bekannt sind. Zum Glück haben gerade solche Hindernisse und Anfeindungen erst recht dazu gedient, das schwäbische Volk aufzurütteln und zu erinnern, daß es sich durch eine kleine Partei von Mißvergnügten die Freude an dem glücklich mitgekämpften Krieg und an dessen Früchten nicht schnöder Weise rauben lassen dürfe. So entstand denn mitten unter diesen Discussionen ein Wetteifer unter den Städten wie unter den Landgemeinden, und auch diejenigen wollten sich nicht ausschließen, deren Gemeinderäthe die Initiative der Feier von sich abgelehnt hatten. Die Kirche bot den natürlichen Mittelpunkt des Festes dar und verlieh demselben zugleich einen ernsten, würdigen Charakter, wie es sich bei dem noch frischen Gedächtniß der zahlreichen Opfer des Kriegs geziemte. Mit rühmlicher Einmüthigkeit redete die protestantische Geistlichkeit der Sache des Vaterlandes das Wort; freilich die katholische Kirche hat nur in der Landeshauptstadt durch ein Tedeum wie durch äußerlichen Schmuck des Gotteshauses ihren Antheil an den Tag gelegt. Ueberall waren die Kirchen überfüllt, das beste Zeichen für die spontane Theilnahme der Bevölkerung wie für den Geist, in welchem sie das Fest beging. Außerdem war es hauptsächlich darauf abgesehen, die Schuljugend auf mannigfache Weise heranzuziehen und ihr die Bedeutung des Festes einzuprägen. Daß am Festtage die Geschäfte ruhten, daß die Straßen reich mit den Farben des Reichs geschmückt waren, neben welchen die schwarzrothgelbe Phantasiefahne mehr und mehr verschwindet, daß außerdem allerlei von musikalischen und pyrotechnischen Künsten aufgeboten war, auch Bankete und Gartenfestlichkeiten nicht

fehlten, versteht sich von selbst. Nur die Freudenfeuer möchten noch verdienen hervorgehoben zu werden, die am Vorabend zu verabredeter Stunde von den Spitzen unsrer Berge loderten. Bei der welligen und zum Theil gebirgigen Bodenbeschaffenheit unseres Landes sind diese Feuer, die sich von Höhe zu Höhe die Hand reichen, immer ein hervorragender und mit besonderer Liebe gepflegter Schmuck; es lohnte sich an diesem Abend in der That, einen der nahegelegenen Aussichtspunkte zu besteigen, von dem man die Bergkette der schwäbischen Alp überblickte, in welcher zumal der Hohenstaufen wie billig durch ein gewaltiges Feuer sich auszeichnete, während zugleich bis in weite Ferne die Feuer des neckardurchflossenen Vaterlandes sichtbar waren. Die Opposition, so vernehmlich sie sich zuvor gemacht hatte, schien am Tag des Festes selbst vollständig verschwunden; wenn man etwa die Versammlung socialistischer Arbeiter ausnimmt, die zu Eßlingen am Abend des 2. September einen durch seine massive Form sich auszeichnenden Protest gegen die Nationalfeier von sich gab. In der Hauptstadt zeigte schon die fast ausnahmslose Beflaggung der Häuser, wie verschwindend klein die Zahl der Mißvergnügten war, die ihre Mitbürger zu terrorisiren versucht hatten. So hat denn die Feier nur angenehme, zum Theil erhebende Eindrücke zurückgelassen. Sie darf schon nach dem ersten Versuch als festbegründet für die Zukunft betrachtet werden, und wenn Tags darauf im hiesigen Gemeinderath die zuversichtliche Hoffnung ausgedrückt wurde, daß die Feier sich nun dauernd in der Stadt eingebürgert habe, so gilt dies vom übrigen Lande nicht minder wie von der Hauptstadt.

Das Nationalfest fiel gerade in die Mitte zwischen die Feldübungen unsres Armeecorps. Die erste Division, die ihre Uebungen in der Gegend von Leonberg und Böblingen gehabt hatte, rückte am Tag des Fests wieder in ihre Garnisonen ein, diejenigen der zweiten Division nahmen Tags darauf in der Nähe der Festung Ulm ihren Anfang. Zu den letzteren hat sich der Kronprinz des deutschen Reichs als Vorstand der 4. Armeeinspection, zu welcher das württembergische Armeecorps gehört, eingefunden. Auf diesen streng militärischen Zweck beschränkt sich in diesem Jahr der Besuch des Kaisersohns, und es unterblieben darum auch die Empfangsfeierlichkeiten, die ihm bei seinem ersten Besuch überall von einer Bevölkerung bereitet wurden, welche damit ihre Freude über die Wiederaufrichtung des Reichs und ihre Anhänglichkeit an das Kaiserhaus kundgeben wollte. Ein eigenthümliches Zusammentreffen ist es, daß, wie der erste Besuch des Kronprinzen von der Abberufung des preußischen Gesandten Frhrn. v. Rosenberg gefolgt war, so seinem zweiten Besuch der Rücktritt des Generallieutenants von Stülpnagel als Kommandirender des württembergischen Armeecorps folgen wird. Im Grunde sind es beidemal dieselben Motive, welche den Personenwechsel veranlassen: Schwierigkeiten der Stellung, die weniger in den Persönlichkeiten, als in den delikaten Verhältnissen des Uebergangszustandes ihren Grund haben. Zum Glück kann durch solche Zwischenfälle die Stellung des Landes zum Reich nicht mehr erschüttert werden. Was Herr v. Stülpnagel seit zwei Jahren auf seinem schwierigen Posten geleistet hat, wird am besten die Inspection des Truppencorps darthun, das unter seiner Leitung herangebildet worden ist, und wenn ihn der Kaiser zum 2. September durch die Beförderung zum General der Infanterie ausgezeichnet hat, so darf zugleich

gesagt werden, daß der General die ausnahmslose Verehrung und Anhänglichkeit von Offizieren und Mannschaft des württembergen Armeecorps nach seiner neuen Bestimmung mit sich nimmt.

Literatur.

Periodische Reichsliteratur. — Holtzendorff's „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des deutschen Reichs" liegt uns in seinem II. Jahrgange (Leipzig, Duncker und Humblot 1873) vollendet vor und hat sich damit durch inneren Werth wie durch äußere Eleganz bei sehr mäßigem Preise nunmehr auf die Dauer den erwünschten Platz errungen. Den Inhalt bilden die rechtlichen und wirthschaftlichen Schicksale des Reichs je im vergangenen Jahre, diesmal also von 1872. Die Behandlung der gesonderten Materien ist theils einfach registrirend oder referirend, theils wirklich historisch-kritisch, bald vom theoretischen Standpunkte des akademischen Lehrers, häufiger noch vom praktischen des nächstbetheiligten höheren Beamten aus. Registrirt wird auch diesmal die Geschäftsthätigkeit des Reichstags — in der 2. und 3. Session — und zwar mit dankenswerther Aenderung der Ordnung nach Gegenständen statt nach der Zeitfolge der Verhandlung; in Form eines kunstlosen Referats wird die Reichsgesetzgebung von Mitte 1871 bis Ende 1872 überblickt; von dieser Stufe aus erheben sich in aufsteigender Linie die Berichte über die das Reichsrecht streifenden Verhandlungen der süddeutschen Kammern, über die reichsländische Verwaltung, das Seewesen, die wirthschaftlichen Zustände, das Reichsoberhandelsgericht, das Verkehrswesen und die Statistik des Reiches, so daß den drei letztgenannten Skizzen von Nissen, Fischer und Meizen in Verbindung mit den vorjährigen Aufsätzen derselben Autoren entschieden die Bedeutung wahrhaft geschichtlicher Darstellungen zugesprochen werden darf. Systematisch hat Thudichum die Grundlagen der heutigen deutschen Kriegsverfassung entwickelt. Der Finanzbericht von A. Wagner ist diesmal ausgefallen; dagegen nehmen von kleineren Beigaben abgesehen die kirchenpolitischen Gesetze Preußens einen breiten Raum ein. Nicht dieser oder gar, daß sie überhaupt — unter den Reichssachen — erörtert werden, scheint uns der Rechtfertigung zu bedürfen, wohl aber, daß dies durch einfache Wiederholung des Commissionsberichtes von Gneist geschehen ist; denn so hohen Werth dieser Bericht auch hat, dem vorliegenden Jahrbuche hätte seinem ganzen Auftreten nach der Originalaufsatz irgend eines hervorragenden Kanonisten besser angestanden. Liegt doch seine Eigenart, die ihm zwischen verwandten Unternehmungen eine vornehme Stelle sichert, in der Selbständigkeit der Verarbeitung des auch sonst dargebotenen Stoffes, in der wissenschaftlichen Höhe der rückschauenden, gliedernden und zusammenfassenden Betrachtung, wodurch es in erster Linie als bildendes Lesebuch, erst in zweiter als praktisches Handbuch erscheint. Doch wird ihm leicht fallen, seinen Zweck von Jahr zu Jahr vollkommener zu erreichen, nachdem es beim zweiten — gewöhnlich dem entscheidenden — Gange seine Lebensfähigkeit glänzend bewiesen. — Aeußerlich und innerlich können wir wiederum einen beträchtlichen Fortschritt verzeichnen bei dem längst bewährten Unternehmen der „Annalen des deutschen Reiches" von G. Hirth. Bei stetig wachsendem Umfange — jetzt jährlich

12 Hefte von über 100 Bogen — bewahren die monatlich erscheinenden Annalen ihren Charakter als Repertorium der wichtigsten Aktenstücke aus dem nationalen Rechts- und Wirthschaftsleben, als Schauplatz vielseitiger und eingehender Discussion der unmittelbar gegenwärtigen oder künftigen, namentlich ökonomischen Fragen, versäumen jedoch darüber keineswegs auch die systematische und historische Darstellung der großen Institutionen des Reiches im Zusammenhange, wie im laufenden Jahrgange 1873 die Abhandlungen Laband's über das Reichsfinanzwesen, Endemann's über die Entwickelung der deutschen Justizgesetzgebung und Rechtspflege, Hirth's über das Reichsheer in finanzieller Hinsicht, des Frh. v. Aufseß über Zölle, Verbrauchssteuern und Handelsbeziehungen beweisen. Ganz besondere Hervorhebung verdient der mit edler Wärme geschriebene Aufsatz des Herausgebers: „Ueber Culturpolizei und Rechtsgleichheit", der die Lösung der socialen Frage anstrebt einmal durch Steigerung und Verbreitung der Volksbildung, wozu ein höheres „Culturbudget" und vor allem genaue Erhebungen über den Stand des Volksunterrichtes dringend gefordert werden, dann durch wahre Rechtsgleichheit im Steuerwesen, wozu eine directe progressive Einkommensteuer und strenge criminalistische Bedrohung der etwa dabei versuchten Defraudationen verlangt wird. Gegenüber dem fruchtlosen Streit um angebliche national-ökonomische Universalmittel sprechen wir Hirth von Herzen unseren Dank aus, daß er die sociale Frage mit uns lediglich auffaßt als eine sittliche, der durch Cultur, und zugleich eine rechtliche, der durch einfache Gerechtigkeit der Gesetzgebung beizukommensein muß. a/D.

Notiz über die olympischen Ausgrabungen.

Die auf S. 420 des Heftes 37 Ihrer Wochenschrift ausgesprochene Befürchtung, daß durch ein Abkommen Schliemann's mit der griechischen Regierung der Plan gekreuzt werden könnte, welchen man von Berlin aus betreffs Ausgrabungen in Olympia betrieben hat, ist grundlos. Wie die Zeitungen berichten, verhandelt Schliemann wegen Ausgrabungen, die er in Mykene machen will, mit der griechischen Regierung, und wie ich aus guter Quelle vernehme, sind die Verträge, welche unsere Regierung mit der griechischen im Betreff der Ausgrabungen in Olympia abschließen will, entweder schon perfekt geworden oder werden es doch in aller Kürze werden. Man spricht schon von der Möglichkeit, daß diesen Herbst noch die Ausgrabungen beginnen werden. Q. D. b. v.!

Berichtigungen.

Von den zahlreichen Druckfehlern, die während meiner vierwöchentlichen Abwesenheit vom Druckorte leider untergelaufen sind, heb' ich noch hervor:

Heft 36 S. 356 Z. 1 der Noten lies „Waß" statt „daß" — ebenda Z. 2 der Noten l. „Frage und Sreibe". — S. 358 Z. 15 v. o. l. „verbreitete". — S. 359 Z. 13 v. o. l. „Grunelius" — ebenda Z. 18 v. u. l. „Katharinenkirche". —

Heft 37 S. 430 Z. 16 v. o. lies „Wilhelm IV." — S. 432 Z. 8 v. o. l. „summepiscopalen" — ebenda Z. 11 v. o. l. „müßten" statt „müssen" — ebenda Z. 2 v. u. l. „willens" statt „willen". A. D.

Ausgegeben: 12. September 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Der kursächsische Kammerpräsident von Hoym.

Ein Sittenbild aus dem 17. Jahrhundert.

Die seit dem 16. Jahrhunderte immer energischer hervortretende Entwicklung der Landeshoheit und der unbeschränkten Gewalt der deutschen Fürsten, die den Bedürfnissen der Zeit entsprechende complicirtere Organisation der Verwaltung, sowie der nach Ludwigs XIV. Vorgang immer üppiger gedeihende höfische Luxus erzeugten bei den rechtlosen Zuständen der nicht privilegirten Klassen des Volkes in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Gattung von Hof- und Staatsbeamten, welche durch das fürstliche Vertrauen und ihre einflußreiche Clique in höchst gewissenlosem Gebahren ihre Stellung zu eignem Vortheil mißbrauchten. Glücklicherweise war es nicht überall so. In Brandenburg z. B. hatte der große Kurfürst sein Volk in strenge Zucht genommen. Sachsen war unter Kurfürst August im 16. Jahrhunderte in guter Wirthschaft allen andern deutschen Staaten voraus gewesen. Nach ihm aber trat ein schlaffes Regiment ein, so daß bald nach dem 30jährigen Kriege das gewissenlose Beamtenthum üppig emporwuchern konnte. Und so blieb es leider, wie in vielen andern deutschen Staaten, in Sachsen lange Zeit, bis gleich nach dem siebenjährigen Kriege eine heilsame Reaction eintrat, welche unter gerechten und gewissenhaften Fürsten das schwer heimgesuchte Land von dieser Seuche befreite und denselben geordnete Finanzen, zweckmäßige Verwaltung und getreue Beamte verschaffte.

Als ein trauriges Beispiel dieser heillosen Wirthschaft gegen Ende des 17. Jahrhunderts soll hier die gewissenlose Amtsführung des Kammerpräsidenten von Hoym unter Johann Georg III. und seinen Söhnen Johann Georg IV. und Friedrich August nach der gegen ihn eingeleiteten Criminalunterſuchung aus den Acten des Königl. Sächs. Hauptstaatsarchivs möglichst gedrängt dargestellt werden.

Ludwig Gebhard von Hoym geb. 1631, Erbherr der Herrschaft Droysig in Thüringen, vom Kaiser 1676 zum Reichsfreiherrn erhoben, schon unter Johann Georg III. geschäftsgewandter Kammerdirector, Oberhauptmann und Kreissteuereinnehmer in Thüringen, ward beim Regierungsantritt Johann Georgs IV. Kammerpräsident und Geheimrath. Die Besoldung für diese verschiedenen Aemter, abgesehen von den für Reisen gewährten Auslösungen,

Digitized by Google

betrug die damals nicht geringe Summe von ungefähr 4000 Thlr. Schon im Anfange der achtziger Jahre war er theils wegen Wuchers und Benachtheiligung eines Berechtigten bei einem Concurs durch Rasur und Veränderung eines Datums in einer dadurch unwirksam gewordenen Appellation, theils wegen Hetzereien, durch die er den Kurfürsten in Händel mit seinen Vettern gebracht hatte, theils endlich wegen schwerer Bedrückungen seiner Unterthanen zur Verantwortung gezogen worden. Doch hatte er sich geschickt durchzuwinden und das Vertrauen seines Herrn wie des Sohnes desselben in dem Grade sich zu erhalten gewußt, daß er um so zuversichtlicher geworden seine Geschäfte immer gewissenloser betrieb, zumal da er in der Maitresse Johann Georgs IV., der Gräfin von Rochlitz, eine Beschützerin hatte. So ging es fort bis zum November 1693, wo der Kurfürst auf gegründeten Verdacht, ohne sich von der Rochlitz beeinflussen zu lassen, den Amtmann Leister und früheren Kammercommissar Ringk bevollmächtigte, den Privatsecretär des Kammerpräsidenten, Carl Christian Weise in Untersuchung zu nehmen. Die bei diesem gefundenen compromittirenden Papiere veranlaßten Johann Georg eine Untersuchungscommission gegen Hoym niederzusetzen, welcher Fried. Ad. von Haugwitz, die geheimen Räthe Knoch, von Pillnitz, von Bose und der Hofrath von Büchling (später für Letzteren Hofrath Birnbaum und nachher für diesen Dr. Ahrmann) angehörten. Auf deren Gutachten ward Hoym am 17. December 1693 suspendirt und erhielt vorläufig Hausarrest mit dem Verbot, mit irgend Jemandem zu correspondiren.

Die eben genannte oberste Untersuchungscommission war nun eifrig bemüht, durch Veranlassung von Abhörung von Zeugen und Vernehmung derer, welche mit Klagen laut oder als Geschädigte genannt wurden, das Untersuchungsmaterial zusammenzubringen, welches sich namentlich auch aus Dresden bald so sehr vermehrte, daß auf Befehl des Kurfürsten die Acten im Februar 1694 vorläufig an den Leipziger Schöppenstuhl geschickt werden konnten. Aber auch Hoym war nicht unthätig. Es lag ihm alles daran, frei zu werden und sich zu persönlicher Rechtfertigung an den Kurfürsten zu wenden oder wenigstens nach Einsicht der einzelnen Anklagen sich schriftlich vertheidigen zu dürfen (defensio de avertenda inquisitione): er wollte kein criminelles Verhör, welches ihm drohte. Eine Unzahl von Eingaben mit Beschwerden und Appellationen theils von ihm, theils von seinen Advocaten entworfen, gelangten an den Kurfürsten, der dieselben nach dem von der Commission eingeholten Gutachten stets zurückwies. Hoym trat in diesen Eingaben sehr zuversichtlich auf. Er wies auf den Wortlaut seiner Bestallung, seinen Rang, seine Ansässigkeit und seinen Freiherrntitel hin, welches alles ein solches Verfahren gegen ihn nicht gestatte, „Arrest ohne Verurtheilung könne nur bei gemeinem Gesindel stattfinden," und behauptete, daß die

Digitized by Google

Mitglieder der Commission seine Feinde wären, die ihn zu Grunde richten wollten. Dabei rühmte er sich, die Einkünfte des Kurfürsten seit 1686 um 250,000 fl. erhöht zu haben. Auch protestirte er in einem sehr rücksichtslosen Schreiben an Leister und Ringk, welche das Untersuchungsmaterial für die Commission beschaffen mußten, gegen ihre Procedur: Ringk, der von ihm früher seines Amtes entsetzte Kammercommissar sei sein Feind und richte die Zeugen ab: die Acten dürften nicht nach Leipzig verschickt werden (excusatio recusationis et suspecti judicis). Der Kurfürst ließ sich aber nicht irren. Auch eine ins Geheim eingefädelte Intrigue hatte keinen Erfolg. Denn als im Januar 1694 Hoym auf kurfürstlichen Befehl in seinem Hause einen Wachtposten erhalten hatte, der ihn etwas genirte, trat der Hofrath Büchling, der Vertraute der Gräfin Rochlitz, obgleich er öffentlich als Commissionsmitglied den eifrigen Rechtsfreund spielte, heimlich als Vermittler zwischen Hoym und der Gräfin auf: für eine große Summe Geldes, von der er der Gräfin vorläufig baar 9000 Thaler zahlen ließ, und für ein Geschenk von 1000 Thalern versprach er dem Freiherrn von Hoym ein Decret für Freilassung und schriftliche Vertheidigung aufsetzen zu lassen, zu dessen Unterschrift die Gräfin den Kurfürsten überreden sollte. Es gelang nicht, der Kurfürst blieb fest, die Gräfin und der Kurfürst starben bald darauf rasch hintereinander, Büchling war für die Schöningsche Angelegenheit in Wien, und Friedrich August, der neue Kurfürst, befahl (3. Mai) die Untersuchung fortzusetzen, da das kurz vor seines Bruders Tode eingelaufene Schöppenurtheil auf scharfe Frage gegen Weise und specielles Verhör Hoyms erkannt hatte. Gleichzeitig war eine andere Creatur Hoyms, ein fallirter Kaufmann, durch Hoym Güterbestäter und Kammercommissär in Leipzig so wie auch Privatsecretär der Gräfin, Engelschall in Leipzig, verhaftet worden. Auch jetzt wieder kamen eine Unzahl von Beschwerden und Appellationen Hoyms und seiner Advocaten an den neuen Kurfürsten und an den Amtmann Leister, ja selbst Eingaben des Advocaten Stieber in Braunschweig mit Gutachten über fingirte Persönlichkeiten Constantinus Magnus und seinen Kämmerer Dorotheus, die nicht nach den Acten sondern nach der einseitigen Darstellung des Vertheidigers zu Gunsten Hoyms von vier ausländischen Facultäten eingefordert worden waren. Dieses bewirkte nur, daß der Kurfürst im Juli 1694 unter Beirath der Commission vor dem Specialverhör Hoyms trotz einer kaiserlichen Intercession, welche „die Aufhebung des unverschuldeten Arrests des Freiherrn zur legalen Verantwortung wider seine Feinde" verlangte; die Acten mit dem unterdeß bedeutend vermehrten Material noch einmal nach Leipzig und zwar an die Juristenfacultät zu senden beschloß, „ob dem Angeschuldigten Befreiung vom Arrest und schriftliche Vertheidigung zu gewähren sei." Dem Freiherrn war gestattet worden, im Beisein des Gerichts sich

Digitized by Google

mit seinem Advocaten einen Theil der Acten anzusehen und sich Auszüge zu machen, worauf er sich in einem sehr langen Schriftstück zu vertheidigen suchte, andere unparteiische Commissarien verlangte und 92 Personen nannte, die zu seinen Gunsten abgehört werden sollten. Dabei hatte er mit Berufung auf Büchlings Zeugniß die Commissare als seine Feinde hingestellt und namentlich Ringk tüchtig mitgenommen, daß dieser gegen ihn bestochen worden sei und das wider ihn zeugende Gesindel gewonnen habe: auch könne derselbe als ein berüchtigter Betrüger, Hurer und Ehebrecher, der mehrmals beim heiligen Sacrament und mit Teufelsholen geflucht, nicht gegen ihn gebraucht werden. Auch dieses Hoymsche Pamphlet und die Beleidigungen, welche Hoym gegen die Commission und die Justizbehörden in den Appellationen ausgesprochen, wurden der Facultät mit den Acten zur Begutachtung geschickt. Das Urtheil der Juristenfacultät lief im August ein: in demselben wurden alle Forderungen Hoyms zurückgewiesen, die Beleidigungen der Beamten scharf gerügt, eine strengere Haft desselben auf der Festung Königstein empfohlen und das Specialverhör auf die aus den Acten ersichtlichen Anklagepunkte als berechtigt erkannt, wobei er auf eine große Anzahl derselben, welche verzeichnet waren, als bereits überführt, (sub poena confessi et convicti) sich verantworten sollte. In Folge dessen ward er auf den Königstein gebracht, wo ihm Stube und Kammer mit Bedienung, für sein Geld der Tisch bei dem Commandanten, die Freiheit zum Spazierengehen und die Kirche zu besuchen, sowie in Gegenwart eines Offiziers seine Familie zu sehen zugestanden wurde — eine humane Behandlung, wie sie anderen Staatsgefangenen dieser Zeit, z. B. dem kursächsischen Feldmarschall von Schöning in Brünn von Seiten der kaiserlichen Regierung nicht zu Theil geworden war. Darauf wurden der Rath Dr. Nicolai, der Amtmann Leister und der Amtsschösse Seyfried nebst dem Dr. Schubart als Advocaten des Fiscus mit dem Verhöre Hoyms beauftragt, welches demselben für den 11. October angekündigt wurde. Die Appellationen Hoyms und seiner Söhne gegen das zweite Leipziger Urtheil wurden zurückgewiesen und Haxthausen trat statt des wegen Hoyms Verdächtigungen freiwillig austretenden Haugwitz in die Untersuchungscommission. Der schuldbewußte, durch die gegen Engelschall geführte Untersuchung in dem Rochlitzischen Processe schwer compromittirte Büchling war nach der ihm von Johann Georg aufgetragenen Commission von Wien eine Zeit lang ins Ausland gegangen, kehrte aber, nachdem er das Terrain gehörig recognoscirt hatte, nach Dresden zurück und wußte sich wieder festzusetzen. An der Untersuchung gegen Hoym nahm er aber nicht mehr Theil.

Wie dem Herrn von Hoym angekündigt worden war, erschienen die früher erwähnten Untersuchungsrichter auf dem Königstein. Hoym

Digitized by Google

sträubte sich unter allerhand Ausflüchten noch den ganzen Morgen gegen das Verhör und bequemte sich erst den Nachmittag dazu. Es waren aus dem Untersuchungsmaterial 2212 Fragartikel aufgesetzt worden, welche der Angeklagte nach und nach beantworten sollte. Der Hauptinhalt derselben möge hier kurz zusammengedrängt mit einigen bezeichnenden Beispielen besonderer Fälle aufgeführt werden.

Zunächst wurden ihm Betrügereien und verbrecherische Umtriebe in der Münzverwaltung nachgewiesen. Er hatte große Summen verbotenes Geld mit vielem Agio für gutes Geld sich zu verschaffen gewußt und sich des schlechten Geldes sogar durch die Kammerbeamten entledigt, welche durch solches, gegen die kurfürstlichen Mandate verstoßendes Verfahren eidbrüchig wurden. Ferner hatte er die Münzdefraudationen des übel berüchtigten von ihm zum Pachte der Leipziger Münze und zum Vicelandrentmeister erhobenen Wichmannshausen gegen stattliche Geldgeschenke begünstigt, vielen Münzverbrechern ohne Wissen des Geheimraths, ja sogar ohne kurfürstliche Unterschrift gegen ansehnliche Geschenke Abolition verschafft oder die Strafen willkürlich taxirt und die Strafgelder theilweise unterschlagen. Die Scheine, welche den Strafe zahlenden Defraudanten für die Zahlung gegeben worden, mußten unter dem Vorwande, daß es Interimsquittungen wären, die gegen kurfürstliche Quittungen ausgetauscht werden sollten, dem Secretär Weise, dem in alle diese Händel eingeweihten Agenten Hoyms, wieder eingehändigt werden. Neben Weise war in diesen Angelegenheiten besonders für Entwerfung eigenmächtiger Verordnungen statt des dazu berufenen Geh. Kammersecretärs Beyer der von Hoym zum Kammersecretär ernannte Rossel thätig, der früher Hauslehrer bei einem Verwandten Hoyms gewesen war. Abgesehen von Naturalgeschenken (z. B. ein Paar Pferde, Stoffe für Frau v. Hoym) konnten für solche Abolitionen ungefähr 9000 Thlr. nachgewiesen werden. Bei der 1693 gegen Wichmannshausen eingeleiteten Untersuchung hatte sich Hoym nicht nur vergeblich bemüht, mit Hülfe der Gräfin von Rochlitz und des Hofrath Büchling denselben zu befreien, sondern auch durch Versuch einer Fälschung im Münzhandelsbuche den Umstand der Untersuchungscommission zu entziehen, daß er ein Capital von 11,000 Thaler in die Münzverwaltung gesteckt hatte.

Eine zweite Kategorie von Anklagen bezog sich auf Vergebung von Aemtern für Geldspenden und Geschenke nach Anfragen, die Weise, Engelschall und Andere unter der Hand stellen mußten an theilweise unzuverlässige Menschen, Bedrohung von Beamten mit Zumuthen einer Geldspende, daß sie sonst ihre Stellung verlieren würden, Uebergabe von einträglichen Pachtungen an zweideutige Subjecte z. B. Bankerottirer, ohne Caution gegen be-

Digitized by Google

deutende Geldgeschenke, sowie überhaupt auf Mißbrauch seiner hohen Stellung, um sich Geld oder Geschenke in Naturalien zu verschaffen.

Einige dreißig Fälle von Anstellungen der Art gegen Geldgaben an Hoym von 100—1000 Thlr. oder werthvolle Naturalien nach vorher abgemachtem Handel waren in der Voruntersuchung durch Abhören vereideter Zeugen erwiesen worden. Davon sowie von großartiger Bevortheilung der Kammergläubiger einige scandalöse Beispiele. Martini, der Pächter der kurfürstlichen Hof- und Schiffmühlen hatte 1692 seinen Pacht auf sechs Jahre erneut bekommen. Nach Jahresfrist ließ ihm Hoym sagen, daß ein Anderer — es war der bankerott gewordene Kaufmann Bernhard — 1000 Thlr. Pacht mehr geben wolle, Martini müsse wenigstens 800 fl. zulegen, sonst verliere er den Pacht. Auf Zureden Weises schenkte er der Frau v. Hoym 1000 Thlr. und erhielt Garantie seines Pachtes, jedoch mit einem jährlichen Aufschlag. Da nun Martini äußerte, daß er sich beschweren würde, erhielt er die tausend Thaler zurück, jedoch mit einer Quittung, worin er 1000 vorgeschossene Thaler zurückerhalten zu haben bezeugen mußte. Der Kammerprocurator Dr. Becker mußte unter Bedrohung des Verlustes seines Amtes für alle Gebühren und Verläge, die er von Hoym zu fordern hatte, quittiren und dann doch einer Creatur desselben, dem Dr. Meschke, weichen. Eben so mußte der Münzfiscal Pfaffe von 2000 Thaler Denunciantengeldern, die ihm gebührten, auf die Hälfte verzichten, wenn er nicht seine Stelle verlieren wollte. Hoym hatte 500 Thlr. abgezogen und Engelschell drückte ihm noch 500 Thlr. ab. Ein Kaufmann Lutze wollte eine Patricierin in Nürnberg heirathen, deren Familie die Verbindung nur mit einem Beamten genehmigen wollte. Für 1400 Thaler verschaffte ihm Engelschell von Hoym die Stelle eines Accisinspectors, welche 300 fl. jährlich eintrug. Ein Kaufmann Zuorsch sollte nach einem unter Johann Georg III abgeschlossenen Vergleich für 7953 Thlr. alte Schuld 2000 Thlr. baar aus der Kammer und 2520 Thlr. in Getreide und Wein erhalten. Hoym ließ sich die 2000 Thlr. aus der Kammer zahlen, zahlte aber an Zuorsch nur 500 Thlr., für den Rest cedirte er ihm eine Forderung an einen Concurs, die nur 500 Thlr. betrug. Nach des Kaufmanns Tode unterhandelte ein Bevollmächtigter der Wittwe mit Hoym, der empört über ihre gerechte Forderung sie eine alte Hure nannte, welche den Staubbesen verdiene. Doch mußte er die abgetretene Forderung an den Concurs wieder annehmen, zahlte aber statt 1500 nur 750 Thaler. Für zwei Gebrüder Hiller, die für eine alte Kammerschuld von 3000 fl. vom Jahre 1626 nach kurfürstlichem Decret mit $^1/_8$ Werth an Getreide und Wein abgefunden werden sollten, berechnete Hoym der Kammer 1000 fl. und fertigte die Gläubiger mit 75 fl. ab. Ein von dem Kammersecretär Meschke auf Hoyms Befehl für die Kammer

Digitized by Google

inhibirtes Depositum sollte nach 2 Urteln freigegeben werden. Hoym wußte durch den Kniff einer Beschwerde bei der Landesregierung die Publication des zweiten Urtels zu verzögern und gab vor derselben das Depositum gegen 100 Thlr. zurück, die dem Betheiligten unter Vorspiegelung der durch das 2. Urtel drohenden Gefahr des Verlustes seines Geldes abgeschwindelt wurden.

Zwei besonders scandalöse Betrügereien, durch welche der Kurfürst bei Verbindlichkeiten gegen Reichsfürsten von seinem Kammerpräsidenten arg compromittirt und geschädigt worden, mögen hier noch besonders hervorgehoben werden, Der Herzog von Sachsen-Lauenburg Julius Franz hatte dem Kurfürsten Johann Georg II 1672 eine Summe von 56000 Thalern geliehen. Die Erben des Gläubigers, der Markgraf Ludwig von Baden und der Pfalzgraf von Neuburg hatten bis in die neunziger Jahre öfters an die Schuld erinnert. Obgleich der Kurfürst Johann Georg IV eine vorläufige theilweise Befriedigung der Gläubiger befohlen hatte, ließ Hoym durch einen Agenten den Gläubigern mittheilen, daß jetzt kein Geld da sei, doch wollte er selbst für einen Theil der Zahlung aufkommen — natürlich mit Andeutung, daß ihm eine Remuneration von 10,000 Fl. zu Theil werde. Im Februar 1692 wurden 30,000 Thaler für die Gläubiger aus der Kammer Hoym ausgezahlt und in Rechnung gesetzt. Dennoch zögerte er, bis ihm vom Pfalzgrafen vorläufig 1500 Thaler zugestanden wurden, welche er in der Kammer sich als den Gläubigern zu zahlende Zinsen auszahlen und als solche verrechnen ließ. Nun erst im September zahlte er mit dem eingesteckten Gewinn der siebenmonatlichen Zinsen das Capital von 30,000 Thalern in verrufenen $^2/_3$, die er sich nach der oft von ihm geübten Manipulation zu verschaffen gewußt, und steckte das Agio ein. Endlich ließ er sich weitere 3000 Thaler Zinsen für die Gläubiger aus der Kammer zahlen und behielt als weiter für die Vermittelung der Zahlung vom Pfalzgrafen zugestandenes Geschenk 1500 Thaler für sich. Der andere Fall betraf einen 1689 von Johann Georg III mit dem Kurfürsten von Brandenburg abgeschlossenen Contract, nach welchem Letzterem für seine Salzdomainen 5000 Klaftern Holz à 50 Groschen nach und nach geliefert werden sollten mit der Clausel des dem Kurfürsten wegen etwaigen eignen Bedürfnisses jeder Zeit frei stehenden Rücktritts und ausbedungener Entschädigung für das aus dem abzuliefernden Holze herauszusuchende harte Holz. Diesen Contract änderte Hoym ohne Zuziehung des Collegiums nach geheimer Verständigung mit brandenburgischen Beamten und natürlich für Privatvortheil dahin ab, daß 8000 Klaftern auf 10 Jahre versprochen und die Clausel gestrichen wurde, was bei dem zu der Zeit schon höhern Holzpreisen unverantwortlich war.

Digitized by Google

Mit schimpflichem Mißbrauch seiner amtlichen Stellung hatte Hoym auch 1692 und 1693 in Leipzig die Geldschneidereien der Gräfin Rochlitz unterstützt*) und dabei zugestandener Maßen abgesehen von kostbaren Geschenken für seine Frau 2600 Thlr. an Spendungen profitirt. Den mit dem Privilegium alleinigen Tuchankaufs ausgestatteten Leipziger Tuchhändlern, welche mehrere Seidenhändler wegen Tuchankaufs verklagt hatten, versprach er Erneuerung ihres Privilegiums. Da sie aber im Spenden karg waren — sie hatten ihm ein polnisches Pferd geschenkt, welches sie für 120 Thaler zurücknehmen mußten — so drang er im Auftrag der Gräfin allen Seidenhändlern das Privilegium auf, ebenfalls Tuch zu führen und minderte unter dieser Bedingung die gesetzlichen Strafen. Die den Bedrängten abgedrückten Geldspenden fielen der Gräfin zu. Einer der durchaus nicht strafbaren Seidenhändler wurde durch die nichtswürdigsten Kniffe Hoyms der Gräfin gewissermaßen ausgeliefert und von dieser auf das Schändlichste ausgeraubt, weil er bei der Kurfürstin gut stand.

Auch von den Juden hatte sich Hoym auf der Leipziger Messe mehrmals Geld zu verschaffen gewußt, indem er ihnen ohne Ermächtigung des Consistoriums das ihnen verbotene Laubhüttenfest zu feiern gestattet und dem Rathe die Untersuchung des Vergehens verboten hatte. Die Anklageacte setzt naiv dazu, daß sich Hoym dadurch mit der Gotteslästerung der Juden schuldig gemacht habe.

Drittens bezogen sich die Anklagpunkte auf die betrügerische Art, mit der Hoym in Privatgeldgeschäften sein Vermögen zu vermehren bemüht gewesen war. Er hatte zu 6 und mehr Procent Gelder ausgeliehen, verrufenes Geld verliehen und die Rückzahlung in gutem Gelde bedungen, beim Verleihen von Capitalien gleich auf ein halbes Jahr Zinsen abgezogen und Zinsen zum Capital geschlagen (Anatocismus). Sein gewöhnlicher Kunstgriff war, daß er für gezahlte Schulden die Wechsel und Obligationen nicht gleich zurückgab — „er habe sie verlegt, werde sie auf Cavaliersparole dem frühern Schuldner bald zustellen" — doch dies geschah nicht und so hatte er seit 1680 dergleichen, welche von ihm oder seinen Erben bei passender Gelegenheit verwerthet werden konnten. Bei theilweisen Abzahlungen konnten die Schuldner keinen Empfangschein erhalten: dann klagte er öfters die ganze Summe ein und erhielt in einzelnen durch die Untersuchung constatirten Fällen 4000 Thaler statt 1000 Thaler, die er noch zu fordern hatte, 2000 Thaler statt 700 Thaler, 1300 für 900 Thaler. Ja es kam vor, daß

*) Vgl. die ausführliche actenmäßige Darstellung dieser Geschichte in meinem Aufsatz: „Die Gräfin von Rochlitz" im 4. Hefte des 2. Jahrgangs der Müller'schen Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte.

Digitized by Google

einem Geschäftsmann ein von Hoym gezeichnetes Papier, das ihn zum Empfang von Wechseln berechtigte, von einem Bedienten Hoyms mit Gewalt entrissen wurde, so daß jener in Folge dessen ganz ruinirt wurde. Bei Concursen wußte Hoym die Mitgläubiger sowie bei der Theilnahme an Handelsunternehmungen die Genossen stets zu seinem Vortheile zu schädigen, wozu ihm seine Stellung die bequemsten Handhaben bot. Auch aus der Kammer ließ er sich zu seinen Privatgeschäften vielfach den Gehalt im Voraus oder auch Summen als unverzinstes Darlehn geben, welche er allerdings zurückzahlte, doch mußte sie der Kammermeister als baar in der Kammer vorhandenes Geld berechnen, damit es Niemand erfahre.

Das umfänglichste Anklagematerial boten endlich die Klagen und Beschwerden von Hoym's Unterthanen in der Herrschaft Droysig, denen manche schon früher theils dem Kurfürsten Johann Georg III bekannt und gerügt worden, theils gelegentlich vor dem Oberhofgericht zur Sprache gekommen waren. Doch hatte der einflußreiche und gewandte Denunciat sich der Verantwortung stets zu entziehen gewußt. Jetzt aber wurde alles gegen den, wie es schien, für alle Zeit unschädlich gewordenen Gutsherrn vorgebracht, was er mit seinen Beamten gegen den Kurfürsten, seinen Lehnsherrn, und gegen seine armen Unterthanen verbrochen hatte. Man bekommt da einen grauenerregenden Einblick in das Elend der von ihrem Herren gedrückten und gequälten, fast ganz rechtlosen Bauern jener Zeit. Denn wie es in Droysig zuging, so konnte und mochte es wohl auch auf vielen andern Gütern sein. Seine Beamten hatten dort seit 30 Jahren arg gewirthschaftet. Steuern, die der Kurfürst erlassen, waren eingetrieben und von Hoym eingestrichen, willkürliche Steuern erhoben, Entschädigungen für Einquartirung nicht ausgezahlt, erdichtete Forderungen von Getreideresten und rückständigen Steuern gestellt und nach willkürlicher Schätzung des Werthes zu Capitalien gemacht und auf Grundstücke gelegt worden, die dadurch ruinirt und beim Concurs spottwohlfeil dem Hoym in die Hände gespielt wurden. Den Wirthen und allen Einwohnern war die Annahme einer Quantität herrschaftlichen Biers aufgenöthigt worden, wofür Hoym keine Tranksteuern zahlte. Die Gasthofbesitzer durften für unentgeltliche Fuhren steuerfrei Wein verschenken. Gute Stücke Landes wurden unter allerhand Vorwand den Unterthanen genommen, Gemeindeholz zum Besten des Gutsherren ausgeholzt, freie Triften und sogar bestellte Felder für seine Schafe in Anspruch genommen, abgelöste Dienste mußten dennoch geleistet werden, fortwährend wurden neue Belästigungen und Frohnden ersonnen und mit Geldbußen erzwungen, wobei die Fröhner nicht einmal die üblichen Naturalien erhielten, dergleichen manche gegen Geschenke gemindert und dafür Anderen solche willkürlich aufgelegt. Hoym hatte es dadurch so weit gebracht, daß

Digitized by Google

er, der früher vier Gespanne gehabt hatte, trotz erweiterten Besitzthums bloß noch eins zu halten brauchte. Das Straßengeleite war von ihm eigenmächtig erhöht und in einerlei Gerichte an mehreren Orten angelegt worden. Wenn er eines ruinirten Bauern Land an sich gebracht, erklärte er es für caduc und rechtfertigte so den Ausfall der Steuer. Für geliehenes Getreide, was oft verdorben war, verlegte er gutes zurück und mit Anwendung eines andern höhern Maßes, ließ bei Concursen alles Vieh, Holz und dergleichen wegnehmen, so daß die Prioritätsgläubiger geschädigt wurden. Das Lehngeld erhöhte er öfters oder nahm es doppelt, wie bei Verkäufen vom Käufer und Verkäufer, und legte es, wurde es nicht gleich gezahlt, als Kapital mit wucherischen Zinsen auf das Grundstück. Manche Abgabe mußte trotz erhaltener Quittung zweimal bezahlt werden. Auch Kirchenkapitalien und verwilligte Gehaltszulagen machte er den Geistlichen streitig. Beim Verklagtwerden seiner Unterthanen wußte er durch allerhand Kniffe seiner Beamten die Angelegenheit zu seinem Vortheil zu wenden: auch die höhern Gerichte wurden von ihm beeinflußt und die endliche Entscheidung folgte nach seinem Wunsch. Die Appellation, sagt ein Berichterstatter, sonst antidotum contra injustitiam, wird durch seine Kniffe pestis justitiae. Entsetzlich waren die Strafen, welche wegen kleiner Vergehen über die unglücklichen Unterthanen Hoyms verhängt wurden. Ein arme Frau, welche am unrechten Orte gegrast hatte, wurde mit einem neuen Schocke (60 guten Groschen), ein Mann, der im Verdacht war, einen Karpfen gestohlen zu haben, mit 40 Thlrn., ein Anderer, der seine Tochter nicht hatte auf den Hof ziehen lassen wollen, mit 10 Thlrn. gestraft, ein gewisser Trillhase, der einen Fischdiebstahl nicht angezeigt, wurde mit achtjähriger Futterschneidefrohne gebüßt und, als die Sache an den Kurfürsten Johann III gekommen war, durch Bedrohung mit Gefängniß zu einem Meineide gezwungen, daß die Anklage nicht begründet sei. Ein Fröhner, der zu zeitig ausgespannt hatte, wurde vier Stunden lang an Hals und Händen in Eisen geschlagen, ein alter Bauer, der das ihm auferlegte Uebermaß in einem Tag nicht bewältigen konnte, mußte $1\frac{1}{2}$ Tag mehr ackern und ein Neuschock Strafe zahlen. Sämmtliche Männer in Droysig wurden einmal auf Befehl des jungen Hoym auf das Amt citirt, eine Nacht eingesteckt und erhielten theilweise Geldstrafen, weil sie einen einquartirten Soldaten nicht angezeigt hatten, der über den Schöpfer räsonirt hatte. Der empörendste Fall schändlicher Justiz war aber die Haft und von Hoym betriebene Verurtheilung eines Schäfers als eines Diebes durch den Leipziger Schöppenstuhl zum Strange, weil er nach erzwungener Abtretung eines großen Theils seiner Schafe an den Gutsherrn, dessen Schafe er mit seinen eigenen zu hüten hatte, nach der Theilung ein paar davon umgetauscht hatte. Freilich wurde das Urtel nicht vollstreckt: Hoym

Digitized by Google

spielte den Großmüthigen und ließ ihn frei, natürlich nicht umsonst, sondern für 600 fl., die er ihm zahlen mußte.

Ueber diese Punkte wurde also der Freiherr vom 11. October an verhört. Oefters zwar bäumte er sich in seinem Hochmuth auf und wollte die Fortsetzung des Verhörs unterbrochen wissen: die Untersuchungsrichter nahmen sehr viele Rücksicht und bewiesen eine große Geduld. Doch hielten sie ihn wenigstens bis zum 22. October fest und brachten von den 2212 Fragartikeln 1312 durch. Vieles konnte Hoym nicht läugnen, wie sehr er sich auch winden mochte, wie: „es könnte sein oder auch nicht sein, er wisse es nicht mehr", oder indem er die Schuld auf Weise oder Engelschell schob oder sich auf den Kurfürsten Johann Georg IV berief, welcher nicht mehr lebte. Die Bestechungen, welche er zugeben mußte, erklärte er für ihm aufgedrungene freiwillige Geschenke. Anderes wies er mit sophistischer Interpretation compromittirender Briefstellen seiner Handschrift oder mit dem Bemerken zurück, daß es Civilsache sei, welche nicht zur Untersuchung gehöre. Endlich aber, 22. October, als die Befragungen wegen der Droysig'schen Händel zur Sprache gekommen waren, erklärte er über Beschwerden seiner Unterthanen nicht mehr antworten zu wollen — diese gehörten nicht zum Prozeß — es sei ein bös Exempel, daß sie hier ihre Obrigkeit verklagen dürften, und verlangte Berichterstattung nach Dresden. Die obere Commission in Dresden entschied darauf nach Vortrag beim Kurfürsten, daß Hoym noch einmal zur weiteren Beantwortung der unerledigten Fragen mit Glimpf ermahnt werden solle. Wenn er sich weigere, solle das Verhörsprotokoll mit den von dem Angeklagten versuchten Rechtsmitteln zur nochmaligen Entscheidung an den Leipziger Schöppenstuhl geschickt werden. Denn auch beim Kurfürsten war eine Beschwerde Hoyms eingegangen, worin er über die criminelle Behandlung der Droysigschen Angelegenheit klagte und dafür das Zugeständniß einer schriftlichen Vertheidigung verlangte (defensio de avertenda inquisitione), „es sei alles nicht wahr, die Bauern hätten ja vorher sich nicht beklagt, sie seien Rebellen gegen die Obrigkeit." Die Söhne des Denuncirten aber hatten in einem Protest Einsicht in alle Acten und eine Hauptvertheidigung verlangt, ehe die Sache ihres Vaters wieder zum Spruche versendet werde. Diese Appellation wurde vorläufig zurückgewiesen, da die noch nicht beendigten Voruntersuchungen immer wieder neues Anklagematerial an den Tag brachten, und die Untersuchungsrichter versuchten 22. November das Verhör wieder aufzunehmen. Da aber Hoym jede weitere Auskunft entschieden verweigerte, wendete man sich dem früheren Beschlusse gemäß 30. November an den Schöppenstuhl, der in einem noch im December 1694 eingesendeten Urtel den Angeklagten in vielen Punkten für überführt erklärte, wegen anderer nochmalige Befragung Hoyms und namentlich in Bezug auf die Droysigschen

Digitized by Google

Angelegenheiten noch genauere Voruntersuchung verlangte, auch in diesen Sachen theilweise eine schriftliche Vertheidigung des Angeklagten zuließ, dagegen sich für Forsetzung des Verhörs und gegen die Generalvertheidigung als jetzt noch nicht zulässig erklärte. Dies Urtel wurde Hoym auf dem Königstein eröffnet und ihm die Forsetzung des Verhörs für den März 1695 angezeigt.

Doch es kam nicht zu diesem Verhör. Die fortgesetzte Voruntersuchung hatte weiteres Material geboten theils in Bezug auf vermißte Rechnungen und Papiere, welche Hoym beseitigt haben sollte, theils wegen seiner Beziehungen zu dem bekannten Herzog Friedrich von Gotha, der im Bunde mit Hannover sich hatte an Frankreich anschließen wollen.*) Hoym sollte in Gesprächen dem Herzog von Gotha eine bedeutende Zukunft prophezeit und sich der Goldstücke gerühmt haben, die er von demselben empfangen, der sie mit bedeutsamen Inschriften aus französischem Golde habe prägen lassen: auch von einer baldigen fremden Besetzung der sächsischen Kurlande habe er gesprochen. Freilich konnten sich die Zeugen, die dies gehört haben sollten, ältere schwache Leute, wie ein Herr von Posern auf Thierbach nicht mehr darauf besinnen. Diese Acten wurden wieder im März an die Schöppen geschickt, die unter Anderem darauf erkannten, daß sich Hoym von dem Verdacht, in Bezug auf Steuerfraudationen compromittirende Papiere bei Seite gebracht zu haben, durch einen Eid reinigen sollte**). Dann sollte ihm die im 3. Leipziger Urtel in Aussicht gestellte Vertheidigung gestattet werden. Auch scheint dieses vierte Urtel bei weiterem Läugnen die Anwendbarkeit der scharfen Frage in Bezug auf die Anklagen, in denen er durch Zeugen und Documente sehr gravirt war, sowie für die Punkte, wo er als überführt betrachtet wurde, eventuell die Strafe des Handverlustes und der Landesverweisung als angemessen erachtet zu haben. So weit wollte der Kurfürst jedenfalls nicht gehen. Auch waren entschieden gute Freunde für Hoym thätig. Die Untersuchung, deren Ende nicht abzusehen war, mochte den Kurfürsten langweilen. Jedenfalls lag ihm weniger an einer genügenden rechtlichen Entscheidung als an Entschädigung für die Verluste, welche die Regierung durch Hoyms Betrügereien gehabt hatte. So kam er wohl auf den Gedanken im April 1695 bei der obersten Untersuchungscommission mit Hinweis auf das Urtel anzufragen, ob es nicht zweckmäßig sei, gegen eine Entschädigung von 400,000 Thalern die

*) Vgl. des Verfassers Kurfürst Johann Georg IV und Feldmarschall von Schöning, im Archive für sächsische Geschichte, Bd. XI. H. 4. S. 356. Der hier erwähnte in Münzsammlungen befindliche und bei Tenzel Sax. numism. abgebildete Ducaten von 1690 mit der Devise: aderit mox ventus et unda erhält hierdurch seine Erklärung.

**) Das Urtel ist weder im Original noch in Abschrift vorhanden, da ein Actenstück im K. S. Archiv fehlt.

Digitized by Google

ganze Untersuchung niederzuschlagen. Diese Summe sollte nach einer speciellen Berechnung der von Hoym veruntreuten Staatsgelder der Buße entsprechen, welche 1680 in Wien dem in Ungnade gefallenen Hofkammerpräsidenten Grafen von Sintzendorf auferlegt worden war. Die Commission scheint die Antwort zunächst schuldig geblieben zu sein. Denn Anfangs Juni schrieb Friedrich August aus Carlsbad, daß der Feldmarschall Schöning mit in die Commission treten sollte und zwar als Präsident — für den verstorbenen Pöllnitz war kurz vorher der Kanzler Otto Heinrich Freiherr von Friesen eingetreten — verlangte aber dann schleunige Begutachtung, ob und für welche Buße der Angeklagte begnadigt werden solle oder ob die Untersuchung fortzuführen sei. Nach späteren Mittheilungen hatte sich Frau von Hoym in Carlsbad an den Kurfürsten gewendet. Die Antwort gab die Commission 1. Juli. Sie lautete für Hoym nicht günstig. „Wir stellen dahin, ob nicht der Justiz rathsamer, wenn Ew. Kfrstl. Durchl. dem Processe seinen Lauf ließen und was bei solchem nach geführter Defension erkannt werden möchte, erwarteten, denn zu geschweigen, daß die Abolitionen an und für sich gar bedenklich und bei nicht geendigtem Proceß entweder dem Beschuldigten zu viel geschehen kann oder auch derselbe nicht der Gebür nach bestraft und also dem Publico nicht die gehörige Satisfaction verschafft wird, desgleich Andre, wenn sie sehen, daß man ohne Ausgang des Processes der Strafe durch Suchung einer Abolition entgehen kann, vielmehr zu verbotenen Ausübungen angefrischt als davon abgehalten werden, so hält sich Herr von Hoym immer noch für unschuldig und wird klagen, daß ihm zu viel geschehen sei, wenn er nicht durch Urtel und Recht überführt wird." Zum Schluß aber wurde in der Kürze beigefügt, daß, wenn der Kurfürst bei der voraussichtlich noch langen Dauer des Processes den alten Mann begnadigen wolle, so möge er es gegen eine anständige Summe Geldes thun.

Während dessen hatte, wie schon erwähnt, Frau von Hoym mit dem Kurfürsten in Carlsbad unterhandelt. Der vertraute Advocat des Angeklagten Dr. Meschke hatte darauf im Namen seines Vollmachtgebers durch den Lic. Rabe für die Abolition, deren Formular beigelegt war, und gegen Auslieferung aller Proceßacten dem Kurfüsten durch die Commission 300,000 Thaler geboten. Auch 6 bis Ostern 1698 zu tilgende Wechsel waren von Rabe Schöning vorgezeigt und Abschriften davon demselben eingehändigt worden. Der Kurfürst hatte in Folge des letzten Berichts der Commission vom 1. Juli aus Peterwardein 5. August die Commission angewiesen, dem Freiherrn Abolition und Befreiung für 300,000 Thlr. anzubieten, zu deren Sicherheit Hoym dem Kurfürsten sein Vermögen in Wechseln verschreiben sollte. Die Abolitionsformel müsse der Art abgefaßt sein, daß sie den Kurfürsten und die Mitglieder der Commission gegen alle weitere Ansprüche Hoyms sicher stelle.

Digitized by Google

Bis zur Entscheidung solle der Prozeß fortgehen, namentlich sollten die zuletzt in Frage gekommenen Steuerfraudationen Hoyms dem letzten Urtel gemäß sofort weiter untersucht werden.

Was die Commission von Rabe erhalten, erschien freilich sehr bedenklich. Die Wechsel waren von der Art, daß sich Hoym nach seiner Befreiung der Zahlung entziehen konnte. Auch die Abolitionsformel sprach nur von den gegen Hoym erhobenen Beschuldigungen und machte es möglich, daß er mit den Akten seine Ankläger beim Kaiser belangen könnte. Beides, Wechsel und Abolition waren voll von Advokatenkniffen zu Gunsten Hoyms. Die Untersuchungsrichter bekamen von der Commission, welche dem Kurfürsten schriftlichen Bericht abgestattet hatte, Auftrag, dem Freiherrn die kurfürstliche Proposition gegen ordentliche sichere Wechsel in gewöhnlicher Form und eine genügendere Abolitionsformel zu eröffnen. Bei der ersten Conferenz, die Hoym bis zum 3. September 1695 hinauszuschieben gewußt hatte, that er anfangs, als wenn er von der Meschkeschen Proposition gar nichts wisse, die ihm vorgezeigten Wechselcopien wollte er gar nicht ansehen. Man könnte ihn in hunderttausend Stücke zerreißen, ehe er 300,000 Thlr. zahle, in seinem Alter könne er nicht mit dem Bettelsacke laufen. Uebrigens habe er gedacht, daß, wenn er frei geworden und seine Unschuld erwiesen habe, der Kurfürst ihm die Zahlung erlassen werde. Damit verrieth er sich, daß er von dem Geschäft wohl unterrichtet war. Weiter wollte er nicht antworten und auf fortwährendes Drängen Leisters verlangte er nach einigen Stunden Ruhe eine Privatunterredung mit Leister, „er könne sich doch nicht vor den guten Leuten, Actuarien und Landschöppen, welche der Befragung beiwohnten, über die Propositien des Kurfürsten aussprechen". Als ihm diese gewährt worden war, schimpfte er auf das verfluchte Hexenhaus, welches ihn ins Unglück gebracht, weil er ihnen 40,000 Thaler zu borgen verweigert habe, — er meinte die Gräfin von Rochlitz und ihre als Zauberin angeklagte Mutter, denen er vergeblich für seine Befreiung Geld gegeben hatte — und verklagte die ihm feindlich gesinnten Commissare, besonders den verstorbenen Pölnitz, Schöning und Bose. Seine Frau habe in Carlsbad für ihn thätig sein wollen, Meschke und Rabe hätte sich hineingemengt, ihn frei zu machen. Wie er gehört, daß Rabe nichts ausgerichtet, habe er die Originalwechsel von diesem durch seine Tochter zurückverlangen und kassiren lassen. Leister stellte ihm vor, daß, da er Meschke und Rabe zur Unterhandlung bevollmächtigt, welche des Kurfürsten Anerbieten veranlaßt habe, er jetzt nicht zurücktreten könne. Hoym blieb dabei, daß er frei werden und sich vertheidigen müsse, er habe auf Erlaß der Buße gerechnet. Endlich — es war schon spät Abends — erklärte er auf Leisters Vorstellung, sich die Sache überlegen und den nächsten Tag sich vor den Untersuchungsrichtern erklären zu

Digitized by Google

wollen. Dieses Verhör aber hatte, wie mehrere, die im Laufe des Septembers folgten, kein Resultat. Hoym protestirte entschieden gegen Annahme der kurfürstlichen Proposition, wurde immer hitziger und störrischer, wies auch jede weitere Antwort auf die Fragen der auf Anweisung der Commission nach dem letzten Urtel in der Anklage wegen Steuerfraudation und Wuchers fortzusetzenden Untersuchung zurück, verlangte sofort Freiheit und schriftliche Vertheidigung, sprach von hundsföttischer Behandlung, „sie möchten machen, was sie wollten, es ginge doch höchstens ans Leben unter einem Tyrannen, die Ehre ließ er sich nicht nehmen." Alle Vorstellungen der Richter, daß er sich durch Abweisung des Antrags des Kurfürsten höchste Ungnade zuziehen würde, zumal da er mit den Wechseln den Kurfürsten habe hintergehen wollen, waren vergeblich. Als ihm der im Urtel verlangte Reinigungseid wegen der verschwundenen Rechnungen und Papiere angesonnen wurde, verlangte er Bedenkzeit, jedoch auf unbestimmte Zeit und lehnte dann jede weitere Beantwortung mit dem Verlangen schriftlicher Vertheidigung ab.

Die Untersuchungsrichter und Commissare waren nun wieder mit ihrem Latein zu Ende und verlangten guten Rath von einem 5. Leipziger Urtel. Die Schöppen wollten den Eid einstweilen dahin gestellt sein lassen, erkannten jedoch auf Fortsetzung der Untersuchung mit Bedrohung scharfer Frage. Erst gegen Ende Februar 1696 kam es wieder zu einem Verhör, gegen welches Hoym vergeblich appellirt hatte. Sein Verfahren gegen den Kurfürsten, seine Beleidigungen gegen die Commission wurden ihm mehrmals ernstlich vorgehalten. Dabei blieb es aber. Er lehnte jede weitere Auskunft ab, entschuldigte sich mit Unwohlsein, erklärte nicht weiter sprechen zu können. So war man wieder hier am Ende, schien aber von einer Entscheidung der Sache noch weit entfernt.

Und doch trat diese — es ist ungewiß durch welche Momente veranlaßt — sehr bald ein. Denn schon im März fragte der Kurfürst bei der Commission an, ob er mit den ihm von Hoym angebotenen 200,000 Thlr. für Befreiung und Abolition zufrieden sein solle. Die Commission überließ es ganz dem Kurfürsten und rieth nur zur Vorsicht, worauf derselbe 10. April 1696 die Begnadigung Hoym's und Auflösung der Commission aussprach. In den Acten findet sich das Quittungsformular für Hoym, daß er dem Kurfürsten Friedrich August für vollständige Abolition „zum Feldzug in Ungarn" 200,000 Thlr. theils baar durch den Hofjuden Lehmann, theils mit seinen ihm abgetretenen Activschulden gezahlt habe. Ebenso findet sich dabei ein Revers Hoyms vom 10. April, worin er auf jeden Einspruch und jede Rache an den Mitgliedern der Commission verzichtet. Die Untersuchungsacten wollte der Kurfürst von Hoym versiegeln und im Archiv reponiren lassen. So war denn der Kurfürst für die Unterschleife des gewis-

Digitized by Google

fenlosen Beamten gewiß genügend entschädigt. Aber alle andern Ansprüche waren verfallen und die unglücklichen Unterthanen Hoyms in der Herrschaft Droysig der Rache und weiteren Ausbeutung von Seiten des Erb- und Gerichtsherrn preisgegeben.

Schon 1696 ist Herr von Hoym wieder als Kammerpräsident in voller Thätigkeit. Ja als der zum König von Polen erwählte Kurfürst den Grafen Anton Egon von Fürstenberg zum Statthalter in Sachsen gemacht hatte, wurde Hoym an die Spitze der mit unbeschränkter Vollmacht und ohne Zugeständniß irgend einer Appellation an den Landesherrn und die obersten Gerichtshöfe über alle Landesbehörden gesetzten Revisionscommission gesetzt, welche die ganze Verwaltung controliren und vor Allem für den König Gelder flüssig machen sollte. Der Freiherr stand wieder in höchster Gunst und erhielt zu seiner Sicherstellung mehrmals Decrete gegen etwaige Ansprüche und Angriffe seiner Gegner. Im Februar 1696 war er in Warschau beim König und verschaffte sich durch seinen alten Freund Büchling, der jetzt als Geh. Rath dem König am nächsten stand, die Zusicherung bei häufigen Collisionen der Thätigkeit, welche seine zwei Aemter in Anspruch nahmen, nur für das verantwortlich zu sein, was er als Kammerpräsident oder als Vorsitzender des Revisionsraths unterzeichnet hatte, und zugleich das Versprechen, bei etwaigen Ansprüchen vor jeder außerordentlichen Jurisdiction sicher zu sein. Die Revisionscommission war im Lande sehr verhaßt und konnte auch vor dem Andrängen der Stände und Städte und vor den vielen eingelaufenen Beschwerden nicht bestehen: sie mußte 1701 aufgelöst werden. Hoym zog sich wohl deshalb schon im April 1699 zurück. Er erhielt in der Revisionscommission auf sein Bitten Urlaub auf unbestimmte Zeit und als Kammerpräsident auf ein halbes Jahr zu seiner Erholung und im Januar 1700 auf seinen Wunsch die völlige Entlassung aus dem königlichen Dienste mit Versicherung der königlichen Gnade und Zufriedenheit wegen seiner dem Großvater, Vater und Bruder geleisteten treuen Dienste mit Zusicherung aller seiner Bezüge und der Bedingung, als Geheimer Rath dem König noch ferner nützlich zu sein. Noch 1702 verheirathete er sich zum vierten Male mit einer verwittweten Bünau und starb 80 Jahre alt 1711.

K. G. Helbig.

Das Aktienwesen und -unwesen.

Auch nach der großen Rede Lasker's vom 4. April d. J. wird man noch auf Aktienwesen und -unwesen zurückkommen dürfen, zumal sich inzwischen hier und da wieder Stimmen haben vernehmen lassen, aus denen

Digitized by Google

man schließen möchte, daß der mächtige moralische Eindruck jener Rede nicht überall dauerhaft gewesen ist. Auch muß Schreiber dieser Zeilen, der vor wie nach dem bedenklichen Gesetze vom 11. Juni 1870 mannichfache Gelegenheit gehabt, die wirthschaftlichen und sittlichen Schattenseiten des Aktienwesens zu beobachten, von vornherein erklären, daß ihm principiell der Lasker'sche Angriff noch keineswegs genug gethan. Lasker hält die vollständige Freiheit des Aktienwesens nicht für zuträglich, „weil die Aktie mit so vielen öffentlichen Privilegien ausgestattet sei, die nicht zuließen, ihr volle Freiheit zu geben". Aber warum, fragen wir, denn bloß nicht „volle Freiheit", warum sollen wir überhaupt Privilegien, wie man sie einst mit soviel Schweiß und Blut den bevorzugten Klassen entrungen, nunmehr auf eine andere Minorität der Bevölkerung übertragen? Und wie dann diesen Privilegien gegenüber das Aktiengesetz von 1870 als ein „Fortschritt in der wirthschaftlichen Freiheit" gerühmt werden kann, ist uns unbegreiflich; hat es doch nichts weiter gethan, als die früher mittels des Concessionswesens auf einen sehr engen Kreis beschränkten Privilegien nunmehr mittels sogenannter Normativbedingungen einem größeren Kreise von Bevorzugten zugänglich zu machen. Privilegien aber wirken für ein Volk im Ganzen betrachtet bekanntlich nur desto schädlicher, je weiter der Kreis der Privilegirten ausgedehnt wird. Es würde übrigens wenig fruchten, auf diese verderbliche Ausdehnung nur mit dem leisen Rückschlag einer verhältnißmäßigen Wiedereinschränkung zu antworten, vielmehr ist das einzig Vernünftige sich dahin auszusprechen, daß wirthschaftliche Privilegien, die als solche erkannt worden, sobald wie möglich überhaupt zu beseitigen sind.

Wir begegnen uns in den dargelegten Anschauungen zu unserer Freude fast völlig mit dem Commissionsbericht, welcher der Handels- und Gewerbekammer zu Chemnitz am 10. Mai d. J. auf ihre das Aktienwesen betreffenden Fragen erstattet worden. Der Bericht, der u. a. in Hirth's Annalen 1873 S. 606—15 zu lesen ist, läuft auf eine schonungslose Verdammung des ganzen Systems der Aktiengesellschaften hinaus; denn wenn darin schließlich die Forderung gestellt wird: „Aufhebung von Art. 173 bis 249 des deutschen Handelsgesetzbuches und des Bundesgesetzes vom 11. Juni 1870, die Commanditgesellschaften auf Aktien und die Aktiengesellschaften betreffend, dafür Unterstellung der Aktiengesellschaften unter das deutsche Genossenschaftsrecht" — so ist, soweit wir zu urtheilen vermögen, diese letztere Unterstellung völlig gleichbedeutend mit Beseitigung des Aktiensystems überhaupt, insofern dadurch aus jeder Aktiengesellschaft einfach eine „Genossenschaft" werden würde. So sehr wir indeß mit diesem Ergebnisse des gedachten Berichts sowie mit der geschäftskundigen Motivirung desselben übereinstimmen, möchten wir doch abgesehen von einzelnen Lücken namentlich die min-

Digitized by Google

der erschöpfende principielle Einleitung noch in manchen Stücken durch die folgenden Bemerkungen ergänzen.

Das System der Aktiengesellschaft ist wesentlich aufgebaut auf der Basis einer in der „Generalversammlung" angeblich stattfindenden Betheiligung der Aktionäre an der Geschäftsführung. Allein die gesammte, nun fast 200jährige Erfahrung hat bewiesen, daß die Generalversammlung in dieser Hinsicht lediglich eine formelle Komödie ist, daß durch sie die Interessen der Theilhaber insgesammt weder bisher jemals wahrgenommen und vertreten worden sind, noch auch in Zukunft Rücksicht und Durchführung werden finden können, so lange die Aktie ein beliebig verkäufliches Papier ist; und gerade diese beliebige Uebertragbarkeit der Aktie macht ihr Wesen aus, bildet das Hauptkriterium der Aktiengesellschaft. Die Natur der Aktie verlangt, daß jedermann, keineswegs bloß ein speziell Sachverständiger des betreffenden Geschäfts die Aktie kaufen könne, daß der Besitzer an einem beliebigen, vielleicht entlegenen Orte wohnen dürfe, vielleicht ein anderes eigenes Geschäft betreibt, das ihn ganz in Anspruch nimmt; die Natur der Aktie verlangt nicht minder, daß an Stelle dieses beliebigen Besitzers in jedem Moment ein anderer ebenso beliebiger treten könne. Schon hiernach erscheint es unbegreiflich, wenn das Gesetz den Aktionär als aktiven Mitleiter des Geschäftes qualificirt. Es muß vielmehr danach der Aktionär im Durchschnitt ein Mann sein, der von dem Geschäfte, bei welchem er durch die Aktie betheiligt erscheint, nicht mehr versteht, als jeder erste Beste von jedem Geschäft. Statt Mitleiter des Geschäftes zu sein, ist er im Grunde nur Gläubiger desselben unter der Bedingung, als Verzinsung seines Darlehens einen aliquoten Theil des Geschäftsreinertrages, auf dessen Höhe er in Wirklichkeit keinen Einfluß ausübt, also einen Unternehmergewinn zu empfangen, ohne irgendwie wirlich Unternehmer zu sein. Die Verzinsung der Aktie, Dividende genannt, ist daher für den gewöhnlichen Aktionär immer nur gleich dem Risiko eines Hasardspiels, während dem gegenüber der Aktionär in bevorzugter Stellung in der Gesellschaft eine gesetzlich eingerichtete Maschine zur Ausbeutung des großen Publikums besitzt. Interessant tritt der eben erwähnte Gegensatz besonders da hervor, wo, wie bei den deutschen Eisenbahn-Aktiengesellschaften, die eine Hälfte der Gläubiger aus Inhabern von Schuldscheinen (Obligationen) mit festem Zins besteht, während die andere Hälfte, die gewöhnlichen Aktionäre, jenen variablen Zins bezieht, welchen man als Dividende bezeichnet. Es ist bekannt, daß die große Mehrzahl dieser Aktionäre an den Generalversammlungen gar nicht Theil nimmt, ja nicht Theil nehmen kann, da sie ihres kleinen Aktienbesitzes halber die erforderliche Reise zur Versammlung nur mit Schaden unternehmen könnte. Aber geläng' es selbst, die sämmtlichen Aktionäre herbeizuschaffen, so würde

Digitized by Google

dann das Plenum einer so vollzähligen Versammlung doch den Dingen, um die es sich dabei handelt, womöglich noch unkundiger und rathloser gegenüberstehen, als die jetzigen, meist künstlich arrangirten Majoritäten, die regelmäßig im Sinne der Direktionsvorschläge stimmen. Ist es nun nach alledem nicht entschieden als bedenkliche Fiktion zu bezeichnen, wenn das Gesetz den Aktionär als Mitgeschäftsleiter hinstellt, der in der Generalversammlung eine verantwortliche Thätigkeit üben soll, und wenn diese Generalversammlung zur berufenen Stelle für die Vertretung von „Rechten und Pflichten" der Gesammtheit der Aktionäre erhoben wird?

Beruht aber die breite Basis des Aktiensystemes auf einer unheilvollen Fiktion, so ist nicht zu verwundern, wenn auch das ganze auf dieser Basis errichtete Gebäude lediglich aus Fiktionen zusammengesetzt ist. So ist der „Aufsichtsrath", statt ein controlirender Vertrauensausschuß der Aktionäre zu sein, durchschnittlich weiter nichts, als eine Sinekure für das Gründungsconsortium; und die Direktion, welche meist aus den Haupt-Gründern oder Haupt-Aktionären einerseits und aus bezahlten Direktionsbeamten andererseits besteht, ist in der Regel nicht die mit der Geschäftsführung beauftragte abhängige Instanz, sondern fast stets die mit diktatorischer Gewalt herrschende und leitende Macht des Unternehmens. Daß der sogenannte Aufsichts- oder Verwaltungsrath an keiner Stelle wirklich und wirksam diejenigen Funktionen übt, welche das Gesetz ihm zuweist, daß die „Controle", welche er üben soll, ausnahmslos eine formelle Scheinthätigkeit ist, auch nichts anderes sein kann, darüber besteht unter allen praktischen Kennern des Aktienwesens überhaupt kein Zweifel. Beiläufig kosten die verwaltungsräthlichen Sinekuren der Welt sehr viel Geld: ich taxire ihre Tantième ꝛc. in Deutschland allein auf jährlich p. p. 5 Millionen Thaler, abgesehen von dem, was in solch bevorzugter Stellung noch nebenbei „verdient" wird, und sich weit höher, als diese Summe belaufen mag. Eigenthümlich ist es, wie oft man die Beträge dieser Tantième in den „Rechenschaftsberichten" künstlich zu verstecken sucht. Jedes Jahr erscheinen dicke mit allen möglichen Ziffern angefüllte Rechenschaftsberichte der Eisenbahn-Aktien-Gesellschaften und Eisenbahnstatistiken der Ministerien, aber man würde sich vergebens bemühen, die Beträge der jährlichen Tantième aus denselben herauszurechnen. Schämt oder fürchtet man sich, diese Beträge bekannt werden zu lassen? — Die Direktionen unterstellt das Gesetz einfach als beauftragte Beamte, welche nur innerhalb bestimmt gezogener Grenzen das ausführen, was ihnen das Plenum der Aktionäre durch die Generalversammlung vorschreibt, und welche in Folge dessen (D. H. G. B. Art. 241) dritten gegenüber gar nicht, und der Gesellschaft gegenüber nur in so weit haftbar sind, als sie etwa außerhalb ihres Auftrages handeln. Thatsächlich aber gestaltet sich dies Verhältniß folgerichtig umgekehrt. Die

d by Google

Geschäftsführung der Direktionen ist effektiv ohne jede ernstliche Controle. Selbst die mehrfach versuchten Staatscontrolen haben sich auf die Dauer als völlig unwirksam erwiesen. Eine wirkliche Schranke für das Gebahren der Direktionen liegt bis jetzt nur in dem relativen Stande der öffentlichen Moralität und der entsprechenden Handhabung der Strafgesetze. Wo auch die letzteren Elemente, wie z. B. in Belgien und den Vereinigten Staaten, bereits unter ein gewisses Niveau herabgesunken sind, ist die Willkür der Direktionen nahezu schrankenlos. Vielmehr führen solche Direktionen, die ohne jede wirkliche Controle an der Spitze ungeheurer Unternehmungen stehen, über ungemessene Mittel disponiren und gradezu gesetzlich darauf angewiesen sind, alljährlich Generalversammlungen und Verwaltungsrathssitzungen zu arrangiren, welche dem Anscheine nach beschließen und controliren, welche aber thatsächlich jeder Initiative entbehren und keinerlei Controle üben können: — solche Direktionen führen in der That ein nahezu absolutes Regiment, in ihren Händen liegt die ganze Geschäftsleitung, jede Initiative und jede Entscheidung, so daß sie in Wahrheit den Kopf, und die Generalversammlung nebst Verwaltungsrath und der ganzen Verwaltungsmaschinerie nur den Körper bilden, welcher dem Kopfe willenlos folgen muß. Wenn also die Aktiengesellschaftsgesetze den Schwerpunkt der Aktien-Unternehmungen in die Generalversammlungen legen, so befindet sich dieser Schwerpunkt dort höchstens in dem Sinne, wie die Natur z. B. beim Menschen den materiellen Schwerpunkt allerdings auch nicht in den Kopf, sondern anderswohin verlegt hat.

Was die wirthschaftlichen Wirkungen und Consequenzen des Aktien-Systemes betrifft, so hat der erwähnte Bericht der Chemnitzer Handels- und Gewerbe-Kammer sie großentheils kurz und treffend dargelegt. Er entwickelt in der Einleitung, wie das Aktienrecht eigentlich eine Abweichung vom gemeinen Handelsrecht, ein Sonderrecht, und zwar ein mit Vorrechten ausgestattetes Sonderrecht darstellt, welches unter Befreiung von der persönlichen Haftpflicht die größtmögliche Leichtigkeit der Eigenthumsübertragung gewährt. Der Bericht hätte hinzufügen können, daß der Zustand, wie er früher in England bestand und zum großen Theil dort noch heute besteht, nämlich volle Haftbarkeit der Aktionäre bei beliebiger Verkäuflichkeit und Uebertragbarkeit der Aktien eigentlich ein Widersinn an und für sich genannt werden muß, wie denn auch die bezüglichen schlimmen Erfahrungen in England beweisen. Der Bericht hätte ferner noch darauf hinweisen können, daß zu dem mit Vorrechten ausgestatteten Sonderrecht allenthalben noch das thatsächliche Monopol hinzukommt. Eine Aktien-Eisenbahn ist unter allen Umständen ein Monopol, ein Canal, ein Hafen, eine Straße, welche auf Aktien gebaut sind, gewähren der Aktien-Gesellschaft ein Monopol, städtische Pferde-

Digitized by Google

bahnen, Gas- und Wasserwerke sind unbedingte Monopole der Aktien-Gesellschaften, welche sie betreiben. Bei den übrigen Arten von Aktiengesellschaften, nämlich den Versicherungs-, Bank-, Bergwerks- und sonstigen industriellen Gesellschaften, beruht das Monopol hauptsächlich in der in unnatürlichen Proportionen überwiegenden Kapitalmacht, mit welcher diese Gesellschaften arbeiten, und in der Leichtigkeit, mit welcher sie Anleihen aufnehmen können. Dazu kommt ferner die sehr bedenkliche Perspektive, welche in der nunmehr allenthalben mit Macht einsetzenden Coalition dieser Aktiengesellschaften heraufdroht. Es hat diese Seite der Frage bereits in dem berühmt gewordenen Aufsatze „On industrial monopolies" in der Quarterly Review vom Okt. 1871 eine beachtenswerthe Ausführung gefunden.

Uebrigens entwickelt die Chemnitzer Commission vortrefflich, daß die Aktiengesellschaftsform nur Privilegien schafft. „Es zeigen sich aber auch" — sagt der Bericht — „bereits alle Mißstände, welche das Privilegienwesen zu allen Zeiten in seinem Gefolge gehabt hat und welche in jedem Lehrbuch der Volkswirthschaft nachgelesen werden können. In erster Reihe fühlen die Privatunternehmer, bewußt oder instinktiv, die drohende Gefahr: im verstärkten Maße diejenigen, welche mit fremdem Capital ihr Geschäft betreiben. Die letztern beobachten mit Sorgen, wie ein Handdarlehen, eine Hypothek nach der andern ihnen gekündigt wird und nach dem Aktienmarkt wandert, ohne Hoffnung auf Ersatz, denn auf dem Capitalmarkt ist ihre Conkurrenzfähigkeit durch die Aktien untergraben. Mit andern Worten: das erste Postulat einer aufgeklärten Staatsraison, die Gerechtigkeit ist verletzt" ..... „Zwar ist gewiß, daß der Großbetrieb mit seiner massenhaften und billigen Produktion das allgemeine Wohlbefinden wesentlich erhöht, der Cultur den größten Vorschub leistet, allein eben so sicher ist, daß die Aktiengesellschaften dem Großbetrieb zur höchsten Blüthe weder verholfen haben, noch verhelfen können und werden". Der Bericht entwickelt dann weiter, wie das Aktienwesen an die Stelle der natürlichen Entwickelung der Produktion eine künstliche und ungesunde Entwickelung setzt, wie Agiotage, Börsenunwesen und Gründungsschwindel den Zinsfuß steigern, die Capitalien mißleiten, die Preise aller Bedürfnisse erhöhen, die Einkommen-Verhältnisse unnatürlich verschieben und den Ertrag redlicher Arbeit unverhältnißmäßig drücken: „In privatwirthschaftlicher Hinsicht sind die Aktiengesellschaften mehr oder minder eine Gefährdung für concurrirende Privatunternehmungen .... Auch in sittlicher Beziehung erheben sich ernste Bedenken, denn die Hinleitung und Erziehung einflußreicher Klassen der Bevölkerung zur Agiotage und zum Börsenspiel, zum Erwerben ohne angestrengte Arbeit, kann den Volkscharakter und die Volkstüchtigkeit nicht heben, sondern nur verschlechtern."

Dieser letztere Punkt, die sittliche Seite der Frage deutet der Bericht

Digitized by Google

nur mit den eben citirten Worten leise an. Ich glaube jedoch, daß die nach dieser Seite aus dem Aktienwesen sich entwickelnden Gefahren die allerernstlichste Erwägung erfordern. Das Aktienwesen ist das Hauptelement der Agiotage und des modernen Börsenspieles. Die aus der Agiotage und dem gesetzlich organisirten Börsenbetruge fließende plötzliche und maßlose Bereicherung Einzelner auf Kosten Aller ist aber ein sittenverderbliches Beispiel der schlimmsten Art; sie setzt sich mit allem ehrlichen Erwerbe und den Gehalten, selbst der höchsten Staatsbeamten, in einen gefährlichen Contrast, vermindert den Mittelstand und erzeugt ungesunden, maßlosen Luxus. Sie verbreitet in immer größeren Kreisen der Bevölkerung völlig unsittliche Begriffe über Recht und Unrecht, Mein und Dein, entwöhnt mehr und mehr unser Bürgerthum von dem Geiste eigener Initiative und eigener Verantwortlichkeit, macht die Redlichkeit zu einer lächerlichen Thorheit, ehrliche Arbeit zur Sklaverei und — „den Müßiggang zur anerkannten Quelle des Erwerbes." Ganz besonders ins Auge zu fassen ist dabei die Gefahr einer progressiven Beeinflussung der Presse durch die immer ungeheurer anschwellenden Mittel der Aktienunternehmungen. Es ist nachweisbare Thatsache, daß die Tagespresse mehr und mehr von den Aktien-Gesellschaften angekauft wird, um dieselbe lediglich Gründungs-, Agiotage- und Börsenzwecken dienstbar zu machen. Die „liberale" Politik, welche in diesen Blättern fast ausnahmslos getrieben wird, ist dabei eigentlich nur noch Vorwand. Selbst der größte Theil der noch nicht direkt abhängigen Blätter ist durch eine Menge von Interessenverknüpfungen bereits so sehr in Abhängigkeit von dem Aktienwesen gerathen, daß sich bezüglich der hier einschlagenden Fragen der gefährlichste Jesuitismus, in Form der Manchester-Doktrin, in der Tagespresse eingebürgert hat, welcher nur noch, womöglich, überboten wird durch die Naivetät, mit der uneingeweihte, nichtinteressirte Politiker, Publicisten und Mitglieder von Repräsentativkörperschaften diesen Fragen gegenüberstehen. Und zuletzt können doch auch Volksvertretungen erfahrungsmäßig auf die Dauer der Beeinflussung durch die Aktiengesellschaften sich nicht entziehen. Deutschland hat diesen Einflüssen bisher am meisten Widerstand entgegen gesetzt. Mit dem „zweifelsohne" votirten Gesetze vom 11. Juni 1870 sind jedoch die bis dahin noch schützenden Dämme plötzlich beseitigt worden; wehe uns, wenn der Strom der Verderbniß nun auch über uns Widerstandslose hereinbrechen sollte!

Es ist in der Natur der Aktiengesellschaften selbst begründet, wenn alle Mittel der Gesetzgebung und Verwaltung, welche man bis dahin angewandt hat, um die aus dieser Form der Association beständig herfließenden Uebelstände einzudämmen, sich überall als auf die Dauer völlig unwirksam herausgestellt haben. Es handelt sich also auch nicht um die Beseitigung etwa

Digitized by Google

mißbräuchlicher Anwendungen einer an sich richtigen Associationsform, sondern den nothwendigen und unabwendbaren Consequenzen einer in allen ihren wesentlichen Theilen falschen und unlogischen, und in Folge dessen unsittlichen Institution gegenüber giebt es kein Hülfsmittel als die radikale Abschaffung der Institution selbst. Auf die erste nothwendige Maßregel, den Erlaß eines Gesetzes, welches die Bildung jeder fernern Aktiengesellschaft überhaupt untersagt, hätte deshalb alsbald die zweite zu folgen: die Beschaffung eines Finanzministers, welcher im Stande wäre unentwegt mit fester Hand und sicherem Blick den allmählichen Uebergang aus dem gegenwärtigen gefährlichen und trostlosen Zustande bis zur schließlichen Ueberführung aller bestehenden Aktien-Gesellschaften in andere Unternehmungsformen zu leiten. Den Anfang hierbei hätte die Ueberführung aller Aktien-Eisenbahnen in das Eigenthum und die Verwaltung des Staats zu machen. Daß man sich zur Ergreifung solcher Maßregeln nicht leicht entschließen wird, versteht sich von selbst. Der nächste Einwand, den man erheben wird, ist zuverlässig die bei jedem Angriff auf das Aktienwesen auftauchende Behauptung, daß wir die Aktiengesellschaften „nicht entbehren können", und daß wir ihnen doch „außerordentlich viel verdanken." Allein es giebt keinen Zweig öffentlicher oder privater Thätigkeit, welcher ohne Aktiengesellschaften sich nicht ungleich besser und gesunder entwickelt hätte. Bezüglich der Eisenbahnen, dem großen Paradepferde der Aktienfreunde, dringt endlich die Ueberzeugung durch, daß die Anwendung des Aktienwesens auf diesen Zweig öffentlicher Thätigkeit ein großer und folgenschwerer Mißgriff gewesen ist, und daß der Staat resp. die Provinzen und Communen, nicht aber Aktiengesellschaften, die Eisenbahnen zu bauen haben. Was die Versicherungsgesellschaften betrifft, so ist es den Unbefangenen keine Frage, daß dem System der Gegenseitigkeit die Zukunft gehört, und die Wissenden sehen in der Anwendung des Aktiensystems auf diese Branche nur eine kolossale Ausbeutung des Publikums. In Bezug auf Kanäle und Landstraßen ferner gilt völlig dasselbe, wie von den Eisenbahnen. Die städtischen Gas- und Wasserwerke, sowie die Pferdeeisenbahnen bilden in den Händen von Aktiengesellschaften lediglich ein Monopol zu Ungunsten des Publikums. Bankgeschäfte auf Aktien sind gradezu eine öffentliche Gefahr. In keinem Geschäfte ist die Verbindung der persönlichen Verantwortung mit dem vollen persönlichen Risiko unentbehrlicher, wie im Bankgeschäfte. Daß das Aktienwesen im Bergbau am besten keine Anwendung zu finden habe, hat seiner Zeit sogar die „Ostsee-Zeitung" bewiesen, was gewiß viel sagen will. Und was den gewöhnlichen industriellen Betrieb angeht, so haben selbst die extremsten Parteigänger der Manchesterschule, z. B. die Herren Dr. Alexander Meyer und Dr. H. B. Oppenheim ausgeführt, daß hierfür das Aktiensystem nicht passe. Wo, in

aller Welt, bleibt also die Nothwendigkeit und Heilsamkeit des Aktiensystems?

Auch darüber möge man sich keiner Täuschung hingeben, daß eine momentane Eindämmung des Schwindelstromes durch Maßregeln, wie sie Lasker in seiner Rede vom 4. April vorschlug, die eigenthümlichen und gefährlichen Einwirkungen der bereits bestehenden Aktiengesellschaften auf unsere Entwickelung ja ganz und gar nicht beseitigt. Man erinnere sich, daß wir bereits mehrere Milliarden unseres Nationalvermögens in Aktienunternehmen angelegt haben. Dadurch ist freilich fast der ganze leitende Theil der Nation mit dieser Institution solidarisch geworden und die Aussichten, auf dem Wege gesunder, aus eigener Initiative entsprossener Reform von dem gefährlichen Treiben wieder loszukommen, vermindern sich in demselben Maße. Desto energischer muß dann die von Privatinteressen unabhängige Presse wieder und wieder auf die Nothwendigkeit radikaler Umwandlung unseres wirthschaftlichen Lebens dringen*). F. Perrot.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die deutsche Schule im Reichslande. — „Wir wollen Elsässer sein, nicht Deutsche, nicht Franzosen" das ist das Schlagwort der „deutschen" Partei im Elsaß und nicht etwa blos eine Phrase, die Sympathien werben und Vorwürfen begegnen soll, sondern der treffende Ausdruck für ihre unklare Stellung. Wagen doch die Elsässer Studenten in Straßburg vielfach nicht bei dem Professor gesellschaftlich zu verkehren, dessen Colleg sie besuchen! Was folgt daraus? Erst die kommende Generation wird uns ganz gehören, aber sie wird es auch nur dann, wenn die deutsche Schule im Elsaß ihre Aufgabe erfüllt. Und zwar haben dabei die Mädchenschulen und für das andere Geschlecht die höheren Schulen eine besondere Wichtigkeit, denn die höheren Classen und in ihnen vor allem die Frauen sind am meisten verwälscht. Die Mädchenschulen sind leider noch ganz oder fast ganz der Privatspeculation überlassen, das höhere Schulwesen ist von dem Regierungs- und Schulrath Baumeister eingerichtet und geleitet. Baumeister war früher in Dresden und Lübeck als Lehrer, in Gera und Halberstadt als Director

---

*) Verfasser dieser Zeilen bereitet die Ausgabe einer umfassenden Arbeit über das Thema vor, unter dem Titel: „Der Bank-, Börsen- und Aktienschwindel; eine Hauptursache der drohenden socialen Gefahr. Beiträge zur Kritik der politischen Oekonomie". Die erste Abtheilung: „Der Eisenbahn-Aktienschwindel" ist soeben erschienen.

Digitized by Google

thätig. Er ist ein Mann von vielseitiger Bildung, namentlich ein tüchtiger Grieche, hat die classischen Gegenden auch selbst bereist und seine Beobachtungen sowohl in wissenschaftlicher Untersuchung als in populären Vorträgen (Culturbilder aus Griechenlands Religion und Kunst) niedergelegt. Er hat daneben Interesse für die neueren Bestrebungen auf dem Gebiet der Grammatik (Curtius, Müller-Lattmann ꝛc.), für die Hebung des griechischen Unterrichts und für eine lebendigere Einführung in die Geschichte. In religiöser Beziehung ist er zurückhaltend und auch wohl freisinniger als sonst der Kreis von Schulräthen und Directoren, der sich an Wiese anschließt. Baumeister vereinigt demnach manche Eigenschaften, die eine erfolgreiche Wirkung versprechen ließen; um so mehr muß die Kritik laut werden, wenn sich trotzdem bedenkliche Richtungen in seiner Verwaltung geltend machen. Diese Bedenken betreffen einmal seine Einrichtungen und dann die Stellung, die er zu den Lehrern einnimmt. Ueber die Einrichtungen kann hier nicht eingehend verhandelt werden, nur einige Hauptpunkte sind hervorzuheben.

Um die Sympathieen der Elsässer zu gewinnen ließ Baumeister auch an Schulen, deren Zöglinge sämmtlich Deutsch verstanden, von denen aber weitaus die meisten das Französische nicht verstanden, die Mathematik in französischer Sprache geben, anderes z. B. Latein so, daß die Regel erst deutsch erklärt wurde, dann französisch. Jene Stunden waren ganz verloren, in diesen die Hälfte der Zeit und Kraft. Dieser „internationale Unterricht“ mußte denn auch bald fallen gelassen werden, aber die Schule hat noch an mancher bösen Nachwirkung dieses Fehlgriffs zu leiden. Nicht bloß, daß die Classen, die französisch unterrichtet waren, zurückblieben, schlimmer ist die Unruhe, in welche die Schulen durch dies Einrichten und Abstellen versetzt sind, und der Umstand, daß mehrfach sehr ungeeignete Persönlichkeiten berufen sind, die sich nur dadurch empfahlen, daß sie in französischer Sprache unterrichten konnten. Während Baumeister hier das deutsche Schulwesen in sehr radicaler Weise modificirte, scheut er sich vor Aenderungen des Lehrplans, die durch die Verhältnisse des Reichslands dringend gefordert werden.

Die Sprache der gebildeten Gesellschaft ist im Elsaß französisch, die Kinder hören also zu Hause ihren Dialect oder das Französische, sie werden auch weniger auf die deutsche Litteratur hingewiesen, deshalb muß in der Schule viel mehr von unserer classischen Litteratur gelesen werden als im alten Lande. Auch im Französischen ist mehr zu leisten und wenigstens dringend zu wünschen, daß auf die im Normalplan so stiefmütterlich behandelte Geschichte und Geographie mehr Zeit und Kraft verwendet werde, denn tüchtige geschichtliche Kenntniß ist das beste Mittel, diejenigen unter den Elsässern, welche sich Deutschland zuwenden wollen, zu waffnen gegen die Anklagen und Angriffe der französisch gesinnten Partei. Aber der preußische

Normalplan fordert schon so viel, daß auf Philologenversammlungen und im Privatgespräche laute Klage geführt wird über Ueberbürdung der Schüler. Es ist eine Unmöglichkeit, den preußischen Normalplan einzuführen und außerdem noch ein Plus zu fordern in Deutsch, Französisch und gar noch in Geschichte. Baumeister hat nun, nach einigen Uebergangsbestimmungen in den beiden ersten Jahren, im Wesentlichen den preußischen Normalplan eingeführt. Bei den Gymnasien läßt sich das noch erklären, eine Rücksicht auf die oben angedeuteten besonderen Verhältnisse forderte die Lösung von allerlei Streitfragen über den Lehrplan des Gymnasiums, vor der man schon zurückscheuen kann. Anders war es bei der Realschule. Im alten Lande mag man streiten, ob das Latein in den Lehrplan der Realschule gehört oder nicht, im Elsaß ist die Frage entschieden. Man hat keine Zeit, für einen Unterrichtszweig, der mit den kümmerlichen 3 Stunden in Prima doch nur auf den Altentheil gesetzt ist.

Ein anderer Fehlgriff besteht darin, daß im Reichsland zu viel gelehrte Schulen — Gymnasien, Realschulen, Progymnasien (Collegien) — errichtet sind und zu wenig Mittelschulen. Es ist damit ein Hauptmangel des deutschen Schulwesens in das Reichsland verpflanzt worden. Alle die Kinder, welche über die Volksschule hinaus, aber mit 15 Jahren abgehen wollen, drängen sich in die unteren Classen der gelehrten Schulen, die ihnen nicht das bieten, was sie brauchen und in denen sie eine Last für den Lehrer bilden. Solche Mittelschulen sind auch mit geringerem Aufwand herzustellen, und man würde so zugleich die Mittel gefunden haben, die geringere Zahl gelehrter Schulen reichlicher auszustatten, während jetzt oft bei den Bibliotheken, Turnanstalten, Schulbänken, Aborten u. s. w. geknausert wird. Die Realschule ohne Latein, welche in dem kürzlich erlassenen Regulativ dem Realgymnasium, d. i. der Realschule mit Latein, wie sie jetzt im Elsaß die Regel bildet, entgegengesetzt ist, scheint bestimmt zu sein, diese Lücke auszufüllen. Hoffen wir, daß die Realclassen der Progymnasien durch solche Anstalten verdrängt, und daß auch neben den Gymnasien und den mit einer Prima schließenden Realschulen solche Schulen errichtet werden. Ob der Lehrplan dieser Realschule ohne Latein geeignet ist, diesem Zweck zu entsprechen, kann hier nicht untersucht werden.

Weit verhängnißvoller als diese und andere Fehlgriffe in den Einrichtungen ist jedoch die Stellung, die Baumeister zu den Lehrern und Directoren einnimmt. Als der Director in B. im Einverständniß mit dem Schulvorstand die Schule, zu deren Organisation er berufen war, ohne Latein einrichtete, ließ es Baumeister geschehen. Ebenso hat er das Collegium einer anderen Anstalt — allerdings nur gelegentlich — aufgefordert, nicht jede Aenderung von Oben zu erwarten. Leider tragen aber die meisten Maß-

Digitized by Google

regeln einen ganz entgegengesetzten Character und drohen den Lehrer herabzudrücken zu einem Werkzeug des Schulraths. So hat er eine Verfügung erlassen, daß die schriftlichen Arbeiten mit Nummern versehen werden sollen, die nicht durch das Vierteljahr, sondern durch das ganze Schuljahr hindurch laufen. Gewiß muß jede Arbeit mit Datum und Nummer versehen sein, das gehört zur Ordnung, wenn aber der Schulrath eigens ein System der Nummerirung ausfinnt, das ihm die Möglichkeit gewähren möchte, jeder Zeit zu sehen, ob der Lehrer in dem gesammten verflossenen Schuljahr eine Arbeit hat ausfallen lassen: so ist das kleinlich und verräth Mißtrauen, das verletzen muß. Gaben etwa besondere Uebelstände an einer Anstalt Veranlassung dazu, so sollte nicht der ganze Stand darunter leiden. Auch muß dadurch die Vorstellung erweckt werden: das Erste und Letzte sind gute Hefte, die richtige Zahl der Arbeiten, jede mit richtiger Nummer. Es verführt dazu, weniger zu lehren als zu drillen.

Noch bedenklicher sind die Verordnungen über die Lehrbücher und den Geschichtsunterricht. Im alten Lande schlägt das Lehrercollegium die Bücher vor, welche in der Anstalt gebraucht werden sollen, und dann genehmigt oder verwirft sie der Schulrath. Baumeister hat eine Directorenversammlung berufen und auf Grund der daselbst gepflogenen Verhandlungen verfügt: die und die Grammatiken und Lehrbücher sollen gebraucht werden, andere nicht; nur bei einigen ist eine gewisse Freiheit gelassen. Und dies geschah nicht etwa im Drange der ersten Einrichtung, sondern in dem eben ablaufenden Schuljahr. Die altpreußische Weise bietet doch ebenso große Sicherheit, daß nicht unbrauchbare Bücher eingeführt werden und hat den Vorzug, in den einzelnen Schulen das Gefühl zu wecken, daß sie etwas für sich sein, selbständiges Leben pflegen müssen.

Für den Geschichtsunterricht forderte Baumeister, daß eine Tabelle der Weltgeschichte, die zu dem Zwecke von ihm herausgegeben wurde, durch alle Classen hindurch gelernt werden solle. Da lernten nun die Jungen in Quinta und Quarta Namen und Zahlen ohne sich etwas dabei zu denken. Mochten die Lehrer immerhin Erklärungen dazu geben, Verständniß konnten sie so gelegentlich doch nicht herbeiführen. Die Klagen und Entgegnungen der Lehrer führten anfangs zu nichts, erst gegen Ostern dieses Jahres kam eine Verfügung, daß in Quinta die Tabelle nicht zu lernen sei, in Quarta, wo der Geschichtsunterricht beginnt, die Tabelle der alten Geschichte, in Tertia der Rest, in Secunda und Prima stete Repetition. So ist der Hauptübelstand beseitigt, es bleibt nur die geringere Klage, daß die Tabelle nicht recht passend ist. Es fehlen z. B. die Zahlen der wichtigsten Epochen der preußischen Geschichte wie 1319, 1466, 1618, 1660 — aber die messenischen Kriege werden gelernt, aus den Sammiterkriegen 8, aus dem Kriege gegen

Digitized by Google

Pyrrhus 4 Zahlen: das Schlimmste aber ist, daß die ursprüngliche Forderung die Lehrer zwang, etwas zu thun, was wenigstens viele derselben als pädagogisch ganz verkehrt bezeichneten. Solche Forderungen verbreiten das Gefühl, als sei der Lehrer eigentlich nur ein Werkzeug, mit dem der Schulrath arbeitet. Der Schulrath freut sich, wenn das Werkzeug geschickt ist, wenn es die großen Helden der Vorzeit, die leidenschaftlichen Schöpfungen der Dichter mit tiefem Gemüthe auffassen und das Herz der Jugend in seinem Grunde bewegen kann: aber dabei soll es sich doch dessen bewußt bleiben, daß es nur einen beschränkten Unterthanenverstand hat und daß der Mensch erst klug wird, wenn er es glücklich zum Rath dritter oder vierter Klasse gebracht hat. Das klingt bitter, aber kann man sich wundern, daß sich solche Bitterkeit in die Feder drängt, wenn man derartige Verordnungen mit der Aeußerung zusammenstellt, die im vergangenen Jahre in einer Verhandlung mit Lehrern dem anderen Referenten im Schulrath entfuhr: „Ein guter Gensdarm ist oft schwerer zu haben als ein guter Lehrer"? Oder wenn man daran denkt, daß Baumeister im August 1872 eine Versammlung von elsässischen Lehrern, die nichts Illoyales im Sinn hatten, zu hindern suchte? Ferner paßt leider sehr gut dazu, was man über den Gang mancher Verhandlung Baumeisters mit einzelnen Lehrern hört. Sodann die Art der Bestrafungen, Beförderungen und Anstellungen. Von einer Anstalt sind mir mehrere Lehrer namhaft gemacht worden, welche dorthin berufen sind, ohne daß dem betreffenden Director vorher die Zeugnisse mitgetheilt waren, ja ohne daß er selbst den Namen erfahren hatte. Der Hauptfehler aber ist: es wird viel zu viel eingeschoben und versetzt. Eine Schule, die nicht zu den größten zählt, erfuhr in zwei Jahren 7 Lehrerwechsel, eine der großen 14. Die Lehrer entbehren des Gefühls eines gesicherten Avancements, und die Schulen kommen nicht zur Ruhe. Das Programm der Schule zu S. erzählt gar, daß der Unterricht im Latein in der Realquarta in dem letzten Sommer in 3, andere früher in demselben Halbjahr in zwei Händen gewesen sind.

An solchen Mißgriffen trägt wohl eine gewisse Reizbarkeit Baumeisters ein gut Theil der Schuld. Er ist von einzelnen Eindrücken abhängiger, als er sich gestehen mag. Deshalb mag auch ein tüchtiger Mann leicht sein Mißfallen erregen. Er vergißt, daß er selbst bei wiederholter Inspection zwar gewisse Vorzüge und Mängel eines Lehrers leicht erkennen kann, daß ihm aber andere Seiten unbekannt bleiben werden. Verletzend ist auch hie und da die Art und Weise, wie er die Schulen inspicirt. Oft ist er ja sehr zurückhaltend, aber bisweilen macht er seine Bemerkungen, ertheilt er seine Rathschläge vor den Augen der Schüler noch dazu begleitet von lebhafter Gesticulation. Für den durchtriebenen Schüler muß es ein Vergnügen sein.

Digitized by Google

denjenigen so recensirt zu sehen, der ihm sonst die rothen Striche macht. Es wäre nicht passend, diese im Allgemeinen erhobenen Klagen durch Beispiele zu erläutern, so gern man auch z. B. der Erregung Ausdruck geben möchte, die einen ergreift, wenn man aus S. erzählen hört, in welcher Weise dort zu Ostern unmittelbar vor Beginn des Unterrichts der von dem Director mit Baumeister bereits vereinbarte Stundenplan von demselben umgestoßen ist.

Es ist wohl erklärlich, wie Baumeister in diese Richtung hineingerathen konnte. Er hatte die Schulen erst einzurichten, es fehlte an jeder Tradition, die Lehrer kamen aus den verschiedensten Theilen Deutschlands und dem Ausland, manche übereifrig, manche ganz gewöhnliche Streber. Da mußte er gar manche Verordnung erlassen über Dinge, die sonst selbstverständlich erscheinen, und manchen versetzen, der nicht an seinem Platze war: — und so kam er in das Verordnen und Regieren hinein. Zudem hatte er bei den Berufungen mehrfach einen unglücklichen Griff, namentlich dem „internationalen Unterricht" zu Liebe wurde mancher angestellt, der mehr Abenteurer als Lehrer war, und das drückte auf den ganzen Stand. Soll aber die Schule im Elsaß ihre hohe Aufgabe erfüllen, so muß ein freierer Zug die Kräfte beleben. Der Lehrer muß befreit werden von jeder kleinlichen Controlie, von jeder unnöthigen Bevormundung. Der Lehrer darf nicht fürchten, Anstoß zu erregen, wenn er andere Ansichten hat als der Schulrath, etwa nicht immer auf dem Catheder bleibt sondern in die Mitte der Schüler tritt, oder wenn er ein Recht vertheidigt, das er durch eine Maßregel verletzt glaubt. In den Lehrercollegien muß der Grundsatz, der selbst in Wiese's Werke ausgesprochen ist, daß der Director primus inter pares sei, Leben und Wahrheit werden und innerhalb der nothwendigen Grenzen muß jede Schule ihre eigenartige Entwicklung nehmen dürfen. Baumeister muß seine Ehre darin suchen, daß der Lehrer sich seiner hohen Aufgabe mit Stolz bewußt werde, daß er sich im vollen Sinne des Wortes als Beamter fühle, der für die Entwicklung der Schüler verantwortlich ist und diese Verantwortung nicht abwälzen kann auf Director und Schulrath. Wie können wir die Jugend zu Männern erziehen, wenn wir uns nicht selbst als Männer fühlen dürfen?

Der erste kunstwissenschaftliche Congreß. Aus Wien. — Die Weltausstellung hat einer ganzen Reihe von Wandergesellschaften den natürlichen Anlaß geliefert, ihre diesjährige Versammlung in Wien abzuhalten, ihr muß auch das Verdienst zuerkannt werden, den Männern der Kunstwissenschaft (die sich im übrigen der Gunst der leitenden Persönlichkeiten kaum rühmen durfte) zu einer Vereinigung verholfen zu haben. Einer Rechtfertigung be-

Digitized by Google

durfte der Gedanke, auch einmal die Kunstgelehrten zur Besprechung ihrer Angelegenheiten zu berufen, nicht. Wie der Vorsitzende, Hofrath v. Eitelberger, Director des Oesterreichischen Museums, in seinen Einleitungsworten treffend hervorhob, hat sich die junge Wissenschaft wohl die allgemeine Anerkennung errungen, aber seitens der Regierungen nur zu häufig erst eine „Anerkennung im Princip", welche mit Ignorirung ziemlich gleichbedeutend ist. Es darf aber nicht länger vom Zufall, vom guten oder bösen Willen Einzelner abhängen, ob die wichtigsten Fragen der Kunstpflege und der ästhetischen Bildung des Volks ohne oder mit Wissen und Zustimmung der Kunstwissenschaft erledigt werden sollen, und wenn die Forderungen und Beschwerden, welche durch die Presse laut werden, unbeachtet bleiben, so darf doch erwartet werden, daß die Meinungsäußerungen von Fachgenossen aus allen Ländern besseres Gehör finden. Wenn also das Bedürfniß außer Frage kam, so schien auch die Gelegenheit besonders günstig. Letzteres hat sich allerdings nur in beschränktem Maße bewährt. Die Weltausstellung, auf deren anziehende Kraft mitgerechnet worden war, hatte umgekehrt wohl Manchen zurückgescheucht, die übertriebenen Gerüchte von dem üblen Gesundheitszustande in Wien konnten auch nicht zur Reise dahin aufmuntern, und einige Fachmänner, die zu sehen man in erster Linie gehofft hatte, wurden durch persönliche Umstände ferngehalten. Immerhin fand sich eine ganz erkleckliche Zahl von Theilnehmern ein — etwa 60—70, und waren mit Ausnahme Frankreichs und der Niederlande so ziemlich alle europäischen Staaten vertreten. Daß Schnaase bei seinem hohen Alter sich zu einer Reise nach Wien nicht mehr entschließen werde, war vorauszusehen; leider mußte auch auf die Anwesenheit Springers verzichtet werden. Beide bethätigten ihr Interesse an der Sache durch eingehende schriftliche Mittheilungen zu einem der wichtigsten Punkte des Programms und dürfen somit als Theilnehmer betrachtet werden.

Der Natur der Dinge nach mußten die Verhandlungen im wesentlichen den Charakter einer orientirenden Vorbesprechung tragen. Einige Fragen wurden eben nur namhaft gemacht, nicht erörtert, vielmehr bleibt es einem Specialcomité oder einem Referenten überlassen, der nächsten Versammlung, welche 1875 in Berlin stattfinden soll, Bericht und Vorschläge zu erstatten. Wo aber der Congreß sofort zur Verhandlung schritt, da herrschte eine höchst bemerkenswerthe Uebereinstimmung in den Grundanschauungen. Nicht daß es an lebhaften Debatten, wiederholten Abstimmungen und Gegenproben gefehlt hätte; doch berührten die Differenzen eigentlich nie den Kern der Sache. Und so läßt sich denn auch hoffen, daß die vom Congresse beschlossenen Resolutionen von den Behörden, an welche sie adressirt sind, nicht werden ignorirt werden.

Digitized by Google

Den ersten Gegenstand der Tagesordnung bildete die Frage, welche Anforderungen die Kunstwissenschaft an die Anordnung, Katalogisirung und Verwaltung der Museen zu stellen habe. Professor Alfred Woltmann von Karlsruhe, der als Referent fungirte, beklagte vor allem, daß man überall von dem Grundsatze abgegangen sei, welcher bei Gründung des berliner Museums maßgebend gewesen, dem Grundsatze, die Leitung der Museen in die Hände von Kunstgelehrten zu legen. Eingehend beschäftigte er sich dann mit der Katalog-Misère, und mit Recht, da hier die Uebelstände am schreiendsten, die Abhülfe am leichtesten, und das, was bei diesem Anlaß gesagt werden kann und muß, ja schon zu viel Material zur Beantwortung der allgemeinen Frage liefert. Eine tragikomische Blumenlese aus officiellen Katalogen der neuesten Zeit bewies, wie häufig noch bis auf den heutigen Tag gänzlich Unberufenen überlassen wird, die Besucher ausgezeichneter Sammlungen zu führen und irrezuführen, mit falschen Daten und Namen, mit überflüssigen ästhetischen oder kritischen Excursen zu molestiren. Manches Pröbchen klang nicht anders wie die Commentare, welche Castellane und Galeriediener den Reisenden unverlangt zu geben pflegen. Es erschien hiernach allerdings gerathen, endlich einmal ein bestimmtes System vorzuzeichnen, damit ein Katalog enthalte, was der Besucher einer Sammlung braucht, und andererseits nicht mit Dingen beschwert werde, um die man eben einen solchen Begleiter nicht fragt. Prof. Woltmann formulirte die Bedingungen, und Theoretiker und Praktiker spendeten seinen Anträgen unbedingten Beifall, man würde sie en bloc angenommen haben — hätte er nicht einen Reformvorschlag hinsichtlich der Gemäldebeschreibung gemacht. In Zukunft sollen die Bezeichnungen „rechts" und „links" nicht im Sinne des Beschauers sondern nach dem Gebrauche der Heraldik genommen werden — verlangte Woltmann, und darüber kam es zum hitzigen Kampfe, welcher erst am zweiten Tage mit einem Vergleich endigte. In Erwägung, daß Niemand gezwungen werden könne, gegen seine Ueberzeugung zu verfahren, verlangte man nur, daß jeder Katalog darüber Auskunft geben solle, welches System befolgt sei. Im übrigen bildeten die „Heraldiker" eine verschwindend kleine Minorität, und daß dies Verhältniß festgestellt worden ist, muß immer als ein Gewinn betrachtet werden; so energisch ihre Vertreter auch für ihr Princip plaidirten, werden sie hoffentlich dasselbe der Gleichförmigkeit zum Opfer bringen.

Die zweite Sitzung war vornehmlich der Besprechung der Erhaltung von Kunstwerken gewidmet. Custos Lippman (Oesterreich. Museum) erörterte die Gefahren, welche Gemälde bedrohen; die kleineren, wie durch Staub, Temperaturwechsel in ungeheizten Galerien u. s. w., Gefahren, denen sich leicht begegnen läßt, und die größeren von Seiten derjenigen Restauratoren, welche sich nicht damit begnügen, zu conserviren, sondern mit Vorliebe „neu schaffen". Er sprach für strengste Beaufsichtigung des Restaurirens bei allen Sammlungen, auf welche der Staat Einfluß nehmen kann, und Errichtung förmlicher Restaurirschulen, damit nicht mehr die alten Meister von verdorbenen Malern verbessert werden können. Die Erwähnung einzelner eclatanter Beispiele der Verwüstung, insbesondere der Madonna mit den Kirschen im Belvedere, an welcher kaum noch ein Pinselstrich von Tizian herrühre, rief einen emphatischen Protest des Restaurators Schellein (Wien) zu Gun-

Digitized by Google

sten des früheren Belvedere-Directors Erasmus Engert hervor; dem Redner entschlüpfte dabei das schätzbare Geständniß, wenn Engert mehr gethan, als ihm als Restaurator zukam, so habe er das gegen sein besseres Wissen und wider Willen gethan, gezwungen vom Geschmack des Publicums.

Professor Thausing, Vorstand der „Albertina" in Wien, besprach in eben so eingehender Weise die Behandlung der Stiche und Handzeichnungen, je nachdem solche gegen das Licht, den Druck, das Scheuern u. s. w. geschützt werden müssen. Das Verfahren der Franzosen in der Aufbewahrung und im Zugänglichmachen derartiger Sammlungen erscheint ihm als das empfehlenswertheste.

Prof. Woltmann endlich referirte über die Erhaltung der Baudenkmale. Regierungscommissionen, wie die in Oesterreich schon bestehende, scheinen ihm durchaus nothwendig, in Deutschland müsse die Angelegenheit von Reichswegen in die Hand genommen werden, um zu verhüten, daß in kleinen Staaten aus Mangel an Mitteln wichtige Bauwerke dem Verfalle überlassen (z. B. der Palast in Gelnhausen) oder daß sie, wie die Wartburg, einfach modernisirt werden. Die Absicht des deutschen Architektentages, mit dieser Angelegenheit an den Reichstag heranzutreten, gebe dem Congreß um so mehr Veranlassung, seine Stimme ebenfalls zu erheben, denn das Beispiel Frankreichs zeige die Gefahr des Zuvielbauens, sobald die Architekten allein zu entscheiden haben.

In der sich an diese Referate anschließenden Debatte trat meistens das Bestreben hervor, das Aufsichtsrecht der bestehenden oder einzusetzenden Commissionen auszudehnen, damit auch Kunstwerke im Besitze von Communen, Kirchen u. s. w. gegen Verfall und unverständige Ausbesserung geschützt werden könnten, doch wurden alle dahin zielenden Anträge zurückgezogen, nachdem Geh. Rath Schöne darauf aufmerksam gemacht hatte, daß ein unmittelbares Eingreifen der Staatsgewalt wahrscheinlich eher Widerstreben erzeugen würde und daß hier vielmehr ein Feld für die Bemühungen der Einzelnen, der Vereine u. s. w. vorliege. Die Frage, inwiefern auch kunstgewerbliche Gegenstände geschützt werden könnten, soll auf den Antrag von Falke (Wien) dem nächsten Congresse durch eine Commission vorgetragen werden.

Die dritte Sitzung brachte den Bericht eines Specialcomités (Referent Prof. v. Lützow, Wien) über die Frage der Gypsabformungen. Es werden zuächst alle Gießereien, Museen u. s. w. eingeladen werden, Verzeichnisse der von ihnen veranstalteten Reproductionen an das Oesterreichische Museum einzusenden, welches dieselben durch seine Mittheilungen weiter verbreiten will. Wenn einmal eine Uebersicht des bereits Vorhandenen gewonnen sein wird, soll auf ein gemeinsames Vorgehen sämmtlicher Museen hingearbeitet werden, damit wir das noch nicht oder ungenügend Abgeformte in entsprechenden Abgüssen und mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse der Schule erhalten. Conforme Beschlüsse betrafen die Reproductionen durch Photographie, Galvanoplastik u. s. w.

Ob, inwieweit und auf welchem Wege der kunstgeschichtliche Unterricht an Mittelschulen (Gymnasien, Realschulen, höheren Mädchenschulen ꝛc.) eingeführt werden solle und könne, zu welcher Frage Schnaase und Springer umständliche Vota eingeschickt hatten, — darüber gingen anfangs die Meinungen sehr weit auseinander. Gegen die Schaffung eines neuen Lehrfachs war

man allgemein, um die Schüler nicht noch mehr zu überbürden; diesen eine gewisse Summe kunstgeschichtlicher Begriffe, namentlich durch Anschauung, beibringen zu können, wurde allerseits als wünschenswerth anerkannt, auch, daß Geschichte heutzutage kaum noch außer aller Verbindung mit Kunstgeschichte (richtiger wohl überhaupt Culturgeschichte) gelehrt werden könne; allein welchem Fachlehrer die Aufgabe übertragen, woher die geeigneten Lehrkräfte nehmen? Ein Specialcomité (Referent Dr. Bruno Meyer, Berlin) kam denn auch über den frommen Wunsch nicht hinaus, daß Geschichtslehrer, Zeichenlehrer, Lehrer der classischen und modernen Sprachen befähigt sein sollten, bei ihrem Unterrichte auf Kunstbildung hinzuwirken.

Springers Vorschlag, eine Gesellschaft „Albertina" zur Ausbeutung der Photographie für kunstwissenschaftliche Zwecke zu gründen, fand den Beifall der Versammlung und die Herren Consul Crowe und Prof. v. Lützow wurden delegirt, um mit Prof. Springer die vorbereitenden Schritte zu thun. Desgleichen wurde die Herausgabe eines Repertoriums der Kunstwissenschaft und eines Regestenwerks beschlossen. Das als ständiger Ausschuß fungirende wiener Comité hat den Auftrag, diese Sache einzuleiten.

Dies in Kürze der Inhalt der vier Sitzungen vom 1. bis 4. Septbr. Daß dieser Congreß auch, abgesehen davon, daß er eine Menge von Fachgenossen in persönliche Berührung brachte, Anregungen in Menge geliefert und die Grundlagen geschaffen hat, auf welchen spätere Zusammenkünfte ein unmittelbareres Wirken beginnen können, das scheint unbestreitbar. Die Verhandlungen selbst zeugten durchweg von der ernsten Begeisterung für die Sache und wurden bei aller Lebhaftigkeit auch nicht einen Moment lang von der Bahn wissenschaftlicher Erörterung abgelenkt. Neben der officiellen Versammlung ging ein reger persönlicher Verkehr einher, welcher in einem Festmahl mit schwungvollen und humorreichen Tischreden gipfelte. Von den letzteren sollen wenigstens zwei nicht übergangen werden. Ein siebenbürger Sachse, der wackere Superintendent Teutsch von Hermannstadt, und ein Italiener, Bina aus Rom, gedachten mit rührender Wärme der deutschen Wissenschaft, und zwar brachte der Italiener herzhaft seinen Spruch in deutscher Sprache vor.

Christliche Staatsweisheit und christliche Staatsmänner. Vom Eriesee. — Wer vordem in den Ver. Staaten das praktische Vorbild für Trennung der Kirche vom Staate gesucht, dürfte von solcher Meinung völlig zurückkommen, wenn er sich einen Augenblick mit der neuen Schule unserer Staatsmänner beschäftigt. Diese Schule nennt sich und wird allgemein die „christliche" genannt und das, was sie lehrt, tritt als „christliche" Staatsweisheit auf. Der Ursprung derselben liegt in dem durch die europäische Einwanderung und deren speciell europäisch-continentalen Einfluß in die Enge getriebenen Puritanismus. Je näher dieser sich der Gefahr seines gänzlichen Umsturzes sieht, desto mehr spitzt er seine Principien zu, desto tiefer sucht er sich in den Kern unserer Institutionen mit seinen theokratischen Begriffen und Anschauungen einzufressen. Blicken wir um uns, wohin wir wollen, auf unsere Bundesadministration, unsere Bundesgesetzgebung, unsere Staatslegislaturen, unsere Gerichtshöfe und öffentlichen Versammlungen, überall tritt der Einfluß der Priester mit ihren specifisch christlichen Dok-

Digitized by Google

trinen deutlich hervor. Nehmen wir das oratorische Produkt irgend eines unserer Staatsmänner über irgend ein Thema zur Hand, beispielsweise über Eisenbahnen — „christlich" und „Christenthum" sind charakteristische Ausdrücke in demselben. Unser ganzes sociales Leben ist von specifisch „christlichen" Vereinen polypenartig umarmt. Passirt ein Unglück, gleich wird darin der strafende Arm Gottes erkannt. Chicago ist vor zwei Jahren niedergebrannt — seiner Gottlosigkeit wegen, und als das puritanische Muckernest Boston von den Flammen zerstört worden, so war auch das ein Strafgericht Gottes, weil die Sonntagsgesetze nicht tyrannisch genug gehandhabt worden. Es giebt in unserem Lande keine andere Wohlthätigkeit, als „christliche" und keine andere Humanität als „christliche". Auf jede Versammlung, jede Grundsteinlegung, jeden Umzug, jeden Staatsakt muß der Segen Gottes und des Heilands herabgefleht werden. Der Präsident hat seinen Hofkaplan, der Congreß den seinigen, der ihn täglich durch Gebete einsegnet; die Legislaturen die ihrigen, die Schulen ihre Betmeister und Betmamsells. So lange die Puritaner die Oberhand hatten und in ihrem Geiste ungestört das sociale, moralische und politische Leben beherrschen konnten, sahen sie nicht den inneren Widerspruch, in den sie sich durch ein solches Gebahren mit dem Geiste und dem Wortlaut der Landesverfassung setzten. Seitdem aber das skeptisch-germanische Element bestimmend auf die Geschicke dieses Landes einzuwirken begonnen hat, wird ihnen dieser Widerspruch täglich vor die Augen geführt, aber anstatt ihn zu beseitigen, verstärken sie ihn, wie oben gesagt, durch leidenschaftlichen Eifer äußerlich nur auffallender.

Das erste Amendement zu unserer Bundesconstitution verbietet ausdrücklich die Etablirung einer Staatskirche und giebt den einzelnen Religionssekten vollkommene Religionsfreiheit. Man ist nicht einmal verpflichtet, einen Eid auf Gott zu schwören, sondern eidliche Versicherung und Handschlag wird an Eides Statt angenommen. Für den Staat, für unser politisches Leben existiren gesetzlich gar keine Religionsgenossenschaften, ist keine Religion vorhanden. Die Religionsgenossenschaften dürften demnach nicht anders behandelt werden, als Eisenbahncorporationen, oder Turner-Associationen, oder Gesangvereine. Der Staat hat keinen Sonntag als „Tag des Herrn" anzuerkennen und erkennt ihn auch nicht an. Wir hatten bei der Gründung der Republik nur zwei staatliche Feiertage, denen jeder religiöse Beigeschmack abgesprochen wurde und das waren: der Tag der Unabhängigkeitserklärung (4. Juli) und der Neujahrstag. Wie aber haben sich die Dinge in diesen 97 Jahren geändert! Anstatt dieses Princip als die beste Errungenschaft der staatlichen Selbständigkeit unverbrüchlich festzuhalten, schreiten wir im retrograden Verhältniß zu Deutschland einer puritanischen Hierarchie entgegen, der Constitution zum Trotz, dem civilisatorischen Liberalismus zum Hohne. Um mit dem Kleinen anzufangen, haben wir kirchliche Feiertage als staatliche bereits adoptirt, so beispielsweise das Weihnachtsfest. Die Heilighaltung des christlich-puritanischen Sonntags wird durch Staatsgesetze erzwungen und somit die Gewerbs- und Gewissensfreiheit anderer als der puritanischen Sekte beeinträchtigt. Wenn irgendwo der Sonntag ein freiwilliger durch die Gewohnheit oder allgemeines Uebereinkommen festgestellter Ruhetag sein sollte, an dem sich jeder nach seinem Geschmack, seinen religiösen oder irreligiösen

Traditionen zu erholen oder zu vergnügen berechtigt wäre, so mußte es in diesem nach der Landesverfassung confessionslosen Lande sein. Zieht man aber diesen aus dem betreffenden Verfassungsparagraphen unerläßlichen Schluß, dann wird man als „Dutch Atheist" verfehmt, der das Land germanisiren, d. h. es geradewegs dem Teufel in den Rachen führen wollte. Um sich aber die „ewige Seligkeit" zu retten, werden am Sonntag Theater und Concerte geschlossen, Bälle untersagt, jedes musikalische Vergnügen inhibirt und sämmtliche Wirthschaften unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Der „Tag des Herrn" wird durch staatliche und polizeiliche Schuhriegelung zur entsetzlichsten Einöde und Langweile. Ueber die dagegenstehenden Verfassungsbedenken setzt man sich mit jener Ungenirtheit hinweg, in welcher der Amerikaner unübertroffen dasteht. Mag ein Verfassungsparagraph noch zu unzweideutig in seiner Wortfassung sein, mag die Absicht der Gesetzgeber in noch so klarer Weise nachgewiesen werden, er findet in ihm dennoch eine kleine Oeffnung, an der er so und so lange herumzuzerren versteht, bis er durch dieselbe einen anderen Inhalt hat hineinschlüpfen lassen. Alles Argumentiren vom Standpunkte der Logik und Moral hilft nicht ein Jota. Er ist nur einer Argumentation zugänglich und das ist die — ad nummos so zu sagen. Diese aber findet er vorläufig noch in seiner strengen religiösen Genossenschaft.

Wenn der Amerikaner des Sonntags drei Mal nach der Kirche läuft, so geschieht das keineswegs aus innerem religiösen Bedürfniß, sondern aus geschäftlichen Rücksichten. Jede Art kirchlicher Congregation kann bei uns als eine conservative Gesellschaft angesehen werden, deren Mitglieder sich untereinander verpflichten, sich geschäftlich und politisch zu stützen. Je mehr nun Jemand für die Unterhaltung und glänzende Ausstattung des „christlichen" Vereinslokals (vulgo Kirche) und der „christlichen" Beamten (vulgo „Diener Gottes") dieser Gesellschaft beiträgt, desto größeres Anrecht hat er sich auf diese Stütze erworben. Daher findet man die „frömmsten" Mitglieder dieser „christlichen" Gesellschaften in den fettesten Stellen, öffentlichen, wie privaten. Die „Leuchten der Kirche" haben als solche Anspruch, das Regieren für sich zum Monopol zu machen, um alle „Gläubigen" in einem großen „christlichen" Geschäftskreis zu concentriren. Damit hätte man das vollkommenste Ebenbild zu der ultramontan-jesuitischen Hierarchie im weltlichen Sinne. Und daß dies kein Traum, keine Ausgeburt einer erregten Phantasie ist, bezeugt die Agitation zur Einführung des sogenannten Hergotts-Amendements in die Bundesverfassung. In diesem Amendement wird erklärt, daß wir, das Volk der Ver. Staaten anerkennen, „alle weltliche Gewalt leite sich von Gott und seinem Sohne Jesus Christus her." Und an der Spitze dieser Agitation steht ein Richter unseres Ober-Bundestribunals und mehrere Mitglieder unsrer legislativen wie executiven Gewalten! Die organisirten Träger dieser Idee aber sind die zahlreichen Temperenzlogen und die noch zahlreicheren und fest concentrirten „Young Men's Christian Associations." Diese Vereine haben alljährlich ihre National- wie Staatsconventionen und auf einer der letzteren, zu Poughkeepsie im Staate New-York haben die „christlichen Jünglinge" die Schriften eines Theodor Parker und Ralph Waldo Emerson, zweier unsrer bedeutendsten amerikanischen Schriftsteller — und wir haben deren nicht viele —, auf den Index librorum prohibitorum gesetzt!

Das ist die „christliche" Schule, aus der unsere „christlichen" Staatsmänner hervorgehen. Nicht lange, so wird es zum offenen politischen Kampfe kommen, um das Grundprincip unserer Staatsverfassung, und wenn er ausbricht, dann wird er vielleicht nicht allein auf geistigem Feld, wie gegenwärtig in Deutschland, sondern wohl gar auf blutiger Wahlstatt ausgefochten werden; zumal wir nächst den puritanischen Jesuiten jetzt täglich auch ganze Schiffsladungen der rechten Jünger Loyolas herüberbekommen. Die Tage scheinen nicht fern, wo auch in confessioneller und kirchenpolitischer Beziehung das amerikanische Ideal der Europamüden in sein Gegentheil verkehrt sein wird. J. S. E.

Schweizer Festzeiten. Von der Aare. — Festberichte an sich wollen wenig besagen, man darf sie den illustrirten Blättern überlassen Bedeutend werden Festlichkeiten erst, wenn sich in ihrem Verlaufe die politische Bewegung eines Ländchens oder Völkchens abspiegelt, und das darf man als Regel von den Schweizer Festen behaupten, am meisten von unseren Schützenfesten. Anderswo sind gerade die Schützenfeste sozusagen unechte Steine, die dem Gewande des Volkslebens dann und wann künstlich und absichtlich aufgesetzt werden, in der Schweiz aber verrathen sie ihre Echtheit als patriotische Volksinstitution dadurch, daß sie an Glanz und Bedeutung steigen oder sinken genau parallel mit dem Strome der politischen Diskussion im Vaterlande. Das hat sich dies Jahr wieder deutlich gezeigt. Am bernischen Kantonalschießen in Interlaken, am Tessinischen vor Lugano, an den Schützenfesten von Winterthur, Zürich und St. Gallen ging es meist wieder hoch her, wie einst in den Vierziger Jahren, in den Tagen der Freischaarenzüge und des Sonderbundes, und wenn die Jesuitenkutten, schwarze und braune, geistliche und weltliche, nöthig hatten, wieder einmal an frischer Luft tüchtig gestäubt zu werden, so dürfen sie sich nicht beklagen, es sind ihnen wackere Hiebe zu Theil geworden. An keinem der diesjährigen Feste aber mehr als an dem Kantonalschützenfest von Solothurn, das Sonntag den 15. Juni durch einen großen Schweizer Volkstag eingeleitet wurde und die ganze Woche hindurch ein lebhafter Nachklang des an diesem Tage herrschenden Geistes blieb.

Der Volkstag von Solothurn selbst, zur Besprechung der Bundesreform zusammengerufen vom eben gegründeten Schweizer Volksverein und gleichsam der Weiheakt dieses Vereins, ist das großartigste Ereigniß im Gebiete unseres diesjährigen Volks- und Festlebens und vielleicht unseres Volks- und Vereinslebens überhaupt. Denn daß nicht nur zahlreiches Volk, daß 20000—25000 ernste Männer, so groß schätzte man die Zahl der Theilnehmer, zusammenkommen, um eines Sinnes über eine wichtige vaterländische Angelegenheit zu berathen, das ist auch gegenüber unsern großen eidgenössischen Nationalfesten ein ungewohntes Schauspiel. Die ultramontanen Blätter mögen daher diesen Tag verkleinern; sie mögen ihn eine leere Demonstration nennen, die jeder weitergehenden Bedeutung entbehre: eine Demonstration von so glänzendem Erfolge ist für die Politik, die mit allen Factoren rechnen muß, zugleich eine bedeutungsvolle That, denn sie ist eine unzweideutige Manifestation des Volksgeistes, und wie sie die im Volke herrschende Gesinnung beurkundet, so wirkt sie auch wieder belebend auf dessen Stimmung zurück. Schon beim Festaufzug, der am Vormittag des 15. Juli zur Eröffnung des Solothurnischen Kantonalschützenfestes stattfand, wußten ältere Männer nur

itized by Google

ein Ereigniß zu nennen, bei dem Solothurn einen ähnlichen endlosen Aufmarsch gesehen hatte, den für unser Land wenig erfreulichen Durchmarsch von 14000 „Kaiserlichen", als sie in den Neujahrstagen von 1814 zum Sturze Napoleons nach Frankreich zogen. Und doch waren bei diesem Aufzuge am Vormittag zahlreiche Festtheilnehmer noch gar nicht angekommen und zahlreiche Vereine mit ihren Bannerträgern waren durch Stadt und Gasthäuser hin zerstreut. Nachmittags aber, als unter dem Vortritt der jüngsten unserer Bundesbrüder, der Zweitausend aus den Bergen und vom blauen See Neuenburgs, von den schattigen Baumalleen des Kreuzackers aus ein endloses Schreiten und Wallen begann, als nach der Reihenfolge der 22 Kantone ein Musikkorps nach dem andern und ein Banner und Abzeichen nach dem andern mit seinen Leuten in den gewaltigen Zug eintrat und die zahllosen Männerschaaren nun unter Musik, Kanonendonner und dem herrlichen Geläute der Glocken vom St. Ursusdome her durch die dichtgedrängten Volksmassen und die reichgeschmückten und beflaggten Straßen der Stadt dahinmarschirten, da hörte nicht nur für den alten Solothurner, da hörte selbst für Manchen, der die große Welt gesehen, die Vergleichung auf. Der Eindruck war um so überwältigender, als Jedermann fühlte, daß es sich trotz der rauschenden Musik nicht um Jubel und Festgenuß handle. Feierliche Stille lagerte sich auch einen Augenblick über der gewaltigen Menge, als endlich, nachdem eine Stunde lang stets neue Reihen zugeströmt, die Letzten den Festplatz betreten hatten, der den edlen Namen Kosciusko's trägt. Dann erscholl laut in kräftigem Chore der von Schuldirektor Widmann in Bern gedichtete Festgruß: „Laßt uns neu beschwören unsrer Väter Eid, da den Frieden stören fremder Trug und Neid! Unserm freien Lande ziemt die Fessel nicht. Auf, zerreißt die Bande, auf für Recht und Licht!" Landamman Vigier von Solothurn betrat die Bühne, um den Eidgenossen der verschiedenen Kantone Gruß und Handschlag des freisinnigen Solothurner Volkes zu entbieten. Ein donnerndes Hoch auf das Vaterland, in das alle jubelnd einstimmten, schloß die kräftige Rede und bezeugte zugleich den Beifall der Versammlung. Und nicht weniger ward dieser auch den folgenden Rednern zu Theil, Staatsanwalt Zürcher von Bern, der als Präsident des Centralcomités des liberalen schweizerischen Volksvereins das Programm des Tages in deutscher, und Staatsrath Cornaz von Neuenburg, der dasselbe in französischer Sprache entwickelte. Bündig bezeichnete dies Programm in Form einer Petition an die schweiz. Bundesbehörden die Hauptgesichtspunkte, welche die Politik der Freisinnigen in Zukunft leiten sollen, insbesondere, was dieselben von einer zeitgemäßen, durch die Einigung aller Freisinnigen der Schweiz durchgeführten Bundesrevision verlangen: „Allseitige Hebung und nationale Gestaltung unserer Wehrkraft, Anbahnung eines einheitlichen Rechtes, volkswirthschaftliche Reformen, Erweiterung der individuellen Rechte, ein Schweizerbürgerrecht, eine obligatorische, unentgeldliche und confessioneller Führung entzogene Volksschule, Civilehe und von bürgerlichen Beamten geführte Civilstandsregister, Freiheit für jedes Glaubensbekenntniß, Wahrung der Rechte des Bundes gegen jede Kirchenorganisation und jede kirchliche Anstalt, die nicht auf republikanischer Grundlage beruht, Aufhebung der Nuntiatur und der nicht national und republikanisch organisirten Bisthümer".

Das Programm populär zu erläutern übernahm der Nestor der schweiz.

Staats- und Volksmänner, der in den Kämpfen gegen Ultramontanismus und Klerikalismus weiß gewordene Landammann von Aarau, Dr. Augustin Keller, der nach einem herrlichen Gruß an die 260 Fahnen, welche die Rednerbühne umschlossen, „die Feldzeichen der Freiheit, Kultur, der schönsten Bestrebungen unseres Volkslebens", des Wunders gedachte, von dem die Frommen im Lande nichts sagen, des Wunders nämlich, „daß, seit sie in Rom einen unfehlbaren Papst gemacht, es in allen Ländern der Christenheit schwarz schneit und so schwarz, daß alle Wege des Fortschrittes verschneit sind", weshalb er Wälsche und Deutsche aufforderte zum gemeinsamen „Schneebruch für die Wege des Lichtes, der Wahrheit und des Rechts". Was soll ich noch all der Reden, des Sanges und Jubels gedenken, die Summe ist: durch den Tag von Solothurn ist die Frage der Bundesrevision eine Angelegenheit des Volkes geworden nicht nur der Sache, sondern auch dem Interesse nach. Das ist das bedeutungsvolle Resultat desselben.

Gewissermaßen im Gegensatz zu Schützenfest und Volkstag steht das eidgenössische Sängerfest, das dieses Jahr, wegen des deutsch-französischen Krieges, erst nach dreijähriger Pause in Luzern gefeiert wurde. Wie immer war es auch diesmal ein Triumphzug friedlicher Freude, als das eidgen. Sängerbanner Samstag den 5. Juli von Neuenburg nach Luzern aufbrach. In Biel, Solothurn, Herzogenbuchsee, Langenthal, Zofingen, Reiden, überall, wo es erschien, rollte der Donner der Kanonen durch das Land, erscholl Männergesang und Gläserklang zum frohen Gruße und neue Sängerfahnen und festlich geschmückte Sängerschaaren gesellten sich zum Ehrengeleite der Mutterfahne. Und nun erst, als das Fahnengeleite endlich in den prächtig geschmückten Bahnhof einfuhr, und das eidgenössische Banner der ersehnten Feststadt, dem spiegelglatten See und der stolzen Alpenwelt seinen freudigen Willkomm zunickte und hunderte von Flaggen und Wimpeln lustig flatternd den Willkomm erwiderten! Noch zu keinem andern Feste hatte sich eine solche Zahl von wettsingenden Vereinen gemeldet und beim Wettgesange betheiligt, wie bei diesem. 57 Wettgesänge im Volks- und 22 im Kunstgesange, das sind Zahlen, die wenigstens in der Abtheilung Volksgesang Alles, was bisjetzt dagewesen, weit übersteigen und beweisen, daß unsere Sängerfeste den Höhepunkt populärer Bahn jedenfalls noch nicht überschritten haben. Diese zahlreiche Betheiligung mag ihren Grund neben mannichfaltigen besondern Ursachen in der günstigen Lage der Feststadt inmitten der Schweiz am herrlichen Vierwaldstättersee finden. Sie ist aber in nicht geringem Maße auch den politischen Verhältnissen zuzuschreiben. Es galt für die freisinnigen Sänger des Schweizerlandes, den Freisinnigen Luzerns ihre Sympathie zu bezeigen und sie dadurch im Kampfe gegen Ultramontanismus und conservativen Doctrinarismus zum Ausharren zu ermuntern. Und legte die Rücksicht auf die Mitwirkung der conservativen Luzerner Regierung, die zum Gelingen des Festes ebenfalls das ihrige beizutragen hatte, der Aeußerung politischer Sympathien auch einige Zügel an, so konnte doch diesen Gefühlen nicht ganz Einhalt geboten werden: in Begrüßungsreden und Toasten, besonders aber in den begeisterten Worten, die nach der Preisvertheilung zur Einweihung der gewonnenen Becher in kleinern Kreisen, unter befreundeten Vereinen gesprochen wurden, trat auch die politisch-patriotische Seite der Feier bedeutsam hervor.

Google

Die zahlreiche Betheiligung, deren sich das Fest von Luzern von Seiten der Gesangvereine zu erfreuen hatte, gab demselben noch einen anderen Vorzug, zum ersten Male standen nicht nur in der Abtheilung Volksgesang, sondern auch in der Abtheilung Kunstgesang sämmtliche hervorragende Vereine, die in dieser Abtheilung wettzusingen pflegen, gegeneinander im Feuer des Kampfes. Das gab diesem erhöhten Werth und erhöhtes Interesse. Wer bleibt heute Sieger im Kampfe? Das war für Sänger und Zuhörer keine geringe Frage und keine geringe auch für die sieben Richter des Kampfes, die, zum ersten Mal von den wettsingenden Vereinen selbst gewählt, gleichsam als Volks-Jury zu entscheiden hatten. Als Volksentscheid wurde daher ihr Urtheil auch begrüßt, als der Präsident des Kampfgerichtes, Sängervater Weber von Bern, am Montag Abend das Ergebniß der aufgezeichneten Kritik verkündete und Preise mit Lorbeerkränzen zutheilte: im Volksgesange den Vereinen von Horgen, Thun, Burgdorf, Trogen, und wer da noch folgen mochte; im Kunstgesange 1) der „Liedertafel" Basel und dem „Männerchor" Zürich; 2) der „Liedertafel" Bern, 3) dem „Frohsinn" St. Gallen; 4) „der „Harmonie" Zürich. Und mochten Vereine, wie die sieggewohnte „Harmonie" von Zürich, als sie sich von den oftbesiegten Rivalen und namentlich von dem jugendlich kecken „Männerchor" der eigenen Stadt überflügelt sah, und andere, die statt des Lorbeers nur einen Eichenkranz als Schmuck ihrer Fahne davon trugen oder des Kranzes und des Bechers gänzlich verlustig gingen, auch einen Augenblick grollen, lange vermochte solche Stimmung dem erneuten Sangesjubel nicht zu widerstehen. Besondere Bedeutung erlangte das Fest in Luzern auch noch durch die Hauptaufführung, indem neben einzelnen Chorliedern, die sonst den Inhalt des Festheftes bildeten, zwei größere Festcantaten, „Grandson," Gedicht von Oyez de la Fontaine in Lausanne componirt von Plumhof in Vivis, und „Winkelried", Gedicht von Pfarrer Heinrich Weber in Höngg Kt. Zürich, componirt von Arnold in Luzern, dem Director des diesjährigen Festes, zur Aufführung gelangten, jene vorgetragen von den französischen, diese von den deutschen Sängern. Beide Cantaten waren hervorgegangen aus einer Preisbewerbung, die auf Anregung des Central-Comités des eidgen. Sängerfestes in Solothurn eröffnet worden war. Wie schon ein früherer Versuch in Bern, hatten sie zum Zwecke, die vielen Sänger, die da zu einem Feste zusammenkamen, auf ein höheres Gebiet der Kunst zu führen, namentlich aber auch dem Feste durch die Hauptaufführung einen mehr vaterländischen Charakter zu verleihen. Die französische Cantate, Grandson, erwies sich auch des Preises, den sie durch das Urtheil competenter Richter erhalten, würdig und erreichte die gehoffte Wirkung. Nicht in gleicher Weise vermochte die deutsche Cantate, Winkelried, durchzuschlagen. Den in französischer Sprache singenden Vereinen ward dadurch eine gewisse Genugthuung. Waren sie in den Wettgesängen zumeist unterlegen, so blieben sie hier entschieden Sieger.

Aber auch mit diesem herrlichen Luzerner Sangfeste war die Reihe der Schweizer Feiertage nicht geschlossen; es folgte noch das Turnfest, das eidgenössische Offiziersfest in Aarau und zuletzt — denn auch sie gehört bekanntlich in diesen heiteren Kreis — die Versammlung schweizerischer Naturforscher, diesmal in Schaffhausen. Das Fest der Turner, neben dem Schützen- und dem Sängerfest das bedeutendste der schweizerischen National-

feste, ist zumal ein Fest der Jugend. Dürfen wir den Berichten über das diesjährige Fest, das den 10., 11. und 12. August in Freiburg gefeiert wurde, Glauben schenken, so haben die 400 Turner, die demselben beiwohnten, besonders durch den schönen Erfolg im Wettturnen der Sectionen bewiesen, daß sie ihre Aufgabe richtig erfaßt und daß es ihnen nicht nur um die Schaustellung Einzelner, sondern um die tüchtige Durchbildung Aller zu thun ist. Von der Naturforscherversammlung und den Arbeiten des Offiziertages, die überdies wieder an die große politische Frage des Landes, die Bundesrevision erinnern, vielleicht ein andermal!

Literatur.

Victor Hehn: „das Salz. Eine kulturhistorische Studie". (Berlin, Gebr. Bornträger. 1873). — Dieselben Eigenschaften, welche den größeren Werken Hehn's, „den Kulturpflanzen und Hausthieren" wie den herrlichen Darstellungen aus Italien, Namen erworben haben, zeichnen auch die vorliegende kleine Studie aus: weitester literarischer Gesichtskreis, lebendige Anschauung der Wirklichkeit, Kühnheit und Besonnenheit bei sprachgeschichtlichen Combinationen im richtigen Gleichgewichte, Geist in der Auslegung, Geschmack im Vortrage. Er schildert — stets an der Hand der Linguistik — die allgemeine Bedeutung des Salzes für die Entwickelung der Kultur, die Rolle, die es in der indogermanischen Geschichte spielt — erst auf der Wanderung durch die Steppen der kaspischen Senkung lernen es die westwärts ziehenden Stämme kennen —, die rohe Technik der Germanen, ehe sie an den Hallstätten der Kelten in Süddeutschland in die Lehre gingen, die Uebertragung der kunstvolleren Gewinnungsformen durch Wanderarbeiter in die norddeutsche Tiefebene und an die spätentdeckten Lager Galiziens, die Wirkung des Salzwesens auf Heringsfang und -handel u. s. w. Den wissenschaftlich wichtigsten Abschnitt des Büchleins bildet die neue theils etymologische theils historische Untersuchung der deutschen Ortsnamen, die mit hal zusammenhängen (Reichenhall, Hallein, Halle u. s. f.); gegenüber der irrigen Zurückführung derselben auf das deutsche Wort die „Halle", welche bis in's Grimmsche Wörterbuch eingedrungen, wird die frühere keltische Herleitung durch überzeugende Quellenbelege gestützt, sodaß sie nunmehr gegen jeden Widerspruch gesichert sein möchte; nach seiner Art giebt der Verfasser bei dieser Gelegenheit unterrichtende Winke über die Kulturwirkung überhaupt, welche die ältere Civilisation der Kelten, zum Theil aus eigener Kraft zum Theil als Zwischenträgerin vom Süden her, auf die jüngere der Germanen ausgeübt. Niemand wird die kleine Schrift Hehn's aus der Hand legen, ohne Belehrung und Genuß in reichem Maße gewonnen zu haben

a/D.

Ausgegeben: 19. September 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Wiedergefundene Blätter zu Herder's Schriften.

Wie wenig das Bedürfniß einer treuen und vollständigen Vergegenwärtigung von Herder's schriftstellerischer Thätigkeit und deren allmählicher Entwickelung durch die bisherige Gesammtausgabe seiner Werke befriedigt wird, ist neuerdings wiederholt hervorgehoben worden. Mit gerechter Erwartung sehen alle wissenschaftlichen Litteraturfreunde der seit Jahren von Dr. Suphan in Berlin vorbereiteten kritischen Ausgabe der Herder'schen Schriften entgegen, und wenn dieses Unternehmen erfreulicher Weise durch officielle Unterstützung gefördert wird, so wird es hoffentlich die beste Unterstützung in der Theilnahme der Nation finden.

Bis indeß die Arbeiten aus Herder's Bückeburger Periode in dieser Ausgabe zu neuer und correcter Veröffentlichung gelangen, dürfte noch geraume Zeit vergehen. Unter diesen Umständen danken es uns daher wohl die Freunde des großen Schriftstellers, wenn wir das folgende Apokryphon schon jetzt aus seiner Verborgenheit hervorziehen, und ihnen damit einen ferneren Vorschmack von der reichen Nachlese geben, welche der Herausgeber auf dem weiten Felde der Herder'schen Schriftstellerei zu halten haben wird. Vor nun gerade hundert Jahren geschrieben, ist dasselbe durch seinen Fundort sowohl wie durch seinen ganzen Charakter und die Geschichte seiner Entstehung von mindestens ebenso großem Interesse, wie andere Stücke, auf welche der genannte Gelehrte in mehreren, Herder betreffenden Aufsätzen und Miscellen (vor Allem in der Zeitschrift für deutsche Philologie) gelegentlich aufmerksam gemacht hat.

Durch den Fundort zunächst. Denn wenn die früheren, von Dr. Suphan bereits mit Erfolg auf Herder'sche Beiträge durchmusterten Bände der „Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen" bis auf wenige Exemplare verschwunden sind, so dürfte vollends das Exemplar des Jahrgangs 1774, dem der hier in Rede stehende Aufsatz entnommen ist, ein Unicum sein. Dasselbe befindet sich im Besitz der Alterthumsgesellschaft Prussia in Königsberg und ist dem Unterzeichneten durch die Freundlichkeit von deren derzeitigem Sekretair, Herrn Staatsarchivar Dr. Meckelburg zugänglich geworden.

Durch die besonderen Umstände sodann, unter denen der Aufsatz entstand und denen er seine seltsame Form verdankt.

Schon während der ersten Zeit des Bestehens der Königsbergischen Zeitung, im Jahre 1764, damals, als sie einige Monate unter Hamann's Redaction stand, war der junge Herder dann und wann für den litterarischen Theil des Blattes thätig gewesen. Er hatte hier unter Anderm die Dithyramben von Willamow zum ersten Mal recensirt und für die am

Digitized by Google

Ostermontag, den 23. April, ausgegebne Nummer einen „Ostergesang", eine recht jugendlich „lärmende", Pindarisch sein sollende Ode geliefert. Er hatte in den nächsten Jahren von Riga aus Beiträge einzusenden fortgefahren, als z. B. eine Recension des 12. Bds. der Bibl. der schönen Wissenschaften, eine desgl. über ein Hallisches Schulprogramm von M. J. P. Miller, vor Allem endlich die merkwürdige Besprechung der Kant'schen, durch den Verfasser ihm bogenweise zugeschickten „Träume eines Geistersehers", von welcher Suphan a. a. O. (Bd. IV.) eine so dankenswerthe Analyse gegeben hat. Es war also die Wiederaufnahme eines alten Verhältnisses, wenn der rührige Verleger der Zeitung, Buchhändler Kanter, an den jetzt in Bückeburg Angestellten im Jahre 1773 von Neuem die Bitte um „einen kleinen Beitrag" zu dem „gelehrten" Theil der Zeitung ergehen ließ, wenn er ihm gar den Wunsch zur Herausgabe einer eignen Wochenschrift ausdrückte. Hamann befürwortete unterm 19. August 1773 die Bitte seines „Gevatters und alten Verlegers" und mahnte am 13. November nochmals um eine Antwort an denselben. Die Mahnung war nicht vonnöthen. Herder hatte inzwischen schon Hand angelegt und dem Verleger den erbetenen Beitrag zugeschickt. In einer von Düntzer im Bremer Sonntagsblatt 1859 Nr. 42 veröffentlichten Antwort auf Hamann's beide Briefe vom 19. und 21. August, die sich vermuthlich mit dem Novemberbriefe des Freundes kreuzte und also gewiß nicht „Weimar im Januar 1774", sondern Bückeburg, Herbst 1773 zu datiren ist, — in dieser Antwort schreibt Herder nach einem alle Journal-Kritik verwünschenden Stoßseufzer: „Habe mich indeß doch wieder verführen lassen, in die Königsberger Zeitung ein Blatt zu setzen, darum ich Sie sehr bitte, es zu lesen und zur Verschwiegenheit desselben beizutragen." Wirklich that Hamann das Seinige, den Verfasser unkenntlich zu machen. Hatte dieser schon eine Einkleidung gewählt, die aus der Hamann'schen Maskengarderobe gewählt scheinen konnte, so fand sich Hamann dadurch angeregt, noch einige bunte Lappen aus seinem eignen Vorrath aufzuflicken. Er faßte, wie er 27. Februar 1774 an Moser schreibt, das Stück „vorn und hinten ein", d. h. — so sind seine Worte an Herder (2. April 1774) — er fügte „ein exordium und exitum" hinzu und erlaubte sich außerdem einige unbedeutende stilistische Veränderungen, über die er sich in dem Briefe vom 30. und 31. Mai des Weiteren ausläßt. Wie wenig der Herder'sche Stil nach seiner grammatisch-syntaktischen Seite Hamann zusagte, erhellt aus mancher tadelnden Aeußerung desselben. Die subjective Willkür, die Laune, die Gemüthstiefe, der Prophetismus sollte sich nach Hamann doch immer dem festen Geleise des üblichen Satzbaus, der gewöhnlichen Sprachformen und Wortbildungen fügen, während bei Herder der Sturm und Drang der inneren, geistigen Arbeit revolutionär auch mit der Sprache schaltete. Man höre, wie sich bei dieser Gelegenheit Hamann gegen seinen Jünger äußerte. Er schreibt: „die differentia specifica meines Stils und des Ihnen eigenthümlichen ist faustdick, und Ihre Verbeißung des Artikels so unterscheidend als das Alcibiades Hund von Tobias Hündlein, von dem XI, 9 ausdrücklich geschrieben steht: er wedelte mit seinem Schwanze; an welchem Artikel es dem ersten ganz und gar fehlte. Daher war mein erster Einfall, alle Pockengrübchen, naevos und Sommersprossen Ihrer verzogenen Schreibart mit lauter Mouchen zu belegen. Ich versuchte es mit dem Sey's, welches mir wegen der Verwand-

Google

schaft mit dem soit-il unausstehlich ist, kam aber damit auch nicht aus der Stelle." Wie unerheblich in der That die Hamann'schen Correcturen waren, zeigt ein Blick auf das Originalmanuscript der in Rede stehenden Rhapsodie. Dies nämlich gelangte nach Herder's Tode durch Jacobi in Besitz der Herder'schen Familie und findet sich noch heut in dem handschriftlichen Nachlaß Herder's, wo der Unterzeichnete, Dank der Liberalität des Herrn Geh. Staatsrath Stichling in Weimar, es einzusehen Gelegenheit hatte. Die Ein- und Ausleitung ist von Hamann's Hand, mit den betreffenden Druckanordnungen, der Aufsatz selbst von Herder's Hand geschrieben. Daß nichts desto weniger das Ganze von der Mehrzahl der Leser für ein Hamann'sches Opus gehalten wurde, ist kein Wunder. Nur der schärfer blickende Merck war nicht so leicht zu täuschen. „Haben Sie", schreibt derselbe am 29. März an Nicolai (bei Wagner, Briefe aus dem Freundeskreise ꝛc. S. 95), „Herder's Machtsprüche in der Königsberger Zeitung über den ganzen weiten Ocean deutscher Litteratur gesehen und sich daran erbaut? Hier schreibens alle Dunsen Hamann zu, es ist aber so gewiß von Herder, als es nicht von mir ist." Gildemeister, der in seinem redseligen und breiten Buche über Hamann's Leben und Schriften (II, 129) dieser Merck'schen Briefstelle Erwähnung thut, kann die Königsbergische Zeitung nicht gesehen haben, da er über die Beziehung jener Stelle zweifelhaft ist. Schon eine Mittheilung im 8. Bande der vortrefflichen Roth'schen Ausgabe der Schriften Hamann's hätte indeß diesen Zweifel beseitigen können. Denn hier (Bd. 8. Abth. 1. S. 248) findet sich nicht nur eine genaue Notiz über den Herder'schen Beitrag, sondern auch eine Stelle aus demselben sowie die Hamann'sche Vor- und Nachrede wörtlich abgedruckt — Beides auf Anlaß von Hamann's Flugblatt: „Mancherlei und Etwas." Noch einmal nämlich erhielt in diesem Flugblatt der Herder'sche Beitrag ein kleines Nachspiel in echt Hamann'schem Stil. Ein Königsberger Arzt hatte sich über das griechische Citat aus Pindar in dem Herder'schen Aufsatz beschwert und mit Rücksicht auf die Leser der Zeitung den Wunsch nach Verdeutschung geäußert. Man sehe über diese und die sonstigen Beziehungen des „Vorberichts" zu dem „Mancherlei und Etwas" die Roth'sche Vorrede zum 4. Theil der Schriften, und Gildemeister an der angeführten Stelle seiner Biographie Hamann's.

Hier ist nun der Aufsatz, wie er sich in den Beilagen zum 10., 12. und 14. Stück (3., 10., und 17. Februar 1774) der Königsbergischen Zeitung findet. Der zweimal wöchentlich erscheinenden Zeitung wurde nämlich in den späteren Jahrgängen je einmal in der Woche ein Quartblatt von je vier Spalten als eine „Beilage", belehrend-unterhaltenden Inhalts, hinzugefügt. Der Herder'sche Beitrag füllt die erstgenannten beiden Beilagen ganz, während der Beschluß, mit dem von Hamann darüber gesetzten Motto aus Plautus „Accipite reliquom: alieno uti nihil morer", noch ziemlich drei Spalten der letzten Beilage füllt. Der folgende Abdruck giebt treu den Text der Königsbergischen Zeitung wieder, so zwar, daß die Hamann'sche Ein- und Ausleitung ganz wie dort durch kleinere Lettern bemerklich gemacht ist. Nur offenbare Druckfehler und Differenzen der Orthographie innerhalb des Textes selbst haben wir uns zu beseitigen erlaubt. Die eingeklammerten Zahlen bezeichnen die Spalten der drei Beilagen, die, wie alle Beilagen der Zeitung, im Originaldruck unpaginirt sind.

d by Google

Gefundene Blätter aus den neuesten deutschen Litteraturannalen von 1773.

Obscuris vera involvens — —

In einem Ballen Bücher, der sich bis gegen die Mitte des vorigen Monats verspätet hat, fand sich ein ziemlich starkes Pack, das besage seiner etwas seltsamen Aufschrift an die hiesige gelehrte Zeitungs-Expedition zum Beschluß des Jahrs gerichtet war. Zu unserer noch größeren Befremdung über einen so dicken Beytrag, war der Inhalt nichts als ein mit weißem Papier durchgeschossener und sorgfältig ausgefüllter Universal-Meß-Catalog, bei dessen genaueren Durchblätterung uns einige lose Blätter aufmerksam machten, die Acta und Facta der Litteraturannalen vom verflossenen Jahr enthielten, und halb in Mönchenschrift, halb mit einer noch unleserlicheren Frauenzimmerhand entworfen waren. Wir haben einige dieser losen Blätter, so gut wir gekonnt, gesammelt, und werden pour la rareté du fait, so viel sich thun läßt, unseren Beylagen einverleiben.

Ne turbata volent rapidis ludibria ventis: VIRG.

I.

— und so erschien endlich in dem Jahre der Meßias ganz. Allerdings ein Monument der deutschen Poesie und Sprache. Voll der unmittelbarsten Empfindung und einer Einbildung, die sich oft der Inspiration nähert. Malerei und Aeußrung der Seele, wie sie sich in den geheimsten, verwickeltsten Gefühlen nur ausreden, in Worte ausgießen läßt, und was dem Werk gewiß nicht zur letzten Ehre gereicht, voll Religion und Gesang. Wo sich immer nur die menschliche Seele aufschwingen ließ, wird Gesang; Gesang, wie Nachhall seliger Geister aus einem Thale der Unschuld und Liebe. Fast hört die Sprache auf, was sie ist, Sprache, und was sie nach einigen seyn soll, harte deutsche Sprache zu seyn, wird Ton! und Anklang goldner Saite. Da es Religion ist, was sie tönet: und von hier aus, der Gesang alles umfasset, was nur der leiseste Lispel des Gefühls auf Erd und Himmel, Vergangenheit und fernster Zukunft fassen konnte — wer sinkt nicht nieder, um mit dem Sänger seine letzte Triumphsode auszuströmen:

— Ich hofte es von dir und hab' es gesungen
Versöhner Gottes, dein hohes heiliges Lied —

[2] Indessen wars gewiß, daß in all den Jahren, worinn der Dichter das Publikum hatte reifen lassen und selbst mitgereift war, sein Werk noch kaum ein Nationalwerk wie Homer und Ossian hätte werden mögen. Ob der besungne Gegenstand, auch selbst fürs ganze Menschengeschlecht ins Große gemacht, nicht eng und anziehend gnug National war, wie Homers Achill und Ossians Fingal; oder daß wenigstens die Nation noch lange nicht gnug zu der Religionshöhe und allgemeinen Menschenempfindung gereift war, um ein solches Werk, groß für alle Zeiträume und Welt-

Digitized by Google

theile, als ihr kostbarstes Eigenthum zu umfassen? Ob dieser Inhalt, so zart und empfindungsreich er besungen ist, nicht auch groß, für die Religion ursprünglich und für alle menschliche Seelen würdig genug besungen wäre — an Anlage mehr ein Werk der Jugend als des Mannes; dem Vorgrunde und dem ersten Aufriß nach, mehr eine Nacheifrung Miltons, als unmittelbarer Einhauch der Offenbarung: und die Hauptperson insonderheit, dem Umriß ihrer Bildung und dem Ausdruck der Handlung nach, mehr ein Christus Hallischer Schule, als der große Christus der Religion? Ob also hierinn der Dichter mit dem Fortgange seiner Jahre zum Theil schon sich selbst überleben müssen, und das Werk, Anfang und Ende nach kaum Ein Werk sei — oder, so sehr er sich selbst bewahret und mit Fleiß und Kunst in seiner ersten Einfalt zu erhalten gestrebt, der Strom des Viertheil-Jahrhunderts doch neben ihm fortgeströmt, durch mehrere Hülfsmittel und Erläuterungen der Bibel manches so andre Gestalt indeß angenommen, und also von Seite der Religion betrachtet, der Grund seines Gebäudes, wies da ist, jetzt kaum dem rechtgläubigsten sowohl, als andächtigsten Kopfe ganz zugehören könnte? Ob endlich, da der Charakter der Deutschen, (böse oder gut), einmal andere Hauptwendung genommen, von Seite der Einbildung und der bei ihnen so oft erfro[r]nen Empfindung nach dem Verstande, dem Urtheil, der Manneserfahrung hin, sie auch für diese Kräfte, mehrere Nahrung gesucht, und also eine Muse in männlicherer, vester, philosophischen Gestalt begehret — oder vielleicht alles so entschlafen gelegen, um den ganzen Gang bis zur tiefsten Kreuzesstille, und von [3] da zur lautesten Himmelsherrlichkeit hinauf nicht in Einem Klange der Harmonie und Himmelswonne hören können —

(hier fehlt)

• • • Chinesische Säule zartesten Thons mit hellklingenden Glöcklein, bis in die Wolken empor, und oben der blühendste Kranz auf der Säule, aber unten nur Einen Fuß breit — und dem Anscheine nach sich oben gar immer weitend. — — Tausendfach Schade, wenn das herrliche Kunst- und Wolkengebäu nur in einzelnen über allen Ausdruck schönen Ziegeln, Stücken u. Scherben aufgezeigt oder geschätzt — — —

(fehlt wieder bis zum Ende.)

II.

— wurde also die Bardenpoesie unrecht angefochten und oft noch unrechter gerettet. Allerdings gut, daß endlich die Sinesischen Kaminpuppen des neuesten Geschmacks, und die Crebillonschen unaufhörlich wieder-

Digitized by Google

holten Sophagemälde voll ungriechischer und wahrhaft undeutscher Sitten durch etwas in der Welt abgelöst wurden, oder unser edles Deutschland wäre in eine Gallerie verwandelt, von der auch ein Grieche das Gesicht verwendet, oder eine Rosenfarbne Decke vorgezogen hätte, die nun uns Deutschen gewiß zehnfach nöthiger — (fehlt)

— soll da eine aufwachende Barbenerscheinung gesagt haben: und werdet schnamroth, ihr edlen, sonst bescheidnen Söhne Teuts! Warum solche Sittengemälde fremder Sitten? Warum sie in allen Reiz der Dichtkunst und in allen Wahn des guten Geschmacks eingekleidet, wenn ohne Einkleidung der Inhalt euch (Wodin, und der keuschen Freya Dank!) noch Schande und Befremdniß wäre? Mag jener Abbé da Guts stiften, wo die Sitten herrschen, wo sich in ihren Schlamm das reinste Gold verliert, wo also auch aus dem Schlamm etwa die kleinen Goldkörner von Philosophie, guter Lebensart, Feinheit des Geschmacks, Schönheit der Wendungen herausgesucht werden könnten, oder nicht könnten — was kümmerts dich, edler Sohn, keusche Tochter Mana's? Sollen die Chatouillösen und Blaffardinen da stehn im Büchergemälde, damit du, weil du sie etwa sonst nicht im Leben gewahr geworden wärest, und eine Reise — — (fehlt)

— heißt wahrlich nicht, eine Nation in ihren Sitten verfeinern, und noch minder veredlen — Wo alles schon ein so feines Element von Sprache und Sitten athmet, siehe, da ist auch [4] alles schon darauf zubereitet: thut weniger Schaden, wie das Gegentheil weniger hilft: wird als Creme gebraucht, und an Creme, weiß schon jedermann, ißt sich niemand satt — — Wo aber ein Volk, Brei und nahrhafter Speise, Nordischen Gerstentranks und Branntweins gewohnt, nun die Cremes, Liqueurs und Confitures, ansähe als Brei und Branntwein: ahmte mit ehrlichen Herzen und nach der Erbsünde, die man den Deutschen Schuld gegeben, die Feine nach — französisch! — Gift! oder schaale, schaale, schaale, eckle, eckle, eckle Honignachsuppen und süß Wassergespüle! — Ermatten und Erbrechen —

Und siehe da kam ein bardisches Windbrausen von Mitternacht, und wie in Aeneas Gastmal die ungezognen Harpyien —

und die Barden sangen! und die Cremschüsselchen bebten stark — — und selbst die kleinen Amors, die aus Luftbriefchen entsprungen, auch am liebsten um Naschwerk flogen, und

thaten nichts als lieblich liebeln,
thaten nichts als tückisch bübeln,
küßten eine lange Länge
küßten eine große Menge,
küßten immer in die Wette.
Eines war des Andern Klette —

Digitized by Google

ſelbſt dieſe kleine Reim- und Windgeiſterchen flohen Hölein und beluſtigten ſich ob ihrer alten Kränze — (fehlt) — auch die griechiſchen Grazien und Muſen von den Schildweibern und altdeutſchen Blutſaugerinnen, weil ſie gar zärtlicher Natur waren, erſchreckt — —

bis, ſiehe da! an ihrer Statt, ein geſpornter und geflügelter Champion erſchien, der auf ſeinem Schilde nach alter Ritterart es trug, daß er — „deutſcher Merkur"! — —

— und ſowie Merkur allemal ein Gott der Kaufleute und Numeranten, der Täuſcher ausländiſcher unprobhaltiger Waaren, und denn hinten nach auch der Kritik ſolcher Art geweſen — dieſer überdem an ſeinem Reiſehut und franzöſiſchen Halbſtiefeln kennbar — — gab alſo Waghälſe, die auf baldige Windleere des Beutels, den er in der Hand trug, wetten — und daß er deutſcher Merkur ſey, wollte ihm gar niemand glauben (fehlt)

[5] — und auch die Bardenwindsbraut bald verſaufen muſte, weil ſie aus zu ferner kalter Höle war, in der wir nicht geboren, zu ihr auch unſre Zärtlinge, die ſich Publikum nannten, weder Haut noch Pelze hatten. — — — Was ſollte Gerüſt taugen, wo kein Schauſpiel voll Wahrheit mehr iſt oder ſeyn will und kann? und was eine leere Bardenconcordanz und Topik von Ahnen, Hainen, Patriarch-Hermann und Sara-Thusnelda, Wind, Sturm, Schild, Mond, Gräber — —

(fehlt)

Kaiſerin Eliſabeth lies eine Kanone von Eis machen; war keine gegoßene, bleibende Kanone, ſondern nur Kunſt- und Probſtück, ob ſie gleich ſchoß! — alſo —

— Und daß wenn auch dieſer Sturmwind die Luft gereinigt hat, hellere und kältere Tage entſtehen möchten! —

P. Hell hat gefunden, daß das Nordlicht Eis, und Eis Nordlicht ſey — auch wenn der einige P. Denis ſeine Bardentelyn entſaitet haben wird, und ſein Ohr zu den Tönen gewöhnt, ſie anders wohin ſpannete die Saiten — —

— των πεπραγμενων
εν δικα τε και παρα δικαν
αποιητον ουδ' αν
χρονος ο παντων πατηρ
δυναιτο θεμεν εργων τελος
λαθα δε ποτμω συν ευδαιμονι γενοιτ' αν.
Εσλων γαρ υπο χαρματων
πημα θνασκει παλιγκοτον δαμασθεν
οταν θεου μοιρα πεμπη
ανεκας ολβον —

Πινδ. Ολ. Β. Ε.α. Σ.β.

Digitized by Google

(fehlt)

[6] Die übrigen aber sangen und lallten nach, verbesserten **Luthers** Lieder und machten siebenfach schlechtere als seine. Ließen sie in Musik setzen, weil niemand sie singen konnte,

und reimten reich und schön und rein,
und reimten reich und schön und rein,
das muß ein Kirchenjubel seyn — Eya!

(fehlt.)

III.

— Papiers Natur ist Rauschen
und rauschen thut es viel!

so fing sich ein alter Buchdruckergesellengesang an, und — — die allgemeine deutsche Bibliothek! als ob ganz Deutschland von Graubund nach Drontheim zu dieser allgemeinen Bibliothek auch an Masse wie an Inhalt Fußgestelle, Repositorium seyn sollte — zwar daß ihr Papier, seit der erste Freidenkerstoß vorbei ist, ungleich weniger rauschet — und oft stumpf — (fehlt) — und wenn man bei einer andern ihre theologisch-kritischen Artikel ausnähme — sintemal auch das Papier aus Westphälischen Lumpen und Morastwasser —

— und der Einzige leidliche Auszug der Leipziger aus fremden Journälen und Kunstnachrichten —

— und die ewigen Briefe zur Bildung eines jungen Herrn von Stande, der auch wohl ewig außer Stand bleiben dörfte, sich zum Geschmack zu bilden —

Wie in aller Welt, daß auch selbst die bessern Stücke der Kritik, die Werke heißen können, Wood über Homer, Lawsons Beredsamkeit nur immer noch übersetzte, fremde Arbeiten sind? An Talent zur Kritik käme den Deutschen vielleicht keine Nation vor! so phlegmatisch reiffinnig und prüfend und überlegend: warum denn auch hierinn so wenig vollendete Werke? — —

Ein eifriger Subscribent und Sammler zu Klopstocks neuer gelehrten Republik wollte [7] gewissen Generalstaaten gegenwärtiger gelehrten Republik, so unbillig und grundlos Schuld beimessen — sprach von einer allgemeinen Schreibe-Uebersetzungs- und Eichelmastpacht, wo alles Bogenweise — und der Herr Verleger auch Bestimmer der Recensionen, Austheiler der Meinungen und Charaktere einer Heerde lastbarer Thiere sey: Yah! — Yah! — riefe der Herr Verleger, und Yah! Yah! seine Herren Recensenten — und ob also der Herr Verleger nicht wohl thäte, statt andrer verunzierten sein eignes Bildniß — — mid - - mac-

Digitized by Google

con - - — und die laur - - talib - - auribus multa cum laude - — nicht zu vergessen — sich immer ein lebendiges Lebens- und Ehrengedächtniß —

Die gute wahre Kritik einzig nach Jahren, aus reifem ganzen Gebrauche, Gefühl und Ueberlegen des Buchs! — das andere Spreu, die der Wind zerstreuet auch jedesmal, den Mussons, die zwischen Meße und Meße wehen, überlassen! — und hievon kein Wort mehr.

Dem Manne, der in Europa das erste Journal schrieb, was sollte dem Manne aufgerichtet werden — Ehrensäule oder — —

(fehlt)

Noch aber läßt sich kein Würdiger säumen, wo er kann, würdig zu arbeiten. Leßing grub in den Schätzen seiner Bibliothek und fand, was man in Bergwerken findet, Gold- und Erzadern, Silber und Steine. Auch daß er sich, obs gleich nicht seine Pflicht war, den neuen allermenschenfreundlichsten Heidenseligmachern mit Wink und Stoß wiedersetzte — (fehlt).

Heine im Stillen fortarbeitend! Seine Abhandlungen in den Kommentarien sind Beiträge der wahren Antiquität, wie wir damit vor ihr selbst bestehen würden. Sein Pindar — Heil ihm, daß Er blos gethan, was ein Alterthumsforscher thun soll! — hat dem Bilde den Staub weggewischt, der Finger hoch auf ihm lag und wegschreckte. Wie seine Züge nun rein und natürlich lachen und locken —

Die Wiederherstellung Eines solchen Autors gilt über zehn magre, mittelmäßige Uebersetzungen, da Theokrit, Orpheus und Homer und [8.] Musäus alle im Leipziger Ton sprechen, sich einander gleich, wie ein taubes, hahnloses Ei dem andern — (fehlt)

Und Philosophie, die Pflegerin Deutschlands, einst

μητερ χρυσοστεφανων
αεθλων·—
δεσποιν' αλαθειας —

sie schläft. Ihr Mendelsohn und Sulzer kranken: ihr Liebling Kant ruhet. Die Batteux, Bonnets und Buffons gehen den Uebersetzern vortrefflich von Hand: und die Flögels und Frömmichen thun nichts als Haberkuchen aufwärmen. Ein gefundenes Fragment von Reimarus so viel als ein Vermächtnißcodicill seines Testaments —

(fehlt.)

IV.

An wahrer Geschichte diesmal, wie immer, wenig, und ich weiß nicht, ob man darüber zu wehklagen hätte, oder zu rühmen. Noch sammlen wir

Digitized by Google

immer nur Materialen, und thun darinn vor andern viel: auch die Gmelins, Pallas und Güldenstädts in fremden Welttheilen sind unser.

Und wenn wirs nicht an andern Nationen sehen könnten, was daraus werde, um reife Materialien zum Geschichtsroman zu bearbeiten: so, glaub ich, siehe die Mitglieder unsers berühmten historischen Instituts. Schöne Regeln und Schichtwerke (als ob Geschichte von Schichten, historische Kunst von träumen den Namen habe) und kein Werk.

Und wenn ein kritischer Compilator eine sogenannte allgemeine Nordische Geschichte — wurds denn auch eine so allgemeine Nordische Geschichte, daß im Quartbande kein Wort Geschichte Raum hatte. Ob wir also dafür nicht —

Und mit den übersetzten Andersons, Laugiers, Denina's, Dow's, King's u. s. w. vorlieb nehmen! — vorlieb nehmen, wenn Büsching sammlet und le Bret berichtigt! Lieber pauperes nostro in aere und nur in fremden Trugschulden reich — — (fehlt sehr viel.)

V.

[9] Noch war man immer rüstig auf dem Wege zur Bibel. Kritik! Kritik! Kenikots Werk gesammlet und sollte zu Druck — — und die in Deutschland durch ihn geregten Männer, zum Theil Schüler trugen für sich nicht unbeträchtlich bei. Der Kasselsche Codex gebar: — eine neue falsche und neue bessere Erklärung der siebenzig Wochen: erstere von Michaelis, andre von Hassenkamp, ein oft treffender Name, eben weil er selten erscheinet.

Die orientalische und exegetische Bibliothek fuhr fort sich, nicht durch eigne Materien, aber durch Standpunkt und Zusammenfluß ausländischer Zeitungen zu unterscheiden, und das Wort Gottes für Ungelehrte nach Michaelis Uebersetzung lief! zwar nicht ohne Furcht des Anstoßes und Stockens — — Eine schlechte, ungewählte Sprache: im historischen ein eben so schleppender Stil als in der verunzierten Poesie Hiobs: und die Anmerkungen für Ungelehrte ärger als Alles.

Seine Schüler theilten sich in ihres grossen Lehrers grosse Feder, um mit viel kleinen Federn zu schreiben. Einer, der besser als er übersetzen wollte und doch nur wie er übersetzte: Einer, einmal ein verdienter Name, der mit Archäologie der Hebräer anfing und die sieben Augen des Prophetischen Steins erklärte: andre, mit Lesarten und Interpunktionen u. s. w. Der Daniel der siebzig, der jene Erklärung so sonderbar bestätigte, kam endlich, und ein Autor, der Trotz gewöhnlichen Dünkels der Schüler über den Meister, in Deutschland zur Arabisch hebräischen Kritik

Digitized by Google

allein die Fackel vorgetragen, Schultens, erschien in Nachlässen und in Wiederauflebung seines besten Werks, Hiob! auch bei uns.

Uebers Neue Testament, wo nicht so glücklich, doch eben so rasch. Bahrdt schrieb neue Offenbarungen Gottes im 18. Jahrhundert, d. i. wie die alten abgelebten Offenbarungen durch Christum, Evangelisten und Apostel, wenn [10] sie durch Bahrdt sprechen sollten, sprechen würden. Teller, ein Wörterbuch des N. T. hie und da Funken von Ernestischer Kritik, sonst aber das meiste Wasser und Luft! in welche beide Elemente die zu starken Worte Christi und der Apostel, Predigtschwätzern zu gut, sehr lieblich aufgelöst waren. Semler fuhr fort wider den Kanon zu streiten, und zum Kanon aus seinen Schätzen der Kirchengelehrsamkeit Beiträge zu liefern: denn sonderbar gut müssen in guten Menschen auch Vorurtheile wirken. Endlich Ernesti, von planer weiter Gelehrsamkeit, gesundem Kopf und schlichten Sinnen, fuhr mit seiner Kritik, kleinen theologischen Abhandlungen und Predigten, die den Abhandlungen gleichen, stille fort: unser einige Melanchthon!

Die Prediger predigten und die Philosophen philosophirten. Spalding handelte sein Thema von Nutzarbeit der Prediger aufs neue ab, mit untermengten schönen Gloßen und politischen Aphorismen, so daß wozu hie und da Prediger unwesentlich nutz seyn könnten viel darinn stand, was aber sie wesentlich seyn sollten, nicht möchten und beliebten, kein Wort. Dem großen Heidenseligmacher, der neben ihm eben also philosophirt und gepredigt hatte und jetzt ruhig von seiner Mühe schlief — ihm soll im Traum der selige Sokrates, eine denkwürdige Erscheinung! ein Zeuge unsrer Tage! erschienen seyn, ihm aber wenig gefrommet haben u. s. w. Die Baumgartische Metaphysik in Töllners schöne, langweiligartige Manieren aufgelöst, erschien in theologischen Abhandlungen über — so Allerlei aus System und Bibel: wo aber immer System und Bibel an einem Welt-Ende blieb und Töllners Abhandlung am andern. Die Geschichte der drei letzten Lebensjahre Jesu, wie wenn er Spalding-Hesse gewesen wäre, zeigte sich wieder und fand auf dem Markte viel Liebhaber, Gönner und Käufer. Seiler fuhr fort für Unmündige unmündig zu werden; Simonis, der gekrönte Katechismusschreiber der neuen Religion schrieb und schrieb noch immer keinen Katechismus. Resewitz erzog Bürger, weil es Christen zu erziehn nicht mehr lohnte: und die Deistischen Fliegen und Käfer flogen und summten fort, über Glauben, philosophische Bekanntmachung der Religion u. s. w.

[11] Zwar Eine brittische Erscheinung, Hartlei über den Menschen, an Physiologie, Psychologie, Theologie, und einfältigen Aussichten der Geschichte des Menschengeschlechts wahrlich eine Erscheinung! hoch über unsern

Digitized by Google

Köpfen — kam über Meer, ward aber nicht gekannt noch geachtet. Der Uebersetzer, nicht gnug daß er sie verschnitten und verstümmelt hatte, nahm sich noch die Mühe, sie mit Spalding-Mendelsohnscher Philosophie zu weichen und zu wässern. Lavater mit seiner edel-einfältigen Helle und Wärme predigte fort. Jerusalem immer noch nach dem Ende seiner Laufbahn lüstern. Lilienthal in seiner guten Sache — trieb sie fort mit Eifer und Sanftmuth *ευκαιρως ακαιρως*. Wenn einst eine spätere Hand sich auch genöthigt sähe, die Akten dieses treuen, gelehrten Vertheidigers zu kürzen, zu ergänzen und umzuschmelzen, über die Lardners, Lelands und Stackhouse wird uns Deutschen sein Name theuer und Ehrenwerth bleiben! — *ει δε τις επoικοδομει χρυσον, αργυριον, λιθους τιμιους, ξυλα, χορτον: εκαστου το εργον φανερον γενησεται.* *Παυλ. Κορ. Α.*

— — — neu, frey und treu — — —
— — — — o mirificam! — — —

erhaben — durch ein Mausoleum — und einen Satrapen — im Munde — — Unmündigen — — du wirst — — hinuntergestoßen werden — denn die Grube ist von gestern hergerichtet, tief und weit gnug — —

— — — ex me ut unam faciam literam
Longam — — —

Dein heiliger Orbil hat über die Brosamen der Kinder mit Welfen und über die Perlen des Erbtheils mit Fröschlingen gehadert — — Ihre Naziräer — — sind so dürr als ein Scheit — — und ich muß sagen: Wie bin ich aber so mager? Wie bin ich aber so mager? Weh mir! denn die Verächter verachten; ja die Verächter verachten — —

Υψιστον δ'εσχεν ΠΙΣΑ
Ηρακλεος τεθμον — ΠΙΝΔ. ΝΕΜ. I. επω. 3.

Es ist nun nicht unsre Absicht, alle Beziehungen des vorstehenden Aufsatzes zu erörtern. Am allerwenigsten lockt es uns, die stammelnden Laute der Hamann'schen Schlußrede zu interpretiren, denn wenn wir auch das „neu, frey und treu", durch den Hamann'schen Brief an Herder vom 3. April, auf die von dem Magus beabsichtigte Uebersetzung des N. T. zu deuten berechtigt sind, so würden wir doch mit der Deutung der folgenden Gedankenstriche sehr bald in die Brüche gerathen. Die von Herder berührten Litteraturerscheinungen lassen sich ohne Mühe aus dem Meßkatalog genauer bezeichnen. Von besonderer Wichtigkeit aber sind etwa folgende Punkte.

Zuerst die Erwähnung Kant's. Sie zeigt neben der Anpreisung von Kant's „Allgemeiner Theorie des Himmels" in dem Briefe an Lavater vom 30. October 1772 („Aus Herder's Nachlaß" II, 24) und neben der Thatsache, daß durch Herder auch der Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe zum Leser der Kant'schen Schriften wurde (Erinnerungen aus dem Leben von Herder I, 267), wie hoch noch in der Bückeburger Zeit Herder von der philosophischen Bedeutung seines Königsberger Freundes und Lehrers dachte. Gerade diese

Digitized by Google

auf Kant bezügliche Stelle hat jedoch eine geheime Geschichte, durch die sie nicht nur zum verstärkten Zeugniß von Herder's Hochachtung für den großen Philosophen, sondern zugleich zum Zeugniß von des Letzteren Bescheidenheit wird. Aus einem uns leider nicht erhaltenen Lavater'schen Briefe ersah Herder, daß Kant um sein: Autorschaft des Beitrags zur Königsberger Zeitung wisse. Im Verdrusse darüber schreibt er im Mai 1774 an Hamann (Schriften Hamann's V, 72), auch dies „dumme Ding" gehöre zu den leidigen Erfahrungen seiner Schriftstellerei; er wolle gewiß keinen Zeitungsartikel mehr schreiben. „Ich hätte lieber den Finger in den Hals stecken, als es jetzt schreiben sollen. Aber Kanter: erst Versucher, Aufmunterer, und dann Verräther." Die Antwort hierauf lesen wir in dem Briefe Hamann's vom 30. und 31. Mai (Schriften V, 80). Der Vorwurf gegen Kanter sei ungerecht. Herder sei von außen und von innen sein eigner Verräther. Von innen. Denn das Urtheil über den Klopstock und die Bardensprache sei mehr als Wahrzeichen für seine Autorschaft. Von außen. Denn „Aristobulus philosophus (d. i. Kant) wohnt bei ihm (bei Kanter) im Hause, folglich hatte er die Handschrift eher als ich gesehen, und ich fand schon das ausgestrichene Beiwort." Die Stelle würde dunkel sein, wenn nicht das schon oben erwähnte Originalmanuscript der „Gefundenen Blätter" Aufschluß gäbe. Da, wo gegen das Ende von Abschnitt III von der Philosophie die Rede ist, stand ursprünglich: „Ihr Mendelsohn und Sulzer kranken: ihr Liebling, vielleicht mehr als Beide, Kant ruhet;" hintennach jedoch sind die Worte „vielleicht mehr als Beide" ausgestrichen. Wer nun einwenden will, diese Worte seien streng genommen kein „Beiwort", wer die Hamann'sche Rechtfertigung Kanter's bei unsrer Deutung nicht schlagend finden will — mit dem streiten wir nicht: für uns sind die angeführten Data Beweis genug, daß nicht Herder, nicht Hamann, sondern Niemand anders als Kant es war, der jenen Zusatz vor dem Drucke strich.

Als besonders verrätherisch für die Herder'sche Autorschaft hörten wir so eben das Urtheil über Klopstock und die Bardenpoesie bezeichnen. Und mit Recht. Dies Urtheil bildet in der That die interessanteste Parallele zu den gleichzeitigen umständlicheren Auslassungen Herder's über die Klopstock'sche und die durch Klopstock und Ossian angeregte Bardenpoesie. Man weiß, wie die Bewunderung Klopstock's, unbeschadet der vielen treffenden Ausstellungen, die er an der epischen und dramatischen Haltung des Dichters so wie in Bezug auf manche Schwächen des Lyrikers zu machen hatte, unseren Kritiker von Jugend auf beherrschte, und wie der Einfluß dieses poetischen Gestirns kaum vorübergehend durch die Gewalt der sich höher erhebenden Goethischen Dichtung in den Hintergrund gedrängt werden konnte. Schon die Fragmente zur neuern deutschen Litteratur sind voll des Ausdrucks jener Bewunderung; wenn auch der homerische Geist dem Dichter des Messias abgesprochen wird — das Lob, die „Welt der Seele und der Gedanken", den „Strom der Empfindungen" in neuer und ergreifender Weise zur Darstellung gebracht zu haben, kehrt dennoch immer wieder, und nachdrücklich wird Klopstock gegen die theologische Kritik der Lessing'schen Litteraturbriefe, wird „der Heiligste" unsrer Dichter und das „heiligste Gedicht desselben, der Messias" in den Kritischen Wäldern gegen Klotz in Schutz genommen. Klopstock und Winckelmann sind dem Verfasser der Wälder „zwei Enden des menschlichen Geistes,

zwei Extreme deutscher Originale, zwei Markgrafen deutscher Hoheit." Unter den Büchern, nach denen er sich während der Reise von Riga nach Frankreich sehnt, steht die Fortsetzung des Messias obenan. Nicolai schickt ihm endlich den eben erschienenen dritten Band — aber die Reisezerstreuung läßt ihn nicht dazu kommen, denselben zu recensiren. „Ein solches Werk kann spät beurtheilt werden, als ein einziges Erwiges in seiner Art." Mehr noch als am Messias erbaut und erquickt er sich fortwährend an den Klopstock'schen Oden. In dem Verhältniß zu seiner Braut bildet die gemeinsame Verehrung des Dichters gleichsam den Mittelpunkt und Hintergrund. Zuweilen wohl setzt er dem Enthusiasmus der liebenswürdigen Schwärmerin einen kleinen Dämpfer auf, aber eifrig verwahrt er sich dagegen, als ob ihm sein kritisches Bewußtsein den rein menschlichen Genuß an dieser Poesie verkümmre: „Ich fühle Klopstock nicht? ich fühle ihn nicht? — — ich, der ich nach allen Seiten von Hamburg nach Zürich schreibe, um seine kleinsten Stücke zu bekommen?" Es erschien endlich 1771 die Sammlung der Klopstock'schen Oden bei Bode, und alsbald wurde dieselbe in den Blättern von deutscher Art und Kunst mit Worten überschwänglichen Lobes begrüßt. Weitere Ausführung aber fand demnächst dieser Text in der großen Recension der Oden im 19. Bande der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, einer Recension, bei welcher das besonnene kritische Urtheil im schönsten Gleichgewicht mit der warmen Sympathie für die Empfindungs- und Dichtweise des großen Lyrikers erscheint. Wie sollte man da nicht wünschen, ein ähnliches abschließendes Gesammturtheil aus Herder's Munde über den nun vollendeten Messias zu hören? Als Gegengabe für die Odenrecension schickte Klopstock seinem Recensenten die fertigen Bogen des letzten Bandes des Messias zu — allein eben jetzt löste Herder sein Verhältniß zu Nicolai: die Allgemeine Deutsche Bibliothek brachte in ihrem 20. Bande zwar noch eine Herder'sche Recension über Klopstock's David, aber über den Messias sprach Herder sein einstweilen letztes Wort eben nur in dem Aufsatz der Königsberger Zeitung, sowie er sein erstes in dem Gespräch zwischen einem Rabbi und einem Christen in den Fragmenten über die neuere deutsche Litteratur gesprochen hatte. Ziemlich ausführlich dagegen hatte er in der Allgemeinen Bibliothek (Bd. 17) sein Urtheil über Denis' Ossianübersetzung, über Rhingulph und das sonstige Bardenwesen abgegeben, und hiervon wiederum sind die betreffenden Sätze in der Königsberger Zeitung nur eine Summe und ein kürzerer Nachhall.

Unter den übrigen Machtsprüchen des Königsberger Recensenten genüge es, noch das Wort über Spalding's Schrift „Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamts" hervorzuheben, sofern sich hieran die Polemik gegen Spalding anschließt, welche die „Funfzehn Provinzialblätter" so eiferartig durchführten, und welche für Herder die Quelle so einschneidenden Verdrusses wurde. Mit gleichem Rechte indeß wären die Urtheile über Lessing und Lavater, über Wieland und Bahrdt, über den Teutschen Merkur und die Allgemeine Deutsche Bibliothek und Andres hervorzuheben. Genug, daß sich in allen diesen Urtheilen der merkwürdige Wendepunkt von Herder's geistiger und litterarischer Entwicklung präcisirt, welcher mit seinem Eintreten in die Bückeburger Stellung zusammenfällt. Mit den „Gefundenen Blättern" beschloß Herder einstweilen seine Recensirthätigkeit, nachdem er unmittelbar vorher sich von Nicolai's Bibliothek beurlaubt hatte; seine ganze Kraft wandte er von nun

Google

an der Ausarbeitung selbständiger Werke zu; nur die Lemgo'sche Bibliothek brachte in den nächsten Jahren einige wenige Recensionen aus seiner Feder, und erst den Erfurtern gelang es seit 1797, ihn wieder zu einer Reihe von Recensionen anzuregen. Aber auch innerlich, nach Geist und Manier, stehn die „Gefundnen Blätter", auf der Grenze zwischen seiner alten und seiner neuen Schriftstellerei. Eben jetzt hatte er aufgehört — so drückt er sich selbst gegen Merck aus — der „theologische Libertin" von früher zu sein, um sich „fast in einen mystischen Begeisterer" zu verwandeln. Deutlich genug drängt sich die Denkweise vor, die in den auf das Alte und Neue Testament bezüglichen Arbeiten der Bückeburger Periode, in dem Beitrag zur Philosophie der Geschichte und den Provinzialblättern laut wurde. Während er sich von den Merck und Nicolai entfernt, so kehrt er, beinahe wie ein bekehrter Reuiger, zu seinem alten Hamann zurück, so nähert er sich Lavater und dem um diesen geschaarten Kreise. Wie stark die „Gefundenen Blätter" hamanniſiren, liegt auf der Hand. Aber auch Lavater, wenn er sie zu Gesicht bekommen hätte, würde vollauf mit ihnen zufrieden gewesen sein. Ein bei Düntzer fehlender, mir handschriftlich vorliegender Brief von Lavater an Herder vom 21. August bis 2. September 1773 spricht sich über die Michaelis, Teller, Semler, Eberhardt, vor Allem über den Wieland'schen Merkur ganz ähnlich aus wie die betreffenden Stellen in der Königsbergischen Zeitung. Evident aber ist der Lavater'sche Einfluß bei dem Herder'schen Urtheil über den Messias. Man lese des Ersteren Brief vom 21. April 1773 (Aus Herder's Nachlaß II, 57), um sich zu überzeugen, wie bis zu wörtlichen Anklängen die Lavater'sche mit der Herder'schen Kritik übereinstimmt.

Halle, September 1873.

R. Haym.

Eine neue Wendung des Darwinismus.

(„Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte der Organismen von Gust. Theod. Fechner". Leipzig. Breitkopf & Härtel 1873.)

Ernst Häckel ruft am Schlusse seiner weitverbreiteten „natürlichen Schöpfungsgeschichte" begeistert aus, mit der wissenschaftlichen Begründung der Abstammungslehre, wie man sie Darwin verdankt, sei unserem Zeitalter „der höchste Preis menschlicher Erkenntniß beschieden" worden. An einer anderen Stelle spricht er vor allen übrigen Nationen den Engländern und Deutschen „im Wettlaufe der Culturentwickelung" deshalb den Sieg zu, weil sie vorzugsweise gegenwärtig mit dem Ausbau jener Lehre beschäftigt seien; denn in „der Empfänglichkeit für die Entwickelungstheorie und die darauf gegründete monistische Philosophie erblickt er geradezu „den besten Maßstab für den geistigen Entwickelungsgrad des Menschen". Superlative des Ausdrucks, deren kühnen Absolutismus man nur subjectiv erklären kann aus der aufjubelnden Freude eines geistesfrischen Zoologen, daß über den vordem ein-

Digitized by Google

geſtandenermaßen gar ſterilen Boden ſeiner weſentlich ſyſtematiſchen Wiſſenſchaft plötzlich der befruchtende Strom genetiſcher Betrachtung hergeleitet worden. Von ähnlichen Aufregungen der Gefühle iſt der gleiche Akt hiſtoriſcher Belebung auch bei anderen zuvor ungeſchichtlichen Disciplinen begleitet geweſen: ſo als die Geſteinskunde von ehemals den ſtarren Stoff ihrer Forſchung unter den Händen der aufkommenden geologiſchen Theorien mit einem male durch Fluth oder Gluth in Bewegung gerathen, oder als die auf der Oberfläche der Sprachen hinſchlendernde Grammatik die unergründlichen Tiefen der vergleichenden Linguiſtik jählings vor ſich aufgethan ſah. Ja ſo erfuhr ſelbſt die ſtill beſchauliche Aeſthetik der Poeſie einſt ihre darwiniſtiſche Revolution, als durch die kühne Hypotheſe Friedrich Auguſt Wolf's, was bisher für die planvolle Schöpfung eines einzigen göttlichen Dichters gegolten, in den mannichfachen Rückſtand einer wildwachſenden Welt von Sagen und Geſängen verwandelt erſchien, die im Wechſelſpiele von Anpaſſung und Vererbung im Dunkel der Urzeit einen langen Kampf ums Daſein geführt hatten. In allen ſolchen Fällen iſt es begreiflich, daß begeiſterte Anhänger die Macht der neuen Idee alsbald mit den Waffen der Analogie hierhin und dahin auszubreiten trachten, wenn ſie dabei auch ſelten ſich bis zum Anſpruch auf deren Univerſalherrſchaft verſteigen mögen; denn das heißt es doch, wenn eine ſpezialwiſſenſchaftliche Theorie wie die Darwinſche feierlich als die Grundlage einer neuen „Philoſophie" ausgerufen wird. Allein, wie man auch urtheilen mag über derartige Ausſchreitungen, jedenfalls hinterläßt das Häckelſche Buch trotz mancher ſchwächeren Stelle, wo wie etwa bei der Frage der Urzeugung der Glaube dem Wiſſen beiſpringen muß, und trotz manches unnöthigen Ausfalls in die Gebiete der Politik und Moral gerade durch die Energie ſeines Vortrags einen gewinnenden Eindruck; kein Wunder, daß es ſchon in vierter Auflage erſchienen iſt*), man ſieht: es fehlt auch außerhalb des Kreiſes der betheiligten Gelehrten in Deutſchland nicht an einem Publikum, das über Urſprung, Zuſammenhang und Bedeutung der neuen biologiſchen Theorie ſachkundige Aufklärung erlangen möchte. Und das, dieſe Theilnahme an dem Schickſal der modernen Lehre, die aber auch eine gegneriſche Theilnahme ſein kann, nicht alſo die Empfänglichkeit für ſie, ſondern ſchlechthin das Intereſſe an ihr darf man mit Recht zu den vornehmſten Kennzeichen gegenwärtiger Bildung zählen. Eben deshalb kommen auch wir wiederholt referirend auf den Stand der gelehrten Discuſſion über den Darwinismus zurück und freuen uns, heut von einer kleinen Schrift berichten zu können, die, im höchſten Grade originell wie ſie iſt, jener Discuſſion eine unerwartete und merkwürdige Wendung zu geben verſpricht.

*) Berlin, bei Georg Reimer 1873; uns lag nur die 3. Auflage von 1872 vor.

Digitized by Google

Es war zu erwarten, daß Fechner, dessen Arbeiten längst mit Vorliebe der Erörterung naturwissenschaftlicher Grundbegriffe und -gesetze zugewandt waren, zu einer so principiellen Frage, wie die nach der Herkunft der organischen Form- und Wesensunterschiede es ist, entschieden Stellung nehmen werde. Das Ergebniß seines durch den Darwinismus angeregten Nachdenkens über die Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte der Organismen legt er in dem Büchlein dar, das wir eben zur Anzeige bringen; es sind nur „einige Ideen", wie der Verfasser bescheiden einräumt, solche freilich, die auf das ganze Problem, und nicht auf dies allein, die weitesten Ausblicke gestatten. Er bekennt, nach längerem Sträuben zur Descendenzlehre bekehrt worden zu sein, und zwar, wie sich zeigt, doch nicht bloß zu dem Haupt- und Grundsatze derselben, der allgemeinen Annahme einer Entwicklung der höheren Organisationsstufen aus den niederen, vielmehr finden auch die von Darwin insbesondere zur Erläuterung und Stütze jener Annahme herbeigebrachten Vorstellungen einer natürlichen Züchtung durch Anpassung und Vererbung im Kampf ums Dasein den Beifall Fechners, allerdings mit erheblichen Einschränkungen. Denn zunächst gesteht er dem unserer Phantasie bis zum Ueberdrusse vorgeführten Kampf ums Dasein gar nicht die universelle Bedeutung zu, die man ihm bänglich nachsagt. Er geht die heutige belebte Welt durch und findet überall, im Verhältnisse des Thierreichs zum Pflanzenreich, in dem der fleischfressenden Thiere zu den Pflanzenfressern, der Menschen zu Thieren und Pflanzen und schließlich der Menschen unter einander, neben den Momenten feindlicher Concurrenz mindestens ebenso viele der freundlichen: alle sind zur Erhaltung der eigenen Existenz mehr oder weniger auf einander angewiesen, über dem Egoismus der vielen Einzelnen waltet mit immer höherer Kraft das Interesse der Gruppen und ihrer Combinationen, zuletzt das des ganzen Systems, innerhalb dessen jenes Prinzip des Kampfes nur untergeordnet wirksam ist, insofern es den einzelnen Parteien, wenn man so sagen darf, nur die Grenzen steckt, hinter welchen sie für die anderen Parteien nicht allein nützlich, sondern geradezu nöthig sind. Nun geben zwar auch die Darwinisten für diese Parteien selbst, für ganze Gruppen von Organismen willig statt des Kampfes ums Dasein vielmehr eine gegenseitige Förderung des Daseins zu, sie schränken den Ernst jenes Kampfes, insoweit darunter ein egoistischer Wettbewerb um Nahrung verstanden wird, wesentlich auf die nächststehenden, mehr oder weniger gleichgearteten, daher gleichbedürftigen Geschöpfe ein; die förderlichen Beziehungen zwischen den von einander entschiedener gesonderten Individuen führen sie gewöhnlich auf das andere der Wirthschaftslehre entlehnte Prinzip der Arbeitstheilung zurück. Allein, so gut sich das jetzt hören läßt, man sieht nicht, wie in der Vergangenheit dies letztere Prinzip aus und neben dem

Digitized by Google

ersteren sich hat entwickeln können, eine friedlich gesellige Einrichtung aus dem Schoße des Krieges aller gegen alle!

Fechner hebt beispielsweise zwei besondere Ergänzungsverhältnisse hervor, die man, wie sie heut vollendet dastehen, allerdings als auf Arbeitstheilung beruhend bezeichnen darf: das der zwei Geschlechter innerhalb einer besonderen Spezies und das zwischen einigen Pflanzen und Insekten bestehende, wonach jene zum Behufe der Befruchtung auf die Mithülfe dieser angewiesen sind, die wiederum von jenen ihre Nahrung beziehen. In beiden Fällen läßt sich wohl verstehen, wie das einmal befestigte Verhältniß sich im Daseinswettstreite behaupten, nicht aber wie es sich erstmals befestigen konnte in der Nachbarschaft verwandter Concurrenten, die jene Ergänzung noch in zuvor herkömmlicher Weise in sich selbst fanden. Denn Arbeitstheilung verleiht in allewege nur ein Uebergewicht, sofern mit ihr von Anfang an eine Vereinigung der getheilten Arbeit zusammengedacht wird, eine solche aber von vornherein zu garantiren hat der strenge Darwinismus, der überall nur die einseitige, egoistische Entwicklung des Individuums kennt, durchaus kein Mittel an der Hand. Das innerhalb einer bisher geschlechtslosen Spezies isolirt hervorgebildete bloß männliche oder weibliche Thier z. B. wäre an sich im Nachtheil gegen seine geschlechtlich indifferenten Genossen, es bedürfte unleugbar der gleichzeitigen Entstehung des ergänzenden Geschlechts, für deren Eintritt die bisherige Descendenzlehre nur den Zufall anrufen kann, einen Zufall, der in der unumgänglichen Wiederholung bei allen gleichen oder ähnlichen originalen Ergänzungsverhältnissen einen enormen Grad von Unwahrscheinlichkeit erreicht. Man wird darauf mit der Annahme einer Keimdifferenzirung im geschlechtslosen Thiere entgegnen, wodurch dann freilich möglicherweise beide Hälften des künftigen Complexes gleichzeitig hervorgebracht würden: eine solche Keimdifferenzirung aber wäre von Haus aus eine innere Modifikation und der strenge Darwinismus müßte doch seine Modifikationen stets von außen ausgehen lassen, die Anpassung, die er statuirt, hat überall an der Peripherie des individuellen Daseins statt und wirkt erst von da auf das Innere des Einzellebens und so endlich durch Vererbung auf die Zukunft der Gattung weiter. Solange nicht erhellt, welchen Werth eine solche ursprüngliche Keimdifferenzirung für das neutrale Elterngeschöpf selbst gehabt haben könnte, liegt in ihrer Annahme ein Vorblick auf die nachkommende Generation, mit anderen Worten die vom Darwinismus ausgeschlossene Perspektive des Zwecks.

Fechner nun scheut diese Perspektive keineswegs: nicht das Geschlechterverhältniß allein, sondern alle Verhältnisse wesentlicher Ergänzung läßt er entspringen vermittels des Prinzips der „bezugsweisen Differenzirung," neben der die zufällige im Kampf ums Dasein, oder in der geschlechtlichen Auslese,

Digitized by Google

immer noch fördernd, steigernd, zuspitzend einhergeht. Ist nun vermöge jenes Prinzips die später realisirte Wechselbeziehung zwischen den durch Differenzirung entstandenen Sonderwesen der Anlage nach schon in dem noch ungespaltenen erzeugenden Organismus vorhanden, so ist es nur consequent, die gesammte organische Entwicklung, die überhaupt auf Erden stattgefunden — gewissermaßen der sinnlichen Bedeutung des Wortes nach — als die successive Auseinanderwicklung eines einzigen großen organischen Systems zu fassen. Das Pflanzen- und Thierlabyrinth eines brasilianischen Urwalds stellt uns Fechner danach dar als ein allmählich bunter und bunter, stets aber in planmäßigem Zusammenhang entfaltetes Stück jenes erdumfassenden, von Uranbeginn an in sich selber aufs mannichfaltigste angelegten Systems, während nach Darwin diese unendlich verschiedenartige Wesenmasse des tropischen Urwalds aus ursprünglich gleich angelegten Keimen trotz der für alle stets wesentlich identischen äußeren Bedingungen sich wetteifernd eigentlich mehr verwickelt als entwickelt haben müßte. Man wird, zunächst abgesehen von prinzipieller Begründung, Fechner's analytische Schöpfung des Urwaldes wenigstens für nicht schwerer vorstellbar erachten, als dessen synthetische Darstellung nach dem üblichen darwinistischen Rezepte. Und die äußere Erscheinung der streitigen Hylaea brauchte dabei an beliebigen früheren Zeitpunkten nach beiden Theorien so wenig verschieden zu sein wie heute, die Stellungen sozusagen der Truppen auf dem Darwinschen Kriegsschauplatze wären stets dieselben wie im nämlichen Momente bei dem einheitlich entworfenen und geleiteten Fechnerschen Manöver — abgesehen natürlich von dem eigentlichen Ausmarsche: die letzte Herkunft der Organismen erfolgt nach dieser oder jener Lehre in gerade entgegengesetztem Sinne. Es führt das auf die zwar brennende, leider jedoch trotzdem völlig dunkle Frage der sogenannten Urzeugung.

Urzeugung postulirt der echte Darwinismus, er postulirt sie nicht allein ohne sie gegenwärtig experimentell aufzeigen zu können, sondern er vermag auch den vorausgesetzten urzeitlichen Vorgang nicht anders zu erläutern, als indem er die möglichen Stadien desselben nach einander aufzählt: unorganische Materie, Protoplasma, wofür als Bild die heutigen Moneren dienen müssen, einfache Zellen u. s. w., über den Prozeß selbst aber erfahren wir nichts, denn hier fehlt das bewegende, entwickelnde Prinzip, das wie späterhin der Kampf ums Dasein stetig von Stufe zu Stufe forthelfen könnte; dadurch aber, daß ich an einer Leiter Sprossen wahrnehme, auch wohl die verschiedene Distanz zwischen ihnen mit dem Auge abschätze, vermag ich noch keineswegs daran emporzuklimmen. Selbstverständlich nun muß man, da ja von wunderbarem Eingriffe wissenschaftlich keine Rede sein kann, soweit man es überhaupt für ersprießlich ansieht, sich über unbekannte Vorgänge provi-

Digitized by Google

sorische Vorstellungen zu bilden, dennoch eben an jenem Postulate der Urzeugung festhalten, solange kein anderer Ausweg für die Phantasie übrig bleibt. Einen solchen unternimmt jedoch Fechner zu eröffnen. Von vornherein sucht er den inneren Unterschied zwischen Organisch und Unorganisch nicht in verschiedener chemischer Constitution, noch gar in eigenthümlichen Aggregatzuständen, vielmehr in rein mechanischem Sinne in einer Differenz der selbständigen Bewegungsfähigkeit der Theilchen in den Molekülen. Von der klaren, aber in Kürze nicht zu wiederholenden Auseinandersetzung dieser Differenz können wir hier nur das Ergebniß mittheilen: in unorganischen Molekülen vermögen die Theilchen durch ihre eigenen gegenseitigen Wirkungen ihre relative Lage höchstens soweit zu ändern, daß ihre Ordnung oder Reihenfolge überhaupt dadurch nicht gestört wird, während organische Moleküle spontan nicht bloß den Ort, sondern auch die Ordnung ihrer Theilchen ändern können. Indem Fechner alsdann diese Definitionen von Einzelmolekülen auch auf Systeme, die aus solchen zusammengesetzt sind, überträgt, vindicirt er auch z. B. unserem Sonnensystem im Ganzen — seine kosmischen Bestandstücke, die Planeten, Kometen u. s. w. als Einzeltheile gedacht — einen organischen Zustand, den er, eben weil es sich hier um kosmische, nicht um molekulare Bewegungen handelt, kosmorganisch nennt. Nicht minder befand sich dann auch unsere Erde, als sie zuerst *aus der Masse* des Sonnensystems sich absonderte, noch in kosmorganischem Zustande, nur daß die in ihr einander durchkreuzenden Theilbewegungen, weil es hier zunächst an einer Centralmasse mit absolutem Uebergewichte gebrach, ungleich verwickelter gewesen sein müssen. Darauf läßt Fechner — auch das können wir hier nur andeuten — bei fortschreitender Verdichtung der ganzen Erdmasse zwischen den einander erheblich genäherten Molekülen zu der bisher einzig waltenden Gravitation auch noch molekulare Ziehkräfte ins Spiel treten und dadurch die kosmorganischen Bewegungen sich in molekularorganische umsetzen. Dies ist der Punkt in seiner Deduction, den man dem Eintritt der Urzeugung im Darwinschen Systeme gegenüberstellen muß. Man sieht: bei Fechner ist von einer Erzeugung der Einzelorganismen aus dem Unorganischen nirgend die Rede, jene entstehen vielmehr hier und da örtlich durch Spaltung aus einem schon vorhandenen Organismus höherer, kosmischer Ordnung; im Gegentheil muß nach dieser Construktion auch das molekular Anorganische neben dem molekular Organischen aus dem großen gesammtirdischen Organismus hervorgegangen sein.

Ein gewaltiges Phantasma, das man vielleicht als solches gern auf sich wirken läßt; aber bevor man es nun auch gelten ließe, wird man nach dem Wie und Warum fragen. Die Urzeugung erschien darum bedenklich, weil zu ihr das späterhin brauchbare Prinzip des Kampfes ums Dasein

nichts fruchtete; weiß uns demgegenüber Fechner ein Princip zu zeigen, das in der That von Anfang bis zu Ende stetig durch den von ihm gedachten Weltprozeß hin wirken könnte? Er macht als solches namhaft „das Princip der Tendenz zur Stabilität", d. h. des Strebens nach zunehmender Consolidirung aller Verhältnisse durch Ueberleitung verworrener Bewegungscomplexe in periodische oder doch annähernd periodische, so daß innerhalb eines bestimmten Systems allmählich nach gleichen Zeiträumen wenn nicht ganz, doch nahezu gleiche Lagen der bewegten Einzeltheile, überhaupt aber nach und nach verhältnißmäßig einfachere Arten und geringere Maße von Bewegung erreicht würden. Eine Tendenz, von der auch die, welche keine so weitreichende Folgerungen aus ihr ziehen möchten, gern zugeben werden, daß sie sowohl erfahrungsmäßig vielfach hervortrete, als auch daß ihre noch weit allgemeinere Herrschaft durchaus wahrscheinlich sei; in Fechner's Entwicklungssystem aber bildet sie ein die innere Weltbewegung in ihrem Sinne richtendes, constant wirkendes Grundgesetz, welches die sämmtlichen Gesetze organischer Entwicklung, aus dem Kosmischen ins Molekulare sowie innerhalb des letzteren Zustandes, und zugleich nicht minder die etwaige Desorganisation, wie unter anderem die Entstehung des molekular unorganischen Reichs aus dem kosmorganischen, unter sich begreift. So vermeidet er nicht nur die Annahme einer Urzeugung, sondern darf auch jenem gesammten späteren Prozesse der bezugsweisen Differenzirung den nämlichen Sinn einer Tendenz zur Stabilität unterlegen, wobei er, wie wiederholentlich betont werden muß, alsdann die Darwinsche Naturzüchtung immerhin noch ergänzend und ausführend mitwirken läßt.

Ohne Zweifel eine großartige Weltansicht; pambiotisch möchte man das System nennen — um zuvörderst den tiefer weisenden Namen pantheistisch zu umgehen — pambiotisch, weil nach ihm alles Leben, das jemals in der Welt zum Vorschein kommt, schon von Anfang an in ihr gewesen, das kleine Leben in keimartiger Anlage innerhalb des größeren, alles zuletzt in dem einzigen, in seiner Art auch organischen Dasein des Alls selber. Natürlich läßt Fechner ohne Ziererei auch das Menschenleben aus diesem Weltlaufe allmählich hervorgehen, und zwar folgerichtig so, daß es durch die ganze Entwicklung des organischen Reiches hindurch Geschöpfe gegeben habe, welche in ihrer wie auch verschiedenen Organisation doch schon in keimartiger Anlage die Richtung auf endliche Entwicklung zu menschlichen Generationen in sich getragen hätten. Eben diese Entwicklungsfähigkeit hat denn auch von jeher trotz aller zoologischen Aehnlichkeit die Vorfahren des Menschen z. B. von denen des Affen geschieden, welche, wie der Erfolg gezeigt nur gerade die Fähigkeit der Entwickelung zu Affen besaßen: sehr glücklich bezeichnet Fechner die Affen als „im Wege der Differenzirung des organischen

Digitized by Google

Reiches abgespaltete Nebenprodukte des Menschen", und dieselbe Charakteristik werden überall die nächstniederen Verwandten vom Standpunkte der höheren aus verdienen, bis auf die untersten organischen Schleimgebilde der Gegenwart, die Moneren herab, die nach Fechner gleichfalls ein nicht weiter entwicklungsfähiges Nebenprodukt des übrigen zu höherer Ausbildung berufenen organischen Gebietes darstellen und sich auf dieser tiefsten Stufe von Anfang her durch bloß sich selbst wiederholende Fortpflanzung erhalten haben.

Heben wir zum Beschlusse noch hervor, daß Fechner den teleologischen Charakter seiner Theorie nicht nur offen einräumt, sondern darin entschieden einen ihrer Vorzüge sieht. Es handelt sich bei der Frage nach dem Zwecke der causalen Weltentwicklung vor allem um die wirkliche Angabe eines Prinzips, welches eben diese Richtungsumkehr in der Betrachtung des darum doch nicht minder streng causal bleibenden Verlaufes rechtfertigen könnte, und zwar darf dies Prinzip natürlich keine materiell undarstellbare Idee sein, vielmehr muß der Zweck, dem ein causaler Mechanismus nachtrachten soll, auch geradezu als ein angestrebter mechanischer Effekt sich beschreiben lassen. Dies nun leistet das Prinzip der Tendenz zur Stabilität; worin Fechner übrigens nach der ihm eigenthümlichen Neigung, für unsere Vorstellungen vor der geistigen Welt allenthalben in der körperlichen feste Anknüpfungspunkte zu suchen, zugleich gewissermaßen eine Tendenz zum Guten, Wahren, Schönen, mit anderen Worten das göttliche Vorhaben in und mit der Welt selbst erblickt. Doch würde ein näheres Eingehen auf diese „psychophysische" Seite der neuen schöpfungs- und entwickelungsgeschichtlichen Ideen vorerst von der rein naturwissenschaftlichen Prüfung derselben ablenken, die wir in allen Einzelheiten den Sachverständigen überlassen. Hypothetisch wie sie größtentheils ist, wird die Fechnersche Theorie schwerlich die Wahrheit rein enthalten, allein sie wird so gut wie der nicht minder hypothetische Darwinismus unter die Componenten künftiger Wahrheit gerechnet werden dürfen.

Alfred Dove.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Der dritte Congreß der Altkatholiken. Es waren lebhafte, gehaltreiche Tage, die wir in der alten Reichsstadt Constanz erlebten vom 10. September, an dessen Nachmittag Bischof Reinkens unter großem Volkszulauf, den angebotenen Wagen ablehnend, vom Bahnhof zum Gasthofe zur Krone wandelte, woselbst am Abend ein reicher Kranz von altkatholischen Größen nicht blos, sondern auch von Theologen aller Bekenntnisse, Länder und Richtungen

Digitized by Google

sich um ihn versammelte, bis zum 15. September, da auf dem prächtigen Schiffe „Kaiser Wilhelm" die ganze Gesellschaft bei herrlichstem Wetter den Bodensee befuhr. Allgemein war der Eindruck, daß in München und Köln vielleicht Größeres in oratorischer Beziehung geleistet worden, daß aber erst mit dem Congresse von Constanz die Existenz der kirchlichen Gemeinschaft gesichert, ein fester Boden gewonnen und die Zukunft der Sache garantirt sei. Das Imponirende der Thatsache, daß man einen frei gewählten, aber auch in die Reihe die apostolischen Succession correkt eingetretenen Bischof besitze, dazu die sichere und nahe Aussicht auf Anerkennung seitens des Staates Preußen, aber auch das fast keine Schranken mehr erkennen lassende, intime Verhältniß, welches zwischen den priesterlichen Mitgliedern des Congresses und den Laien zu Tage trat, das rasche Zustandekommen eines Verfassungswerkes, auf dessen freisinnige Grundlagen heutzutage Tausende von Protestanten in Norddeutschland nur „mit gelbem Neid" hinblicken dürfen, der brüderliche Verkehr, der sich auch wieder auf diesem Congresse zwischen kirchlichen und theologischen Führern aus allen Nationen und von allen Farben einstellte, die ausdauernde Theilnahme von vielen Tausenden, welche den 9000 Quadratfuß großen Conciliumssaal füllten und den Reden in den öffentlichen Versammlungen lauschten — das Alles konnte nicht anders als einen höchst erhebenden Eindruck hinterlassen, wie denn auch Niemand vom Congresse Abschied genommen haben dürfte, ohne das Bewußtsein mitzunehmen, daß es sich hier um eine Sache handelte, welche ganz unleugbar im Laufen und Zunehmen begriffen ist und noch von größerer Bedeutung für unser nationales Leben werden kann, als jetzt schon der Fall ist.

Die eigentlichen Arbeiten des Congresses bezogen sich zunächst auf die von der „Synodal-Repräsentanz" (Schulte, Reusch, Knoodt, Rottels, Hasenclever) vorgelegte „Synodal- und Gemeindeordnung". Dieselbe wurde im Verlauf eines Tages (12. Septbr.) durchberathen und in derjenigen Form festgesetzt, wie sie zu Pfingsten des künftigen Jahres der ersten altkatholischen Synode vorgelegt werden wird. In der Geschichte der modern-kirchlichen Verfassungsbestrebungen überhaupt wird dieses Aktenstück eine nicht minder wichtige Rolle spielen wie in der Entwickelung des Altkatholicismus insonderheit. Wenn man dem letzteren oft zum Vorwurfe machen will, er gehe, indem er von dem ganzen Gewächse des katholischen Dogmatismus blos die beiden unter Pius IX erwachsenen Distelköpfe abschlage, principlos zu Werke, so hat man nicht blos außer Augen gesetzt, daß hier keine theoretische, sondern eine eminent praktische Aufgabe zur Lösung vorliegt, sondern auch die viel größere Leistung ignorirt, welche der Altkatholicismus in der gründlichen Umackerung des ganzen Bodens, daraus jene Pflanze erwachsen, zu vollbringen sich anschickt. Die zu Constanz vereinbarte Verfassung ist ein

Digitized by Google

Werk von viel größerer und nachhaltigerer Bedeutung als der Protest gegen Dutzende von Dogmen wäre. Radikaler kann man innerhalb des Rahmens katholischer Weltanschauung gar nicht zu Werke gehen, als wenn man den ganzen Verfassungsbau auf die Grundlage der Einzelgemeinde stellt, welche aus allen, beim Kirchenvorstande sich anmeldenden oder von berechtigten Personen angemeldeten Personen besteht. Die großjährigen, im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte befindlichen männlichen Mitglieder der Gemeinde bilden die Gemeindeversammlung. Niemandem fiel es ein, hier etwa sogen. kirchliche Merkmale zu vermissen. Der Gemeindeversammlung steht außer Genehmigung des Budgets und Festsetzung der kirchlichen Steuern die Wahl des Pfarrers, der Kirchenräthe und der Abgeordneten zur Synode zu. Auch bezüglich des passiven Wahlrechtes fehlt wieder jede, die Möglichkeit eines vollständigen Ausdruckes des Gemeindewillens verkümmernde Beschränkung; nur die Delegirten zur Synode müssen Mitglieder der betreffenden Gemeinden, aber nicht gerade des Gemeindevorstandes sein. Dieser Vorstand besteht aus dem Pfarrer und 6 bis 18 gewählten Kirchenräthen, die ihren Vorsitzenden wählen. Der Pfarrer ist also nicht einmal von Natur Präsident des Gemeindecollegiums. Zur Competenz des Kirchenvorstandes gehören sämmtliche Gemeindeangelegenheiten mit Ausnahme der Seelsorge, hinsichtlich welcher jede Gemeinde unter der Leitung des Pfarrers und Bischofs steht. Die jährlich zu versammelnde Synode wird vom Bischof berufen, besteht aus ihm, der Synodalrepräsentanz, allen Geistlichen und einer jedenfalls überwiegenden Anzahl von Laien. Es soll nämlich für jede Gemeinde, welche nicht unter 100 und nicht über 200 selbständige Männer zählt, ein Delegirter und in größeren Gemeinden auf je 200 Männer ein weiterer Delegirter kommen. Die zur Berathung gelangenden Gegenstände müssen um der wünschenswerthen Raschheit der Geschäftsabwickelung willen vor Zusammentritt der Synode vereinbart und von der Synodal-Repräsentanz festgestellt werden; alle Verhandlungen gehen in pleno vor sich. Aus Wahlen der Synode geht nicht blos der Bischof hervor, sondern auch die demselben zur Seite stehende Synodal-Repräsentanz, ein aus 4 Geistlichen und 5 Laien bestehender Beirath, dessen Mitglieder nach einem gewissen Turnus wechseln. Wie der Bischof keine persona minus grata sein darf, so wird auch die Befolgung der Staatsgesetze selbst, wo sie in der Verfassung nicht ausdrücklich, wie das preußische Gesetz vom 11. Mai 1873, aufgeführt sind, vorbehalten, ebenso aber auch alle den Katholiken zustehenden Rechte auf katholische Kirchen, Pfründen, Stiftungen und die für katholische Cultus- und Unterrichtszwecke von den Staaten budgetmäßig gewährten Summen.

Was nun aber die Hauptsache ist: diese Verfassung steht nicht als ein

Digitized by Google

anzustrebendes Ideal auf dem Papier, wie leider dermalen noch die Sätze über Kirchenverfassung, welche der letzte Protestantentag zu Leipzig aufgestellt hat. Altkatholischerseits liegen die Aussichten auf Realisirung ungleich günstiger, als protestantischerseits. Nicht blos ist an der Annahme der vom Congresse beschlossenen Verfassung durch die Synode nicht zu zweifeln, sondern die einzelnen Bestimmungen sind in der bestehenden Gemeindeverwaltung thatsächlich bereits ins Leben getreten, und der Bischof ist ja in der von dem Entwurf vorgesehenen Weise schon gewählt. Diesem Umstande ist vor Allem die Siegesgewißheit und der zuversichtliche Ton, welcher die Constanzer Verhandlungen kennzeichnete, zuzuschreiben. In München und Köln verhandelte man über Richtung und Ziel einer erst im Entstehen begriffenen Bewegung. In Constanz hatte man es bereits mit handgreiflichen Wirklichkeiten zu thun. Der Bischof — wie man sich altkatholischerseits gern ausdrückt: der erste, in apostolischer Weise frei gewählte, der Mann des Vertrauens der Laien nicht minder wie der Priester — dieser Bischof gab schon allein durch seine Anwesenheit, durch seinen Anblick der ganzen Sache im Bewußtsein des weiteren Publikums den nöthigen Halt; er galt als Garantie dafür, daß auch alles Andere, was noch aussteht, im Laufe der Zeit sich einstellen werde. Sein ebenso feines, würdevolles und maßhaltendes, wie doch wieder echt populäres und tapferes Auftreten verstärkte diese Wirkung. Von seiner ersten Ansprache, seinem Zurufe: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde", am Abend des 11. September, bis zu den in der öffentlichen] Versammlung vom 15. gesprochenen Schlußworten, worin er das Verbot des Bibellesens als unter seinem Bischofsstab nicht existirend bezeichnete und vor Allem zur Beherzigung der Bergpredigt und der übrigen unmittelbaren Worte Jesu aufforderte, wurden alle seine Aeußerungen mit lautem Jubel begrüßt, und das Hoch auf den Bischof bildete Anfang und Ende aller Verhandlungen. Für diese selbst und überhaupt für die eigentlich geschäftliche Leitung der Sache hat sich auch diesmal wieder der Geheime Justizrath Ritter v. Schulte als eine in ihrer Art einzige Kraft bewährt; er allein bedeutet für die altkatholische Bewegung schon ein Heer.

Neben der sehr praktischen Errungenschaft einer Synodal- und Gemeindeordnung, welche den Grundsatz der Mitwirkung der Laien bei den kirchlichen Angelegenheiten in ausgiebigster Weise zur Geltung bringt, hat sich der Congreß nun freilich am 13. Sept. noch mit einem Gegenstande befaßt, welcher vielfach den Eindruck der reinen Utopie und Phantasterei hervorzubringen geeignet war. Es war dies der bereits in Köln zum Ausdruck gebrachte Gedanke einer Wiedervereinigung der getrennten Kirchen der Christenheit. Indessen darf man, um gerecht zu urtheilen, nicht vergessen, daß dem angestrebten Rückgange auf die kirchlichen Verhältnisse einer einfacheren, dem Ursprunge

Digitized by Google

des Christenthums näher stehenden Zeit eine derartige Indifferenzirung der bestehenden kirchlichen Gegensätze durchaus entspricht. Selbst der größte Scholastiker, welchen die altkatholische Theologenschaft in ihrer Mitte hat, Professor Michelis, erklärte: „Wir wollen nicht griechisch-katholisch, russisch-katholisch, englisch-katholisch, auch nicht römisch-katholisch, sondern einfach katholisch sein". Wir Protestanten hätten zwar ohne Zweifel alle Ursache, uns dieses, „dem Zerrbilde des Vaticanums gegenüberzustellende, wahrhaft ökumenische Concil", für welches man so sehr schwärmt und auf welchem auch der amerikanische Bischof von Maryland laut seiner Zuschrift einst neben dem altkatholischen Bischofe zu sitzen und zu stimmen gedenkt, alles Ernstes zu verbitten. In Angelegenheiten unserer deutschen wissenschaftlichen Theologie sind anglo-amerikanische Bischöfe gerade ebenso incompetente und unmögliche Richter wie russische Popen oder preußische Pastoren von der Sorte der Augustconferenz. Die Sache ist auch in der That nicht von praktischer Gefahr. Der Sekretär der für diese Angelegenheit bisher bestandenen Commission, Prof. Friedrich aus München, hat mit vollem Recht und unter Zustimmung der Versammlung erklärt, das Beste für Wiedervereinigung der getrennten Kirche thue der Altkatholicismus eben dadurch, daß er erfolgreich den Jesuitismus und Ultramontanismus bekämpfe. Im Uebrigen aber darf man gerade dieser Bewegung das Recht, sich mit dem idealen Nimbus einer anzustrebenden Universalkirche zu umgeben, schon deshalb nicht streitig machen, weil unter allen spezifisch kirchlichen Standarten, welche gegenwärtig aufgerichtet stehen, eben die ihrige es ist, unter welcher sich thatsächlich die verhältnißmäßig größte Mannigfaltigkeit von Denominationen nicht blos, sondern auch von auseinandergehenden theologischen Richtungen zusammenfinden kann. Unter den Gästen konnte man nicht blos den russischen Erzpriester und Synodalbeamten Wassiljeff nebst einigen Glaubensgenossen erblicken, sondern auch zwei anglikanische Bischöfe aus Amerika, Doane und Lymau, die englischen Theologen Howson, Heidemann und Major, den Führer der französisch-protestantischen Orthodoxie Pressensé, die beiden Vertreter des Protestantenvereins Professor Holtzmann und Dekan Schellenberg, ferner den bekannten Kirchenpolitiker Heinrich Gelzer und Andere. Verstärkt wurde das internationale Gepräge des Congresses noch durch die anderen Ländern angehörigen Katholiken, die hier als Freunde und Anhänger der Sache sich eingefunden hatten, als Dr. Gaspard aus Ungarn, Dr. Whittle aus England, Hyacinthe Loyson aus Genf, Abbé Michaud aus Paris. Vor Allem aber war die deutsche Schweiz zahlreich und gut vertreten durch Augustin Keller aus Aarau, Leo Weber aus Solothurn u. A., wie denn überhaupt die altkatholische Bewegung in Deutschland und diejenige in der Schweiz erst auf diesem Congreß sich unmittelbar nahe getreten sind. Weber formulirte

Digitized by Google

in ſeiner Rede an die Volksverſammlung vom 13. September das bisher beſtandene Verhältniß dahin, es ſei in Deutſchland mehr die religiöſe, und in der Schweiz mehr die politiſche Seite der Sache in den Vordergrund getreten. Beide aber müßten ſich ergänzen, die religiöſe aber ſei jedenfalls die wichtigere. In der That bewies die gleich folgende, von wahrhaft reformatoriſchem Zorne getragne Rede des Profeſſors Meſſmer aus München gegen den Heiligen- und Reliquiencultus, wie richtig damit die deutſche Bewegung gewürdigt war. Daß aber neben der Einſicht in die Forderungen des Gewiſſens den deutſchen Altkatholiken auch ein volles Bewußtſein um die politiſche Bedeutung ihres Kampfes, um die national-deutſche Ehrenpflicht beiwohnt, die ſie damit erfüllen, hat am folgenden Tag unſer trefflicher Reichstagsabgeordnete Dr. Völk in draſtiſcher Weiſe dargethan. Als er von der Geſunkenheit des franzöſiſchen Volks ſprach, welches ſich nicht ſchäme, ſein Heil bei Heinrich V, dem infallibeln Papſt, dem Jeſuitismus, dem sacré coeur und dem blindeſten Aberglauben zu ſuchen, entfernte ſich Herr Edmond de Preſſenſé aus dem Saal, um ſich als franzöſiſcher Proteſtant im Journal des débats über die Beleidigung der franzöſiſchen Nation zu beklagen und — mit den Vorbereitungen zu einer allgemeinen Proteſtantenhetze empfangen zu werden. Facta loquuntur!

Die erſte Sitzung des unterelſäſſiſchen Bezirkstags. Aus Straßburg. — In einem frühern Artikel haben wir verſucht, die Inſtitution des Bezirkstags nach Maßgabe der beſtehenden Geſetzgebung zu ſchildern und ſeinen Wirkungskreis und die ihm übertragnen Rechte darzuſtellen. Die Hoffnungen, die vielfach an die Sitzungen der Bezirkstage für eine raſchere Entwicklung der Verhältniſſe im Reichslande geknüpft wurden, ſind nun allerdings durch die leidige Eidesfrage zum großen Theil zu Nichte geworden. Da dieſe Frage noch keineswegs erledigt iſt, ſondern jedenfalls ſpäter wieder auftauchen wird, ſo ſei es geſtattet, hier nochmals darauf zurückzukommen. Nach der franzöſiſchen Geſetzgebung, insbeſondere der von 1852 hatten nicht nur alle Staatsbeamte, ſondern auch alle Mitglieder von ſtaatlichen und gemeindlichen Confeſſionen, die vom Staate anerkannt ſind, bei Eintritt in ihre Stellung den politiſchen Eid zu leiſten. Sie hatten nicht nur Treue in der Ausübung ihrer Pflichten und Gehorſam den Geſetzen, ſondern auch Treue dem Staatsoberhaupt eidlich zu geloben. Bekanntlich hat gerade dieſe weite Ausdehnung der Anwendung des politiſchen Eids bei den vielfach wechſelnden Regierungen in Frankreich dem politiſchen Eid jeden Werth genommen und ihn zu einer leeren Formalität herabgewürdigt, die nur den Nachtheil mit ſich führte, daß durch ſie die Heiligkeit des Eids mißbraucht und das ſittliche Bewußtſein des Volkes ſchwer geſchädigt wurde.

Digitized by Google

Wenn Männer wie Jules Favre, Garnier-Pagès, Rochefort und viele andere Napoleon III den Eid der Treue schwuren, so war dies eben eingestandner Maßen ein Meineid, an dem in ganz Frankreich Niemand einen Anstoß nahm. Hierdurch wurde die ganze Institution so verbraucht, daß nach dem 4. September die Regierung der Nationalvertheidigung den politischen Eid abschaffte durch das Dekret vom 5. September 1870: „die öffentlichen Beamten der Civil-, Militär- und Justizverwaltung sind jeden Eides entbunden. Der politische Eid ist abgeschafft." Es wird in Frankreich fortan von den Beamten und den Mitgliedern von Vertretungskörpern nur der Eid auf treue Erfüllung ihrer Pflichten verlangt. Auch die deutsche Regierung schien diesen Standpunkt einnehmen zu wollen. Weder von den neuangestellten Geistlichen noch von den neugewählten Gemeinderäthen und den neuernannten Bürgermeistern und übrigen Gemeindebeamten wurde ein politischer Eid verlangt. Man begnügte sich mit einer Gelobung der Pflichterfüllung und des Gehorsams gegen die Gesetze. In einem spätern Gesetz wurde dagegen für Staatsbeamte und Notare eine Eidesformel festgestellt, in welcher die Treue gegen den Kaiser Aufnahme fand. Wie es sich dagegen mit der Verpflichtung derjenigen Personen, welche durch dieses Gesetz nicht betroffen waren, verhielt, blieb ungewiß. Die Frage, in wieweit die von der französischen Regierung während des Kriegs erlassenen Gesetze in Elsaß-Lothringen in Kraft getreten sind, war schon mehrfach zur Sprache gekommen, jedoch hatte die Regierung sich bis jetzt noch nicht darüber geäußert. Einzelne Untergerichte waren zwar schon in der Lage gewesen, über die Geltung eines Gesetzes, das zu der angegebenen Kategorie gehört, sich aussprechen zu müssen; ein Urtheil des Appellhofs zu Colmar oder gar des Reichoberhandelsgerichts zu Leipzig, denen eine größere Autorität zugekommen wäre, liegt über die Frage noch nicht vor. Nach längeren Verhandlungen scheint man indessen im Reichskanzleramt zu dem Entschluß gekommen zu sein, der Jurisprudenz die Entscheidung zu überlassen und nicht durch ein neues Gesetz die Zweifel der Bevölkerung und die noch schwankende Praxis der Gerichte zu beseitigen. Die Frage, die einen wesentlich völkerrechtlichen Charakter hat, geht dahin, in welchem Maße und von welchem Augenblick an ein vom Feinde besetztes und ihm im Frieden abgetretenes Gebiet der heimatlichen Staatsgewalt während des Krieges entzogen ist. Durch die kriegerische Besetzung eines Orts wird derselbe der Gewalt des Feindes unterworfen; dieser kann von diesem Augenblick an eine Fortwirkung der heimischen Staatsgewalt nicht dulden. Aus der Besetzung selbst folgt, daß während derselben die heimische Staatsgewalt suspendirt ist. Gesetze, die während dieser Zeit erlassen sind, werden zwar auch für das besetzte Gebiet gegeben, aber sie können dort, solange die feindliche Besetzung dauert, nicht in Kraft treten. Erst wenn dieses Hinder-

Digitized by Google

niß beseitigt ist, üben sie ihre Wirkung aus. Wird das besetzte Gebiet im Friedensschluß von dem Heimatstaate abgetrennt, so erhalten die während der feindlichen Besetzung erlassenen Gesetze dort überhaupt nicht Geltung, da die während des Krieges nur suspendirte Staatsgewalt durch den Friedensschluß völlig aufgehoben wird und an ihre Stelle eine neue tritt. — Anderer Seits aber kann die feindliche Besetzung auch keine Wirkungen ausüben, ehe sie thatsächlich eintritt. Es würde hier an jeder Verbindung zwischen der angeblichen Ursache und der angeblichen Wirkung fehlen. Ein Ort, der von dem Feinde noch nicht besetzt ist, steht unbedingt unter der einheimischen Staatsgewalt und die von ihr erlassenen Gesetze treten, wenn nur alle Bedingungen der Publikation erfüllt sind, in Rechtskraft. War die Gesetzgebung während des Krieges sehr thätig, und ist das Gebiet, das im Kriege besetzt und im Frieden abgetreten wurde, von einiger Ausdehnung, so kann der Fall eintreten, daß in den verschiedenen Gemeinden dieses Gebietes ein verschiedener Rechtszustand sich bildet, je nachdem diese Gemeinden früher oder später vom Feinde besetzt worden sind. So liegen die Dinge in Elsaß-Lothringen und ein einheitlicher Rechtszustand ist nur durch ein neues Gesetz herzustellen, das entweder die nach einem bestimmten Tage von der frühern Staatsgewalt erlassene Gesetze insgesammt aufhebt oder die bis zu einem bestimmten Tage erlassnen Gesetze, die nur eine theilweise Giltigkeit im Lande haben, auf das ganze Land ausdehnt. Weder das eine noch das andere ist aber im Reichslande geschehen. Demnach ist in Bezug auf die Giltigkeit der während des Krieges von der französischen Regierung erlassenen Gesetze in jeder einzelnen Gemeinde zu untersuchen, ob sie am Tage des Ablaufs der Publikationsfrist von den deutschen Truppen schon besetzt war oder nicht. Nur in Bezug auf die belagerten Festungen findet eine Ausnahme statt. Nach der französischen Gesetzgebung und Rechtsprechung tritt ein Gesetz an einem Orte oder Bezirke auch nach Ablauf der Publikationsfrist nicht in Kraft, wenn in Folge von außerordentlichen Hindernissen, wie Ueberschwemmungen, Belagerung u. s. w. die Verbindung dieses Ortes oder Bezirkes mit dem übrigen Land völlig unmöglich war. In Bezug auf die elsaß-lothringischen Festungen ist es also wieder eine Thatfrage, ob die Belagerung die Festung so vollständig abgeschlossen hat, daß die eben angeführte Bedingung erfüllt ist*). Es stehen aber hierbei sehr wichtige Gesetze in Frage. So wurde durch ein Dekret vom 5. September nicht nur der politische Eid, sondern auch der Zeitungstempel abgeschafft, durch Dekret von 10. September wurde der Buchhandel und die Buchdruckerei freigegeben. Durch Decret vom 19. September wurde

*) Ein Urtheil des kaiserlichen Landgerichts zu Straßburg vom 30. Juli 1872 hat angenommen, daß Straßburg durch die Belagerung nicht in der Weise von der Außenwelt abgeschlossen gewesen sei, daß die während der Zeit erlassnen Gesetze dort nicht Gesetzeskraft erlangt hätten.

Digitized by Google

die Bedingung der vorgängigen Ermächtigung des Staatsraths zur gerichtlichen Verfolgung der Staatsbeamten aufgehoben u. s. w. Alle diese Gesetze sind in dem einen Theil des Reichslands noch gegenwärtig in Kraft, in einem andern Theil sind sie nicht in Wirksamkeit getreten, und in einem dritten Theil, in den Festungen, ist es zweifelhaft ob sie Geltung erlangt haben oder nicht. Was nun das Dekret vom 5. September 1870 über die Abschaffung des politischen Eids betrifft, so kann, wenn wir die Frage der Festungen ganz bei Seite lassen, kein Zweifel bestehen, daß dasselbe in dem südlichen Theil des Bezirks Unter-Elsaß und im Bezirk Ober-Elsaß Gesetzeskraft erlangt hat, daß dort für die Mitglieder der Gemeinderäthe, Kreis- und Bezirkstage eine Verpflichtung einen politischen Eid zu leisten nicht besteht. Nun bestimmt zwar allerdings das Gesetz vom 24. Januar 1873, daß auf die Kreistage und Bezirkstage die frühern Gesetze von 1833, 1848 und 1852 über die Arrondissements- und Generalräthe Anwendung finden sollen, Gesetze, in welchen die Verpflichtung zur Leistung des politischen Eides enthalten ist. Soweit indessen diese angeführten Gesetze in einzelnen ihrer Bestimmungen durch Spezialgesetze abgeändert worden sind, sind diese Spezialgesetze in Wirksamkeit geblieben. So konnte denn auch dadurch das Dekret vom 5. September 1870 nicht stillschweigend aufgehoben sein. Ebensowenig kann das Gesetz vom 6. August 1873, welches dem Eid eine neue Fassung gab, diese Wirkung gehoben haben. Dies letztere Gesetz bestimmt nur den Wortlaut des Eids; wo derselbe überhaupt nicht gesetzlich vorgeschrieben ist, kann selbstredend auch das Gesetz vom 6. August keine Anwendung finden.

Wie man sieht, ist jedenfalls die Frage eine sehr zweifelhafte. Da nun für den Eintritt in den deutschen Reichstag die Ableistung eines Eides nicht verlangt wird, so wäre es vielleicht das Klügste von Seiten der Regierung gewesen, den politischen Eid ganz abzuschaffen und durch eine Angelobung treuer Pflichterfüllung und des Gehorsams gegen die Gesetze zu ersetzen. Sie würde damit manchem ehrlichen Manne, der bisher durchaus versöhnliche Gesinnung gezeigt hat und dem nichts ferner liegt als politische Umtriebe, den Eintritt in den Kreis- oder den Bezirkstag erleichtert haben, während er jetzt durch gewissenhafte Aengstlichkeit und namentlich durch die Rücksicht auf die sogenannte öffentliche Meinung davon abgehalten wird. Wie wenig Werth die Regierung selbst auf die Ableistung des politischen Eids legt, wie wenig sie ihn als einen Maßstab für die politische Gesinnung und die Treue gegen die Gesetze betrachtet, geht daraus hervor, daß sie die Bürgermeister und die vom Staat angestellten Kreisärzte, welche zu Mitgliedern der Bezirks- oder Kreistage gewählt wurden und den Eid nicht geleistet haben, ruhig in ihren Aemtern belassen hat. Wenn man an der Spitze einer Stadt wie Metz einen Mann läßt, der ausdrücklich den Eid

Digitized by Google

der Treue zu schwören sich weigert, wenn man dies mit vollem Recht thut, weil eine zweijährige Erfahrung gezeigt hat, mit welchem Pflichtgefühl, welchem Diensteifer, welcher Zuverlässigkeit und Loyalität der Mann sein Amt führt, wenn bei den meisten Männern, die den Eid verweigert haben, die Regierung aus der Vergangenheit ganz dieselbe Ueberzeugung von ihrer Ehrenhaftigkeit und Versöhnlichkeit haben konnte, so muß in der That die Forderung des politischen Eids als eine unpolitische bezeichnet werden. Insbesondere gab die Regierung dadurch, daß sie erst in den letzten Wochen mit dieser Forderung hervortrat, der französischen Partei ein bequemes Mittel in die Hand, um gegen das Zustandekommen der Kreis- und Bezirkstage zu arbeiten und zwar mit gutem Erfolg. Wäre die Forderung vor den Wahlen bekannt gewesen, so wären, — es ist dies mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, — doch in den meisten Kantonen Wahlen zu Stande gekommen. Die vernünftige Ansicht, daß eine Vertretung der Bevölkerung nur dem Lande zum Nutzen gereichen kann, hätte überwogen. Ja wahrscheinlich hätten die meisten derer, die jetzt den Eid verweigert haben, damals sich bereit erklärt ihn zu leisten, wenn sie gewählt würden. Wie wenig ernsthaft von Seiten der eigentlichen Franzdsenfreunde die ganze Frage genommen wird, zeigen die Vorgänge in Straßburg. In dem Wahlprogramm, welches die Kandidaten dieser Partei, die Herrn Lauth und Genossen, vor ihrer Wahl erließen, versprachen sie, allen Verpflichtungen, die sich aus der Uebernahme eines Mandats ergeben, nachkommen zu wollen. Nach zuverlässigen Mittheilungen wurde diese Stelle nach langen Berathungen in das Programm aufgenommen und zwar ausdrücklich mit Bezug auf die etwaige Forderung des politischen Eides. Während also im Juni die Herrn sich bereit erklären, einen Eid zu leisten, finden sie dies plötzlich im August mit ihrem Gewissen nicht verträglich. Nur einer von ihnen, Herr Goguel, der sich durch seine mannigfachen politischen Schwenkungen auszeichnet, und dessen Hauptbestreben es ist, mit keiner der beiden Parteien es zu verderben, blieb dem im Juni gefaßten Beschlusse treu. Er leistete als einziger Vertreter der Stadt Straßburg den Eid, obgleich gerade er es war, der im April jenen bekannten Protest des Gemeinderaths gegen die Absetzung des Bürgermeisters Lauth abgefaßt hatte, der die Suspension des Gemeinderaths zur Folge hatte. — Von den 35 Mitgliedern des unterelsässischen Bezirkstags haben 11 sich geweigert den Eid zu leisten. Bis zu dem Tage der Eröffnung des Bezirkstags schienen übrigens auch diese 11 entschlossen in den Bezirkstag einzutreten und in einer Erklärung an ihre Wähler diesen Entschluß zu motiviren. Erst am Tage zuvor soll es dem Einfluß des ultramontanen Barons Zorn von Bulach gelungen sein, diesen Beschluß wieder umzustoßen und die Herrn zu veranlassen, den Eid zu verweigern. Interessant

Digitized by Google

ist es dabei aber, daß dieser Herr allein mit Unterstützung der Regierung in seinem Wahlkreis Weiler gewählt wurde und ohne diese Unterstützung niemals gewählt worden wäre. Als früherer Kammerherr Napoleons III ist derselbe selbst in der ganz katholischen Gegend wenig beliebt. Trotz seiner bekannten Beziehung zu den Häuptern der ultramontanen Partei im Lande glaubte die Regierung ihm trauen zu dürfen, ein Vertrauen, das jetzt schlecht genug belohnt wurde. Der Mann ist übrigens viel zu unbedeutend um gefährlich zu sein und wenn bei dieser Gelegenheit sein Einfluß den Ausschlag gab, so konnte dies nur der Fall sein, weil unter jenen Elfen überhaupt keine selbständige Persönlichkeit sich befand und weil Herr von Bulach eben als Mundstück der ultramontan-chauvinistischen Partei galt.

So trat denn der Bezirkstag des Unterelsasses am 28. August 1873 zum ersten Male in dem Gebäude des Bezirkstags zusammen, nachdem in einer Vorsitzung, die denselben Tag stattgefunden hatte, die elf Mitglieder ihren Entschluß erklärten, den Eid nicht zu leisten. Die 24 Mitglieder wurden vom Präsidenten von Ernsthausen begrüßt und wählten den Notar Petri aus Sulz unterm Wald zum Präsidenten, einen Mann, der sich bisher durch seine ruhige, verständige Haltung, insbesondere auch im Direktorium der lutherischen Kirche, dessen Mitglied er ist, ausgezeichnet hatte. Indessen ein weiteres Zeichen der unsichern und schwankenden Haltung, welche die Persönlichkeiten charakterisirt, die durch die diesjährigen Wahlen zum ersten Male zu einer politischen Stellung gelangten, trat nun in seinem Verhalten hervor. Nach mehreren Tagen, nachdem der Bezirkstag seine Arbeiten schon begonnen hatte, erklärte Petri zu nicht geringem Erstaunen der Versammlung, er lege sein Amt und sein Mandat als Mitglied des Bezirkstags nieder, weil er die Versammlung, die nur $^2/_3$ der eigentlichen Mitgliederzahl in sich schließe, nicht als berechtigt anerkennen könne, den Bezirk zu vertreten! die Versammlung, von ihrem Präsidenten aufgefordert, seinem Beispiel zu folgen, lehnte einstimmig diese sonderbare Anmuthung ab und war nach wie vor der Ansicht, daß nicht die Majorität der Minorität, sondern die Minorität der Majorität Folge zu leisten habe und daß eine Versammlung, an der $^2/_3$ der Mitglieder Theil nehmen, vollberechtigt ist. Auch bei Petri waren es offenbar äußere Einwirkungen, die ihn zu seinem eigenthümlichen Schritte getrieben haben, der auch unter seinen Wählern keine sehr günstige Beurtheilung erfahren hat. An Stelle Petris übernahm Dr. Rack, der Bürgermeister von Benfeld, den Vorsitz. — Die Zahl der Mitglieder betrug somit noch 23, die aber entschlossen waren, mit Gewissenhaftigkeit und Treue die von ihnen übernommenen Aufgaben zu erfüllen. Sie konnten dies um so leichter, als durch das Ausscheiden der Eidverweigerer jede systematische Opposition entfernt und eine rein sachliche Behandlung der Berathungsgegenstände ermöglicht war. Zu den wichtigsten Angelegenheiten, welche den Bezirkstag beschäftigten, gehörte die Feststellung des Bezirkshaushalts für 1874, die fast durchweg nach der von dem Präsidenten gemachten Vorlage erfolgte. Darnach stellen sich die Einnahmen und Ausgaben auf 1,970,000 Franken. Von den Ausgaben kommen 1,150,000 Franken auf den Wegebau, 163,000 Franken auf das Schulwesen, 110,000 Franken auf die Bezirksirrenanstalt zu Stephansfelde, 102,000 Franken auf die Findel- und Waisenanstalt u. s. w. Die Berathung des Budgets machte keine großen Schwierigkeiten; nur die

Verhandlungen über die neuzuerbauenden Bezirksstraßen und über die den Gemeinden zu gewährenden Zuschüsse für ihre Wege riefen natürlich lange Verhandlungen hervor, da hier die Lokalinteressen der einzelnen Wahlkreise häufig in Widerstreit mit einander geriethen. Da bei weitem die Mehrzahl der Mitglieder in frühern Zeiten nicht dem Generalrath des Departements Nieder-Rhein angehört hatten und mit der Gestaltung der finanziellen Verhältnisse des Bezirks noch ziemlich unbekannt waren, so mußte für dieses Jahr auf eine ganz in das Detail gehende Prüfung des Budgets verzichtet werden; der Bezirkstag mußte sich meist begnügen, auf den Bericht seiner Commission hin, die von dem Bezirkspräsidenten beantragten Positionen zu genehmigen. Ueberhaupt war die Unbekanntschaft mit den neuen Verhältnissen die größte Schwierigkeit, die sich den Mitgliedern entgegenstellte. Zur Ueberwindung derselben trug indeß sehr viel bei der ausführliche Verwaltungsbericht des Bezirkspräsidenten von Ernsthausen, der die Zeit seit dem Krieg umfaßt und in einem 307 Seiten starken Quartband bei Eröffnung des Bezirkstags den Mitgliedern übergeben wurde. Derselbe behandelt nach dem Vorbilde der Berichte der frühern Präfekten alle Zweige der Staatsverwaltung und kann als ein überaus werthvolles Dokument für die Verwaltungsgeschichte des Reichslandes bezeichnet werden. In 29 Abschnitten giebt er eine ebenso klare wie gründliche Uebersicht und zeichnet sich auch vor vielen andern Schriftstücken der Behörden im Reichslande durch eine gute und einfache deutsche Sprache aus. Besonders lehrreich sind die Abschnitte über die Zölle und indirekten Steuern, über das Berg- und Forstwesen, über das Wasserbauwesen, über die Gefängniß- und Besserungsanstalten, das Medizinalwesen, die Landwirthschaft, die finanzielle Lage des Bezirks u. s. w. Andere Abschnitte hätten allerdings an Brauchbarkeit noch gewonnen, wenn sie sich nicht im Wesentlichen auf statistische Nachweise aus den letzten Jahren beschränkten, sondern auch für eine Vergleichung mit der französischen Zeit das Material darböten. Durch diesen Mangel wird namentlich der Abschnitt über die direkten Steuern wenig verwendbar. Ueberall aber tritt es hervor, mit welchem Eifer und wie eingreifend die Regierung auf allen Gebieten der Verwaltung thätig gewesen ist, theils um die Schäden des Krieges zu heilen und die materielle Entwicklung des Landes zu fördern, theils um die Verwaltung unsern deutschen Anschauungen gemäß zu reorganisiren. Es würde uns für heute zu weit führen, auf die Einzelheiten des Berichts einzugehen. Es wird sich vielleicht später hierzu noch Gelegenheit darbieten.

Abgesehen von dem Bezirkshaushalt bezogen sich die wichtigsten Vorlagen, die dem Bezirke gemacht wurden, auf die projektirten Eisenbahnen von Steinburg nach Buchsweiler, die dieses fabrik- und betriebsreiche Städtchen mit der Linie Straßburg-Paris in Verbindung setzen soll, und von Mutzig nach Rothau, die das fabrikerfüllte Breuschthal durchziehen soll. Diese Bahnen waren schon vor dem Kriege beschlossen worden und sollten als Eigenthum des Departements gebaut werden. Das Reichskanzleramt hat jetzt dem Bezirk den Vorschlag gemacht, gegen Zahlung der im Jahre 1869 genehmigten Bezirks- und Gemeindezuschüsse die Bahnen als Reichsbahnen zu bauen, obgleich jetzt die Baukosten bedeutend höher zu stehen kommen werden als vor 4 Jahren. Der Bezirkstag, der sich nicht leicht entschließen konnte, das

Google

Eigenthum an den zu erbauenden Bahnen dem Reiche abzutreten, ging doch endlich auf die Vorschläge des Reichskanzleramtes ein, nachdem dieses noch in Aussicht gestellt hatte, die Bahn nach Buchsweiler auf Reichskosten bis an die Pfälzer Grenze fortzusetzen. So ist denn die baldige Ausführung dieser beiden für die Industrie sehr wichtigen Bahnen zu erwarten.

Politisch am interessantesten waren die Verhandlungen über die Wünsche, die die verschiedenen Kreistage gestellt hatten und über welche der Bezirkstag zu berathen hat, sowie über die aus seiner Mitte gestellten Anträge, einen Wunsch auszusprechen. In erster Reihe stand der Antrag von Klein aus Straßburg (gewählt in Lützelstein), der Bezirkstag möge dem Reichskanzler den Wunsch vortragen, daß dem Reichslande möglichst bald eine Landesverfassung und eine Vertretung gegeben werde, welche bei der dem Lande eigenthümlichen Gesetzgebung mitzuwirken berufen sei. Der Bezirkspräsident erklärte zwar, daß der Antrag als ein politischer nicht zum Wirkungskreis des Bezirkstags gehöre, ohne jedoch die Verhandlungen darüber zu hindern oder sich aus dem Saale zu entfernen. In ausführlicher Rede zeigte Klein, daß bisher die Gesetze für Elsaß-Lothringen erlassen worden sind, ohne daß Männer, die das Land und seine Verhältnisse kennen, zu der Berathung hinzugezogen worden seien, daß die in Berlin gemachten Gesetze keineswegs immer für das Land paßten und daß Elsaß-Lothringen ähnlich wie die andern Staaten des deutschen Reichs eine, wenn auch beschränkte Autonomie verlangen könne. Er wies darauf hin, daß auch nach Einführung der deutschen Reichsverfassung eine Aenderung kaum eintreten werde, da der Reichstag weder Zeit noch Verständniß für die elsaß-lothringische Landesgesetzgebung haben werde. Die Bevölkerung selbst könne nur dann volles Vertrauen zu der neuen Regierung gewinnen, wenn über die wichtigsten Interessen des Landes nicht in den Bureaus des Oberpräsidenten und des Reichskanzlers entschieden werde, sondern wenn die Vertreter der Bevölkerung zur Mitwirkung berufen würden. Der Bezirkstag nahm einstimmig den Antrag Kleins an, der als die erste Aeußerung aus elsässischen Kreisen über die künftige Gestaltung des Verhältnisses des Reichslandes zum Reiche von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein wird. Sobald die beiden andern Bezirke des Oberelsasses und von Lothringen gezeigt haben, daß ihre Vertreter mit eben solcher Einsicht sich auf den Boden der gegebenen Thatsachen stellen, wie die des Unterelsasses, daß sie mit eben solcher Mäßigung und Aufrichtigkeit die öffentlichen Angelegenheiten des Landes zu berathen wissen und ihre Beschlüsse allein zur Befriedigung der wirklichen Bedürfnisse des Landes abfassen, wird auch die Reichsregierung und der Reichstag dem von dem unterelsässischen Bezirkstage ausgesprochenen Wunsche nicht mehr die Erfüllung versagen können. Die Wahlen zum Reichstage, die Nachwahlen zu den Bezirkstagen werden einen genügenden Beweis dafür liefern können, ob die Bevölkerung reif ist an der Gesetzgebung und der Verwaltung des Landes Theil zu nehmen. Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, daß eine derartige Theilnahme eben nur möglich ist, wenn die Vertreter der Bevölkerung offen und ehrlich die Vereinigung des Landes mit dem deutschen Reich anerkennen und nicht die Gefahr besteht, daß sie die ihnen gewährten Rechte dazu mißbrauchen, um die chauvinistischen Bestrebungen zu unterstützen. Bei dem Diner, welches Präsident von Ernsthausen am 3. September den Mit-

gliedern des Bezirkstags gab, beglückwünschte der Oberpräsident v. Möller in einer Tischrede die Mitglieder, daß sie die ersten seien, welche einer künftigen Autonomie des Reichslandes den Boden ebneten, und daß in naher Zukunft die ganze Bevölkerung des Reichslandes ihnen für diesen Schritt danken werde. Die Rede machte auf die Abgeordneten tiefen Eindruck und anknüpfend an die Worte des Oberpräsidenten brachte sofort ein Mitglied des Bezirkstags einen Toast auf das „autonome Reichsland". Uebrigens muß bemerkt werden, daß die verständigen Elsässer unter dem „autonomen Reichslande" keineswegs einen Kleinstaat verstehen, daß sie durchaus nicht in die Misère der deutschen Kleinstaaterei zurückfallen wollen, sondern daß ihr Bestreben nur darauf gerichtet ist, eine Landesvertretung zu erhalten, die Befugniß, die speziellen Interessen des Reichslandes zu wahren und statt des Reichstags bei der speziellen elsässischen Landesgesetzgebung mitzuwirken. Es wird sich allerdings nun weiter darum handeln, diesen Gedanken näher auszuführen und das Verhältniß eines solchen Landtags zu der Reichsregierung und zu dem Reichstag festzustellen.

Von den übrigen Wünschen, welche der Bezirkstag aussprach, sind namentlich folgende noch zu erwähnen: 1) der von fast sämmtlichen Kreistagen gestellte Antrag, daß die französische Sprache beim Unterricht in den Volksschulen größere Berücksichtigung finden möge, wurde von dem Bezirkstag ebenfalls angenommen. Die Debatte hierüber nahm einen sehr lebhaften Charakter an. Insbesondere waren es die Herren Goguel und Petri aus Buchsweiler, welche die deutsche Schulverwaltung angriffen. Der letztere wies allerdings nach, daß die Behörde nicht überall die richtigen Maßregeln ergriffen hat und bei der Auswahl der Lehrer nicht immer mit der erforderlichen Vorsicht vorgegangen ist. Was den Unterricht der französischen Sprache in den Volksschulen der Städte betrifft, so ist dies der Hauptbeschwerdepunkt, der gegen die Regierung vorgebracht wird. Wir waren von jeher der Ansicht, daß das schroffe Auftreten der Regierung in dieser Frage der Erlernung der deutschen Sprache weit mehr geschadet als genutzt hat. Würde die Regierung für eine längere Uebergangszeit von einigen Jahren für den französischen Unterricht in den Volksschulen einige Stunden gestattet haben, so würde gar bald die Bevölkerung selbst keinen Werth mehr darauf gelegt haben und die Regierung hätte ohne irgend welches Aufsehen den französischen Unterricht entfernen können. Durch ihre bisherige Schroffheit hat sie nur bewirkt, daß außerhalb der Schule um so eifriger die französische Sprache getrieben wird. Wir sprechen natürlich hier nur von den Städten, auf dem Lande hat das Wegfallen des französischen Unterrichts keine Aufregung hervorgerufen. Wir glauben, daß die Regierung mehr die Zeit und die Verhältnisse wirken lassen sollte, als durch ein kleinliches und pedantisches Auftreten eine Opposition hervorzurufen. Die Verhandlungen des Bezirkstags können ihr hierfür ein Fingerzeig sein. Bei Eröffnung der Verhandlungen frug der Präsident den Bezirkspräsidenten, ob es gestattet sei, dieselben in französischer Sprache zu führen. Herr von Ernsthausen wies auf das Gesetz vom 31. März 1872 hin, wonach die amtliche Sprache des Bezirkstags die deutsche sei, erklärte aber, daß den einzelnen Mitgliedern, die französisch sprechen wollten, kein Hinderniß im Wege stehe. Die Folge war, daß fast sämmtliche Redner sich der deutschen Sprache bedienten. Manche,

die ihre Rede französisch begannen, beendeten sie deutsch. Hätte man im Anfang die französische Sprache vollständig verbannt, so würde eine große Mißstimmung entstanden sein, die zu einer Agitation, den Gebrauch der französischen Sprache zu gestatten, geführt hätte. So wird bei dem nächsten Zusammentreten des Bezirkstags kaum Jemand noch daran denken, in französischer Sprache Reden zu halten.

2) Der Bezirkstag sprach den Wunsch aus, daß die aufgehobenen Friedensgerichte wieder hergestellt werden, einen Wunsch, dessen Berechtigung wir in diesen Blättern schon früher einmal besprochen. Für den verständigen Sinn des Bezirkstags zeugte es, daß der Antrag, auch die Wiederherstellung der aufgehobenen kleinen Landgerichte zu Schlettstadt und Weißenburg zu verlangen, verworfen wurde.

3) Durch das neu eingeführte Gesetz über die Besteuerung des Branntweins vom 8. Juli 1868 wurde die bisherige Steuerfreiheit der kleinen Eigenbrenner von Branntwein, deren Zahl im Elsaß eine sehr große ist, aufgehoben. Dem Antrag auf Wiederherstellung dieser Steuerfreiheit, welcher von mehrern Kreistagen gestellt worden war, schloß sich der Bezirkstag an. Eine Commission des Bezirkstags hatte mit dem auch als wissenschaftlicher Statistiker wohlbekannten Director der Zölle und indirekten Steuern, Geheime-Rath Fabricius, eine längere Besprechung, durch welche manche Bedenken, die bisher gegen die neueingeführte Branntwein- und Weinbesteuerung (Gesetz vom 10. Mai 1873) gehegt wurden, beseitigt wurden und welcher von Seiten der Regierung in Aussicht gestellt wurde, daß, wenn die neuen Steuern in der That die schädlichen Folgen haben werden, die man befürchtete, eine Reform in das Auge gefaßt werden sollte. Von beiden Seiten ist aber wohl bei dieser Gelegenheit erkannt worden, mit welchen Schwierigkeiten und Uebelständen es verbunden ist, wichtige Gesetze ohne Mitwirkung einer Landesvertretung zu erlassen.

4) Der Bezirkstag sprach den von dem ganzen elsässischen Handelsstand getheilten Wunsch aus, die Regierung möge sich eine baldige Herstellung einer mit der Eisenbahn concurrenzfähigen Wasserstraße nach Ludwigshafen angelegen sein lassen. Wie wichtig diese Angelegenheit für den deutschen Handel und für die elsässische Industrie ganz besonders ist, wird von allen Seiten anerkannt. Von der durch die Regierung concessionirten Tauschleppschifffahrt verspricht man sich nicht die Erfüllung dieser Forderung und hält den Bau eines Kanals von Ludwigshafen nach Straßburg für unumgänglich.

Die übrigen von dem Bezirkstage an die Reichsregierung gerichteten Wünsche haben ein mehr lokales Interesse. In allen aber zeigt sich, daß der Bezirkstag der von dem Präsidenten v. Ernsthausen an ihn gerichteten Mahnung, keine Forderungen an die Regierung zu stellen, deren Erfüllung ihr von vornherein unmöglich sei, nachgekommen ist. Mit Recht durfte der Bezirkspräsident bei dem Schlusse der Sitzungen am 10. Septbr. den Mitgliedern den Dank aussprechen im Namen der Regierung und der Bevölkerung für ihre aufopferungsvolle Thätigkeit und die erzielten Erfolge. Die Sitzungen haben erwiesen, daß das geeignetste Mittel, eine Verständigung zwischen Regierung und Bevölkerung herbeizuführen, die gemeinsame Arbeit für die Interessen des Landes ist. Von allen Mitgliedern des Bezirkstags wurde aber auch der Takt, die Gewandtheit und die Thätigkeit und Für-

sorge für die Bedürfnisse des Landes anerkannt, welche der Präsident v. Ernsthausen bewiesen hat. Das wichtigste Resultat des ersten unterelsässischen Bezirkstags sehen wir darin, daß ein fester Grund gelegt worden ist, auf dem das Vertrauen der Bevölkerung zu der Regierung und der Regierung zu der Bevölkerung erwachsen kann. M.

Zum Andenken Hülsmanns. Aus der Rheinprovinz. — Der 7. August 1873 entriß uns den emeritirten Gymnasialprofessor Jacob Hülsmann aus Duisburg, der in den letzten Jahren zu Bonn gelebt hatte. Wie ein Wunder erschien es, daß der gebrechliche Leib auch nur so lange hatte ausdauern können, aber nun, da die längst erwartete Auflösung eintrat, wurde sie doch von Vielen wie eine unerwartete bittre Störung empfunden. In seltener Weise hatte Hülsmann, der in den letzten Jahrzehnten fast ohne leibliche Verwandten isolirt und krank dahinlebte und ein — ich möchte sagen rein theoretisches, contemplatives Leben führte, die Gabe, gleichgestimmte Gemüther aus den verschiedensten Kreisen um sich zu sammeln und festzuhalten. Und diesen Kreisen widmete er alle Kraft, die ihm noch übrig war, in der Art, die ihm geblieben, in kurzem Gespräch und vor allem in regem Briefwechsel, der Kleines und Großes umfaßte, überall aber die hingebendste Theilnahme für fremdes Wohlergehen und für die vaterländische Sache bekundete. So erinnert er vielfach an den verstorbenen Kirchenhistoriker Neander, von dem ein Beurtheiler, seine Wahrhaftigkeit, Phrasenlosigkeit und Liebe erwähnend sagt, es habe in vielen seiner jungen Freunde ein Herz geschlagen, das für Neander den letzten Tropfen hingegeben hätte, und wenn ihn Manche in dem, was er eigentlich wolle, nicht verstanden hätten, so sei er ihnen doch in seiner unermüdlichen Liebe und Hingebung verständlich gewesen. Dies alles bleibt am besten unausgesprochen vor dem lesenden Publikum, das Hülsmann nach dieser Seite nicht hat kennen können, Anderes aber darf noch gesagt werden. Denn auch diese Zeitschrift kann bezeugen, daß Hülsmanns Arbeiten doch nicht in der persönlichen Seite aufgingen. Von ihrer Begründung an folgte er ihr mit lebhaftem Interesse, bald wurde er gelegentlich Mitarbeiter; der letzte kleine Artikel gegen die Ueberschätzung Molières erschien noch nach seinem Tode*). Und so waren es noch manche Redactionen, die meist auf persönliche Beziehungen gestützt, ihn um seine Mitarbeit angingen und von Zeit zu Zeit Beiträge erhielten. Am besten war er in der evangelischen Theologie gerüstet, denn dieser gehörte sein eigentliches Fachstudium an, aber nachdem er im Jahre 1847 seine „Grundzüge der christlichen Religionslehre", eine Ethik und Glaubenslehre für die Gymnasial-Prima geschrieben hatte, ganz im Sinne von Nitzsch, seinem verehrtesten Lehrer, traten in der theologischen Wissenschaft und in der Kirche so starke Umwälzungen hervor, daß er mehr von aller eigentlichen Theologie absehen lernte und ohne eine wesentliche Ueberzeugung aus seiner Jugendzeit aufzugeben, sich ganz auf das unmittelbar wirkende Religiöse und Sittliche zurückzog. Zeugnisse hierüber liegen vor in dem einzigen Buch,

*) Heft 33 dieses Bandes, Seite 370 fgd. Wir verdanken dem Verstorbenen außer manchen kürzeren Beiträgen besonders die Aufsätze über „die praktische Auseinandersetzung von Schule und Kirche", 1872 II, 74 fg., und über „das neue Schulregulativ", 1873 I, 252 fg. D. Red.

das er seit 1847 hat erscheinen lassen und zwar durch Freundeshand, in dem Buch: „Beiträge zur christlichen Erkenntniß für die gebildete Gemeinde" (1872). Es besteht aus einer Reihe von Briefen und Aufzeichnungen, nothdürftig von dem Herausgeber in eine gewisse Ordnung gebracht. Alle Stücke bekunden eine Dogmenlosigkeit, die den Altgläubigen zunächst erschrecken muß, und doch eine religiös-sittliche Wärme, die nur positiv gerichtet ist und gar keine Neigung zur Kritik und Nergelei verräth. Diese Verbindung ist heutigen Tages noch selten, und ich wundere mich gar nicht, daß jenes Buch eine hervorragende Theilnahme gefunden hat. Ich schreibe am besten eine Aeußerung über das Buch hier ab, die von einem unsrer besten Historiker und politischen Männer herrührt. Er schreibt an Hülsmann: „So hab ich jahrelang ein athemloses Leben geführt und fand wenig Zeit zur Selbstbesinnung. Erst nach und nach wurde das religiöse Bedürfniß in mir stärker; ich begann zu fühlen, daß die Kraft des nach außen gerichteten Willens erstarrt, wenn sie nicht ihren göttlichen Ursprung demüthig anerkennt; ich sah ein, daß die Freiheit und Tiefe des religiösen Lebens am letzten Ende über das Schicksal der Völker entscheidet; auch gegen die Theologen wurde ich gerechter. Darum heiße ich Ihr Buch von Herzen willkommen, wenngleich ich Ihren Betrachtungen — bei meinen ziemlich radikalen persönlichen Anschauungen — nicht überall zu folgen vermag. Ich glaube, Sie haben sehr glücklich den Ton gefunden, der auf die heutigen „gebildeten Verächter der Religion" zu wirken vermag. Man soll nicht schelten und mäkeln an den Ergebnissen moderner Wissenschaft, sondern man soll zeigen, daß sich auch auf der Höhe moderner Bildung die einfältige Bescheidenheit des frommen Gemüths bewahren läßt." Natürlich kamen Hülsmann auch andere Urtheile zu aus Kreisen, die er eben so hoch verehrte, aber überall empfand man sein selbstloses Streben, durch das Buch alles Gute und Edle im Menschen zu kräftigen mit Hülfe religiöser Vertiefung. Wie leicht hätte Hülsmann den Complex der modernen wohlbegründeten Anschauungen über Schrift und Offenbarung, über Gott und Welt, Erlösung und Heiligung in ein kleines Büchlein zusammenfassen können, um dieses corpusculum doctrinae an die Stelle der überlieferten Lehrgebäude zu setzen; ein Anhänger des sel. Stahl nannte so etwas eine religiöse Banting-Cur. Aber Hülsmann hatte zu viel Respect vor der Art, wie überhaupt Religiosität zu Stande kommt und kirchenbildend wird, auch zu viel Respect vor dem Bedürfniß der „Armen im Geist", als daß er die Phänomenologie der Religion mit rauher Hand hätte stören mögen.

Und hier lag ein characteristischer Zug seines Wesens zu Grunde. Er selbst hatte von früh an eine zersetzende Schärfe des Verstandes in sich entwickelt. Das Unlogische, Phrasenhafte, Gedunsene fand er fast instinctiv auch da auf, wo die verbreitete Meinung nur bewunderte. Er fand bald, daß er unter dieser einseitigen kritischen Weise litt, und arbeitete an sich und an der ihm anvertrauten Gymnasial-Jugend dahin, daß ein gesunderes Wesen, ein hingebendes Aufnehmen, ein vertrauensvolles Anerkennen fremder Gedanken und Thaten nirgend von vornherein erschwert werde. Darum stellte er sich schon 1842 in einem Duisburger Gymnasialprogramm (in Bezug auf den deutschen Unterricht) zu Wackernagel und nicht zu Hiecke und den Andern, die durch frühzeitige Reflexion auf die Sprache und die Gedanken-

welt das naturgemäße, gesunde Wachsen der Seele zu stören schienen. Er blieb diesen Anschauungen bis an sein Lebensende treu. Bei ihm war es keine Romantik, sondern der Rückschlag schmerzlicher Erfahrungen und Kämpfe, die er durchzumachen hatte. Und in ihm selbst gelang ihm der Kampf gegen seine kritische Stimmung mehr und mehr. Wie sehr freilich bewahrte er sich die Schärfe der Beurtheilung! Wie zeigen die philosophischen Monatshefte von Prof. Bergmann so deutlich, daß er die philosophischen Arbeiten der bedeutendsten Denker unserer Zeit schnell und im Zusammenhang auffaßte, ohne sich des eignen Urtheils zu begeben. Aber so sehr hatte er die Ergänzung seiner Naturanlage im Laufe der Zeit sich errungen, daß ihm nie wohler war, als wenn er sich an den Leistungen und dem Thun Anderer unbedingt freuen, oder doch an dem Handeln des Andern edle Seiten auffinden konnte. So schrieb er mir einst: „Ich las vorher in Rankes Buch: die deutschen Mächte 1780—90; das 6. Kapitel „von der deutschen Literatur" gehört zu den Herrlichkeiten, die Niemand als Ranke geben kann; ich verstehe sie besser durch Diltheys Schleiermacher, an ähnlicher Stelle. Ich denke, wenn ich so etwas lese, an die Worte Eleonorens im Tasso, an das Glück verstehen zu können, was kluge Männer reden." Wie fern er dabei von einem tadelnswerthen Heroenkultus blieb, könnte derselbe Brief zeigen. Aber jeder kleine Schritt in der Entwicklung der Wissenschaft zu größerer Klarheit, jedes Anzeichen von Besserung im Leben und im Regiment von Kirche und Staat begrüßte er mit freudiger Dankbarkeit. Und wenn wir Jüngern wohl ungeduldig wurden über Generalsuperintendenten, Consistorien und andere conservative Bollwerke, immer hatte er ein Wort der Geduld und Hoffnung für uns. Noch leichter als auf dem kirchlichen Gebiet wurde es ihm auf staatlichem, den Glauben an einen unbedingten Sieg des Guten festzuhalten. Persönliche Kränkungen, die ihm unter dem Kleist-Retzowschen Regiment widerfahren waren, hatten ihm den Blick kaum getrübt. Er wußte, was er von Preußen hoffen durfte. Nach 1866 und besonders nach 1870 war seine Stimmung in politischer Beziehrng fast unausgesetzt eine freudige. Es war öfters überraschend, wie weit seine sonst so kritische Natur über sich hinausging. So schrieb er mir im Jahre 1871: „Vor dem Elend der Franzosen, ich darf es wohl sagen, zieht sich mein Inneres in Mitleid, Trauer und Schrecken zusammen. Das Glück, die Hoheit und Herrlichkeit bei allen Menschlichkeiten und Mängeln dagegen in unserm Volke erdrückt mich fast und erschreckt mich beinahe — verstehen Sie mich nicht falsch. Ich denke: Gott, ist das nicht zu viel? Ist es denn wahr? Kann das bleiben?" Er schrieb diese Worte an dem Tage, da der Reichstag eröffnet wurde, und so läßt sich der Schwung eher verstehen. Aber immerhin bleibt er mir ein bedeutsames Zeichen, was Selbsterziehung vermag.

Und alle diese lebensvolle freudige Theilnahme an andern Menschen, fremden Schicksalen, kirchlichen und politischen Entwicklungen hatte sich durchzuringen gegen die deprimirenden Einflüsse eines stets leidenden, gebrechlichen Körpers. In glücklichen Zeiten konnte er wohl einige Schritte in seinem Zimmer gehen, meist war ihm auch dies nicht möglich, er suchte im Garten den Sonnenschein auf und ließ sich von seinem Diener im kleinen Wagen umherfahren, auch so noch zufrieden.

W. H.

Anmerkungen aus dem Reichslande. — Mit der Entstehung einer rein „elsässischen" Partei ist ziemlicher Schwindel getrieben worden. Hätte man bedacht, wie gering die Zahl der zwischen den beiden großen Staaten eingekeilten Elsässer ist, so würde man von vornherein von ihnen nicht das Unmögliche erwartet haben. An dem Entweder -oder kommt man nicht vorbei. Meinte man nur auf Seiten der deutschen Behörde nicht, schwache Gutmüthigkeit sei ein Mittel die Bevölkerung zu gewinnen; im Gegentheil, nüchterne Festigkeit des Wollens imponirt den Leuten allein. Sehr nothwendig wäre dazu sorgfältigere Auswahl der Beamten; beim besten Willen ist hierin viel verfehlt worden. Deutsche Subalterne, in die französischredenden Theile des Reichs versetzt, kamen plötzlich in ein ungewöhnlich reichliches Einkommen. Die gewöhnliche Wirkung davon ist nicht das Reichwerden, sondern das Schuldenmachen. Dann sieht der französisch gesinnte Gläubiger — Wirth, Händler oder Handwerker — mit Verachtung und Hohn auf die „Deutschen". Auch die sonstige deutsche Einwanderung ist leider vielfach nicht die beste. Die Straßburger Polizei weiß zu sagen, ein wie enormer Procentsatz von bereits Bestraften sich darunter befindet. Dergleichen findet sich freilich in jedem ersten Geschiebe der Nationen; der Kampf ums Dasein ruft solche Erscheinungen hervor, aber da er auf dem Boden der sittlichen Gesellschaft geführt wird, beseitigt er auch allmählich das Abnorme. — Das Volksschulwesen nimmt guten Fortgang, Seminarien für Lehrer und Lehrerinnen wirken sichtbar, ebenso die kürzeren Kurse, zu denen man schon angestellte Lehrer versammelt. Fast noch mehr verspricht man sich von den Präparandenschulen. Die „Schulschwestern" sind noch nicht sofort zu ersetzen, was insofern zu beklagen ist, als sie bei allen reichsfeindlichen Agitationen, Marienerscheinungen und dgl. betheiligt zu sein pflegen. Die confessionelle Scheidung der Seminarien, welche die deutsche Behörde gleich zu Anfang vornahm, wurde vorübergehend wieder rückgängig gemacht in Folge von Vorstellungen, die von einigen elsässischen Notabeln ausgingen. Hinterher aber gewann die Ueberzeugung in der Reichsregierung wieder die Oberhand, daß die Behörden Recht gehabt hatten, und bald zeigten auch jene Notabeln in politischer Beziehung, wie wenig man sie zu Rathe ziehen dürfe. Die Protestanten freuen sich über die Trennung, denn sie haben erfahren, was in der Praxis aus der Parität wird, und die Katholiken sind auch einverstanden, weil sie einer protestantischen Regierung stets unkatholische Einwirkungen auf simultane Anstalten zuschreiben. So werden denn allmählich die Seminarien wieder confessionell gemacht, natürlich mit Fernhaltung ultramontaner Einwirkung, ein Sieg realer Politik und Pädagogik über ideologischen Schwindel.

Berichtigung.

Heft 39 sind in dem Aufsatze „der kursächs. Kammerpräsident v. Hoym" statt „Böhling" und „Engelschell" stets zu lesen die Namen: „Beichling" und „Engelschall."

Ausgegeben: 26. September 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsche Reichs- und Gerichtsverfassung.

Der deutsche Reichstag befindet sich in den letzten Monaten seines legitimen Daseins, und wir werden ihn unter dem fallenden Laub der Bäume sein mühevolles Tagewerk nicht noch einmal aufnehmen sehen. Es ist wohl auch besser so. Die elegische Stimmung des Herbstes wäre ihm nicht heilsam gewesen; die Wiederkehr einer ähnlichen Anwandlung von Müdigkeit und Mattigkeit, wie sie die vergangenen Junitage zeigten, war nur zu sehr zu fürchten. Auch dem besten Willen und der besten Kraft sind am Ende ihre natürlichen Grenzen gesteckt. So groß auch die Ereignisse waren, welche den Reichstag zeitigten so mächtig, einmüthig, siegesstolz und hoffnungsfroh die Bewegung unseres Volks einherfluthete, aus der die erste National-Vertretung hervorging, die sie trug, vorwärts drängte, ihr die Aufgaben erleichterte, so müssen doch auch die tiefwogendsten Wellenschläge allmählich in ihren letzten Kreisen verrauschen. Nur durch jenen einzigen, in so hinreißender Gewalt nie wiederkehrenden Impuls der Kriegsjahre war es überhaupt möglich, mit Anspannung jeden Nervs, Ausnutzung jedes günstigen Moments, nie ermüdender gegenseitiger Willfährigkeit die spröden Elemente des Südens mit dem festen Gefüge des norddeutschen Bundes fortwirkend so weit zu verschmelzen, als es geschehen ist, und die Reichsgesetzgebung, immer neue und schwierigere Aufgaben erfassend, in ununterbrochenem Fluß zu erhalten. Man muß jedes Gedächtniß für eine kurz zurückliegende Vergangenheit und jeden Maßstab für politische Entwicklungsgesetze verloren haben, um beim Anblick der Jahrgänge deutscher Reichsgesetzgebung 1871—1873 nicht mit patriotischer Bewunderung für das zu Stande gebrachte Werk und mit reichlicher Dankbarkeit für die rüstigen Werkmeister erfüllt zu werden. Wenn trotzdem der erste deutsche Reichstag schließlich versagte, und er seinem Nachfolger einige der schwersten, folgereichsten, dringendsten Aufgaben, für deren Erledigung er eigentlich berufen war, ungelöst in fragwürdigster Gestalt zurückläßt, so sollen die anspruchsvollen Zeitgenossen die Schuld hiefür nicht anderwärts suchen, als in der erdrückenden, schlechterdings eben nicht im ersten Anlauf zu bewältigenden, hochaufgethürmten Masse deutsch-nationaler Versäumnisse aus mehr als einem Jahrhundert.

Zwei große Gebiete sind es vor allen anderen, deren Ordnung noch

Digitized by Google

aussteht und die endgültig unter Dach gebracht werden müssen, ehe von einem organischen Bestande des deutschen Reichs geredet werden kann: die Wehrverfassung und die Gerichtsverfassung. Doch gilt der ersteren unsere geringere Sorge. So bedeutende und tief einschneidende Interessen für die Macht, wie für die Freiheit der Nation dort auch in Frage stehen, so sind einerseits doch bereits durch die militärische Gesetzgebung der Vorjahre so viel feste Grundlagen gewonnen, und es handelt sich so überwiegend um ein Mehr und Minder zu vertheilender Lasten an Gut und an Blut, daß es weder dem Partikularismus, noch dem Radikalismus gelingen wird, die Regelung dieser Angelegenheit lange aufzuhalten. Auf keiner Seite ist das deutsche Volk weniger geneigt, sich Steine in den Weg werfen zu lassen, als grade auf dieser. Die gut nationale Gesinnung der militärischen Berufskreise in Nord und Süd des Vaterlandes, die außerordentliche Begabung, Energie, Geschicklichkeit der organisatorischen Kräfte, über welche grade die Reichskriegsverwaltung zu verfügen hat, bieten genügende Bürgschaft für einen gedeihlichen Ausgang. Ueber das Letzte an Schwierigkeiten und Widersprüchen wird uns schließlich die unruhige und bedrohliche Staatswirthschaft unserer westlichen Nachbarn, der feindselige gallisch-romanische Geist, der geschlossene Rüstung von uns verlangt, hinforthelfen müssen.

Sehr viel ungünstiger liegen die Aspekten für den deutschen *Rechtsstaat*, die einheitliche Ordnung deutschen Gerichtswesens. Hier stecken wir überall noch tief in dem trüben Stadium legislativer Vorarbeiten drin, nirgends sind zweifellose gesetzliche Ausgangspunkte für den organischen Aufbau gewonnen, und, was die bedenklichste Erscheinung ist, die Souveränitätsgelüste der Einzelstaaten, die partikularistischen Rechthabereien, die alte Streitsucht juristischer Doctrin und Praxis, eine Menge von Vorurtheilen, gemüthlicher Zu- und Abneigungen sogenannter öffentlicher Meinung tummeln sich in buntem Durcheinander durch den leeren Raum. Es wird ein großes Maß von Selbstverleugnung und politischer Disciplin, ein sehr bedeutender Kraftaufwand aller patriotisch gesinnten Männer erforderlich sein, soll das große Werk, vor dem der erste Reichstag in all seiner Herrlichkeit stehen bleiben mußte, unter unendlich schwierigeren Zeitläufen zu einem glücklichen Ende geführt werden. Die Gefahr verhängnißvoller Verschleppung der Sache liegt näher, als man glaubte. Um ihr zu begegnen, thut vor Allem Noth, sich nicht zu täuschen über die wirkliche Sachlage, und nicht die Aufgabe zu unterschätzen, die gelöst werden soll.

Wenn es freilich nach gewissen landläufigen Berliner Correspondenzen in der Tagespresse ginge, müßte man überzeugt sein, Alles sei in schönster Ordnung und im besten Fluß. Die Leutchen haben etwas klingen gehört von einem Gerichtsverfassungsgesetz, und haben eine so felsenfeste Zuversicht

Digitized by Google

auf den glatten Verlauf wohlgeordneter Gesetzgebungsmaschinerie, daß sie es sich gar nicht anders vorstellen können, als daß ein einmal concipirter Gesetzesentwurf auch binnen bestimmter Frist ausgetragen werden müsse. Schließlich kommt es in ihrem Sinne doch nur auf eine größere oder geringere Zahl von Paragraphen an, die entweder so oder anders lauten, in dieser oder jener Weise amendirt werden können; ob es sich nun um die Post oder die Münze, Zölle oder Steuern, Gewerbe oder Schiffahrt, Militär oder Gerichte handelt, in jedem Falle muß das Ding doch zu redigiren, zu debattiren, zu resolviren und in dem Reichsgesetzblatt zu publiciren sein. Weßhalb grade die Gerichtsordnung anspruchsvoller sein sollte, als die verschiedenen anderen Ordnungen, liegt außerhalb ihres Verständnisses. Sich mit unnützem Erinnern an dasjenige abzuplagen, was sie selbst vielleicht vor einigen Wochen oder Monden an irgend einem besonders gut unterrichteten Tage ihren Lesern über denselben Gegenstand vorerzählt haben, ist ihre Sache nicht. Und so wird denn fröhlich in die Welt geschrieben, bald, Herr Fäustle, der bayerische Justizminister, sei jetzt mit seinem Referat über das Gerichtsverfassungsgesetz wirklich ganz fertig, bald, im preußischen Justizministerium sei jetzt der Entwurf desselben Gesetzes endgültig festgestellt, bald, der Bundesrath werde jetzt gewiß die Sache in Berathung ziehen, natürlich immer mit dem beruhigenden Refrain, in der nächsten Reichstagssession käme die ganze Angelegenheit unfehlbar zur Vorlage. Verehrlichem Publikum mochte das Ganze wohl etwas dunkel vorkommen; indessen zerbricht man sich nicht gern um Hekuba den Kopf.

Versuchen wir es, kurz die Thatsachen ins Gedächtniß zurückzurufen, die entweder offenkundig sind, oder doch zu den offenen Geheimnissen der Berliner Amtsstuben gehören. Wie es überhaupt in den eigenthümlichen Entwicklungsgesetzen deutscher Staats- und Rechtseinheit gelegen, aus ersichtlicher Schwäche der eigentlich organischen, schöpferisch gestaltenden Bildungskräfte zunächst mit Vorliebe die Substanz materieller Rechtssatzungen zu ergreifen, diese zu unificiren, und von diesem durch eine codificirende und reformirende Gesetzgebung geebneten Boden aus die Gewinnung gewisser Reichsinstitutionen anzustreben, wie wir verhältnißmäßig früh und rasch uns im bürgerlichen, wie im peinlichen Recht zu deutschen Gesetzbüchern (Handelsgesetzbuch, Wechsel-Ordnung, Strafgesetzbuch, Seemanns-Ordnung u. a.) durchgearbeitet haben, ohne uns viel an die entsetzliche Zwiespaltigkeit der verschiedenen deutschen Prozeßformen zu stoßen, so gelangten die der deutschen Gerichtsordnung zugewandten legislativen Vorarbeiten auch wiederum mit den Prozeßordnungen im engeren Sinne, der eigentlichen Technik des Rechtsverfahrens, verhältnißmäßig leichter über den Berg, als mit der gemeinsamen Gerichtsverfassung. Am weitesten voraus ist bekanntlich der Entwurf der Civilprozeßord-

Digitized by Google

nung. Nachdem er erst noch unter den Auspicien des seligen Bundestages, später unter dem norddeutschen Bundesprotektorat des Grafen zur Lippe in verschiedenen Commissionen mancherlei Schicksale durchgemacht, hat Dr. Leonhardt zuletzt seine volle, auf diesem Gebiete besonders bewährte Kraft eingesetzt und anscheinend daran erschöpft, den von Neuem umgearbeiteten Entwurf durch die Reichscommission hindurch in den Hafen des Bundesraths als für den Reichstag spruchreife Vorlage hineinzusteuern. Damit ist derselbe vorläufig geborgen. Wahrscheinlich wird er zwar den Anlaß abgeben, die lange verhüllte, inzwischen aus mannigfachen Motiven ungemein hochgestiegene Erbitterung der altpreußischen Justiz, der landrechtlichen wie der rheinländischen, gegen den hannöverschen Justizminister zum hellen Ausbruch zu bringen, und die hier ankämpfenden Einflüsse sind immerhin noch mächtig genug, um den Sturz der heftig angefeindeten, nirgends beliebten Persönlichkeit als einen möglichen Zwischenfall mit in Rechnung zu ziehen. Aber im Uebrigen hat ein solches Werk trotz aller Anfechtbarkeit seiner Principien und aller polemischen Anläufe, sobald es einmal über ein gewisses Stadium hinüber ist, hinreichend Gewicht und Bedeutung, um unabhängig von dem Geschick, Glück oder Unglück seines Meisters durch seine eigene natürliche Schwere alle parlamentarischen Fährlichkeiten zu überwinden. — Mißlicher schon steht es um die deutsche Strafprozeßordnung. Auch über ihre legislativen Anfänge sind mannigfache Wechselfälle hinweggegangen. Lange vor 1866 war in Preußen das Bedürfniß gefühlt worden, dem Strafprozeß geordnetere Grundlagen zu geben, als sie die der anstürmenden Reaction noch über Nacht im Fluge abgerungene oktroyirte Verordnung vom 3. Januar 1849 und das Flickwerk der Novelle vom 3. Mai 1852 darboten. Nach 1866 wurden die Vorarbeiten unter der behenden Hand des Ministerialraths von Schelling schnell zu einem Abschlusse gebracht, theils, um für die neuen Provinzen Hannover, Schleswig-Holstein, Hessen Nath zu schaffen, theils für die Bedürfnisse des norddeutschen Bundes vorausseheud, Die am 25. Juni 1876 oktroyirte sog. neupreußische Strafprozeßordnung sollte der Vorläufer der norddeutschen sein. Da erfolgte im Jahre 1868 der Rücktritt des Grafen zur Lippe und mit Leonhardt's Eintritt in das Justizministerium für die Civil- wie für die Strafprozeßordnung eine neue Aera, die Herrschaft neuer Reformideen und neuer Kräfte. Mit dem Strafgesetzbuch zugleich gingen die Vorarbeiten für den Strafprozeß in die Hände Dr. Friedberg's über, des jetzigen Unterstaatssekretärs im preußischen Justizministerium, eines für gesetzgeberische Arbeiten durch Formtalent, geistige Beweglichkeit und Fruchtbarkeit außerordentlich begabten Mannes. Schon im Herbst 1871 waren die Sachen so weit gefördert, daß der Strafprozeßentwurf der ferneren legislativen Behandlung im Reichslan-

leramt, Bundesrath und Reichstag hätte unterstellt werden können, wäre nicht eine langwierige, alles wieder in Frage stellende Erkrankung Leonhardt's dazwischen getreten. Die hierdurch unvermeidlich gewordene Pause wurde für die weiteren Schicksale des Entwurfs nur zu verhängnißvoll. So tief, wie der Strafprozeß in den Staatsorganismus eingreift, so mannigfach er wirkliche oder vermeintliche Garantien staatsbürgerlicher Freiheit erfaßt und bedingt, wäre es sicherlich bei seiner parlamentarischen Berathung auch damals nicht ohne heftige politische Parteikämpfe abgegangen. Die breite umfassende Durchführung der Schöffengerichtsbarkeit, der eigentlichste Reformgedanke Leonhardt's, den er seiner hannöverschen Heimat entnommen und der ohne ihn sicherlich im Königreich Sachsen ein kümmerliches Experiment geblieben wäre, er hätte ohne Zweifel auch i. J. 1872 Widersacher in Fülle gefunden. Doch ist der Glaube kein allzu sanguinischer, daß in jenen Tagen frischerer Begeisterung für das Reich, unter dem lebhaften Vollgefühl der trotz aller Schwierigkeiten glücklich durchgekämpften Errungenschaft des Strafgesetzbuchs der hochfluthende Strom nationaler Gesetzgebung selbst in dieser Frage allen großen und kleinen Dissens zum Schweigen gebracht hätte. Dem sollte nicht sein. Während der Entwurf über Jahr und Tag im preußischen Justizministerium ruhte, fand der deutsche Philister, der zünftige, wie der unzünftige, Zeit, sich auf seine Lieblingsvorstellungen von vor 1848 zurückzubesinnen, und diesseits wie jenseits des Main wurde das Steckenpferd aller juristen Doktrinäre und Dilettanten, das urgermanische Freiheitspalladium der Schwurgerichte mit vielem Lärm zum erbitterten Streit gegen die Schöffen-Romantiker mobil gemacht. Als endlich im Frühjahr 1873 die deutsche Strafprozeßordnung einer Reichscommission zur Begutachtung überwiesen wurde, war wohl eigentlich schon allen Betheiligten, dem Minister Leonhardt in erster Reihe, das beste Theil des Vertrauens in den Erfolg der Arbeit abhanden gekommen. Trotzdem wurde mit deutscher Gewissenhaftigkeit und Selbstbescheidung die undankbare Aufgabe zur Hand genommen, ohne viel nach rechts oder links zu sehen das mühevolle Pensum durchgearbeitet, und seit den Ferien des Bundesraths befindet sich der von diesem mit dem Referat betraute württembergische Justizminister Mittnacht im Besitz des Commissionsentwurfs. Auch Mittnacht hat einmal seinen Ständen gegenüber die resignirte Aeußerung gethan, er fürchte, der günstige Augenblick für die Schöffengerichte sei unwiederbringlich verloren; sehr zuversichtlich wird auch er an den dornenvollen Gegenstand nicht herantreten. Wie die Dinge heute liegen, möchte man bei alledem der deutschen Strafprozeßordnung folgende Prognose stellen. Käme sie allein in Betracht, löste man ihren Inhalt los von allen bestimmten Voraussetzungen der Gerichtsverfassung, verzichtete man auf jeden selbstständigen Gedanken, sei es den Geschwornen, sei es der Berufungsfrage gegenüber, begnügte man sich mit einem

ized by Google

etwas retouchirten Abklatsch des einst viel verschrienen, heute in der süddeutschen Presse bereits erheblich im Cours gestiegenen Lippe'schen Prozeßgesetzes vom Jahr 1867, so ließe sich die Sache jederzeit ohne viel Umbequemlichkeit durch den Reichstag durchbringen. Einige Reformer von den deutschen Juristentagen würden allerdings auch dann noch bedauern, daß der Entwurf ihre hohe Autorität nicht genügend berücksichtigt habe, einige schöne Reden hin und her müßten gehalten werden, auch an wichtig aufgebauschten Amendements würde es nicht fehlen: schließlich aber würde das Ganze, wenn das Machwerk nur sonst einen leidlich verständigen und glatten Mechanismus zeigte, wahrscheinlich unter allseitigem Beifall sehr bald reichsgesetzlich geborgen sein. Bald auch würden Enthusiasten die neue Schöpfung feiern als ein Monument Germaniens, dauernder als Erz und fast noch erhabener als der stolze Pyramidenbau österreichischer Strafprozeßordnung, das Entzücken aller unserer liberalisirenden Professoren! — Daß es nicht unmöglich ist, den Prozeßgang einigermaßen zu regeln, ohne sich mit den gerichtlichen Organen zu befassen, zeigt die deutsche Gewerbeordnung, die es fertig bekommen hat, ein ganz anständiges Stück von Administrativverfahren trotz der wildesten Buntscheckigkeit deutscher Administrativbehörden gemeinsam zu ordnen. Wie sich die Gewerbeordnung am Schlusse damit behilft, gutmüthig zu erklären: „was unter höherer Verwaltungsbehörde, unterer Verwaltungsbehörde, Gemeindebehörde, Ortsbehörde, Unterbehörde, Polizeibehörde, Ortspolizeibehörde u. s. f. zu verstehen ist, das mag sich jeder Deutsche nach seiner Mundart von seiner angestammten Regierung authentisch interpretiren lassen" (§ 155), so könnte ja nicht minder weitherzig eine deutsche Strafprozeßordnung bestimmen; was Gerichte I., II., III. Instanz, was Staatsanwaltschaft, was Gerichtsvollzieher, gerichtliche Polizei, Geschworene oder Schöffen zu bedeuten haben, darüber befindet endgültig die oberste Justizverwaltungsbehörde jedes Bundesstaats. Wem aber solch vorläufiger Verzicht auf die Gerichtsorganisation ein zu hoher Preis dünkt für den Gewinn einheitlicher Strafprozeßordnung, der wird gut thun, sich mit Geduld zu wappnen und Strafprozeßordnung wie Gerichtsverfassung den noch etwas dunkelen Problemen germanischen Zukunftstaates beizuzählen.

Denn Alles, was sich Zuverlässiges über die Lage des deutschen Gerichtsverfassungsgesetzes feststellen läßt, klingt wenig tröstlich. Täuscht mich meine Erinnerung nicht, so war es im Jahre 1869, als zuerst die Regierungen des norddeutschen Bundes durch ein vom Bundeskanzleramt ausgehendes Auskunftsersuchen über eine unendliche Reihe großer und noch mehr kleiner Fragen der Gerichtseinrichtungen von den Berliner Vorstellungen norddeutscher Justizreform überstürzt wurden. Man schien damals auf der Wilhelmsstraße in Berlin nicht abgeneigt, alle Garderobestücke preußischer Gerichts-

itized by Google

bureaus, welch' unaussprechliche Namen sie auch führten und wie verschlissen sie auch sonst seien, bis zu den subalternsten Dingen herunter für vollkommen würdige Requisite norddeutscher Justizuniform anzusehen. — Ob Dr. Falk, der damalige Referent im preußischen Justizministerium und jetzige Cultusminister überhaupt zur Aufstellung irgend welcher Entwürfe gekommen ist, oder der französische Krieg mit der Reichskrönung hier, wie auf manchen anderen Gebieten, norddeutsche Baupläne verdorben hat, muß dahingestellt bleiben. Als nach den Kriegsjahren und dem Wechsel im Cultusministerium die Gesetzgebungsarbeiten wieder in Fluß kamen, finden wir im preußischen Justizministerium mit dem Gerichtsverfassungsgesetz Dr. Förster beschäftigt, einen Mann von eminenter wissenschaftlicher Bedeutung, reich an Ideen, freisinnig in jeder Beziehung, eine Zierde altländischer preußischer Justiz. Schon die erweiterten Grenzen des neuen Reichs brachten es mit sich, daß man unter Verzicht auf den Kleinkram der ehemals norddeutschen Projekte die deutsche Gerichtsorganisation nach größeren, allgemeineren Stylgesetzen in Angriff nahm. Was von den Grundsätzen des Entwurfs in die Oeffentlichkeit drang, von Amtsgerichten, Landgerichten, Ober-Landesgerichten, von der zukünftigen Bedeutung des Einzelrichteramts, der engen Verbindung der Staatsanwaltschaft mit dem Richteramt, zeigte, daß jedenfalls die engen Gesichtspunkte brandenburgisch-preußischer Gerichtsordnung verlassen, und durch niedersächisch-deutsche Anschauungen verdrängt waren. — Von der störenden Pause abgesehen, die durch das längere Siechthum Leonhardt's auch auf diesem Theile des Gesetzgebungswerks eintrat, gingen im Uebrigen die Arbeiten vorwärts, und im Winter 1872—73 war man so weit, den „Gesetzentwurf über die Verfassung der Gerichte im deutschen Reich für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten und Strafsachen" zur vorgängigen Einigung über die wesentlich politischen Grundlagen desselben vertraulichen Conferenzen von Vertretern der drei Königreiche, Badens und Hessens zu unterstellen. Anfangs schienen auch hier die Dinge ohne erhebliche Anstände vortrefflich weiter zu gehen, die Ministerial-Delegirten beriethen unter Festhaltung der preußischen Organisationsideen das Detail durch, reservirten die heikle Partie der Schöffengerichtsverfassung der Strafprozeßcommission, die noch heikleren Fragen hoher Bundespolitik ihren Vollmachtgebern, den Herren Justizministern selbst, und hatten ihr Tagewerk bald vollbracht. Als nun aber die Excellenzen aus München, Stuttgart, Dresden, Karlsruhe, Darmstadt zusammentraten, um Seitens der hohen verbündeten Regierungen die Vorlage in ihren Grundzügen endgültig festzustellen, da war es mit all' der schönen bisherigen Eintracht zu Ende. Gleich der erste und für die gesammte Frage entscheidende Punkt, die Verkörperung der Reichsjustiz in einem höchsten Organ, die Stellung und Competenz des obersten Reichsge-

d by Google

richtshofs, führte zu unlösbarem Widerstreit. Während man preußischerseits darauf bestand, das Reichsgericht solle als oberste Revisionsinstanz zu entscheiden haben über alle Fragen reichsgesetzlicher Natur, das ganze Gebiet materiellen, wie formellen Reichsrechts, die Normen der künftigen deutschen Civilprozeßordnung selbstredend miteingeschlossen, wollte der Partikularismus sich der letzteren Consequenz durchaus entziehen. Nur das materielle Reichsrecht sollte an das Reichsgericht gedeihen, was praktisch auf das dürftige Resultat hinauslaufen würde, daß das bisherige Reichsoberhandelsgericht noch um einen Senat für Strafsachen bereichert würde, im Uebrigen aber im lieben deutschen Reich trotz aller deutschen Civilprozeßordnung jedes Land und Ländchen sein souveränes Obertribunal oder Ober-Appellationsgericht und seine partikularen Prozeßgebräuche unangefochten behielte. Für Preußen, das ohnehin der deutschen Gerichtsorganisation bei weitem die größten und empfindlichsten Opfer zu bringen hat, standen in der Frage sehr greifbare Interessen auf dem Spiele. Man konnte sich zu Gunsten eines unbeschränkten, wahrhaft obersten Reichsgerichts wohl entschließen, eine Schöpfung von der Bedeutung und dem Umfange, wie das preußische Obertribunal, eingehen und in einem großen Umwandlungsprozeß in einer höheren Einheit aufgehen zu sehen. Das Obertribunal aber allmählich zerbröckeln und die mühsam genug durch den obersten Gerichtshof stabilirte Rechtseinheit Preußens unklar verwirren zu lassen durch die lahm daneben herhinkende Competenz des Leipziger Reichshofes, dazu konnte und wollte man sich in Berlin nicht hergeben. Trotzdem blieb insbesondere Bayern hartnäckig auf seinem Widerspruch, ja es gelang, wie man erzählt, der jüngeren, rüstigeren Kraft des bayerischen Justizministers Fäustle, über die etwas aufgebrauchte Capacität Leonhardt's derartig die Oberhand zu gewinnen, daß er die Leitung der Verhandlungen aus den ermatteten Händen des Letzteren fast widerstandslos an sich reißen, die Mehrheit der Collegen auf seine Seite hinüberziehen und er sich, so zu sagen, zum Herrn der Situation machen konnte. Jetzt wurden auch andere unwesentliche Punkte, wie beispielsweise das Institut der Gerichtsvollzieher, für süddeutsches Staatswesen unannehmbar und ein gutes Stück des Entwurfs als der Umarbeitung bedürftig erklärt. Das Ende war, wie es der correkte Parlamentarismus fordert, daß dem Sieger die Aufstellung eines neuen, nach seinen Wünschen umgearbeiteten Organisationsgesetzes zufiel, Herr Fäustle das Referat hiefür übernahm und man sich über die Osterferien vertagte. Alles, was Preußens Justizminister zur Abwehr dieser Niederlage an Energie aufzubringen vermochte, bestand in persönlich verletzter Abwendung von der verleideten Arbeit und in einer Art von passivem Widerstand, der die Wiederaufnahme der Ministerconferenzen und das Fäustle'sche Referat für den Rest der diesjährigen Reichstags- und Bundesrathssession verhindert

hat. Preußischerseits soll allerdings in der Stille die redaktionelle Thätigkeit in verbesserter Formulirung und Motivirung des Gerichtsverfassungsgesetzes unter Festhaltung des ersten Entwurfs auch bezüglich der Zuständigkeit des Reichsgerichts fortgesetzt worden sein. Die eigentlich legislative Behandlung des Ganzen, mitsammt den Prozeßordnungen, ist aber seit Ostern 1873 so vollständig in's Stocken gerathen, daß kein Mensch bestimmen kann, wann und wie die Sache wieder in Gang zu bringen sei. Ein unmittelbares Einbringen des Organisationsgesetzes in den Bundesrath würde unfehlbar zu einer Majorisirung Preußens führen, und, solange die Herren Leonhardt und Fäustle im Besitz ihrer Portefeuilles sind, gehört eine vorgängige Aussöhnung der preußisch-bayerschen Gegensätze zu den allerunwahrscheinlichsten Wandlungen.

Es wäre die Mühe nicht werth, über diese die Oberfläche der Dinge kräuselnden Vorgänge auch nur andeutungsweise zu berichten, wären es nicht Anzeichen tiefer gehender Bewegungen. Was hinter den Zuständigkeitsfragen des deutschen Reichsgerichts und hinter den persönlichen Reibungen einiger Justizminister verborgen liegt, ist im Grunde doch nur die Thatsache, daß der Partikularismus allmählich zur Erkenntniß dessen gelangt ist, was für ihn unter dem Namen „Gerichtsverfassung" auf dem Spiele steht, und daß, da wir mit ihm im ersten Anlauf der Reichsentwicklung nicht in's Reine gekommen sind, wir uns auf ernsthafte Kämpfe für die Zukunft gefaßt machen müssen. — Das deutsche Gerichtsverfassungsgesetz bedroht unzweifelhaft alle Einzelstaaten mit einer gewaltig einschneidenden Umwälzung der gesammten Justizorganisation, über deren volle Bedeutung und Tragweite meist nur recht unklare Vorstellungen verbreitet sind. Zahllose persönliche und lokale Interessen des Gerichtsverkehrs sollen schonungslos angegriffen, und das gesammte ungeheure Personal des Richterstandes durcheinander geschüttelt werden. Auch der nationalgesinnteste preußische Jurist wird mit bangen Sorgen und Zweifeln dem Problem nachsinnen, wie unter dem heutigen Mangel an Candidaten für das Richteramt und bei den Bevölkerungsverhältnissen der östlichen Provinzen das Princip der Amtsgerichte für Preußen sich durchführen lassen möchte. — Doch das ist das wichtigste nicht. Das Geschlecht, welches die letzten 25 Jahre europäischer Staatengeschichte mit Bewußtsein durchlebt, hat sich an andere Metamorphosen und Grenzverrückungen gewöhnen gelernt, als veränderte Gerichtsbezirke sie mit sich bringen, und wenn Preußen selbstlos genug ist, seine ruhmreichen Justizeinrichtungen in den allgemeinen nationalen Schmelztigel hineinzuwerfen, so wird die Zumuthung wohl auch für die Klein- und Mittelstaaten erträglich sein. — Der eigentliche Stein des Anstoßes liegt auf einer anderen Seite. Mit dem Augenblicke, da die Verfassung der deutschen Gerichte auf Reichsgesetz ge-

gründet wird, ist die Axt an die Wurzel partikularer Justizhoheit gelegt, und die Gerichtsherrschaft selbst beginnt unabwendbar Kaiser und Reich anheim zu fallen. Ein Reichsgericht als grundsätzlich höchste Instanz im bürgerlichen, wie im peinlichen Recht wird unvermeidlich zugleich eine Oberaufsicht gewinnen über die Landesgerichte, ihre Organisation und ihr Verfahren, und nach allen Seiten hin Controle ausüben über die strikte Beobachtung der reichsgesetzlichen Verfassungsbestimmungen und Prozeßnormen. Die Forderung, daß die persönlichen Vorbedingungen für die Befähigung zum Richteramt und zur Advokatur, die juristische Vorbildung und die Examina, im ganzen Reich nach gleichen Grundsätzen geregelt werden, mag vorläufig aus dem Gerichtsverfassungsgesetz, wie auch dies der süddeutsche Widerstand durchgesetzt haben soll, ausgemerzt bleiben; früher oder später wird sie mit Einschluß der Freizügigkeit als das natürliche Complement deutscher Gerichtsordnung ihre Verwirklichung finden müssen. Nicht minder wird sich als eine der allernächsten Consequenzen die Nothwendigkeit herausstellen, für die Reichsjustiz in der Reichsregierung ein oberstes Organ von entsprechendem Rang und Ansehen zu schaffen. Die Art, wie die Reichsjustiz bisher so nebenbei von Herrn Delbrück unter dem Beirath des Justizausschusses des Bundesraths administrirt wurde, war ohnehin seit dem Heimfall von Elsaß-Lothringen schon höchst bedenklich geworden. Es würde in der bisherigen Weise durchaus nicht länger fortgehen dürfen, sobald die Gerichtsverfassung Reichsangelegenheit geworden, das Reichsgerichtswesen, eine Reichsanwaltschaft mit zahlreichem Personal gehörig besetzt und in geordnete Beziehungen zur Reichsgewalt gebracht werden sollen. Einen geringeren, als den Canzlertitel, wird der künftige höchste Justizbeamte des Reichs sich nicht gefallen lassen dürfen, und gelingt es ihm nicht, denselben vom Fürsten Bismarck, der ihn in sehr unhistorischer Weise usurpirt hat, zu revindiciren, so wird sich der große Canzler mindestens einen Vicecanzler gefallen lassen müssen. Die Justizminister der Einzelstaaten würden unrettbar auf den Aussterbeetat herunterrücken. Will man sich wundern, daß die Herren nur geringe Neigung dafür zeigen, den Ast, auf dem sie sitzen, selbst absägen zu helfen? Nach dem ziemlich zweideutigen Verhalten, welches die bayerische Regierung in der Frage der Schöffengerichte beobachtet hat, kann man mit Sicherheit erwarten, daß man dort mit Eifer jedes technische oder criminalpolitische Bedenken der künftigen Strafprozeßordnung zu einer Capitalsache aufbauschen, und alle möglichen populären oder dynastischen Vorurtheile in Bewegung setzen wird, um das Gerichtsverfassungsgesetz zu hintertreiben. Je weniger die mittelstaatlichen Souveräne nach ihrer persönlichen Kraft und Fähigkeit daran denken konnten, der Kaiserlichen Krone Preußen den Oberbefehl über das deutsche Heerwesen und das Wesen der Militär-

by Google

hoheit ſtreitig zu machen, deſto eiferſüchtiger wachen ſie über den ungeſchmälerten Beſtand der Juſtizhoheit, zu welchem Kleinod ihrer Krone ſie ſich ohnehin durch ihr, wenn der Ausdruck geſtattet iſt, etwas unſoldatiſches Naturell und dilettantiſche Neigungen beſonders hingezogen fühlen. Ginge ihnen nun auch dieſes Hoheitsrecht verloren, was bliebe von all' ihrem Königthum noch übrig! Das giebt den ſüddeutſchen Miniſtern in ihrer Bekämpfung der einheitsſtaatlichen Tendenzen verſtärkten Rückhalt.

Denn, daraus braucht an dieſer Stelle kein Hehl gemacht werden, dasjenige Statut, welches, wenn auch zunächſt in vielleicht noch ſo allgemeinen Grundlinien, die Verfaſſung der deutſchen Gerichte reichsgeſetzlich feſtzuſtellen berufen iſt, wird ein größeres und wichtigeres Stück conſtitutioneller Reichs- und Staatseinheit verwirklichen, als es vordem irgend ein anderes Geſetz, die Reichsverfaſſung mit eingeſchloſſen, verſucht hat. Ob leicht angebahnt oder mit geräuſchvollem Lärm vollzogen: der Uebergang der Gerichtsherrſchaft von den Einzelſtaaten auf die Reichsgewalt iſt ein Schritt von unermeßlicher Tragweite. Er bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als den Abſchluß des halben Jahrtauſends unheilvoller deutſcher Geſchichte, die ſich nach dem Untergange der nationalen Monarchie durch das territoriale Fürſtenthum hindurch ihre zwieträchtigen, verworrenen, blutigen Wege gebahnt hat. Die Gerichtsherrſchaft, nicht die geſetzgebende Gewalt, war nach dem alten germaniſchen Staatsgedanken der eigentliche Rechtstitel und der hauptſächliche Inbegriff der königlichen Souveränetät. „Den König", ſagt der Sachſenſpiegel, „wählet man zu richten über Eigen und über Leben und über eines jeglichen Mannes Leib. Der Kaiſer kann aber nicht an allen Orten ſein und zu aller Zeit alle Ungerichte richten. Darum verleihet er den Fürſten Fahnlehn und die Fürſten den Grafen die Grafſchaft und die Grafen den Schultheißen das Schultheißenthum." Aus der verliehenen Jurisdiktionsgewalt hat ſich die fürſtliche Landeshoheit der deutſchen Ariſtokratie aufgebaut, und ihre Zerſplitterung die deutſche Vielherrſchaft möglich gemacht. Wenn wir heute den ſouveränen, zum Theil ſelbſt mit verfälſchtem königlichen Titel und Purpur geſchmückten Herrengeſchlechtern die Wurzel ihrer Uſurpation unterbinden und die Gerichtsherrlichkeit wieder auf ihre Quelle in Kaiſer und Reich zurücklenken wollen, ſo ſoll man ſich nicht einbilden, ſolches Unternehmen ſei kurzer Hand mit einem kräftigen Anlauf der allmächtigen Geſetzgebung durchzuführen. Hier wird nicht allein der erſte Schritt viel Mühe und Schweiß koſten: auch jeder folgende wird nur unter rüſtiger Kampfesarbeit ſich durchſetzen laſſen. Es iſt eine trügeriſche und gefährliche Sicherheit, in die wir uns im glücklichen Beſitz einer parlamentariſchen Legislative und einiger durch die modernen Verkehrsbedürfniſſe ſchnell gewonnenen Errungenſchaften einheitlichen nationalen Marktgebietes nur zu leicht einwiegen

d by Google

laſſen. Wir vergeſſen darüber ſo gern, daß wir an eigentlichen Reichsinſtitutionen, an ſtetig fortwirkenden Reichsorganen zunächſt kaum mehr beſitzen, als die überragende Perſönlichkeit eines Canzlers, der ſich unter allerlei bureaukratiſchen Emblemen ſeinen Generalſtab von General-Adjutanten und Miniſterialräthen gebildet hat. Trotzdem und grade deshalb, weil dem ſo iſt, und weil die Gerichtsverfaſſung vorzüglich der Punkt iſt, an dem der Hebel zur Einrenkung der aus den Fugen gegangenen politiſchen Glieder unſeres nationalen Gemeinweſens in den lebendigen Reichsorganismus angeſetzt werden muß, ſollte aller Eifer und alle Hingabe der reichstreuen Männer in Süd und Nord ſich dieſer großen Angelegenheit des Vaterlandes zuwenden, müßte Alles bei Seite und zurückgeſtellt werden, was an unweſentlichen Streitfragen, unklaren Gährungen, unreifen Problemen, perſönlichen und landſchaftlichen Vorurtheilen von dem nationalen Ziele abzulenken, die Gedanken zu verwirren, die Patrioten zu verneinigen geeignet oder beſtimmt iſt. Der Heeresbann des deutſchen Kaiſers verbürgt unſerem Volke fortan ſeine Unabhängigkeit, den Schutz der Landesgrenze gegen den Fremden, den Frieden gegen den Landesfeind. Ehe der Kaiſer nicht auch wieder der ſouveräne Träger des öffentlichen Friedens im Innern geworden und unter ſeinem Banne überall in deutſchen Landen gedingt wird, wo Gericht gehalten wird „über Eigen und über eines Mannes Leib", ehe werden wir des ganzen Reichsfriedens nicht froh ſein!

O. M.

Edelmannsart.

Wenn die preußiſchen Feudalen für ihre Herzenswünſche gelegentlich mit der Berufung eintreten, daß der Adel eher im Lande war als die Hohenzollern, ſo wird dies große Wort heutzutage gelaſſener angehört, als ausgeſprochen. Es iſt wahr, unſere Staatsgewalt unterlag zu Zeiten der Anwandlung, vor den dreiſten Forderungen dieſer Erſtgeburt einen muthigen Schritt rückwärts zu thun; allein darüber iſt ſie nun, wenn auch nicht lange, doch gottlob ziemlich weit hinaus, und wir haben einige Gewähr, daß ſie hinfort, gleichviel ob Junker oder ob Pfaffen über Gewalt ſchreien, an ihren Aufgaben ſich nicht mehr wird beirren laſſen. Politiſch alſo ſind jene Velleitäten kaum noch unbequem. Unſer eigenes Urtheil aber haben ſie niemals zu trüben vermocht. Möge über die letzten Reſte der alten Adelsherrlichkeit das Gericht des modernen Staatsgeiſtes ergehen: ohne Scrupel wiſſen wir uns mit Wunſch oder Zuthun an dieſem Ausgange betheiligt. Unſeretwegen alſo dürfte die zornige Klage jener gekränkten Legitimität in Gottes Namen ohne Gegenſtrophe volltönend ausklingen.

Digitized by Google

Aber wie unschädlich dieser Groll und wie frei ihm gegenüber unsere Stimmung auch sei — so lange er einem Kreise unseres Volkes die Theilnahme an dessen neuem Leben verbittert, bleibt seine Bekämpfung eine Liebespflicht. Und so seien hier zwei Zeugnisse niedergelegt, welche nicht übel geeignet scheinen, an ihrem Theile einige der Vorstellungen zu berichtigen, in denen er seine Rechtfertigung sucht und seine Nahrung findet.

Was es mit der erstgebornen Herrlichkeit des Junkerthums, dieser „traurigen Herrlichkeit des reinen Naturwuchses" auf sich hatte, ist für uns längst keine Frage mehr. Wir wissen, diese Herrlichkeit war gleichbedeutend mit dem staatlichen Urbrei, dem täglichen Kriege, dem Kampfe um die Existenz in seiner wildesten und rohesten Form; sie drückte den Bauer elend zur Scholle nieder, sie gefährdete den Bürger, so oft er sich aus seinen Stadtthoren hervorwagte, auf Schritt und Tritt an Leben und Eigenthum, sie gab allen zu Helm und Schild Gebornen die Macht, von dem Erwerbe Arbeitsamer schmarotzend mitzuzehren, und erst dann, als die Monarchie der Hohenzollern den Kleinadel in Zucht und Pflicht nahm, wurde der Fluch der Gemeinschädlichkeit von ihm genommen, wurden in ihm die Kräfte frei, vermöge deren allein er noch heute einen politischen Beruf anspreche darf.

So sehen wir es an. Den kleinen Herren aber wallt über diesen Dingen ein Mythennebel, der alles, was uns grell ins Auge fällt, mildernd umschleiert und gähnende Oeden mit dem Spiel anmuthender Gestalten erfüllt. Und diese Phantome werden sich so bald schwerlich bannen lassen. Zu stark ist im allgemeinen die heutige Geschichtschreibung von demokratischen Gedanken durchsäuert, als daß ihr das adlige Standesbewußtsein nicht von Haus aus mit entschiedener Abneigung begegnen müßte; und täuschen wir uns nicht: um widerstrebende Ueberzeugungen niederzuzwingen, ist die unmittelbare Beweiskraft der meisten ihrer Ergebnisse zu gering. Denn die große Masse geschichtlicher Ueberlieferungen, zumal der urkundlichen, erhellt doch immer nur einzelne ganz äußerliche Punkte der Vergangenheit; musivisch, aus trümmerhaft über weitere Forschungsgebiete versprengten Einzelzügen, setzt sich das Gesammtbild der vergangenen Zuständlichkeiten zusammen. Wie verschiedener Gestaltung aber ein und dasselbe Material dieser Art sich fügt, beweist an dem Gegenstande, um den es sich hier handelt, die historische Schule jener Sonntagskinder, denen die versunkene Feudalwelt noch immer nur in lichtester Erscheinung aufsteigt. Durch sie empfangen jene Adelsmythen einen Schein wissenschaftlicher Begründung: kein Wunder, wenn für ihre Gläubigen die Gesichte anderer Propheten eitel Trug- und Wahngebilde sind.

Nur in seltenen Fällen kommt unter dem Trümmerschutt der Archive

Digitized by Google

ein volles Stück alten Lebens zu Tage, wie aus einem Guß, von höchster Anschaulichkeit, in jedem Zuge mit dem Stempel des Wirklichen gezeichnet. Gegen solche Fündlinge mag man gewaltsam die Augen verschließen, der Skepsis des Widerwillens halten sie Stand. Und wie sie dergestalt für sich unabweislich zeugen, so liefern sie zugleich für ganze Reihen induktiv gewonnener Anschauungen die bewährenden Beispiele.

Von solcher Art sind die nachfolgenden zwei Geschichten, ein Idyll der Gutsherrlichkeit und eine ritterliche Epopöe. Beide spielen auf dem klassisch feudalen Boden, wo sich Pommern und Mecklenburg nachbarlich begrüßen. Ihre Zeit werden die Genealogen genauer zu bestimmen wissen; nach dem Schriftcharakter der originalen Aufzeichnungen zu schließen, hat sich die eine gegen Ende des 15. Jahrhunderts zugetragen, die andere im ersten oder zweiten Decennium des 16. Ihren Helden, den Edelmann dieser Zeiten und Gegenden, exemplificiren sie in seiner vielgepriesenen Doppelglorie als Patriarch und als Krieger.

Der erste Bericht überliefert die Leidensgeschichte Jochim Schomakers, eines Bauers der Schwerine auf Spantekow*), wie sie von einem schriftkundigen Manne, muthmaßlich in der Stadt Friedland, aufgesetzt ist, um als Klageschrift bei einem Fürsten zu dienen. Es muß dies, da Friedland Sr. Gnaden Stadt heißt, ein Herzog von Mecklenburg gewesen sein, was insofern einigermaßen auffällt, als die Schwerine wegen Spantekows dem pommerschen Lehensverbande angehörten; tröstlich bleibt jedenfalls, daß ein armer Mann schon damals bei der landesherrlichen Gewalt Recht und Gerechtigkeit durfte zu finden hoffen. Natürlich wird die Sache des Klägers in möglich günstigstes Licht gesetzt, von seiner eigenen Verschuldung vielleicht dies und jenes verschwiegen sein. Andrerseits dürfte sein Anwalt verständigermaßen erwogen haben, daß es ihm wenig nützen, viel aber schaden konnte, wenn er dem fürstlichen Herrn mit grober Unwahrheit unter die Augen ging, und sonach wird man ihm in der Hauptsache ziemlich unbedingt glauben dürfen. Und fürwahr, es sind erstaunliche Geschichten, Geschichten wie gemacht für die rückwärts gewandte Sehnsucht, welche angesichts der wirthschaftlichen Nöthe, denen der Arme unserer Tage erliegt, das alte Joch der Hörigkeit und Leibeigenschaft als das menschenwürdigere Theil, ja fast wie ein verlorenes Paradies hinstellen möchte.

Aus dem Niederdeutsch der Vorlage in unsere Sprache übertragen, lautet der Bericht, wie nun folgt.

„Allergnädigster, durchlauchtiger, hochgeborner Fürst, kund sei Ew. Fürstlichen Gnaden, daß ich armer Mann bin verwältigt von Hennig Schwerin wider Gott und Recht und alle Billigkeit."

*) Reg.-Bez. Stettin, Kreis Anclam.

Digitized by Google

„Denn so hatte mein Vater Klaus Schomaker eine Tochter, was meine Schwester gewesen ist, die hat Hennig Schwerin dienen müssen mit Gewalt zehn Jahr lang. Da jagte er meinen Vater von seinem Hofe und nahm meinem Vater und mir unser Gut und gab das meiner Schwester und einem fremden Knechte, nämlich vierzehn Pferde und zehn Haupt Rindvieh und Schweine und drei Aussaaten in den Feldern, drei Hufen sammt Haus und Hof. Damit lohnte er meiner Schwester, aber er gab ihr für die zehn Jahr nicht einen Pfennig von seinem eigenen Gelde als Lohn."

„Allergnädigster, durchlauchtiger, hochgeborner Fürst, kund sei Ew. fürstlichen Gnaden: so that Hennig Schwerin noch mehr, und sagte zu mir, ich sollte laufen daß ich aus seinem Gute käme, ich sollte all meine Tage nicht einen Schweinekofen in seinem Gute bewohnen. So zog ich von dannen und zu einer Witwe, die wohnte unter dem Kirchherrn*). Da ließ er seinen Knecht reiten auf die Wurt des Kirchherrn, wo ich arbeitete, und wollte mich greifen lassen; und hatte mir doch verboten, ich sollte keinen Schweinekofen unter ihm bewohnen. Da entkam ich ihm bis nach Spantekow in die Kirche, darin doch Jedermann Heg und Frieden haben soll. Seine Knechte aber ergriffen mich wider Gott und Recht, und legten mir einen Daumkloben an und peinigten mich als ob ich ein Missethäter gewesen wäre, und führten mich aus der Kirche in den Krug: da schlugen sie mich zur Erde, daß ich für todt lag. Als ich so lag halb für todt, kam Hennig Schwerin gegangen und ließ mich aufnehmen und auf dem Schlosse in den Stock setzen. Da saß ich vier Wochen, und kostete mirs sechs Gulden ehe ich von ihm kam. Dann mußte ich ihm dienen ein halb Jahr; er that mir aber allzuviel Leid und Verdruß und wollte mir mit dem Spieße lohnen. Da sah ich zu, wo ich blieb."

„Allergnädigster, durchlauchtiger, hochgeborner Fürst, darnach über zwei Jahre kam ich wieder nach Spantekow. Da sagte er mir gute Rede und gelobte mir er wollte mir viel geben; aber was er meinte das wußte er wohl. Ich bauete ein neues Haus auf eine wüste Stätte; da heischte er mich in seine Arbeit, zu dreschen in seiner Scheune. Als ich so stand und arbeitete, sandte er nach mir zwei Knechte und ließ mich greifen in seiner eigenen Arbeit und ließ mich in den Stock setzen. Derweil ich dort gefänglich saß, nahm er einen Staken oder Baum und schlug mich im Stocke — was man doch keinem Gefangenen zu thun pflegt — also daß ich für todt lag; und wäre sein eigener Knecht nicht gewesen, er hätte mich nicht leben lassen. Und als ich dalag, sagte er: „Ich weiß wohl, wo einem die Vollader sitzt, ich muß dir einen Krausbrägen machen, ich weiß wohl, wie man Einem einen Krausbrägen macht." Des vierten Tages darauf kam er abermals,

*) D. h. auf einer der Pfarrhufen.

Digitized by Google

ſetzte ſich zu mir auf den Stock, gab mir drei Fragen auf und ſagte: könnte ich ihm die recht löſen, ſo ſollte ich keine zwei Tage mehr ſitzen; und da ich ihm das recht löſte und berichtete, ſo ließ er mich nach zwei Tagen aus dem Stocke; doch weiß ich noch nicht, warum er mir das gethan hat. Und ich mußte ihm drei Eide ſchwören, dazu auch acht Bürgen ſetzen, daß ich ihm nicht entgehn wollte. Derweil ich nun hiernach wieder eine Zeit in ſeinem Dienſte war, fuhr ich einesmals mit ſeiner Frauen nach Demmin, und als wir wieder nach Haus kamen, ſo gingen die Pferde durch und aus dem Hofe; die wollte ich wieder holen. Da riefen mich zum Gylde (?) die Bauern an und ſchenkten mir einen Pot Biers. Nun hatte dort Jochim Schwerin einen Bauern, der wollte mich vom Leben zum Tode bringen und ſtach mir ein Kurzmeſſer in die Schulter. Mit demſelbigen Bauer brauchte ich Rechtens in dem Dorfe vor Schulzen und Bauern, ſodaß mir Hennig Schwerin Recht gab, denn ich bezeugte das auf dem Kirchhofe mit Schulzen und Bauern. Darnach aber gab ihm der Mann der mein Widerpart war, vierzehn Stock Immen: da mußte ich Unrecht haben und mein Widerpart bekam Recht. Das ſtand an bis auf St. Johannis Tag. Da kam derſelbe Mann mit ſeinem eigenen Sohne und wollte mir ſolches noch einmal thun, ich wehrte mich aber ſogut ich konnte; er hieb mir einen Finger ab und ich ſchlug ihn wieder. Als dann ging ich nach Friedland in Ew. Gnaden Stadt. Da ſagten mir die Burgemeiſter Potteler und Sundemann und unterwieſen mich, ich ſollte wieder in Hennig Schwerins Güter gehn; und Sundemann gelobte mir: könnte ich von ihm kommen mit zwei Wispel Hafer und einem Faß Bier, damit wollte er mir behilflich ſein. Ich aber gedachte ihm nichts zu geben."

„Allergnädigſter, durchlauchtiger, hochgeborner Fürſt, in der Zwiſchenzeit derweil ich zu Friedland war, war meine Frau in ſeinem Dienſte und zogen Flachs auf. So hatte ich mit meiner Frau einen Sohn der noch klein war, und das Kind ging der Mutter nach und weinte, wie Kinder thun. Da kam Hennig Schwerin gegangen und nahm mein Kind bei den Kleidern, daß ihm das Haupt niederhing, faßte es auch bei dem einen Fuße, ergriff eine Hand voll Flachs mit den Knoten und ſtäupte mein Kind auf ſein Gemächte, daß ihm ſein Gemächte groß aufſchwoll; und nahm mein Kind auf den Fuß und warf es ſoweit er konnte und ſagte zu dem Kinde: Siehe hätte man deinem Vater Jochim Schomaker alſo gethan, ſo hätte er Sundemanns Arbeit zu Friedland nicht gethan. Davon iſt mein Kind vom Leben zum Tode gekommen. Das klage ich Gott und ſeiner lieben Mutter Marien, und klage das Ew. fürſtlichen Gnaden und allen denen, welchen zum Rechten lieb iſt und zum Unrechten leid. Wie ich damit fahren ſoll, dazu bedarf ich wohl Ew. fürſtlichen Gnaden Rath."

Digitized by Google

„Allergnädigſter, durchlauchtiger, hochgeborner Fürſt, ſo ging ich von Friedland wieder nach Spantekow und wollte meine Bürgen löſen und meinen Eiden gerecht werden, und wäre gern bei ihm geblieben wie ich ihm geſchworen hatte. Und beſchickte ihn oft mit meinen Freunden: er ſollte mich zur Antwort kommen laſſen, hätte ich Unrecht, ich wollte es gerne büßen nach Gnaden und nicht nach Rechte. Das wollte er nicht thun.“

„Allergnädigſter, durchlauchtiger, hochgeborner Fürſt, ſo griff er mich zum dritten Mal auf dem Kirchhofe zu Spantekow, des ich mich nicht von ihm verſah, und ließ mich ſchlagen, daß ich einen großen Pfuhl Blutes blutete, auf dem Kirchhofe, der noch nicht wieder geweiht iſt, und ließ mich dann wieder in den Stock ſetzen. Dort ſaß ich vierzehn Tage; da ward ich denkend auf das heilige Sacrament zu Sternberg*) und auf den heiligen Apoſtel Gottes St. Jacob: die halfen mir ſichtbarlich, daß ich los ward aus den Banden, und kam hinweg vermittels der Gnade Gottes.“

„Allergnädigſter, durchlauchtiger, hochgeborner Fürſt, ich armer Mann bitte Ew. fürſtliche Gnaden, daß Ew. fürſtliche Gnaden mir armen Manne mögen Beiſtand thun in dem darin ich Recht habe, und vertheidigen mich vor Hennig Schwerin. Ew. fürſtlichen Gnaden will ich gern dienen mit Leib und Hals wo mich Ew. fürſtl. Gnaden haben wollen, es ſei Tag oder Nacht.“

So der arme Jochim Schomaker. Welchen Erfolg ſeine Klage hatte, iſt leider nicht überliefert. Hoffen wir, daß etwa der gute Herzog Magnus ſich ſeiner nach Wunſch erbarmt hat. —

Etwa ſechs Meilen weſtlich von Spantekow, am Nordende des Cummerower Sees, liegt das Dorf Verchen, neben welchem ſich jener Zeit ein Jungfrauenkloſter erhob. Doch galt es ſowenig den Gottesbräuten wie einem Grenzfeinde, als dort in einer dunklen Nacht etliche Jahre nach vorſtehender Geſchichte drei Geſellen von gutem mecklenburgiſchen Adel ſammt einem Knechte einritten. Alſo nämlich ließ ſich über dies Abenteuer demnächſt klägeweis die Frau des Krügers zu Verchen bei ihrem Landesherren vernehmen.

„Erlauchter, hochgeborner Fürſt, gnädiger Herr, meine ſchuldigen, in demüthiger Zucht willigen Dienſte ſeien Ew. fürſtlichen Gnaden ſtets voran bereit. Gnädiger Herr, aus ehehafter kläglicher Nothforderung — dieweil

*) In Mecklenburg. Hier hatte ſich 1492 an einer von Juden durchſtochenen Hoſtie eins der vielen Wunder des heiligen Blutes zugetragen. Die zu Ehren deſſelben geſtiftete Kapelle, bis zur Reformation ein hochberühmter Wallfahrtsort, ward 1496 vollendet, wonach denn die Zeit der oben berichteten Vorfälle nach einer Seite genauer begrenzt iſt.

Digitized by Google

ich arme Frau in keine Wege anders denn allein bei Ew. fürstlichen Gnaden Trost suche um die Ueberfahrung so mir armer Frau geschehen — bitte ich demüthig Ew. fürstlichen Gnaden, zu erkennen, wie bei Nachtzeiten ihrer Vier mit Pferden mir sind zu Berchen in mein Haus gekommen und haben mich und meine Kinder in meinem Bette mit schwerer Fährlichkeit angefertigt, mir meine Gürtelschlüssel sammt der Tasche genommen und gefragt wo mein Geld wäre, mir daneben mit dem Bettlaken die Augen zugebunden, mich und meine Kinder ganz nackt ohne Hemde und Kleider hindan geschleppt, geschlagen und unter eine Kufe gestülpt*), inmittels auf die Schlüssel nicht geachtet sondern mit Aexten und Beilen meine Kisten aufgehauen und aufgebrochen und Kleider, Silber und Gold soviel darin war herausgenommen nebst allem Kistengeräthe, darnach, gnädiger Herr, gar unziemlich fräulicher Zucht mit großen Schlägen und Fährlichkeiten an mir verfahren und — da sie dann Feuer gemacht — mich also mißgestaltet und nackt ohne Scham unter der Kufe hervorgezogen, die Spitzen ihrer Schwerter und Messer mir armer Frau vorgehalten und mich peinlich gefragt, wo ich mein Geld hätte, das sie doch bereits weg hatten, wiewohl sie vermeint, es sollte mehr gewesen sein. Unterdeß, in großer Schreckniß und Scham, begann ich arme Frau mit dem Laken, womit sie mir die Augen verbunden hatten, mich zu bedecken, bekam darüber mein Gesicht etwas frei, und da dieselbigen Gesellen Stroh ins Feuer geworfen hatten, so sah ich, daß ihrer drei die Gäste waren, die einen Tag oder acht zuvor bei mir geherbergt und denen ich um ihr Geld nach meinem Vermögen das beste gethan hatte: nämlich Gereke Konow der eine, der andere Marnitz und der dritte Werner genannt und pflegte den Kamptzen zu dienen zu Dratow; den vierten hatte ich als Jungen wohl gekannt und bei seiner Schwester im Kloster zu Berchen gesehen, da er Lesen und Schreiben lernen sollte, Balzer Lewetzo genannt, Achim Lewetzowen Sohn zu Lewetzow, der auch binnen vierzehn Tagen vor diesem Geschäfte mit seinen Freunden bei mir in meinem Hause gewesen war. Aber auf dies Mal waren alle Vier zusammen tags zuvor bis an den Abend auf des Klosters Gütern und im Kruge zu Schönfelde gewesen und am dunkeln Abend von dannen geritten, da sie dann nachts diese obberührten Geschäfte mit mir ausrichteten. Ferner, gnädiger Herr, als sie vermerkten, daß ich mein Gesicht etlicher Maßen frei hatte, haben sie mich gar unbarmherzig gestoßen und geschlagen und mit schmählichen Worten sehr mißhandelt und wieder unter die Kufe geworfen. Alsdann huben sich die drei mit meinem Gute hinweg; der Vierte aber setzte sich oben auf die Kufe und bewachte mich so

*) Mit dieser Beschreibung dürfte der Streit um den in zahllosen Schadensrechnungen und Klageschriften dieser Gegenden wiederkehrenden terminus technicus „Bodenstulpen" zu Gunsten der Uebersetzung „Bottichstülpen" erledigt sein.

Digitized by Google

lange bis ihm däuchte, daß die Anderen Wagenraum fern genug könnten weggekommen sein. Darnach steckte er einen Rock unter die Kufe und fragte, ob ich selbige auch aufheben könnte, und hub sich ihnen nach auf die Fahrt. Er meinte aber, ich könnte es nicht merken und bedräuete mich: wo ich mich binnen einer Stunde rührte, so wollte er mich mit dem Schwerte durchstechen. Sobald ich vermerkte, daß sie fort waren, hub ich die Kufe ein wenig auf, daß mein Töchterchen darunter hervorkommen konnte, das fürder hinlief ins Dorf und bat meine Nachbaren, die mir dann weiter darunter aushalfen, anders hätte ich vor großer Kälte und Frost und von den erlittenen schweren Schlägen darunter todt bleiben müssen. Das klage und entdecke ich wehmüthig und aus großer Noth unserm Herrgott und Ew. fürstlichen Gnaden, und bitte Ew. fürstliche Gnaden als meinen gnädigen Herrn und Landesfürsten, meine Armuth gnädig betrachten und mir armer elender Frau und Ew. fürstlichen Gnaden armer Unterfässigen hieran zu Hilfe und Trost rathen zu wollen, auf daß ich von den Obgenannten mein Gut, das sie so jämmerlich und ohne meine Schuld entbracht haben und das ich lieber hatte als 32 Gulden, möge ersetzt und bezahlt erhalten, und daß für den großen Jammer, die Schläge und die Mißhandlung mit Worten, die mir in Ew. fürstlichen Gnaden Landen und in meinem eigenen Hause geschehen sind, Gleich, Wandel und Buße widerfahre. Das will ich gegen Ew. fürstlichen Gnaden allzeit gern verdienen. Ew. fürstlichen Gnaden gehorsame Hans Dobberutes Frau, Krügerin zu Berchen." —

Ein „Geschäft", also nennt hier verständnißvoll die Krügerin von Berchen die Verrichtung der vier Raubgesellen, und sofern dabei Schwert und Messer gezückt wurden, wird man es, ohne auf das Merkmal von Kampf und Wunden zu bestehen, immerhin als eins der „kriegerischen Geschäfte" hingehen lassen, die — wie die Welt durch den Engern Ausschuß der mecklenburgischen Ritter- und Landschaft sattsam belehrt ist*) — den Adel in alter Zeit an der unmittelbaren Bewirthschaftung seiner Güter gehindert haben. Wenn dann der Engere Ausschuß aus dieser Thatsache die Knechtung der bäuerlichen Arbeitskraft als bittere Nothwendigkeit zu erweisen gemeint ist, so soll von vorstehendem Exempel auch nicht der Einwand hergenommen werden, daß die besagten „kriegerischen Geschäfte" zu Zeiten schon an sich selbst einen annehmlichen Ertrag abwarfen. Denn allerdings, seitdem der Territorialstaat erstarkte, in den Fürsten ein Bewußtsein ihres landesherrlichen Berufes zu erwachen begann, wurde dieser standesmäßige Erwerb mehr und mehr eingeschränkt, und erst nach dieser Zeit nahm aller Orten das Bauernlegen maßlos überhand. Allein wenn von da ab auch die

*) S. Moritz Wiggers' der Vernichtungskampf wider die Bauern in Meklenburg, Lpz. 1864, S. 18.

Digitized by Google

Fälle geschwinder Justiz sich häuften, Dank seiner Verbindungen an den Höfen und Kanzleien durfte der Edelmann noch tief im 16. Jahrhundert ab und zu straflos aus dem Stegreif zugreifen — eine Wahrnehmung, welche die Zeitgenossen mit den mannichfaltigsten Ausdrücken tiefer Empörung commentirt haben. Ein Wort dieser Art möge zum Schluß hier noch seinen Platz finden. Als in Braunschweig 1566 ein neues Stadtbuch angelegt wurde, sprach der Schreiber zunächst seine Vorsätze in dem grimmigen Verse aus:

„Wor men dat Wilt jaget dar wil ick wesen;
Stratenschinder unde Deve en kunnen nicht genesen,
Se moten denn erst ere Bote*) entfangen:
Gerädert, gelöppet und an den Galgen gehangen!"

Er war muthmaßlich ein rechtseifriger junger Mann, etwa eben erst von den Schulen heimgekehrt. Aber nachdem er in einer vierzehnjährigen Amtsführung den Lauf der Welt kennen gelernt hatte, schloß er resignirt sein Buch mit folgenden Reimen:

„Das erlebet kein Mensch auf Erden,
Daß große Diebe gestrafet werden.
Einspännige**) laufen wohl redlich an,
Gar selten greift man Junker und Edelmann.
Kommt er schon zu sitzen in den Stock,
Bald kommt der Briefe binah ein Schock
Von groten Herren und anderen Potentaten:
So möten se de Raven ungehacket laten."

Ludw. Hänselmann.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Provinz Preußen. Cholera, Handelsverkehr mit Rußland. — Der böse Gast aus Rußland, der uns nun fast Jahr für Jahr auf kürzere oder längere Zeit heimsucht, scheint sich endlich reisefertig machen zu wollen. Er hat diesmal wieder Danzig verschont, Königsberg arg mitgenommen, vor Allem aber die kleinsten Orte der Provinz und selbst das flache Land furchtbar in Anspruch genommen. In einigen Dörfern und kleinen Städten ist die Einwohnerschaft durch die Cholera geradezu decimirt, und wo auch nicht die Todesfälle eine so hohe Procentzahl ergeben, sind doch die Erkrankungsfälle so zahlreich gewesen, daß den Kranken oft nicht die erforderliche Pflege gewährt werden konnte. Die Berichte in den öffentlichen Blättern waren herzzerreißend und ich glaube nicht zu irren, daß die um

*) Buße.

**) Gewöhnliche Reiterslente, die nur mit einem Knechte auftritten.

Digitized by Google

Hilfe bittenden Eingaben von Ortsvorständen, Geistlichen u. s. w. an die obersten Behörden und selbst an das Ministerium Thatsachen detailliren, die einen noch betrübenderen Eindruck nicht verfehlen. Es war namentlich der Mangel an Aerzten, der fast überall betont wurde. Es giebt ja Kreise in unserer Provinz, in denen auf 10—12,000 Einwohner ein Arzt kommt; nicht einmal jede kleine Stadt gebietet immer über einen solchen. Und nun denke man sich den sich stündlich steigernden Schrecken, wenn die böse Krankheit sich an einem solchen Orte oder in solcher Gegend fest setzt, Meilen weit nach dem nächsten Arzt geschickt werden muß und dieser nach kurzer Anwesenheit wieder abreist, um seinen auf weitem Bezirk zerstreuten übrigen Patienten gerecht zu werden. Auch Königsberg hat zur Zeit keinen Ueberfluß an Aerzten, und so mußte es noch für eine besondere Gunst gelten, wenn in einzelnen Fällen Doctoranden sich bereit erklärten, in den schlimmsten Choleranestern Hilfe zu leisten, oder wenn wenigstens einige Diaconissen dorthin abgegeben werden konnten. Bedenkt man, daß die Cholera fast jährlich wiederkehrt, daß noch kein durchgreifendes Medikament gegen dieselbe entdeckt ist und daß es bei Behandlung der Kranken hauptsächlich auf ärztliche Hilfeleistungen ankommt, die leicht angelernt werden können, und sieht man andererseits, daß bisher nicht das Mindeste geschehen ist, um für den Fall der Noth gerüstet dazustehen, so muß eine solche Leichtfertigkeit wahrhaft erschrecken. Es wäre gewiß nicht zu viel von der Regierung verlangt, wenn sie im Voraus jüngere Aerzte und zu Krankenpflegern geeignete Personen gegen eine bestimmte, nicht karg zu bemessende Entschädigung verpflichtete, sich bei ausbrechender Krankheit an bedrohte Orte dirigiren zu lassen. Jetzt muß in jedem besonderen Fall wo möglich erst beim Minister angefragt werden, ob eine Remuneration zu gewähren ist. Ueber fünf Thaler Diäten dürfte nirgends hinausgegangen sein, ein wahrhaft lächerlich geringer Satz, wenn Aerzte durch ein solches Anerbieten vermocht werden sollten, sich aus ihren gewohnten Verhältnissen zu reißen, unter den denkbar ungünstigsten Umständen an einem fremden Orte zu leben, und sich einer großen Gefahr zu unterziehen. Es sind gerade während dieser Epidemie mehrere Aerzte an der Cholera erkrankt und gestorben. Gerade das Gefühl des Verlassenseins, das auf Kranke und Gesunde höchst deprimirend wirken muß, fördert die Ausbreitung der Krankheit; einige geschulte, energische und mit Medikamenten ausgerüstete Pfleger können ermuthigen und in der sehr natürlichen Verwirrung die so dringend nothwendige Ordnung schaffen. Es ist durchaus eine Organisation erforderlich, um hier an der Grenze einen Damm zu setzen; die darauf verwendeten Staatsmittel werden sicher auch den übrigen Provinzen Nutzen bringen. —

Rußland ist uns auch in anderer Hinsicht ein schlimmer Nachbar. Das

Digitized by Google

ergiebt sich wieder einmal recht deutlich aus einer kürzlich veröffentlichten „Denkschrift des Vorsteheramtes der Kaufmannschaft über einen Handelsvertrag zwischen Deutschland und Rußland." Dieselbe geht von der Erklärung des Fürsten Bismarck im Reichstage aus, die Russische Regierung sei zum Abschluß eines Handelsvertrages geneigt, sobald derselbe den Zolltarif unberührt lasse. Das Vorsteheramt ist nun aufgefordert, die sonstigen Beschwerden über den Handelsverkehr mit dem Nachbarlande darzulegen, und entledigt sich dieser Aufgabe mit gewohnter Sachkenntniß, Ausführlichkeit und Genauigkeit, ohne jede Phrasendrechselei nur immer das Nothwendige und anscheinend durchaus Erreichbare in's Auge fassend. Der Herr Reichskanzler wird sich nun wenigstens nicht entschuldigen können, daß man zwar fortwährend klage und lamentire, aber, wenn man beim Wort genommen werde, nichts Bestimmtes und Faßliches vorzubringen wisse. Ich will versuchen, die Hauptpunkte kurz zusammenzufassen. Man könne nicht verlangen, heißt es da, daß die Deutschen in Rußland so behandelt werden, wie die Russen in Deutschland; aber die Deutschen seien in Rußland vielfach mehr belastet als die Russen selbst in ihrer Heimath. Freilich steht jedem Deutschen zu, Großhandel zu betreiben, sobald er die sehr erhebliche Abgabe für den Erwerb der ersten Gilde zahlt; aber diese Abgabe ist nicht bloße Handels- und Gewerbesteuer, sondern es stecken in ihr staatliche und andere Lasten verschiedenster Art, von denen der Ausländer von Rechtswegen frei sein müßte. Deutsche Juden erfahren dabei, gerade wie die russischen, die exceptionelle Behandlung, daß sie einen erheblichen kaufmännischen Betrieb nachweisen und dann noch ministerielle Erlaubniß haben müssen. „Der Deutsche, der in Rußland reist und Geschäfte treibt, beansprucht die ihm nach internationalen Verträgen dort zustehenden Rechte nicht als Katholik, Protestant oder Jude, sondern als Bürger des großen, in der ganzen Welt geachteten deutschen Reiches" — das sollte freilich der allein maßgebende Grundsatz sein. — Höchst exclusiv verhält sich die russische Gesetzgebung gegen ausländische Versicherungsgesellschaften, mit denen Privatpersonen nur abschließen dürfen, wenn die inländischen die Versicherung ganz verweigern, oder mehr als $2^1/_2$ % Prämie verlangen. — Sehr traurig ist es mit der Stromschiffahrt auf der Weichsel und dem Niemen bestellt, diesen trotz der Eisenbahnen noch immer äußerst wichtigen Handelsstraßen. Die russische Regierung thut so gut wie nichts zur Instandhaltung und Verbesserung der Fahrstraßen. Ein Schiffahrtsvertrag zur Regulirung der Flußbetten unter gegenseitiger Controle wäre durchaus nothwendig. — Deutsche Consulate in Binnenstädten sind dringend erforderlich. Jetzt sind solche nur in Hafenplätzen zu finden, außerdem an nicht mehr als vier Orten: Warschau, Moskau, Kowno und Tiflis. Sie werden aber schmerzlich vermißt in jeder größeren Handelsstadt, schon jetzt

in Wilna, Witebsk, Smolensk, Orel, Brest, Kiew, und mit jeder Erweiterung des Eisenbahnnetzes an allen wichtigen Knotenpunkten. Wenn es früher bedenklich schien, Rußland in Preußen Consulate zu gewähren, weil dieselben zur Verhinderung des Schmuggels gebraucht werden sollten, so ist darauf heute nicht mehr Rücksicht zu nehmen, da der Schmuggelhandel jede Bedeutung verloren hat.

Als sehr wünschenswerth bezeichnet die Denkschrift eine Totalreform oder sehr wesentliche Modification des russischen Paßwesens, und mit allem Recht. „Bis jetzt hat der deutsche Reisende, auch wenn er mit den vollständigsten und regelrechtesten Legitimationspapieren versehen ist, in Rußland immer noch ganz unverhältnißmäßige Unbequemlichkeiten und Versäumnisse zu ertragen. Grenz-Legitimationskarten gelten nur für diejenigen, welche in der Nähe der Grenze ansässig sind, nur für wenige Meilen über die Grenze hinaus und für wenige Tage. Wer gegen diese beschränkenden Vorschriften verstößt, verfällt in eine Geldstrafe, welche in jedem Wiederholungsfalle nach Potenzen steigt. Außerdem muß der nur durch Karte Legitimirte über das geringfügigste Quantum zollpflichtiger Gegenstände, das er etwa mit sich führt, eine förmliche schriftliche Declaration auf Stempelpapier einreichen" u. s. w. Mit einem von einem russischen Consul visirten Paß hat der Reisende selbst bei Eisenbahnfahrten noch lästige Unannehmlichkeiten und Versäumnisse. Beim Passiren der Grenze muß er das Papier vorlegen, es in die amtlichen Register eintragen und abstempeln lassen; diese Abfertigung dauert meist Stunden lang, und dasselbe wiederholt sich bei der Rückreise. Wer Rußland auf einer anderen, als der Schienenstraße, betritt, wird am Ansageposten von einem russischen Grenzsoldaten in Empfang genommen und muß sich von diesem nach dem oft mehrere Werste entfernten Amte eskortiren lassen. Trifft er hier spät Abends ein, so muß er bis zum folgenden Tage warten, denn nach Sonnenuntergang expedirt ihn das russische Amt nicht mehr. — Noch viel übler steht's mit der Zollabfertigung. Sie muß eine andere werden. Es existiren jetzt für den gesammten europäischen Handel nur sieben Hauptlagerämter mit unbeschränkter Competenz zur Vornahme aller zollamtlichen Verrichtungen und unbeschrankter Lagerfrist: Petersburg, Riga, Moskau Charkow, Odessa, Taganrog und Warschau, eine sehr beschränkte Zahl von Lagerämtern erster Klasse, bei denen die Lagerfrist höchstens ein Jahr ist, und an der Grenze andere zweiter und dritter Klasse mit den engsten Befugnissen. Eine Vermehrung und durchgehende Erweiterung der Competenzen ist geboten. — Bei dem höchst unbestimmten und dunkeln, den wechselndsten Auslegungen unterworfenen Tarif ist es fast unmöglich, eine unanfechtbare Zoll-Declaration anzufertigen. „Die Schwierigkeit der russischen Declaration erhellt am besten aus einer Mittheilung des preußischen Handels-Archivs

Digitized by Google

aus Petersburg vom Juli 1869. Da diese Declaration, heißt es dort wörtlich, bestimmten Vorschriften gemäß abgefaßt sein muß, welche Niemand kennt (!), so kommt es alle Tage vor, daß der Empfänger wegen unvorschriftsmäßiger Declaration eine Geldstrafe erlegen muß." Das russische Zoll-Departement selbst hat dies erkannt und deßhalb in Petersburg „ein besonderes Bureau errichtet, in welchem zwei Beamte (!) ausschließlich damit beschäftigt sind, den Empfängern von Auslandssendungen auf Verlangen Declarationen abzufassen." Deßhalb ist denn auch der Chicane Thür und Thor geöffnet, deßhalb sind häufige Bestechungen nöthig, nicht um etwas Unerlaubtes zu erwirken, sondern nur um nicht unnöthig molestirt zu werden.

Vollends arge Mißbräuche veranlassen die russischen Werthzölle. In Rußland hat das Zollamt neun Tage lang, nachdem eine Anzeige wegen angeblich zu niedriger Werthdeclaration bei ihm eingegangen ist, das unbeschränkte Recht, die Waare für den angegebenen Preis und 5% Zuschlag zu behalten. Dagegen ist nur eine Beschwerde beim kaiserl. Finanzministerium zulässig, dem aber die Waare für Rechnung des Einsenders zugeschickt wird. Verwirft dasselbe die Beschwerde, so fällt bei der Annahmebefugniß der 5% Zuschlag fort. Genug Gelegenheit zu äußerst lucrativen Geschäften der Beamten, welche Waarenposten auf solche Art im Ganzen erwerben und im Detail weiter veräußern. Mindestens müßten wieder die früheren 10% Zuschlag hergestellt werden; auch wird, wie in Frankreich, dem Eigenthümer das Recht zu gewähren sein, bei der Untersuchung in der Beschwerdinstanz einen von zwei Sachverständigen selbst zu ernennen. — Auch mit gewissen Monopolen hat der Handel zu kämpfen. Zu den lästigsten Gebühren gehören die s. g. Artel-Gebühren. Artels sind privilegirte Arbeitergesellschaften, die bei den Zollämtern fungiren und, weil an den meisten Orten gar keine Concurrenz mit anderen Artels besteht, andere Arbeiter aber nicht zugelassen werden, die unverschämtesten Forderungen stellen. Noch unstatthafter erscheint das Klarirungs- und Speditions-Monopol an den Eisenbahn-Uebergangspunkten. „Wenn man Jeden, der seine Waare zur Spedition und Declarirung an der Grenze an eine andere als die von den Behörden bestimmte Zoll- und Bahn-Agentur adressirt, von den Vortheilen des directen Eisenbahnverkehrs ausschließt, so heißt das, diesen Agenturen ein gemeinschädliches Privilegium verleihen." Und das geschieht lediglich aus Furcht, daß die eigenen Zollbeamten durch andere Spediteure bestochen werden könnten!

Es schließen sich noch Beschwerden über das Wechselverfahren und das Postwesen an. Doch schon genug an dieser Blumenlese aus dem umfangreichen Material! Wann wird Rußland sich dazu bequemen, in Wirklichkeit zu Europa zu gehören, wohin es doch längst gerechnet sein will? —

N—s.

Digitized by Google

Reichseisenbahnamt; auswärtiges Ministerium. Aus Stuttgart. — Der Umstand, daß das Reichseisenbahnamt bei seiner Constituirung einen badischen Beamten in seinen Schoß aufgenommen hat, wird nicht dazu dienen, die Falten zu glätten, mit welchen man in Württembergs regierenden Kreisen auf diese neue Reichsbehörde blickt. Die Leitung der Verkehrsanstalten ist eines der wenigen Gebiete, auf denen man sich bis dahin noch ungestörter Selbständigkeit erfreute. Allerdings um den Preis, daß man sich in den Formen des Betriebs möglichst eng an die Einrichtungen des Reichs anschloß. Aber diese Annäherungen erfolgten doch kraft der eigenen Souveränität, jede Vereinbarung geschah mittelst internationalen Vertrags, und im übrigen blieb die Verwaltung durchaus in eigenen Händen, und zwar in sorgfältigen Händen, weil man durch liebenswürdigstes Entgegenkommen gegen das Publikum den Zeitpunkt, wo einmal der Ruf nach Aufhebung die Reservatrechte lautbar werden möchte, wenigstens möglichst hinauszuschieben hofft. Bis heute ist denn auch dieser Zweck aufs Glücklichste erreicht worden; bei der Stimmung des Landes würde ein auf die Aufhebung des Post- und Telegraphenreservatrechts zielender Antrag mit Glanz durchfallen, oder vielmehr, es würde keinem Abgeordneten in den Sinn kommen, einen solchen Antrag zu unternehmen. Von dieser Seite ist also die Regierung noch für längere Zeit gesichert; um so fataler war es ihr, auf einem anderen Gebiete des Verkehrswesens unvermuthet in dem sicheren Gefühle ihrer Souveränität erschüttert zu werden, und die Stimmung, welche noch heute über diesen so rasch ins Werk gesetzten Eingriff als die herrschende sich erweist, scheint darauf hinzudeuten, daß hier ein besonders wunder Fleck getroffen worden ist. An Anstrengungen, den Antrag Elben zu Fall zu bringen, hat es seiner Zeit nicht gefehlt; im Bundesrath wie im Reichsrath ist nichts unversucht geblieben, um den schweren Schaden von dem Königreich abzuwenden. Als er gleichwohl nicht abzuwenden war, lächelte noch kurze Zeit die Hoffnung, daß zum Vorstand der neuen Reichsbehörde der Frhr. v. Varnbüler ernannt werden möchte, zwar seit seinem unfreiwilligen Rücktritt ins Privatleben nichts weniger als persona grata, aber doch immer ein Landeskind und vormaliger Minister, dessen eigenste Schöpfung zum großen Theil das württembergische Verkehrswesen in seiner heutigen Gestalt ist. Für Hrn. v. Varnbüler selbst ist freilich das Scheitern jener Hoffnung noch viel empfindlicher gewesen als für die württembergische Regierung. Allein schon die völlige Machtlosigkeit, die sich bei dieser Gelegenheit offenbarte, und die durch den außerordentlichen Eifer, welcher entfaltet wurde, noch deutlicher an das Licht trat, macht die eingetretene Verstimmung begreiflich. Jetzt ist die Behörde constituirt, und je weniger scharf ihre Competenzen abgegrenzt sind, um so größer scheint die Furcht, die sich

Digitized by Google

einem drohenden Unbekannten gegenüber befindet. Die Sache hat allerdings ihre zwei Seiten.

Mit anscheinendem Rechte ist behauptet worden, gerade für Württemberg könne die Errichtung einer solchen Reichsbehörde nur erwünscht sein; denn wenn eine solche früher existirt hätte, so wäre ihm viel Verlust und manche Schädigung seiner Interessen erspart worden. Die Beziehungen der drei süddeutschen Staaten haben sich bekanntermaßen durch nichts weniger als durch freundnachbarliche Gesinnung ausgezeichnet. Insbesondere, so oft es sich um Anschlüsse der Verkehrsanstalten handelte, ist dies immer deutlich offenbar geworden, und hierbei konnte es nicht fehlen, daß Württemberg hülflos zwischen seine zwei günstiger situirten Nachbarn eingeklemmt, diese seine Abhängigkeit unlieb zu empfinden hatte; wie es denn z. B. trotz jahrelanger Bemühungen noch immer nicht im Stande gewesen ist, die hülfreiche Hand der badischen Regierung zur Durchführung des Einpfennigtarifs für Kohlentransporte zu gewinnen. Allein die Aussicht, Verdrießlichkeiten dieser Art künftighin weniger ausgesetzt sein, scheint nicht im Stande, das Gefühl einer neuerlittenen und fortschreitenden Souveränitätsbeschränkung aufzuwiegen, zumal die neue Reichsbehörde nicht blos für sozusagen internationale Streitigkeiten ein willkommenes Tribunal zu werden verspricht, sondern unter Umständen auch seine Einmischung in den Betrieb und sogar in den Bau der inländischen Linien zu befürchten steht. Und dies eben scheint der empfindlichste Punkt für die württembergische Eisenbahnleitung zu sein. Die Zweifel sind weitverbreitet, ob die Anlage unsers Eisenbahnsystems, wofern man hier überhaupt von System reden darf, den natürlichen Bedingungen des inneren und äußeren Verkehrs des Landes entspricht, und die Vermuthung ist zu entschuldigen, daß Laune, Sonderinteressen oder im günstigsten Falle der Zufall dabei mehr als billig die Hand im Spiele gehabt haben möchten. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, wird denn auch die Errichtung eines obersten Reichseisenbahnamts von den württembergischen Unterthanen mit ganz anderen Augen angesehen als von der Regierung, wie ja auch der betreffende Antrag im Reichstag den Namen eines Württembergers trug. Nur schade, daß die der Vergangenheit angehörigen Fehler schwer sich wieder gut machen lassen, und daß somit die Hoffnung auf Besserung zugleich sich verbinden muß mit der Resignation ins Unabänderliche.

Es ist die Vermuthung gewagt worden, daß die Errichtung des Reichseisenbahnamts sogar eine kleine politische Revolution in Württemberg hervorgebracht habe, sofern nämlich mit diesem Mißerfolg der württembergischen Politik der Rücktritt des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und des Verkehrswesens, Freiherrn von Wächter in Verbindung gebracht wurde.

Digitized by Google

Man stellte sich vor, daß dieser im Dienst der württemberg. Krone alt gewordene Herr es nicht habe über sich gewinnen können, ein Portefeuille beizubehalten, dessen Geschäftskreis durch die Intervention der neuen Reichsbehörde voraussichtlich noch mehr geschmälert werden könnte. Diese Combination wird jedoch in unterrichteten Kreisen zwar für scharfsinnig, aber für unzutreffend gehalten, Frhr. v. Wächter, körperlich leidend und allmählich selbst den Anstrengungen der Repräsentation weniger gewachsen, für die er ein entschiedenes Talent besaß, war wirklich eines Portefeuille müde, das auch bescheidenem Ehrgeiz nur noch geringe Befriedigung gewährte. Denn abgesehen davon, daß die Bedeutung eines solchen Postens im Königreich Württemberg überhaupt abgenommen hat, so traf es sich noch überdies, daß die auswärtigen Angelegenheiten, wenigstens in ihrem wichtigen Theile, nämlich die deutschen Beziehungen durch Herrn v. Mittnacht, den Kollegen im Justizministerium, besorgt wurden, die Leitung der Verkehrsanstalten aber in der Hand des Geheimen Raths v. Dillenius sich befand, so daß es nur einen eigenthümlichen Eindruck hervorbrachte, wenn Frhr. v. Wächter sei es im Ministerrath, oder in der Abgeordnetenkammer, den Versuch machte, die Angelegenheiten seines Portefeuille zu vertreten. Für den Fall aber, daß Frhr. v. Wächter zurücktrete, war schon lange in Aussicht genommen, ihm keinen Nachfolger mehr zu geben, theils um damit der Abgeordnetenkammer entgegenzukommen, deren Mehrheit längst an der Unentbehrlichkeit eines auswärtigen Ministers gezweifelt hatte, theils weil Herr v. Mittnacht endlich den Moment für gekommen erachten mochte, ein Portefeuille, dessen bedeutendere Functionen ihm anvertraut waren, nun auch selbst an sich zu nehmen. Aufgehoben ist nämlich das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten nicht. Es ist nur Herrn v. Mittnacht zu dem der Justiz mit übertragen. Immerhin liegt in dieser Uebertragung eine erfreuliche Vereinfachung; sie ist als eine weitere Folge der Reichseinheit zu betrachten, eine Folge, die dadurch nicht an Bedeutung verliert, daß sie ohne äußere Nöthigung, gleichsam ganz von selbst sich vollzogen hat. Und nun ist nur noch die Frage, welche Consequenzen die Abgeordnetenkammer aus diesem Ereigniß ziehen wird, ob sie nämlich darin ein Zugeständniß erblickt, durch welches gerührt sie auf der anderen Seite freudig die Kosten unserer noch übrigen auswärtigen Gesandtschaften auch ferner dem Lande zumuthet, oder ob sie daraus einen Antrieb entnimmt, die Positionen dieser Gesandten für ebenso überflüssig zu erklären als die Position eines auswärtigen Ministers.

Italienische Zustände und Stimmungen. Aus Florenz. — Der nordische Gast, der entzückt die unvergleichliche Herrlichkeit italienischer Kunst und Natur bewundert, ist sehr versucht, seinen überströmenden Gefühlen in Worten Ausdruck zu geben, aber was kann man hier Neues sagen als das, was Jeder einzelne an sich selbst erfährt? Sich dem gewaltigen Zauber, den Kunst und Leben hier auf den Nordländer unwillkürlich ausüben, ganz und voll hingeben, solange er wirkt — und wie sollte er aufhören zu wirken? — ist das beste, was man thun kann. Es muß verziehen werden, wenn man der Anhänglichkeit gegen das Vaterland zu Gunsten des Landes, welches wir Deutschen immerhin unser Adoptivvaterland nennen dürfen, für einen Augenblick untreu wird. Die Vorzüge Deutschlands vor Italien sind immer

noch in vielen Beziehungen so groß, daß man sicher ist, zu rechter Zeit es wieder lieb zu gewinnen. In der außerordentlichen Solidität unseres politischen Lebens übertreffen wir jetzt nicht nur die südeuropäischen Staaten sondern, wenn ich recht sehe, alle Völker der Welt. Denn in Deutschland beruht die Kraft des Staates nicht auf den besitzenden und gewerbtreibenden Klassen, sondern lediglich auf den idealen Elementen. Was unserem Volk eine so eigenthümliche Stellung giebt, die ihm widerwillige Bewunderung selbst der Gegner erzwingt, das ist die unvergleichliche Tüchtigkeit und Unzerstörbarkeit seiner Armee, seiner Richter und Beamten, endlich, und vor Allem, des Gelehrten- und Lehrstandes. Solche Vergleiche drängen sich dem in Italien Reisenden und mit gebildeten Italienern Verkehrenden unwillkürlich auf; denn man merkt sehr bald, daß es bei aller Herrlichkeit dieses Landes in anderen Beziehungen in jener Hinsicht nicht so glänzend aussieht. Turin z. B. pflegt man im Norden als eine kühle und solide Stadt anzusehen, aber das Bild, welches mir ein sehr ruhiger, intelligenter Geschäftsmann entwarf, die Anekdoten, die er mir von den Vorgängen bei Gericht, aus dem Familienleben ꝛc. erzählte, die Schilderung der Schulen, die er entwarf, klang nicht sehr verlockend. Ich habe seine Aussagen bestätigt gefunden und mußte ihm Recht geben, wenn er der Meinung war, daß die Sittlichkeit des Volkes und die Solidität des öffentlichen Lebens im umgekehrten Verhältniß zu der Anzahl der Pfaffen steht. Diese aber genießen grade in Turin noch hohes Ansehen, die Stadt gilt neben Neapel für die bigotteste der Halbinsel Es scheint, daß auch Italien hierin einen Erneuerungsprozeß durchzumachen hat; bei der Elasticität, die dies erstaunliche Volk schon bewiesen hat, steht zu hoffen, daß ihm auch hier eine kräftige Regeneration gelingen wird.

Eine materielle Neugeburt dagegen wünscht man unwillkürlich den größeren Städten des nordöstlichen Theiles von Italien. Denn während in dem westlichen Theil der lombardischen Tiefebene überall ein sehr reges Geschäftsleben pulsirt und selbst Turin den Verlust der königlichen Residenz verwinden zu können scheint, bieten die größeren Städte nach Osten zu: Verona, Mantua, Ferrara, Padua, vor Allem Venedig ein Bild vergangener Größe. Das ist eine bekannte Thatsache und es ist hier nicht der Ort, den Gründen nachzuspüren; die Hoffnung, daß der Suezkanal der Lagunenstadt neue Gelegenheit, ihren Handel zu beleben, bieten würde, hat sich nicht bestätigt; Venedigs Rhede ist todt und einsam und nur die Fremden, welche in Masse von dieser romantischen Zauberpracht angezogen werden, sichern der Stadt noch ihre materielle Existenz und das Forbestehen ihrer Industrie. Werden die Fremden, wie dies Jahr, von der Cholera (die übrigens dort völlig erloschen ist) abgeschreckt, so sind die Venetianer übel daran; und so fehlte es denn auch nicht an bittern Klagen über den mangelnden Besuch.

In die leere Dürre der diplomatischen Ferien fielen wie ein erquickender Regen zwei Ereignisse, die hier auf der Halbinsel natürlich weit mehr Aufsehen erregten, als jenseit der Alpen: das Buch Lamarmora's und die Reise des Königs. Es war schließlich fast komisch, wie man sich kaum in dem Waggon oder sonst wo niederlassen konnte, ohne daß das unvermeidliche Vis-à-vis ein großes, gelbes Heft aus der Tasche holte um sich „un po piu di luce“ zu verschaffen. Das kleinste Lokalblatt glaubte nicht existiren zu

können, wenn es nicht in einer stattlichen, ermüdenden Reihe von Leitartikeln sich über die Bedeutung dieser Enthüllungen ausließ. Im Ganzen urtheilt man hier wie anderwärts, je nach dem Parteistandpunkt, und es herrscht wohl darüber unter den Liberalen völlige Einigkeit, daß dieses Feuerwerk, welches die Klerikalen sich zur Freude und uns zum Schaden in Scene gesetzt und abgebrannt hatten, seinen schönen Zweck gründlichst verfehlt hat. Ueber die Reise des Königs, die ebenfalls den Gegenstand eingehendster Erörterungen in der Presse und dem Privatgespräch bildet, herrscht im Allgemeinen große Genugthuung, doch muß bemerkt werden, daß es dieses Ereignisses nicht bedurfte, um die gewaltigen Sympathien für Deutschland hier zum Bewußtsein und Ausdruck zu bringen. Von dem ersten Tage meiner Anwesenheit auf italienischem Boden an war ich überrascht, wie sehr hier die Herzen sich Deutschland zu- und Frankreich abgeneigt haben; ich finde hier einen, bisweilen übergroßen Respekt vor Allem, was Deutsch heißt. Vorbereitet war dies Urtheil schon lange, die gewaltigen Erfolge des letzten Krieges haben den Ausschlag gegeben. Man kann hier Anschauungen begegnen, die an Tacitus erinnern; die dauernde Verbindung und Waffenbrüderschaft zwischen beiden Völkern betrachtet man als etwas äußerst Wünschenswerthes und Natürliches. Ich benutze diese Gelegenheit gern, um zu bemerken, daß überhaupt die Stellung der Deutschen im Ausland sich durch die imponirenden Ereignisse der letzten Jahre ganz erstaunlich gehoben hat. Bloß in meiner Eigenschaft als einfacher Deutscher bin ich, auch in anderen Staaten wie z. B. in Spanien, mit dem größten Respekt behandelt worden. Uebrigens ist der Name „Deutsch" im südlichen Europa bekanntlich weit weniger populär und geläufig als „Preuße;" man kann sich offenbar bei jener Bezeichnung noch nichts recht Klares denken, während Prussiano ein sehr sehr conkreter Begriff geworden ist. Interessant mag es sein, daß sich auch hier allerorts das höchste Maß der Bewunderung an den Tag von Sedan knüpft.

Da ich einmal auf dies Thema gekommen bin, so möchte ich doch nicht schließen, ohne ein Wort über einen Angriff hinzuzufügen, der neulich in einem wohlbekannten, vielgelesenen Leipziger Unterhaltungsblatt gegen das deutsche Generalconsulat in Genua geführt worden ist. Die Sache selbst wird sich, davon bin ich fest überzeugt, bald als ein Mißverständniß aufklären. Schon jetzt aber läßt sich sagen, daß jener Angriff in einem öffentlichen Blatte, vor aller Untersuchung des Sachverhaltes, mindestens taktlos ist, da er in jedem Fall den Betreffenden mehr schadet, als eine Remedur auf gleichem Wege wieder gut machen kann, dem bekannten Sprichwort gemäß. Aus persönlicher Erfahrung füge ich hinzu, daß man mir von Seiten des genannten Generalconsulates mit größter Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit entgegen gekommen ist, und daß die Vertreter desselben, die Herren Leupold sich stets, namentlich auch während des Krieges, als außerordentlich patriotische, intelligente und charaktervolle Männer bewiesen haben. Ich halte es für meine Pflicht dies ausdrücklich zu constatiren.

Die Möglichkeit eines Gegenbesuches des deutschen Kaisers in Rom, der im Laufe des Winters erfolgen solle, wird in der hiesigen Presse lebhaft diskutirt und mit großer Wärme besprochen. Gewiß ist, daß der Anführer der Armee, die bei Sadowa und Sedan gesiegt hat, einer außerordentlich

enthusiastischen Aufnahme in jeder italienischen Stadt sicher sein könnte. Doch möchte man auch gern danken für die dem eigenen König erwiesenen Ehren.

X.

Schulpflicht und Schulgeld in der Schweiz. Unter dem Material, das Prof. Böhmert in Zürich in seinem „Bericht" für die Wiener Weltausstellung über die „Arbeiterverhältnisse und Fabrikeinrichtungen" der Schweiz gesammelt hat*), befindet sich auch eine tabellarische Uebersicht der gesetzlichen Bestimmungen über Schulpflicht und Schulgeld. Ein großer Theil dieses umfangreichen Werkes beruht auf einer Enquête, die der Verfasser in diesem Jahre veranstaltet hat, und bei der ihn die Behörden, gemeinnützigen und Arbeitervereine, Unternehmer ꝛc. des ganzen Landes zahlreich und eifrig unterstützten. Auch in Betreff jener wichtigen Schulverhältnisse, die hier natürlich nur insoweit in Betracht gezogen sind, als sie das Loos des Arbeiters beeinflussen, erhalten wir hier zum ersten Mal eine ganz vollständige, auf amtlicher Mittheilung beruhende Zusammenstellung der Art und Weise, wie sie in den fünfundzwanzig Kantonen gesetzlich geregelt sind.

Von der Bundes-Schulgesetzgebung konnte an diesem Orte nicht eingehend geredet werden, da sie sich bisher ausschließlich auf ein Gebiet erstreckt, das die Arbeiter kaum berührte. Mit dem revidirten Entwurf der Bundesverfassung von 1872 ist auch der Artikel gefallen, der zum ersten Mal der Centralgewalt das Recht einräumen sollte, das Minimum der Leistungen der „Primar"-(Volks-)Schule zu bestimmen. Da dieser Artikel zu den Steinen des Anstoßes gehört zu haben scheint, an denen der revidirte Entwurf bei der Volksabstimmung scheiterte, so hat ihn der Bundesrath, der das im vorigen Jahr mißlungene Werk demnächst aufs neue und diesmal wohl mit Erfolg, in Angriff nehmen will, nicht wieder aufgenommen. Gegenwärtig stehen unter der Centralgewalt nur das Eidgenössische Polytechnicum in Zürich, eine Anstalt, die, vorzugsweise unter deutschen Lehrern, mächtig aufblühend schon etwa tausend Hörer zählt, und die Bundes-Universität, welche bis jetzt erst auf dem Papiere steht, mit deren Gründung man sich jedoch in diesem Jahre eifrig beschäftigt. Wie wünschenswerth es ist, daß die Bundesgewalt das Recht erhält, auf die übrigen Schulen Einfluß zu üben, wird zum Theil aus der folgenden Darstellung erhellen, die das von Prof. Böhmert ohne weiteren Commentar**) tabellarisch zusammengestellte Material vergleichend und kritisch verarbeiten will.

Die Hochschulen sind hier ganz außer Acht gelassen, nur flüchtig sind die Verhältnisse der Gymnasien und „Industrieschulen" (was man in Deutschland „Realschulen" nennt) berührt, eingehender die der „Secundar-" oder „Bezirksschulen", welche bei uns „Bürgerschulen" zu heißen pflegen. Gymnasium und Industrieschule sind gewöhnlich unter dem Namen „Kantonsschule" vereinigt und haben einen gemeinschaftlichen Direktor — offenbar nicht zum Heil des Unterrichts. Wenn diese vornehmeren der schweizerischen Kantonal-

*) Böhmert, „Arbeiterverhältnisse und Fabrikeinrichtungen der Schweiz. Bericht, erstattet im Auftrage der eidgenössischen Generalcommission für die Wiener Weltausstellung." Erster Bd. Zürich, Cäsar Schmidt, (Schabelitzsche Buchhandlung) 1873. Die Ausstattung ist des Zweckes und der Verlagsbuchhandlung würdig.

**) Die dankenswerthen Mittheilungen auf S. 121—123 beziehen sich fast sammt und sonders nicht auf den Inhalt der S. 124—127 abgedruckten Tabelle.

anstalten gegenwärtig wegen ihrer hohen Schulgelder nur einer aristokratischen Minderzahl zugänglich sind, so theilen wir den Wunsch der Arbeiter, daß hier so lange Freistellen geschaffen werden, bis die bessere Einrichtung: Unentgeltlichkeit des Unterrichts an sämmtlichen Schulen, durchgeführt werden kann. „Es regt sich gegenwärtig in der Schweiz ein mächtiges Streben nach Ausdehnung der Schulzeit und nach Einführung obligatorischer Fortbildungsschulen." (Böhmert a. a. O. S. 122). Auf ihrer letzten Jahresversammlung hat die schweizerische „Gemeinnützige Gesellschaft" die Erweiterung der „Alltagsschule" (Volksschule bis an die Schwelle des 15. Lebensjahrs, die allgemeine gesetzliche Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule, die Unterstützung und Förderung der freiwilligen fachlichen Fortbildungsschulen für „eine wesentliche Bedingung der Volkswohlfahrt" erklärt. Die Bevölkerung des Kantons Zürich hat sich durch ihre Abstimmung im Mai d. J. mit großer Mehrheit für Errichtung eines Technikums ausgesprochen, das in dem benachbarten Winterthur 1874 eröffnet werden wird, und dessen Gründung gleichfalls eine Forderung der intellegenteren Arbeiterwelt befriedigt. Der industriellen Fortbildung dienen schon jetzt „zahlreiche Gewerbeschulen, Handwerksschulen, Fortbildungsschulen, Zeichenschulen, landwirthschaftliche Mittelschulen. Für spezielle Erwerbszweige giebt es Uhrmacherschulen, Schnitzlerschulen, Schulen für Musterzeichnen." (a. a. O. S. 122).

Bei den spezielleren Mittheilungen über die Primar- und Secundarschulen hat Prof. Böhmert auch der „Ergänzungs-" oder „Repetirschulen" gedacht. In ihnen wird den aus der Volksschule entlassenen Kindern an zwei Wochentagen Unterricht ertheilt. In einigen Gemeinden haben sie den Halbtagsschulen Platz gemacht, die man auch in England kennt: die Fabrikkinder, welche sie besuchen, widmen die eine Hälfte des Tages der Schule, die andere der Fabrikarbeit oder der Theilnahme an der Hausindustrie ihrer Eltern*).

In der großen Mehrzahl der Kantone geht das Kind zur Schule, sobald es das 6. Lebensjahr zurückgelegt hat. Thurgau, in mancher Beziehung ein zurückgebliebener Kanton, und das italienische Tessin rauben ihm schon mit 5 Jahren den Spielplatz, um es in die enge Stube zu verpflanzen. Umgekehrt warten 4 Kantone (Aargau, Waadt, Graubünden, Uri) und 2 Halbkantone (Nidwalden und Appenzell J.-Rh.) das Ende des 7. Jahres ab.

Was die Dauer der Schulzeit betrifft, so sind am meisten zurück die beiden Urkantone Uri und Unterwalden, neben ihnen die beiden Appenzell. In Uri, der armen Landschaft, bewohnt von einem stumpfen, lässigen, strengkatholischen Hirtenvolk, währt der Schulbesuch nur drei Jahre (in Altorf sechs). Auch von dem lieblichen Unterwalden gilt noch zum guten Theil der Vers, den Platen von Palermo sang:

Doch hinter trübem Wahn verschanzt,
Regiert allda der Pfaff;
Das Seil, auf dem so frech er tanzt,
Er hält's beständig straff.

In Nidwalden dauert der Unterricht oft nicht über 5, in Obwalden 6 Jahre. Die beiden Appenzell, so ungleich in Allem, zeigen doch auf der Tabelle dasselbe Gesicht: beide haben 6jährige Schulzeit, und von einer Fort-

*) In der Schweiz werden die meisten Industriezweige weit weniger in Fabriken, denn als Hausindustrie betrieben.

bildungs- oder „Ergänzungsschule" ist nicht die Rede. Doch warnt uns das Beispiel Thurgaus, aus diesen spärlichen Angaben, zumal im gegenwärtigen Kindheitsalter der Statistik, nicht allzuviel zu schließen. Zehn Jahre lang wird dort die Schule besucht, und doch wissen wir, daß die Thurgauer für ihre Lehrer kein Herz haben, und kaum läßt sich annehmen, daß die Schule in den Händen so kümmerlich besoldeter Männer gedeiht. Wir dürfen immerhin voraussetzen, daß in Genf, wo der Unterricht seit 1872 gleichfalls obligatorisch ist, die Kinder nicht weniger lernen, obgleich sie dort nur 7 Jahre in die Schule gehen. Bei weitem die meisten Kantone geben 8—9 Jahre als die Dauer der Schulzeit an. Manche Kantone erwähnen an dieser Stelle ihrer Repetir-, Halbtags-, Secundarschulen und dgl., während wir bei andren, die nichts davon vermelden und es ungewiß lassen, wie viele Jahre die Jugend in den Elementar-, wie viele in den höheren Anstalten zubringt, unter einer andren Rubrik wenigstens soviel erfahren, daß es ihnen nicht an solchen fortgeschrittneren Schulen fehlt. Baselland antwortet auf die Frage nach der Dauer der Schulpflicht: „6 Jahre, wozu noch Repetirschule;" aber anzugeben, was doch sehr zur Sache gehört, wie lange denn nun die Repetirschule besucht wird, das hat die Behörde für überflüssig gehalten. Die Bemerkung, daß die Ergänzungsschule nur für diejenigen obligatorisch ist, die keine Secundar- oder Kantonsschule besuchen, haben nur Zürich, Luzern und Zug hinzugesetzt, sie gilt aber ohne Zweifel auch von allen übrigen Kantonen. In Zug hat die Repetirschule „mit wenigen Stunden" schwerlich viel zu bedeuten, da sie dem einjährigen Besuch einer höheren Schule" gleichgeschätzt wird. Zug — das ist der katholische Kanton, gegen den im Dezember 1869 die Bundesgewalt einschreiten mußte, weil sein Kriminalgericht mit mittelalterlichen Folterwerkzeugen Geständnisse erpreßte.

Die Unentgeltlichkeit des Schulunterrichts ist am schönsten durchgeführt in Freiburg, Zürich und Genf. In Freiburg wird ebensowenig in den höheren Schulen ein Schulgeld erhoben wie in den mittleren und elementaren. In Zürich „sind alle Kinder frei," auch die von Ausländern: in Genf ist „der Secundarunterricht" gleichfalls unentgeltlich. Diesen reiht sich Glarus würdig an, wo die Schüler sogar die Schreibmaterialien gratis erhalten. Auch Zug bezieht kein Schulgeld. Luzern und Solothurn erheben es nur von solchen Eltern, die nicht zur Gemeinde gehören. In Neuenburg, Wallis und Tessin ist nur der Primarunterricht unentgeltlich, in den höheren Anstalten wird Schulgeld gezahlt. Ebenso in Aargau, das dann noch eine Scala besitzt für „Bezirksschüler überhaupt" (will sagen: Kinder von Gemeindemitgliedern, welche die Bezirksschule besuchen), für Schweizerbürger und Ausländer. Diese Taxe erinnert an den berühmten Regierungstarif in Schaffhausen, kraft dessen ein „Schweizerbürger" 50 Rappen zahlt, um den Wasserfall zu sehen, ein „Ausländer" das Doppelte. Doch nimmt Aargau die Fremden aus, die in der Gemeinde steuern. — In manchen Kantonen hängt es von der Gemeinde ab, ob sie ein Schulgeld erheben will oder nicht. So in Bern, Uri (wo die meisten Gemeinden keins beziehen), Schwyz, Obwalden und Nidwalden (wo nur in den reicheren Gemeinden der Unterricht unentgeltlich ist). In Schwyz und Nidwalden zahlen die Armen nichts. In Baselland giebt es 12 Gemeinden, in denen die Ortsbürger-

Kinder frei ausgehen; umgekehrt zählt Appenzell A.-Rh. nur zwei arme Gemeinden, die von der Erlaubniß, ein Schulgeld einzuführen, Gebrauch gemacht haben. In sämmtlichen Gemeinden erheben Schulgeld die Kantone Baselstadt, Baselland, Schaffhausen, Graubünden, Thurgau und Waadt; also von den 25 Kantonen nur sechs, die zum Theil zu den zurückgebliebenen gehören. Schaffhausen, groß in Tarifen, fordert bei seinem verhältnißmäßig hohen Schulgeld noch obendrein von Eltern, die nicht in der Schulgemeinde wohnen, überall „das Doppelte" ein; — übrigens ist dunkel der Rede Sinn bei seiner wie bei Graubünden's statistischer Angabe*). Das Schulgeld der Volks- und Repetirschulen bewegt sich zwischen 2 und 6½ Franken in Bern, Uri, Schwyz, Nidwalden, Obwalden, Baselstadt, Baselland, Thurgau und Waadt. Also in der Mehrzahl der Kantone, in welchen der Unterricht nicht unentgeltlich ist. Höher hinauf gehen Schaffhausen (s. o. die Note), Graubünden („Schulgeld von Fr. 1—10"), Aargau und Solothurn. In Aargau lautet die Angabe: „Fr. 2 für arme, Fr. 10 für andere Primarschüler, deren Eltern keine Gemeindesteuer zahlen;" wir haben oben gesehen, daß die Kinder steuerpflichtiger Ortsanzehörigen in Aargau unentgeltlich unterrichtet werden. Bei Solothurn heißt es: „Bürgerkinder zahlen nichts; Kinder aus andern Gemeinden zahlen z. B. in der Stadt Solothurn Fr. 22:" — hoffentlich doch nicht in den Volksschulen?! — Am niedrigsten hat mit 2 Fr. Bern gegriffen; „doch können die ihre Lehrer anständig (sic) bezahlenden Gemeinden das doppelte Schulgeld beziehen." Wenn es für Bern ausdrücklich heißt, daß Geschwister immer nur für Zwei zahlen, so gilt diese menschenfreundliche Bestimmung wohl auch anderwärts, wo sie nicht erwähnt wird. In Altorf (Uri) zahlen die Mädchen mehr als die Knaben. Stans (Nidwalden) hat sich den Luxus einer Eintheilung seiner Schulkinder in sechs Vermögensklassen gestattet: wie wird da die höchste Plutokratie in den Klassen, die 6 Fr. 60 Cent. steuert, die unterste Schicht verachten, die nur 2 Fr. aufbringt!!

In den höheren Anstalten wird zum Theil ein beträchtliches Schulgeld erhoben. In den Secundarschulen („Bezirks-," „Realschulen**)") gewöhnlich 12—20 Fr.; in Tessin nur 5—7, in dem gottverlassenen Graubünden dagegen 15—45 Fr. Gymnasiasten zahlen in Baselstadt 39 Fr. 60 Cent., in Neuenburg 40—80 Fr., je nach der Klasse; in Tessin nur 10 Fr. Warum wohl die Schüler des „Kantonslyceums" in Tessin 30 Fr. steuern, so außer Verhältniß zu den Gymnasiasten? Während doch in Neuenburg die „Industrieschüler" mit den Gymnasiasten über Einen Kamm geschoren werden? — Ein Mädchen in der „höheren Töchterschule" zu Baselstadt zahlt Fr. 52 80 Cent. — Weitere Angaben über diese Anstalten fehlen.

Durch ein Staatsgesetz ist das Schulgeld festgesetzt (da nämlich, wo

---

*) Auf die Frage: „Wie groß ist das Schulgeld?" lautet die Antwort, in Schaffhausen: „Außer in 11 reichen Gemeinden Schulgeld für Alltagsschüler höchstens Fr. 8 für die erste, Fr. 12 für die zweite Stufe." Wieviel nun „mindestens"? Und was zahlt man in den 11 reichen Gemeinden? — Und wenn es heißt: „In Thur nach den Klassen Fr. 5 bis 16 für Nicht-Gemeindebürger", was zahlen dann Gemeindebürger?

**) Wie oben bemerkt, heißt die deutsche „höhere Bürgerschule" in der Schweiz „Secundar-", „Bezirks-", „Realschule", die deutsche Realschule I. O. in der Schweiz „Industrieschule."

überhaupt ein solches erhoben wird) in Bern, Baselstadt, Baselland, Aargau, Thurgau und Waadt. In den übrigen Kantonen, die Schulgeld beziehen, ist die Fixirung des Schulgelds Gemeindesache.

Die Kosten der für die schulpflichtigen Kinder bestimmten Schulen bestreitet in den meisten Kantonen zunächst die Gemeinde, doch so, daß auch der Staat dazu beiträgt. Reine Staatssache ist die Deckung dieser Kosten in Baselstadt und Appenzell J.-Rh.; ganz Gemeindesache dagegen in Uri, Schwyz und Wallis. In Glarus trägt der Staat nur „ausnahmsweise" bei, wir erfahren nicht, wann solche Ausnahmen eintreten; in Graubünden leistet der Staat seine Beihülfe „armen Gemeinden". In Baselland ist diese Angelegenheit „zunächst Staatssache", die Gemeinde zahlt Beiträge. In Tessin kommt der Staat für Secundar- und höhere Schulen allein auf, für die Volksschulen nimmt er zunächst die Gemeinden in Anspruch. Schaffhausen läßt zu den Volksschulen in erster Reihe die Gemeinde, zu den Secundarschulen in erster Reihe den Staat beisteuern. Wir erfahren wenig oder gar nichts darüber, wie sich bei den meisten übrigen Kantonen das Verhältniß der Höhe der staatlichen Zuschüsse und der Gemeindebeiträge gestaltet. Bei Genf z. B. lautet die Antwort mysteriös-lakonisch: „Sowohl Staats- als Gemeindesache". Zürich ist deutlicher: „In erster Linie die Gemeinde, in zweiter der Staat; für die nicht-obligatorischen Secundarschulen trägt der Staat die Hauptlast".

An anderer Stelle (S. 122 a. a. O.) theilt uns Prof. Böhmert mit, daß die Gemeinden, in denen sich mittlere oder höhere staatliche Bildungsanstalten befinden, bedeutende Beiträge zu deren Unterhaltung zu leisten pflegen. In den Kantonen Zürich, Bern, Baselstadt, Genf, Neuenburg, Waadt erreicht der Aufwand des Staates für den öffentlichen Unterricht wegen der dort bestehenden Universitäten oder Akademien „die höchsten Beträge".

Eine sehr werthvolle Statistik, die wir ungern vermissen, wäre die der Lehrergehälter. So weit unsere Erfahrung reicht, werden die Volksschullehrer in der Schweiz durchgängig besser, die Docenten sämmtlicher höherer Lehranstalten erheblich schlechter besoldet als in Deutschland. Für das Polytechnikum in Zürich ist neuerdings Manches geschehen, allein auch hier wird das Gehaltsmaximum von etwa 8000 Fr. nur von sehr wenigen Professoren erreicht. Erst nach manchem Amtsjahr nehmen die bestbesoldeten Professoren der Kantonschulen etwas über 1000 Thlr. ein — während das Leben in der Schweiz im Ganzen theurer ist als in Deutschland. In jüngster Zeit haben manche Kantone die Gehälter etwas aufgebessert. Wo aber, wie in dem ackerbauenden Thurgau*), der Souverän, d. i. die Bevölkerung des Kantons, für diese Frage kein Verständniß hat, da ist, wie einer der Professoren an der dortigen Kantonsschule neulich zur Motivirung seines Entlassungsgesuchs erklärte, die Lage der Lehrer „trostlos". F. W.

Das Schulwesen in Deuschlothringen. Aus Diedenhofen. — Es ist in Ihrer Zeitschrift schon früher auf die Verschiedenheit zwischen den Anschauungen und den Interessen der Bewohner des Reichslandes diesseits und

*) Der Ackerbau steht in der Schweiz durchgehends auf bedeutend tieferer Stufe als die Industrie.

jenseits der Vogesen hingewiesen worden. Die Unterschiede sind in der That so groß, daß es zweifelhaft bleiben muß, ob die Eine Centralbehörde des Ober-Präsidiums den Bedürfnissen der gesammten reichsländischen Bevölkerung auf die Dauer wird Genüge thun können. Allgemeine Anordnungen, die über den reinen Verwaltungsmechanismus hinausgehen, haben in den beiden Landestheilen gar zu oft entgegengesetzte Wirkung. Auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens ist diese Verschiedenheit besonders in die Augen springend.

Die in Nr. 39 Ihrer Wochenschrift veröffentlichten Bemerkungen über die deutsche Schule im Reichslande sind, soweit sie das persönliche Gebiet verlassen, nur aus elsässischen Verhältnissen geschöpft und bedürfen, wenn sie für das diesseitige Reichsland gelten sollen, wohl einiger Ergänzung. So liegt die Nothwendigkeit, theilweise das Französische auf den unteren Klassen als Unterrichtssprache beizubehalten, auf der Hand, wenn man von den Kreisen Forbach und Saargemünd absieht. Ebenso klar ist es aber auch, daß im deutschnationalen Interesse die Schüler bald in Stand gesetzt werden müssen, dem deutsch unterrichtenden Lehrer mit Leichtigkeit zu folgen. Daraus erwächst auch für unsere Gymnasien das Bedürfniß, von dem preußischen Normalplan in einem wesentlichen Punkte abzuweichen und den philologischen Schwerpunkt zu Gunsten der modernen Sprachen zu verrücken. Von allen Schülern, ob sie deutsch oder französisch redend sind, muß eine vollständige Beherrschung auch der anderen Landessprache gefordert werden. Es kann nun nicht vermieden werden, zuerst die jungen Zöglinge wenigstens zu einem gewissen Verstehen der zweiten Landessprache zu führen. Der französisch redende Knabe — und von diesem will ich schon der Einfachheit halber hier immer nur sprechen — hat also, ehe er in die lateinische Grammatik eingeführt wird, Deutsch zu lernen. In der Sexta, welche Klasse auch hier zu Lande nicht als diejenige definirt wird, in welcher der fremdsprachliche, sondern in welcher der lateinische Unterricht beginnt, können den jungen Köpfen aber unmöglich mit wahrem Erfolge zu gleicher Zeit die Elemente zweier Sprachen gelehrt werden. Man verlangt also, daß die Knaben schon vor ihrem Eintritt in die Sexta die Elemente des Deutschen überwunden haben, d. h. daß sie geistig bedeutend reifer sind, als die Sexta-Candidaten in den alten Landen. Der neunjährige Gymnasialkursus wird für sie also mindestens zu einem zehnjährigen, durchschnittlich zu einem elfjährigen. Was ist die Folge? daß die frondirenden Eltern einen neuen und schwer wiegenden Grund haben, ihre Söhne den deutschen Unterrichtsanstalten zu entziehen und auf französische zu schicken. Wie wollen wir aber die intelligenten Schichten der hiesigen Bevölkerung, ich will nicht sagen absorbiren, sondern nur amalgamiren, wenn wir den Nachwuchs, auf dem alle unsere Hoffnung beruht, über die Grenze in französische Institute und somit in französische Dienste treiben? Es wäre verzeihlich gewesen, die laxe französische Unterrichtsordnung nur allmählich zur Strammheit der unsrigen anzuspannen, wie ja auch bis in die jüngste Zeit hinein in der Rheinprovinz der Gymnasialkursus nur ein achtjähriger war; hier aber plötzlich unsere so wie so schon viel fordernden Bestimmungen wesentlich verschärfen, verräth pädagogischen und politischen Leichtsinn. Die Mutter dieses Leichtsinns ist gewiß nur die tiefe Ueberzeugung von der Unerläßlichkeit einer gewissen Beherrschung der griechischen Sprache für eine gediegene Bildung. Es könnte aber scheinen, als ob an maßgebender Stelle

mit der Voreingenommenheit für das Griechische (ich will hier nur die griechische Sprache, nicht den griechischen Geist verstanden haben) die rechte Vorstellung abhanden gekommen sei von dem Werth, den das Studium unserer deutschen Muttersprache und ihrer Litteratur für die Bildung, die gediegene Bildung welscher Jugend haben muß. Von den modernen Sprachen ist die deutsche die einzige, welche sich hier zu Lande ohne Erröthen an die Stelle der griechischen setzen darf. Kann uns Deutschen weder Französisch noch Englisch die Sprache Homers ersetzen, dem Welschen leistet unsere Muttersprache derselben Bildungsdienst, und da darf es ihr nicht zum Nachtheil gerechnet werden, daß sie noch eine lebende Sprache ist.

Ohne ganz besondere Betonung des deutschen Unterrichts, ohne ich möchte sagen klassische Behandlung dieses Unterrichtszweiges wird man nie dahin gelangen, einem jungen Franzosen die deutsche Sprache lieb und vertraut zu machen. Müssen wir deutschen Väter doch erfahren, daß unsere eigenen Kinder, wenn sie einmal eine gewisse Leichtigkeit im Ausdruck erreicht haben, das durchsichtigere und elegantere Französisch vorziehen. —

Lebten unsere deutschen, noch nicht vom Verwaltungsschlendrian inficirten Schulmänner unter hiesigen Verhältnissen, sie würden für unsere welsche oder verwelschte Gegend über die Realschulfrage nicht mehr lange streiten können. Man würde zweifelsohne bald zu der Einsicht gelangen, daß hier weder unser altländisches Gymnasium, noch unsere Realschule I. Ordnung am Platze sind, daß eine Neuschöpfung Noth thut. Möge diese Neuschöpfung, die sich früher oder später als unvermeidlich aufdrängen wird, in die Hände von erfahrenen, selbständig denkenden Männern gelegt werden, deren Geist die Praxis nicht hat verknöchern können und welche die herrlichen Schöpfungen der griechischen Dichter im griechischen Sinne, mit humaner und patriotischer Begeisterung lesen! — Die Mittelschulen (der neue Organisationsplan nennt sie Realschulen) ohne Latein — werden für hiesige Gegend eine Wohlthat sein, wenn sie wirklich dem veröffentlichten offiziellen Plane gemäß organisirt werden. Es ist aber zu befürchten, daß das nicht geschieht. Denn diese Realschulen sind an den meisten Orten zum Kränkeln verurtheilt, wenn ihre Direktoren angewiesen werden, neben den Realklassen Lateinklassen zu errichten, dazu bestimmt, Rekruten für die mittleren Klassen der kaiserlichen Lyceen auszubilden. Auf diese Weise müssen die intelligenteren und ehrgeizigeren Knaben der eigentlichen Realschule abtrünnig gemacht werden. Und doch wird der Vortheil wahrscheinlich ganz auf Seiten der französischen Lyceen und Kollegien an der Grenze sein.

Die Gründung von Realschulen ohne Latein war hier um so nothwendiger, als in Metz und Diedenhofen von französischer Zeit her ähnlich organisirte Anstalten bestehen. An letzterem Orte wird die betreffende Schule von den frères de la doctrine chrétienne geleitet, welche die Bevölkerung mit Recht oder Unrecht als Jesuiten bezeichnet. Aus ihrem mir mitgetheilten Prospectus pro 1873—74 ersehe ich, daß die Regierung mit oder ohne Bewußtsein den Herrn außerordentlich weiten Spielraum läßt. In dem Lehrplan der Brüder wird der deutschen Sprache nur zum Schluß Erwähnung gethan, ganz beiläufig, hinter einer Notiz über den Unterricht in Gesang und Turnen. Bei solcher Rangordnung der Unterrichtsfächer darf man wohl vermuthen, daß am Schluß des Schuljahres, zur distribution des prix, für

den Preis der bonne conduite und der patriotischen Gesinnungstüchtigkeit nur diejenigen concurriren dürfen, welche nachweisen, daß sie im Deutschen keine Fortschritte gemacht haben. Jedenfalls betrachten es die geistlichen Herren heut wie vor vier Jahren als ihre Hauptaufgabe, die ihnen von der rechten Moselseite zugeführten Knaben anzuleiten, möglichst rasch ihr deutsches patois zu vergessen, dafür aber französisch zu reden und zu denken. Es ist nur erstaunlich, daß diese privilegirte Opposition es heut noch, unter den Augen der deutschen Verwaltung, wagen darf, die französische Geschichte mit histoire nationale zu bezeichnen, wie es in dem betreffenden Prospectus geschieht. —

Was das Elementarschulwesen in Lothringen betrifft, so scheint es geglückt zu sein, die meisten vakanten Lehrerstellen zu besetzen. Man wird aber auch hier, falls man entschlossen ist, dem Lehrerstand die nöthige geistige Unabhängigkeit von maire und curé zu gewähren, den Weg der gewöhnlichen Routine mit der Zeit verlassen müssen. Ein außerordentlich mißlicher Uebelstand ist für die gedeihliche Entwicklung des Elementarschulwesens die Kleinheit der bäuerlichen Gemeinden. So lange man von jedem einzelnen Dorfe, wenn es auch nur eine Einwohnerzahl von weniger als 200 Seelen hat, die Unterhaltung einer Schule fordert, ist nicht abzusehen, wie die Landbevölkerung eine wirklich förderliche Schulbildung erlangen soll. Es thäte Noth zu erwägen, wie weit man durch Organisation von Gesammtschulgemeinden Abhülfe schaffen kann. Für die Ausführbarkeit einer solchen Neuerung spricht besonders der Umstand, daß die Dörfer, zumal im welschen Moselthal, dicht an einander gedrängt liegen.

Literatur.

Aus allen Zonen. In Mitten der lebhaften Theilnahme für die Erforschung Innerafrikas und der Polargegenden ziehen die „Reisen in den Philippinen" von F. Jagor (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1873) die Aufmerksamkeit in hohem Maße auf sich. Der schon durch seine Reiseskizzen aus Singapur, Malaka und Java vortheilhaft bekannte deutsche Gentleman bietet in den neuen Reisen gewissermaßen die Forsetzung jener Skizzen. Er bereiste in den Jahren 1859—60 den mittleren und südlichen Theil der Insel Luzon und einige Nachbarinseln und giebt in einem mäßigen Octavband, knapp und correct in der Form, ein Bild des ganzen Archipels. Er landet im Hafen von Manilla, das nach drei Jahrhunderten ungestörten Besitzes der Spanier seine alte Bedeutung verloren hat. Die Verschließung Japans und der indochinesischen Reiche, besonders in Folge der Zudringlichkeit und Anmaßung katholischer Missionäre, der Abfall der Kolonien an der Westküste Amerikas, vorzüglich aber das lange Festhalten einer mißtrauischen Handels- und Kolonialpolitik bis in die Gegenwart, während bedeutende Emporien in günstigerer Lage mit großartigen Mitteln und nach freisinnigen Grundsätzen in Britisch- und Niederländisch-Indien entstanden, alle diese Umstände haben dies Ergebniß herbeigeführt und den Chinahandel in andere Bahnen geleitet. Die Ursachen liegen eben so klar zu Tage wie ihre Wirkung. Die Spanier hatten bei ihrer Kolonisation zum Theil religiöse Zwecke, vor allem die unmittelbare Ausnutzung der Kolonien im Sinne, und weder die Absicht noch die Kraft den natürlichen Reichthum des Landes durch Ackerbau und Handel zu erschließen. Bezeichnend für die früheren Zustände heißt

es: die Spanier betrachten die Insel nicht als Heimath, sondern als Wirthshaus. Es giebt keine Familie, die drei Generationen überdauert. Der Vater sammelt Schätze, der Sohn vergeudet sie, der Enkel bettelt. Unzertrennlich von diesem System war die Ausschließung der Fremden. Mehr noch als in Amerika schien es in den abgelegenen Philippinen nöthig, die Eingeborenen gegen alle Berührung mit dem Auslande abzuschließen, um im ungestörten Besitz der Kolonien zu bleiben. Bei dem erleichterten Verkehr der Gegenwart und den Ansprüchen des Welthandels an die Productionskraft eines so außerordentlich fruchtbaren Gebietes sind aber die frühern Schranken nicht mehr aufrecht zu halten, es ist daher der neue freisinnige Zolltarif als eine durchaus zeitgemäße Maßregel begrüßt worden. War die Reise in dem verschwenderisch ausgestatteten Inselreiche eine der angenehmsten, so hat sich Herr Jagor doch auch jahrelangen Mühen und großen Kosten unterzogen, um allüberall aus Archiven und Bibliotheken das versteckteste Material zusammenzubringen und vortrefflich zu verwerthen. So bietet das Werk herrliche oft mit Humor geschriebene Schilderungen der Eingeborenen, neben scrupulosen zoologischen, botanischen, geognostischen, hypsometrischen, technologischen, industriellen und commerziellen Erörterungen. Die Ausstattung ist in jeder Hinsicht vortrefflich. An 80 meist charakteristische in den Text gedruckte Illustrationen veranschaulichen landschaftliche Natur, Flora, Fauna, Geologie und den Bewohner nach Typus, Leben und Treiben. Alles zeigt Geschmack und technisches Geschick. Fremde Hilfe, J. Roth durch einen geologischen, Virchow durch einen craniologischen Excurs, erhöhte noch den Werth des Werkes. Jagor war zwar nicht so glücklich wie Karl Semper die unvermischten Autochthonen, die Aëta kennen zu lernen, die Bekanntschaft einiger halbwilden Stämme ist ihm indeß nicht entgangen. Jagor ist im Begriff noch eine wissenschaftliche Reise nach Asien anzutreten, bon voyage! — Nicht minder beachtenswerth ist Kapitän Koldewey's zweite deutsche Nordpolfahrt in den Jahren 1869 und 1870, Leipzig, F. A. Brockhaus 1873, herausgegeben von dem Verein für die deutsche Nordpolfahrt in Bremen. Der vorliegende Band enthält zwar nur die Hälfte des ersten, des erzählenden Theils der Expedition, die gemeinschaftliche Fahrt der Germania und Hansa und die der Hansa allein bis zu ihrer Heimkehr, während die Fahrt der Germania und der wissenschaftliche Theil noch in drei Bänden zu erwarten bleibt, auch bringt der vorliegende Band vieles, was durch frühere Mittheilungen schon bekannt geworden; nichts desto weniger ist er bei der vortrefflichen Redaction des Gebotenen, der schönen, an Karten und Illustrationen der verschiedensten graphischen Kunst sehr reichen Ausstattung, wahrhaft erfreulich, zumal wenn man sich erinnert, welche arge Hindernisse Anfangs die Herausgabe bedroht hatten. In der Geschichte der Entdeckung Ostgrönlands von Prof. Konr. Maurer wäre es wünschenswerth gewesen, die vorkommenden eigenthümlichen isländischen Schriftzeichen zu erklären, da sich sonst kein Anhalt für das Verständniß derselben findet. Möge das Werk schnell vollendet werden! — Herr Rohlfs hat bekanntlich seit 1860 ein volles Jahrzehnt Afrika in verschiedener Richtung durchwandert, und in dieser Zeit auch zahlreiche Artikel in Zeitschriften und verschiedene größere Werke über einzelne seiner Reisen herausgegeben, während das vorliegende Werk „Mein erster Aufenthalt in Marokko und Reise südlich vom Atlas durch

die Oasen von Draa und Tafilet" (Bremen 1873), erst den Anfang seiner Wanderungen schildert. In der Absicht in Marokko seine medicinischen Kenntnisse zu verwerthen, verließ Rohlfs am 7. April 1860 Oran und nach schneller Küstenfahrt trat er von Tanger aus die Wanderung an. „Ich hatte meine Sachen auf das Nothdürftigste reducirt, ein Bündelchen mit Wäsche war Alles, was ich bei mir hatte, nach Landessitte trug ich es an einem Stocke hängend auf der Schulter; eine weiße Djelaba (wollenes mit Kapuze versehenes Hemd) war meine Kleidung. Gelbe Pantoffeln, eine spanische Mütze, worin ich mein letztes Geld, eine englische Fünf-Pfundnote, genäht hatte, das war mein Anzug. Ich hatte keine Waffen, ein kleines in der Tasche verborgenes Buch mit Bleistift, das war meine ganze Ausrüstung." Streng wissenschaftliche Beobachtungen waren demnach nicht die Aufgabe des Reisenden, doch giebt er von Boden, Klima, Bevölkerung, den religiösen, practischen und Verkehrsverhältnissen des Landes, von dem Consularwesen u. s. w. ansprechende Schilderungen, mit sorgsamer Rücksicht auf ältere und spätere Nachrichten. Wir knüpfen hieran die Mittheilung, daß inzwischen auch Rohlfs' Reise von Kuka nach Lagos (am Golf von Guinea), also mitten durch Afrika von Osten nach Westen erschienen ist, und daß er mit Unterstützung des Vicekönigs von Aegypten in den Wintermonaten dieses und des nächsten Jahres eine neue Expedition in die Libysche Wüste auszuführen beabsichtigt, um die Depressionsverhältnisse von der Syrte in östlicher Richtung bis über Siuah hinaus festzustellen. J. L.

Archäologische Notizen.

1) **Ueber den trojanischen Fund** des Herrn Schliemann schreibt unserem Blatt ein Freund aus Griechenland: „Von einer eingehenden Besprechung der Schliemann'schen „Schätze" muß ich zur Zeit absehen. Erstlich bewahrt Schliemann die Gegenstände zu sehr vor dem prüfenden Auge, als daß man nach oberflächlicher Kenntnißnahme eine begründete Ansicht über das Einzelne zu gewinnen vermöchte; sodann gehört zu einer gewissenhaften Beurtheilung vollkommene Kenntniß des Terrains, auf dem die Sachen gefunden sind, der Tiefen, in denen sie verborgen waren, der respektiven Veränderungen des Niveaus u. s. f., was mir abgeht. Daß von einem Funde trojanischer Gegenstände nicht die Rede sein kann, brauche ich gar nicht zu sagen. Aber auch an Erzeugnisse einer vorhellenischen Kultur ist in keiner Weise zu denken. Das Verdienst werden die ohne verständigen Plan ausgeführten Ausgrabungen, die an einem Punkte unternommen wurden, der am allerwenigsten mit der homerischen Beschreibung Ilions zu stimmen scheint, allerdings behalten, daß sie antike Stadtanlagen vielleicht selbst aus verschiedenen Jahrhunderten, an jener Stelle constatirt haben. Die meisten Gegenstände und namentlich die zum großen Theil plumpen Gold- und Silbergefäße und die mit auf italischem Boden gefundenen Schmucksachen vielfach zu vergleichenden Ohrgehänge, anderer Kopfschmuck, Armbänder u. dgl., Waffen, Helme dürften kaum vor der sinkenden Diadochenperiode entstanden sein. Dem entspricht auch vollkommen der Stil der Terracottafigürchen und anderer unbedeutender Gegenstände des Kunsthandwerks. Damit ist freilich nicht ausgeschlossen, daß einzelne Dinge, wie wunderlich geformte thönerne Gefäße, die in großer Tiefe zu Tage gekommen sein sollen, einer früheren Periode an-

gehören könnten. Diese Geräthe sind aber, soviel ich sehen kann, von untergeordnetem Interesse. Doch — wie gesagt, mit reinem, allgemeinem Raisonnement läßt sich eine so große Menge antiker Objekte nicht abthun. Es bedarf immerhin noch einer gründlichen Untersuchung, zu der mir vorläufig die Gelegenheit fehlt. Die vollständige Publikation, wie sie Schliemann vorbereitet, und wie sie seltsamer wohl noch nicht auf den wissenschaftlichen Büchermarkt gebracht worden ist, wird erst vollkommene Klarheit schaffen und wohl auch ein homerisches Gelächter. Denn so viel ist Jedem auch bei oberflächlicher Betrachtung zweifellos, daß der ganze trojanische Spuk ein Phantasiegebilde ist."

2) **Zu den Ausgrabungen in Olympia.** Die Nachricht, welche das vorletzte Heft dieser Blätter von nahebevorstehenden Ausgrabungen in Olympia brachte, ist wohl von Allen mit Interesse begrüßt worden. Sie ist um so erfreulicher, als gerade auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft bisjetzt ein Mißverhältniß zwischen der geistigen Arbeit unserer Gelehrten und den realen Mitteln bestand, welche bei uns für deren Zwecke verwendet wurden. Während die deutsche Wissenschaft in den wetteifernden Bemühungen der europäischen Völker um die Erkenntniß der Antike seit mehr als 50 Jahren die Führung übernommen hatte, überließen wir den Engländern und Franzosen die Ehre, Geld und Ansehen ihrer Staaten für großartige Entdeckungen zu verwerthen und mit einiger Beschämung mußten wir das energische Vorgehen der Nachbarvölker anerkennen. Die allgemeinste Theilnahme wird eine Expedition begleiten, welche endlich den Anfang macht, unseren nationalen Eifer auch auf diesem Gebiete der Entdeckungen zu erweisen. Wir dürfen mit einiger Sicherheit erwarten, erfreuliche Resultate zu gewinnen. Ist doch das alte Olympia ein Sammelplatz für die verschiedensten Kunstwerke gewesen, wie kaum ein zweiter Ort im alten Hellas. Hier an dem ideellen Mittelpunkte des griechischen Volkes haben die Völker und Städte der ganzen hellenischen Welt ihre Weihgeschenke geborgen und seit dem 6. Jahrhunhundert vor Chr. Geb. wurden hier die Statuen derer aufgestellt, welche in den großen Nationalspielen gesiegt hatten. Wie sehr Vieles auch schon in der Römerzeit fortgeschleppt ist und verwüstet worden sein mag, es ist ganz unmöglich, daß Alles, was für uns von Werth und Wichtigkeit wäre, ausgetilgt sei. Keine moderne Ansiedelung hindert die Ausgrabungen: nur der Sand und Schlamm des Alpheus bedeckt die Schätze, auf welche wir hoffen, und die Fundamente des Zeustempels, welche 1829 von den Franzosen bloßgelegt wurden, gewähren eine sichere Orientirung. Gutes Glück und Geschick ist freilich auch unter so günstigen Umständen nöthig. Hoffentlich wird man sich bei dieser Expedition nicht allein auf die Einsicht unserer Ingenieure verlassen, sondern einen geübten Ausgräber zur Hülfe nehmen, wie solche sich bei den toscanischen Ausgrabungen gebildet und in den der olympischen Ebene so verwandten Verhältnissen der Maremmen eine Erfahrung gesammelt haben, welche uns viel Zeit und Mühe sparen könnte. Vor allem aber hoffen wir, daß alle Hülfsmittel reichlich und vollständig beschafft werden. Denn unsere erste größere Unternehmung auf diesem Gebiete ist eine Ehrensache für uns Alle.

Ausgegeben: 3. Oktober 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

oogle

Die Doppel-Hauptstadt Italiens.

So viele Schicksale über die Stadt Rom hingegangen, kein zweiter Tag ist wohl von entscheidenderer und fügen wir es gleich hinzu, glückverheißenderer Bedeutung für sie gewesen, als der 20. September 1870. Als „die Italiener" — wir reden, wie man in Rom und im übrigen Italien häufig redet — auf der dem Vatikan entgegengesetzten Seite durch die Porta Pia in die Stadt einzogen, da fühlte jeder, daß mit ihnen eine neue, die neue Zeit ihren Einzug halte. Und ob man dieses unausbleibliche Ereigniß günstig oder ungünstig beurtheilen mochte, für jeden stand außer Zweifel, daß was weiter geschehe, nicht wieder ungeschehen zu machen sein werde. Dafür bürgte im voraus das dem fremden Ohre sonst reichlich volltönende Roma o morte, das nicht bloß heißen wollte: Rom gewinnen, sondern zugleich bedeuten sollte: Rom behaupten, dafür bürgt Viktor Emanuels Wort, der in seiner bekannten knappen Art wiederholt erklärte: Ich bin in Rom und bleibe in Rom. Das non possumus, es ist für Rom gesprochen, jedoch wurde es von der Seite gesprochen, welche das unerschütterliche Wort gewöhnlich nicht im Munde zu führen pflegt.

Auch wer den 20. September aufrichtig willkommen hieß, konnte ein Gefühl des Bedauerns nicht abweisen, wie es bei vielbedeutsamen Wendepunkten der Entwickelung sich regt. Wird nicht so manches gute Alte mit dem übeln Alten verloren gehen? Wird nicht die Stadt, je mehr sie zu neuer, höherer Entfaltung gelangt, den unsaglichen Reiz einbüßen, welchen ihre Ruhe, ihre Leblosigkeit, ihre Dumpfheit auch für den hatte, der sich sonst den geräuschvollen Forderungen des Tages nicht verschließt? Das waren Fragen, die sich unwillkürlich und bei dem noch gesteigert aufdrängten, der das päpstliche Rom selbst noch gesehen. Ein anderes Interesse gesellte sich für den Kenner Roms hinzu. Wie wird der Uebergang zur neuen Zeit sich vollziehen? Wie wird das Alte in dem neuerstehenden Wesen sich ausnehmen? Wie wird die große Aufgabe der Zeit, die Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, an dem Orte gelöst werden, wo ganz bestimmte örtliche Voraussetzungen gegeben sind, wo daraus, kann man sagen, eine Art Wohnungsfrage wird? Die endgültige Beantwortung dieser Fragen kann weder, noch wird sie so bald erfolgen. Ist die Möglichkeit benommen, der wahrschein-

Digitized by Google

lichen Beantwortung nachzugehen, aus den fertigen oder nahezu fertigen Thatsachen zu folgern, zu schließen? Unumstößliche Gewißheit läßt sich selbstredend nicht erlangen. Wo wäre eine solche Gewißheit aber auch zu finden? Am wenigsten sicherlich, wo man sie am meisten vermuthet, wo man sie am meisten sich selbst beimißt — im Vatikan.

Den entscheidendsten Schritt, welchen eine Stadt heute zu thun vermag, hatte Rom bereits zu päpstlichen Zeiten damit gethan, daß es in den allgemeinen Eisenbahnverkehr eintrat. So viel die päpstliche Regierung die neue Zeit von Rom fern zu halten suchte, sie konnte es ebenso wenig ganz und gar, wie das irgendeine Gewalt je gekonnt hat. Ein Blick auf das, was man im päpstlichen Rom Bahnhof nannte, klärte jedoch über die Verkehrsanschauungen der päpstlichen Machthaber zur Genüge auf, denn eine größere Ironie auf den wichtigsten wirthschaftlichen Fortschritt der Gegenwart als der Bahnhof im päpstlichen Rom war, ist wohl nicht zu denken. Die „Italiener" mußten eine ihrer ersten Aufgaben darin sehen, einen wirklichen Bahnhof für den begreiflich rasch gestiegenen und erweiterten Verkehr zu schaffen. Die neue Station ist das erste große Bauwerk der neuen Regierung. Leider zeigt sich dabei wieder, wie den Nachkommen Michelangelos nur die Geschicklichkeit im Bauen geblieben, die Fähigkeit schön zu bauen aber so gut wie ganz abhanden gekommen.

Die Eisenbahnen haben der Piazza del Popolo entgegengesetzt in einer Stadtgegend sich ausgebreitet, welche den Fremden lediglich einiger Sehenswürdigkeiten wegen bekannt zu werden pflegte. Mancher Reisende überlegte, wie er die Kirche S. Maria Maggiore, die Thermen des Diocletian mit der berühmten Certosa am besten „mitnehmen" könne. Die Piazza Barberini streifte der deutsche Fuß fast nur, um deutsche Kneipbehaglichkeit auf römischem Boden zu suchen. In der Nähe von Maria Maggiore hatte Overbeck die Ruhe für sein hohes Kunstschaffen gefunden. Die Gegend des Viminals war nicht ohne Vorzüge. Stattliche Straßen verliehen dem Ganzen ein gutes Aussehn, die großartige Anlage um Maria Maggiore verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Gegend glich aber immer einer der Schöpfungen, die der Bauluft und Prachtliebe eines Fürsten ihren Ursprung verdankend, die künstliche Entstehung weder zu verleugnen, noch zu überwinden vermögen. Es war, wie wenn erst ein schöpferisches Werde gesprochen werden müsse. Ob Eisenbahnen das zu sprechen wissen?

Der umgestaltende Einfluß der Eisenbahnen auf die Städte ist äußerst merkwürdig zu beobachten. Der erste Eindruck ist zumeist, die Bahnhofsanlage scheine gerade an der unrechten Stelle gemacht zu sein. Statt da sich zu befinden, wo die Stadt zur höchsten Entwickelung gediehen, kehrt der Bahnhof nicht selten der Stadt den Rücken, wie wenn die Stadt seinetwegen,

Digitized by Google

nicht er der Stadt wegen da wäre. Mancher Bahnhof liegt im freien Felde, er macht die Bildung eines neuen Stadtviertels nöthig. Die Dinge entwickeln sich das eine Mal schneller, das andere Mal langsamer, immer vollzieht sich, was wohl die Umdrehung der Stadt genannt werden kann. Der frühere Mittelpunkt mit seiner alten Stattlichkeit und Gediegenheit bleibt, der Hauptzugang, die Hauptmündung der Stadt verlegt sich von der Gegend, wo der Post- und Frachtverkehr war, nach dem Bahnhofsviertel. Die eine Stadtgegend kommt sichtlich zurück, sie verödet, die andere blüht auf und nimmt ungeahnten Aufschwung. Aufgang und Niedergang, Leben und Tod reichen sich in vielen menschlichen Dingen einmal die Hände.

Wie alle öffentlichen Entwickelungen vorbereitet, wie sie nicht unvermittelt erfolgen, pflegt dies auch bei der Umdrehung einer Stadt zu sein. So war das Zurückgehen, das Absterben der Gegend vor der Porta del Popolo längs der nach Norden führenden Poststraße schon zu bemerken, als das römische Eisenbahnwesen nur erst sich zu entwickeln begann. Selbst die schöne Piazza del Popolo, der Anfangspunkt des Corso, mit der stattlichen Auffahrtsstraße zum weltbekannten Garten auf dem Monte Pincio erregte bereits den Eindruck, vom Hauptverkehr verlassen oder ihm doch wenigstens entrückt zu werden. Ein unbestimmtes Etwas sagte das, wie es umgekehrt das Emporkommen eines Stadttheils verkündet.

Die wievielte Umdrehung Rom erlebt, ließe sich das wohl sagen? In bald drei Jahrtausenden, die reich an weltgeschichtlichen Augenblicken, hat die ewige Stadt ihr weites Wohngebiet gewissermaßen umwandert. Das Kapitol, der Anfang Roms, ist stets ein Hauptmittelpunkt der Stadt geblieben, wie der älteste Platz meist einen gewissen Vorrang behauptet. Wäre es inzwischen von tieferer Bedeutung, daß die Gegend am Kapitol sich neuzubeleben, daß das neuerstehende Rom dem ältesten sich wesentlich anzunähern scheint? Das Forum Trajani ist in den neuen Verkehr wirklich hineingezogen. Unwillkürlich fragt man sich, wenn man den weiten Trümmerplatz umfährt, ob er auf die Dauer werde Widerstand leisten können. Es wäre nicht die erste bedeutendere Zerstörung alter Reste, es wäre wohl auch obgleich darüber natürlich verschieden zu denken — nicht die mißlichste. Wo es die Gegenwart gebieterisch heischt, da muß, sagen wir, die Vergangenheit weichen. Jede Zeit hat ihr Recht, sie soll dessen brauchen. Ueber den Grad der Nothwendigkeit werden die Ansichten freilich meist sehr weit auseinandergehen. Und daß wir es nicht verhehlen, wir vermochten diesen Grad der Nothwendigkeit bei einer „den Italienern" zur Last fallenden Zerstörung nicht anzuerkennen. Was wir im Sinn haben, ist die Behandlung, welche Michelangelo's Werk, dem Kreuzgang der Certosa bei den Thermen Diokletian's, zu Theil geworden. Hätte man die herrlichen Bogen niedergelegt,

Digitized by Google

hätte man die schönen Cypressen, die das Wasserbecken in der Mitte des Gartens umgeben und dem Ganzen das Gepräge stillernster Schwermuth aufdrückten, abgeschlagen, wir würden kein Wort darüber verlieren. Allein die Bogen zuzumauern, um aus den Gängen ein Militärheumagazin zu machen, und das Wasserbecken zur Tränke für Militärpferde zu benutzen — —! Einem Karthäusermönch deutscher Abkunft, der bald vierzig Jahre von der Heimat fern, und in dem die strenge Ordensregel und die lange Zeit die Liebe für Heimat und heimische Sprache nicht ertödtet, stand, wie er von der Umänderung sprach, eine Thräne im Auge. Wir haben diese Thräne mitgefühlt.

In der Schule wird von der Siebenhügelstadt gelehrt und dadurch entsteht wohl die Vorstellung, daß Rom gleich einem Gefüge leicht erkenn- und unterscheidbar sei. So alt wie die Stadt sind aber die Umgestaltungen der Bodenoberfläche; die Straße am alten Forum, die nach oberflächlicher Schätzung fünf, auch sieben Meter höher liegt, bringt die Bodenbewegung gewöhnlich am ersten zur Anschauung. Eine Menge andere Wahrnehmungen vervollständigen den Eindruck. Die neuen Arbeiten scheinen denen der früheren Zeiten nicht nachstehen zu sollen. Wie das Bedürfniß es gerade fordert, füllt man hier auf und ebnet dort ein. Es ist ein großartiges, aber noch nicht deutlich erkennbares Bild der Umgestaltung, das vor dem Auge des Betrachters sich entfaltet.

Die Tiber theilt die Stadt nicht in zwei Hälften, sie durchschneidet sie auch nicht, wie sonst Flüsse große Städte duchschneiden, den Verkehr belebend, den Mangel der See ersetzend. Das Rom der Republik und des Kaiserreichs hatte auf dem linken Tiberufer sich ausgebreitet, wo auch das heutige Rom in der Hauptsache steht und das künftige stehen wird. Ein so bösartiges Wasser wie die Tiber — giebt es einen unschöneren Fluß? — reizte wenig zum Uferanbau. Rom ist keine Fluß- oder Wasserstadt. Flußblicke und Flußbilder, wie sie sonst Schmuck und Zier der Städte, fehlen Rom so gut wie ganz. Die Fülle des Schönen wird selbst der ewigen Stadt nicht gegönnt. Dennoch strebt der Neuankommende zur Tiber! die Engelsbrücke ist sein erstes Ziel. Der Besucher hält jedoch nicht am Flusse still, um ihn selbst zu betrachten, wie am Rheine so gern geschieht. Jenseits der Tiber verlangt der Sinn, denn jenseits der Tiber liegt St. Peter, liegt der Vatikan!

An der Grenze der Stadt nach Nordwesten, ähnlich einem vorgeschobenen Werk, eine Welt für sich, aber in der That auch eine kleine Welt, ragt die gewaltige Baumasse, die zugleich Rom's Wahrzeichen und Hauptschmuck. Wenn man Rom näher kommt oder ihm den Rücken wendet, ist die Peterskuppel der erste und der letzte erkennbare Punkt und wenn man sich des ein-

Digitized by Google

zigen Ueberblicks über die Stadt freut, sind es das Papstschloß und die Papstkirche, was das Auge sucht und wieder sucht. Wie eigenthümlich ist aber, daß die Päpste Jahrhunderte und Unsummen Geldes aufwandten, um einen Sitz zu schaffen, den ihre Gegner, die Gegner der weltlichen Herrschaft, nicht schicklicher und glücklicher hätten bereiten können! War es Hoffahrt, welche die Päpste St. Peter und den Vatikan aufführen ließ, ward keine Hoffahrt mehr durch sich selbst gestraft: war es Politik, hat die feinstberechnende Staatskunst der Erde keinen größeren verhängnißvolleren Fehlzug gethan. Nehmen wir an, weder Hoffahrt noch Politik sei im Spiele gewesen: sehen wir hier, sei es eine Fügung, sei es einen Zufall, so merkwürdig und so bedeutungsreich wie je welche waren. Denn um es gleich zu sagen, die Frage, welche die Welt beschäftigt und von der in Wahrheit ein gut Theil Weltentwickelung abhängig, sie wurde damit, daß die Päpste St. Peter und den Vatikan schufen, scheint es vorlängst entschieden. Eiferer und Verblendete haben Pius IX wie oft bewegen wollen Rom zu verlassen: Pius ist und bleibt „der Gefangene des Vatikans." Kein Mensch hält ihn in seinem Palaste gefangen, den die Schweizer in ihrer alterthümlichen Tracht wie sonst bewachen. Was Pius gefangen hält, ist der Palast selbst. Der stolzeste Bau ist zum Kerker, dem Kerker des eigenen Herrn geworden.

Seitdem Graf Cavour großen Angedenkens der römischen Frage, die seiner sterbenden Hand entgleiten sollte, näher trat, ist was wir als Wohnungsfrage bezeichneten, fort und fort behandelt worden. Wo soll der Papst sein, wenn Italien gemacht ist, diese Frage wurde natürlicherweise eifrigst erwogen. Hätte es im Bereiche der Möglichkeit gelegen, daß die Kurie Italien entgegenkam, Napoleons III Vorschlag, das linke Tiberufer päpstlich zu lassen, wäre wahrscheinschlich zur Verwirklichung gediehen. Dieser Vorschlag war diplomatischen Ursprungs, er verdiente es zu sein, die wahre Diplomatie in Ehren, was konnte der so lange herkömmlichen Diplomatie mehr zusagen als eine Lösung, welche die Quelle endloser neuer Verwickelungen werden mußte, die niemanden befriedigen, keinem Bedürfniß gerecht werden konnte? „Die Italiener" schwankten, dem Papste neben Vatikan und Lateran auch den Quirinal zu lassen. Wahrscheinlich waren es sehr einfache äußere Gründe, welche davon abstehen hießen. Jedenfalls gebot es der wahre Vortheil, auf beiden Seiten, den Quirinal seiner neuen königlichen Bestimmung zu erhalten. Der eine Palast dem andern vor Augen liegend, beide Paläste durch die volle Stadtbreite von einander geschieden, der Fluß selbst zwischen ihnen — keine Lösung scheint mehr angethan Rom als Doppelhauptstadt wirkliche Lebensfähigkeit zu verleihen.

Dem Zuge der Zeit entspricht die Art Lösung wohl kaum, die Zeit trachtet nach Vereinfachung, nach Vernatürlichung. Wie vieles hat weichen,

Digitized by Google

wie manches fallen müssen, weil es für die heutigen Anschauungen nicht klar, einfach genug war! Und doch ist eine nicht zu leugende Thatsache, daß was die Zeit hervorbringt, nichts weniger immer als klar und einfach ist! Halten wir uns an große augenfällige Beispiele, wie steht es mit dem Staatsgebilde, das die Deutschen endlich gewonnen? Wer nicht in rein willkürliche oder unmögliche Anschauungen verloren, hat dem neuen Reich sich angeschlossen. Wer nicht für dasselbe strebt, strebt wenigstens innerhalb desselben. Ist jedoch das Reich einfacher, ist es durchweg klarer Natur? Von Einfachheit läßt sich, wenn man das künstliche Räderwerk des Reichsorganismus betrachtet, nicht wohl sprechen. Wer nach äußerster Klarheit begehrt, wird eine Hülle und Fülle ungelöster Doktorfragen gewahren, an denen freilich kein Staatswesen, selbst das englische nicht, Mangel leidet. Wie ist es sodann im südöstlichen Nachbarreich, das fast gleichzeitig, jedoch in entgegengesetzter Richtung, so große innere Wandlungen sich vollziehen sah? Wer den Dingen fern, wird für die eigenartige Bildung des Donaureichs mit ihren seltsamen Formen schwerlich rechtes Verständniß gewinnen. Oesterreich-Ungarns Gesammtverfassung ist weder einfach noch klar. Beide Staatsgestaltungen sind aber hervorragende, es sind Hauptleistungen der Gegenwart, deren mit Anerkennung, mit Stolz zu gedenken. Der Zug der Zeit und das Schaffen der Zeit befinden sich eben nicht immer im Einklang. Der Widerstreit von Wollen und Vollbringen, der das Leben der Einzelnen durchzieht, er bleibt den Völkern nicht erspart. So gern wir aber unsererseits dem Zuge der Zeit lauschen, höher, weit höher steht in unsern Augen das Schaffen. Wie alles Seiende hat es die stärkeren Rechte. Das Schaffen der Zeit erweckt, es verdient die Mitempfindung der Lebenden, deren Anschauen und Streben es verkörpern, verwirklichen soll.

Königthum und Papstthum in Rom vereinigt, das kommt dem ersten Anschein nach auf einen Widerspruch hinaus. Es ist auch ein solcher, wenn der Papst fortwährend als weltlicher Herrscher, der König von Italien so zu sagen als Nebenfürst vorgestellt wird. Und eine tausendjährige Gewöhnung, wie sie diese Vorstellung für sich hat, vergißt sich nun einmal nicht leicht. War der Papst auch nur weltlicher Fürst von Allerwelts Gnaden, er war es eben doch. Ihn als Träger einer rein geistlichen Gewalt zu denken, ihn unter dem Schutze eines weltlichen Fürsten, und dazu des Fürsten, der ihm seinen Besitz entrissen, zu wissen ist eine neue öffentliche Vorstellung und neue öffentliche Vorstellungen gewinnen oft nur langsam Boden. Die öffentliche Meinung läßt sich zuweilen recht ungeberdig an, wenn es einen Gedanken aufzunehmen oder preiszugeben gilt.

Königthum und Papstthum sollen in Rom nebeneinander bestehen wie zwei gleichberechtigte Gewalten. Königthum und Papstthum sollen in Rom

Digitized by Google

nebeneinander leben, ein jedes seine Zwecke fördernd, keines das andere schädigend. Das klingt wie eine Unmöglichkeit und es ist nach den Erfahrungen der Geschichte wahrhaftig keine leichte Möglichkeit. Der Kampf der Schwerter füllte das Mittelalter aus, die Neuzeit sieht die katholische Kirche im Dienste dieser oder jener staatlichen Partei. Wir sprechen indessen ausdrücklich von Königthum und Papstthum. Wie der italienische Staat mit der italienischen katholischen Kirche sich auseinandersetzt, ist eine Frage, die das Verhältniß von Königthum und Papstthum nahe berührt, immer aber eine Frage für sich bildet. Undenkbar wäre nicht, wenn auch nicht gerade wahrscheinlich, daß Königthum und Papstthum sich vertragen, Staat und Kirche nicht. Viel eher denkbar wäre, daß ein Papst das Einverständniß mit dem Königthum in aller Weise erschwert und die Kirche Frieden hält oder Frieden macht mit dem Staat. In gewisser Hinsicht ist dies letztere in Italien bereits der Fall. Zwischen dem italienischen Staate und der italienischen Kirche besteht ein Modus vivendi, zwischen Königthum und Papstthum besteht er nicht oder so gut wie nicht.

Das anzubahnende Verhältniß zwischen Königthum und Papstthum darf nicht mit deutschen Augen betrachtet, noch viel weniger darf es mit protestantischer Empfindung erfaßt werden. Wir betonen dies, so sehr wir uns deutsch und so sehr wir uns protestantisch wissen. Italien ist ein katholisches Land, es wird es, so lange es Katholicismus giebt, bleiben. Wer Land und Leute nicht kennt, mag in der Vorstellung sich gefallen, Italien könne eines Tages protestantisch werden. Wenige Stunden, wenige Tage auf italienischer Erde, in italienischer Luft müssen von diesem Irrthum, wenn er überall heilbar, heilen. Warum die Reformation von Deutschland ausging, warum sie von Deutschland ausgehen mußte, lernt man in Italien erst so recht verstehen. Man lernt jedoch auch in Italien erst so recht, was der Katholicismus. Wir meinen damit nicht den Katholicismus, der wolkenanstürmend und herrschwüthig sich gebahrt, sondern den Katholicismus, der die Kirche durch den Wechsel der Zeiten — und welcher Zeiten! — geleitet, daß sie auch heute dasteht als eine Großmacht der Erde. Dieser Katholicismus, der in die Tiefen des Volkes einzudringen weiß wie kaum eine andere Gewalt, der keine Volkskirche, aber das Volk zur Kirche schafft, er kann unter den Einflüssen schroffer Parteistrebungen bei Seite gedrängt, er kann nicht verdrängt, noch weniger ganz unterdrückt werden. Dieser Katholicismus ist in Italien erwachsen, er ist mit Italien verwachsen. Je mehr das Abwägende und Abmessende, das ihm eigen, der deutschen Natur mit ihrer Hingabe, mit ihrem Glaubensernst und Glaubenseifer, mit ihrer Weltverachtung widerspricht, je mehr entspricht dieser Katholicismus gerade dem italienischen Wesen und Bedürfniß. Wie jeder Volksangehörige überträgt

Digitized by Google

der Italiener seine Natur und ihre Eigenthümlichkeiten auch auf die Beziehungen zur Kirche. Das Mißtrauen, das den Italiener in so hohem Grade auszeichnet, die sittige Weise, die ihm angeboren, er läßt sie beide im Verhältnisse zur Kirche gleichfalls walten. Die Kirche ist in Italien gewiß eine Macht, sie ist nicht die Macht, die sie in Deutschland in gleicher Lage sein würde. Dies mag schwer begreiflich, selbst unverständlich sein: es ist für den, der die italienische Natur recht erfaßt und beurtheilt, außer Zweifel. Der Italiener ist, was man gemeinhin einen Diplomaten*) nennt. Wie er der Kirche Zugeständnisse macht, verlangt er seinerseits von der Kirche Zugeständnisse. Im Vergleich zur deutschen Art steht der Italiener zur Kirche in einem äußerlicheren Verhältniß. Gerade darin ist aber eine wesentliche Vorbedingung für die Regelung der Stellung zwischen Papstthum und Königthum, welche Graf Cavour zuerst in Aussicht nahm, gegeben.

Auf die Haltung Cavour's in der bewegenden Tagesfrage wird in neuerer Zeit nicht ohne eine gewisse Geringschätzung gesehen, welche das Wort eines mit den italienischen Angelegenheiten vertrauten verehrten Landsmannes wahr erscheinen läßt, der Graf sei für seinen Ruhm zur rechten Zeit gestorben. Wenn indeß Cavour's Programmwort von der freien Kirche im freien Staate so vielfach getadelt wird, vergißt man nicht doch etwa zu sehr, was Programmworte für Staatsmänner bedeuten, was sie für Staatsmänner überhaupt bedeuten können? Sie sind die Ergebnisse, Schlußfolgerungen, die Früchte des staatsmännischen Denkens, sie sind keine wissenschaftlichen Formeln, keine gelehrten Sätze, keine Dogmen. Wie Schaffen und Handeln der Staatsmänner durch die Zeit bedingt wird, wird es auch ihr Reden und Sprechen. Was konnte denn wohl der Sinn von Cavour's staatsmännischen Betrachtungen und Erwägungen anders sein, als das Nebeneinanderbestehen von Königthum und Papstthum zu ermöglichen? Was konnte der Staatsmann des katholischen Landes wollen, als dem Lande die geistliche Macht erhalten, die in ihm groß geworden, die mit seiner ganzen Geschichte verbunden und verwachsen? Wohl möglich, daß der Staatsmann, von dem ein Mann im schönen Chamounix sagte: Le comte de Cavour nous a vendu comme une vache, daß dieser Staatsmann Hohes eingesetzt hätte, um

---

*) In diesem Frühjahr waren wir Zeuge einer Unterhaltung zwischen einem italienischen Edelmann und einem italienischen geistlichen Herrn, wobei der Infallibilität als „imprudenza“ (!) gedacht wurde und der deutschen altkatholischen Bewegung mit unverkennbarem Nachdrucke Erwähnung geschah. Mit den Herren selbst ins Gespräch kommend, frugen wir den Edelmann, wie es komme, daß das Museum seiner Heimatstadt zwei Tage hinter einander geschlossen sei. Er versicherte darauf über die Verhältnisse nicht näher unterrichtet zu sein; doch werde es, fügte er mit wohlwollendster Bedeutsamkeit hinzu, jedenfalls una forte ragione haben.

Digitized by Google

sein Problem zu verwirklichen. Welcher wahre Staatsmann thäte das aber nicht? Ist überhaupt heute so leicht zu urtheilen, unter dem Eindrucke, unter der Einwirkung selten günstiger Umstände, deren Eintreten selbst Cavour's kühner Geist wohl schwerlich träumte? Um Cavour's römisches Programm recht zu würdigen, muß man in die fünfziger Jahre sich zurückversetzen. Die römische Frage entschlossenen Sinnes in Angriff genommen zu haben, wird Cavour's Verdienst sein und bleiben. Gleichviel nach welcher Formel die Lösung der römischen Frage erfolge, sie wird in Anschauungen Cavour's sich bewegen.

Pius' Persönlichkeit kommt der italienischen Sache unleugbar zu statten. Wie merkwürdig die Fügung, daß der einstige Wortführer der Sache jetzt ihr vornehmster Gegner — war es übrigens bei Napoleon III anders? — Die Fügung ist für nichts weniger als unheilvoll zu erachten. Pius, der bei seinen Anhängern il vecchio quarantottista heißt, hat in der That wohl nicht vergessen, welcher Sprache einst das Italien durchhallende Evviva Pio nono galt. Wie viele Flüche über seine Lippen kommen, kommen müssen, der ist der leichtbewegte Mann nicht, das Einstmals ganz zu vergessen, der ist er nicht, das Heiliggehaltene selbst mit Füßen zu treten. Anerkennen darf Pius Italien vielleicht noch nicht, ihm fluchen kann der Sohn Italiens noch viel weniger.

Wie kein zweiter ist Pius geeignet, den nothwendigen Uebergang anzubahnen, ihn zu vermitteln. Seine Persönlichkeit, die unbestritten über einen seltenen Zauber gebietet,*) vereinigt alles, was für diese Aufgabe erforderlich zu sein scheint. Der strenge Vorfechter der Sache des Staats könnte wohl denken, daß Pius über zu viel persönliche Mitempfindung verfüge, daß er seiner Sache zu viel von der Theilnahme zuwende, die in Wahrheit seiner Person, seinem Schicksal gilt. Wer von der Großmuth nichts weiß, die den Gegner schont und ihm sogar Vortheile gönnt, wenn nur die eigene Sache im Großen und Ganzen nicht Schaden leidet, der mag mit Recht über das

*) Ein kleiner Zug mag hier wiedergegeben werden. Kurz vor der Erkrankung des Papstes hatte unser Gewährsmann, ein alter liebenswürdiger Belgier, Audienz. Nachdem er selbst den Segen empfangen, wandte sich der heilige Vater zur nächstknieenden Dame und ertheilte ihr mit einigen Worten gleichfalls den Segen. Im Begriff weiterzugeben sah sich Pius von der Knieenden in leidenschaftlicher Bewegung zurückgehalten. „O heiliger Vater", rief sie, „wende dich noch nicht von mir, lege deine Hand auf meinen Kopf, damit ich von meinem Leide befreit werde." Pius war zurückgetreten, hatte die Rechte auf die Stelle des Kopfes, welche die Bittende bezeichnete, gelegt und folgende Worte gesprochen: „Meine Tochter, ich lege meine Hand auf deinen Kopf. Wenn Gott will, wird es zu deinem Heile sein." Unser Gewährsmann, ein guter Katholik, machte uns selbst darauf aufmerksam, mit wie sicherem Takte der Papst den nicht ganz leichten Fall behandelt habe.

Digitized by Google

götzendienstartige Wesen, welches Pius umgiebt, klagen. Was schadet jedoch, wenn Pius seine Anhänger mit allen nur möglichen Verehrungsbezeugungen überhäufen? Aller Aufwand an Mitteln dieser Art verräth nur die Entblößung an andern Mitteln. Es ist das Aufflackern einer Flamme, die verlöschen will. Pius selbst scheint in dieser Beziehung sich keiner Täuschung hinzugeben. Der Gefangene des Vatikans theilt schwerlich die Träume von einem neuen Rom über dem Ozean. Nicht nur Alter und Gewohnheit halten Pius im Vatikan zurück. Wenn er so oft von der Zukunft der Kirche spricht, sollte er sich nicht sagen, daß diese Zukunft von Vergangenheit und Gegenwart wesentlich verschieden sein müsse, ohne darum schon ihnen unebenbürtig zu erscheinen? Ueberzeugt die Kirche nur sich erst, daß ihr Reich nicht von dieser Welt, wird sie weiter sich überzeugen, daß ihr Reich eine Welt, so groß als sie der menschliche Geist nur zu denken vermag. Denn was ist größer als das menschliche Herz?

Wie in den größten folgenreichsten Angelegenheiten Kleinigkeiten, Aeußerlichkeiten oft von bedeutender Wirkung, hat man die Unmöglichkeit des Nebeneinanderbestehens von Königthum und Papstthum in Rom auf die Unmöglichkeit des Nebeneinanderbestehens zweier Höfe stützen wollen. Man hat befürchtet, daß der weltliche Prunk neben dem geistlichen verschwinden, daß der königliche Haushalt gegenüber dem päpstlichen zu sehr in den Schatten treten werde. Wie kommt es, daß man nicht eher die umgekehrte Sorge hegte? Sind die Mittel eines Hofes so klein, an welchem Margherita, der Liebling der Römer, waltet? Bekanntlich ist es nicht Viktor Emanuels Sache Hof zu halten, wie sonst im Hause Savoyen Herkommen und Sitte. Vielleicht schadet dies augenblicklich der Sache Italiens weniger, als man nach mancher Unmuthäußerung denken sollte. Der gesunde Takt des Königs scheint das Richtige zu treffen, wie er sich und andern Zeit lassend eine gewisse Zurückhaltung beobachtet; handelt es sich doch nicht um das Inslebentreten einer Organisation, die meist auch an dem Tage, wo sie in Wirksamkeit gelangt, nur ins Leben tritt und dann manches Tages bedarf, um ins Leben wirklich überzugehen. Das Verhältniß zwischen Königthum und Papstthum setzt eine ganze Entwickelung voraus. Es bedarf einer längeren Einwirkung der neuen staatlichen Zustände, es bedarf einer Umbildung der Volksäußerung, des Volkssinnes. Im Augenblick ist über die werdenden Dinge noch nicht mit Sicherheit zu urtheilen, doch müssen wir sagen, wir waren einigermaßen verwundert, den päpstlichen Prunk so wenig oder vielmehr gar nicht zu vermissen. Die rothen Cardinalswagen mit den rothgeschirrten Pferden, von welchen ein weiland Kirchenrechtslehrer in seiner Vorlesung nicht genugsam zu erzählen wußte, erinnerten zudem doch ziemlich lebhaft an gewisse Hochzeitskutschen älterer Herkunft. Die Kardinäle fahren jetzt in Wagen,

Digitized by Google

welche unmoderneren großstädtischen Doktorwagen ähneln, und sie verschwinden darin nur um so mehr unter der Menge. Leben und Treiben in Rom entfalten sich ohne den päpstlichen Prunk frischer denn je. Wenn hie und da ein Gesicht in das Ganze nicht hineinzugehören scheint, ist es das Gesicht eines Geistlichen. Besonders wohl thut aber, nicht länger fremde Soldaten oder päpstliche Zuaven zu sehen. Sie waren wie aus einer und wie in einer fremden Welt. Der italienische Soldat, der andachtsvoll am Grabe des Apostels in St. Peter kniet, der gehört dahin, er ist gleichsam da zu Hause.

Der Mittelpunkt des römischen Lebens vor 1870, vor dem Bau der Eisenbahnen, war der Corso. Von Nordwesten nach Südosten sich hinziehend, wo er beim stolzen Palazzo Venezia, einst Besitzthum der Republik, jetzt österreichischem Gesandtschaftshaus, mündet, bildet der Corso die mittlere der drei von Piazza del Popolo strahlenförmig auslaufenden Straßen, welche mit ihren zahlreichen Neben- und Zwischenstraßen das beste und eleganteste Viertel des früheren Roms ausmachten. Hier waren Fremdenwohnungen, Läden, Gasthöfe, hier die Künstlerwerkstätten, hier war, was eine große Stadt für die Annehmlichkeiten und Bedürfnisse des verfeinerten Lebens bietet. Der nahe Pincio erschien wie der natürliche Zubehör des Corsostadttheils. Auf verhältnißmäßig engem Raum drängte sich das Leben im früheren Rom zusammen und darin bestand ein nicht geringer Reiz des Aufenthalts. Die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten, die zum Theile sehr entlegen sind, glich Ausflügen, von welchen man gern in das bekannte, lebendige Rom zurückkehrte. Quirinal, Lateran, die Ruinenstadt am Colosseum, selbst St. Peter, sie waren wie kleine Welten für sich. Rom fehlte, es mußte ihm in Folge seiner stillestehenden Entwickelung einer der fesselndsten Vorzüge der Großstädte fehlen, jene stilleren Gegenden, zuweilen wahre Idylle, welche zwischen den verschiedenen Stadtmittelpunkten oasenartig liegen. Man denke an die Londoner Squares, an die Champs Elysées. Selbst unsere sonst in so mancher Hinsicht zurückstehende junge Reichshauptstadt weist solche Gegenden vielfach auf. Die über ganz Rom zerstreuten Paläste, die zahlreichen öffentlichen Gebäude verliehen den verkehrsarmen Stadttheilen hie und da recht ungewöhnliches Ansehen, steigerten aber eigentlich doch nur das Gefühl des Abgestorbenseins, das dem Fremden in Italien so häufig Unbehagen einflößend entgegentritt.

Der Corso ist heute, was er war, die Umdrehung der Stadt hat ihm keinen Eintrag gethan. Die veränderte Verkehrsrichtung ist jedoch nicht ohne jeden Einfluß auf ihn geblieben. Während die Gegend an Piazza del Popolo zusehends verliert, gewinnt augenscheinlich der entgegengesetzte Theil bei Palazzo Venezia. Die am Corso liegende Piazza Colonna ist der eigentliche Verkehrsmittelpunkt, sie scheint es mehr und mehr werden zu sollen. Auf

Digitized by Google

ihr finden auch jene Abendzusammenkünfte der Männer aller Stände statt, die dem italienischen Leben eigen sind, wo Hunderte und Tausende gruppenweise zusammenstehen, die Luft gleichsam von stummer Aufregung zittert und dennoch eine Stille herrscht, die kein lautes Wort, geschweige Geschrei oder andere Ungebühr unterbrächen. Wenn irgendetwas, zeigen diese Gelegenheiten die sittige Weise der Italiener. Eine milde Aprilnacht lehrte uns übrigens, daß auch jene Weise in Rom lebt, richtiger wäre vielleicht zu sagen, wiederauflebt, die mit den Vorstellungen von Italien unlöslich verbunden. Drei junge Leute zogen den still gewordenen Corso entlang, zwei begleiteten mit der Guitarre, der dritte in der Mitte ließ durch die Nacht hin eine Ariette fallen, die von der natürlichen Sangeskunst des Volkes anmuthendstes Zeugniß gab. Könnte sich einer vollständig dem Reiz verschließen, der im Wesen des Italieners, vor allem des Römers liegt? Die Innerlichkeit des Nordens, sie empfindet sich in Italien vortheilhaft und unvortheilhaft zugleich.

Die Umdrehung der Stadt bedingt die Neuentwickelung der Stadttheile zwischen dem Bahnhof und dem Corso. Diese Neuentwickelung ist in Angriff genommen, jedoch auch nur eben das. Vielfach klagt man, daß während der verflossenen Jahre in Rom so wenig geschehen sei. So weit wir urtheilen können, können wir diese Klage nicht berechtigt finden. Was in Rom geschehen, fällt zumeist nicht recht ins Auge. Wenn man die Umgestaltungspläne, von denen wir keine Einsicht nahmen, betrachtet, wird wohl der Eindruck sein, im Anfange des Anfangs sich zu befinden. Ist aber überall schon mehr möglich? Die vielen Hindernisse, welche dem Werke der Wiedergeburt sich entgegenstellen, sind bekannt. Nicht das geringste Hinderniß ist, wie überall die neue Entwickelung in Gang zu bringen. Je größer die Stadt, je schwieriger, kann man sagen, ist dies, je rascher freilich auch die Entwickelung selbst. Paris und London haben das vornehmlich gezeigt, Rom, scheint es, wird nicht allzusehr zurückbleiben. Man sieht zur Zeit noch wenig von der neuen Stadtanlage, die zur Rechten des Bahnhofs bei Porta S. Lorenzo geplant ist. Wenige Jahre, und es wird da ein Stadttheil sich ausbreiten, der vom Rom der Cäsaren freilich so viel an sich haben zu sollen scheint, wie eine Miethkaserne von Palästen. Nüchtern, höchst nüchtern nimmt das Neue sich aus. Wenn die Preise ihren natürlichen Stand erreicht, wird auch in dieser Beziehung hoffentlich Wandel geschafft, der Vorgang von Florenz darf Rom nicht zur Ruhe kommen lassen.

Ein Bild des neuen Roms, das zwischen den Thermen des Diocletian auf der einen, der Kirche S. Maria Maggiore auf der anderen Seite nach dem Corso zu sich Bahn bricht und gestaltet, ist noch nicht wohl zu entwerfen. Die Straßen von Genua und Turin und wie die Städte des

Digitized by Google

Königreichs heißen, die in der Piazza an den Thermen des Diocletian, die ähnlich geformt wie die Piazza del Popolo diese anscheinend noch übertreffen soll, ihren Anfangs- und Ausgangspunkt haben werden, erstehen nur allmählich unter großen Schwierigkeiten. Bei Maria Maggiore ist man mehr vorgeschritten, aber auch hier, wo beiläufig für die Bedürfnisse der niederen Klassen gesorgt zu werden scheint, ist noch keine klare Vorstellung zu gewinnen. Einstweilen hat sich der Maulwurf Verkehr andere Zugangswege nach dem Corso gesucht. Ueber die Piazza Barberina bewegen sich die Omnibusse und Wagen, welche die Verbindung mit dem abliegenden Bahnhof vermitteln. Auch der Quirinal sieht sich in den allgemeinen Verkehr gezogen. Das Forum Trajani, an dem neue siebenstöckige Häuser nicht gerade angenehm bemerkbar sind, ist, wie bereits angedeutet, stark belebt, noch belebter ist die Straße vor der Fontana di Trevi, dem bevorzugten Zierplatz der Einheimischen und Fremden. So die Hauptrichtung des gegenwärtigen Verkehrs, der inzwischen wie nicht anders möglich, auf diesen Theil der Stadt sich nicht beschränkt. Beim Capitol*), zu dem eine neue bequeme Auffahrtsstraße vom Forum aus führt, während die berühmte Treppe der Vorderseite in wohlthuender Weise verbessert wird, tritt die frische Thätigkeit der neuen Stadtverwaltung auch äußerlich entgegen. In der Nähe der Jesuitenkirche scheint sich der höhere Geschäftsverkehr zu entwickeln. Zugleich mündet hier auch eine andere Verkehrsrichtung, die mit unverkennbarer Entschiedenheit und Bedeutsamkeit nach der entgegengesetzten Seite sich durcharbeitet. In der Gegend der Minervenkirche, beim Pantheon, an dessen Seite ebenfalls Neubauten erstehen, vorüber geht ein lebhafter Verkehr durch ein Gewirr von Straßen unmittelbar auf die Engelsbrücke, den Vatikan, zu. Es ist noch nicht zu erkennen, wie die Entwickelung sich vollziehen wird, aber zu erkennen ist, daß sich der Verkehr vom Bahnhof gern durch die Stadt, sie in zwei Theile zerlegend, hindurch nach St. Peter eine Gasse macht. In der Sprache Herrn Veuillot's würde dies etwa lauten: der Verkehr, dieser moderne Löwe, richtet sich von Morgen her gewaltig auf, um sich gebändigt gen Abend zu den Füßen dessen ruhig nieder-

*) Bei Nennung des Capitols denkt wohl mancher Leser mit Genugthuung daran, daß ein gutes Theil des Berges im Reichsbesitz, vor allem unser Gesandtschaftshaus, der Palazzo Caffarelli. Laut müssen wir bekennen, daß der Palast in diesem Frühjahr bedauerlich anzusehen war. Der Styl des Gebäudes ist an sich recht nichtssagend, ein höchst nüchterner Anstrich ließ dies jedoch in fast verletzender Weise hervortreten. Ob der Herr Kanzler seinen Kürassiersäbel mit dem geschichtlich geweihten Boden nicht in unliebe Berührung brächte, wenn er das seiner Obhut unterstellte Gebäude mit eigenen Augen sähe? Um so lieber erwähnen wie die neuangelegte Auffahrtsstraße neben der großen Treppe, die des Reiches wirklich werth und würdig zu werden versprach. Möge was sie auf und nieder fährt, immer zum Heile Deutschlands und Italien gereichen!

Digitized by Google

zulegen, bei dem alles die wahre Ruhe findet, was die wahre Ruhe sucht. In kahlem Deutsch klingt die Bemerkung etwas anders. Beim Vatikan, würde es da heißen, endet die Stadt nicht nur, sie hat dort ein für allemal eine Sackgasse.

Sollte die geschilderte muthmaßliche Verkehrsentwickelung Rom's für seine Gestaltung als Doppelhauptstadt nicht von tieferer Bedeutung sein? Die Entwickelung des Verkehrs ist heutzutage unaufhaltsam, sie vollzieht sich nach eigenen Gesetzen. Angenommen aber, die Verkehrsentwickelung Rom's könnte in umgekehrter Weise erfolgen, der Vatikan in das neue Verkehrsleben hineingezogen werden, der Petersplatz wohl sogar den Hauptkreuzungspunkt bilden, würde das der Lösung der Wohnungsfrage nicht entschieden nachtheilig sein? Oder angenommen, der Vatikan verödete gleich dem Lateran, er hörte auf ein Endpunkt von Rom's Verkehrsleben zu sein, würde das nicht gleichfalls nachtheilig auf die Lösung der Wohnungsfrage einwirken müssen? Der künstlichen Berechnung widerstrebend entziehen sich solche Fragen der sichern Vorausbeantwortung. Das ist mit Sicherheit bereits zu sehen, daß die Dinge in Rom sich so zu entwickeln anfangen, wie es die Regelung des Verhältnisses von Königthum und Papstthum, wie es die Gestaltung der Stadt zur Doppelhauptstadt zu fordern scheint.

Es könnte den Scharfsinn herausfordern, Grundlagen, Bedingungen und Vorbedingungen und Wesenheit des künftigen Verhältnisses der zwei Herrscher, zwei Höfe und zwei Regierungen untersuchungsweise feststellen zu wollen. Und wir sagen nicht, daß es für den Italiener unangebracht wäre, seinen Scharfsinn für die nächste und erste Lebensfrage seines Volkes anzustrengen. Zu widerrathen schiene es entschieden dem Fremden, namentlich dem theoretisirenden Deutschen. Schon daraus, wie die Politik der römischen Curie von ihren Vorfechtern und Vertretern in Deutschland so häufig einseitig schroff verwirklicht zu werden sucht, erhellt zur Genüge, daß bloß der Italiener den Italiener recht zu erfassen weiß. Das Papstthum selbst ist eine italienische Schöpfung und wird das, wie man sonst über die Erneuerungsbestrebungen der katholischen Kirche denken möge, auch bleiben. Eine neue Kirche über dem Ozean könnte wohl, wenn den leitenden Köpfen die dem Katholicismus bisher innewohnende Bildungskraft nicht mangelte, eine neue katholische Kirche werden, sie würde nicht die römisch-katholische Kirche sein.

Wenn allem Menschlichen ein Merkmal seines Ursprungs, wenn ihm so zu sagen ein Stück der Scholle Erde, auf welcher es entstand, anhaftet, warum sollte die Kirche allein ausgenommen sein? Auch bei den Kirchen macht sich unverkennbar der alle Bestrebungen der Gegenwart erfüllende nationale Zug geltend und jenseits des Ozeans wäre dies nicht weniger als diesseits der Fall. Die Staatskunst der römischen Curie wußte die nationalen

Digitized by Google

Gegensätze zu schonen und gerade dadurch die nationalen Gemeinschaften zu einer höheren, zu einer Weltgemeinschaft zu vereinigen. Ueber dem Ozean kann die Curie nicht anders verfahren. Ob indeß der smarte Amerikaner dem glatten Italiener gewachsen wäre, darüber möchten wir nicht entscheiden, es jedoch vorläufig bezweifeln. Ist dieses alte Europa denn aber überhaupt schon im Begriff der Weltherrschaft verlustig zu gehen? Die Weltgeschichte mag nach Westen ziehen, aber wie langsam! Mit allen seinen Schwächen und Gebrechen zeigt Europa eine unverwüstliche Natur, es besitzt unerschöpfliche Hülfsmittel. Die mächtige noch nicht dagewesene Bewegung, die ganze Erde zu einer einzigen Kulturverbindung zusammenzufassen, geht nicht ausschließlich von Europa aus, Europa jedoch hat den Hauptantheil und wohl auch den Hauptvortheil. Man könnte fast glauben, diese Bewegung wäre von Europa eingeleitet worden, um die Zügel der Weltherrschaft desto sicherer in Händen zu behalten. Durch alle Beweglichkeit und Wandelbarkeit der Dinge, welche die Gegenwart auszeichnet, macht sich ein Zug des Beharrens und des Festhaltens wahrnehmbar, auf den jeder ernstlich achten soll, der Freund der Zeitbestrebungen wie ihr Gegner. Leben wir in Tagen des Uebergangs, soll es der Uebergang zu neuen festen Verhältnissen, nicht der Auflösung, der Zersetzung sein.

Ein Bild des künftigen geistigen Rom's läßt sich noch nicht denken. Wie Höfe und Regierungen sich austauschen und ergänzen, wie sie sich gegenseitig verwerthen und entwerthen werden, das muthet den vorausblickenden Sinn gleichsam kaleidoskopisch an; doch wird er diese Figuren so wenig festhalten wie jene anderen. Ein fruchtbringendes geistiges Leben kann sich in Rom gewiß entwickeln. An Elementen aller Art fehlt es dafür nicht. Ein reicher alter Adel, mit der Geschichte der Stadt eng verwachsen, nicht denkbar ohne, vielleicht auch nur denkbar durch das Papstthum, von diesem getragen und es wieder tragend, dabei, wie die wenigen Jahre lehren, nicht unempfänglich für die neue Gestaltung der Dinge und bereit die neuen öffentlichen Pflichten zu erfüllen, bildet eine breite gesellschaftliche Unterlage, er ist wie von selbst dazu geschaffen der Vermittler, Zwischenträger, das Bindeglied der Höfe und Regierungen zu sein. Ganz Italien sendet nach der heißersehnten Hauptstadt seine reichen Kräfte. Auf der andern Seite aber vereinigt das geistliche Rom hervorragende Männer aus allen Theilen der Welt. Es ist da ein Kommen und ein Gehen und es wird, so lange Rom Rom, ein Kommen und ein Gehen bleiben. Wohl sind diese mannigfaltigen Elemente durch große, die größten Gegensätze geschieden. Diese Gegensätze, vereinigt der Italiener sie nicht in sich selbst? Im vergangenen Winter wurde Rossini's Tell zuerst in Rom aufgeführt. Die päpstliche Regierung hatte die Aufführung der Oper nicht gestattet, von ihrem Standpunkte aus

Digitized by Google

wohl mit gutem Grund. Als in der Rütliscene Tell zu den Waffen rief, da eilten die Hunderte der Eidgenossen, welche die große Bühne des Apollotheaters füllten, wie von augenblicklicher Bewegung ergriffen vorn an die Lampen, sie schienen ein Mann zu sein, von einem Gedanken, einem Wollen beseelt. Und das Haus dröhnte von Beifall. Waren das aber biedere, gemessene Schweizer? Das waren die Kämpfer von Marsala und Calatafimi, die Erinnerung der selbsterlebten Kämpfe war es, die vorgeführt und wiederdurchlebt ward. Und diese selben Leute, die hier die höchsten nationalen Accorde laut werden ließen, diese selben Leute würden, wenn Pius des andern Tages gestorben wäre, leidenschaftlichen Schmerz, vielleicht lebhafte Trauer gezeigt haben! Das sind, könnte mancher unmuthig meinen, keine Männer. Es sind, möchten wir berichtigend erwidern, keine Deutsche.

Eine eigene Fügung der Geschichte läßt die Deutschen der Beziehungen zum farbigen sonnigen Land jenseits der Alpen nie ledig werden. Mittelbar oder unmittelbar Italien gebietend sehen sich die Deutschen dem Land gegenüber doch in einer gewissen Abhängigkeit, mag sie auch nur auf dem Gefühl beruhen, daß Italien besitzt, was Deutschland entbehrt und auch der Deutsche begehrt — sinnliche Schönheit, sinnliche Anmuth, sinnlichen Liebreiz. Die Beziehungen der Deutschen zu Italien waren nicht immer und allezeit Land und Volk gedeihlich. Man kann aber wohl zweifeln, ob die Beziehungen in dem Grade, wie es vielfach scheint, nachtheilig waren, ob die deutsche Natur nicht in sich selbst die Mehrzahl der Uebel barg, die in Folge der Beziehungen zu Italien ihrer eigenen Entwickelung und Entfaltung verhängnißvoll wurden. Wie dem auch sei, die Stellung des heutigen Deutschlands zum heutigen Italien ist ebenso verschieden wie der heutige Zustand der Länder und Völker im Vergleich zu dem früheren. Dürfen überhaupt die Deutschen der Gegenwart, dürfen sie sich insbesondere dieses Umstandes freuen. Die künftigen Beziehungen zu Italien werden immer segenbringend und nutzenstiftend bleiben, wenn die Deutschen ihrer Lage sich bewußt und darauf bedacht erweisen, die schwererrungene Selbständigkeit voll und ganz zu behaupten. Deutschland wird sich nicht auf Italien stützen können: es ist groß genug, um sich auf sich selbst zu stützen und vereinzelt genug, um sich auf sich selbst stützen zu müssen. Will Italien auf Deutschland sich stützen, wird beiden Ländern und Völkern gedient sein. Es wäre jedoch falsch, darin etwas anderes sehen zu wollen als den rechten und richtigen Ausdruck einer rechten und richtigen Politik, von Abhängigkeit oder Botmäßigkeit natürlich ganz zu schweigen. Das möge Frankreich überlassen bleiben, das da meinte die stammverwandte Nachbarnation gerade so groß werden lassen zu können als in seinem Interesse, wir sagen vielleicht besser in seinem übelverstandenen Interesse lag.

Digitized by Google

An einem klaren schönen Maimorgen besuchten wir zuletzt den Pincio. Der Vatikan und St. Peter lagen im hellsten Sonnenschein. Eben trat der Monte Mario aus den Nebeln. Das alte Rom mit allen seinen Thürmen, Kuppeln und Palästen breitete sich herrlicher denn je vor dem Blicke aus. Die Gedanken wollten jedoch bei der schönen Gegenwart einst haften. In die Zukunft schweifend frugen sie nach der Zukunft dieser ewigen Stadt. Wird jene Kuppel, die Jahrhunderten widerstand, Jahrtausenden widerstehen oder auch einmal in Trümmer sinken, so daß der Fremde einst staunend zwischen den Ueberresten wie heute zwischen denen von Paestum und Syrakus wandelt? Oder wird ein neuer Glaube mit neuen Gebräuchen und neuen Gottesanschauungen die Kirche Petri zu einer andern Hagia Sophia machen? Oder werden Zeiten kommen, wo die Menschheit ihren Gott nicht mehr suchet in Tempeln von Menschenhänden gemacht, sondern ihn findet, wo er den schönsten Tempel sich gebaut, im Menschenherzen? Und die Gedanken frugen weiter. Wird diese Stadt, die Jahrtausende lang das Höchste und das Niedrigste über sich ergehen sah, neuen Jahrtausenden trotzen und folgenden Geschlechtern bleiben, was sie den vorangegangenen war, der Gegenstand unausgesetzter Bewunderung? Wird diese Stadt die Augen der Welt fort und fort auf sich gerichtet, wird sie einen Theil der Weltherrschaft an ihre Mauern dauernd gefesselt halten? Und wird vielleicht sogar noch einmal der unselige Bann gelöst, die Campagna in einen blühenden Vorgarten verwandelt werden? Vergebens suchten jedoch die Gedanken die Frage auszudenken: wäre dies überall möglich? Von der fernen Zukunft wandte sich endlich der Sinn zur Gegenwart zurück und das Auge schweifte froh noch einmal — das wievielte Mal doch! — über das farbenreiche Städtebild hin. Es war einer der Tage, wo die Natur vergnügt scheint, wo vergessen wird, was drückte und bedrückte, wo Vergangenheit und Gegenwart zu heiterem Zukunftsglauben verschmelzen. Des Glaubens voll kehrten wir der unvergeßlichen Aussicht, der Stadt selbst den Rücken, nicht ohne daß es in uns noch warm und innig rief: Glück und Segen dir, Doppelhauptstadt Rom!

Th. Landgraff.

Deutsche Sinnsprüche auf Medaillen des 16. Jahrhunderts.

Neben den großen Schöpfungen der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts verdient auch manches kleine, unscheinbare und für die Meisten versteckte Stückchen Poesie Beachtung: wie in Allem was jene kräftige und energische Zeit hervorgebracht hat, zeigt sich auch in den kurzen Verschen,

Digitized by Google

Sinn- und Wahlsprüchen, von welchen bildliche Darstellungen begleitet sind, jene schlichte zum Herzen sprechende Gemüthlichkeit, Derbheit und Wahrheit, die, wenn sie auch in unserm Jahrhundert verloren gegangen, doch immer noch erquickt und erfreut.

Wenn wir unser Portrait verschenken, dann wird die Gabe höchstens von einer kurzen Widmung nebst Datum und Unterschrift begleitet; unsere Vorfahren waren aber damit nicht zufrieden: der Patrizier des 16. Jahrhunderts ließ von geschickter Hand sein Bildniß in Stein oder Holz schneiden und von diesem, als Modell, Abgüsse in edeln und unedeln Metallen verfertigen, deren Rückseite außer dem Wappen oder einer sinnigen Allegorie meist kurze, treffende Devisen enthielt. Ein solches sauber vom Künstler ciselirtes Schaustück war freilich ein solideres und erfreulicheres Andenken, als unsre heutigen Photographien; es war kein todt-mechanischer Abklatsch der Persönlichkeit, es war ein von denkendem Künstlergeist lebendig aufgefaßtes, mit kräftiger Hand ausgeführtes, sprechendes und wahres Abbild des Dargestellten. Wie uns diese meisterhaften Kunstwerke durch ihre Ausführung entzücken, so verdienen auch die sie begleitenden Umschriften, die „Sinnsprüche" — wie man sie in der Zeit selbst nannte — Beachtung: vor Allem natürlich diejenigen, welche nicht in der todten Gelehrtensprache jener Zeit abgefaßt, sondern in der neu auflebenden deutschen Sprache gedichtet sind, nicht etwa traditionell aus früherer Zeit überkommen, sondern frisch und grün, in der Zeit selbst entstanden, vielleicht vom Dargestellten selbst oder von verskundigen Freunden, als kleine Beigabe zum Bildniß hinzugefügt wurden. Wir wollen einige dieser Sinnsprüche des 16. Jahrhunderts, nicht aus der zahlreichen Literatur entlehnt, sondern wortgetreu den Originalen des Berliner Museums entnommen, hier näher betrachten.

Selbstverständlich sind in der Zeit des religiösen Kampfes Wahlsprüche religiösen Inhalts die häufigsten. In einer Zeit wo Frömmigkeit noch keine so bequeme oder lucrative Sache war, als in späteren Jahrhunderten, als oft das Festhalten an seiner religiösen Ueberzeugung mit Verlust von „Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib" bedroht war, ist es erklärlich, daß jeder auch seinen Wahlspruch gern aus dem Kreise seiner wichtigsten und höchsten Gedanken nahm und seinem Bildniß einen religiösen Sinnspruch, wie ein Bekenntniß hinzufügte.

Die schönste, kräftigste und innigste religiöse Devise hat Jorg Ketzel (Ketzel), Anfang des 16. Jahrhunderts, ein Mitglied der bekannten Nürnberger Patrizierfamilie mit der Meerkatze im Wappen: got pin ich geporn got leb ich got stirb ich. Friedrich Behaim, Nürnberger Bürgermeister 1525 sagt etwas dogmatisch: got die er auch seiner ler. Hans Rosenberger, 1551, hat den einfachen, schönen Wahlspruch: gib got bit got danck

Digitized by Google

got; F. Mülner, Nürnberg, 1546, das sprichwörtliche: got lebt noch. Ein Gegenstück des Sprüchworts: der Mensch denkt, Gott lenkt, zeigt die Medaille Peter Stolzers 1557: got sih icks forder (fördere). Eine große Anzahl der religiösen Wahlsprüche lehrt Ergebung in Gottes Willen, so Hans Hauschel auf seiner von dem ausgezeichneten Friedrich Hagenauer gearbeiteten Medaille von 1544: ich habs gestalt in gots gewalt, Dominicus Haunoldt 1538: wie es got fiegt als wol mich beniegt, Alexander Imhoff 1527: wen (wenn) got wll (will) ich auch, Hans Konnert 1557: sorge und gedenke doch nicht zu viel es geschiet geleich wol nort wie got wil. Dem Ausspruch Hiobs nachgebildet ist Lucas Siczingers Spruch 1557: got gibts got nimbts. Prosaisch, aber des Mannes wegen interessant ist die Umschrift auf einem Schaustück Franz von Sickingens: allein got di er lieb den gmeine nucz beschirm di gerchtikei.

Die schöne, aber recht traurig klingende und mit dem herrlichen, kräftigen Kopf des Dargestellten gar nicht recht übereinstimmende Inschrift der Medaille mit dem Selbstportrait des schweizer Medailleurs Jacob Stampf (Stampfer): des menschen gstallt ist hie ein schat erst dört der from sin (seine) klarheit hat führt uns in die zweite Gruppe der Sinnsprüche hinüber: in die der Todesinschriften, wie wir sie nach Analogie der Holbeinschen Imagines mortis der Todesbilder, nennen wollen. Wer die Kunst des 16. Jahrhunderts auch nur oberflächlich kennt, weiß wie jene Zeit es liebte, an den Tod zu erinnern, wie sie ganze Ranglisten des Todes, vom Papst bis zum Bettler, in oft ergreifender Weise bildlich dargestellt; die beiden größten deutschen Künstler, Dürer und Holbein, haben ihre herrlichsten Gedanken diesem Gegenstande geweiht. So finden wir auch unter den Medailleninschriften viele, die an den Tod mahnen. Einige der besseren hierhergehörigen wollen wir anführen. Eine vielleicht von Jacob Stampfer verfertigte Medaille auf den Züricher Maler Johann Asper, 1540, hat: sich wer du bist der tod gwus ist ungwus die stund redt gotes mund; David Kresser 1590: wan got will so ist mein zil; Katharina Geitzkopfler 1575: bedenck das endt es komt behent; Mathias Pichler vom Pichl (zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts) und Hans Poczle 1537 haben die Wahlsprüche: ich wart der zeit und ich ward der stund. Eine untröstliche Devise führt Wilhelm Frohlich 1552: angst und not waert bis in tod.

Wir wenden uns von den Todesgedanken wieder zum Leben. Sentimentalität liegt der Poesie des 16. Jahrhunderts überhaupt fern, daher finden wir auch unter den Medaillenumschriften nur wenige zarten, minniglichen Inhalts. Aber gerade unter diesen befinden sich einige ebenso schöne

Digitized by Google

als characteristische: ein durch die Feinheit seiner Arbeit ausgezeichnetes Medaillenmodell in Holz von 1532 zeigt uns die Brustbilder eines jungen Ehepaars, der Mann ist erst zwanzig, die Frau fünfundzwanzig Jahr alt, die Namen sind nur durch Anfangsbuchstaben angedeutet. Um das Bildniß des Mannes steht: als (Alles) dir zw gefalen, um das der Frau: drew von herczen ist wilbret, ein Sinnsspruch der sich ähnlich, abgekürzt in T. I. W. und T. I. W. B., Treu ist Wildbret, auch auf Münzen des Königs Friedrich II von Dänemark 1534—1559 findet. Der Sinn ist: Treue ist etwas so seltenes und köstliches als Wildpret. Unser noch heut gebräuchliches Sprüchwort finden wir auf der schönen Medaille Lindegg's von Lizana 1576, von dem italienischen Künstler Antonio Abondio, welcher in Deutschland lebte: was liebt betriebt. Aehnlich ist das mehrfach, z. B. bei Wolf Fechter, Nürnberg 1543, vorkommende: in lieb unangenehm, von der Darstellung des Liebesgottes begleitet.

Es bleiben noch einige andere Wahlsprüche zu betrachten, welche nicht die religiöse oder ideale, sondern die practische Seite des Lebens zum Gegenstand haben. Wir finden unter diesen die erfreulichsten und merkwürdigsten Beispiele der kräftigen, oft trotzig kriegerischen Anschauung jener Zeit, die ganz mit den kraftvollen, in Eisen gehüllten Brustbildern der Medaillen übereinstimmen. Augustin Forenberger, Nürnberg 1531, sagt: *und ob es* muglich wer, das heißt also etwa: ich will es zu erringen, zu erzwingen versuchen; Ludwig Holzschuher, 1534, aus der berühmten Nürnberger Patrizierfamilie: ich lasz mir nit graußen. Weniger kriegerisch lauten die weisen Lebensregeln, welche uns Wilhelm Löffelholz 1541, der neunjährige Hans Christoph Löffelholz 1542 und Thomas Löffelholz 1520 geben: unversucht unerfarn, nit vertrav idem (jedem), gluck hat neydt. Hans Wolf Otmar 1537, „seines alters im XX jar" führt den sonderbaren Wahlspruch: frisch hyn durch wisch. Merkwürdig ist ein geprägtes Schaustück des Pfalzgrafen, spätern Kurfürsten Otto Heinrich, des Erbauers des Heidelberger Schlosses: auf einem Baumstamm, an den Wappenschilde und Waffen gelehnt sind, sitzt eine Eule, die von Vögeln geneckt wird; die Umschrift lautet: ich leid mich biß zu meiner Zeit, also etwa: ich dulde euer Necken so lange bis meine Zeit gekommen ist. Hans Ruykum, Nürnberg 1526 und 1527 hat neben dem christlichen: geduldt umb unschuldt den Spruch: unvergolten ist nit unversagt. Conrad Müller, 1534, lehrt Geduld mit dem Spruch: die Zeit brengts, während Wilhelm Weidolt, Nürnberg 1553, durch die Worte: nach der zeit kaine, das kluge Benutzen der Gegenwart anempfiehlt. Eine ganze Fülle von Lebensweisheit enthält der Wahlspruch Leonhard Dilher's aus Nürnberg († 1603): allzeit frölich ist unmuglich wan got wil ist mein zil; u got

Digitized by Google

behut mir sel leib ehr unt auch das gut. Christolph Tetzel, Nürnberg 1528 und Christoph Kres, der Nürnberger Patrizier, 1526, haben: trew in allem las mirs gefallen und mit stetter trew; eine andere tugendsame Inschrift trägt der unglückliche Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und seine Gemahlin Sibylla als Stickerei im Hemdkragen: als in eren (oder ern), Alles in Ehren; ersterer auf der Medaille von Hans Reinhard von 1535, letztere auf dem hübschen Cranachschen Holzschnitt in Johann Agricola's Abkontrafactur und Bildnus aller Groshertzogen ꝛc., Wittemberg 1563.

Zum Schluß möge hier der zwar sehr unpoetische, aber durch die Beziehung auf die Medaille selbst interessante Spruch von Johann Diez, 1546, stehen: got gab mir das glick das ich ließ machen dieses stuck.

Wenn auch die hier mitgetheilten Devisen und Sinnsprüche größtentheils keinen Anspruch auf hohen poetischen Werth machen können, wenn sie auch nicht allzutiefe Gedanken enthalten, so wird doch, wie ich hoffe, der Leser auch in jenen kleinen Geistesproducten den tüchtigen Charakter des Zeitalters der Reformation empfinden und sich von ihnen angesprochen fühlen, um so mehr, als die gute alte Sitte, geschmackvolle Sinnsprüche auf die Schaumünzen zu setzen, schon im 17. Jahrhundert aufhörte und wir seit dem vorigen Jahrhundert bis in die neueste Zeit nur allzuoft neben dürftigen und hölzernen Darstellungen auch zopfige, unwahre und geschmacklose Inschriften auf den Medaillen erblicken müssen. Während im 16. Jahrhundert die Medaillen, als Portraits und Erinnerungsstücke, zur Vertheilung an Freunde oder Verwandte bestimmt waren und demgemäß mit Liebe ausgeführt wurden, dienten sie in neuerer Zeit fast immer und überall nur der Prunksucht; erst in den Tagen Napoleons werden die französischen Medaillen wieder zu bewundrungswürdigen Kunstwerken, die aber freilich nichts mehr mit der gemüthvollen Innigkeit gemein haben, die uns jene deutschen Werke des 16. Jahrhunderts in Wort und Bild so lieb macht.

Dr. Alfred v. Sallet.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Oesterreich und die türkischen Nachbarprovinzen. Seit einiger Zeit verfolgt man mit Aufmerksamkeit die Beziehungen Oesterreichs zur Türkei und sucht sich das mindestens kühle Verhältniß der beiden Nachbarn zu erklären. Sultan Abdul-Aziz hatte seinen Besuch in Wien zur Weltausstellung in Aussicht gestellt; nachdem er ihn mehrfach aufgeschoben, ist schließlich die Reise wegen der herrschenden Cholera aufgegeben worden. Daß dies nicht der eigentliche Grund gewesen ist, sondern nur ein Vorwand, kann mit Sicher-

Digitized by Google

heit angenommen werden, nachdem die unzweifelhafte Nachricht bekannt geworden, daß der Sultan in einen Wuthanfall ausgebrochen ist, als ihm mitgetheilt wurde, wie zuvorkommend Fürst Nikita von Montenegro, Fürst Karl von Rumänien, der Minister-Präsident Ristic von Serbien in Wien aufgenommen wurden. Als zuletzt auch noch Fürst Milan von Serbien nach Wien kam, mußte der türkische Gesandte sich von der Hauptstadt auf einige Zeit zurückziehen. Wir erinnern hierbei nur daran, daß Fürst Nikita in dem freundschaftlichsten Verhältniß zu Rußland steht, das ihn in dem Widerstande gegen die Zumuthung der Pforte bestärkte, sich als Vasallen derselben ansehen oder behandeln zu lassen, daß sich Fürst Milan wegen fortgesetzter Verweigerung der Uebergabe von Zwornik seitens der türkischen Regierung zur Tributvorenthaltung entschloß und daß endlich auch der Fürst Karl von Rumänien bei mehreren Gelegenheiten (Ordensverleihungen, Truppen-Revüen) eine Zurechtweisung durch die Pforte veranlaßte, welche ihr Ansehen in den suzeränen Staaten immer mehr sinken sah.

War durch diese freundlichere Stellung Oesterreichs zu den der türkischen Regierung einigermaßen feindlich gegenüberstehenden Fürsten eine Erkaltung der Beziehungen beider Nachbarstaaten eingetreten, so daß allgemein darin eine Aenderung der traditionellen Politik Oesterreichs in der orientalischen Frage angenommen wurde, so mußten die neuerdings dicht an den Grenzen Oesterreichs eingetretenen Mißverhältnisse sogar eine feindliche Stellung hervorzurufen geeignet sein. Gegenüber den von Wiener Blättern verbreiteten Gerüchten darüber versicherte man in Constantinopel in Regierungskreisen zwar, daß das bisherige freundschaftliche Verhältniß keine Aenderung erlitten habe, und daß gegentheilige Behauptungen unbegründet und erdacht seien, da die Pforte niemals beabsichtigt habe, ihren Botschafter abzuberufen, aber es konnte doch nicht abgeleugnet werden, daß Kabuli Pascha die Weisung erhielt, sich für einige Zeit von Wien zu entfernen. Man konnte in Constantinopel das Mißvergnügen über den mit allen Ehren und aller Auszeichnung erfolgten Empfang des Fürsten Milan Obrenowitsch IV, wie er sonst nur unabhängigen Souveränen zu Theil wird, nicht verbergen. Der Sultan war höchst aufgebracht, daß man in Wien auf seine Suzeränetätsrechte nicht genügend Gewicht lege; es wäre auch ein Protest des besonders dazu berufenen Ministerraths der Pforte, abgegeben worden, wenn dieser eine geeignete Form dafür hätte finden können.

Als Abdul Aziz mit der Idee umging, die er auch jetzt noch nicht aufgegeben hat, die seit langer Zeit übliche Thronfolgeordnung zu Gunsten seines ältesten Sohnes Izzeddin aufzuheben, da wurden ihm von den Gesandten der Westmächte und von Oesterreich lebhafte Gegenvorstellungen gemacht und besonders bemerkt, die halbsouveränen Staaten, wie Aegypten und namentlich

ized by Google

Serbien, würden in solchem Falle möglicherweise ihr Verhältniß zur Pforte aufzulösen suchen. Darin lag noch die alte Zweideutigkeit der österreichischen Politik, welche die Gefahr für die Pforte darstellte, dabei aber selbst fürchten mußte, die sehnlichst gehegten Wünsche der Südslaven in Erfüllung gehen zu sehen, welche Serbien in solchem Falle mit Bosnien und Dalmatien wie mit Slowanien und Kroatien vereinigt zum großen südslawischen Königreich in altem Glanze erstehen lassen möchten.

Hier braust und wogt die Agitation seit Jahren und die Ereignisse in Bosnien tragen nicht wenig dazu bei, um eine ernste Gefahr für Oesterreich herbeizuführen. Oesterreich hofft gewiß auf den Besitz von Bosnien bei der einstigen Auflösung des osmanischen Reiches, da es dadurch erst in den vollen Besitz und in den vollen Genuß seiner Gewalt über Dalmatien gelangt und für Ungarn eine Provinz wiedererwirbt, welche zu diesem bis zum Jahre 1532 mit wenigen Unterbrechungen gehörte. Weder England noch das geschwächte Frankreich kann ihm, wie es früher meinte, dazu verhelfen, nur ein Einverständniß mit Rußland und Deutschland läßt ihm diese Hoffnung. Auch ein solches Verhältniß kann nicht geeignet sein, die freundlichen Beziehungen zur Pforte zu fördern oder zu erhalten. Mit Aufmerksamkeit verfolgt die Regierung Oesterreich-Ungarns alle Vorgänge in Bosnien, und wir glauben nicht zu viel zu behaupten, wenn wir meinen, daß ihr eine Gelegenheit willkommen sein wird, sich in die inneren Angelegenheiten Bosniens zu mischen, wenn durch die Fortsetzung der Christenverfolgungen an den Grenzen die Ruhe noch weiter gefährdet wird.

Die Bosnier sind Slaven, in zwei vollständig getrennten Klassen nebeneinander lebend; der Adel des Landes hat den katholischen Glauben größtentheils dem mohammedanischen Eroberer geopfert, sich dadurch aber dem Volke, das seine christliche Religion beibehalten, entfremdet und Zwiespalt in das Land gebracht. Während Uskoken, Morlachen, Croaten und die benachbarten Montenegriner Sprache und Sitten der Väter bewahren, haben jene Adligen sich der Herrschaft der Türken mehr angeschlossen, welche jene in aller Weise bedrückt und verfolgt. Nichts ist natürlicher, als daß die christlichen Bosnier nun mit Sehnsucht nach Serbien hinschauen, von wo aus sie auf bessere Zeiten hoffen; gerade dies machte sie den Türken nur um so verhaßter und veranlaßt die schlimmsten Verfolgungen.

Die Conflikte treten am ärgsten an den Grenzen auf, und zwar vor allem in der Hauptstadt von türkisch Croatien, Gradischka. Die nördliche Hälfte der Stadt, durch die die Grenze bildende Sawe von der südlichen getrennt, ist österreichisch, diese dagegen türkisch. Hier zeigen sich die Gegensätze recht schroff zwischen beiden Reichen, ein Bild der Ordnung und Gesetzmäßigkeit auf der einen, der Türkenwirthschaft auf der anderen Seite, wo-

Digitized by Google

gegen die mehr im Innern liegende Hauptstadt des ehemaligen Königsreichs Bosnien, Serajewo, den Charakter des gewerbfleißigen Bosniakervolkes trägt. Die größere Hälfte der Grenzen des Landes, im Norden und Westen oder vielmehr Südwest stößt an österreichisches Terrain und bildet eine Art Zipfel in dasselbe hinein, so daß dies ein unmittelbares Interesse für die Zustände haben muß. Wahrhaft klägliche sind dieselben zu nennen, wie eigentlich wohl im ganzen türkischen Reiche, nur daß davon aus dem an der Grenze des civilisirten Europas liegenden Lande mehr Nachrichten herausgelangen, welche die österreichischen Blätter zu verbreiten sich zum Geschäft machen. Die Chefs der Provinzen, die Valis, werden, wie dies ja auch seit einigen Jahren in Konstantinopel mit den Ministern des Sultans der Fall, so oft gewechselt, daß dieselben thatsächlich gar nicht erst zur Regierung gelangen. Kaum ist ein Vali auf seinen Posten gelangt, so erhält er entweder sein Absetzungs- oder Versetzungsdekret; das geschieht in Bosnien, wie in Thessalien, Albanien, Bulgarien. Man erzählt davon als Beispiel, wie Rauf-Pascha aus Trapezunt nach Yemen versetzt wurde, unterwegs die Ernennung zum Polizeiminister erhielt, nach Konstantinopel zurückkehrte, hier mittlerweile zum Chef der Kanonengießerei ernannt worden war, und innerhalb drei Tagen zur Disposition gestellt wurde. Was unter solchen Verhältnissen für eine geordnete Verwaltung geschehen soll, ist nicht ersichtlich, es herrscht also Anarchie aller Orten und die Berathungen des bosnischen Landtags, der sich noch erhalten hat, sind, wie es scheint, nicht von dem geringsten Einfluß.

In schreckenerregender Weise haben im Laufe dieses Jahres die Gräuelthaten der Türken gegen die Christen zugenommen und seit Monaten werden diese verfolgt, ohne daß auch nur die Rädelsführer bestraft werden, weil dieselben, wie man behauptet, in notorisch intimen Beziehungen zum Kaimakam Emin Effendi stehen. Als Anfang Juli die Türken in Altgradischka über die Christen herfielen, fanden sie diese nicht mehr ganz unvorbereitet; sie hatten sich mit Waffen versehen und es entspann sich ein blutiges Gefecht im „Christenviertel", in dem es viel Todte und Verwundete gab. Die Christen beschwerten sich nun theils beim österreichischen General-Consul in Serajewo, der jedoch nicht das Geringste zum Schutze ihrer Interessen gethan haben soll. Noch schlimmer ging es ihnen beim Vali von Bosnien, Assim Pascha, welcher nach Gradischka kam, um die Untersuchung selbst zu führen. Man schilderte Assim Pascha als einen aufgeklärten Mann, dem man Kenntnisse zutrauen und den man für einen unparteiischen Administrator halten könnte, wenn man danach urtheilte, wie man ihn sprechen und urtheilen hört. Er ging aber gerade so brutal und ungerecht vor, daß die Christen der Verzweiflung nahe gebracht wurden und viele Familien die

Digitized by Google

Flucht nach dem österreichischen Gebiet ergriffen. Er ließ die Christen darauf zu sich rufen und verlangte von ihnen die schriftliche Erklärung, daß sie zufrieden wären und über nichts mehr zu klagen hätten; außerdem sollten sie betheuern, daß jene Flüchtigen nur die Anstifter der Unruhen gewesen wären und zur Auflehnung gegen die legitimen Gewalten aufforderten. Als die Bosniaken darauf nicht eingingen, worin sie der General-Consul bestärkte, drohte ihnen der Vali und gab ihnen Bedenkzeit. Einigen Deputationen aus anderen Bezirken, welche sich über die Zustände beschwerten, erklärte er, daß er sich bereits von der Grundlosigkeit ihrer Beschwerden überzeugt habe. Die übrigen „40" Deputationen ließ er gar nicht mehr vor. Die Bosnier begannen sich nun in die Berge und Schluchten zu flüchten, wo sie sich sicherer fühlen, da sie nicht alle auswandern können, und von wo sie vielleicht eine Insurrection ins Werk setzen werden, wie sie die Albanier schon öfters mit Erfolg ins Werk gesetzt haben. Die Geflohenen wendeten sich in Kroatien an den General-Gouverneur von Agram mit der Bitte um Hilfe, als sie erfuhren, daß Assim Pascha in Begleitung des bosnischen Metropoliten herüberkommen und sie zur Rückkehr bewegen wollte.

Inzwischen wurden die Güter von 57 entflohenen Familien confiscirt, Frauen und Kinder, welche noch zurückgeblieben waren, aus den Häusern herausgeworfen, so daß ein Theil derselben sich auch nach Oesterreich flüchtete, ein anderer obdachlos und bettelnd herumirrte. Die Emigranten baten telegraphisch flehentlich den Generalcommandanten in Agram, er möge sich doch dafür verwenden, daß ihnen ihre Güter wieder zurückgegeben würden. Der General benachrichtigte den Minister des Aeußern in Wien, der allerdings nichts thun konnte. Der General-Consul Theodorowic hatte für die Flüchtlinge nichts als den Rath, sie möchten nur wieder zurückkehren und sich unter den Schutz Assim Paschas stellen! Dabei kamen aber immer wieder neue Flüchtlinge auf österreichischem Gebiete an, da der Vali und seine Türken wie besessen in Bosnien fortwütheten. In Mataruga in der Provinz Prjepalj drangen Türken in ein Haus ein und erschlugen zwei Christen (Mata Djurtschits und Jovan Schunka); der Mörder, Hassan, spazierte trotz der erhobenen Klagen der Angehörigen frank und frei herum. Ausgeplündert werden die Christen täglich; in einem Orte raubten die Türken 80 Ochsen, 35 Pferde und 400 Schafe. Allen mözlichen Kränkungen sind sie in anderen ausgesetzt, die Kirchen werden beschmutzt und entweiht, Hab und Gut geraubt, eine Besteuerung folgt der andern. Für die Aeußerung des geringsten Widerstandes werden die Einwohner haufenweise ins Gefängniß geschleppt, wo sie monatelang in schmutziger, durch Hunger geschärfter Haft gehalten, den ausgebrochenen Krankheiten erliegen. Alle Beschwerden und Klagen in Constantinopel fanden taube Ohren oder sie wurden zu allem Unglück an Assim Pascha geschickt, der nun noch Rache an den Beschwerdeführern nahm. Die Localbehörden thun nichts zur Verhinderung der Frevelthaten, die Derwische hetzen noch soviel als möglich, um den Fanatismus zum Wahnsinn zu steigern, in dem die Türken keinen Anstand nehmen, nach der Plünderung auch noch die Häuser der Christen anzuzünden. In einem Orte wurden 56 Läden ein Raub der Flammen und 30 Kaufleute kamen gänzlich um Hab und Gut. Ueberall bewaffnet man sich bereits, um gemeinschaftlich zur Selbsthilfe zu schreiten. (Die Albanier haben dadurch schon mehrmals

Erfolge errungen und bereiten gegenwärtig auch wieder eine Erhebung vor, um die von Schefket Pascha ihnen aufgelegten neuen Steuern aufzuheben.) Kommen wirklich einmal Regierungserlasse, um ein milderes Regiment einzuführen, so werden sie von den Valis auch noch nicht beachtet und bleiben todte Buchstaben; sind sie doch nicht aus freiem Willen der türkischen Regierung hervorgegangen, sondern nur in Folge erneuter Vorstellungen fremder Mächte.

Die aus Bosnien nach dem österreichischen Gebiete Geflohenen haben nun in aller ihrer Angst und Noth ein Comitee gewählt, welches dem Kaiser von Oesterreich eine Denkschrift über die Zustände in ihrer unglücklichen Heimath überreichte und Abschriften davon an die Regierungen von Deutschland, Rußland, England, Frankreich und Italien adressirte. Im Eingange suchte dies, Anfang August abgefaßte Memorandum das Recht der Signatarmächte zu einer Intervention oder wenigstens zu einem guten Rath mit Berufung auf den Hat-Humajum vom 6. Februar 1856, welcher die moralische Bürgschaft der bei dem Pariser Vertrag betheiligten Mächte involvire, zu begründen. Als Präcedenzfälle werden das Vorgehen Englands gegen Zanzibar und Rußlands gegen Chiwa geltend gemacht. Sodann werden die verschiedenen Vorstellungen und Klagen über einige 40 schwere Gewaltthaten mitgetheilt, die alle sowohl von den Valis als vom Sultan unberücksichtigt blieben und daraus wird der Schluß gezogen, daß die Bosniaken als vogelfrei betrachtet würden. Sie verlangen daher Bürgschaften für ihre künftige Sicherheit, welche in 4 Punkten zusammengefaßt sind.

1) Es möge von Constantinopel aus eine unparteiische Commission ausgesandt werden zur Erforschung und Untersuchung sowohl der Lage der Christen in Bosnien, überhaupt, als auch speciell ihrer dreijährigen vielen Bitten und Beschwerden. Es sollen aber in diese Commission auch Christen, die Unterthanen des Sultans sind, ernannt und deren Arbeiten unter Mitwirkung oder wenigstens in Gegenwart der Vertreter der die Pariser Tractate garantirenden christlichen Mächte ausgeübt werden. — 2) Es mögen vor Gericht gestellt und nach Gesetz und Befund bestraft werden jene Schuldigen, über deren Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten so oft Beschwerde geführt wurde; auch alle jene Aemter zur Verantwortung gezogen werden, welche entweder böswillig oder aus Lauheit jene Verbrechen zuließen. — 3) Es möge die freie Wahl der christlichen Vertreter in den politischen und gerichtlichen Medchlis garantirt; die Gleichberechtigung der Christen mit den Moslims vor der Behörde, vor Gericht, ebenso in Hinsicht der Sache selbst und in der Behandlung, wie in der Eignung zum Zeugen, zur Wahrheit werden; überhaupt möge die hohe Pforte mittelst Ferman oder in einem andern geeigneten internationalen Acte den Garantiemächten die Bürgschaft geben, daß sie den bezüglichen Hati-Scherif von 1839 und den Hat-Humajum von 1856 gegenüber den Christen pünktlich ausüben, sie im Geiste der Humanität und Civilisation ergänzen oder erweitern, daß sie schließlich in Zukunft Willkür und Gewaltthätigkeiten — verübt von wem immer und gegen wen immer im Reiche — nicht ununtersucht und unbestraft lassen wolle. — 4) Es möge endlich die ungefährdete Rückkehr der heutigen Flüchtlinge in ihre Heimat und zu ihren Familien verbürgt werden.

Oesterreich wird nun allerdings allein nichts thun können, aber es ist

von seinem Minister-Präsidenten zu erwarten, daß er nicht länger die grauenerregenden Zustände an seinen Grenzen dulden werde und deshalb mit den Garantiemächten zusammentreten werde, um von der Pforte energische Abhilfe zu erlangen. England hat bereits seinerseits auf Grund der Berichte des englischen Consuls in Serajewo, welche die Klagen der Flüchtlinge für begründet erklären, dem Großvezier Mittheilung und Vorstellungen gemacht. Bei dem Sinken des französischen und englischen Einflusses in Constantinopel ist davon wenig mehr Wirkung zu erwarten, als ein Versuch der türkischen Regierung, die Sache zu vertagen. Es werden deshalb die deutsche und die russische Regierung ein ernstes Wort sprechen müssen. Oesterreich selbst, das sich vom türkischen Interesse an der untern Donau losgesagt hat, steht bereits auf einem gespannten Fuße und wird sich dem energisch anschließen. Bricht erst ein Aufstand los, so kann gerade ihm der größte Nachtheil daraus erwachsen, da zu vermuthen ist, daß sich Serbien einmischen und eine Vereinigung mit Bosnien, worauf die Bosniaken sehnsüchtig warten, herbeizuführen suchen werde. Die Dalmatiner werden dabei kaum unthätig zusehen. Montenegro wird sich auch nicht ausschließen, die Albanier benutzen jede Gelegenheit zum Aufstande, der Bulgaren ist die Pforte schon längst nicht mehr sicher und in Thessalien herrschen die Klephten- und Räuberbanden. Daß Serbien und Rumänien die Gelegenheit nicht benutzen sollten, um sich völlig unabhängig von der Türkei zu machen, hat wenig Wahrscheinlichkeit. Dann ist der österreichische Staat an seiner ganzen Grenze von dem Einflusse des Aufstandes bedroht und seine Grenzländer werden nicht ruhig zusehen, wie jene sich von dem Joche zu befreien suchen, das die Verbindung ihrer Nationalität zu verhindern suchte.

In Serbien ist ohnedies Grund genug zur Feindschaft gegen die Pforte, welche seit mehr denn 40 Jahren die Abtretung des zu Serbien gehörenden Bezirks von Zwornik verweigert und die Erfüllung ihrer Verpflichtung aus nichtigen Gründen hinausschiebt. Erst kürzlich hat sie wieder 5—6 Wochen Bedenkzeit verlangt, so daß man in Serbien nicht glaubt, ohne einen Kampf in den Besitz kommen zu können. Zudem verüben auch hier wie in Bosnien die Türken wiederholt Grausamkeiten an den Serben, namentlich am Grenzfluß Drina. Sie fielen vor wenigen Monaten in die Grenzdörfer ein, schleppten die Bewohner ins Innere Bosniens, wo zwar viele entlassen, andere aber auf unbegründete Klagen gefoltert, geköpft oder gehenkt wurden. Die serbische Gemeinde erlangte nun die Zulassung zu der Richtstätte und lud dazu den österreichisch-ungarischen Consul ein. Aus Wuth darüber kamen die Türken wieder, zerstörter 38 Häuser und ertränkten 32 Menschen im Flusse. Daß auch hierbei Seitens der Pforte nichts geschah, um die Sachen beizulegen, ist leicht erklärlich; sie hatte bereits im vergangenen Jahre die bosnischen eingebornen Truppen aus dem Vilayet herausgezogen und durch meist asiatische Truppentheile ersetzt, die nun in ächt asiatischer Weise hausen.

Die Pforte hat es zum Ueberfluß auch noch der österreichischen Regierung übel genommen, daß sie die Beschwerden der Bosniaken ebenso bereitwillig angenommen hat, wie sie den Fürsten von Serbien bei sich aufnahm, wogegen diese erklärte, das Promemoria der Bosnier sei auch von den übrigen Garantiemächten angenommen und die Fürsten von Serbien seien stets in Wien so empfangen worden, wie es mit dem Fürsten Milan geschehen sei.

Ebenso gefährliche Nachbarländer für die österreichischen Grenzen sind Albanien und Montenegro. Letzteres kann nicht als türkisches Gebiet in Betracht gezogen werden, denn obwohl es vor einem Jahrzehnt wiederholt von den Türken besiegt und besetzt wurde, hat es doch seit einer langen Reihe von Jahren vorher und nachher weder als von der Pforte abhängig gelten wollen, noch Tribut gezahlt, wie selbst Serbien. Gegen Oesterreich nahm Montenegro beim Aufstande in Dalmatien eine feindselige Rolle an, denn die Dalmatiner waren, so behauptete man wenigstens in Oesterreich, von dort aus mit guten Waffen versehen, sie fanden in den „schwarzen Bergen" Zufluchtsorte und erhielten von hier wie aus der Herzegowina (zu Bosnien gehörig) auch Lebensmittel, so daß die kaiserlichen Truppen, welche noch mit den klimatischen Einflüssen und den Terrain-Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, wenig ausrichteten und entsetzliche Verluste erlitten. Dies feindliche Verhalten der Montenegriner ist die Folge der Bemühungen der früheren österreichischen Ministerien, die Pforte davon abzuhalten, jenen den Hafen von Antivari abzutreten, welcher für das Gedeihen des Landes fast Lebensbedingung ist.

In Albanien zeigt die Situation kein besseres Aussehen. Da herrschen die Paschas, schreiben Steuern aus und haben wiederholt Versuche gemacht, den Albaniern das alte Recht streitig zu machen, stets Waffen zu tragen. Die Paschas beriefen die Stammesältesten zu sich, angeblich, um mit ihnen zu berathen; sobald sie sie in ihrer Gewalt hatten, nahmen sie dieselben fest und behielten sie als Gefangene zurück, bis die übrigen sich fügen würden. Dies ist ihnen schon sehr schlecht bekommen, wie vor kaum zwei Jahren, da der offene Aufruhr gegen den Vali ausbrach, der in Skutari von den wilden Söhnen der Berge belagert wurde, bis Hilfstruppen herbeieilten, vor denen die Albanier unverfolgt in ihre Berge flohen. Auf die energischen Vorstellungen der europäischen Gesandten, welche Ruhe und Frieden überall aufrecht zu erhalten verlangten, wurde dem Gouverneur endlich die Weisung, milder in Albanien aufzutreten. Es mußte dies der Pforte auch darum schon wünschenswerth sein, weil sie in einem eventuellen Aufstande in Bosnien oder bei einem Kampfe gegen Serbien die Albanier als tapfere Soldaten brauchen kann. Trotzdem sieht man gegenwärtig dort wieder einem neuen Conflict entgegen. — So liegen die Verhältnisse in den türkischen Nachbar-Provinzen für Oesterreich und es ist erklärlich, daß dessen Regierung, wenn sie sich mit den suzeränen Staaten Serbien und Rumänien jetzt auf guten Fuß setzt und auf Bosnien ihr Augenmerk richtet, um im gegebenen Falle nicht unthätig zu sein und zuzugreifen, mit der Pforte in Spannung gerathen muß, welche geeignet ist, die orientalische Frage wieder einmal in den Vordergrund zu stellen. L. S.

Der Rhein-Main-Canal. Aus Frankfurt. — Der bekannte Geograph E. von Sydow bezeichnet die Lage von Frankfurt folgendermaßen: „Man kann dieses Frankfurter Becken einem Centralbahnhofe vergleichen, welcher die Schienen-Wege sammelt aus Hessen, aus Franken und Schwaben, aus dem Elsaß, der Rheinpfalz und Lothringen, vom Ober- und Niederrhein: ebenso der wichtigste strategische Stützpunct für die Vertheidigung der deutschen Westgrenze, als das verlockendste Ziel für einen Angriff von Westen her."

— Die Wahrheit dieses Satzes hat sich beim Ausbruch des Krieges von 1870 erwiesen. Die Armeelieferanten wandten ihre Aufmerksamkeit auf Frankfurt, nahmen hier ihre Operationen vor, aber bald war die reiche Gegend ausgekauft und der Nachschub konnte nicht mit der erforderlichen Schnelligkeit organisirt werden aus einem Grunde, welchen wir sogleich anführen werden. Frankfurt hat nämlich die großen Capitalien, die ausgedehnten Verbindungungen als erster Wechselplatz von Süddeutschland, es liegt in Miten eines sehr engen Eisenbahn-Netzes, aber es fehlt ihm die Wasserstraße und die damit in Verbindung zu setzenden Lagerhäuser. Der Main kann dem heutigen Verkehr nicht genügen, sei es daß sein Wasserstand durch das Lichten der Wälder in der Neuzeit abgenommen hat, sei es, daß er für Schiffe, wie sie der Waarenverkehr der Gegenwart verlangt, immer zu seicht war. In Folge dieses Mangels gehen die Rheinschiffe nur bis Mainz, resp. Gustavsburg, wo die mainaufwärts bestimmten Güter umgeladen werden müssen. Wenn man nun bedenkt, daß der Centner auf dem Landwege von Gustavsburg bis Frankfurt 4 Kr., zu Wasser 1½ Kr. kostet, daß ein Eisenbahnzug höchstens 5000, ein Rheinschiff bis 16,000 Ctnr. transportiren kann, daß dazu jetzt noch die Kosten und der Zeitverlust des Aus- und Einladens in Gustavsburg kommen; endlich daß in Kriegszeiten die Bahnzüge von Truppen- und Geschützransporten in Anspruch genommen werden, so ergiebt sich, wie viel leichter, sicherer und billiger als jetzt durch die Ausführung des Rhein-Main-Canals, in der Gegend von Frankfurt oder überhaupt am Mittelrhein aufgestellte Truppen-Massen bei einem künftigen Kriege versorgt, wie viel rascher auf den Nachschub aus den Productionsländern gerechnet werden könnte, zumal wenn von Frankfurt mainaufwärts eine Kettenschiffahrt eingerichtet würde. Mannheim, für welches die badische Regierung anerkennenswerthe Anstrengungen gemacht hat, um durch Bau von Lagerhäusern und Hafeneinrichtungen den Productenhandel zu heben, besitzt weder die centrale Lage, noch den weitreichenden Credit von Frankfurt, — ein Credit, der auch im Frieden durch Erleichterung aller monetaren Transactionen einen lebhaften Waarenhandel in Frankfurt hervorrufen würde, während der Waarenhandel in neuerer Zeit so sehr gegen den Aufschwung des eigentlichen Geldgeschäftes zurückgeblieben ist. Ist aber die Maschine erst einmal im Frieden in Gang gesetzt, so wird sie auch im Kriege weiter spielen, sind die Productionsländer gewohnt, ihre Vorräthe in den Frankfurter Lagerhäusern niederzulegen, so werden sie es auch im Kriege thun, vorausgesetzt, daß die Wege dahin ihnen offen stehen.

Den Canal am linken Mainufer zu führen ist auf vier Millionen Gulden (unter Einrechnung einer Reservesumme für unvorhergesehene Ausgaben von 425,000 fl.) veranschlagt. Eine Million davon hat die preußische Staatsregierung als Beitrag zugesagt. Der heutige Wasserverkehr mit dem sicher der Wasserstraße zufallenden Eisenbahnverkehr beträgt schon jetzt auf der Strecke Frankfurt-Mainz neun Millionen Ctnr. jährlich, da aber die Stadt Frankfurt seit zwei Jahren um 10,000 Einwohner (= 11%) zugenommen hat, so ist eine sichere Steigerung zu erwarten. 9 Millionen Ctnr. ergeben schon eine Reineinnahme von 4% aber die Rentabilität ist nicht die Hauptsache; es handelt sich bei der Ausführung des Rhein-Main-Canals um ein nationales Werk, das für die Vertheidigungsfähigkeit der

deutschen Festungen am Mittelrhein und somit für die Wolfahrt des Vaterlandes von der größten Wichtigkeit ist.

W. St.

Literatur.

Ein Werk der Pietät. — Nirgend fühlt man sich so oft versucht, die Bedeutung des Individuums gering anzuschlagen, wie in der Geschichte wissenschaftlicher Forschung. Die Wahrheit, wenn sie am Ende gefunden worden, hat, gemeingültig wie sie doch sein will und soll, so unpersönlichen Charakter, daß der Name dessen, der sie fand, — und wann jemals fände sie ein einzelner ganz? — ihr nur angeheftet erscheint wie dem Zeugstücke die Marke des Händlers, die man abreißt vorm wirklichen Gebrauche. Gewahrt man überdies, indem man die gelehrte Literatur, jene weitschichtigen Akten des unendlichen Processes der Wissenschaft, durchblättert, daß der eine Forscher des anderen persönlich nur da regelmäßig gedenkt, wo es gilt, ihm trotz aller Anerkennung doch theilweis zu widersprechen, so schneidet einem wohl der scharfe Lehrsatz des Spinoza schmerzlich durchs Herz, daß jede Bestimmtheit Verneinung sei, das Individuelle nur wichtig, sofern es beschränkt ist, erkennbar am Mangel, selbständig im Irrthum, verurtheilt zu fallen durch seinesgleichen, dem seinerzeit kein besseres Loos beschieden wird. Und dennoch wäre das eine ungeschichtliche Auffassung, berechtigt nur solange, als man den Blick hinauswirft auf das ewig künftige Ideal vollendeter Erkenntniß; wie aber die Wissenschaft thatsächlich unter uns lebt als eine diesem Ziele nur immer zustrebende Bewegung des Geistes, deren Wesen ihr Werden selber ist, muß uns alle Forschung an sich denkwürdig sein als ein Handeln der Menschen, in welchem das Individuum als solches, weil es die letzte Ursach alles Handelns in sich trägt, verhängnißvolle Geltung, unersetzlichen Werth besitzt. Verhängnißvoll nicht etwa bloß durch sein Irren, diesen Mißbrauch seiner geistigen Unabhängigkeit, sondern durch Dasein und Wirken solcher Unabhängigkeit überhaupt; unersetzlich vielleicht durch keine seiner einzelnen Leistungen, wohl aber allzeit durch die einheitliche Grundkraft, die sie in eigenthümlicher Gesammtheit hervortrieb.

Solche Gedanken, erhebend und betrübend zugleich, steigen in uns auf, da wir den sechsten Band von Jaffé's deutscher Geschichtsbibliothek zur Hand nehmen, den der energische Meister mittelalterlicher Philologie bei seinem jähen Tode vor drei Jahren zwar vorbereitet, aber durchaus unfertig hinterließ, und der nun aus der pietätsvollen Arbeit zweier Freunde des Verstorbenen, Dümmler's und Wattenbach's, den früheren ebenbürtig hervorgeht*). Man sieht: was Jaffé hervorgebracht, wäre auch noch ferner zu beschaffen, an Begabung und Arbeitskraft stehen die überlebenden Freunde nicht hinter ihm zurück; längst aber haben sie sich doch je ihren eigenen Forschungs- und Wirkungskreis gebildet, über den sie hier wohl einmal auf ein paar Jahre aus edler Rücksicht hinausgreifen mochten, den sie aber keineswegs für immer verlassen könnten, ohne ihrerseits neue, uns allen fühl-

*) „Bibliotheca rerum Germanicarum tomus VI: Monumenta Alcuiniana a Philippo Jaffeo praeparata ediderunt Wattenbach et Duemmler". Berlin, Weidmann, 1873.

bare Lücken zu lassen. Indem wir ihnen selber von Herzen Dank sagen für den aufopfernden Akt der Rettung einer wichtigen wissenschaftlichen Hinterlassenschaft, sprechen wir zugleich mit ihnen lebhaft den Wunsch aus, daß sich eine jüngere, durch Neigung und Verpflichtung noch nicht gebundene Kraft bereit finde, den Plan der Jaffé'schen Bibliothek im ganzen Umfange wieder aufzunehmen und durchzuführen. Was damit gewonnen wäre, zeigt gerade deutlich der vorliegende, der merkwürdigen Gestalt Alcuin's gewidmete Band.

Er bringt zunächst das „Leben des seligen Alcuin" selbst, in dem leider auf den seligen Charakter des Helden der Hauptton gelegt ist, von Alcuin's eigenen größeren Werken sodann das Leben des Friesenapostels Willibrord, und das erzählende Gedicht über die Häupter der Kirche von York, endlich vor allem den über 300 Nummern zählenden Briefwechsel des gelehrten Angelsachsen, der von Nordhumberland bis Catalonien und Rom, von der Bretagne bis Salzburg reicht und die inneren wie äußeren, namentlich kirchlichen Verhältnisse des karolingischen Weltreichs mannichfach berührt und beleuchtet. Alcuin erscheint darin in der That, wie man oft gesagt, als der Cultus- und vornehmlich der Unterrichtsminister Karl's des Großen, dem er ehrerbietig und bewundernd, aber mit durchaus selbständigem Geist und natürlich weit überlegener Bildung gegenübersteht. Man darf ihn vom Standpunkte des Frankenreiches aus wohl als den Nachfolger seines Landsmannes Bonifacius bezeichnen, dessen Wesen und Wirken der 3. Band der Jaffé'schen Bibliothek, die Monumenta Moguntina vorzugsweise gewidmet waren: die von dem thatkräftigen Apostel der Deutschen constituirte römische Kirche diesseits der Alpen war in wenigen Jahrzehnten so weit gediehen, daß der höher cultivirte Geist des neuen angelsächsischen Gastes in ihr auch die feineren Seiten des kirchlichen Lebens entwickeln konnte; römische Ordnung durfte nun durch römische Bildung ergänzt werden. Höchst erwünscht tritt so zugleich dieser posthume Band der Bibliothek auch dem 4., der uns 1867 die Monumenta Carolina brachte, zur Seite; steht dort in den von Karl sorgfältig gesammelten Briefen der Päpste an sein Haus die Kirche besonders in ihrer politischen Gestalt vor uns, als die eigentlich weltbewegende Macht der Zeit, welcher der gewaltige Germanenfürst selber herrschend zu Diensten stand, so offenbart sich uns hier ihre innere Berechtigung zu solcher Stellung, insofern sie sich zeigt als die Hüterin eines höheren geistigen Daseins, das sie aus glücklicherer Vorzeit mühsam hinüberpflanzt in den jugendlichen Boden der späteren Geschlechter. Das erfreulichste Licht aber fällt am Ende auf die handelnden Persönlichkeiten selbst, ohne deren klares Verständniß alle Einsicht in die Geschichte irgend welcher Epoche unvollkommen bleibt, da man, was in Wahrheit menschliches Leben gewesen, dann nur in den unheimlichen Formen elementarer Bewegung abspielen sieht. Auch in dieser Hinsicht schließt sich die alcuinische Briefsammlung auf's beste an die Schriften Einhart's und die übrigen Beigaben des 4. Bandes: der Kaiser und die jüngere Generation der Hof- und Staatsmänner, ja auch die Prinzessinnen, stellen sich hier in neuen und doch wohl anschließenden Zügen deutlich dar; man verzeihe den uns naheliegenden Vergleich, wenn wir in diesen persönlichen Beziehungen Alcuin auch einmal geradezu als den Humboldt des karolingischen Hofes bezeichnen möchten.

Das alles war nun zwar, wenn man will, dem Forschenden längst zu-

gänglich und bekannt — nur 34 Briefe erscheinen hier im ersten Drucke —, aber das ist eben der Segen einer materiell und formell vollendeten Edition, daß sie zum bequemen Gemeingute macht, was zuvor wenige mühsam erwarben. In diesem Sinne hat gerade die auch äußerlich elegante, handliche und wohlfeile Jaffé'sche Bibliothek unberechenbar viel Nutzen gestiftet und wird ihn noch ferner stiften. Insbesondere scheint uns, als stünde ihr noch eine Verwendung offen, zu der man sie bisher selten, vielleicht niemals herangezogen, wir meinen: in den mitttelalterlichen „Uebungen" der historischen Gesellschaften oder Seminarien auf unseren Hochschulen. Neben der Urkundenlehre, die stets ihre propädeutische Stellung behaupten wird, betreibt man dort noch vielfach kritische Lektüre bereits mehr als genug durcharbeiteter Autoren, wobei entweder kein rechtes Ergebniß oder, noch bedenklicher, scheinbare Neuigkeiten spitzfindiger Auffassung erzielt werden. Ganz andere Anleitung zu selbständiger Forschung ließe sich gerade an die Briefsammlungen knüpfen: führt die Urkunde unmittelbar hinein in das sachliche Leben der Vergangenheit, so der Brief in's persönliche; von einem Punkte aus gewönne man rasch und sicher Fühlung mit tausend Fragen der Zeit. Die orientirende Lektüre der einschlagenden Autoren würde man dabei dem begleitenden Privatstudium überlassen; auch hierfür hat Jaffé's Bibliothek, indem sie allemal um das Centrum der Briefsammlung die nächstverwandten Schriften versammelt und auf die entfernteren hindeutet, eine sichere Grundlage bereitet.

Alfred Dove.

Notiz zum Münzwesen.

In den „deutschen Monatsheften" (Berlin Heymann) II, 2 findet sich S. 114 ein interessanter Aufsatz über die Königl. Münze zu Berlin. Obgleich die Münzstätten in Deutschland noch nicht dem Reiche angehören, so haben sie doch seit der Münzreform einen neuen Impuls bekommen, namentlich die in Berlin. In zwei Richtungen strebt man vorwärts, mehr zu leisten und durch Einführung von Maschinen auch billiger zu produciren. In letzterer Beziehung hatte E. Seyd in London auf die vielen hochbezahlten Arbeiter hingewiesen, welche das genaue Gewicht jeder einzelnen Münze zu controliren resp. durch Abhobeln herzustellen haben (Justirer). Nun heißt es in dem gedachten Aufsatz S. 118: „durch stetige Vereinfachung des Justirverfahrens hat das Justirerpersonal beständig vermindert werden können, und es steht der gänzliche Fortfall dieser Arbeiter-Kategorie, bis auf das immer erforderliche Aufsichtspersonal, in nicht zu ferner Aussicht, wenn die jetzt nur noch probeweise in Betrieb gesetzten Sortir- und Hobelmaschinen sich, wie es den Anschein hat, bewähren sollten. Diese sehr geistreich erfundenen Maschinen sind von dem Mechaniker Ludwig Sayß in Atzgersdorf bei Wien gearbeitet." Es läßt sich also erwarten, daß unsere Goldprägung nicht theurer zu stehen komme, als die englische und französische. Und dann erst kann unsere Goldcirculation sich ohne künstliche Mittel immer wieder erneuen.

Ausgegeben: 10. Oktober 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Kunst auf der Wiener Weltausstellung.

Man rühmt von der Wiener Weltausstellung, daß sie an Umfang, Mannichfaltigkeit und Großartigkeit alle früheren Expositionen überrage. Wir zweifeln nicht daran, hoffen überdieß, daß für die meisten Industriezweige ein namhafter Fortschritt nachgewiesen werden kann, welcher gewiß ohne den durch die Weltausstellungen angeregten Wettkampf aller Kräfte nicht erreicht worden wäre. Dagegen wird man schwerlich behaupten können, daß die Kunstabtheilung zu den Glanzseiten der Wiener Ausstellung gehöre. Zum Theil haben es äußere Gründe verschuldet. Es ist immerhin mißlich, die Werke der bildenden Kunst in die unmittelbare Nähe des aufregenden, betäubenden Treibens zu bringen, welches nothwendig in einem Industriepalast herrscht. Bei der Mehrzahl der Besucher wird dadurch unwillkürlich die reine Empfänglichkeit für den Kunstgenuß gestört, entweder eine unruhige Hast der Betrachtung oder eine Abspannung erzeugt. Die Räume selbst, in welchen die Bildwerke aufgestellt sind, erweisen sich bei aller Stattlichkeit der Verhältnisse dem Zwecke wenig entsprechend. Mit dem besten Willen kann man die Bilder nicht so ordnen, daß sie keine störende Umgebung erhalten, in dem ihnen allein zusagenden Lichte dem Auge entgegentreten. Alle müssen sich das in so vielen Fällen falsche Oberlicht gefallen lassen, gar viele die unmittelbare Nähe unerbittlicher Gegner — fein abgetönte Interieurs etwa südliche Glutlandschaften — erdulden. Ein Bildergedränge ist eben so unerfreulich, wie ein wirrer Menschenknäuel.

Diese Uebelstände sind nun einmal in einer großen Ausstellung unvermeidlich. Und auch dafür kann die Ausstellungscommission nicht verantwortlich gemacht werden, daß einzelne Künstler ihre Werke zwar nach Wien sandten, es aber vorzogen, dieselben weit entfernt vom Prater im Künstlerhause oder im österreichischen Museum zur Ausstellung zu bringen. Man soll sie nicht allzusehr tadeln. Sie haben dadurch erreicht, daß ihre Schöpfungen eine volle Wirkung üben, reiner genossen werden. Aber auf der anderen Seite verlangt es die Billigkeit, auch diese Werke zur Weltausstellung zu rechnen, mögen sie immerhin räumlich von ihr entlegen sein: das Urtheil wird, wenn man sie mitbetrachtet, ganz anders lauten, als wenn man sich auf die im Prater ausgestellten Werke einschränkt. So insbesondere im Fache der Sculptur.

Digitized by Google

Einen gar trübseligen Eindruck empfängt man, wenn man die Räume der Weltausstellung, auf die vorhandenen plastischen Werke ausblickend, durchwandert. Wie wird heutzutage der Marmor gequält, um zu beweisen, daß man in ihm das scheinbar Unmögliche, den Spiegelglanz der Seide, das Durchsichtige des Schleiers, das Durchbrochene der Spitzen ausführen kann! Wie wird in Bronzestatuen die Bewegung verzerrt, um darzuthun, daß die Gestalt auch auf dem kleinsten Stützpunkt ruhen kann! Diese Mischung von Bronze und Marmor, die Anwendung verschiedenartigen Materials bei Gewandung und nackten Theilen, um malerische Effekte zu erzielen, erinnern an die schlimmsten Zeiten künstlerischen Verfalles. Man versteht nicht gleich die Worte des Kataloges: „Clesinger, Phryne vor dem Areopag. Die Cameen, welche die Statue zieren, sind von der Firma Staiger und Comp. Paris, rue de Rivoli 39". Der Anblick der Statue klärt über den Zweck der Reclame auf. Clesinger hat es nicht verschmäht, seine Phryne mit einem Collier, mit Armspangen und Ringen zu behängen, die abnehmbar sind und der Staigerschen Werkstätte entspringen. Der erste Schritt zu einer Statuentoilette ist gemacht, und wunderbar wäre es gar nicht, wenn wir nächstens Portraitbüsten mit wechselnden Haartrachten, um stets mit der Mode gleichen Schritt zu halten, erblickten. Die „Verlobung" — der Tod, der ein Mädchen umarmt — in der französischen Abtheilung, der Knabe, der sich mit Seifenblasen erlustigt — die Seifenblase ist durch eine Glaskugel wiedergegeben — bei den Italienern und zahlreiche andere Werke sind abschreckende Beispiele, wie weit wir von den rechten plastischen Motiven abgekommen sind, und daß wir auch die einfache plastische Formensprache nicht mehr verstehen, lehren italienische Marmor- und französische Bronzearbeiten auf Schritt und Tritt. Es fehlt allerdings nicht an einzelnen Werken, welche die gute alte Tradition festhalten und die Schule der Antike verrathen. Wer aber das moderne Kunsttreiben seit längerer Zeit beobachtet, gewahrt solche Werke leider immer seltener. Von den Künstlern dieser Richtung wendet sich die Volksgunst stets mehr ab, an ihnen selbst bemerkt man immer häufiger, daß die Tradition wie ein Druck auf ihnen lastet, die unmittelbare Frische ihnen zu rauben droht. Ein neues hervorragendes Sculpturwerk entdeckt man auf der Weltausstellung mit dem besten Willen nicht; dagegen kommt man zu der Erkenntniß, daß das Feld eingenommen wird von Werken, in welchen sich unter gleißnerischem Scheine eine schwere Krankheit des plastischen Sinnes fühlbar macht. Gewiß gehört zu einer vollendeten Kunstschöpfung eine vollendete Technik; wenn aber die letztere sich unverschämt vordrängt, auf ihre Virtuosität pocht und damit ihre Gedankenlosigkeit oder ihre läppischen Gedanken zu verbergen meint, wenn die Kunst auf gemeinen Knalleffekt ausgeht, durch gepfefferte Würze der Phantasie den

Nahrungsstoff ersetzen will, so deutet das einen beklagenswerthen Verfall des Kunstvermögens an. Und doch möchte man irren, wollte man diesen in dem Industriepalaste erlittenen Eindruck generalisiren. Man braucht nur vom Prater nach dem Museum zu wandern, um alsbald belehrt zu werden, daß auch die jüngste Gegenwart auf dem Felde der Plastik vielversprechende Blüthen treibt. Hier hat ein junger deutscher Künstler, Adolf Hildebrand, zwei Werke aufgestellt, die auch das Beste, was seit Jahren in der Sculptur geschaffen wurde, überragen. Wieder einmal sind wir in der glücklichen Lage, einen Künstler von Gottes Gnaden begrüßen zu können, der, was er schafft, einfach gut schafft, wieder einmal beschränkt sich die Kritik auf die fröhliche Arbeit, dem Wege des Künstlers nachzugehen, den Werth des Werkes deutlich zu machen und zum Genuß desselben aufzufordern. Wir sind über den Bildungsgang Hildebrand's nicht unterrichtet, wir zweifeln aber im Angesicht seiner Werke nicht im geringsten, daß ihm erst in Florenz, wo er sich gegenwärtig noch aufhält, die volle Selbsterkenntniß, das klare Bewußtsein seines Zieles, wie seiner Kraft wurde. Wie uns in Thorwaldsen ein Hellene wiedererstanden war, so hat in Hildebrand die Renaissance eine neue Verkörperung empfangen. Alles, was im Renaissancestil eigenthümlich und bewunderungswürdig erscheint, die größere Individualisirung der plastischen Formen, die energische Lebensfülle, die schärfere Wiedergabe der Natur, entdecken wir auch bei Hildebrand, aber nicht als etwas äußerlich und mühsam Angelerntes. Die naive Empfindung des Künstlers bricht überall durch, man sieht es seinen Werken an, daß sie eine unmittelbare frische Schöpfung sind, und die volle Ursprünglichkeit, weit entfernt von allem Gemachten und Manierirten bewahrt haben. Wie köstlich wirkt die kleine Bronzestatuette: der trinkende Knabe! Den schlanken, in den Formen noch jugendlich herben Körper leise gestreckt, den Hals gereckt, schlürft der prächtige Bursche mit unendlichem Behagen aus der Schale das Naß, ein Bild harmloser Fröhlichkeit und seliger Freiheit, ein Genrebild, wenn man es so taufen will, aus welchem aber eine größere, künstlerische Kraft und plastische Schönheit spricht, als aus zahlreichen volltönenden Werken. Ist denn überhaupt die moderne Plastik, soweit sie lebensfähig ist, nicht in die Grenzen der Genrekunst eingeschlossen?

Von gleicher Vollendung wie die Bronzestatuette ist Hildebrands Marmorwerk: der schlafende Hirtenknabe. Der Lockenkopf ist auf die Brust gesenkt, der linke Arm hängt schlaff herab, während der rechte sich über einen Baumstamm lehnt, die Glieder sind sanft gelöst, der ganze Körper dem Genusse des seligsten Schlummers hingegeben. Daß der Künstler die Technik vollkommen beherrscht, beachtet der Beschauer kaum, auch daß hier der schönste Wohllaut der Linien waltet, die reichste Lebensfülle quillt, erscheint selbstver-

Digitized by Google

ständlich. Darnach fragt man bei Hildebrand nicht, der in naiver Empfindung stets das Recht trifft und seinen Schöpfungen das Gepräge der Naturnothwendigkeit aufdrückt. So wie die Werke sind, glaubt man, müssen sie sein. Sie athmen die größte Einfachheit und Natürlichkeit und lassen die Arbeit, die langsam reifende Ueberlegung des Künstlers völlig vergessen. Wie wenig es aber an letzterer mangelte, wie sorgfältig und genau jede Wirkung berechnet ist, beweist insbesondere der Versuch des Künstlers, seiner Bronzestatue eine Patina aufzulegen und seiner Marmorfigur durch Einreibung mit Tabakssaft nach Art der antiken „circumlitio" einen warmen Ton zu verleihen. Wir können nur wünschen, daß der wunderbar reichen Begabung Adolf Hildebrands eine eben so reiche Wirksamkeit sich öffne und der Genuß, seine Werke zu betrachten, uns recht oft bereitet werde. —

Auch auf dem Gebiete der Malerei ist ein Werk, auf welches vorzugsweise die öffentliche Aufmerksamkeit gerichtet war, nicht in der Kunsthalle im Prater, sondern im Künstlerhause aufgestellt worden. Hans Makart zählt unstreitig zu den berühmtesten Künstlern der Gegenwart. Eine zahlreiche Gemeinde treibt förmlichen Cultus mit ihm, bewundert nicht allein seine Werke, sondern kauft sie auch zu unerhörten Preisen und selbst die Gegner bestreiten nicht sein Talent, sondern kämpfen nur gegen die Richtung an, die er eingeschlagen hat. Darin sind alle Stimmen einig, daß Makart einen eminenten Farbensinn besitze und in seinen Bildern einen Glanz und eine Ueppigkeit des Colorits entfalte, die in der modernen deutschen Kunst fast einzig dasteht. Da aber mit diesem Farbensinn der Formensinn nicht Hand in Hand geht, so wird gewiß nicht mit Unrecht seinen Bildern ein blos dekorativer Effekt zugesprochen. Wir haben lange genug darunter gelitten, daß unsere Maler sich die Compositionen zuerst nur farblos dachten, die Farbe erst nachträglich als etwas Aeußerliches hinzufügten, wir wollen nun nicht wieder in den entgesetzten Fehler verfallen und das ausschließliche Ausdrucksmittel der Malerei in dem Colorit suchen, als ob die Zeichnung und die Form das Gleichgültigste der Welt wäre. Dieses war aber bei den Makartschen Bildern der Fall. Man sah Farben, entdeckte aber nur mühselig die Gestalten, an welchen doch in der Wirklichkeit die Farbe haftete. Ob eine bestimmte Farbenfläche Fleisch, ob sie ein Gewand, einen Teppich, eine Frucht oder eine Gefäß vorstelle, darüber konnte unter den Betrachtern der Sieben Todsünden, der Abundantiabilder heftigster Streit entstehen, den Niemand lösen konnte. Das neueste Werk Makarts: „Die Venetianer huldigen der schönen Catarina Cornaro" ist nun offenbar dazu bestimmt, die Gegner Makarts zum Schweigen zu bringen und den Beweis zu führen, daß der Künstler nicht nur als Colorist glänze, sondern auch in dem Reichthum der Composition, in der Lebendigkeit und Wahrheit der Darstellung sich als Meister bewähre. In

Digitized by Google

der That lassen sich die Fortschritte des Künstlers nicht ableugnen, und muß man zugeben, daß er einen ganz verschiedenen Weg eingeschlagen habe, die ihm früher gemachten Vorwürfe hier nicht zutreffen. Die Catarina Cornaro ist ein Langbild, in der Weise Paolo Veronese's gedacht, die Composition hat nur eine geringe Tiefe, der Vordergrund füllt den ganzen Raum; innerhalb dieser freiwilligen und durchaus nicht tadelnswerthen Beschränkung ist die Anordnung gut durchgeführt. In den Gruppen herrscht reiche Bewegung, die einzelnen Gestalten sind klar und deutlich gezeichnet, mehrere Figuren, namentlich links im Bilde mit großer Virtuosität gemalt. Wir müssen aber gestehen, daß wir die Empfindung nicht los werden, der Künstler sei allerdings ernüchtert von dem Farbenrausche, er habe zwar das Sinnkitzelnde seiner früheren Werke abgestreift, er wisse aber nun nicht recht, was er an die Stelle des Virtuosen zu setzen habe und habe die Selbstgewißheit und damit auch die volle Freude an seiner Schöpfung verloren. Die Gestalten enthüllen kein frisches Leben, die Gruppen keine natürliche Haltung. Der Gegenstand der Schilderung hätte dem Maler einen beneidenswerthen Anlaß gegeben, ein festlich wogendes Leben uns vorzuführen. Wir erwarten in der Königin von Cypern ein Weib stolzer Schönheit zu schauen, dem man sich nur mit Begeisterung nahen kann, wir sehen im Geiste den rauschenden Jubel des Volkes, das unwiderstehlich von der Herrlichkeit der Königin angezogen wird, in leidenschaftlicher Weise seine Stimmung ausdrückt, im stürmischen Drange herbeieilt: Makart genügt sich, eine kühle Repräsentationsscene zu malen, in welcher vieles Einzelne schön und gut ist, das Ganze aber keinen Eindruck übt.

Bereitwillig geben wir übrigens zu, daß Makarts Bild, wäre es in dem Centralsaal der Weltausstellung vorhanden gewesen, hier gewiß von der Masse des Publikums den Preis empfangen hätte, und vor allen andern Bildern wäre ausgezeichnet worden, auch vor dem Riesenbilde seines ersten Meisters: Piloty. Dieses nimmt mit Wiertz' Aufruhr der Hölle, Cabanel's Triumph der Flora und Canons Altarbild oder was die seltsame Composition sonst vorstellen soll, die Wände des Centralsaals ein. Gewiß hat nur der Umfang der drei erstgenannten Bilder zu dieser hervorragenden Aufstellung den Anlaß gegeben und ist der Centralsaal keineswegs als eine salle carrée oder wohl gar als Tribune im Sinne der altberühmten Florentiner aufzufassen. Die genannten Werke können nicht einmal als vollgültige Vertreter der einzelnen nationalen Kunstrichtungen angesehen werden. Wiertz, schon längst todt, hat niemals seine aparte Stellung unter den belgischen Malern aufgegeben, wurde stets wie im persönlichen Leben, so in seiner Kunst als unberechenbarer Sonderling angesehen. Cabanels Plafondbild, welches durch den Brand des Pavillons Flora in den Tuilerien bestimmungs-

Digitized by Google

los geworden ist, darf nicht zu dem Glauben verleiten, daß die mattherzige Nachahmung des Rococo in der französischen Kunst vorherrsche und ebenso müssen wir uns gegen die Meinung verwahren, als ob Pilotys historische Bilder die Tendenzen der deutschen Kunst musterhaft vertreten. Sein Compositionstalent reicht nicht aus für so große Flächen und läßt den festen architektonischen Aufbau vermissen; seine Gestaltungskraft ist nicht groß genug, um die zahlreichen Figuren mit wirklichem dramatischen Leben auszustatten; sie scheinen sich vielmehr Geberden und Mienenspiel nur für einen Augenblick geborgt zu haben und auch seine vielgepriesene Farbenkunst zeigt schöne Einzeleffekte aber keine Gesammtwirkung. Man macht sich vor seiner „Thusnelda im Triumph des Germanikus" schwerlich andere Gedanken, als daß es für alle Theilnehmer ein anstrengendes Schauspiel war und sie wahrscheinlich alle froh sind, wenn der Vorhang fällt.

Der halbe Erfolg, welchen Piloty bisher als schaffender Künstler errungen, darf nicht ungerecht machen gegen seine Verdienste als Lehrer. Seine Werkstätte ist geradezu die Hauptschule des jüngeren deutschen Künstlergeschlechtes geworden und der Ausgangspunkt für die neueste Münchner Kunst. Daß diese nicht in dem Augenblick erstarrte, als ihr die Gunst des Königs verloren ging, daß sie wenigstens auf dem Gebiete der Malerei — denn mit der Architektur und Sculptur ist es allerdings nicht zum besten bestellt — frische Blüthen trieb und eine große Selbständigkeit gewonnen hat, ist vorzugsweise Piloty zu danken. Die Wendung, welche die Malerei in München genommen, muß im höchsten Grade überraschen. Wer hätte es noch in den vierziger Jahren für wahrscheinlich gehalten, daß hier ein ungeschminkter Naturalismus, daß hier eine vorwiegend koloristische Richtung herrschen werde? Der geringe Widerstand, den die alte Kunsttradition diesen revolutionären Versuchen entgegensetzt, spricht dafür, daß es der ersteren an gesunder Lebenskraft bereits zu mangeln begann und ihre traurigen Ausläufer in den Wandgemälden des baierischen Nationalmuseums lassen ihren Niedergang leicht verschmerzen. Damit ist natürlich nicht gesagt, Alles, was gegenwärtig in München gemalt wird, sei vortrefflich, die jetzt eingeschlagenen Richtungen seien frei von jeder Gefahr der Manierirtheit und des Verfalles. Piloty's Schule läßt dem Künstler volle Unabhängigkeit, sie lehrt, wie es scheint, und darin ist sie unbedingt zu loben, nur das Handwerksmäßige und überläßt es dem Einzelnen, dasselbe beliebig zu verwerthen. Die Mannichfaltigkeit der Bestrebungen und Ziele, welche auf solche Weise entsteht, droht leicht in Zerfahrenheit auszuarten. Es ist bekannt, daß nichts die moderne Kunst von der älteren so sehr unterscheidet, nichts das Wirken des Malers der Gegenwart so sehr erschwert, als das Gewicht, das auf den Inhalt der Darstellung, auf die Erfindung des Gegenstandes gelegt wird. Wir begnügen

Digitized by Google

uns nur selten mit den rein malerischen Schönheiten eines Bildes, sondern verlangen überdieß, daß uns auch der Gegenstand der Darstellung an und für sich interessire und ergötze, und ist dem Künstler die Wahl eines solchen gelungen, so verwahren wir uns wieder gegen dessen öftere Wiederholung; jedes neue Werk soll auch durch Neuheit des Inhalts sich auszeichnen. In höherem Maße als dieses ehemals der Fall war, muß der Maler die Gabe unerschöpflicher Erfindung besitzen, über ein reiches Maß komischer, humoristischer, pathetischer, dramatischer Züge gebieten. — Kein Wunder, daß wir ihn zuweilen auf einer förmlichen Jagd nach Pikantem erblicken und er vor lauter Streben geistreich und poetisch zu sein, in das Unverständliche und Platte verfällt. Ein warnendes Beispiel ist Gabriel Max in München, dessen ausgestellte Bilder eine widerliche Mischung des Sentimentalen und Gespreizten zeigen, unklar in Gedanken und kraftlos in der Technik sind. Nicht bloß die Gründe, auch die Titel sind wohlfeil wie Brombeeren, denkt man unwillkürlich, wenn man z. B. eine ziemlich verblühte ordinäre Weibsperson sieht, mit einer Rose in der Hand im hellsten Waldesgrün sitzend und dann vernimmt, damit sei ein Frühlingsmärchen gemeint. Die Sucht nach originellen Gedanken kann der deutschen Kunst eben so gefährlich werden, wie die französische Kunst durch das Grübeln über mögliche Farbencombinationen mit dem Verderben bedroht wird. Denn die Neigung, den Gegenstand der Darstellung stark zu betonen, durch dessen Gewicht die malerischen Formen gleichsam zu adeln, ist entschieden bei uns vorhanden. Worin man sich stark fühlt, das sucht man aber gern zu übertreiben. Wir müssen andern Nationen einzelne beneidenswerthe Eigenthümlichkeiten in ihrem Kunstbetriebe zugestehen; was uns dagegen alle Völker als Vorzug lassen müssen, das ist die Liebe, mit welcher unsere Künstler die Gegenstände, die sie darstellen, umfassen, ihr Verständniß, der Volkssitte, dem Kleinleben poetische Seiten abzulauschen, die Vertiefung in die Charaktere, die sie psychologisch so fein abgestuft, physiognomisch so wahr und scharf schildern, daß fast immer ein dramatisches Leben ihre Werke umweht. Die deutsche Genremalerei hat jedenfalls im Laufe der letzten Jahrzehnte die größten Fortschritte gemacht und verspricht die beste Entwickelung. Auch daran hat die Münchner, von Piloty geleitete Schule großen Antheil. Wie ehrlich sind Defregger's Scenen aus dem Tiroler Leben aufgefaßt. Ohne alle virtuose Prätensionen, — die Farbe könnte man sogar weniger stumpf wünschen — führt er uns die Kraftmenschen seiner Heimat, die wettergebräunten Männer, die strammen Buben und lustigen Mädchen in characteristischen Situationen mit einer Lebenswahrheit vor, daß der Beschauer mit aufjauchzen möchte bei dem Tanz auf der Alm und bei dem (nicht ausgestellten) Ringkampfe unwillkürlich den Athem einzieht in der Erwartung, wer als Sieger aus demselben hervorgehen wird. Bei Defregger sieht

Digitized by Google

man, daß unsere Kunst Gottlob dem Volke nicht entfremdet ist, und daß der feine Beobachter die künstlerischen Motive in Hülle und Fülle in unserem Volksleben findet, ohne daß er nöthig hat, aus dem Einfachen und Natürlichen herauszutreten. Der Meister der Gattung bleibt aber immer noch Ludwig Knaus. Außer dem wohlbekannten: Wie die Alten sungen, zwitscherten die Jungen, hat er noch die Bauernberathung, das Leichenbegängniß, den Freibeuter, und zwei Portraite ausgestellt. Die Bilder umspannen eine weite Scala von Empfindungen. Das zierliche anmuthige Spiel der Kinder, der gravitätische Ernst der Dorfmagnaten, das Erschütternde und Ergreifende bei dem Abschiede auf Nimmerwiedersehen, zieht mit der gleichen Wahrheit und mit der gleichen fesselnden Lebendigkeit an unsern Augen vorüber. Was Knaus vor den Genossen auszeichnet, die ihm in psychologischem Scharfblick sonst gleichkommen, ist das Einstreuen kleiner Episoden in die Schilderung, welche zu dem angeschlagenen Haupttone in einem gewissen Gegensatze stehen, dadurch aber nur die Gesammtwirkung erhöhen. Doppelt tragisch erscheint auf dem Leichenbegängniß die Gestalt des alten Mannes, der in sich versunken vor dem Sarge die Treppe herabgeht, dessen Leben gebrochen ist, wenn ihn auch die äußeren Stärke noch nicht verlassen hat, neben dem Kinde, das des Lebens voll, unbewußt was vorgeht, an der Ecke lauscht, und das pickende Huhn in der Nähe der Todtenbahre scheint zwar nur zufällig hinzugekommen zu sein und doch empfinden wir, daß dieser an sich unbedeutende Nebenvorgang auf die Stimmung des Beschauers, ohne daß er es vielleicht gleich merkt, wesentlich wirkt. Wie bei allen großen Künstlern entdecken wir auch bei Knaus den Schein einer Naivität, welche in Wahrheit reife Weisheit in sich birgt. Und auch das ist für Knaus bezeichnend, daß er gar nicht verwickelte Compositionen braucht, um seine Kunst in das beste Licht zu stellen. Was für eine prächtige Figur ist der „Freibeuter", der Bettelknabe, der vom Felde, wo er auf eigene Faust fouragirte, mit der Beute heimkehrt und sich trotz seiner zerrissenen Hosen wie ein König fühlt, und über dessen Gesicht sich das fröhlichste Behagen zieht.

Wenn bei Knaus die vollkommene Ausgeglichenheit zwischen dem Gegenstande der Darstellung und der malerischen Form herrscht, so sehen wir auf andern Gebieten noch ein vielfaches Ringen und Kämpfen, wobei aber wieder der Ernst, mit welchem eine neue Auffassung, eine andere Wendung des künstlerischen Gedankens gesucht wird, characteristisch erscheint. Zu den interessantesten Vertretern dieser revolutionären Richtung, wenn das Wort gestattet ist, gehört Gebhardt, der sich bemüht, religiösen Scenen eine neue künstlerische Seite abzugewinnen. Er will die biblischen Ereignisse wie die Traditionen des eigenen Volkes behandeln. Und so sehen wir das Abendmal von ihm frei von allem typischen Idealismus dargestellt, mit fast ge-

Digitized by Google

suchter Einfachheit, aber unleugbar von großer psychologischer Wahrheit, wobei die gediegene Technik von wesentlicher Hilfe war. Schwerlich wird sich diese Richtung Bahn brechen, die religiösen Motive werden immer eine gewisse Sprödigkeit zeigen, wenn man ihnen eine Umformung aufzwingt, aber für die ethische Strenge, welche in der deutschen Künstlerphantasie waltet, ist dieses Streben bezeichnend. Mit ganz anderen Seiten des geistigen Lebens ist diese Kunst verknüpft, ganz andere Aufgaben sind ihr bei den anderen Nationen gestellt, namentlich bei den Franzosen.

Die französische Abtheilung wird von allen Besuchern mit Recht als die hervorragendste der Kunstausstellung gepriesen. Sie dankt dieses einem doppelten Umstande. Die französische Regierung hat aus den Staatssammlungen eine eben so reiche wie glückliche Auswahl getroffen, welche uns in die Lage setzt, über den Stand der französischen Kunst ein richtiges Urtheil zu fällen. Bei den großen Mitteln, über welche die französische Regierung stets gebot, und bei dem von ihr immer betonten Grundsatze, alle hervorragenden Künstler in den Staatssammlungen vertreten zu sehen, haben fast alle den Staatssammlungen entlehnte Werke für die Geschichte der modernen französischen Kunst eine größere Bedeutung. Außerdem aber übersprang die französische Ausstellungkommission die von den meisten übrigen Ländern festgehaltenen Schranken und hat auch zahlreiche ältere Werke, selbst verstorbener Meister z. B. Delacroix, Rousseau, Troyon mit aufgenommen. Dadurch geht nun freilich der einheitliche Maßstab zur Vergleichung der verschiedenen Kunstschulen verloren und erscheinen die anderen Abtheilungen, auch die deutsche im Nachtheile. Dennoch ist es möglich, einzelne Merkmale hervorzuheben, die den gegenwärtigen Stand der französischen Kunst charakterisiren. Das schon seit längerer Zeit vorherrschende Streben, mit koloristischen Effekten zu experimentiren, bald alle Farben auf einen Ton zu stimmen, bald grelle Contraste zu vereinigen, setzt sich auch in den jüngsten Jahren fort. Der bedeutendste Vertreter der Coloristenschule auf der Weltausstellung ist unstreitig Henri Régnault, dessen persönliches Schicksal seinen Bildern noch ein besonderes Interesse verleiht. Er hatte, nachdem er den gewöhnlichen Bildungsgang französischer Maler durchgemacht und als Pensionär in Rom mehrere Jahre gelebt und dann Spanien und Algier bereist, kurz vor dem Ausbruche des Krieges durch seine Salome sich sofort einen Platz in der ersten Reihe der Pariser Maler erworben und galt als eine Hauptstütze der jungen Schule. Bei der Belagerung von Paris trat er in eine Marschkompagnie der Nationalgarde und fiel bei dem Ausfall der Pariser vom 19. Januar 1871 bei Buzenval. Daß Régnault's Landsleute den Abglanz des Ruhmes, welchen früher Heldentod um den Künstler verbreitet, auf seine Werke übertragen, ist begreiflich und verzeihlich. Auch Fernstehende werden

zed by Google

das energische Wesen des Künstlers, das koloristische Talent desselben nicht bestreiten, freilich aber auch die Augen vor dem Raffinement der Ausdrucksmittel und der auf Sinnenkitzel berechneten Brutalität der Empfindung nicht verschließen. Die Salome ist nicht ausgestellt. Wir kennen sie nur in einer Radirung, in welcher sie sich als ein häßliches Judenmädchen mit arg zerzaustem dicken Haare, halb Dirne, halb Wilde, repräsentirt. „Un animal plein d'une grâce farouche" schildert sie ein französischer Kritiker. Es ist nichts an ihr, was das Auge fesseln könnte, und doch wurde die Salome der Löwe der Pariser Ausstellung 1870. Denn in diesem Bilde wollte Régnault das Problem lösen, die warmen leuchtenden Fleischtöne mit einer ebenholzschwarzen Haartracht zu verbinden und wieder die schwarze Haarmasse mit einem citrongelben Hintergrunde in Harmonie zu bringen. Und dieses kecke Virtuosenthum ließ alle anderen Mängel vergessen. In Wien lernten wir zwei Bilder von Régnault kennen: den General Prim vor Madrid und eine Hinrichtung in Granada. Die fieberhafte, überreizte Natur des Künstlers zeigte sich namentlich in dem ersteren Bilde. Der General mit verstörtem Ausdrucke, fahl im Gesicht, barhaupt, scheint unter einer Vision zu leiden oder einen Verzweiflungsact zu begehen, und da sich die Unruhe auch dem Pferde, auf welchem Prim sitzt, mitgetheilt hat, eine unheimliche Stimmung das ganze Bild durchweht, so denkt der Beschauer gewiß an alles Andere eher, als an eine einfache Portrait-Darstellung. Das andere Werk, die Hinrichtung, läßt uns den Farbenvirtuosen deutlicher schauen. Vor einem maurischen Palaste, dessen Arabesken im röthlichen Gold schimmern, steht der Henker, lebensgroß in einem langen Rosa-Gewande und wischt den blutigen Säbel ab. Zu seinen Füßen liegt der Enthauptete, der Kopf bereits wie von der Verwesung grünlich gefärbt, und auf dem Boden eine gewaltige Blutlache. Wir haben es wieder mit einem Farbenexperiment zu thun und müssen suchen, ob wir die verschiedenen Farbenmassen: Rosa, Goldgelb, Grün, Roth harmonisirt entdecken. Ob dieses Resultat der Mühe lohnt, eine widerwärtige Scene in so großen Dimensionen zu verewigen, steht dahin. Das sieht man deutlich, daß Régnault auf dem Standpunkte des Dekorationsmalers steht und Composition, Zeichnung u. s. w. ihm nur als die materielle Grundlage für seine kühnen Farbencombinationen gelten. Es ist das frühere Makart'sche Prinzip, dem auch Régnault huldigt, nur waltet der Unterschied, daß Régnault eine derbere Natur war und selbst brutale Effekte nicht verschmähte, während der nervöse Makart die Farben mehr verschwimmen und wie verschleiert auftreten ließ. Nicht allein die überreizte, auch die abgespannte Phantasie sucht in absonderlichen Farbencombinationen ihr Ziel, wenn auch beides, die Abgestorbenheit der Empfindung und die herausfordernde Effekthascherei, sich selten so eng verkuppelt

by Google

zeigt, wie bei einem seit Jahren berühmten Modemaler, um dessen Besitz sich Brüssel und Paris streiten mögen. Von Alfred Stevens sind nicht weniger als sechszehn Bilder ausgestellt. An pikanten Titeln fehlt es nicht: erste Genugthuung, verlorene Illusionen, die grüne Dame, die Verwunderung, die japanesische Pariserin u. s. w. Blickt man vom Katalog auf die Bilder, so entdeckt man regelmäßig ein gemeines Frauenzimmer, nach der betreffenden Jahresmode angezogen, in irgend einer trivialen Handlung begriffen, etwa lesend, oder in den Spiegel blickend, und nur wenn man schärfer zusieht, wird man den angeblich malerischen Reiz der Stevens'schen Bilder gewahr. Er läßt in seinen Bildern bald die weiße, bald die grüne, bald die blaue oder rothe Farbe dominiren, und alle Nebenfarben nach der dominirenden sich abtönen. Das ist keine Kunst mehr, das sind Kunststücke, die auf die Dauer nur langweilen. So interessant Gainsborough's blue boy ist, man möchte doch wünschen, der wackere Nebenbuhler Reynolds hätte das (übrigens gar nicht blaue) Bravourbild nie gemalt, da er die Farbenrecepte so vieler französischer Maler verdorben hat. Man kann die Schaustellungen käuflicher Nacktheit unter der Firma des Idealismus, die gemalten antiquarischen Dissertationen unter dem Vorgeben, es werde der Antike gehuldigt, eher noch dulden, denn hier kann der Maler doch noch seine Kunst zeigen, aber diese inhaltleeren Sudeleien, wie sie Stevens in die Mode gebracht hat, sind geradezu unerträglich.

Man muß es der Zeit überlassen, diese traurigen Verirrungen wieder gut zu machen. Schwerlich wird dieses aber bald geschehen. Denn gebietet auch die französische Schule noch immer über eine Fülle von Kräften, um welche sie die anderen Nationen mit Recht beneiden, besitzt auch das Volk eine gewisse künstlerische Begabung, die es befähigt, selbst mit kleinen Mitteln gut zu wirthschaften, einen ausgebildeten Sinn für die geschmackvolle Anwendung, einen muthigen Trieb, die Initiative zu ergreifen, fehlt auch nicht die Lust an sorgfältiger Arbeit, so leidet doch die Phantasie der Franzosen eben so sehr an Zuckungen, wie der politische Sinn, und konnten sie die Versuchung, extreme Wege einzuschlagen, niemals auf die Dauer fliehen. Das große Volksthum, das seine Kräfte unaufhörlich erneuert, bleibt noch ihr bester Rückhalt. Wo dieses fehlt, ist, wenn ein Irrpfad eingeschlagen wird, der Verfall auch schon unausweichlich, weil die verlorene Zeit und Kraft nicht mehr ersetzt werden kann. Das zeigt am deutlichsten Belgien, das nach einer kurzen Blüthe sich wieder zu einer ganz untergeordneten Rolle in der europäischen Kunstwelt verurtheilt sieht, wo selbst die Versuche, durch den Rückgang auf alte heimische Muster die Phantasie aufzufrischen, statt Leben zu wecken, nur Mumien erzeugten. Dieser offenbare Verfall der belgischen Kunst rief in Wien mit den betrübendsten Eindruck

Digitized by Google

hervor. Desto erfreulicher war es, sich von dem sichtlichen Aufschwung der Kunst in Oesterreich überzeugen zu können. Hier in Wien dürfen wir zuversichtlich in naher Zeit einen Vorort moderner Kunst begrüßen. Der künstlerische Fortschritt in Wien datirt keineswegs aus alter Zeit; noch in den fünfziger Jahren sah es mit der künstlerischen Produktion und namentlich mit den künstlerischen Bedürfnissen des Volkes gar armselig aus. Es schien als ob die verwerfliche Politik der Regierung nach innen und außen alle besseren Kräfte in Bann hielte und jede geistige Regsamkeit unterdrückte. Wer für die politische Trennung Oesterreichs von Deutschland einstand und sie auch aus dem Grunde empfahl, weil erst dann für die deutsche Cultur in Oesterreich der sichere, unabhängige Boden gewonnen werde, darf mit Genugthuung auf die geistige Entwickelung der letzten Jahre in Oesterreich zurückblicken. Es ist erst seitdem der volle Ernst, die männliche Kraft in die verschiedenen Culturbestrebungen gekommen, erst seitdem die Unbefangenheit auch in die Regierungskreise eingedrungen, überall den rechten Mann an die rechte Stelle zu setzen, und das Gebiet der Wissenschaft und Kunst von allen politischen Vorurtheilen frei zu halten. Daß die rasche Culturentwickelung zunächst und zumeist den bildenden Künsten werde zu Statten kommen, ist nicht wunderbar, da das farbenreiche Leben, die frische Sinnlichkeit, die noch hier herrscht, darauf fördernd wirken mußten. Schon jetzt darf sich Wien rühmen, eine Gruppe von Architekten in sich zu bergen und würdig zu beschäftigen, so hervorragend und bedeutend, wie sie keine andere Großstadt besitzt. Semper, Ferstel, Hansen und Schmidt, die an der Spitze eines strebsamen jüngeren Geschlechtes stehen, haben einen Umschwung in der Kunstanschauung herbeigeführt, der sich nicht blos auf die eigentliche Baukunst beschränkt, sondern auch auf die industriellen Kreise bereits nachhaltig wirkt. Aber auch die Malerei war in der Weltausstellung überraschend reich und glänzend vertreten. An die Stelle der früheren Lokalberühmtheiten, die über das Weichbild von Wien hinaus gar nicht bekannt waren und Dank dieser Unbekanntschaft ihren Ruhm weiter fristeten, sind jetzt Namen getreten, die in ganz Deutschland einen guten Klang besitzen. Lenbach, Pettenkofer, Makart, Angeli, Felix, Matejko, Munkacsy, Friedländer, Schönn u. s. w. verleihen jetzt der österreichischen Kunst das eigenthümliche Gepräge. Zwar rechnen einzelne Provinzen eifersüchtig, daß sich Wien nicht aneigne, was ihnen gehört. Munkacsy hat in der ungarischen Abtheilung ausgestellt, Matejko's Landsleute würden es uns verargen, wenn wir ihn nicht als Polen anführten. Und die Mehrzahl der genannten Künstler verdankt nicht Wien ihre Erziehung und Bildung, sondern ist aus Deutschland, namentlich München zugewandert. Es kann aber nicht fehlen, daß sich die österreichische Kunst immer mehr in Wien centralisirt, weil sie nur hier frische Lebensluft athmen kann, und nichts

hundert, daß nicht, wenn das rege Kunstleben fortdauert, hier eine Schule sich entfalte, welche mit der Münchner Schule erfolgreich wetteifert. Unsere Zuversicht würde größer sein, wenn sich nicht auf der Weltausstellung die allgemeine Wahrnehmung uns aufgedrungen hätte, daß die moderne Kunst noch lange nicht eine feste Stellung in dem nationalen Organismus sich erobert habe. Auf die Künstler drückt das Gefühl, daß sie meistens für den Markt arbeiten müssen, und das Volk, die Gebildeten mit eingeschlossen, gibt sich noch vielfach dem barbarischen Glauben hin, Kunstgenuß sei Zeitvertreib und nicht sonntäglicher Gottesdienst in unserem Leben.

Anton Springer.

Gegen den Manifestationseid.

Unter den Bundes- und Reichsgesetzen haben wohl nur wenige in so ausgedehntem Maße Anlaß zu Mißdeutungen gegeben, als das Gesetz vom 29. Mai 1868, betreffend die Aufhebung der Schuldhaft und das Gesetz vom 21. Juni 1869, betreffend die Beschlagnahme des Arbeits- oder Dienstlohnes. Der strikelustige Arbeiter triumphirte bei ihrem Erscheinen stolz in dem Bewußtsein, daß er durch eine mannhafte Bummelei von vierzehn Tagen und durch die urkräftigen Reden seiner Agitatoren dem Jahrtausende alten Kampf zwischen Arbeit und Kapital endlich eine Wendung zum Siege gegeben und in jenen beiden Gesetzen die ersten Trophäen gewonnen habe; der furchtsame Philister rang die Hände über den Leichtsinn, mit welchem unsre maßgebenden Staatsmänner sich zu den ersten Schritten auf abschüssiger Ebene verlocken ließen, die unaufhaltsam weiter zum Umsturze alles Bestehenden, zu Gewalt- und Pöbelherrschaft führen mußten; und selbst in der Kaufmannswelt und in juristischen Kreisen wurde vielfach die Ueberzeugung laut, daß der Staat in sentimentaler Rücksicht auf die ungestümen Forderungen des Arbeiterstandes sich doch etwas zu weit habe verleiten lassen, indem mindestens die Wechselhaft als ein unerläßliches Hülfsmittel des Kredites und Verkehres hätte gerettet werden müssen.

Nun, seit dem 31. Mai 1868 ist die Wechselhaft bei uns aufgehoben und diese Maßregel hat sich nur geeignet erwiesen, das Leben unseres Geldmarktes, soweit an ihr lag, in kräftiger pulsirende, weil gesündere und naturgemäßere Bahnen überzuleiten. Alle diejenigen aber, welche jene beiden Gesetze mittelbar oder unmittelbar in Zusammenhang mit der heutigen Arbeiterbewegung brachten, übersahen die zweischneidige Beschaffenheit dieser Gesetze selbst, welche in demselben Maße, in welchem sie die Person und die

Digitized by Google

Habe des Arbeiters der Hand des Executors entziehen, ihn auch des Kredites berauben — eine Wirkung, welche in ihrer vollen Härte und peinlichen Schonungslosigkeit erst dann völlig zu Tage treten wird, wenn der Inhalt jener Gesetze durch eine Reihe erfolgloser Klagen und Executionen zur klaren Erkenntniß des Kleinhandels und Handwerkerstandes gelangt sein wird.

Die wahre Bedeutung jener beiden Gesetze aber bestimmt sich für den billig Urtheilenden sehr einfach folgermaßen. Das erste Gesetz vom 29. Mai 1868 sanktionirt durch Aufhebung der Schuldhaft den allbekannten, fast banalen Grundsatz, daß die persönliche Freiheit ein unschätzbares Gut sei, dessen Werth sich nicht in Geld veranschlagen lasse, und welches deshalb weder als Aequivalent für vermögensrechtliche Forderungen dienen, noch auch zur zwangsweisen Realisirung derartiger Forderungen beschränkt werden könne. Das zweite Gesetz vom 21. Juni 1869 aber stellt in gleicher Weise die bürgerliche Erwerbsfähigkeit als unschätzbares und unveräußerliches Gut hin, und zieht zu diesem Zwecke die Grenzen der Competenz, über welche hinaus die Hülfsvollstreckung nicht gehen darf, um nicht die ganze gegenwärtige und zukünftige bürgerliche Existenz des Schuldners zu untergraben. Die persönliche Freiheit und nächst ihr die bürgerliche Existenz und das Recht auf Arbeit sind nicht mit Gelde zu bezahlen! Giebt es einen trivialeren, selbstverständlicheren Satz als diesen? Und dennoch bedurfte selbst Preußen, nachdem die meisten anderen deutschen Staaten ihm längst vorangegangen waren, erst noch der Bundesgesetzgebung, um sich von dem Institute der gemeinen Schuldhaft endlich frei zu machen.

Kann man aber einer Regierung Vorsicht und Zögern in solchen Dingen verargen, wenn man sieht, wie der große Haufe jedes Zugeständniß an die Humanität, welches den Zweck hat, einer freieren Entwicklung des Staats- und Volkslebens die Bahn zu ebenen, mit mißtrauischen Augen betrachtet, und heute noch, wie von jeher jeden gesetzgeberischen Akt, welcher über die nächstgelegenen materiellen Anforderungen hinaus allgemein menschliche Interessen ins Auge faßt, als eine Liebäugelei mit den unruhigen und unzufriedenen Parteien der Gegenwart gehässig denuncirt? Müssen nicht unter dem Einflusse eines so ungerechten Mißtrauens alle derartigen Gesetze die regelmäßigen Mängel aufweisen, welche sich im Gefolge von Transactionen und Compromissen zu befinden pflegen, indem sie stückweise dem Gegner abgerungen werden müssen und deshalb nach Form und Inhalt consequenter und organischer Durchbildung verlustig gehen? Und kann es hiernach sonderlich befremden, wenn auch jene beiden Gesetze folgerechter Durcharbeitung zum Theil entbehren und insbesondere dadurch, daß sie den Zwang zur Ableistung des Manifestationseides durch Haft noch aufrecht erhalten, von dem Geiste abweichen, welcher sie im Uebrigen durchweht?

Digitized by Google

Auf dieser Ausnahme consequent weiter fußend, hat der Entwurf einer Prozeßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten für den norddeutschen Bund in Tit. 57 und Tit. 60 §§ 994—998 und 1021—1031 mit der Gründlichkeit und dem Behagen eines Kriminalisten aus der alten Schule die Zwangsmaßregeln, mittelst deren die Ableistung des Manifestationseides durchgesetzt werden soll, in ein zierliches System gebracht und dieses theure Werk, wie Camoens seine Lusiaden, allem Wogenprall späterer Revisionen und Emendationen zum Trotz treu über dem Wasser zu erhalten gewußt. Daß hierbei eine Haft bis zu sechs Monaten (§ 1030) die Hauptrolle spielt, ist wenigstens gerader und offener, als die Bestimmung des sächsischen Rechts bei Biener (Syst. Proc. II § 216. Note 9), welche droht, daß der ungehorsame Schuldner „für einen boshaften Verschwender geachtet und wider ihn, nach Vorschrift des neuesten Bankerottirmandates verfahren werden solle", also für einen prozessualen Ungehorsam ein Kriminalverfahren auf Grund einer bloßen Fiction in Aussicht stellt.

Nicht bloß an den europäischen Höfen und im High-life tauchen von Zeit zu Zeit abenteuerliche und räthselhafte Persönlichkeiten auf, von denen man nicht recht weiß, was hinter ihnen steckt, und denen man deshalb, geblendet durch den geheimnißvollen Reiz ihrer ganzen Erscheinung, lieber etwas zu viel, als zu wenig Ehre und Rücksicht erweist, auch die Jurisprudenz hat in ihrem Kreise dergleichen fragwürdige Existenzen aufzuweisen, denen allerseits unverdiente Ehrfurcht erwiesen wird; zu ihnen gehört auch der Manifestationseid in der Executionsinstanz. Der illegitime Abkömmling der Justinian'schen Constitutio 22 § 10 Cod. de jur. delib. 6. 30. und einer jener immer dienstfertigen sogenannten „analogen Anwendungen" hat der Manifestationseid fast in allen Ländern der Welt, welche sich den Luxus einer besonderen Gesetzgebung erlauben, bei Hoch und Gering Anhänger und Verehrer gefunden und sich durch die Wundersucht und den Aberglauben der großen Menge bis auf den heutigen Tag eine geachtete Stellung in der Welt zu sichern gewußt. Dem leichtsinnigen Gläubiger leuchtet er als Hoffnungsstrahl, dem bedrängten Advokaten muß er die Mittel an die Hand geben, um seinem verzagten und unzufriedenen Constituenten noch einmal, vielleicht zum letzten Male, etwas Muth einzusprechen, und selbst unter dem Richterstande giebt es noch gar manchen romantischen Schwärmer, der felsenfest an die Existenz verborgener Schätze und an die Wunderwirkung der im Manifestationseide zur Hebung dieser Schätze enthaltenen Zauberformel glaubt, wiewohl er selbst — sicher nur, weil Ort und Zeit nicht paßten — vielleicht noch nie die Wirkung dieses Zaubers erprobt hat. Der Gelehrte widmet dem Manifestationseide ein pflichtmäßiges Kapitel, weil er demselben überall in der Gesetzgebung der verschiedensten Länder begegnet; der Gesetz-

ed by Google

geber wiederum zieht diesen Eid in den Bereich seiner schöpferischen Fürsorge, weil er diese Rücksicht ebensowohl der Wissenschaft als auch der Volksüberzeugung schuldig zu sein glaubt. Und so verläßt sich Einer stets auf die Autorität des Anderen, Jeder schwört um der praktischen Erfahrungen willen, welche er, weil sie ihm selbst abgehen, bei dem Anderen voraussetzt, auf die Unentbehrlichkeit des Manifestationseides, und dieser Unentbehrlichkeit glaubt man denn Alles, selbst die logische Consequenz aus anerkannten Fundamentalsätzen des Rechtes zum Opfer bringen zu müssen.

So gilt es, abgesehen von einer einzigen scheinbaren Ausnahme im Editionsverfahren, als allgemeine Regel des Civilprocesses, daß der Kläger und überhaupt jeder angreifende Theil das gesammte Material zum Angriffe selbst zur Stelle zu schaffen hat und, wenn ihm dies nicht oder nicht vollständig gelingt, auch ohne jede abwehrende Handlung des Verklagten den Proceß verliert. Das Verfahren beim Manifestationseide beliebt anders zu decretiren. Nachdem hier der Kläger im Verein mit dem Hypothekenrichter und dem Executor beim Angriffe allen Witz und alle Kraft erfolglos verschwendet hat, tritt das Gesetz dazwischen und befiehlt, daß, da bisher jeder Angriff des Klägers erfolglos gewesen sei, man aber trotzdem nicht wissen könne, ob nicht der angegriffene Theil doch irgendwo eine verwundbare Stelle habe, nunmehr der Verklagte selbst, und zwar sogar unter Anrufung Gottes zum Zeugen für die Wahrheit seiner Worte, dem eigenen Feinde gewissenhaft jede wunde Stelle zeigen solle, in welche jener begierig die Nägel schlagen könne, oder für den Fall seiner wirklichen Unverwundbarkeit mindestens noch eidlich erhärte, daß er selbst kein Mittel wisse, wie ihm beizukommen sei. Bei allen anderen Eiden, welche einer Partei zuerkannt werden, überläßt es das Gesetz der strengen Gewissensprüfung der Partei selbst, ob sie schwören, oder die an die unterbliebene Eidesleistung geknüpften Nachtheile über sich ergehen lassen will, ohne die Wahl nach der einen oder anderen Richtung hin zu beeinflussen; beim Manifestationseide dagegen, welcher beim Passiren des Mittelalters wohl nicht ganz unberührt von den damaligen eigenthümlichen Verwendungen des Eides geblieben ist, versucht das Gesetz zunächst durch Befehl und Drohung die Eidesleistung zu erzwingen, ehe es den eventuell angedrohten Nachtheil der Verhaftung in Wirksamkeit treten läßt.

Diese Haft selbst aber als Zwangsmittel im Civilprocesse giebt zu den ernstesten Bedenken Anlaß. Dieselbe läßt sich keineswegs etwa mit der Verhaftung eines Angeschuldigten, oder renitenten Zeugen auf gleiche Linie stellen. Dort handelt es sich um die Wahrung der öffentlichen Ordnung und Rechtssicherheit und um die staatliche Autorität selbst, welcher alle Staatsangehörigen mit der Totalität ihrer Existenz, mit dem Vermögen, mit der Freiheit, ja selbst mit dem Leben, nur nicht mit dem Gewissen untergeordnet

Digitized by Google

sind; hier dreht es sich um die Realisirung einer, vom Staate in der Person des Proceßrichters anerkannten, privatrechtlichen Forderung, für welche sich die dem Staate zu Gebote stehenden äußeren Zwangsmittel als unzulänglich bewiesen haben, und welche nunmehr über die Machtsphäre des Staates hinaus durch einen Druck auf das Gewissen des zum Eide gedrängten Schuldners durchgesetzt werden soll. Denn, wohlverstanden, die Haft, welche auf die Verweigerung des Manifestationseides angedroht ist, ist keine Strafe dafür, daß der Schuldner dem Richter den Gehorsam und der staatlichen Autorität die Anerkennung verweigert, denn ihr Beginn und ihre Fortdauer innerhalb der gesetzlichen Grenzen hängt lediglich von der Willkür und der Zahlungsfähigkeit des Gläubigers ab, welcher sich dabei des Richters nur als eines legalen Werkzeugs bedient. Sie ist aber auch kein wirkliches und wirksames Zwangsmittel; denn „nach Ablauf der 6 Monate wird der Schuldner von Amtswegen aus der Haft entlassen" (§ 1030 des Entwurfes), es hört alsdann jeder fernere Zwang auf, und der Schuldner, der bis zu dem Ablaufe dieser Frist an seiner Weigerung festgehalten hat, darf alsdann nicht weiter belästigt werden, sondern zum Lohne für seine Renitenz, aber gewiß nicht zur Förderung des allgemeinen Rechtsbewußtseins, dem Gläubiger und der Staatsgewalt lachend ein Schnippchen schlagen. Ist aber jene Haft weder ein wirkliches Zwangsmittel, noch eine Strafe, so kann man in derselben kaum etwas anderes erblicken, als eine gesetzlich begrenzte Privatgenugthuung, welche der Staat dem Gläubiger, selbstverständlich auf dessen Kosten, dafür bereitet, daß weder der Executor Pfandobjecte aufzuspüren vermocht hat, noch auch der Schuldner gutmüthig genug gewesen ist, die Blicke der Executionsbehörde zu schärfen und auf unbemerkt gebliebene pfändbare Gegenstände hinzulenken.

Uebrigens mag man die Haft bei Verweigerung des Manifestationseides von einem rechtlichen Gesichtspuncte auffassen, von welchem man will, so bleibt es immerhin schwer zu erklären, wie man die Zulässigkeit derselben hat aufrecht erhalten können, nachdem durch § 1 des Bundesgesetzes vom 29. Mai 1868 verfügt worden war: „der Personalarrest ist als Executionsmittel in bürgerlichen Rechtssachen insoweit nicht mehr statthaft, als dadurch die Zahlung einer Geldsumme oder die Leistung einer Quantität vertretbarer Sachen oder Werthpapiere erzwungen werden soll." Denn jedenfalls ist der Unterschied zu subtil, um klar in das öffentliche Rechtsbewußtsein einzudringen, daß man zwar keine Haft mehr zu gewärtigen hat, wenn man seine Schulden nicht bezahlt, wohl aber, wenn man nicht die disponiblen Mittel angiebt, aus welchen diese Schulden bezahlt werden können, darauf aber dürfte im Wesentlichen der ganze Unterschied zwischen der gemeinen Schuldhaft und der Haft bei Verweigerung des Manifestationseides hinauslaufen.

Digitized by Google

Man hat sich eben von den liebgewordenen Traditionen nicht so vollständig zu trennen vermocht, um den Grundsatz im Princip auszusprechen und consequent durchzuführen, daß die persönliche Freiheit nie ein Aequivalent für Vermögenswerthe abzugeben, deshalb aber auch nie zum mittelbaren oder unmittelbaren Zwecke der Befriedigung von rein vermögensrechtlichen Ansprüchen beschränkt oder entzogen zu werden vermöge.

Aber noch ein anderes, und gewiß nicht leichter wiegendes Bedenken steht dem Manifestationseide entgegen. Es ist ein allgemein gültiger Grundsatz des heutigen Strafrechts, daß ein Angeschuldigter weder zu einem Geständnisse seiner Schuld durch äußere Zwangsmittel genöthigt (§ 343 des Stfgbs. droht hierauf Zuchthaus bis zu fünf Jahren an), noch auch zu einem Eide über seine Schuld oder Nichtschuld zugelassen werden dürfe. Nun bedroht das Strafgesetzbuch, um nur zwei Beispiele zu erwähnen, in § 281. den Kaufmann, welcher seine Zahlungen eingestellt und in der Absicht, seine Gläubiger zu benachtheiligen, Vermögensstücke verheimlicht oder bei Seite geschafft hat, mit Zuchthaus bis zu fünfzehn Jahren, in § 288 aber jeden Anderen, der bei einer ihm drohen Zwangsvollstreckung in der Absicht, die Befriedigung des Gläubigers zu vereiteln, Bestandtheile seines Vermögens veräußert, oder bei Seite schafft, mit Gefängniß bis zu zwei Jahren. Wie läßt sich das Alles aber mit dem Manifestationseide vereinigen, der ja im Princip von der Ansicht ausgeht, daß der Zahlungspflichtige, obwohl die gegen ihn verfügte Execution keine ausreichenden Pfandstücke ergeben habe, doch solche insgeheim besitze und dieselben nur seinem Gläubiger vorenthalte, mithin, je nachdem er ein Kaufmann ist, oder nicht, sich gegen § 281 oder § 288 des Strafgesetzbuches vergangen habe? Das Gesetz stellt in diesem Falle an den Schuldner die eigenthümliche Anforderung, bei Meidung einer Haftstrafe bis zu sechs Monaten entweder thatsächlich zu beschwören, daß er sich des erwähnten Verbrechens, resp. Vergehens nicht schuldig gemacht habe, oder durch Aufzählung und Ablieferung der verheimlichten Pfandstücke sich selbst zu denunciren und seiner demnächstigen Ueberweisung an die Staatsanwaltschaft gewärtig zu sein, oder endlich drittens — und diese Wahl wird erfahrungsmäßig am häufigsten getroffen — sich im Vertrauen auf die Schwierigkeit einer Ueberführung und auf die Milde der Geschworenen, durch einen Meineid aus der Verlegenheit zu ziehen. Man erkundige sich nur bei denjenigen richterlichen Beamten, welche den Manifestationseid abzunehmen haben, danach, wie viele falschen Eide sie, ihrer eigenen festen Ueberzeugung nach, jährlich beim Manifestationseide entgegennehmen, ohne aber den strafrechtlichen Nachweis führen zu können, und wie leichtsinnig überhaupt das Publicum gerade bei dieser besonderen Gattung von Eiden verfährt. Wohl in der Hälfte aller Fälle erscheint der Schuldner im Termin ohne jedes

Digitized by Google

Vermögensverzeichniß, entweder weil er die Ladung nicht verstanden hat, oder weil er glaubt, daß ihm Alles, was im Vermögensverzeichnisse stehe, abgenommen werden solle. Nachdem er hierauf darüber belehrt worden ist, daß, wenn er nicht im heutigen Termine ein Vermögensverzeichniß überreiche und den Manifestationseid darüber ableiste, seine sofortige Verhaftung bevorstehe, zieht er sich mit Genehmigung des Gerichtes auf wenige Minuten zurück, schreibt unter der gelehrten Assistenz eines Gerichtsdieners oder Lohnschreibers diejenigen Vermögensstücke auf, welche ihm gerade zufällig in den Sinn kommen, und bekräftigt, nachdem er in das Gerichtszimmer zurückgekehrt ist, die Richtigkeit und Vollständigkeit dieses elenden Verzeichnisses durch einen feierlichen Eid, wobei ihn noch häufig der weitverbreitete Irrthum ermuthigt' daß er durch Ableistung des Manifestationseides seiner Schuldverbindlichkeit selbst sich entledigen können.

Endlich aber dürfte der Fall, daß ein Schuldner nach Ableistung des Manifestationseides, und in Gemäßheit seines eidlichen Versprechens, Vermögensstücke, welche er etwa noch nachträglich erst entdeckte, oder, nach der strengen Formulirung mancher Gesetzgebungen, sogar auch solche, welche er nachträglich erst erwerben sollte, freiwillig bei Gericht anmeldet, wohl nur zu den frommen Wünschen des Gesetzgebers gehören, und jedenfalls in der Wirklichkeit nur einem verschwindend geringen, und besonders begnadeten Häuflein von Richtern begegnet sein, obwohl § 162 des Stfgbs. ausdrücklich den Bruch des im Offenbarungseide gegebenen Versprechens mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bedroht.

Man könnte sich in der That in die Rüstkammern mittelalterlicher Gerechtigkeit versetzt glauben, wenn man sieht, wie „betrüglicher Bankerutt", „strafbarer Eigennutz", „Meineid", „leichtsinniger Eid" und „Eidesbruch", „Haft,", „Gefängniß" und „Zuchthaus" ihren festgeschlossenen Reigen um den Schuldner aufführen und begierig die Arme nach ihm ausstrecken, und Alles das nur, um für eine gewöhnliche privatrechtliche Forderung, vielleicht von ganz geringem Betrage, die Mittel der Befriedigung herbeizuschaffen, nachdem sich die Wirksamkeit des Expecutors als unzulänglich erwiesen hat. Also eine künstliche Ergänzung des Executors auf der einen Seite, und das Drängen eines mißtrauischen, oft chicanösen Gläubigers andererseits, das sind die hauptsächlichsten Hebel, obwohl der Staat doch sicher den nur zu häufig hervortretenden Leichtsinn oder bösen Willen ebensowenig beim Gläubiger mit exceptionellen Hülfsmitteln auszurüsten, als beim Schuldner in Schutz zu nehmen hat. Kann es da noch sehr befremden, wenn willensschwache, leichtsinnige und furchtsame Naturen, angesichts der Uebel, welche, scheinbar unter staatlicher Sanction, von allen Seiten auf sie eindringen, in dem Uebermaß der Verwirrung den letzten Rest ihrer moralischen Kraft einbüßen,

Digitized by Google

und, einzig von dem Verlangen geleitet, sich diesen unerträglichen Drangsalen zu entziehen, gerade dasjenige Uebel wählen, welches ihnen zwar selbst die schwersten und anhaltendsten Seelenqualen in sichere Aussicht stellt, jedoch noch am leichtesten sich der Entdeckung durch den weltlichen Richter entzieht, und jedenfalls am schnellsten und wirksamsten den gegenwärtigen Verfolgungen ein Ende macht, d. h. den Meineid?

Dies der sittliche Erfolg! Und der materielle Gewinn aus all diesen Widersprüchen, Inconsequenzen, Selbstverleugnungen der Wissenschaft und Menschenliebe, aus all diesen schweren Charakterprüfungen und Gewissensbeängstigungen? Man frage bei Solchen an, welche keine bloßen Theoretiker sind und auch kein persönliches oder geschäftliches Interesse daran haben, den verzagten Gläubiger mit immer neuen Hoffnungen hinzuhalten, und man wird wohl überall einem spöttischen Lächeln oder bedauernden Achselzucken begegnen. Man wird erstaunen über die außerordentlich geringe Anzahl von Fällen, in welchen der Manifestationseid neue Pfandobjecte an das Tageslicht förderte, und über den geringen Werth dieser Pfandobjecte selbst, welcher fast in der Regel durch die Kosten des Verfahrens vollständig absorbirt wird; man wird es überall aus dem Munde alter und erfahrener Juristen hören können, daß ein einziger flinker und gewissenhafter Executor leichter die geeigneten Pfandstücke ausfindig mache und sicherer zur Befriedigung des Gläubigers führe, als der Manifestationseid mit seinem ganzen schwerfälligen, kostspieligen und schmerzensreichen Apparate.

Und dennoch bleibt der Manifestationseid bei Kraft und wird noch täglich erzwungen? — die bestehenden Gesetze, denen wir Alle uns zu beugen haben, befehlen es so. Aber Sache der Reichsgesetzgebung ist es nunmehr, auf Grund der ihr durch die Verfassung übertragen Gewalten, die desfallsigen Institutionen, welche sich durch Gesetz und Gewohnheit in den einzelnen deutschen Staaten herangebildet haben, die Revue passiren zu lassen und nach ihrer Legitimation zu befragen. Sache der Reichsgesetzgebung ist es, durch das ganze deutsche Reich den Grundsatz consequent zur Geltung zu bringen, daß die persönliche Freiheit ein Gut ist, welches sich unter keinen Umständen, weder direct, noch indirect auf einen Vermögenswerth zurückführen läßt, und sich deshalb dem Einflusse des Civilrichters gänzlich entzieht. Der Entwurf der Proceßordnung hat seine Schuldigkeit gethan; er hat den Traditionen der Wissenschaft und der Particulargesetzgebung die ihrem Alter gebührende Achtung und Rücksicht erwiesen. Mögen nunmehr Bundesrath und Reichstag die gleiche Rücksicht den Anforderungen erweisen, welche die Humanität an die heutige Gesetzgebung stellt, und den Manifestationseid mit Allem, was daran hängt, kurzer Hand über Bord werfen!

J. Thor.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Schul- und Vereinswesen der Sachsen in Siebenbürgen. — Wer auch nur flüchtig die Räume der Wiener Weltausstellung durchwandert hat, erinnert sich wohl, mit welcher Gewissenhaftigkeit Ungarn den dualistischen Standpunkt auch dort gewahrt hat und besorgt gewesen ist, seine Ausstellungsobjekte nirgends mit denen der westlichen Reichshälfte sich vermischen zu lassen. Für den Culturgeographen hat das seinen unbestreitbaren Vortheil und bietet, wenn einmal die Ausstellung nach Ländergruppen beliebt worden, gewiß ein richtigeres Bild von dem gegenwärtigen Stande der materiellen und geistigen Bildung in dem einzelnen Gebiete, das den Beschauer eben interessirt, als die Ausstellung nach Fächern. Man sollte aber meinen, daß eben aus diesem Grunde jeder Ausstellungsbehörde vorzüglich daran gelegen sein müsse, das Land, welches sie vertritt, so vortheilhaft als möglich erscheinen zu lassen. Von diesem Streben war auch die ungarische Ausstellungscommission geleitet, als sie diejenigen Erzeugnisse Ungarns, in denen es den Wettstreit mit andern Ländern halbwegs aufzunehmen vermag, z. B. Wein, Hanf ꝛc. vorzüglich placirte und zum Theil in abgesonderten Sammlungen vorführte; aber der Mangel an Fähigkeit, die geeigneten Executivorgane ausfindig zu machen, der die gesammte Verwaltung des Staates drückt, hat nach andern Seiten hin zu Unzukömmlichkeiten geführt, durch welche einzelnen Ausstellern schweres Unrecht geschehen und der Ausstellung selbst nichts genützt worden ist.

Auf einen solchen Fall wollen wir als Einleitung zu unserer Aufgabe hinweisen. Niemand, der die Verhältnisse in Ungarn kennt, wird es auffällig finden, daß dieses Land eine eigentliche Unterrichtsausstellung nicht vorgenommen hat. Die Zeit der Wiederherstellung des ungarischen Staatswesens fand auf diesem Gebiete so betrübende Zustände vor, daß eine wesentliche Besserung im Laufe weniger Jahre sich überhaupt nicht bewerkstelligen ließ. Wenn es, wie die amtliche Zählung von 1869 auswies, Comitate gab, in welchen 90% der Bevölkerung weder lesen noch schreiben konnten und selbst der Durchschnitt noch eine entsetzlich niedrige Ziffer zeigte, sowie die Zahl der schulbesuchenden Kinder in der traurigsten Weise hinter der der schulpflichtigen zurückblieb, — so bedarf es eines längern Zeitraumes, sehr verständiger Gesetze und einer festen und unabhängigen Verwaltung, um hier Zustände zu schaffen, die der nach außen beanspruchten Machtstellung des Staates den sichern Grund bieten können. Man muß unbedingt zugeben, daß die Staatsgesetzgebung von Anfang an nach dieser Seite hin sehr thätig gewesen ist, und wenn Verordnungen und reichlich gewährte Geldmittel aus-

reichten, hier rasch das Bessere zu schaffen, so müßte es in Ungarn allerdings mit dem öffentlichen Bildungswesen schon jetzt viel besser stehen.

So aber wie es steht, war es jedenfalls klug und ehrlich, auf dem Gebiete des ungarischen Unterrichtswesens von einer besondern Collectivausstellung abzusehen; man hätte sonst leicht der Versuchung erliegen können, russische Bauernhäuser auszustellen und der Verdienstmedaille sich schämen zu müssen. Man überließ die etwaige Ausstellung aus dieser Gruppe dem Belieben der einzelnen Corporationen. So richtig dieß war, so sehr gefehlt war es, auf die thatsächliche Ausstellung einer Persönlichkeit von dem dunkeln Charakter des Herrn Josef Liber auch nur den geringsten Einfluß zu gestatten, weil dieser seine ganze Aufgabe nach dieser Seite nur darin erkannte, zu verhüten, daß die Existenz deutschen Lebens und somit auch deutscher Schulen in Ungarn zur Kenntniß des die Weltausstellung besuchenden außerungarischen Publikums komme. Während z. B. die Commissäre der landwirthschaftlichen ungarischen Ausstellung keinen Anstoß daran nahmen, die Collectiveinsendung des sächsischen landwirthschaftlichen Vereines in Hermanstadt als solche auszustellen, hielt sich dieser Mensch für berechtigt, die von dem evangel. Landesconsistorium in Hermanstadt als Schulbehörde rechtzeitig angemeldete, zugelassene und eingesandte Collectivausstellung über das Schulwesen des Siebenbürger Sachsen zuerst monatelang unausgepackt zu lassen, sodann nach energischem Drängen in einer so perfiden Weise hinter Kisten und Kästen, in Winkel und Mappen zerstreut zur Ausstellung zu bringen, daß von einer Collectivausstellung keine Rede mehr sein konnte und daher auch der ganze mit der Ausstellung beabsichtigte Zweck unerreicht blieb. Am allerwenigsten fand er sich veranlaßt, die Verbreitung des vom Landesconsistorium seiner Ausstellung beigegebenen Exposé's „Ueber den Stand des öffentlichen Schulwesens der evangel. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen. Mit beigedrucktem Ausstellungskatalog" irgendwie, wie es seine Pflicht gewesen wäre, zu unterstützen, so daß diese zuletzt in anderem Wege eingeleitet werden mußte. Wir zweifeln nicht daran, daß Hr. Liber um seines gelungenen Streiches willen von der gesammten deutschfeindlichen Presse Ungarns gerühmt werden wird, aber eben so wenig daran, daß das Consistorium Mittel und Wege finden wird, um wenigstens seinem Ausstellungskataloge, hoffentlich mit einer kleinen Einleitung über Herrn Libers Thätigkeit, überall dorthin die Bahn zu öffnen, wo ihm die Kenntniß der deutschen Schulverhältnisse in Siebenbürgen im Interesse der inneren und äußeren Fortentwickelung derselben wünschenswerth zu sein scheint. Einen Auszug daraus, die Schulstatistik betreffend, geben wir in den folgenden Zeilen.

Die Einrichtung der evangelischen, deutschen Volksschulen in Siebenbürgen beruht hauptsächlich auf der von der Landeskirchenversammlung 1870

gegebenen „Schulordnung" und der dieselbe ergänzenden Vollzugsvorschrift des Landesconsistoriums von 1871. Danach beginnt die Schulpflichtigkeit mit dem vollendeten sechsten Lebensjahre und dauert bei den Knaben 9, bei den Mädchen 8 Jahre. Die obligaten Unterrichtsgegenstände der Volksschule sind: Religions- und Sittenlehre, deutsche Sprache, Rechnen und geometrische Formenlehre, Erdkunde und Geschichte mit besonderer Rücksichtnahme auf das Vaterland und dessen Verfassung, Naturgeschichte und Naturlehre mit hauptsächlicher Berücksichtigung der Heimat und der landwirthschaftlichen Beschäftigung, Gesang, Zeichnen bei Knaben, bei Mädchen, soweit thunlich, weibliche Handarbeiten. In den — mindestens fünfklassigen — Hauptvolksschulen werden dieselben Unterrichtsgegenstände nach einem erweiterten Plane, und außerdem noch magyarische Sprache, Geometrie und Buchführung gelehrt. Außer 4 auf Comitatsboden gelegenen Dorfgemeinden, welche gegenwärtig an eine Staatsschule angewiesen sind, hat jede evangelische Gemeinde ihre eigene Schule. Es giebt deren 260; davon sind 47 einclassig, 143 zweiclassig, 43 dreiclassig, 20 vierclassig, 7 fünfclassig. Es überwiegen diejenigen, in welchen beide Geschlechter gemeinschaftlich unterrichtet werden.

In allen diesen Schulen wurden nach der Zählung vom 31. December 1869 von 649 Lehrern 32,820 Schüler unterrichtet. Die Zahl der schulpflichtigen Kinder betrug damals 32,709. Der Ueberschuß kommt auf Rechnung der nichtevangelischen Schüler, welche evangelische Volksschulen besuchen, dann jener evangelischen Schüler, die über die gesetzliche Frist hinaus dasselbe thun. Da die Gesammtzahl der Evangelischen A. B. in Siebenbürgen damals 208,109 Seelen betrug, so entfielen demnach auf 1 Lehrer 55 Schüler und auf 6 Seelen ein schulbesuchendes Kind (im Königreich Sachsen auf 5 Seelen 1)*).

Die Volksschullehrer erhalten ihre Vorbildung an eigenen Seminarien mit vierjährigem Curse. Zum Eintritt in dieselben wird die Reife für die dritte Classe eines Gymnasiums oder einer Realschule erfordert. Die Gehalte der Volksschullehrer sind zwischen 250 und 500 Gulden normirt, außer freier Wohnung und Beholzung und Aussicht auf 20% Zuschlag nach zehnjähriger Dienstzeit in einer Gemeinde. Die erforderlichen Geldmittel werden durchaus von den Gemeinden aufgebracht, und diese zahlen an Schulsteuern im Durchschnitt 90% der directen Staatssteuern, einzelne Bezirke bis 26%, einzelne Gemeinden bis 49%.

Trotz der während derselben Zeit bis aufs Höchste gesteigerten Anforderungen an ihre Steuerkraft haben die Gemeinden von 1850—1867 89

*) Das Verhältniß wird noch gebessert, wenn die meist demselben Alter angehörigen Schüler der städtischen Elementar- und Mädchenschulen, dann der Gymnasien und Realschulen mit hinzugerechnet werden.

Digitized by Google

neue Schulen gebaut mit einem Kostenaufwand von etwa 400,000 Gulden, die zahllosen Naturalleistungen nicht eingerechnet. Die Mittel wurden gewöhnlich durch die Widmung des zehnten oder zwanzigsten Theiles des Feldertrags durch ein oder mehrere Jahre hindurch zu diesem Zweck aufgebracht.

Zu den Mittelschulen zählen Realschulen und Gymnasien. Jene, seit 1823 vorbereitet, beruhen gegenwärtig im Wesentlichen noch auf dem österreichischen Organisations-Entwurf von 1850. Es finden sich 4 Unterrealschulen mit 2 bis 3 Classen und eine sechsclassige Oberrealschulen in Hermanstadt und sie wurden im Schuljahr 1871/2 von 660 Schülern besucht. Der Gesammtaufwand betrug bei der letzgenannten Anstalt jährlich 9620 Gulden, wozu — die einzige Unterstützung sächsischer Schulen aus Staatsmitteln — seit 1865 jährlich 5000 Gulden auf 12 Jahre vom Staate gewährt sind. Die siebenbürgisch-sächsischen Gymnasien haben sich aus den städtischen Schulen entwickelt, deren Dasein nachweislich noch weit vor die Reformation reicht. Ihre gegenwärtige Organisation ruht ebenfalls wesentlich auf dem österreichischen Organisationsentwurf von 1849, den das Oberconsistorium im Jahre 1850 einführte. Diesem nach ist das vollständige Gymnasium achtclassig, das Untergymnasium, welches auch für sich bestehen kann und in Mühlbach und Sächsisch-Regen — hier als Realgymnasium — wirklich besteht, 4classig. Vollständige Gymnasien befinden sich in Hermanstadt, Cronstadt, Schäßburg, Bistritz und Mediasch. Ihre Schülerzahl betrug 1871/2 1018, der Gesammtaufwand für dieselben 8190 Gulden*). Die Lehrergehalte bewegen sich zwischen 400 und 1400 Gulden; für Vermehrung der Lehrmittel wurden 1871/2 verwandt 3420 Gulden, vorzüglich auf Ergänzung der Bibliotheken, von welchen die größte — über 17,000 Bände — sich in Cronstadt befindet. Mit jeder dieser Mittelschulen ist eine vorbereitende, meist vierclassige, Elementarschule verbunden, deren Kosten 18155 Gulden betrugen und die 1871/2 von 2109 Schülern besucht wurden.

Der baare Gesammtaufwand für ihr Schulwesen — die eigentlichen, in allen größern Orten vorhandene 3—8classigen Mädchenschulen nicht mitgerechnet — betrug demnach damals für die evangel. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen ungefähr 230,000 Gulden, die Mädchenschulen und die zum Theil bedeutenden Naturalleistungen mitgerechnet jedenfalls über 300,000 Gulden, so daß auf jede evangelische Seele etwa 1 ½ Gulden an laufenden Schulerhaltungskosten fällt.

Ueber die Erfolge dieses Aufwandes zu urtheilen gehört nicht hierher: nur so viel darf erwähnt werden, daß in der sächsischen Bevölkerung Sieben-

*) Diese Summe ist im letzten Jahre an mehreren Anstalten bedeutend erhöht worden.

Digitized by Google

bürgens ein Mensch, der des Lesens unkundig wäre, so gut wie gar nicht, Jemand, der nicht schreiben könnte, wenigstens unter den mittleren und jüngern Generationen nur höchst selten vorkommt. Die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit der höhern Schulen ist u. A. ersichtlich aus den in den Programmen veröffentlichten, von Lehrern derselben verfaßten Abhandlungen, deren vollständiges interessantes Verzeichniß in dem verunglückten Ausstellungskataloge des Landesconsistoriums enthalten ist.

Eine deutsche Universität besteht in Siebenbürgen — und in Ungarn überhaupt nicht. Verhandlungen über die Errichtung einer solchen, in frühern Zeiten von der österreichischen Regierung eingeleitet, weil ihr die Studienreisen der Sachsen nach Deutschland bedenklich erschienen — begegneten so geringer Theilnahme bei der Bevölkerung, daß sie erfolglos blieben. Bloß eine Rechtsfacultät entstand in den vierziger Jahren in Hermanstadt, als die Magyarisirung der Rechtsschulen in Klausenburg und Maros-Vásárhely die Sachsen von dort vertrieb und das tiefere Eindringen in die Principien des neuen und alten Rechtes ihnen zum Bedürfniß geworden. Sie besteht noch, bis auf die Unterrichtssprache, die theilweise noch deutsch ist, jetzt magyarisirt und so daß die frühern Lehrer derselben nur noch geduldet werden. Für das Nationalleben der Sachsen ist sie augenblicklich ohne Bedeutung.

Mehr als in ihr spiegelt geistiges Leben sich in den unter den Sachsen entstandenen Vereinen wieder. Der älteste derselben ist der Verein für siebenbürgische Landeskunde, gegründet am 8. und 9. October 1840. Das Bedürfniß den vereinzelten Forschungen auf dem Gebiete der Heimatskunde einen Mittelpunkt zu schaffen und sie in ein gewisses System zu bringen, hat ebenso Antheil an der Entstehung desselben als der Wunsch, die nationalen Kräfte auch in der Wissenschaft zu sammeln und dadurch das nationale Leben geistig zu stärken. Denn obgleich die Statuten von nationaler Färbung frei sind, so hat es sich doch von selbst so gemacht, daß in diesem Verein wesentlich die deutschen, sowie in dem Clausenburger Museumsverein die magyarischen und in dem „Literaturverein" die romanischen (walachischen) Arbeiten für die Landeskunde ihren Ausdruck finden. Erst 1841 erhielt der deutsche Verein die Bestätigung seiner Statuten und 1842 hielt er seine erste — constituirende — Generalversammlung in Schäßburg. Seither haben dieselben als Wanderversammlungen fast Jahr um Jahr stattgefunden und vereinigen jedesmal einige hundert Freunde vaterländischer Wissenschaft und deutsch-nationaler Cultur. Der Verein zählte nach dem Jahresausweise von 1872 außer 40 Ehrenmitgliedern 531 Mitglieder, welche einen Jahresbeitrag von 3 Gulden leisten und dafür die periodische Zeitschrift des Vereines, das Archiv für siebenbürgische Landeskunde, umsonst erhalten. Von dem Archiv sind bis jetzt 15 Bände erschienen, überwiegend geschichtlichen

Digitized by Google

Inhaltes. Das Verzeichniß der darin veröffentlichten Aufsätze, sowie der durch den Verein sonst angeregten und mit seiner Unterstützung gedruckten Werke ist im Februar 1872 in einer, auch Zarncke's Literarischem Centralblatt als Beilage beigegebenen „Uebersicht" vom Vereinausschusse veröffentlicht worden. Es interessirt vielleicht einzelne Freunde siebenbürgisch-sächsischer Geschichtsforschung auch in Deutschland, daß dem Erscheinen der zweiten Ausgabe von G. D. Teutsch, Geschichte der siebenbürger Sachsen in nächster Zeit entgegengesehen werden darf und der Preis von Ackner und Müller's „Römischen Inschriften in Dacien" unlängst von 4 Gulden auf 1 Gulden 50 Kr. (= 1 Thlr.) herabgesetzt wurde. Sämmtliche Schriften des Vereins sind durch die Buchhandlung von Franz Michaelis in Hermanstadt am sichersten zu beziehen.

Der Verein steht mit 82 gelehrten Gesellschaften im Tauschverbande und zu dem Bruckenthal'schen, dem evangelischen Gymnasium in Hermanstadt gehörigen Museum in dem Verhältnisse, daß er sämmtliche ihm zugehende Druckschriften an dieses überläßt. Die Jahresbeiträge ergaben 1872 die Summe von 1578 Gulden und 50 Kreuzern; das Vermögen des Vereines stand damals auf 8539 Gulden und 53 Kreuzer. Vorstand des Vereins ist gegenwärtig der Superintendent Dr. G. D. Teutsch in Hermanstadt.

Gewissermaßen eine Abzweigung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde bildet der naturwissenschaftliche Verein in Hermanstadt, bestimmt der Pflege der Naturwissenschaften, besonders der naturwissenschaftlichen Erforschung Siebenbürgens zum Mittelpunkte zu dienen. Die von ihm herausgegebenen „Mittheilungen" bringen meist kürzere Aufsätze, während längere nach wie vor im Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde Aufnahme finden. Er zählte 1872 29 Ehrenmitglieder, 43 correspondirende und 210 ordentliche. Letztere zahlen einen Jahresbeitrag von 3 Gulden 40 Kreuzer. Mit 93 naturwissenschaftlichen Gesellschaften befand er sich damals im Schriftenaustausch. Von dem ältern Verein für siebenbürgische Landeskunde unterscheidet er sich wesentlich dadurch, daß während dieser auf die Anlage eigner Bücher- und sonstiger Sammlungen von vorne herein nicht eingegangen ist, der naturwissenschaftliche Verein gerade durch seine Sammlungen das bezügliche Studium zu befördern bemüht ist. Eine besondere Zierde derselben bildet die von ihm angekaufte mineralogische, paläontologische und archäologische Sammlung von M. Ackner und eine ebenso reicher als kostbarer Schatz für die Kunde Oberägyptens und des angrenzenden Innerafrikas, welchen der bekannte Franz Binder während seines zehnjährigen Aufenthaltes in jenen Gegenden gesammelt und in patriotischer Uneigennützigkeit diesem Vereine geschenkt hat. Die bezüglichen Theile der Senkenbergischen Stiftung in Frankfurt am Main z. B., welche der Ver-

Digitized by Google

fasser unlängst zu besichtigen Gelegenheit hatte, sind damit nicht einmal annäherungsweise zu vergleichen.

Selbstverständlich bestehen neben den beiden genannten, eigentlich gelehrten Vereinen auch unter den Deutschen Siebenbürgens noch eine Menge anderer, welche theils direct, theils indirect, durch Pflege der materiellen Interessen, zugleich der geistigen Cultur dienen: Gewerbevereine, Turnvereine, Liedertafeln, Landwirthschaftsvereine, Lehrervereine, Schützenvereine, Consumvereine, Spar- und Vorschußcassenvereine und, die jüngsten von allen, Feuerwehren. Wir schließen unsere Mittheilungen mit der nähern Hinweisung auf einen, der, scheinbar speciell kirchlicher Natur, unter den hiesigen Verhältnissen in eminenter Weise die Natur einer wahrhaft volksthümlichen Verbindung angenommen hat, den Gustav-Adolph-Verein.

Während der Periode des sogenannten Bach'schen Absolutismus von der — katholisirenden — Regierung nicht zugelassen, entstand er, sobald mit dem Sturze jenes Systems die Luft in Oesterreich auch für kirchliche Bewegungen freier wurde, im Jahre 1860, und fand seinen Anschluß an den deutschen Gesammtverein als „Mediascher Hauptverein." Die Zahl der dazu gehörigen Ortsvereine betrug 1872 nahezu soviel als die Zahl der evangelischen Gemeinden, nämlich 262, und die Mitgliederzahl 43,799. Seine Sammlungen haben bis dahin nahe an 30,000 Gulden eingebracht, wovon alljährlich ein bedeutender Theil auch zur Unterstützung armer Gemeinden in Deutschland bestimmt wird. An der Hauptliebesgabe betheiligte sich der siebenbürgische Verein von Anfang an jährlich mit 150 Gulden. Seine Bedeutung aber liegt mehr als in diesen Zahlen in der Volksthümlichkeit, die er sich hierzulande erworben hat. Besonders sind es die Jahresversammlungen der Zweigvereine, welche sich überall von einer bei dem phlegmatischen Temperamente des Sachsen außerordentlichen Anziehungskraft erwiesen haben. Vollständig entkleidet des bloß geistlichen Anstriches vereinigen sie Hoch und Niedrig, Städter und Landbewohner, Beamte und Bauern zu gehobener Feststimmung, ausgleichend die socialen Unterschiede, sammelnd und kräftigend im Bewußtsein gemeinsamer Interessen, zu gemeinsamer Thätigkeit. Sieht man auf den Erfolg, so muß zugegeben werden, daß die Schöpfung dieses Vereines einem wahrhaften, tiefen Bedürfnisse des Volkes Rechnung getragen hat und zu den edelsten Blüthen gehört, welche der Stamm des evangelisch-sächsischen Volkes in Siebenbürgen in der Neuzeit getrieben hat.

Politische Revüe. Aus der Schweiz. — Wenn wir am Ende des Sommerhalbjahres einen Rückblick auf das öffentliche Leben der Schweiz während der letzten Monate werfen, finden wir dasselbe hauptsächlich von den üblichen großen Volksfesten und den Jahresversammlungen verschiedener

Digitized by Google

Gesellschaften erfüllt, über die Sie neulich berichtet. Man würde sich aber irren, wenn man meinte, das eigentliche politische Leben sei unterdessen still gestanden oder vom Festjubel übertönt worden; überdies gehören, wie Sie richtig hervorhoben, sowohl die großen Volksfeste, als die Versammlungen der Vereine wesentlich mit zum allgemeinen politischen Leben, und wer diesen Zusammenhang verkennt, verliert ein charakteristisches Merkmal schweizerischen Lebens überhaupt. Wer dagegen der Ansicht ist, das eigentliche politische Leben gehe nur von den höchsten Staatsbehörden aus, oder es bleibe in dem Kreise der unmittelbaren Thätigkeit dieser förmlichen Organe des öffentlichen Geistes eingeschlossen, den müssen wir zunächst auf die Sitzungen der Bundesversammlung verweisen. In den Verhandlungen derselben nahmen Eisenbahn-Angelegenheiten auch dies Mal wieder einen auffallend großen Raum ein. Wir trösten uns aber damit, daß dies nicht bleiben wird, nachdem der Trieb zum Bau neuer Bahnen sich in wirklicher Ausführung eines Theiles derselben befriedigt haben wird, und nachdem die Grundlagen des künftigen Verhältnisses zwischen den Baugesellschaften und der Staatshoheit einmal so geschaffen sind, wie es in den letzten Sitzungen der Bundesversammlung geschehen ist. Der Staat hat in diesen Gesetzen die ihm gebührenden Rechte, zur Wahrung der allgemeinen Interessen gegenüber Privatspekulationen, kräftig zur Geltung gebracht, und wir dürfen hoffen, daß die Schweiz durch ein richtig abgemessenes Zusammenwirken des privaten Unternehmungsgeistes und staatlicher Aufsicht in nicht ferner Zeit ein Eisenbahnnetz besitzen wird, welches allen Bedürfnissen genügt und hinter demjenigen anderer Staaten nicht zurückstehen wird, besonders wenn man die verhältnißmäßigen Schwierigkeiten in Anschlag bringt, welche die Natur des Landes solchen Unternehmungen entgegenstellt, abgesehen von dem großartigen Unternehmen der Gotthardbahn, welches internationalen Charakter trägt, und von mehreren kleinen Bergbahnen, welche nur dem Naturgenuß dienen sollen. Im Uebrigen wird man nur fortwährend darauf zu achten haben, daß nicht Eisenbahninteressen mit rein politischen vermengt und dadurch die letztern gefährdet werden; das einzige Mittel, diese Gefahr abzuwenden, ist freier oder gesetzlicher Ausschluß offenbarer Vertreter von Eisenbahninteressen bei den Wahlen zu den höchsten Staatsämtern.

Noch wichtiger aber als die Behandlung der Eisenbahnfragen im Schoß der Bundesversammlung war seither die Berathung der Revision der Bundesverfassung im Schoß der zu diesem Zweck bestellten Commission des Nationalrathes. Seit der Verwerfung des ersten Entwurfes im Mai des vorigen Jahres haben sich die Aussichten auf glücklicheren Erfolg eines zweiten Versuches wesentlich vermehrt, indem man auf beiden Seiten die Nothwendigkeit etwelchen Entgegenkommens erkannte und insbesondere die pro-

Google

testantischen Kantone der französischen Schweiz durch die herausfordernde Haltung der ultramontanen Partei zu entschiedenem Verfahren wenigstens in dieser Richtung geneigt schienen. So zeigten denn auch die Verhandlungen der Revisionscommission im Anfang einen erfreulichen Trieb zu friedlicher Verständigung und man wurde durch gegenseitige Concessionen ziemlich rasch über die Hauptpunkte des neuen Entwurfes einig. Gegen Ende scheint sich aber der gute Wille der föderalistischen Mitglieder der Commission wieder etwas verstimmt zu haben, als ob sie bereuten, im Guten zu weit gekommen zu sein, und sich für die definitive Abstimmung wieder ihre volle Freiheit vorbehalten wollten. Man muß also gewärtigen, wie unter solchen Auspizien die Extrasitzung der Bundesversammlung im November sich anlassen wird, und da schon die Commission für dies Mal eine Abstimmung nach Gruppen, statt in Globo, vorgesehen hat, so wird sie wahrscheinlich auch zur Anwendung kommen; der Erfolg läßt sich nicht voraussehen.

Die Errichtung einer eidgenössischen Hochschule gehört schon nach der bisherigen Verfassung zu den Befugnissen des Bundes, und es scheint, daß diese Frage ihrer endlichen Lösung entgegengeht, da gerade das Scheitern der ersten Revisionsbewegung und dann der Kampf mit dem Papstthum den Mangel eines Mittelpunktes freisinniger Wissenschaft neuerdings fühlbar gemacht haben. Aber ob eine eidgenössische Hochschule gerade in diesen Richtungen das leisten würde, was Manche von ihr hoffen, und ob überhaupt solche politische Rücksichten bei der Errichtung einer Anstalt, die zunächst nur den Interessen der reinen Wissenschaft und allgemeinen Bildung dienen soll, geltend gemacht werden dürfen, ist noch sehr die Frage. Dazu kommen die bekannten Schwierigkeiten, welche die Verschiedenheit der Sprache und die begreifliche Eifersucht der Kantone, welche Anspruch auf den Sitz jener Anstalt haben oder zu haben glauben, der Entscheidung der Ortsfrage entgegenstellen. Bei dieser könnten allerdings auch politische Erwägungen nicht ganz ausgeschlossen bleiben; es wird aber gerade von politischem Standpunkt aus nicht ohne Grund behauptet, Concentration der wissenschaftlichen Bildung entspreche der immer noch föderalen und immer mehr demokratischen Verfassung der Schweiz weniger als möglichste Verbreitung derselben, und von wissenschaftlicher Seite wird Bedenken erhoben, daß die mediciniſche und naturwissenschaftliche Fakultät bei einer größeren Zahl von Studenten wegen Mangel an Material und Platz weniger leisten könne als an kleineren Hochschulen. Bei diesem Stande der Sachen und Ansichten ist sehr zu bezweifeln, ob die Bundesversammlung in nächster Zeit sich zur Schöpfung einer eidgenössischen Universität einigen wird; viel wahrscheinlicher ist, daß der Bund, wenn er überhaupt für die Pflege der akademischen Wissenschaft etwas thun soll und will, seine Mittel auf die bereits bestehenden Anstalten ver-

Digitized by Google

theilen wird, so daß jede derselben wenigstens in einer oder der andern Richtung etwas Erhebliches, und jedenfalls mehr als jetzt leisten könnte. Es wird über diese Frage noch manches Wort gesprochen werden, ehe sie zur Reife kommt, und wir werden Anlaß finden, ausführlicher auf dieselbe einzutreten; zur Stunde glauben wir nur die obige Prognose stellen zu dürfen.

Näher als die Lösung dieser Frage liegt wohl die der altkatholischen Bewegung, welche freilich nicht von der Schweiz allein ausgehen kann. Immerhin gereicht es den schweizerischen Regierungen zu einiger Genugthuung, daß man in Deutschland durch die hartnäckige Haltung der Bischöfe allmählich zu denselben Maßregeln gedrängt wird, die man übermäßig streng oder wenigstens übereilt fand, als einige Kantone sie anzuwenden sich genöthigt sahen. Der Schweiz gebührt in solchen Actionen immer der Vortanz, weil sie in der That am leichtesten beweglich ist und einige Uebung in dergleichen besitzt, und weder die Kantone, welche den Bischof von Basel absetzten, noch der Kanton Bern, der seither durch richterlichen Spruch nicht weniger als 69 widerspänstige Geistliche auf einen Schlag abgesetzt hat, haben die geringste Ursache, ihr Verfahren zu bereuen: Alles Volk bleibt ruhig und gewöhnt sich ganz leidlich, auch ohne Bischof und Pfaffen zu leben. Auf einer Deputirtenversammlung in Olten haben die Altkatholiken die Bildung von Gemeinden und eine Reihe von Reformen in Verfassung und Cultus beschlossen; ihre Theilnahme an der Versammlung der Altkatholiken Süddeutschlands in Constanz konnte nur dazu beitragen, sie in ihrem Vorgehen zu bestärken. Eine merkwürdige Parallele im kleinen zu der großen katholischen Zeitfrage bietet gegenwärtig der Kanton Neuenburg. Hier verlangte die weit überwiegende Zahl der Geistlichen, starr orthodoxe Calvinisten, welche nur in den Stocklutheranern Deutschlands ihr Ebenbild finden und von den reformistischen Zwinglianern der deutschen Schweiz himmelweit entfernt sind, — Trennung von Kirche und Staat, ganz wie die ultramontanen Katholiken. Der Große Rath hatte nämlich eine neue Kirchenverfassung entworfen, welche endlich die Gemeinden und Laien von der Vormundschaft der Geistlichen befreite, welche bekanntlich in beiden Confessionen das versteckte Ziel der Forderung einer sogenannten „Freien" Kirche ist. Aber das Volk hat in der Abstimmung gezeigt, daß es die ihm lange vorenthaltenen Rechte endlich an sich nehmen will. — Die schon vielfach erörterte und auch in die Bundesrevision einschlagende Frage, ob die Armenpflege nach dem Prinzip des Heimatsortes oder des Aufenthaltsortes zu gestalten und ob sie dem Gemeinwesen oder der freien Vereinsthätigkeit zu überlassen sei, fand auch dies Mal noch keine definitive Erledigung.

Wenn neben diesen Gegenständen friedlicher Thätigkeit, zu welchen auch noch eine landwirthschaftliche Ausstellung mit entsprechenden Verhandlungen

Digitized by Google

zu zählen wäre, schließlich ein Wort von militärischen Uebungen gesagt werden soll, so läuft die Schweiz allerdings Gefahr, auf diesem Gebiete, wo Massenhaftigkeit ein wesentliches Erforderniß ist, neben andern Staaten in ihrer ganzen Kleinheit zum Vorschein zu kommen. Aber da auch der Kleine nicht ganz wehrlos sein darf und mag, ja der Wehrhaftigkeit im Grunde am meisten bedarf, so erwähnen wir, um in dem Gesammtbilde schweizerischer Lebensthätigkeit nichts Wesentl'ches auszulassen und auf die Gefahr hin einiges Lächeln zu erwecken, den Truppenzusammenzug mit Feldmanövern, welcher neuerdings bewies, daß unsere Milizen in Folge ihrer kurzen Einübung und des Mangels an ernster Erfahrung natürlich Manches zu wünschen übrig lassen, aber doch schon in der verhältnißmäßig kurzen Zeit solcher Uebungen auch Manches sich aneignen. Wenn wir endlich noch die Herbstmanöver der Cadetten, d. h. der bewaffneten reiferen Schuljugend zu erwähnen wagen, so werden wir vollends Gefahr laufen, das ganze militärische Treiben der Schweiz nur als ein Kinderspiel erscheinen zu lassen. Aber das Cadettenwesen bildet in der That zunächst eine Ergänzung des Turnens, also der gymnastischen Uebungen überhaupt, welche Niemand diesem Alter wird vorenthalten wollen; andrerseits aber eine Ergänzung, d. h. Vorbereitung und Erleichterung des militärischen Unterrichts der Erwachsenen, weil die für diesen angewiesene Zeit sonst eben zu kurz ist. — Wir glauben mit dieser Uebersicht dargethan zu haben, daß die Schweiz in allen Zweigen des öffentlichen Lebens ziemlich gleichmäßig arbeitet und Feste feiert. Solche Gleichmäßigkeit erweckt leicht den Schein von Mittelmäßigkeit der Begabung und Leistung im Allgemeinen. Es mag sein, daß die Schweiz zu solcher Mittelmäßigkeit wirklich vom Schicksal bestimmt ist: sie kann sich aber damit trösten, daß ein schönes Maß von Gesundheit damit verbunden sein kann, und daß ein kleiner Staat mit der Naturanlage zu gleichmäßiger Mittelmäßigkeit noch immer ein Ebenbild der Menschenwelt im Großen sein kann.

Glücklicher Weise ist die protestantische Geistlichkeit der Schweiz im Ganzen nicht so bornirt wie die der französischen Kantone leider großentheils es ist. Die allgemeine schweizerische Predigergesellschaft behandelte auf ihrer diesjährigen Versammlung die sehr zeitgemäße und praktisch fruchtbare Frage über das Verhältniß der Theologie zur Pädagogik, und fand die ziemlich richtige Antwort, daß der Religionsunterricht nur so weit Werth habe, als er zugleich erziehenden Einfluß auszuüben vermöge. Da wir hiemit ein Beispiel von der im Eingang angeführten Theilnahme der Vereine am allgemeinen politischen Leben gegeben haben, so weit dieselbe aus den Traktanden ihrer Jahresversammlungen sich entnehmen läßt, so wollen wir zum Schluß noch einige andere Kundgebungen dieser Art erwähnen.

Digitized by Google

Die juriſtiſche Geſellſchaft behandelte und bejahte die Möglichkeit der Vereinbarung deutſchen und franzöſiſchen Rechtes, welche für die ſchwebende Reviſion der Bundesverfaſſung ebenſo nöthig als wichtig iſt und bisher ſtreitig war. — Der Verein der Gymnaſiallehrer debattirte über die Einführung fakultativen Unterrichts in den alten Sprachen an den Sekundarſchulen und beſtimmte die gegenwärtig in Deutſchland ſo lebhaft beſprochene Frage der Realgymnaſien zum Gegenſtand ſeiner nächſten Verhandlung. Die geſchichtforſchende Geſellſchaft wählte eine neue Commiſſion zur Leitung ihrer litterariſchen Publikationen, des Urkundenregiſters, der Tagſatzungsabſchiede, der Chroniken, und beſchloß, auch das Unternehmen eines ſchweizeriſchen Idiotikons fördern zu helfen. — Die gemeinnützige Geſellſchaft behandelte die Frage betreffend Fähigkeit der Frauen zum Schulunterricht und bejahte ſie gemäß den bisherigen Erfahrungen entſchieden für die Primarſchule, während für die Befähigung der Frauen zu höhern Stufen des Unterrichts erſt entſprechende Bildungsanſtalten für Lehrerinnen zu gründen wären.

Ueber den Bau und den Vertrieb des Weins im Elſaß. Die Länder am oberen Rhein ſind ſeit langer Zeit die Weingärten für die weniger mit edlem Naß begünſtigten Gegenden in Deutſchland geweſen. Dies gilt insbeſondere auch vom Elſaß, von dem Sebaſtian Münſter in ſeiner Cosmographie ſchrieb: „Es giebt wohl Gegenden, die Weinwachs haben, ſo gut als das Elſaß, aber es giebt keine, die mit ſolchen Rebhügeln zugleich ſo viele Fruchtfelder, Obſtbäume, Waldungen und Weidegänge beſitzt. Hier iſt Alles bewohnt, Alles benutzt. Städte wechſeln mit Städten, Flecken und Dörfern ab ꝛc.“ Bereits die Römer beſchäftigten ſich mit dem Weinbau im Elſaß, denn Plinius der Aeltere erwähnt des Weins der Sequaner, welche damals zum Theil das obere Elſaß bewohnten. Schultze (Geſchichte des Weins und der Trinkgelage) ſagt: „Den ſprechendſten Beweis, daß die Römer auch im Weinbau die Lehrer der Deutſchen waren, liefert der Umſtand, daß faſt alle beim Weinbau und der Weinbereitung vorkommende Ausdrücke römiſchen Urſprungs ſind, als Wein (im Elſaß „Win“ genannt) vinum, Moſt mustum, Lauer lora, Maß mosa, Faß vas, Kufe cupa, Kübel cupella, Keller cella ꝛc.“ Ein Weinhandel des Elſaß nach den Niederlanden läßt ſich ſeit dem Anfange des neunten Jahrhunderts nachweiſen; derſelbe geſchah auf dem Rhein, der damaligen Haupthandelsſtraße. Von Straßburg aus gelangte das „Elſäſſer Gewächs“ ſchon 825 nach Friesland und Seeland, wie Ermoldus Nigellus in ſeiner Elegie an der Stelle über Elſaß und Straßburg ſo erwähnt:

omnia si populus proprios misisset in usus,
quae Helisace tuus gignit amoenus ager:

Digitized by Google

gens animosa arvis vinoque sepulta jaceret
vix in tam magna urbe maneret homo,
utile consilium Frisonibus atque Marinis
vendere vina fuit, et meliora vehi.

Die Marini sind die Seeländer und urbs bedeutet Straßburg. Von dem Elsässer Wein sagt Felix Fabri, ein Mönch von Ulm, ferner in seiner Histor. Suevor. bei Schilter im Thes. Ant. Teut. T. II pag 25: „Vinum Alsaticum illud nobile jam per mundum longe lateque circumducitur."

In älterer Zeit wurde der Wein des Elsaß gleichwie andere Waaren auf den Markt und zwar vorzugsweise nach Straßburg, entweder zu Schiff oder auf Wagen und Karren gebracht. Der Magistrat im letzteren Orte erließ von Zeit zu Zeit Verordnungen, an welchen Plätzen der Wein zu verkaufen wäre; besondere Leute hatten denselben auszurufen. Zuwiderhandelnde gegen die erlassenen Vorschriften hatten dreißig Schillinge Pfenning Strafe zu entrichten, wie auch die folgende Verordnung aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts bekundet: „Es sol ouch nieman wer der ist, er sy frömde oder heimsch, der wine vff wegen oder vff kerrichen alhar gon Stoasburg ze mercket bringet oder füret, die selben wine niergent anderswo feile haben noch verkouffen denne vff dem alten winmercket zwüschent dem alten sant Peter (eine Kirche) vnd der stuben zum hohen stege (eine Gasthaus) vff der almende, vnd suß on deheinen andern enden weder am saltzhoff noch anderswo. Was wine ouch vff dem wasser in schiffen alhar gefürt werdent die man verkouffen wil die sol auch niemans wer der ist anderswo feil haben noch verkouffen dann vff dem wasser zwüschent sant Niclous bruck vnd der schintbrucke (heißt jetzt Rabenbrücke), vnd suß an keinen andern enden. Vnd wer in diser stat oder burgbann win den man ze mercket bringt feil hette, anders wann do vor geschriben stot, oder wer wine vmb dieselben kouffete, oder welcher winstticher semlichen wine steche, der sol iglichs ß ß ß β ∂ (schilling, pfenning) bessern (Strafe zahlen) so dick dos geschiht. Und wil man auch ernstelich hut drouff setzen vnd solich besserung niemans foren lossen."

Neben dem Kaufhause befand sich in früherer Zeit die Ausladestelle für die Ill-Schiffe, welche den Wein nach Straßburg brachten „Weinkrahn" genannt. In jeder Woche brachten die Schiffer von Illhäusern (in der Nähe von Rappoltsweiler) die reichen Erzeugnisse von Rappoltsweiler, Schlettstadt, Colmar ꝛc. an. Das Ausladen der Fässer geschah mittelst Krähne, welche Treträder hatten, die durch das Gewicht der in denselben fortdauernd aufsteigenden Männer in Bewegung gesetzt wurde. Ein großer Theil des zu Wasser in Straßburg eingetroffenen Weins wurde nach dem Norden, insbesondere nach Flandern, England, Dänemark und Schweden versandt. Im

Digitized by Google

Jahre 1697 berichtete der Intendant Lagrange: „Einen beträchtlichen Theil des Weins aus dem Ober-Elsaß sendet man nach Holland, von wo derselbe nach Schweden und Dänemark befördert wird; dort trinkt man denselben für Rheinwein. Man hat bemerkt, daß derselbe anstatt schwächer zu werden, wenn er längere Zeit auf dem Wasser versandt wird, an Güte zunimmt.“ Der per Achse in Straßburg eingetroffene Wein dürfte vorzugsweise zum augenblicklichen Bedarf benutzt worden sein. Bei der Anfuhr müssen gegen Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts manche Mißbräuche vorgekommen sein, wie Schneegans (Straßburgische Geschichten ꝛc.) andeutet. „Oft geschah es nämlich, daß während Einer mit den Eigenthümern des Weines handelte, Andere, welche hinter dem Käufer standen, sich beeilten, die Fässer eilieg abzuschlagen, um auf diese Weise den Verkäufer zum Verkauf zu nöthigen, als ob der Kaufpreis bereits festgestellt und bestimmt gewesen wäre. Ebenso geschah oft Betrug, weil die Weine des Morgens früh, sogleich nach der in der Barfüßer-Kirche gehaltenen Frühmesse, und ehe es noch hell war, verkauft wurden, so daß der Käufer oft nicht genau sehen konnte, was er eigentlich einkaufte.“ Hierauf bezieht sich eine Verordnung vom Jahre 1509, deren Schluß so lautet: „Als man vnch bitzhar glych noch der früge messen zum Barfußen, die win vff den merckten angestochen vnd verkoufft hat, vnd aber es wintter zit zu früge vnnd einer nit sehen mag was er koufft, do habent vnnser Herren erkandt das man fürtter von sanct Michels tag bytz Martini vor den süben, vnnd noch Martini bytz winachten vor den acht vren, keynen win mer anstechen, verkouffen oder verfürworten soll, by der pene ℳ ℳ ℳ ß (schilling). Vnnd sollent ouch die winstticher mit irem stechen sich fürdern vnd flyssklichen daraffter vf den merckten theylen, vnnd den luten mit irem kouffen vnnd verkouffen zum besten beroten vnnd beholffen sin, domit irenthab nützit versumpt werde.“ Die zum Verkauf angebotenen Weine durften nämlich nur von den Weinstechern angestochen werden; sie dienten in Straßburg, gleichwie an anderen Orten des Elsaß, als Vermittler zwischen Verkäufer und Käufer. Nach Maßgabe einer Ordnung vom Jahre 1509 war es ihre Pflicht, den Leuten, im Kauf und Verkauf, nach ihren besten Kräften und nach bester Einsicht, mit ihrem Rath und ihrer Vermittelung beizustehen und den Handel, mit beiderseitigem Nutzen und Vortheil, abschließen zu helfen.

Unter den Rebgegenden des Elsaß, welche während des 18. Jahrhunderts die besten Weine lieferten, waren folgende besonders bekannt: der am Rangenberg bei Thann, dem Domkapitel dieser Stadt größtentheils zugehörig, der in der Wannen bei Gebweiler, Eigenthum des Kapitels von Murbach, derjenige im Brandt bei Türkheim. Auf diese drei Bezirke wurden folgende Verse gemacht:

Digitized by Google

„Zu Thann im Rangen,
Zu Gebweiler in der Wannen,
Zu Türkheim im Brand
Wächst der beste Wein im Land."

Aber auch der Rebbezirk von Reichenweier war wegen des edlen Naß berühmt, darum fügte man obigem Spruch hinzu:

„Aber gegen den Reichenweier Sporen
Haben sie all das Spiel verloren."

Sonst sind noch geschätzt die Weine von Wolxheim, vom Finkenberg bei Molsheim, Ottrott ꝛc. Gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts fing man an, den sogenannten Strohwein zu präpariren, der dadurch gewonnen wurde, daß man die Trauben dazu, nachdem sie bei trockener Witterung gelesen waren, mehrere Monate hindurch in luftigen Zimmern auf Strohlagern aufbewahrte. Da man die gesündesten Trauben verwandte, so erhielt man durch diese Behandlung einen ausgezeichneten Wein, der größtentheils nach Paris ausgeführt wurde. Die guten Eigenschaften der Elsässer Weine brachten zu Wege, daß sie von Einheimischen und Fremden sehr gesucht wurden. Große Quantitäten der besseren Sorten wurden in dem letzten Jahrhundert nach Baden, Württemberg, Bayern und der Schweiz transportirt. Im Jahre 1776 soll die Stadt Luzern allein aus dem Ober-Elsaß für eine Million Livres Wein gekauft haben.

Die Stadt Mülhausen im Elsaß, welche bis zum Jahre 1750 nur etwa 5000 Ew. zählte, besaß, wie ihre Geschichtsschreiber Mieg und Graf berichten, einen Rebberg, der in den Jahren 1733—90 durchschnittlich 7800 Büttige Trauben erzielte. (1 Büttig Trauben giebt ungefähr 2 Ohme Wein.) Im Jahre 1772 war der größte Herbst, denn man gewann in demselben 19,365 Büttige. Schon 1539, nachdem zwölf Jahre verstrichen waren, ohne daß die Weinlese erheblich gewesen, so daß die Fässer sämmtlich geleert waren, hatte man einen so reichen Herbst erzielt, daß man wegen Mangels an geeignetem Aufbewahrungs-Material viele Trauben auf den Rebstöcken in einigen Gegenden zurücklassen mußte. Den Mülhausern eilten damals die Straßburger und wahrscheinlich auch die Heidelberger mit ihren Fässern zu Hilfe. Bei dieser Gelegenheit entstanden die Reime:

„Tausend Fünfhundert Dreyßig und Neun
Galten die Faß mehr als der Wein."

Im Jahre 1484 muß der Wein noch viel weniger gegolten haben, denn in der Straßburger Archiv-Chronik steht der Vermerk: „Anno 1484 kaufft man ein omen weins umb ein ey". Da im Mittelalter viel Wein gebaut und geherbstet wurde und nur die besseren Sorten in's Ausland gingen, so mußte man den Verkehr mit dem gewöhnlichen Wein, dem soge-

Digitized by Google

nannten Landwein, möglichst erleichtern, um ihn überhaupt — zumal derselbe sich nicht allzulange hielt und die Fässer wieder gebraucht wurden — abzusetzen. Da man mehr und mehr davon abkam, den Wein auf den Markt zu bringen, so mußte man denselben entweder bereits im Keller oder durch Ausschänken verkaufen. Gewöhnlich erfolgte das Erstere bei besseren, das Letztere bei geringeren Sorten. Die Weinbauern mußten daher für ihren Landwein einige Zeit hindurch Schänkwirthe sein, um selbigen zu verwerthen. Diese Schänken für eine gewisse Zeit nannte man „Busch- oder Straußwirthschaften", weil die betreffenden Wirthe statt eines Schildes einen grünen Busch von Nadel- oder Laubholz vor ihren Häusern befestigten, um damit anzudeuten, daß daselbst Wein verzapft werde. Diese Sitte der Straußwirthschaften ist, wie Mone (Zeitschrift des Oberrheins) erwähnt, uralt*); früher habe man wohl auch statt des Straußes einen Reifen oder Kranz vor die Thür gesteckt, woher auch der Name „Kranzwirthschaft" rührt. Auch die Zehend- und Grundherren sahen sich genöthigt, ihren Zehend- und Gültwein zu verwerthen und da dies gewöhnlich auch nur durch Ausschänken geschehen konnte, so wurde häufig die Zeit von dem Ausschänken des Weines ab bis zum nächsten Herbst abgetheilt und bestimmt, wann die Herrschaft und wann die Bauern ihren Ausschank zu bewirken hatten. Diejenige Zeit, während welcher die Herrschaft den Wein ausschänkte, wurde auch Bannrecht geheißen; während derselben durfte kein anderer Wirth und Straßenwirth neuen Wein ausschänken, damit der Absatz nicht beeinträchtigt wurde. Die Straußwirthe wurden in einzelnen Orten, zum Unterschiede von den Schildwirthen, auch Gassenwirthe genannt, so auch in Mülhausen. Sie gaben ihren Wein fast stets wohlfeiler, als die Schildwirthe ab. 1754 erschien in Mülhausen eine Verordnung des Magistrats, welche besagt: „Die Gassenwirthe sollen nicht mehr Sonntags nach dem Gottesdienste von dem Rufsteglein ausgerufen, sondern Samstags Nachmittags durch den Trommelschlag bekannt gemacht werden;" eine andere Verordnung vom Jahre 1756 heißt: „Da es unanständig ist, daß Pfarrer und Helfer (Küster?) Gassenwirthe sind, soll denen, die es sein könnten, 15 Livres jährlich gegeben werden;" eine dritte vom Jahre 1773 bestimmt: „Der Rathhausmeister soll nicht mehr auf dem Rathhaus, sondern in einem benachbarten Haus Gassenwirth sein." (Hiernach scheint also der Wein auch auf dem Rathhause geschänkt worden zu sein, und es kann nicht Wunder nehmen, wenn die Väter der Stadt bisweilen mit einem Haarbeutel nach Hause gekommen sind.) Im Jahre 1739 war von dem Großen Rath daselbst eine Gassenwirth-Ordnung

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß die Gastwirthe auf Dörfern in Pommern und Westpreußen, welche keine Schilder besitzen, ebenfalls einen Busch an Stelle derselben hinausstecken; dieselben verzapfen freilich eher Bier als Wein.

Digitized by Google

erlassen worden, welche in den Jahren 1757 und 1775 erneuert wurde; die letztere befindet sich in meinen Händen. Danach war der Ort in Betreff der Gassenwirthschaften in 6 Quartiere eingetheilt worden. Jährlich am ersten Donnerstag oder Freitag nach Martini mußten alle Bürger der Stadt, die Gassenwirthe werden wollten, nach dem Rathhaus gehen. Dort wurde durch das Loos bestimmt, welcher Bürger in der ersten, zweiten, dritten ꝛc. Woche das Ausschänken des Weins zu bewirken hatte! Es heißt in der betreffenden Ordnung: „Weilen das Gassenwirthen ein altes Recht der Burgerschaft ist, und bisher alle Wochen 6 Gassenwirth gewesen, so solle es noch weiteres dabei verbleiben, und ohne Unterscheid des Standes oder der ehemaligen Privilegirten, die abgestellt bleiben, ein jeder Bürger der in dem Casu ist Gassenwirth zu werden, seinem Quartier und dem Numero nach dazu gelangen . . . . Weilen der Vertrieb des hiesigen Weins der Grund des Gassenwirthens ist, so sollen alle fremden Wein zu vergassenwirthen (sic!) verbotten seyn, und niemand andern Wein ausschenken, als der in hiesigem oder einigen benachbarten Bähnen in dem Bezirk von 2 Stunden deren Gewächs unserem gleich zu achten, gewachsen ist, bey Zehen Pfund Straf, worüber die Herrenkiefer ein genaues Aufsehen haben sollen . . . . . Einem jeden Bürger ist erlaubt von dem Herbst biß wieder zu dem Herbst 60 Ohmen fremden Wein in die Stadt zu führen, wer aber über 60 Ohmen einführt, soll selbiges Jahr nicht Gassenwirth sein, und wenn er schon Gassenwirth gewesen, für das künftige Jahr davon ausgeschlossen werden ꝛc. . . Die Gassenwirth sollen ihren Gästen außer Käß und Brod, keine andere noch viel weniger warme Speisen geben, bey Zehn Pfund Straf, halb der Obrigkeit und halb dem Angeber" ꝛc. . . . Im letzten Paragraphen, dem 24. dieser Gassenordnung, ist noch vorgesehen, daß die Gassenwirthe „zwischen der Predigt" keinen Wein über die Gassen ausschänken durften, auch sollten während des Gottesdienstes die Wirthshäuser von Gästen geräumt sein. Es waren jedoch auch Ausnahmen gestattet, denn es heißt dann wörtlich: „doch mag den fremden durchreisenden und den katholischen Handwerks-Burschen der Aufenthalt in denselben gestattet werden, wann sie sich still halten und nicht trinken, auch sollen sie bis nach der Abend-Predigt nicht spielen lassen, alles bey Drei Pfund Straf. Ueberhaupt wird den Gassenwirthen anbefohlen, daß wenn je das Wirthschafften neben der Sonntags-Feyr geduldet wird, sie doch ihre Gäst von dem so unanständigen Geschrey und Lermen abmahnen und abhalten sollen, sonsten man sowohl sie als die Gäste darüber zur Verantwortung ziehen wird."

Dieser eigenthümliche Vertrieb des Weins durch Gassen- und Straußwirthschaften dürfte mehr und mehr aufhören, da die Weinhändler jetzt vielen Wein nach anderen Staaten Deutschlands ausführen und selbigen häufig

Digitized by Google

von den Weinbauern abholen, so daß die Vorräthe mit der Zeit geringer werden. Seit der Zufuhr-Erleichterung durch die Eisenbahnen hat der elsässische Weinbau in der Ebene überhaupt abgenommen, an Hügeln in guter Reblage dagegen sich ausgedehnt. Nicht nur am Fuße der Vogesen sind die Abhänge mit Weinstöcken besetzt, sondern, wie in Nassau, klettern die Reben auf Terrassen zu den steilsten Abhängen empor. Die Winzer benutzen jeden nur irgend zugänglichen Winkel. So schmücken sie gewöhnlich auch ihre Häuser, welche vielfach eine alterthümliche Form haben, mit Rebengeländen aus, was den Dörfern einen Anblick des Gedeihens gewährt. In der Nähe des Städtchens Kayserberg, das mitten im Weinlande liegt, findet man an einem Brunnen die charakteristischen Worte:

Drinks du Wasser in dein Kragen
Ueber Disch, erkält dein Magen
Drink massig alten subtilen Wein
Rath ich und las mich Wasser sein."

Erwähnenswerth ist auch die Ortssage über den Pistolenwein von Oberehnheim, welche Stoeber in der „Alsatia" mitgetheilt. Danach besuchte der Kaiser Max (Maximilian I) einst die elsässische Stadt Oberehnheim, woselbst ihm so trefflicher Wein dargereicht wurde, daß er des Lobes darüber nicht ermüdete. „Das wissen wir, Majestät", sagte ein anwesender Rebbauer, „daß er gut ist, und wir haben noch bessern, den trinken wir aber selbst." Diese naive Grobheit machte den Kaiser in ein schallendes Gelächter ausbrechen. Er ließ dem Bauern zwei mit Silber beschlagene Pistolen geben, zum Andenken an seinen derben Bescheid und setzte hinzu: „Der beste Oberehnheimer Wein muß von nun an Pistolenwein heißen." — Pistolen ist auch einer der Spitznamen der Bewohner Oberehnheims geworden. Nach einer anderen Sage, hätte der Kaiser gesagt: „Nehmt diese Pistolen und findet Ihr Einen der gröber ist, als Ihr, so schenkt sie ihm."

Der Weinbau im Elsaß nimmt 20—26,000 Hectaren mit einem Durchschnittsertrage von 80—100 Hectoliter per Hectar ein. Im Bezirk Unter-Elsaß waren 1869 12,834 Hectaren mit Reben bepflanzt, deren Gesammtproduction auf 742,500 Hectoliter, im Durchschnittswerthe von 18—20 Franken pro Hectoliter geschätzt wurde. (—r.)

Literatur.

Bratuschek: „Die Bedeutung der platonischen Philiosophie für die religiösen Fragen der Gegenwart." Berlin 1873. — Zur Lösung der die Zeit bewegenden Frage, wie wir den christlichen Glauben mit den Resultaten der modernen Wissenschaft in Einklang bringen können, will auch diese Schrift einen Beitrag geben. Die Vermittlerrolle zwischen den beiden feindlichen Mächten, zwischen Christenthum und Wissenschaft, insbesondere Naturwissenschaft, ist darin der platonischen Philosophie zugetheilt. Der Verfasser versucht zu zeigen, daß in ihr die geläuterten religiösen Vorstellungen, zu denen die moderne Naturwissenschaft drängt, und nicht minder die wesent-

Digitized by Google

lichsten Bestimmungen des Christenthums längst vorweggenommen sind, daß also hier gerade das, was wir jetzt auf verschiednen Wegen erstreben, die Versöhnung dieser beiden streitenden Elemente, längst geleistet ist. Der Erfolg dieses Versuches konnte nicht zweifelhaft sein; jeder der die Freiheit kennt, die bei der Auslegung christlicher und platonischer Lehren üblich ist, weiß von vornherein, daß er dem Verfasser vollkommen gelingen mußte. Darüber also bedarf es keines Wortes weiter. Dagegen verdient es als ein Curiosum angemerkt zu werden, daß die platonische Philosophie, die einst dem unterliegenden Heidenthum der Griechen und Römer die letzten Waffen gegen das siegreich vordringende Christenthum bot, jetzt von diesem, da es seinerseits im Gedränge ist, zu gleichem Dienst in Anspruch genommen wird. Was wir schon vorher wußten, daß keine Philosophie gleich der platonischen den verschiedensten Zeiten und Menschen gerecht zu werden vermag, erhält hierdurch eine neue Bestätigung rh.

„Arnold Escher von der Linth. Lebensbild eines Naturforschers von Oswald Heer." Zürich, Friedr. Schulthess 1873. — Fünf Jahrhunderte schon ist das Geschlecht der Escher in Zürich heimisch und hat der Stadt und dem Staate ausgezeichnete Männer gegeben. Aber nur zwei seiner Glieder haben den Ehrenbeinamen „von der Linth" geführt: Hans Conrad Escher von der Linth, der Vater, (starb 1823), der durch die Kanalisirung der Linth und vielfache gemeinnützige Anlagen zum Wohlthäter seiner heimathlichen Landschaft geworden und deßwegen für sich und seine Nachkommen jenen ehrenden Beinamen erhalten hat, und sein Sohn Arnold. Vater und Sohn waren einander gleich an Adel der Gesinnung, Liebe fürs Vaterland und unermüdlichem Arbeits- und Schaffenstrieb. Während aber der Vater als Staatsrath einen großen und bestimmenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten des Landes ausübte, blieb der Sohn denselben fern, doch hat er wieder die Lücken, die der Vater in dem Studium des heimathlichen Gebirgsbaues gelassen, in glänzender Weise ausgefüllt. So ergänzen sich die Lebensarbeiten beider, und man kann nicht anfangen von dem Sohne zu sprechen, ohne zuvor des Vaters gedacht zu haben. Das Lebensbild Arnold Escher's von der Linth, der am 12. Juli 1872 im 65 Lebensjahre das Auge geschlossen, liegt vor uns. Wir erfreuen uns dabei an der ausgeprägten Eigenart echt schweizerischen Wesens, und bedauern mit seinen Landsleuten, daß mit ihm das tüchtige Geschlecht der Escher von der Linth erloschen ist. In die Wiege des Knaben hatten gute Götter die wesentlichen Bedingungen eines glücklichen Lebens gelegt, edle Geburt und Reichthum, Geist und Herz und starke Gesundheit. Vor allem aber kam ihn die sorgsame Erziehung zu statten, die der Vater selbst ununterbrochen leitete. Schon der achtjährige Knabe begleitete ihn auf seine Ausflüge und Wanderungen ins Gebirge, um Schmetterlinge, Mineralien und drgl. zu sammeln, seinen Sinn und sein Verständniß zu wecken und ein Tagebuch zweckmäßig führen zu lernen. Reisen blieb auch die charakteristische Thätigkeit des Jünglings und des Mannes. Der bei weitem größte Theil seines vorliegenden Lebensbildes ist eine meist nach Briefen und Tagebüchern verfaßte, wenig unterbrochene Darstellung seiner Ausflüge während der Schul- und Studienzeit, seiner größeren Wanderungen und Reisen in Italien, seiner Forschungen

in den Alpen der Schweiz und der Nachbarländer, seiner Erholungsreisen nach Wien, England und der Sahara. Selbst die an der Hochschule und am Polytechnicum dem Lehramte in der Geologie gewidmete Winterzeit wurde oft zu Excursionen benutzt, um die Schüler zu selbständigem Beobachten und Forschen zu leiten. Zahlreiche Schriftwerke sind die Früchte dieser Wanderungen gewesen, und sie gelten als reiche und zuverlässige Fundgruben der Belehrung, als Muster gewissenhafter Beobachtung und objectiver Darstellung, wenn auch manches Theoretische nicht ohne Widerspruch geblieben.

Das Lebensbild des arbeitsamen Naturforschers ist aber auch menschlich erwärmt und durchleuchtet von milden Zügen hochherzigen Wohlwollens. Wie er sein ganzes Staatsgehalt zur Unterstützung seiner Schüler verwandte, so hat er auch, da er nach später Ehe kinderlos starb, noch der kommenden Zeit namhafte Legate zugewandt. Und wie er die naturwissenschaftlichen Sammlungen außerordentlich bereichert, so hat er auch den vom Vater ererbten Sinn für gemeinnützige Thätigkeit auf das praktische Leben in vielfacher Weise bewährt. „Escher's Charakter als Mensch und Freund wurzelte auf alpinem Boden; er war ein Schweizer von altem Schrot und Korn", ruft mit gerechtem landsmännischem Stolze der pietätsvolle Biograph aus; wohl dem Volk und Lande, fügen wir hinzu, wenn sein Boden Männer solchen Schrotes und Korns fort und fort hervorzubringen vermöchte!

J. L.

Tagebücher von Friedrich von Gentz. Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense. Erster Band. Leipzig, Brockhaus 1873. — Bereits vor zwölf Jahren ist aus der gleichen, nicht immer rein, aber stets reichlich fließenden Quelle ein Theil der Gentzischen Tagebücher an das Tageslicht getreten. Ludmilla Assing ist der Meinung: an jener Probe sei es nicht genug, und kündigt die vollständige Ausgabe der Tagebücher an. Der vorliegende erste Band giebt die wörtliche Wiederholung der früheren Publication, nur daß an die Stelle des Tagebuchs aus dem Jahre 1819, welches einem späteren Bande vorbehalten ist, das Tagebuch aus dem Jahre 1815 tritt. Es ist deshalb nicht nöthig, den Inhalt näher zu charakterisiren. Wen es interessirt, über den Appetit und die Verdauung des berühmten Mannes genaue Kunde zu erhalten, und wer die Summen nachrechnen will, welche Gentz nicht allein von Fürsten, sondern auch von den Juden empfangen hat, erhält hier reichliches Material. Politische Enthüllungen sucht man in dem Jahrgange 1815 vergeblich und auch die Notizen über den äußeren Verlauf der diplomatischen Geschäfte muß man theuer erkaufen durch die Langeweile, welche die eintönige Litanei, wo Gentz täglich dinirt und soupirt hat, erregt. Es ist für den Character der Tagebücher bezeichnend, daß die Nachricht von Napoleons Flucht aus Elba eben so kurz und trocken eingeschrieben wird, wie der Hofball, dem Gentz am gleichen Tage beiwohnte. Ueber den letzteren verliert er sogar mehr Worte.

Ausgegeben: 17. Oktober 1878. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Ueber Schelling's Eigenart und Leistung.

Mehr als die Gesammtausgabe seiner Schriften hat in unserer unphilosophischen Zeit Schelling's Leben in Briefen und die Correspondenz Carolinens, der Madame Roland im romantischen Kreis, die Blicke wieder auf den Vater der Naturphilosophie gerichtet, dem sein bald wiederkehrender 100jähriger Geburtstag abermals einige Aufmerksamkeit zuwenden dürfte. Die folgenden Blätter machen keinen weiteren Anspruch, als einen kleinen Beitrag zur Orientirung über die Mission jenes Philosophen zu liefern, der, eine irrationale Erscheinung, eine fertige Unfertigkeit, mehr als irgend ein anderer in seiner öffentlichen und persönlichen Laufbahn Wunder und ungelöste Räthsel darbietet. Es handelt sich hier von nichts Geringem. Ein Unbetheiligter, Schlosser in der Geschichte des 18. Jahrhunderts, hat ein draftisches Wort über die stürmischen Eroberungen Fichte's und Schelling's*), deren anfängliche unerhörte akademische Erfolge er zugleich mit hervorhebt: „Sie hatten sehr gut erkannt, daß die deutsche Nation sich durch derbe Reden und Schimpf auf Andersdenkende und Glaubende einschrecken lasse, sie ließen sich daher durch die Männer, welche öffentlich gegen ihre mit Kunstausdrücken gespickten Machtsprüche auftraten, durchaus nicht stören, und es gelang ihnen, ihre sogenannte Wissenschaftslehre zuerst, dann die Naturphilosophie und die Idealphilosophie der Nation durch Machtsprüche aufzudrängen." Und nun auch der Betheiligte selbst! Er versichert, reifen Mannesalters geworden, mit einem, diesmal gerechtfertigten, Selbstgefühl zunächst seine akademischen Zuhörer: (München 26. Nov. 1827. S. W. 9 B. S. 266). „Als ich vor bald 30 Jahren zuerst berufen wurde, in die Entwicklung der Philosophie thätig einzugreifen, da beherrschte die Schulen eine in sich kräftige,

*) Treffend drückt sich auch über den Einen der beiden Sturm- und Drangphilosophen in Worten, die auch auf den Andern passen würden, der Criminalist Feuerbach 1799 brieflich also aus: „Es ist gefährlich, mit Fichte Händel zu bekommen. Er ist ein unbändiges Thier, das keinen Widerspruch verträgt und jeden Feind seines Unsinns — bemerkt der Kantianer, der Mann der Praxis und des positiven Wissens — für einen Feind seiner Person hält. Ich bin überzeugt, daß er fähig wäre, einen Mahomed zu spielen, wenn noch Mahomeds Zeiten wären, und mit Schwert und Zuchthaus seine Wissenschaftslehre einzuführen, wenn sein Katheder ein Königsthron wäre."

Digitized by Google

innerlich höchst lebendige, aber aller Wirklichkeit entfremdete Philosophie. Wer hätte es damals glauben sollen, daß ein namenloser Lehrer, an Jahren noch ein Jüngling, einer so mächtigen und ihrer leeren Abstraktheit unerachtet doch an manche Tendenzen der Zeit sich eng anschließenden Philosophie sollte Meister werden? Und dennoch ist es geschehen — freilich nicht durch sein Verdienst und seine besondere Würdigkeit —, sondern durch die Natur der Sache, und er kann den Dank und die Anerkennung der größten Geister der Nation nicht vergessen, wenn auch heutzutage wenige mehr wissen, daß der Durchbruch in das freie offene Feld objectiver Wissenschaft, in dem sie sich jetzt ergehen können, diese Freiheit und Lebendigkeit des Denkens, deren Wirkung sie selbst genießen, damals errungen werden mußte."

Tantae molis erat romanam condere gentem! ist man versucht, vor sich hinzuseufzen, wenn man durch die 14 theilweise starken Bände der Schelling'schen Gesammtausgabe sich hindurchgearbeitet hat. So viel, zum Theil unbrauchbares, ungenießbares Material, so viel Mühe besonders auf eine neue Auffassung der Natur verwendet, die dem Arbeiter nicht einmal mit einem Plätzchen in der Geschichte der Naturwissenschaft lohnen sollte, alles nur, um Grund und Boden dem Denken zu sichern, auf dem es mit Hegel sich häuslich niederlassen, gemüthlich einrichten und sein Gedankengebäude aufbauen konnte! Es hat Caroline schon im Oct. 1798 in einem Brief an Fr. Schlegel den noch wenig Bekannten als eine rechte Urnatur, als echten Granit bezeichnet. Es liegt hierin eine wunderbare Intuition von Schelling's Eigenart und Leistung. Er repräsentirt, wie kein anderer Denker, ungeachtet seines Bedürfnisses, sich an Vorgänger, hier an Fichte, dort an Spinoza oder Plato, dort an Böhme anzulehnen, die Unfähigkeit, nicht aus sich herauszugehen, wie sie einer stets naturwüchsig gebliebenen, in sich geschlossenen Singularität anhaftet; was er zu Tage fördert, das sind erratische Blöcke, Meteorsteine, Felsstücke, unbehauenes Material, das nie darauf rechnen darf, seiner eigenen Bearbeitung theilhaftig zu werden. Man redet von Unreife, von Uebereilung im Produciren, von Unentwickeltheit der Productionen. Gut, aber es sollte betont werden, daß Schelling sich geradezu sperrt, sich geradezu wehrt gegen alles Weiterführen der von ihm gegebenen Anregungen zu festen Bildungen und Gestalten, seine Dinge soll man ihm liegen lassen, wie er sie hingelegt hat. Höchst lehrreich ist es, in dieser Beziehung zu beobachten, wie er sich gegen seine Concurrenten verhält. Hat er es uns doch durch seine Auslassungen sattsam möglich gemacht, die persönliche Stellung, die er zu ihnen eingenommen hat, kennen zu lernen. Es ist zum kleineren Theile Privateifersucht, was ihn gegen Hegel so furchtbar verbittert hat. Es ist das Grauen davor, daß seine Bausteine behauen, daß seinem beigebrachten Material eine Form gegeben werden solle, was ihn

Digitized by Google

wider ihn einnimmt. So ungleich mehr er im Vergleich zu Hegel Fichte'n übel zu nehmen hatte, dieser kommt bei ihm noch ganz leidlich weg, hat sich besonders in seinen späteren Jahren vielfacher Anerkennung und Dankes von ihm zu erfreuen. Was er ihm verargt, das ist in letzter Instanz der Umstand, daß Fichte den Hebel dazu hergegeben hat, der Wirklichkeit das in ihr an sich noch nicht vorhandene Gepräge des Geistes aufzudrücken; was ihn mit Fichte wieder versöhnt, das ist sein Stehenbleiben vor den Thoren der objectiven Welt, sein nichtsanfangenkönnen mit ihr, wo es gälte, sie für die Zwecke des bildenden Geistes zu organisiren. Daß Hegel das Object nicht blos, wie Er, aufzeigen und bezeichnen, daß er es auch polieren und zuschleifen, daß er anders, als Fichte, mit der Wirklichkeit etwas anfangen, daß er sie mit dem Gedanken durchdringen, sie vernünftig formiren will und, wie bekannt, bis auf einen gewissen Grad auch kann, das ist in seinen Augen dessen größte, im Grund auch dessen einzige Schuld.

Wenn von Kant und Hegel die Rede ist, so kann bei ihnen zu Erleichterung der Uebersicht über ihr Wirken an eine Periodeneintheilung gedacht werden; diese Eintheilung betrifft dann die wissenschaftliche Laufbahn, den Studiengang. Wenn aber bei Philosophen des Uebergangs, wie Fichte und Schelling, Perioden unterschieden werden, so denkt man dabei an etwas anderes, man denkt nicht an die geradlinige, stetige Fortentwicklung der wissenschaftlichen Persönlichkeit und ihrer Leistung, wie sie jenen ernsten, fleißigen Bearbeitern des Wissens- und Gedankengebiets zukommt, man denkt an plötzliche Umschläge, an unvermittelte, sprungweise Wandlungen, bei denen Gemüth und Temperament sich betheiligt haben. In diesem Sinne ist von jeher zwischen einer früheren und späteren Periode bei Fichte, und bei Schelling zwischen 4 bis 5 Perioden unterschieden worden. Es wird sich uns aus einer Erörterung des bei den Schelling'schen Wandlungen thätig gewesenen Agens herausstellen, daß der Sachverhalt auch hier eine blos zweitheilige Abtheilung fordert. Bei Fichte, einer ethischen Natur, bestand sein Vorschreiten in einem immer gründlicheren Entselbstungsproceß seines Ich, das durch das Bindeglied der moralischen Weltordnung hindurch der Erfüllung mit absolutem Gehalt: göttlichem Leben, Wirken für die Gattung, Hingebung an die Idee, Dienst der Menschheit und des Vaterlands entgegengeführt werden sollte. Sobald man diesen Leitfaden anwendet, so glaubt man der Versicherung des Mannes, daß er stets und immerdar derselbe geblieben sei. Bei Schelling, einer ästhetischen Natur, gestaltet sich die Sache verwickelter; erscheint ja doch schon zum voraus der Abstand zwischen der vielfach trübseligen Mystik des alten und der frischen Lebensluft des jungen Schelling als gar zu schroff, wiewohl (s. S. W. 10. Bd. S. 375 ff.) ein Document einer Vorlesung von 184$^{3}/_{4}$ vorliegt, die auch hier das: „alte

Liebe roſtet nicht" bewährt, eine Kundgebung, welche das Unverweltliche des Naturſinns bei dem Greis bezeugt. Den Grund zu allen Fluctuationen unſeres Philoſophen müſſen wir in einer Zwieſpältigkeit ſeiner Aufgaben ſuchen. Seine Hauptaufgabe beſteht nämlich darin, der Sinnenwelt gegen die Verſuche ihrer Verflüchtigung im menſchlichen Denkproceß ihren feſten Beſtand zu retten und doch ſie als eine Domäne der Intelligenz, als ein anderes Ich feſtzuhalten. Dies giebt das Gegeneinander der realiſtiſchen und idealiſtiſchen Richtung in Schelling. Aus dieſer Hauptaufgabe entwickelt ſich in Bälde eine zweite: dem Abſoluten, unter dem im Sinne des nachkantiſchen Einheitsdranges der Philoſophie Geiſt und Natur zu befaſſen iſt, ſeinen Charakter zu erhalten und ebenſoſehr dieſen relativen Potenzen ihren ganzen Beſtand zu laſſen. Dies giebt das andere Gegeneinander, das der Verſuche des Abſoluten, alles Relative zu abſorbiren, und des Relativen, das Abſolute zu ignoriren, oder das Gegeneinander einer Spinoziſtiſchen und einer empiriſtiſchen Richtung, einer Richtung, der die Subſtanz, und einer andern, der die Natur alles ausfüllt. Die Schelling'ſche Schriftſtellerei ſtellt eine lange Zeit hindurch ein Oscillieren zwiſchen der realiſtiſchen und idealiſtiſchen, zwiſchen der Spinoziſtiſchen und empiriſtiſchen Richtung dar, d. h. ſie wechſeln ſo ziemlich mit einander ab, wie z. B. der „Bruno" 1802 realiſtiſch und „Philoſophie und Religion" 1804 idealiſtiſch iſt. Die Pole der beiden Gegenſätze können ſich mitunter auch untereinander verbinden; eben wieder im „Bruno", wo es durchaus Spinoziſtiſch iſt, das Endliche in das Ewige zu retten, während die dortige Materialiſirung der Ideen in den Weltkörpern ganz realiſtiſch iſt. Mit dem Jahr 1809 hört der Wechſel auf; es beginnt ein entſchieden neuer Abſchnitt, eine zweite Periode, ſignaliſirt durch die Zuſammenfaſſung der bisherigen Publicationen in einer Geſammtausgabe und durch den gegen alles Frühere ſo grell abſtechenden Inhalt der „Unterſuchungen über die menſchliche Freiheit." Schelling hat jetzt vollends eingeſehen, daß es mit der Abwechſelung zwiſchen den verſchiedenen Standpuncten auf die Länge nicht fortgeht, daß die Wiſſenſchaft durchaus eine Ineinanderverarbeitung des Idealismus und Realismus, des Abſolutismus und Relativismus verlangt. Das Reſultat des wohlgemeinten Strebens iſt, wie bekannt, ein ſolches geworden, das den Neuſchellingianismus in der öffentlichen Meinung discreditirt hat. Der früher ſo anziehend geweſene Wechſel zwiſchen der idealiſtiſchen und realiſtiſchen Betrachtung der Dinge hat ſchließlich, als ſollte deren Zuſammengehen recht draſtiſch für unthunlich erklärt werden, dem unbefriedigenden Riß zwiſchen dem logiſchen „Was" der ſogenannten negativen und dem materiellen „Daß" der poſitiven Philoſophie, dem ſchlechthinnigen Außereinander einer rationalen, an die Vernunftnothwendigkeit gebundenen und einer willkürlichen, von der nackten Wirklichkeit

Digitized by Google

und den Launen des Gemüths und der Phantasie abhängigen Auffassung Platz gemacht. Den wechselseitigen Absorptionsversuchen der absoluten und der relativen Sphäre vermochte nur durch die Verleihung einer kosmischen, physikalischen Entwicklung an das Absolute, an die Gottheit und durch eine unglückliche Ineinanderschlingung des göttlichen und menschlichen Processes gewehrt zu werden.

Es mögen zum Beleg der aufgestellten Ansicht, daß die Schelling'schen Wandlungen ein Erzeugniß der geschichtsnothwendigen Zwiespältigkeit sind, die den Uebergang von Fichte auf Hegel begleiten mußte, Aeußerungen dieser Beiden über das Auf- und Niedersteigen verschiedener Stand- und Gesichtspuncte in Schelling angeführt werden. Geahnt hat bereits Fichte den im Anmarsch begriffenen Heereszug der positiven Philosophie gegen das System, dem das Wirkliche vernünftig und das Vernünftige wirklich dünkt. In dem „Bericht über den Begriff der Wissenschaftslehre und die bisherigen Schicksale derselben 1806" (S. W. 8. Bd. S. 391 ff.) giebt er Schelling wegen seiner Statuirung eines Abfalls, eines Abspringens des Endlichen vom Absoluten in „Philosophie und Religion" einen materialistischen Dualismus, eine Aufstellung einer Materie an sich als eines zweiten Absoluten und damit ein Abstreifen der Maske der Speculation und ein Hervortreten des rohesten, stockgläubigsten Empirismus Schuld und vindiciert ganz im Sinne Hegel's der Philosophie den Beruf, „die Erscheinungen der Sinne mit dem Begriffe zu durchdringen und sie in ihrer Bedeutung, als dem wahrhaft Realen an ihnen, zu verstehen." Noch bezeichnender ist das Urtheil in einem Brief an Jacobi vom März 1804: „Mit Schelling ist es so, daß er bei aller seiner Naturphilosophie mit sich noch gar nicht einig ist, ob und wiefern er der Natur die Existenz zugestehen soll. Geräth er ins Absolute, so geht ihm das Relative verloren; geräth er an die Natur, so geht ihm das Absolute ganz eigentlich in die Pilse, die auf dem Dünger seiner Phantasie wachsen." Eingehend in die Sache hat Hegel in der Vorrede zur Phänomenologie die unausbleiblichen Folgen des Schillerns zwischen Idealismus und Realismus und des Wechsels zwischen Absolutismus und Relativismus angeführt. Er rügt daselbst die Eintönigkeit des naturphilosophischen Formalismus, vergleichbar dem Maler, der auf seiner Palette nur zwei Farben zum Anstreichen hat, das Betünchen von allem, was im Himmel, auf Erden und unter der Erde ist, mit solcher Farbenbrühe, das Aufkleben der paar Bestimmungen des allgemeinen Schema an alle natürlichen und geistigen Gestalten, ähnlich den Zettelchen an den Skeletten und den Etiketten an den verschlossenen Büchsen der Gewürzkrämer. Zugleich findet er, daß sich diese Manier zur einfarbigen, absoluten Malerei vollende, indem sie, der Unterschiede des Schema's sich schämend, sie, als der Reflexion angehörig, in die Leerheit des

Digitized by Google

Absoluten, in die Nacht, wo alle Kühe schwarz sind, versenke. Er urtheilt zum Schluß: „Jene Gleichfarbigkeit des Schema und seiner leblosen Bestimmungen und diese absolute Identität und das Uebergehen von Einem zum Andern ist eines gleich todter Verstand*), als das andere und gleich äußerliches Erkennen." In der Geschichte der Philosophie (3,587) endlich ist es wohl die Wolfsschlucht der „Freiheitslehre" mit ihren kosmischen Gewalten und transscendenten Potenzen, deren Grauen ihm mit das nüchterne Wort eingiebt: „Sie ist von tiefer speculativer Art, steht aber einzeln für sich da und betrifft nur diesen Einen Punct, in der Philosophie kann jedoch nichts Einzelnes entwickelt werden."

Es ist kein gering anzuschlagendes Verdienst von Zeller in seiner „deutschen Philosophie seit Leibnitz" durch die Bemerkung, Schelling habe das absolute Ich gleich Anfangs weit bestimmter als Fichte vom endlichen unterschieden, bei ihm eine Fichte'sche Periode, seiner eigenen gegentheiligen Ansicht noch im Jahr 1801 (s. Darstellung meines Systems, Vorerinnerung. S. W. 4. Bd. S. 109) zum Trotz factisch gestrichen zu haben. Das Anschauungsbedürfniß hier, der Abstractionsdrang dort verwehren es uns schlechthin, von einem eigentlichen Schülerverhältniß zu reden. Wohl deutet es auf Fichte zurück, daß in der Schrift: „über das Ich als Princip der Philosophie oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen 1795" das Absolute zu einem Ich gemacht, von einem absoluten Ich gesprochen wird. Aber das Ich der Wissenschaftslehre will gar nicht (Kuno Fischer mag in seinem „Fichte" sagen, was er will) das absolute, es will nur ein reines Ich sein. Die Kategorie des Absoluten fehlt überhaupt der Wissenschaftslehre, wie z. B. Fichte Jacobi (J. G. Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel 2, 181 f.) dahin belehrt, daß wir nur im Leben, nicht im Philosophieren, sammt der Welt auch das reine Ich außer uns setzen und Gott heißen. Indem Schelling das reine Ich mit dem absoluten vertauscht, hat er die nach Fichte stets in unserem Denken, Vorstellen, Einbilden vorgehende Production und Resorption des Nichtich oder, um es gleich modern auszudrücken, die Identificirung von Subject und Object durch ein ganz anderes Organ vor sich gehen lassen. Dieser Akt geht vor in einer absoluten Sphäre, die Schelling mehrfach als Inbegriff aller Realitäten, einmal geradezu als Gott bezeichnet, indem er S. W. 2. Bd. S. 210 bemerkt: es sei unsere Schwäche, daß wir überhaupt Objecte erkennen im Unterschied von dem blos sich selbst

*) Man ist überrascht, beim phantasievollen Schelling von todtem Verstand zu lesen? Aber hier ist ein blos rubricirender Verstand da, weil die organisirende Vernunft fehlt; ein andermal, wenn Schlosser sagt: „Schelling, weil er bloßer Verstand war, hatte von Fichte's reiner Begeisterung für das Wohl und das Glück der Menschheit auch keinen Funken in sich", fehlt es einer nicht ethisch gerichteten Individualität am idealen Sinn.

Digitized by Google

und alle Realität als sich gleichgesetzt schauenden Gott oder dem absoluten Ich. Eine Stelle, die uns zugleich darauf führen kann, daß Schelling da, wo Fichte Einheit hat, im energischen Bewußtsein, im Bewußtsein des Subjects, ursprünglich Trennung hat, Trennung zwischen Subject und Object. Er meint sodann: es sei, sobald ein Selbstbewußtsein bei mir statthabe, ein Streben in mir da, in der Bedingtheit durch das Nichtich die Identität mit mir erst zu retten und könne dieses Streben nur darum auf Erfüllung rechnen, weil oben im absoluten Ich alles in einander gerichtet sei. Wobei zum erstenmal der Nothnagel für alle Schelling'sche Verlegenheiten, die intellectuelle Anschauung, auftaucht. Kein Wunder, daß über diese unentwickelte und doch in nuce alle seine künftige Entwicklung in sich schließende Vorstellungsweise der Philosoph selber in der Vorrede zur ersten Sammlung der philosophischen Schriften 1800 äußert: „diese Schrift zeigt den Idealismus in seiner frischesten Erscheinung und vielleicht in einem Sinne, den er späterhin verlor. Wenigstens ist das Ich überall als absolutes oder als Identität des Subjectiven und Objectiven schlechthin, nicht als subjectives genommen." Doch wir sind es ihm schuldig, ihn es auch selber vor uns auseinandersetzen zu lassen, warum und worin seine Wege von Fichte's sich getrennt haben. Es geschieht dies in den Münchener Vorlesungen: zur Geschichte der neueren Philosophie nach 1834 (S. W. 10. Bd. S. 90 ff.) Fichte, heißt es hier, lasse mit dem Akt des Selbstbewußtseins für jeden Menschen das ganze Universum zumal gesetzt sein, das eben darum nur im Bewußtsein dasei. „Aber warum ist das Universum Außenwelt?" Also doch wenigstens durch die Außendinge jenen Akt der Selbstsetzung vermitteln lassen? Wohl; aber Fichten ist die Natur bloßes, leeres Object, ohne Unterschiede, nur als Nichtich durch die Entgegensetzung gegen das Ich gekennzeichnet. Des Weiteren allerdings, fährt der Mann fort, den ein gewisser Trieb nach Ungebundenheit für die philosophische Freiheit einnahm, scheint der Satz: alles ist nur durch das Ich und für das Ich — dem innern Menschen die letzte, wünschenswerthe Unabhängigkeit von allem Aeußern zu geben. Allein, wenn's auf's bloße Wollen des Menschen ankäme, würde er hie und da die Dinge anders einrichten. Also ist da offenbar nicht mein Wille maßgebend, sondern eine innere Nothwendigkeit, die Natur, deutlicher: das Bestimmtsein des die Dinge vorstellenden Ich. Statt, wie Fichte, diese unleugbare Nothwendigkeit wegzuschelten, mußte ich sehen, wie sie sich mit der behaupteten absoluten Stellung des Ich vereinigen lasse. Da ergab sich nun, daß mit meinem Fürchmichdasein, mit meinem Bewußtsein von mir selbst schon eine Welt da ist, also keinenfalls das schon bewußte Ich die Welt produciren kann. Aber kann's nicht das noch nicht seiner bewußte Ich? Kann nicht das Ich in seinem Zusichselbstkommen die Welt erzeugen? Es

Digitized by Google

steht dann diese Welt da mit dem erlangten Bewußtsein des Ich von sich selbst, sodaß das factische Bewußtsein des Ich nimmer das einer eigenen Production, sondern nur das eines zugleich mit ihm Dasein's der Welt ist*). Schelling, auf diese Weise der Sinnenfälligkeit der Welt, entgegen der Abstraction Fichte's von ihr, gerecht geworden, sucht seine mystische, „dem wirklichen Bewußtsein vorausgehende transscendentale Vergangenheit" des Ich, diese Vorgängerin seines bekannteren Prädeterminismus der Freiheit, dahin zu erklären: „das Ich jenseits des Bewußtseins ist noch nicht individuell: es ist für alle menschlichen Individuen das Gleiche und Selbe, sodaß ich für meine Vorstellung von der Außenwelt, ohne selbst eine Erfahrung darüber gemacht zu haben, auf die Uebereinstimmung aller menschlichen Individuen zähle, wie das Kind, das mir einen Gegenstand zeigt und voraussetzt, daß dasselbe für mich, wie für es selbst existiren müsse" — schließlich, was die Hauptsache ist, versichernd, diese Detour von Fichte gemacht zu haben, um seinerseits wieder in's Objective zu kommen.

Das absolute Ich entpuppt sich allmählich zum Absoluten, das empirische Ich, das vom Anfang an stillschweigend dem bisherigen Nichtich neben sich Platz gelassen hat, erkennt nach und nach dasselbe officiell an und stellt sich als Geist und das Nichtich als Natur unter das Absolute. Als Uebergang zu diesem Resultat sind insbesondere „die philosophischen Briefe über Dogmatismus und Kriticismus 1795" merkwürdig. Sagt das ja doch der Schelling des Jahres 1809 selber, daß die Bemerkungen des neunten Briefes über das Verschwinden aller Gegensätze widerstreitender Prinzipien im Absoluten die deutlichen Keime späterer und mehr positiver Ansichten enthalten. Und eine Anmerkung im sechsten Brief hat schon gegen die Beweise vom Dasein Gottes die Einwendung, daß man ein Sein, das nur durch sich selbst, nur durch seine absolute Einheit begreiflich sein kann, nicht wie einen vielseitigen, historischen Satz von allen Seiten her wahrscheinlich machen könne. Ja der erste Brief verwirft bereits im Namen der „ästhetischen" Betrachtung der Dinge und wegen der Zwischenwand, die sie zwischen mir und der Welt zieht, die Idee eines moralischen Gottes unter dem Ausruf: „der Mensch giebt sich der jugendlichen Welt hin, um nur überhaupt seinen Durst nach Leben und Dasein zu stellen. Dasein, Dasein! ruft es in ihm;

*) Vgl. in den Ideen zu einer Philosophie der Natur 1797 S. W. 2. Bd. S. 217 f.: „Mit dem ersten Bewußtsein einer Außenwelt ist auch das Bewußtsein meiner selbst da und mit dem ersten Moment des Selbstbewußtseins thut sich auch die wirkliche Welt mir auf. Der Glaube an die Wirklichkeit außer mir wächst mit dem Glauben an mich selbst auf; beide sind in ihrer innigsten Zusammenwirkung das Element meines Lebens und meiner Thätigkeit. Der freie Mensch allein weiß, daß eine Welt außer ihm ist; dem andern ist sie nichts als ein Traum, aus dem er nie erwacht."

Digitized by Google

er will lieber in die Arme der Welt, als in die Arme des Todes stürzen". Und gar nimmer mit einem Fichte'schen Bedauern wird im Interesse der Bethätigung des Ich an seinem Widerstandsobject, und um dasselbe Ich in der unendlichen Ausdehnung, die sonst allein da wäre, sich nicht verlieren zu lassen, im achten Brief nach sinnlicher Anschauung geschrieen. Ein Bedürfniß, dem in den Schriften von 1797—1799, nämlich in den „Ideen zu einer Philosophie der Natur", in der „Weltseele", in dem „ersten Entwurf eines Systems der Naturphilosophie" und in der „Einleitung zu dem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie" Genüge geschafft wird und dem im Bau des Lehrgebäudes die im „System des transscendentalen Idealismus 1800" constatirte Verwandlung der Geistesphilosophie aus der Fichte'schen Fundamentaldisciplin in eine Lateraldisciplin neben der Naturphilosophie entspricht.

Was ist überhaupt mit diesem „Durchbruch in das Feld des objectiven Geistes" für eine Veränderung im Gang der deutschen Philosophie geschehen? Unstreitig eine Erweiterung des philosophischen Gesichtskreises unter Einhaltung der einheitlichen Betrachtungsweise Fichte's, aber neben Aufrichtung eines verdeckten Dualismus eine Degradirung des Geistes gegenüber seiner selbstbewußten Thätigkeit bei Kant und Fichte. Der Sinn Schelling's ist: Geist und Natur sind Doubletten von einander; was in einem Buch zu lesen ist, steht in etwas anderem Druck im andern gleichfalls zu lesen; die Entwicklung beider verläuft im großen Ganzen parallel; die Natur treibt nach dem System des transscendentalen Idealismus sich zum Geist und der Geist sich zur Natur fort; jedes kann zum ersten gemacht werden und beides muß geschehen, sowohl das Ich als die Natur muß zum ersten gemacht werden. Insbesondere tauschen beide ihre Gesetze gegen einander aus. Wie entsprechen nur die Materie als Einheit der anziehenden und abstoßenden Kraft und das in Einem schrankenlose und mittelst des Objects sich selber beschränkende Ich einander! Was in beiden das Gleiche ist, das ist die Intelligenz, nur daß sie im Geist lebendig rege, in der Natur zu einem Sein erstarrt, ihre Qualitäten die zu einem Sein erloschenen, die Körper ihre gleichsam getödteten Anschauungen sind. Diese Gleichwerthigkeit und Gleichgehaltigkeit von Geist und Natur kommt, es ist nicht zu leugnen, den beiden Gebieten, auf denen wir uns hier befinden, zu gut: die lebensvolle dynamische und nimmer atomistisch mechanische Auffassung der Natur, der Rhythmus und die Harmonie in ihren Stufen und Reichen, der Begriff von Organisation und Organismus, eine geistreiche Darstellung vom Universum, der Gedanke eines geschichtlichen Prozesses in der Schöpfung, die Naturgrundlage des Geistes ist erst von hier aus möglich geworden. Aber der Umstand, daß Geist, Ich, Ichheit es sich hier müssen gefallen lassen, stofflich gefaßt zu werden,

Digitized by Google

wirft die deutsche Philosophie wieder so weit hinter Fichte zurück, daß alle Anstrengung Hegel's dazu gehört, sie wieder durch seinen weltschaffenden „Gedanken" zu emanzipiren. Was an Gewinn vor Allem der Natur durch ihre Erklärung zum Alter Ego des Geistes zuwächst, das geht dem Geist, der damit seine übergreifende Stellung verlassen hat, ab. Auf den Schultern Kants stehend, klagt Hufeland (Einleitung zu Kants Macht des Gemüths, der krankhaften Gefühle Meister zu werden 1827), das Identitätssystem an, dem Ueberwuchern des Lebens des Leibs über das Leben des Geistes Vorschub geleistet zu haben. Wenn Schelling noch so Recht hat gegen Fichte's abschätzige Behandlung der Natur, seine Scheu, ihr Leben und ihre Gliederung anzuerkennen, ihr Selbstzweck und Selbstständigkeit zuzugestehen, dieser hat doch vor ihm voraus, daß er Herr über die Natur bleibt und die Natur dem Geist für seine Zwecke der Förderung und Verschönerung menschlichen Gemeinschaftslebens dienstbar sein läßt. Wenn Schelling anscheinend ganz Fichtisch im praktischen Gebiet den reinen Willen in der Außenwelt herrschen läßt, er versteht darunter eine kosmische Macht, nicht das ethische Subject Fichte's. Wenn er der Natur ein zur Ruhe gekommenes Geistesleben zuschreibt, wenn er auch die bildende Kunst ihre Ideen tödten und sie in Leiber verwandeln läßt, solche Anschauungen, beruhend auf der stofflichen Fassung des Geistes, wehren der richtigen Vorstellung, daß Natur und Kunst eben die lebendige Thätigkeit der Seele anzuregen, die Geburt von Ideen zu befördern haben, lediglich also Mittel zum Zwecke sind. Bei der Parallelisirung des Geistes- und Naturgebiets vermag sich der Geist nimmer oben zu halten, nicht sich in sich zu erfassen, insbesondere nicht praktisch und ethisch zu concentriren. Wohl hat der Geist auch eine Seite an sich, wonach er dem Fatum unterworfen ist, in der Geschichte, und Schelling hat zum erstenmal die Factoren derselben blos gelegt; aber der rechtliche und der sittliche Geist, der Geist der moralischen Freiheit und Zurechnung kann bei ihm nicht zu seinem Recht kommen. In der verlotterten Welt, in die uns Schelling, hier Empiriker, im Gegensatz gegen Fichte's ideale Welt einführt, da wird beim Mangel eines zusammenhaltenden ethischen Prinzips im „System des transscendendalen Idealismus" zum voraus auf eine moralische Weltordnung, weil sie ja doch nicht von allen gewollt werde, verzichtet; die Eigenmacht und die Willkür ist naturgemäß und sozusagen naturberechtigt. Gegen die Ausbrüche menschlichen Eigennutzes kann sich die Gesellschaft nicht durch geistige, sondern nur durch sinnliche, dem Eigennutz selber fühlbare Mittel schützen. Wäre die Natur nicht, wie nach Goethe ausgeführt wird, in rechtlicher Beziehung unfühlend, Ungerechte so gut wie Gerechte mit ihren Gütern und Gerechte so gut wie Ungerechte mit ihren Uebeln bedenkend, an sie wäre zuerst bei der erforderlichen Einrichtung

Digitized by Google

zu denken. Also ist eine menschliche Ordnung herzustellen, eine zweite, eine höhere Natur über der ersten mit einem Naturgesetz zum Behuf der Freiheit. Es handelt sich da im Gegensatz von allen rechtlich moralischen, auf Despotismus und Gewissensinquisition führenden, Instanzen der Staats- und Rechtslehrer der Kant-Fichte'schen Schule von einer Maschinerie, die unerbittlich und mit der eisernen Nothwendigkeit, womit in der sinnlichen Natur auf die Ursache ihre Wirkung folgt, auf den Eingriff in fremde Freiheit den augenblicklichen Widerspruch gegen den eigennützigen Trieb folgen läßt, aber nie ihren Zusammenhang mit der sie ins Werk setzenden Menschenhand verrathen darf. Dem Mißbrauch dieser Gewalt soll dann freilich in gleich precärer Weise, wie durch das bekannte Fichte'sche Ephorat, durch Staatenföderation und Volksareopage begegnet werden.

In der Moral ist Hegel Schelling's Mitschuldiger in der zum Theil ungerechten Verwerfung der moralischen Weltanschauung. Aber zuletzt erkennt er doch im eigenen System einen Imperativ und damit ein sittlich verantwortliches Subject an. Schelling, in der Verdammung alles Pharisäismus mit ihm einverstanden, hat, sosehr er den Kant-Fichte'schen Bestrebungen, das Sittengesetz zum Weltgesetz werden zu lassen, mit gemein empirischen Instanzen in den Weg tritt, jederzeit gerade auf diesem Gebiete ganz besonders das Absolute unvermittelt mit dem Empirischen, das Seinsollen, das er als „Ideal" kennt, mit dem Geschehen zusammenfallen lassen*)". In der noch verworrenen Darstellung des Systems des transscendentalen Idealismus wird im kosmischen Urakt alles ethische Leisten fertig und ist nur für mein subjectives Bewußtsein des Vorgangs ein nichts bedeutendes Planentwerfen nöthig, d. h., es geht hier, wie im Rechtsgebiet, alles an mechanischen Drähten vor sich. Eingehender in die Sache wird in der „Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichte'schen Lehre" 1806 gegen Fichte's angebliche Lehre des Nichthandelns auf die zum Handeln drängende und auffordernde Natur und Welt hingewiesen, aber es werden ganz antinomistisch die Sittenlehren mit den Collisionen der Pflichten und die präceptive Moral verworfen, da doch die Göttlichkeit der Gesinnung, die Gesinnung, die selbst göttlich ist und nur Göttliches sieht, die Erlösung von dem Unterworfensein unter dem Gesetz sei. In dem aus dem Nachlaß herausgegebenen „System der gesammten Philosophie und der Naturphilosophie insbesondere", auch aus der Zeit von 1806, wird, nachdem „Philosophie und Religion" aufgestellt hatte: sittlich sein heißt

*) Bezeichnend ist es, daß, wenn Fichte im Sinn der ethischen Bestimmung der Menschheit das göttliche Leben mit der Existenz des menschlichen Geschlechts zusammenfallen läßt, Schelling von Hochmuth redet: s. „Darlegung des wahren" vorn.

Digitized by Google

nur Gottes Wesen ausdrücken, an die Stelle einer Sittlichkeit des Menschen oder einer Tugend, die das Individuum sich geben könnte, die göttliche Beschaffenheit der Seele gesetzt und in den „Untersuchungen über die Freiheit" ist für deren Verfasser „das Gutsein keine selbstbeliebige oder auch nur aus Selbstbestimmung hervorgegangene Sittlichkeit, vielmehr Religiosität, nicht im Sinne unserer Empfindungsphilosophen oder im Sinne des müßigen Brütens, sondern eines Gott als das geistige Licht Habens, im Sinne eines Sichbekennens zum Rechten ohne alle Wahl, die Katonische innere und fast göttliche Nothwendigkeit des Handelns, die weder den Vorhalt eines Pflichtgebots braucht, noch sich in moralischer Genialität oder Schönseligkeit ergeht oder durch den moralischen Geschmack sich leiten läßt". Man sieht, unser Philosph *kann* nicht leicht eine objective Gestalt, eine Lebensform anders, als unter der Form der Unmittelbarkeit der Natur ansehen. Unter diesem Modus stellen sich ihm die Dinge gern dar. Führt er den Menschen, wie er sein soll, vor: er leiht ihm die Züge der „Naturkraft", kräftige Sinnlichkeit, Affekt, Leidenschaft. Will er die wahren Künstler sich vergegenwärtigen, er findet sie still, einfach, groß und nothwendig in ihrer Art, wie die Natur (Methode des akademischen Studiums 14. Vorl.). Soll sich ihm die Einrichtung, die sich Staat heißt, empfehlen, so soll sie Stabilität haben, wie die Natur, die verschönert, aber nicht anders gemacht werden kann, *als sie ist*; sich unfühlbar machen, wie's die Natur thut, das soll auch der Staat (S. W. 2. Abth., 1. Bd.: Einl. in die Philos. der Mythologie S. 548 ff.). Schelling ist eben, da mit ihm der erste Durchbruch ins Feld des objectiven Geistes erfolgt ist, überhaupt erst noch auf das Primitive angewiesen. Das goldene Zeitalter, die erste Idylle der Menschheit, das freie Sichgehenlassendürfen an der Hand der Natur, der von höheren Geistern empfangene Unterricht, das sind die Gedanken gewesen, die den Knaben, wie den Greis gefesselt haben und mit ihrer Auffassung des Geschichtsanfangs jenen durchgreifenden Gegensatz zur Hegel'schen Ableitung der menschlichen Entwicklung aus der Barbarei und Thierheit heraus bilden, der so treffend den Unterschied des ingenium felix, des Genies, das auf der Welle des Lebens leicht und glücklich fortschwimmt, und des erst nach harter Arbeit sein Gold zu Tage fördernden Denkers versinnbildlicht. Wo sich Schelling mit dem Völkerleben einläßt: wohl, er hat die Produkte der Cultur nicht übersehen, er hat sich mit Kunst und Künsten viel und gern abgegeben, hat die Aesthetik in wesentlichen Punkten gefördert: aber was ist es, was ihm da vor allem am Herzen liegt? Man sehe die „Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur" 1807 an. Das Zurückgehen der Kunst zum thätigen Prinzip in der Natur, zu dem im Innern der Dinge wirksamen, durch Form und Gestalt redenden Naturgeist. Und was hat mitunter den Philosophen

Digitized by Google

so stark zur Kunst hingezogen? Was anders, als der Umstand, daß sie ist ein Abdruck der Erstlinge, die an dem Blüthenbaum des Völkerlebens gewachsen sind, ein Abdruck von Religion und Mythologie dieser Erstlinge, die ihn neben der Genesis der Sprache fortwährend interessiren. Mit der Untersuchung „über Mythen, historische Sagen und Philosopheme der ältesten Welt" hat der Jüngling 1793 seine gelehrte Laufbahn eröffnet und Dank der Sympathie seines Genius mit dem Phantasieleben der ersten Menschheit den Weg zu jener Kritik eröffnet, die vom Gesichtspunkt der absichtslos dichtenden Sage aus sich an den Geschichtsurkunden vollziehen sollte und mit der Philosophie der Mythologie, der akademisch correktesten seiner Vorlesungen, hat der Greis geschlossen. Es ist ein tüchtiges Stück von Rousseauschem Naturalismus*) in Schelling gewesen; es hat ihm gleich dem Bürger von Genf alles aus erster Hand Kommende am besten geschmeckt. Aber was bei Rousseau Sache des Raisonnements, praktische Opposition gegen die verrotteten Zustände, in denen er lebte, gewesen ist, das ist bei ihm Sache der Induction einer sinnigen, alles symbolisirenden Naturgabe, eines vom concentrischen Trieb der deutschen Philosophie mitbeseelten Bedürfnisses nach Zusammenschauung des Auseinanderliegenden, nach Combination des anscheinend von einander Entfernten gewesen. Das Opponiren fing bei ihm erst an, als man die von ihm aufgewiesenen Bausteine zu einem Bau der Wirklichkeit in Gedankenform zu verwenden Anstalt machte — ein umgekehrter Rousseau, der, wie dieser gegen die Verbildung seines Zeitalters, gegen die sich vertiefende Bildung seines Jahrhunderts sich richtete, unfähig und nicht willens, in den Gegenstand mit seinem Verstand sich anhaltend zu versenken. Das Auge Schelling's war nicht, was man so heißt, realistisch organisirt, so wenig als sein Geist für das discursive Denken disponirt war; daher die Sprünge seiner Einbildungskraft, seine gewagten Analogien und Zusammenstellungen im Gesammtgebiet des Natürlichen, die sich sogar vor einer Untereinanderwerfung der verschiedenen Kreise der Natur, etwa einer Vergleichung des Magnetismus mit der Irritabilität, des Chemismus mit den Reproductionen nicht scheuten, daher die fast durchgängige Unbrauchbarkeit seiner sogenannten Forschungen, häufig bloßer Phantasiespiele, für die exacte Wissenschaft. Sogar der naturfeindliche Fichte, gegen den er darauf pocht, daß er die Natur nicht vom Standort des Apothekers ansehe, muß ihm den Weg angeben, wie man es auf diesem Felde zu einer wirklichen Erkenntniß bringen könne**). Aber Schelling hat, so lange seine spezifische Mission in der

*) Unseres Erinnerns haben wir nur einmal Rousseau's Namen in Schelling's Schriften gelesen, in der Magisterdisputation über den Sündenfall, die hie und da an Rousseau erinnert.

**) Vgl. auch die kurze Bemerkung Schlossers: speculative Physik? contrad. in adjecto.

Digitized by Google

Kulturgeschichte dauerte, mit der großartigen Einseitigkeit seiner naturbelebenden und naturbegeisternden Phantasie, mit seiner Fähigkeit, vor seinen Blicken die Natur sich in stetem Flusse zu erhalten, im großen Ganzen die Richtung der neueren Wissenschaft, das Gesetz der Entwicklung auf dem Boden des natürlichen Daseins durchzuführen angebahnt; er hat, befruchtet von der Romantik und begleitet von der Romantik, der Wissenschaft Respekt vor den ersten Ursprüngen des geschichtlichen Geschehens, vor dem in der Menschheit und im Volksthum waltenden Urgeist beigebracht und die einem subjectiv politischen oder humanitarischen Ziel entgegeneilende Geschichtschreibung zum Verweilen bei der ehrwürdigen Eigenart je der verschiedenen Zeitperioden angehalten. So oft Schelling in kritischen politischen Zeiten im Ton des Reformators reden wollte, so klingt bei seinem Mangel an echtem, ethischem Pathos etwas Hohles hindurch, aber dafür im theilweisen Gegensatz gegen seine philosophischen Nebenbuhler viel Sinn für geschichtliche Bestände. Wenn Hegel's Votum über den Würtembergischen Verfassungskampf von 1815 bis 1819 von dem Gedanken des modernen vernünftigen Staats diktirt war: der gleichfalls damals zu einem Privatvotum aufgeforderte Schelling gab seine Stimme für pietätsvolle Beachtung der angestammten Freiheiten und Einrichtungen Altwürtembergs ab, und wohl war es neben dem Interesse an der Wissenschaft auch das historische Interesse an der altberechtigten Corporation, was ihn im Jahr 1836 sich für die Rechte der Universität Tübingen gegen die regierungsseitig versuchte gänzliche Incorporation der Universität wehren ließ. Im Jahre 1849 aber erwachte vollends der alte Eifer für das historische Recht; er liest dem Tochtermann Waitz tüchtig den Text über den damals in Frankfurt geplanten Ausschluß des im deutschen Staatenbund privilegirten Oesterreichs aus dem neuen Reichsverband.

Wenn wir nach allem diesem bei der Frage, wiefern nun aber Schelling sein nächstes Gebiet, die Philosophie, gefördert habe, doch versucht sein könnten, unser tantae molis erat, zu wiederholen, so möge er selber vor unsern Augen seine Sache führen. Er hat dies nirgends mit mehr Klarheit und Ueberzeugungskraft gethan, als in der Anti-Fichte'schen Schrift von 1803: „Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichte'schen Lehre". Wenn wir erwägen, daß Fichte's Abstraction und Thatendrang eine Ergänzung durch die Gegenseite der Anschauung und der Gemüthshingebung bedurfte, so verstehen wir's, wenn der Verfasser dort ausruft: „der Fortschritt der Vernunftwissenschaft zur Naturphilosophie ist die Parole zu aller wahren Objectivität geworden, die gegenüber der Abstraction in Wissenschaft, Religion oder in irgend anderen Kreisen menschlicher Thätigkeit gewonnen worden ist," fühlen sympathisch mit, wenn er „alle Heilkraft nur in der Natur finden und sie das wahre Gegengift der Abstraction, den ewig frischen Quell der

Digitized by Google

Begeisterung und einer immer wieder geschenden Verjüngung" nennt, heißen mit ihm willkommen „die Milde, das Schaffen von innen, den stillen Gang und die ewig gleiche Ordnung der Natur", suchen uns zu befleißigen des von ihm empfohlenen Zugs innerer Liebe und Verwandtschaft des eigenen Geistes mit dem Lebendigen der Natur, der stillen, nach der Tiefe ringenden Gelassenheit des Geistes, damit das blos sinnliche Anschauen zu einem sinnigen werde." Ja, in Erwägung, welcher Ruhe der Menschengeist nach der Fichte'schen Anstrengung bedürftig sein mußte, stimmen wir mit ihm ein, wenn er, „obwohl selbst gelehrt in die Schulen der Schriftgelehrten, allen Ernstes mit den Mystikern sich gründen will auf den lebendigen Grund der freien Natur", wenn er meint, „außer den gewaltsamen Angriffen der moralischen Weltanschauung auf das Zeitalter gebe es noch anderes zu thun durch stillere, aber tiefere (?) Bemühungen des Geistes" und in den Ruf ausbricht: „die Vorzeit hat sich wieder aufgethan, die ewigen Urquellen der Wahrheit und des Lebens sind wieder zugänglich. Der Geist darf sich wieder freuen und frei und kühn in dem ewigen Strom des Lebens und der Schönheit spielen." Allein, wenn nun die Auseinandersetzung mit Fichte die Drohung ausspricht: „die lang verkannte Natur selbst wird, alles erfüllend, durchbrechen, alle Blättlein und Bücher werden sie nicht aufhalten, alle Systeme der Welt nicht hinreichen, sie zu dämmen. Dann wird alles einig und eins werden, auch in der Wissenschaft und Erkenntniß: wie schon von Ewigkeit alles einig und eins war im Sinn und im Leben der Natur", dann — heißts bei unsereinem: ich gehe wieder zum Andreas, ich verlasse diese naturtrunkene Phantastik; denn es ist im Anzug die chaotische Traumgährung der „Freiheitslehre", die Dictatur der Gemüthslaunen und der Herzensbedürfnisse, die Ablösung der festflüssigen Begriffswelt durch die zerfahrene Welt der spröden kosmisch physikalischen Gebilde der Mystik. Und doch fehlt es selbst bei der Richtung dieses Wegs nicht an aller Ausbeute für die Wissenschaft: die furchtbare Energie des Bösen, in der Weltordnung da, in ihr berechtigt, hat niemand für die Aesthetik eindringlicher hervorgehoben, als Schelling.

Vom System zur Person! Schelling hat seine naturalistische Ader persönlich darin gezeigt, daß er sich gehen ließ, sich keinen Zwang anthat. Im schlimmen und im guten Sinn. Im schlimmen Sinn, da der trotzige, übermüthige, auf seine Ehre und sein philosophisches Eigenthum eifersüchtige, gegen den Feind unbarmherzige*), gegen den Freund empfindliche Philosoph in seiner ungenirten, reflexionslosen Naturwüchsigkeit ungefähr das gerade Gegentheil von dem gewissenhaften Selbstbeobachter und kunstvollen Bildner

*) Vgl. übrigens auch seine ansprechende Protection der gelehrten Discussion im Interesse der Wissenschaft S. W. 3. Bd. S. 649 ff.

Digitized by Google

an sich selbst, von Schleiermacher gewesen ist. Im guten Sinn, da an dieser Eigenthümlichkeit nicht nur seine überderbe Polemik, sondern auch seine lebhafte, drastische Auffassung der Dinge, sowie sein Aber gegen alles gemachte, affectirte Wesen hängt. Die frische Auffassung der Dinge! Wer ergötzt sich nicht daran, wenn er beschreibt, „wie sich die fruchtbare und furchtbare Gewitterstille, das lange Schweigen Fichte's in so sanften Regen, wie jetzt im seligen Leben aufgelöst habe", wenn er über Jacobi, mit dem er den bekannten Streit über die göttlichen Dinge gehabt hat, sarkastisch bemerkt: „in den Vorzimmern und an den Speisetischen der Großen haben ihn die göttlichen Dinge, über die er schrieb, doch gewiß nicht aufgesucht", oder wenn er ein andermal die alten Schwestern Jacobis, die bei den Empfangsbesuchen des Bruders ihre Anwesenheit aufdringen, mit zwei auf dem Sopha lauernden Katzen vergleicht; wen wandelt's nicht an, zu lächeln, wenn er die Engel die langweiligsten aller Geschöpfe betitelt, in ihrem Ensemble eine breiartige Masse sieht und in der denkbar einförmigsten Thätigkeitsäußerung ihres ewigen Singens und Musicirens die Kehrseite des Ineinanderfließens ihrer Einzelbilder findet (seine Philosophie der Kunst 180²/₈ S. W. 5. Bd. S. 429 ff.) Und um Bedeutenderes zu nennen, mit welchem Genuß versenkt man sich in die herrliche Skizze, die er in seinem bis auf die Herausgabe der sämmtlichen Werke verschollenen Nachruf über Immanuel Kant 1804 (S. W. 6. Bd. vorn) giebt, wie er hier das Wohlthätige der Rigidität dieser kräftigen Erscheinung für ihr Zeitalter, die Aufrichtigkeit dieses Geistes gegen sich selbst, die Verbindung der Schwerwuchtigkeit dieses Meisters der Wissenschaft mit seiner Leichtigkeit und Eleganz in Schrift, Wort und Lebensform vor das Auge stellt. Ein Widerwille gegen Affectation spricht aus dem schon berührten Kampf gegen die Auswüchse der moralischen Weltanschauung, gegen „eine selbsterschaffende und sich selbst beschauende Sittlichkeit", gegen „die Empfindelei aller Art" (in der „Darlegung;") vor Allem aber aus einem gleichfalls vergessenen interessanten Aufsatz über Schleiermachers Weihnachtsfeier vom Jahr 1807. Es steht hier schwäbische Substantialität gegen ein Stück Berlinerthum. Es wird hier für fromme Sitte und Vorstellung in ihrem einfachen, von der Reflexion noch nicht benagten Wesen gegen die in ihrer Weichnachtsfeier mit ihrer Weisheit sich bespiegelnde Gesellschaft plädiert, sowie für die öffentliche, allgemeine, im Geist und Herzen des Volks lebendige Religion gegenüber der von Schleiermacher betonten, immerhin beengenden und zwischen sich und andern Gemeinschaften ein Verhältniß des Mißtrauens pflanzenden Kirche gesprochen wird. So unkritisch sich auch die spätere Schelling'sche Theosophie mit ihrem Gnosticismus und mit den sabellianischen *πρόσωπα* ihrer sich offenbarenden und sich entwickelnden Gottheit anlassen mochte, ihr Urheber hat bis an sein Ende einestheils den Vorrang des Wissens vor einem

Digitized by Google

keiner Rechenschaft über sich fähigen Glauben, anderntheils den Antheil des nicht theologischen, des Laienbewußtseins an den Dingen der Kirche, und den Standpunct einer, freilich an ihre Statute festgebundenen Volks- und Staatskirche festgehalten. Vollends jener Eifer, mit dem er sich in dem Fragment gebliebenen Gespräch „über den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt" (S. W. 9. Bd. vorn) für die Fortdauer nach dem Tode wehrt, ist ganz nur auf Rechnung eines persönlichen Kraftgefühls, das über dieses Dasein hinaus noch größere Dimensionen erstrebt, wie auf individuelle Gemüthsbedürfnisse des von Trennungsschmerz besonders heftig ergriffenen Mannes zu setzen.

Wir haben die beiden Bestandtheile der Weltordnung, Geist und Natur, verfolgt; wir kehren am Schluß unserer Besprechung zu dem Absoluten zurück, welches sie beide verbindet. Das Absolnte ist, nachdem sich für Schelling in seinen ersten naturphilosophischen Schriften und im System des transscendalen Idealismus das Geistes- und Naturgebiet auseinandergethan hatte in der „Darstellung meines Systems 1801" zum erstenmal in seiner Reinheit aufgestellt worden. Seine Geburtsstätte ist von vornherein zwiespältig. Es ist ein Kind des Fichte'schen Ich, vermittert durch den Uebergang des reinen Ichs ins absolute Ich und des absoluten Ich ins Absolute. Von diesem Ursprung her ist es in thesi productiv, wie das Ich, nur nicht, wie dieses, subjectiv zeugungsfähig, nicht Schöpfer einer bloßen Gedankenwelt, aber objectiv zeugungsfähig, Schöpfer einer wirklichen Welt. Nur daß in praxi diese Function bloßes Postulat bleibt; sie wird ihm durch seine zweite Geburtsstätte gewehrt und ihm erst bei Hegel, wo es zum absoluten Geist avancirt, möglich. Besagte zweite Geburtsstätte nämlich ist die Qualität, die das Ich, dem das Nichtich zur Seite getreten ist, in Folge dieses zur Seite Tretens angenommen hat. Ich und Nichtich sind stoffliche Dinge, sind Größen, sind Quanta. O, wie wußte es Fichte, was er that, wenn er sich gegen das Absolute unter Quantitätsnormen zu wehren pflegte! Da ist es dann nimmer zeugungs-, nimmer entwicklungsfähig, es ist die blos formelle Zusammenfassung der beiden Stoffe, Geist und Natur, es ist Aggregat. Die Bestimmung, die dem Verhältniß gegeben wird, mag dann lauten: absolute Intelligenz und unter ihr die Intelligenz mit dem Uebergewicht des Ideellen (Geist) und die mit dem Uebergewicht des Reellen (Natur), oder auch: absoluter Idealismus und unter ihm relativer Idealismus und Realismus.

Die ewige Unruhe, die Schelling mit immer neuen Auseinandersetzungen seines Systems, beziehungsweise Experimenten mit demselben umtreibt, erklärt sich einzig und allein aus dem Widerspruch seiner verschiedenen Gesichtspuncte. Da muß das einemal das Absolute die leere Identität oder Indifferenz sein und der Inhalt, die Fülle kommt dem Geist und der Natur

Digitized by Google

zu; das anderemal ist aller Inhalt, alle Fülle im Absoluten und Natur und Geist sind für sich nichts und müssen in Spinozistischer Weise im Absoluten verschwinden. Dort gewinnts unter den beiden Besitzern, weil der Geist auch stofflich, in Naturform bestimmt ist, die Natur, die trotz aprioristischer Construction sie selbst bleiben muß, daher die Naturphilosophie, das ein und alles, der gesammte Umfang der Philosophie, was Schelling wohl auch mit dürren Worten sagt; hier gewinnts die Substanz, sie die Einheit des Seins und Erkennens, des Bejahten und des Bejahenden, oder Gott, der seine eigene Affirmation, dessen Idee sein Sein ist. Hier also die Kehrseite des Fichteanismus mit seinem alles verzehrenden Subject, der Spinozismus mit dem alles verzehrenden absoluten Object. Aber das Bedürfniß nach dem Beisammenhaben beider, des Absoluten und des Relativen, ist da. „Philosophie und Religion" will helfen durch ihr Auseinanderreißen, wobei beide sollen als selbstständig conservirt werden: da das Unendliche rein und makellos, dort die Erscheinungswelt in einem zeitlosen Akt eines einseitigen Befreiungsversuchs von ihm losgerissen, ein Absolutes und sein Afterbild gegen einander gestellt. Aber die „Darlegung", behandelt diese Hypothese des Abfalls als gar nicht ernst gemeint und ersetzt sie durch die Verpflanzung des Gegensatzes der unsinnlichen Einheit und der sinnlichen Vielheit in die denselben überwindende Identität. Ein Weg, der, wie oben bemerkt, in der *mystischen und* theosophischen Periode vollends angetreten wird.

Weiß man, was es mit dem Schelling'schen Absoluten auf sich hat, so hat man den Schlüssel auch Schelling's zu ganzer, so schillernder Erscheinung, insbesondere auch zu dem nur ihm eigenthümlichen Organ der Erkenntniß, der intellectuellen Anschauung, die sich des Zusammens und des Nebeneinander von Subject und Object, von Ich und Gegenstand, von Geist und Natur mit Einem Schlag bemächtigt. Man ist gewöhnt, bei Schelling seinen Naturcultus zu betonen. Er selbst spricht sich in der Philosophie der Offenbarung (S. W. 2. Abth. 4. Bd. S. 18 ff.) dahin aus, daß er bei Erlangung der Einsicht, die Philosophie könne sich nur von der Wirklichkeit entwickeln, eben nach dem Aeltesten von allem Wirklichen, nach der Natur, um von da aus über Religion und Geschichte klar zu werden, und auf dem Geschichtsboden auch wieder nach dem Aeltesten, nach der Mythologie, gegriffen habe. Wirklich sieht auch das Product aus der romantischen Küche, mit dem von ihm die naturphilosophische Periode inaugurirt wird: „Epikurisch Glaubensbekenntniß Hans Widerprostens 1799" nicht darnach aus, als ob es bei Ergreifung dieser Laufbahn so ohne alle Reflexion abgegangen und von Hause aus das Feuer und die Begeisterung, die den echten Dichter und Forscher für die Natur beseelen, dagewesen wären. Jedenfalls ist und bleibt bei der Ergreifung der Natur der ganze Idealismus, das ganze Bedürfniß

einer concentrischen Erfassung der Dinge mitthätig. Denken und Anschauen hindern sich also gegenseitig; sie können sich weder gehörig von einander sondern, noch gehörig mit einander verbinden. Vor allem das Aristotelische: „sieh' jede Sache für sich an" war am Schelling'schen Drang, alles Einzelne nur mit dem Ganzen zusammenzuschauen und nöthigenfalls zusammenzuphantasiren, verloren. Aber ein κτῆμα εἰς ἀεὶ sollte für die Culturgeschichte dennoch der Versuch, den Geist in die Natur und die Natur in den Geist hineinzusehen, abgeben.

Emil Feuerlein.

Ein ungedruckter Brief Lucas Cranach's

mitgetheilt von Dr. Ernst Friedlaender.

Der nachstehende Brief, welcher sich im Besitze des Vereins für bildende Kunst und vaterländische Alterthümer zu Emden befindet, ist nach mehreren Seiten hin von Interesse, denn der Schreiber sowohl als der Adressat gehören jeder auf seinem Gebiet zu den herrorragendsten Männern des Reformationszeitalters; und sind auch Rechnungen und Quittungen von Cranach's Hand genug bekannt, so zählt doch ein ganz eigenhändiger Brief des Meisters zu den Seltenheiten, vollends ein Brief, der einem Einblick in Gemüth und Empfinden des Künstlers gewährt. Von Cranach's ältestem Sohne Johann nahm man bisher allgemein an, er sei im Jahre 1536 gestorben, doch wird nach unserem Briefe als Todesjahr das folgende 1537 bestimmt werden müssen. Schuchard, der in seinem Buche: „Lucas Cranach des älteren Leben und Werke" I, 96 ff. und III 81 ff., Alles vereinigt, was über diesen Sohn Cranachs festzustellen war, beruft sich bei Angabe des Todesjahrs auf Luthers Tischreden (Leipzig 1700) S. 343, aus denen er citirt: „Anno 1536 den 1. Decembris besuchte Dr. Martin Luther den Bürgermeister Lucas Mahler der sehr traurig und bekümmert war über seines lieben und gehorsamen Sohnes Abschied, so mit der Eltern und anderer Gottesfürchtigen Rath, Wissen und Willen in Italien gezogen und zu Bononien den 9. Octobris auf den Abend in schönen, herrlichen, Christlichen Bekämtnuß gestorben war" u. s. w. Er fügt zu dem Worte „Bürgermeister" die Anmerkung hinzu: „Cranach wurde erst 1537 Bürgermeister". In „Luthers bisher ungedruckte Briefe" von D. G. Schütze (1780) II, 378 ff. steht: „Aus einer Uffenbachischen Abschrift aus dem Jahre 1537 vom 1. December. Consolatio Lutheri ad consulem Kranach de filio suo in Italia mortuo." Darin ist Alles angeführt, was in Luthers Tischreden vorkommt. Jedenfalls ist dies bisher nicht beachtete Datum, 1. Dezember 1537, das richtige

Digitized by Google

Datum von Luther's Beſuch und Troſtſpruch. In dieſem Jahre alſo iſt Johann Cranach in Bologna geſtorben, und die Zahl 1536 in den Tiſchreden beruht auf einem Leſefehler*), denn auch der folgende Brief vom 7. December 1537 bezieht ſich auf den Lucas Cranach von befreundeter Seite bei Gelegenheit jenes Todesfalls geſpendeten Troſt, und man wird nicht annehmen wollen und dürfen, daß Luther ſowohl, wie Myconius, der Adreſſat des Cranachſchen Schreibens, erſt ein Jahr nach der Trauerbotſchaft dem ihnen nahe ſtehenden Lucas Cranach tröſtende Worte zugeſprochen haben. Der Inhalt des Briefes ergiebt vielmehr klar, daß Cranach dieſes Troſtſchreiben erſt kürzlich erhalten hat, und daß die Troſtesworte friſch aus dem Herzen gefloſſen und keineswegs erſt geraume Zeit nach der Kunde von dem Trauerfall in der befreundeten Cranachſchen Familie geſchrieben worden ſind. Einige Schwierigkeit bietet die Aufſchrift dar. Adreſſat iſt „Friedrich Mecum" oder wie er ſeinen Namen latiniſirt ſchrieb „Myconius", jener Reformator Thüringens und Freund Luthers, der nach ſegensreichem Wirken am 7. April 1546 zu Gotha ſtarb. Das letzte Wort der Adreſſe jedoch iſt nicht ganz leicht zu deuten. So unmöglich es klingt, ſind, nach genauer Schriftvergleichung, die Schriftzüge als „grosfarderen" aufzulöſen. Da dieſe Lesart jedoch völlig unſtatthaft iſt, muß man wohl annehmen, Cranach habe die damals übliche Formel „meinem lieben Herrn und Gevatter" gebrauchen wollen, und in den überhaupt ſehr unſicheren Zügen mag dieſes „geffaderen" ſo undeutlich aus der Feder gefloſſen ſein. Die Annahme einer wirklich beſtehenden Gevatterſchaft zwiſchen den Familien Mecum und Cranach iſt übrigens durchaus nicht ausgeſchloſſen, denn Cranach's Frau, Barbara Brengbier, war aus Gotha und auch Mecum heirathete im Jahre 1526 die Tochter eines Gothaiſchen Bürgers, Margarethe Jäckin, mit der er neun Kinder zeugte, ſo daß Berührungspunkte genug zwiſchen den beiden Familien beſtanden haben mögen. Schließlich bemerke ich, daß das Siegel des Cranachſchen Briefes dem bei Schuchard als Nr. 5 abgebildeten zu gleichen ſcheint.

Genad und frid in Criſto und mein gancz wiliger dinſt ſey ewer wird alezeit zuvor bereit wirdiger liber her ich bedanck mich des geiſtlichen troſtbrifs den ir mir in meiner trubſal mit weib und kinder getan habt geſter auf den abent hat mir en magiſter vorgepracht und hat mir und mein weib geleſen ich danck dem parmherczigen got das er mir die genad vorlihen hat das ich ſulchen troſt von ganczem herczen vorſte und wil in mein lewenlang behalt und vil guter heren und freundt leſen laſen mit ſambt docter martinus der in wirt von herczen geren leſen

*) Schon die Ausgabe der Tiſchreden ꝛc. von Joannes Aurifaber, Leipzig, Berwaldt 1581, S. 211 lieſt 1536.

Digitized by Google

ich het euch vil zu ſchreiben hab aber vil zu ſchafen der almechtig got wil mich der welt gancz mud machen und er hat angehoben ich vorſte es warhaftig aus ſeiner lautern und milden genaden und wil meinen liben ſun in dem faulbetlein ruen laſen mit alen gelawigen und wil mich mit weib und kinderen in ewer gebet befelen und ich wil euch wider dinen und ewer freundt ſey die weil ich leb gruſt mir ewer libe hausfrow ꝛc.

Fritag nach S. barbera im XXXVII jar

E. w.
g. wiliger D lucas Cranach
maler zu wittenberg.

Dem Achtbaren und wirdigen hern Friderich mecum pfarer zu gota meinen liben hern und grosfarderen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Parteiverhältniſſe in Ungarn. Aus Budapeſt. — Die Stimmung eines Wanderers, der eine Fußreiſe antritt, iſt am Morgen eine ganz andere, als in den langen Stunden des Nachmittags. Dort denkt er an das Ziel ſeiner Wanderung und vergißt die Mühen, die ihn erwarten, hier beſchäftigen ihn die Plagen des Wegs, und er vergißt faſt das Ziel. Ich will nicht ſagen, daß das Gleichniß genau auf unſere Zuſtände paßt. Im Allgemeinen ſind wir gar nicht müde geworden, und das Ziel, dem wir zuſtreben, die „Civiliſation des Weſtens“ gehört zu unſeren geſuchteſten Schlagwörtern. Aber es geht uns wie jenem Wanderer, mit jedem neuen Horizont ſcheint ſich der Weg zu verlängern, denn es tauchen immer mehr Schwierigkeiten auf, die wir überwinden müſſen. Wir ſollen aus Wenigem, aus Nichts Alles machen. Kaum haben wir daher ein Bedürfniß befriedigt, ſo erwachſen aus dieſer Befriedigung neue, die mit früher nicht gekannter Macht auftreten. Wir wiſſen jetzt, oder fangen es wenigſtens an zu wiſſen, was es heißt, Kulturarbeit zu vollbringen. Als wir anfingen zu arbeiten, wußten wir, was uns fehlt, — Alles. Das raubte uns aber keineswegs den Muth. Mit einem gewiſſen Stolz blickten wir auf das, was zu thun vor uns lag, es war Großes und das Große erhebt. Heute ſtehen wir vor einem Theile des Geleiſteten. Es iſt wenig, und dieſes Wenige hat den inneren Reichthum deſſen entfaltet, was zu thun ſei, es hat das Bewußtſein der Bedürfniſſe erweckt. Nun iſt man enttäuſcht darüber, daß ſich nicht Alles mit einem Schlage machen laſſe, iſt verſtimmt über erlittene Mißer-

Digitized by Google

folge, ist erbittert, daß die Leiter der Regierung nur Menschen sind, zum Theile schwach, zum Theile unerfahren, zum Theile mit mäßiger Begabung ausgestattet. Daher tausend Klagen, daher Gleichgültigkeit, daher muthloser Pessimismus. Der jungen Generation aber hilft ihre elastische Kraft die Lage besser zu beurtheilen. Je mehr Bewußtsein der Bedürfnisse, desto mehr Antrieb zur Arbeit und diese Arbeit beginnt auch wirklich ihre Früchte zu tragen.

Unsere Freunde im Ausland werden die Frage aufwerfen, ob denn auch wirklich gearbeitet werde, ob denn in irgend welchen greifbaren Zeichen der Einfluß der Arbeit sich zeige. Unsere „guten Freunde" in Wien, die Organe der öffentlichen Meinung, beweisen es sich von Jahr zu Jahr haarscharf vor, daß wir demnächst zu Grunde gehen. Alle jene Uebergangsstadien, welche mit der Zersetzung alter und der Bildung neuer Organisation nothwendig verbunden sind, alles Uebel, das sie mit sich führen, wurden von ihnen mit der Gewandtheit ausgebeutet, die Jedermann besitzt, der kurzsichtig, neidisch und agil ist. Da sie im Großen nichts ausrichten konnten, so fingen sie es im Kleinen an. Nun es ist nicht ihr Verdienst, wenn sie uns nichts anhaben konnten. Es macht sich eine große Veränderung in unserem ganzen öffentlichen Leben geltend und nichts ist charakteristischer, als der Zustand des politischen Lebens, dessen Physiognomie bei einem Volke, das in allen Fasern politisch thätig ist, am ehesten jede bedeutende Veränderung des Volkslebens erkennen läßt.

Es dürfte bekannt sein, daß wir eine ganz aparte Parteigruppirung haben. Die Gegensätze, Rechte und Linke bedeuten bei uns nicht conservativ und liberal sondern Anhänger und Gegner des Ausgleichs mit Oesterreich. Da Rechte nach ihrem Führer Deákpartei genannt, machte und acceptirte den Ausgleich, der den staatsrechtlichen Hader mit Oesterreich beenden sollte. Sie hielt und hält diesen Ausgleich nicht für ein Meisterwerk, aber für eine genügende Basis, auf der sich die Regeneration des Landes beginnen lasse. Mit der Zeit könnte ja die Erfahrung lehren, wo daran zu verbessern wäre, und allgemein gelassene Bestimmungen könnten concreter gestaltet werden. Kaum war aber dieser Ausgleich complet geworden, als sich ein erbitterter Kampf gegen denselben erhob. Ein Theil der Nation wollte von dem Ausgleich nichts wissen. Man hatte in stiller Resignation gewartet, man hatte passiven, aber erbitterten Widerstand den Unterdrückern entgegengesetzt, und nun konnte man sich der Furcht nicht entschlagen, daß das Land um seine Rechte betrogen, jedenfalls hinterlistig verkürzt worden war. Die Führer der Unzufriedenen besaßen nicht genug politische Einsicht, um zu begreifen, daß sie keine feste Basis für ihre Parteibildung hatten. Sie gaben die Parole aus, daß der Ausgleich ein unüberwindliches Hinderniß für jede gesunde

Digitized by Google

Entwicklung sei, daß das Selbstbestimmungsrecht der Nation durch den Ausgleich gefährdet werde, und daß man noch alle jene Bande, die uns an Oesterreich knüpfen, Delegation zur Berathung gemeinsamer Angelegenheiten, gemeinsame Ministerien, gemeinsames Heer ꝛc. lösen müsse.

Zur gemäßigten Linken gesellte sich dann die äußerste, die ausschließlich in den Traditionen des Jahres 1848 lebte und an dem Kossuthcultus ihre mächtigste Stütze fand. Diese waren nicht mehr kurzsichtig, sondern blind. Hier saßen die Unversöhnlichen, die am liebsten gar keinen Ausgleich mit Oesterreich wollten, die es jeden Tag predigten, daß das Land verkauft, verrathen worden sei. Aller Staub, den der Anfang der Regeneration aufwirbelte, war ihnen willkommen, denn er verhüllte ja alles, was geschaffen worden war. Da sie nicht die geringste Aussicht hatten, das Steuer der Regierung in die Hände zu bekommen, so hatten sie keine Rücksichten zu nehmen und konnten mit allen möglichen Mitteln den Krieg führen.

So entstand eine Parteistellung, wie sie wohl nicht eigenthümlicher erdacht werden könnte. Das Haus, dessen rohes Gerüste mit Noth und Mühe fertig geworden war, konnte kaum ausgebaut, am allerwenigsten eingerichtet werden. Die besten Kräfte des neuerwachten Volkslebens wurden absorbirt. Von Entwicklung der Zustände konnte keine Rede sein, da man sich täglich gegen die Anklage vertheidigen mußte, ein Verräther zu sein und die Aufmerksamkeit des Volkes fast ausschließlich auf diesen staatsrechtlichen Zwist gerichtet war. Das waren Symptome eines ungesunden Zustandes, Zeichen, daß das Land noch gar nicht zum Bewußtsein seiner Kulturbedürfnisse gekommen war. Freilich wer die Leiden des Provisoriums von 1849—1866 mit angesehen hatte, wußte, daß sich das Vertrauen des Volkes nicht mit einem Schlage erwarten lasse. In der politischen Welt pflegt man sich aber so wenig als möglich um völkerpsychologische Erklärungen zu kümmern. Man zog die ungünstigsten Schlüsse auf die Natur einer Nation, die auch in entfesseltem Zustande sich in leeren Reden zu ergehen Lust hatte. Man sagte, weil keine Kultur vorhanden sei, tummle man sich gern auf dem hohen Roß der Politik, daher die unnatürlichen Parteiverhältnisse. Je länger aber diese Constellation dauere, desto mehr ziehe sie auch die Augen des Volks von seinen wahren Bedürfnissen ab und es sei damit ein Zirkel fertig, aus dem gar kein Entrinnen abzusehen wäre.

Die Sache war, man hielt sich noch für gefesselt, während man es schon lange nicht war. Sobald man daher die ersten Schritte nothgedrungen, zögernd, an keinen freien Spielraum recht glaubend, machte, mußte jener Wahn verschwinden. Es war freilich vorauszusehen, daß es ohne Taumeln, Straucheln nicht abgehen werde. Wenn nur überhaupt vorwärts gegangen wird; wenn man überhaupt aufhört über Hindernisse zu klagen, die nirgend

Digitized by Google

sind, statt dessen dem Weg seine Aufmerksamkeit zuwendet, den man zu gehen hat. Wenn irgendwie Lebenskraft hier vorhanden war, so mußte diese Erscheinung eintreten. Dann mußte aber nothwendig der Parteigegensatz an Kraft verlieren, denn er entstand ja zumeist aus der Furcht, aus dem Mißtrauen, das die Erfahrung früher oder später widerlegen mußte. Daher wäre das Auflassen des staatsrechtlichen Haders nicht die Ursache gesunder Entwicklung, sondern ein Symptom, daß diese Entwicklung schon begonnen hätte. Nun — dieser Gegensatz der Parteien ist wirklich im Verschwinden begriffen.

Jedes Parlament wird bei uns auf drei Jahre gewählt. Das erste 1866—1869 konnte nicht viel Ersprießliches schaffen. Es war ja der Anfang. Schaarenweise kamen die Verbannten heim, um den Lohn für ihre Leiden im Exil, in der Gefangenschaft zu erhalten. Ihre hochgesteigerten Ansprüche kehrten sich natürlich wenig an die nothvolle Lage des Landes, die sie nicht kannten, sie entsprangen der Noth, die sie selbst 18 Jahre lang erdulden mußten. Die meisten aber von diesen waren entweder ganz unfähig zu regieren, zu administriren, oder mußten wenigstens aus dem Seckel des Staats theueres Lehrgeld bezahlen, bis sie es einigermaßen erlernten. Viele, deren Ehrgeiz in gar keinem Verhältniß zu ihren Fähigkeiten stand, kehrten grollend in die Fremde zurück. Andere vermehrten die Zahl der Unzufriedenen, der Gegner des Ausgleichs und waren die gefährlichsten, weil einflußreichsten, weil jeder Märtyrer für die Sache des Vaterlandes gewesen war. Natürlich konnten auch die Hoffnungen jener nicht befriedigt werden, die geglaubt hatten, nun werde alles mit einem Schlage anders werden, die Steuern würden nicht mehr drücken, die Gerichtspflege wieder rasch und gut sein, die Verwaltung tadellos, die Kommunikation weit verzweigt und die Schulen ausgezeichnet. Dafür wurden die Steuern noch drückender, die Gerichtspflege mußte erst organisirt, es mußte also mit ihr in gewisser Weise experimentirt werden, die Verwaltung sank immer mehr unter den Händen unerfahrener Administratoren, die Eisenbahnen wurden schlecht und theuer gebaut, alte avitische Uebel, die aber mit tausend Fasern in das Herz des Volkes gedrungen waren, wie die Organisation der Comitate mußten gewaltsam zerstört werden und die Schulen, weil sich anfangs keine Lehrer fanden, waren elend.

Kein Wunder, daß der zweite Landtag 1869—1872 eine numerische Verstärkung der Opposition brachte. Die Macht der Verhältnisse erwies sich aber als noch stärker. Die schlecht angefangene Arbeit fing doch an Früchte zu tragen. Man fing an allen Orten die Arbeit rüstiger an. Man ging nicht mehr überall leichtsinnig ins Zeug, man suchte die Fehler, die gemacht worden waren, zu verbessern. Die Opposition mußte an Lebenskraft ver-

Digitized by Google

lieren. Sechs Jahre waren vergangen, das Land war noch nicht verkauft, verrathen. Es waren ſchwere Fehler begangen worden, da mußte aber jeder mea culpa rufen. Der Einfluß Ungarns auf die Politik der vereinigten Monarchie war ſogar gewachſen und größer geworden, als je zuvor. Eine dunkle oder klare Erkenntniß dieſer Sachlage raubte der Oppoſition die Beſinnung. Die äußerſte Linke hatte ein vitales Intereſſe daran, daß ein gegen Schluß der Seſſion eingebrachtes Wahlgeſetz nicht durchberathen werde. Die Parlamentsregeln geſtatten keine Clôture, die Debatte muß fortgeſetzt werden, ſolange ſich Redner zum Worte melden. Dieſer Umſtand wurde von der Oppoſition benutzt, die äußerſte Linke, klein an Zahl riß die gemäßigte mit ſich fort, das Geſetz wurde todt geredet und der Reichstag mußte geſchloſſen werden, ohne daß das Wahlgeſetz Geſetz hätte werden können. Die Linke hatte für diesmal geſiegt.

Im Herbſte 1872 trat der dritte Landtag zuſammen und zeigte eine numeriſche Verminderung der Oppoſition, zugleich aber auch einen Zerſetzungsprozeß, der ſchon lang im Schoße der Linken gähren mußte. Die Linke hatte zwei Häupter, man könnte ſagen ein Haupt für den Frieden und eines für den Krieg. Der Führer im Kriege iſt Koloman von Tisza, den man hierzulande gewöhnlich einen ſcharfen Dialektiker nennt. Er iſt aber nur leidenſchaftlicher als klug und klüger als unbefangen. Deshalb ſind ſeine Angriffe rückſichtslos, ſeine Gründe negativ und ſeine Programmthätigkeit überlegt im Detail und unhaltbar im Ganzen. Ganz anderer Art iſt K. v. Ghyczy, ein Staatsmann von weitreichendem Blick und gründlichem Wiſſen, der faſt die Popularität Deáks genießt und der von ſeinen Parteigegnern um nichts weniger geachtet wird, als von den eigenen Anhängern. Dem klaren Verſtande dieſes Mannes hat Ungarn eine That zu verdanken, zu der ſich ſelten ein Staatsmann verſtanden hat. Schon gegen den Schluß der letzten Parlamentsperiode kurſirte das Gerücht, er wolle ſich von der politiſchen Thätigkeit zurückziehen. Als die Seſſion geſchloſſen wurde, erklärte er ganz beſtimmt, kein Mandat mehr annehmen zu wollen. Die Linke war beſtürzt, man befürchtete Deroute auf allen Linien, wenn von Seiten der Führer das Beiſpiel gegeben werden. Man beſtürmte den greiſen Staatsmann, von ſeinem Vorhaben abzulaſſen, und es gelang denn auch. Ghyczy blieb Führer der Partei knüpfte aber daran die Bedingung, vor dem Beginn der Seſſion ſeine Anſichten im Klub der Linken klar auseinanderſetzen zu dürfen. Hier erklärte er dann in unzweideutiger Weiſe, daß er die Politik ſeiner Partei für verfehlt halte, daß die Gemeinſamkeit der Intereſſen Ungarns mit Oeſterreich ſich nicht wegleugnen laſſe, daß er als die einzige Schranke, welche ihn von der Rechten trenne, die Frage des Heeres halte, denn das Heer müſſe getheilt werden und die ungariſchen Finanzen müßten von den öſter-

Digitized by Google

reichischen durch Errichtung einer selbständigen Nationalbank ganz unabhängig gemacht werden.

Nun zeigte sich die Gewandtheit Tisza's. Diese Rede, das konnte er sich schwer verbergen, war der Todesstreich für die bisherige Linke. Andererseits wußte er aber sehr gut, daß die Glieder eines Organismus, wie es die Partei der Linken war, sich nicht plötzlich loslösen und getrennte Bahnen verfolgen. Gelang es also die erste Wirkung des Streiches zu mildern, so war sehr viel gewonnen, man konnte auf die Chancen der Zukunft hoffen, man konnte vielleicht ein Manoeuvre ausführen. Lautlos wurde die Rede Ghyczy's von den Parteigliedern aufgenommen. Da erhob sich Tisza und erklärte, es sei inopportun, die Rede Ghyczy's zum Gegenstande einer Debatte zu machen, man wolle lieber abwarten, was die Rechte darauf erwidern werde, Ghyczy sei weiter Glied der Partei, denn Verschiedenheiten der Ansichten in einzelnen Fragen, zumal in solchen, deren Lösung noch keine praktische Bedeutung hätte, seien von keiner großen Bedeutung und dgl. mehr. Ghyczy blieb auch wirklich Führer der Partei und der Landtag begann seine Thätigkeit.

Die Situation, wie sie heute ist, läßt sich nun leicht begreifen. Die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen wurde durch die drückende Finanzlage vermehrt. Noth lehrt heutzutage nicht beten, aber rechnen. Man fing an einander seine Fehler vorzurechnen und die Rechte konnte mit viel größerem Recht als je zuvor sich damit verantworten, daß sie die Regierung unterstützen mußte, wenn sie nicht den Ausgleich gefährden wollte. Die Linke war aber nun auch des Wartens müde. Sollte sie in eine Sackgasse gedrängt, sich ewig in Negationen bewegen und mit der Consolidirung aller Zustände durch das eigene Programm immer mehr verhindert werden, die Zügel der Regierung erfassen zu können? Eine Partei muß Ideen und Interessen haben. Die Interessen verschaffen ihr Anhänger, die Ideen mit der Zeit die Macht, jene Interessen zu befriedigen. Die Idee der Linken war ein Traumbild und sobald es entschwand, blieb Unzufriedenheit zurück, der Hunger nach Macht und das quälende Gefühl, diesen Hunger nicht stillen zu können. Ein Manoeuvre war unabweislich, und man machte eines, so gut es sich eben machen ließ. Man fing nämlich an die Frage der Fusion mit einem Theile der Rechten zu erörtern, um eine gesundere Parteistellung ermöglichen zu können, und als dieses Project kläglich scheiterte, ventilirte man die Frage, ob die Linke auf Grund ihres Programms regierungsfähig sei. Ein Theil der Linken bejahte die Frage, denn, man müsse die Mittel und Wege ändern, wenn es sich herausstellt, daß die bisherigen nicht zum Ziele führen. Veränderung der Taktik ist die neue Parole der Linken. Das taugt aber nur so lange, als man sich noch in der Opposition befindet. Wenn aber der glückselige Moment eintreten würde, daß die Linke die Majori-

Digitized by Google

tät in der Kammer erlangte, was dann? Man hatte erklärt, man brauche keine gemeinſamen Miniſterien. Dürfte ein Kabinet aus der Reihe der Linken mit gemeinſamen Miniſterien regieren? Man hatte geſagt, die Delegationen ſeien ein ſchädliches Inſtitut, dürfte man die Delegationen beibehalten? Wie viel muß man der Linken bieten, damit ſie die Regierung acceptire? Ein, zwei oder drei Punkte ihres Programms: Und was geſchah mit den übrigen? Verändert man in Bezug auf dieſe die Principien, dann muß man geſtehen, ſich 7, 8 oder 9 Jahre lang getäuſcht zu haben; verändert man ſie nicht gleich dann hat man 7, 8 oder 9 Jahre lang behauptet, dieſe Programmpunkte müſſen erfüllt werden, ſonſt könne man nicht regieren, und kaum ans Ruder gelangt, regiert man ganz luſtig weiter und ſchiebt die Erfüllung jener Punkte auf die lange Bank.

Man kann ſich nun die Verwirrung denken, die auf Seiten der Linken herrſcht. Man ſteht jetzt vor dem Zuſammentritt des Landtags, der im November eröffnet werden ſoll und man ſucht die Anſichten über die Lage zu klären. Dabei begiebt ſich Folgendes: Jókai (der berühmte Romanſchriftſteller und einer der am wenigſten mit ſich einigen Matadore der Linken) veröffentlicht einen rieſengroßen Leitartikel im „Hon.“ Die Quinteſſenz des Artikels iſt, die Partei habe keinen Punkt ihres Programms geändert, denn — die Frage des Heeres und der Nationalbank ſei noch immer ungelöſt. Das iſt als ob man ſagte, man habe nichts von ſeinem Vermögen verloren, denn der fünfte Theil deſſelben ſei gerettet worden. Einige Tage ſpäter erſcheint eine Broſchüre, von einem jungen Journaliſten der Linken, und wirft den Führern der eigenen Partei vor, ſie haben ihre Principien verlaſſen, das Schlachtfeld geräumt, das Land irre geführt und dadurch die Exiſtenz der Partei bedroht. Die Broſchüre macht großes Aufſehn, man verſucht den jungen Schriftſteller zu verläumden, das beſte Zeichen, daß man die Sache eben nicht vertheidigen kann. Es gelang aber nicht, der junge Schriftſteller iſt ebenſo hartnäckig, als kurzſichtig. Er widerlegt alle Verläumdungen, und glaubt mit der Anklage, die Parteiführer hätten die Principien der Partei aufgegeben, dieſe Führer unmöglich zu machen. Der Arme, er weiß noch nicht, daß die Politik die Wiſſenſchaft der Exigenzen iſt. Was ſoll die Linke mit dem alten Programm anfangen? Und ſie muß doch leben! Lieber muß doch das alte Programm dran glauben!

Alſo wird das alte Programm, nachdem die Sache noch viel Staub aufwirbeln wird, bei Seite geſchafft werden. Ein neues Programm, von dem man natürlich eine Zeit lang behaupten wird, es ſei noch immer das alte, wird die Baſis der Operationen für die Oppoſition abgeben. Dann wird die Parteiſtellung eine andere werden. Einen Nachklang des ſtaatsrechtlichen Haders wird ſie im erſten Decennium freilich nicht vermeiden

Digitized by Google

können. Was eine Parteistellung ins Leben gerufen hat, kann nicht so leicht absterben, nur nach langen, immer schwächer werdenden Zuckungen.

Je stärker die Culturbewegung im Lande wird, desto schwächer wird die Parteibewegung werden. Prophezeien läßt sich aber schwer und es ist besser, einzugestehen, daß man der Entwicklung mit ebensoviel Hoffnung als Furcht entgegensehe. Mit unseren finanziellen Wirren werden wir fertig werden, sobald die Ernte in den nächsten zwei Jahren nur irgendwie günstig ausfällt und die allgemeinen Geldverhältnisse besser werden. Der Parteibewegung der Linken können wir ruhig zusehn, denn der Kampf ums Dasein ist stärker als eine jeweilige Meinung, und in großen Gemeinschaften siegen immer die Instincte. Unsere Furcht und unsere Hoffnung ist die Culturarbeit der neuen Generation. Nicht das Wie derselben, denn die Cultur nimmt in Europa fast überall einen gleichen Gang, und die Basis der Cultur, die sittlichen, staatenbildenden Instincte haben sich bei uns immer bewährt. Aber das Ob ist uns zweifelhaft. All unser politisches Denken hat einen gemeinsamen Horizont: ob wir in unserer Entwicklung nicht gestört werden. Andere Nationen verjüngen sich nach jedem Unglücksschlag immer wieder, sie sind groß genug, um immer neue Elemente auf die Oberfläche zu heben. Aber weder Geschichte noch Spekulation können eine Antwort auf die Frage ertheilen, ob ein kleines Volk im Stande sei, inmitten großer, stammesfremder Nationen nach zahllos sich wiederholenden Unglücksschlägen, in immer neuen Verhältnissen seine Lebenskraft zu bewahren.

B. A.

Berliner Kunstberichte: Neue Bilder. — Gestatten Sie mir, indem ich nach so langer Unterbrechung meine Berichte wieder aufnehme, einige einleitende Worte, die meine Auffassung von den Aufgaben und Zielen unserer heutigen Malerei klar stellen sollen. Schon der äußere Umstand, daß der größere Theil der Leser nicht im Stande ist, mich vor den Gegenständen selbst zu controlliren, würde zur Vorsicht mahnen, selbst wenn es nicht meine Ueberzeugung wäre, daß die schlechteste Art der Kritik die ist, welche in wenigen Zeilen den Künstlern Censuren schreiben will. Ebenso wenig ist es freilich mit einem allseitigen Zunicken und Gutheißen gethan. Auf Lob und Tadel kommt es meiner Ansicht nach in erster Linie überhaupt gar nicht so sehr an, sondern vielmehr darauf, den Leser über das auf diesem Kunstgebiete geleistete zu unterrichten und dabei dann natürlich das lebensfähige in unserem modernen Kunstleben, den rothen Faden der Entwickelung, der sich durch das ganze hinzieht, herauszufinden. Um dieses zu erreichen möchte ich mich im großen ganzen nicht als außenstehender Faktor den Künstlern gegenüber, sondern ihnen an die Seite setzen. Ich will es versuchen mich mit dem Leser in ihre Anschauungen und Arbeiten hineinzuleben, sie in diesen ihren

Digitized by Google

Bestrebungen bekannt zu machen. So soll das persönliche Urtheil erst in die zweite Linie treten, ganz unterdrückt darf es natürlich nicht werden. Da muß ich denn zunächst bekennen, daß ich für die Kunst der Gegenwart und der nächsten Zukunft das Heil allein im Realismus d. h. in einer Kunstanschauung sehe, in der der Künstler auch stofflich und technisch dem Inhalt die Wage zu halten versteht, wo ein fortgesetztes Studium der Natur ihn immer wieder auf diesen allein stets frischen Quell alles Kunstschaffens zurückführt, wo es als erste Bedingung für ein Bild gilt, daß es auch malerisch durchdacht und vorgeführt sei. Namentlich die erste dieser Forderungen macht Front nach zwei Seiten hin, gegen den in der Neuzeit so vielfach vordringenden Naturalismus, der eben nur ein einfaches — vielleicht koloristisch und technisch recht virtuoses — Nachschreiben eines beliebigen Naturvorbildes, sei es als Portrait, Landschaft oder selbst historische Darstellung, ist, während doch das psychologische und ethische Moment, dem der Realismus stets die gebührende Rechnung trägt, ihnen fehlt. Zweitens aber wendet sich dieselbe Forderung gegen die Consequenzen, die sich etwa aus unserer eigenen Entwickelungsgeschichte im Anfange des Jahrhunderts ziehen ließen. Die reformatorischen Bestrebungen der Deutsch-Römer hatten die Kunst zu einer eigenartigen Blüthe geführt, deren Einfluß selbst auf die heutige Kunstanschauung noch durchaus nicht verloren ist. Es war die Periode des ausgeprägtesten Idealismus. Damals entstanden jene großartigen gedanken- und phantasiereichen Compositionen, in denen der tiefsinnige gewaltige Inhalt in eine malerisch oft überaus dürftige Form gekleidet wurde; die meisten jener Maler konnten überhaupt nicht malen, viele auch nur schematisch zeichnen. Diese Richtung, deren Bedeutung wie deren Unvollkommenheit wir heut mit klarem Blick erkennen, war eben ein Uebergang. Sie ist heut ein überwundener Standpunkt; das beweist die traurige Ohnmacht, in der sich ihre letzten alternden Vertreter gegenüber dem jüngeren Geschlecht mit seinem farbenfreudigen Realismus befinden. Die großartige Erfindung ist bei ihnen eine conventionelle Schablone geworden; der Geist, der ihre Lehrer trieb, verloren. Sie sind die Epigonen einer größeren Vergangenheit, wir aber gehen aufwärts dank dem Realismus namentlich in seiner neuesten Wendung auf eine Beherrschung des Malerischen, die es den Venetianern gleich zu thun bestrebt ist; wir gehen vorwärts trotz aller Abwege, Capricen und wirklichen Gefahren, denen jede aufwärts strebende Richtung ausgesetzt ist.

Uns Deutschen aber kommt es eben für den Augenblick im Hinblick auf die Franzosen in der That immer noch auf die Vervollkommnung unsererer technischen Fähigkeiten an: das gründlichste Studium der Natur, eine immer gesteigerte Correktheit und Sicherheit der Zeichnung, verbunden mit einer höheren künstlerischen Ausbildung des Colorits thut Noth; während

Digitized by Google

wir dank jener älteren Periode, durch die wir hindurchgegangen und wohl auch als altgermanisches Erbtheil den größeren Gedankenreichthum den Bildern aller andren Nationen voraus haben. Natürlich müssen wir bei unseren heutigen Bestrebungen zugleich darauf wachen, daß wir nicht, indem wir dem einen nachstreben, das alte längst erworbene wieder verlieren. Es ist ein Fehler des größeren Theiles unserer Tageskritik, daß sie auf diese Seite der Kunstleistung bisher wenig Gewicht gelegt, und sich dafür um so lieber in billigen wenig fruchtenden ästhetischen Excursen ergangen hat.

Und nun noch ein Wort über das Sittlichkeitsgefühl in der Kunst; Berlin ist ja klassischer Boden für diese Frage geworden. Gewiß ist der alte Satz, daß die Keuschheit nicht nur eine ethische sondern auch ganz besonders eine künstlerische Forderung, eine conditio sine qua non für jede wahre Kunst sei, durchaus richtig; nur muß die Sache auch richtig verstanden werden. Die Künste wenden sich zur guten Hälfte an die Sinne; eine Kunst, die nur auf den Gedanken speculirt, ist alles andere eher als echte volle Kunst. So darf man es dem Maler nicht verargen, wenn er seine Stoffe aus dem schönsten, was die Natur geschaffen wählt; denn alle Kunst ist doch nur ein eigenartiges Neuschaffen der Vorbilder der Natur. Ihr Meisterwerk aber ist der nackte menschliche Körper. Und wir sollten froh sein, wenn die Kunst bisweilen auf das pathetische verzichtend, zu einer ihrer Hauptseiten, zur Schilderung des schönheitverklärten Erdendaseins in ruhigem Sein und ruhigem Genießen zurückkehrt, uns nur schöne und dadurch in sich befriedigte und befriedigende Existenzen schildert. Daß die heutige Zeit daran Anstoß nimmt, ist nur ein Zeichen ihrer Entfremdung vom künstlerischen Denken und Empfinden. Die Nacktheit als solche ist ein wesentliches malerisches Element, dessen die Kunst nicht entrathen kann; aber streng verwahren muß man sich gegen jeden beabsichtigten Sinnenkitzel, jene Speculation auf die Sinnlichkeit, die entkleidete Gestalten unter allerlei Titeln in den manigfachsten Attitüden vorführen will. Das ist eine widerliche Verirrung unserer modernen Zeit, die uns zuerst aus Paris gekommen. Zwei Beispiele der Wiener Ausstellung mögen das illustriren: Es ist zum mindesten eine Verirrung, wenn der Franzose Fleury in seiner Zerstörung Korinths einen Theil der vor den eindringenden Römern erschreckt zum Heiligthum der Minerva fliehenden Korintherinnen, man versteht nicht zu welchem Zweck, ganz entkleidet hat; dagegen kann ich in Schauß' bekannter Nymphe nun und nimmer einen Vorwurf erblicken. Ob ein Bild für ein Mädchenpensionat passe oder nicht, ist eben eine secundäre Frage, die mit den Principien der bildenden Künste nichts zu thun hat.

Wenn ich mich nach dieser Einleitung den Bildern selbst zuwende, so ist zunächst zu constatiren, daß unser Kunstleben in den beiden permanenten

Digitized by Goog

Ausstellungen erst langsam wieder die Saison eröffnet. Die Einweihung von Sachses neuer Galerie verzögert sich und in den alten Räumen herrscht eine auffallende, den nahen Umzug verkündende Leere. Das Interessanteste ist hier noch immer die Zusammenstellung der vorhandenen Reproduktionen der Sixtinischen Madonna, zu der das übertriebene Lob, welches dem neuen Kellerschen Stiche zu Theil geworden, Anlaß gegeben. In den Sälen des Künstlervereins, die jetzt auch die Ausstellung des Vereins der Kunstfreunde im preußischen Staate aufgenommen, nachdem dieser Verein sich neu organisirt und seine Sammlung an die Nationalgalerie abgegeben, regt sich dagegen schon wieder einiges Leben, und ich freue mich diese meine Berichte mit der Hervorhebung eines reichbegabten jüngeren Berliner Künstlers beginnen zu können. C. Wilberg hat die Frucht einer vor kurzem beendeten Studienreise nach dem Süden in einer großen Zahl von Skizzen in Aquarell und Oel meist nach italienischen Architekturen und Landschaften ausgestellt. Sämmtliche Arbeiten zeichnet eine große Sicherheit der Technik aus, wie eine feine Beobachtung und Fassungsgabe für das Charakteristische des Gegenstandes. Besonders wohlthuend wirkt das sichere Verständniß der architektonischen Einzelform, deren wesentlichen Charakter er stets mit dem leichtesten Pinselstrich trifft; eine Fähigkeit, die leider nur zu oft in den Skizzen der besten Künstler vermißt wird. Dabei ist ihm eine kräftige Farbe eigen, in der er energisch und sicher die Lokaltöne der einzelnen Gegenstände hervorhebt. Merkwürdig bleibt bei einem jüngeren Manne der kühle Silberton, in dem er die meisten seiner Bilder sieht, während man doch durch die leuchtende italienische Sonne viel eher zu einer übertriebenen Wärme des Lokaltons verführt wird. Daß sein Auge freilich auch durchaus fähig ist im wärmsten sonnigen Glanze zu sehen, wo ihm dieses geeignet erscheint, beweisen einige prachtvolle Interieurs aus Venedig, namentlich ein Stück Decke und Wand aus dem Dogenpallast mit ihrer üppigen Fülle des schweren Goldornamentes und ähnliches aus römischen Pallästen. Man kommt in Verlegenheit, wenn man einzelnes hervorzuheben sucht, die Arbeiten sind eben alle gleich trefflich. Als Musterblätter für die leichte und sichere Behandlung der Architektur möchte ich besonders nennen den berühmten Blick aus einer der oberen Arkaden des Colosseums auf den Titusbogen und die Trümmer des Venus und Romatempels mit dem Thurm von Sta. Francesca Romana im Hintergrunde, oder die Säule hinter Maria Maggiore, beide etwas kühl im Luftton. Wir haben es hier mit einem vielversprechenden Talent zu thun; was wir sehen, läßt uns bei gleich günstigem Fortschreiten auf eine höchst erfreuliche Zukunft hoffen. Zunächst wird es sich zu zeigen haben, ob, wie zu erwarten, die ausgeführten Arbeiten diesen Skizzen gleich bleiben. — Geistvoll in der Auffassung, ein echt künstlerisch em-

Digitized by Google

pfundenes und vorgeführtes Bildniß ist G. Graef's Damenportrait. Eine elegante junge Erscheinung in hellbrauner Atlasrobe mit leichtem weitausgeschnittenen Spitzenüberwurf sitzt in vornehm nachlässiger Haltung da, die Hände leicht in einander gelegt. Die eigenthümliche Lockenfrisur des prächtigen aschblonden Haares paßt ganz zu dem Reize der Persönlichkeit. Diesem leichten etwas koquetten Arrangement steht eine äußerst decente Auffassung gegenüber und gerade diese Verbindung giebt dem Bilde seine eigentliche künstlerische Bedeutung. Auch die technische Behandlung ist äußerst ruhig, breit und sicher in den Nebensachen, sorgfältig durchgearbeitet in den Fleischpartien. Meinem subjectiven Empfinden nach wäre allerdings dem eigenthümlichen Timbre der ganzen Auffassung entsprechend auch eine etwas pikantere Malweise im Fleisch hier an der Stelle gewesen. Jedenfalls gehört das Bild durch die Noblesse der ganzen Erscheinung und durch die feine Harmonie der milden Farbenstimmung zu den ausgezeichnetsten Damenportraiten des Künstlers. — Ein sorgfältiges Studium und Beobachten der Natur zeigt auch Dielitz' voll und energisch aufgefaßtes Portrait des Fürsten Bismarck. Während hier die neuen auf reine volle Naturwahrheit in Zeichnung und Farbe zielenden Bahnen bewußt beschritten sind, erinnert Jebens' großes Familiengemälde eines Ehepaares mit zwei Kindern in vollster Lebensgröße an die ältere glücklich überwundene Zeit mit ihrer conventionellen Gruppirung und ebenso herkömmlichen Fleischbehandlung. Auch der traditionelle große Hund rettet das Bild nicht, welches den Eindruck einer riesengroßen in etwas trübem Ton kolorirten Photographie macht. Familienportraite der Art sind freilich die schwerste Aufgabe, die einem Maler gestellt werden kann! — Besondere Erwähnung verdient eine größere Landschaftscomposition von Scherres: Gewitter auf den Dünen im Charakter des Ostseestrandes bei Danzig. Die Stimmung des ganzen ist vortrefflich. Die hügelige Dünenlandschaft mit ihrem Triebsande, ihren Kiefernwaldungen, dazu das Meer mit den kleinen weißen überfallenden Wellenkämmen, endlich der feine Sprühregen im Hintergrunde führen den Beschauer ganz in jene öden Ostseegegenden, wo die ganze Natur in ein trübes Grau gekleidet erscheint. Das Bild, so wie es ist, von hohem Werth, würde noch vortheilhafter erscheinen, wenn nicht Scherres' Mahlweise immer etwas rundliches und festes hätte. — Wie eine Illustration zu meiner in der Einleitung aufgestellten Ansicht von den Vorzügen und Mängeln der deutschen Malerei erscheint ein Bild des Zeichners der Gartenlaube Knut Ekwall: zehn Minuten Aufenthalt. Es stellt den peinlichen von jedem durchlebten Augenblick dar, wo im Winter ein Eisenbahnzug seine Mittagsstation erreicht, und nun alles durch die Thür des Restaurationszimmers drängt, um zu dem keineswegs ruhigen Genuß einiger Leibesstärkung zu gelangen. Die Idee ist in der Composition glücklich durchgeführt, die verschiedenen Gruppen drängen, stoßen und schreien durcheinander, das ganze ist ein Chaos, in dem doch alle das Gleiche erstreben, jeder aber ohne irgend welche Rücksicht auf seinen Nebenmenschen. Soweit also erreicht der Künstler vollständig seinen Zweck. Die Zeichnung im einzelnen aber entbehrt bei aller Liebe durchaus der Individualisirung; das alles sind leere Gestalten, keine ist der Natur in ihrem inneren Leben abgelauscht. Eine Charakteristik ließe sich von keiner dieser Personen geben. Und doch gewinnen derartige Bilder erst

durch die Fülle individuellen Lebens an Werth. Hier repräsentiren höchstens die einzelnen halbwegs eine Karrikatur; besonders der unvermeidliche Lieutenant, wie er heut nur noch auf den Hasencleverschen Theegesellschaften, sicher aber nicht in Wirklichkeit existirt. Wie anders würden Knaus, Vautier oder Defregger solche Gegenstände behandelt haben! wie anders auch gemalt! — Unter den Sculpturen ist eine im Auftrag des Kaisers gearbeitete Büste des verstorbenen baierischen Generals v. Hartmann von dem Münchener Spieß hervorzuheben. Es ist ein ungemein lebensvolles Werk von feiner Charakteristik, an dem mich nur die durch zu häufige Anwendung des Bohrers etwas unruhig gewordenen Haare im Gegensatz zu der ernsten Würde des Antlitzes stören. R. Dohme.

Reichslandesbericht. Aus Deutschlothringen. — In den letzten Wochen ist einmal wieder die Frage des französischen Unterrichts in den Elementarschulen Gegenstand der Erörterung auf einzelnen Kreistagen und in Correspondenzen geworden. Man glaubt in denjenigen Kreisen, welche überhaupt ihre Stimme öffentlich ertönen lassen, durch diese immer wiederholte Anregung der Sprachenfrage Frankreich einen Beweis zu geben, daß man ihm immer noch Sympathien entgegenbringt und an die Möglichkeit einer Wiederabtretung denkt. Da man durch gemeinschaftliches Verhandeln — auf Kreistagen, in landwirthschaftlichen Vereinen u. s. w. — mit den Deutschen in den Augen den Franzosen schon stark compromittirt ist, sind zur Ehrenrettung derartige Demonstrationen erforderlich, von deren Resultatlosigkeit ja Jedermann genügend überzeugt ist. Kennzeichnend für die fraglichen Beschlüsse ist, daß dieselben wesentlich durch die Vertreter des Kreises Zabern veranlaßt wurden, welche die Nothwendigkeit betonten, daß auch ferner beide Sprachen den Eingesessenen bekannt blieben. Der Kreis Zabern besteht fast ausschließlich aus ländlicher Bevölkerung und es hält trotz der letzten thätigen Versuche des Französischen Schulverwaltung schwer, unter derselben Personen zu finden, welche der französischen mächtig wären, wie denn dieselben überhaupt — wie die meisten Niederelsässer — von den Lothringern, „den Wälschen" nicht viel wissen wollen und mit ihnen in keinem Verkehr stehen. Die Frage einer gemeinschaftlichen Landesvertretung findet grad in diesem Mangel an gegenseitigen Beziehungen zwischen Elsaß und Lothringen ihre größte Schwierigkeit. Wie im Allgemeinen die Bewohner der französisch redenden Theile Lothringens sich gegenüber der deutschen Regierung williger zeigen — freilich wohl namentlich auch deshalb, weil man ihnen Sympathien für das Deutschthum nicht zumuthet — so wird auch dort der Einführung des Deutschen in die Schule kein Widerstand geleistet, ja vielfach bedauert, daß durch Mangel an geeigneten Lehrkräften nicht genug Gelegenheit geboten wird, die Sprache der Verwaltung kennen zu lernen. Da gerade die lothringischen Grenzdistrikte verhältnißmäßig die meisten Wehrpflichtigen gestellt haben, so dürfte für dieselben die allgemeine Wehrpflicht in der Sprachenfrage zunächst am wirksamsten sein. Für dieselbe wirkt auch, daß doch bereits die Gewohnheit, in Nancy und Paris Dienste zu suchen, auch unter der weiblichen Bevölkerung abgenommen hat.

Bei der Anfang December bevorstehenden Einstellung der hiesigen Rekruten wird eine größere Anzahl sich einfinden, als bei der im Frühjahr

ſtattgehabten Aushebung. Man fängt doch an, an die Möglichkeit zu denken, daß die deutſche Herrſchaft längere Zeit dauern und daher den Fahnenpflichtigen die Gelegenheit nehmen könnte, die väterlichen Geſchäfte zu übernehmen, da die deutſche Regierung die Rückkehr derſelben ja doch höchſtens unter der Bedingung nachträglicher Erfüllung der Militairpflicht dulden würde. Die Entwickelung der Verhältniſſe in Frankreich, der gute Verdienſt und die allgemein trotz aller Oppoſitionswahlen in den Reichslanden herrſchende Ruhe haben freilich auf den Entſchluß zur Rückkehr auch viel Einfluß.

Die Pöbelexceſſe gegen einzelne Deutſche in Luneville und Belfort müſſen ſelbſt denjenigen aufregen, der das Proletariat gerad in dieſen beiden Städten kennt und der überhaupt beobachtet hat, welcher Grad von Rohheit ſeit einigen Jahren unter dem Einfluſſe von Strikes, kirchlichen, politiſchen und ſocialen Agitationen ſich unter der niederen Volksmaſſe verbreitet hat. Es iſt allen Deutſchen eine faſt unbegreifliche Wahrnehmung, wie wenig Energie Polizei und militäriſche Wachmannſchaft bei all dieſen Vorfällen gezeigt hat, wie dieſelbe das gerade deßhalb höchſt gefährliche und darum um ſo mehr anzuerkennende Verhalten einiger weniger Beamten, reſp. Offiziere in höchſt läſſiger Weiſe unterſtützte, wie vor Allem die Soldaten der Garniſon, mit den Händen in den Hoſentaſchen dem Vorfall ruhig, ja mit offenbarer Freude zuſchauten und der Aufforderung jener wenigen Ehrenmänner zur Hülfe keine Folge leiſteten. Der Mangel an Disciplin führt eben das höchſt einſeitige Ehrgefühl herbei, welches in der franzöſiſchen Armee die Ehre nur in der Gloire, im kriegeriſchen Ruhm ſieht. Im Uebrigen beſchränken ſich derartige Vorfälle, abgeſehen von Provocationen faſt ſpeziell auf die beiden gedachten Grenzſtädte. Die dortige Verwaltung hat an dieſen Exceſſen inſofern auch noch Schuld, als dieſelbe Demonſtrationen kleinlicher Art nicht entgegentritt. So ſollen die Zugbeamten ſich jetzt weigern, über die Grenze hinaus den Dienſt zu verſehen, da ihnen ſelbſt in den Räumen der Bahnhöfe Eſſen, Trinken und Wohnung verweigert, ein Erſcheinen außerhalb derſelben aber zur Verhinderung neuer Miſſethaten verboten wird. Entweder wollen oder oder können die franzöſiſchen Behörden nicht mehr ihre Untergebenen in Ordnung halten.

Das Straßburger Theater iſt nun bereits fünf Wochen eröffnet und hat einen leidlichen Zulauf, obwohl namentlich das Schauſpiel trotz aller Reclame keineswegs auf dem Standpunkt ſteht, den man von einem mittelguten Provinzialtheater erwartet. Die deutſche Kolonie iſt eben in Straßburg ſchon leidlich groß, um ein Theater mäßig zu füllen, namentlich in Ermangelung faſt aller andern Vergnügungen. Dazu kommen dann einzelne Straßburger und die Fremden aus den benachbarten Kreiſen. In einigen andern Städten macht die Privatſpekulation Verſuche, für einige Wintermonate das Theater zu eröffnen. Selbſtverſtändlich können an dieſelbe keine große Anſprüche erhoben werden, wenn ſelbſt das Straßburger Theater nur eine ſchwache Mittelmäßigkeit zeigt, wie denn ſeine anerkannt beſten Kräfte auf den Theatern der rheiniſchen Städte nur wenig Erfolg neben den dortigen Schauſpielern erringen konnten. Und doch hat das Straßburger Theater außer mehreren andern materiellen Vortheilen eine Staatsunterſtützung von 180,000 Franken. Wir müſſen uns wundern, daß ſelbſt die unabhängigeren Blätter noch nicht darauf hingewieſen haben, daß dieſe Ver-

Digitized by Go

wendung von einem halben Procent der Jahreseinnahme der Reichslande doch recht starken Bedenken unterliegt. Ein Staatshaushalt, der noch nicht in der Lage ist, das Gehalt der ältesten Leher auf höher als 1500 Franken zu normiren — und von den Lehrern hängt die Germanisation der Jugend ab, auf welche wir doch in Wahrheit allein rechnen können — oder den hiesigen Beamten Wohnungsgelder zu bewilligen — obgleich dieselben jetzt kein höheres Gehalt als in Altdeutschland neben der unangenehmen socialen Stellung haben — scheint wahrhaftig nicht angethan, um zur Unterhaltung der Straßburger Beamten einen solchen Betrag auszugeben. Ohnehin haben ja letztere durch ihre große Anzahl, durch den etwas anständigeren Charakter der seit dem Krieg eingewanderten deutschen Bevölkerung und durch die größere Nähe der altdeutschen Lande viel weniger Unannehmlichkeiten als die Beamten speziell im Lothring'schen. Herr Director Heßler hat freilich oft zuletzt wieder in der Zwischenaktszeitung in pomphafter Weise seine Aufgabe verkündet, die Elsässer mit der ihnen unbekannten deutschen Theaterdichtung bekannt zu machen. In Wahrheit haben sich die Elsässer bisher nur im Theater eingefunden, um dasselbe in seiner von französischen Künstlern wieder hergestellten Pracht zu bewundern, oder ihnen längst bekannte Opernmelodien wieder zu hören. Die Vorführung der den preußischen Gamaschendienst verherrlichenden Schauspiele muß unparteiischen Deutschen ebenso unpolitisch erscheinen, als andere bei der Inscenirung vorkommende Rücksichtslosigkeiten gegen das Publikum. Es mag sein, daß Herr Heßler neben der Staatssubvention noch 80,000 Franken Schulden gemacht hat; wir wollen aber hoffen, daß endlich ihm gegenüber etwas Maß gehalten und Controlle geübt wird.

Das Programm, welches der Generalprocurater in seiner Eröffnungsrede vor dem Appellationsgericht in Colmar entwickelt hat, hat selbst in elsässischen Kreisen offenen Beifall gefunden. Auf Grund der Resultate der in Hessen und der Rheinprovinz mit den Novellen zum Code Napoleon gewonnenen Erfahrungen, nach sorgfältigen Ermittlungen über die Natur der hier sich zeigenden Mißstände ist eine neue Gesetzgebung in Vorschlag gebracht, welche eine bedeutende Erleichterung des Publicums und eine Sicherung der Waisenvermögen unter ziemlich starker Herabsetzung der bisher ganz enormen Kosten herbeiführen wird. Die Justiz scheint immer noch allein, in einer den Wünschen des Landes befriedigenden Weise vorzugehen. Man klagt nur über die Aufhebung einzelner Friedensgerichte; die betreffenden kleinen Städte haben allerdings verloren; aber auch nach Verringerung der Stellen um $^1/_5$ klagen viele Richter über zu viel freie Zeit resp. Mangel an Beschäftigung. Bei der Schulverwaltung stellt sich gradezu als ein Fehler die Errichtung von nicht weniger als 22 Collegien heraus, von denen nicht wenige unter 50 Schüler zählen. Tüchtige Lehrerkräfte, welche in Unkenntniß der hiesigen Zustände hieherkommen, müssen vor wenigen Schülern mit sehr mangelhafter Vorbildung ihre Kräfte gradezu vergeuden. Die Etats weisen, vor Allem für die Internate, eine wahre Verschwendung von Stellen auf, ohne doch im Einzelnen eine nach den Gehaltsverbesserungen in Nord-Deutschland entsprechende Besoldung zu gewähren. Durch Aufhebung der Anstalten, welche, meist in Folge von Opposition der betreffenden Gemeinden auch heut noch nicht über 30 oder 40 Schüler zählen, sowie derjenigen, welche keinen Zuwachs

Digitized by Google

an Besuch seit zwei Jahren erfahren haben, wird eine Gehaltsverbesserung ebenso wie eine größere Anzahl von Freistellen möglich und würde dann eine und sicher eine der begründetsten der vielen Klagen der Lehrer gegen die Oberleitung wegfallen. Die Rücksicht auf Kirchthurminteressen hat der deutschen Regierung bisher ebensowenig geholfen, als die frühere Nachsicht gegen einzelne hervorragende Parteikliquen in Straßburg und andern Bezirken. Freilich begreifen nicht nur die Franzosen, sondern auch die altländischen Beamten nicht, wie man gegen letztere und gewiß mit Recht wegen jedes unpassenden Auftretens energisch, dagegen gegen die einheimischen Beamten u. A. auch die Eidesverweigerer gar nicht vorgeht. Daß letztere meist wiedergewählt sind, kann unter diesen Umständen freilich wenig überraschen.

Von einer Wahlagitation für die ersten, im nächsten Frühjahr bevorstehenden Reichstagswahlen ist hier noch Nichts zu merken; in Frankreich ist man ja ein öffentliches, monatelanges Hervortreten der Wahlcomités nicht gewöhnt; man ist gewöhnt, fast ohne alle Prüfung den Befehlen nur aus wenigen Personen zusammengesetzter Versammlungen zu gehorchen; es würde für den Ausfall der Wahlen in gemäßigtem Sinn sicher wirken, wenn die öffentliche Discussion in freien Versammlungen veranlaßt würde; man könnte so dem Wirken der schwarzen und blauweißrothen geheimen Agitatoren am leichtesten entgegentreten. Vielleicht, daß durch Bürgermeisterversammlungen die Regierung wieder die Candidatenliste aufstellen läßt, nur möge sie doch nicht gar allzupassiv sich verhalten; die Eidesverweigerungen hätten sich ja leicht vermeiden lassen. Mit Sicherheit ist freilich auf die Wahl derjenigen Männer zu rechnen, welche als Träger der Opposition gelten. Wir werden aber darüber nicht klagen können; wir hoffen vielmehr, daß die diesen Herren so gebotene Gelegenheit, einmal Deutschland selbst, vor Allem in seinen Abgeordneten, dann die für Elsaßlothringen wesentlich maßgebenden Behörden — Bundesrath und elsaßlothringische Abtheilung des Reichskanzleramtes — kennen zu lernen, sie auch von mancher vorgefaßten Meinung zurückbringen und zu einer ernsten Theilnahme an den Arbeiten des Reichstages veranlassen wird. Ihre Reden, wenn auch der schärfsten Opposition — obgleich ihnen wohl meistens das Talent fehlen wird — dürften endlich eine regere Theilnahme an den parlamentarischen Arbeiten in Berlin hervorrufen; bisher ist man nur gewöhnt, nach Frankreich zu blicken und der Prozeß Bazaine wird hier mit dem größten Interesse verfolgt. Ist es doch ein Lieblingssatz der hier so stark vertretenen republicanischen Partei, daß nur der Verrath dieses Marschalls die von Gambetta vorbereitete Wendung im Kriegsglück und damit das Verbleiben von Elsaßlothringen bei Frankreich verhindert habe.

Der Briefwechsel zwischen Kaiser Wilhelm und Papst Pius IX. — Die großen historischen Begebenheiten, wie langer Zeiträume sie auch zu ihrem vollen Verlaufe bedürfen und wie mannichfache Kräfte sie von verschiedenen Seiten her in ihre Bewegung hineinziehen mögen, dann und wann fassen sie sich doch gleichsam zusammen in einen einzigen Moment, in welchem sie in Handlung und Gegenwirkung, in Wort und Widerrede einzelner hervorragender Persönlichkeiten ihren wesentlichen Inhalt kurz als Ereigniß aus-

sprechen, ihr geschichtliches Ergebniß bündig und faßlich der Theilnahme der Zeitgenossen und dem Andenken späterer Geschlechter überliefern. Seltener als früher in den einfacheren Verhältnissen der politischen Welt werden im verwickelten Getriebe des heutigen Staatslebens mit seiner reich entfalteten Arbeitstheilung noch die Herrscher selber so zu thätiger Repräsentation der Zeitgeschichte berufen, deren äußerlich glänzende Scheindarstellung ihnen freilich noch immer fast allein obliegt; auch das große Weltdrama der historischen Wirklichkeit hat unleugbar statt der bloßen Hof- und Staatsactionen einen mehr bürgerlichen Charakter angenommen. Unserem Kaiser aber, König Wilhelm von Preußen, muß man nachrühmen, daß ihm beschieden worden, in den Hauptmomenten der gegenwärtigen Geschichte die Sache seines Staates und Volkes mit seiner eigenen Person, durchaus nicht lediglich symbolisch, vielmehr lebendig und energisch zu vertreten. Man braucht nur an den letzten großen Krieg zu denken, dessen wichtigste Wendungen der königliche Heerführer überdies in Depeschen und Briefen selbständig zu schildern unternommen hat, wie sind nicht da seine persönlichen Erlebnisse wiederholt mit dem mächtigen Gange der Dinge übereingekommen: zuerst jene bald fast sagenhaft berufene Begegnung von Ems, in der die Beleidigung der Nation mit der Kränkung ihres Oberhauptes augenscheinlich zusammenfiel; dann der kurze Briefwechsel von Sedan und das Zwiegespräch auf Schloß Bellevue, wo der Sieg der deutschen Waffen und der Untergang des französischen Kaiserthums abermals in der schriftlichen und mündlichen Berührung König Wilhelm's mit seinem Gegner anschaulich verkörpert ward; endlich die Kaiserausrufung im Schlosse zu Versailles, wo der politische Gewinn, den das deutsche Volk aus dem Kampfe davongetragen, sich wiederum in sinnenfälliger Gestalt vor aller Welt Augen gerade auf das Haupt dieses glücklichen Herrschers herniederließ. Kein Zweifel, daß eben diese Scenen, in Bild und Wort bald treu, bald in phantastischer Verklärung wiederholt, in der künftigen populären Tradition der heutigen Geschichte die vornehmste Stelle einnehmen werden; auch die echt historische Darstellung aber wird sie in ihrer Bedeutung gleichsam als Knotenpunkte in der Verstrickung der Begebenheiten hervorzuheben nicht müde werden.

In dem geistigen Streite wider die politischen Uebergriffe der römischen Hierarchie, der alsbald nach Beendigung des äußeren Krieges mit Frankreich in unserem Vaterlande entbrannte, hatte der preußische Monarch bisher keinen Anlaß gefunden, persönlich hervorzutreten; die nothwendigen Maßregeln wurden in den für die inneren Angelegenheiten herkömmlichen geschäftlichen Formen getroffen; als typische Momente des Streites aber boten sich der zeitgenössischen Phantasie eher einzelne parlamentarische Auftritte dar, in denen Minister und Oppositionsredner einander mit effektvollen Schlagworten zu Leibe gingen. Da ist denn neuerdings durch die vor wenigen Tagen von der preußischen Regierung ans Licht gezogene Privatcorrespondenz zwischen Papst Pius IX und König Wilhelm der letztere auch in dieser Sache als Repräsentant seines Staates öffentlich zur Erscheinung gekommen in einer Weise, die wohl dazu geeignet ist, die historische Erinnerung an die gegenwärtigen Irrungen zwischen dem deutschen Staat und der römischen Kirche vorzugsweise an diesen persönlichen Zwischenfall anzuknüpfen. So wenigstens ist derselbe allenthalben von der Tagespresse aufgefaßt worden; und auch

wir werden ihn, der constitutionellen Doctrin zutrotz, einer ehrerbietigen Besprechung unterziehen dürfen, zu der die authentische Publikation der beiden denkwürdigen Schriftstücke gewissermaßen auffordert.

Das ganze Schreiben des Papstes erscheint uns als ein einziger ungeheurer Anachronismus, nichts mehr und nichts weniger, aber eben darin liegt schon seine praktische Hinfälligkeit, wenn auch andererseits zuzugeben ist, daß es theoretisch für einen Standpunkt wie den päpstlichen, der als ein für allemal göttlich bestimmt gelten will, keinen Wandel der Zeit und somit auch keine Möglichkeit giebt, den Fehler eines Anachronismus zu begehen. Diesem trotzdem für uns Nichtpapisten thatsächlich vorhandenen Fehler gegenüber hatte nun die königliche Erwiderung leichtes Spiel: sie brauchte bloß die wirkliche gegenwärtige Lage der Dinge schlicht auszusprechen, und der päpstliche Angriff war glänzend abgeschlagen.

Formell motivirt Pius IX seinen Versuch, eine persönliche Einwirkung auf das Gemüth König Wilhelms auszuüben, mit seiner Pflicht, allen, auch den Akatholiken die Wahrheit zu sagen, da auch diese, sofern sie getauft seien, in irgend einer Beziehung dem Papste angehörten, mit anderen Worten: er ignorirt einfach die selbständige Aufstellung des Protestantismus, ja überhaupt das Dasein jedes nichtrömischen Christenthums. Nach päpstlicher Theorie ohne Zweifel sehr richtig gedacht; denn ist die römische Kirche wirklich die katholische im idealen Sinne, d. h. die einzige und allgemeine, so begreift sie auch die Ketzerseelen — wenigstens als Nieten, möchte man sagen — noch in sich, der getaufte Nichtkatholik gehört dann dem Papste jedenfalls noch so an, wie das entlaufene Schaf dem Hirten, der immerhin dauernd den Wunsch hegen mag, das verlorene durch Rufe aus der Ferne zu leiten und wieder anzulocken. Nur freilich steht für uns Protestanten gegen diese Theorie unsere eigene aufrecht und abwehrend da, Behauptung wider Behauptung; mit einfacher Berufung auf seinen eignen Glauben weist daher König Wilhelm als rechter Protestant den päpstlichen Anspruch auf Autorität für alle Christen als Illusion zurück. Und damit wird zugleich das Selbstzeugniß der römischen Oberpriesters, daß er die Wahrheit sage, zur Wahrheit halte, im Geiste des Protestantismus als eine subjective Meinung bezeichnet; auch König Wilhelm bekennt sich seinerseits zum Dienste der Wahrheit, die denn freilich für ihn eine andere ist, als die römische. So selbstverständlich nun diese Abwehr uns Evangelischen erscheinen mag, so nothwendig war sie doch gegenüber dem naiv ungeschichtlichen, sozusagen altmodischen Unterfangen des Papstes, im Verkehre mit einem Protestanten die Existenz des Protestantismus außer Acht zu lassen. Gerade weil jeder von uns nicht anders geantwortet hätte, freuen wir uns der Antwort des Königs, begrüßen in ihr die Repräsentation unseres eigenen Bekenntnisses und empfinden lebhaft den nationalen Werth der Thatsache, daß dieser königliche Protestant zugleich unser deutscher Kaiser ist, daß unser gesammtes Volk zum erstenmal einen Mann an seiner Spitze sieht, welcher die geistige Befreiung, die wir Deutsche der Reformation verdanken, in sich fühlt und nach außen hin geltend macht.

Die materielle Begründung nun der pontifikalen Privatintervention ist nicht glücklicher, als die formelle. Pius spricht die Meinung aus, daß der preußische Herrscher die jüngste antihierarchische Politik seiner Regierung nicht

billigen könne. Eben deshalb will er den König insgeheim dahin bestärken, mit diesem vermeintlichen stillen Widerspruche gegen die Handlungen seiner Minister nun auch öffentlich hervorzutreten, sich ein Herz zu fassen und Wandel zu schaffen, zumal ja doch klar sei, daß die als unrichtig erkannte Politik verderblich wirken, am letzten Ende gar gefährlich für den Thron selbst werden müsse. Auch diese ganze Argumentation darf man als unmodern im höchsten Grade bezeichnen: es ist die alte Diplomatie der Curie, wie sie an den Höfen der absoluten Monarchien etwa des 17. Jahrhunderts mit Erfolg geübt ward, wo den Einfluß der amtlich bestellten Räthe der Krone der Gegenstrom des Gewissensrathes durch Nuntius oder Beichtvater zurückzudrängen suchte, am häufigsten und glücklichsten eben unter Hinweis auf das angeblich bedrohte dynastische Interesse; wo in der That hier und da Minister und Beamte mehr oder weniger autokratisch regierten und verwalteten, bis es dem Wühlen der Gegner gelang, sie plötzlich durch die Hand des umgestimmten Fürsten zu stürzen. In solchen Phantasien befangen — Reminiscenzen ehemaliger Tage, die sich im Vatikan vielleicht ähnlich wie die alten Costüme und Ceremonien erhalten haben — hält der sanguinische Greis eine Trennung des Königs von seiner Regierung, ja wohl gar eine Zurücknahme der bereits sanctionirten Gesetze lediglich auf sein Mahnwort hin für möglich. Wie dort auf die notorische Lehre seiner Confession, kann der König hier kurzerhand auf das ebenso notorische Verfassungsrecht seines Staates hinweisen, wonach überhaupt kein Regierungsakt denkbar ist, den der Landesherr nicht gebilligt hätte. Die ganze Voraussetzung, von der das päpstliche Anschreiben ausging, zerfällt dadurch in nichts, und wenn sich Pius, um sie zu stützen, auf ihm zugekommene Mittheilungen bezog, so ist nur zu bedauern, daß er die Namen seiner Berichterstatter rücksichtsvoll verschwiegen; denn, sollten es etwa — was nicht unwahrscheinlich — preußische Staatsbürger gewesen sein, so wär' es an der Zeit, ihnen allen Ernstes correctere Anschauungen von der verfassungsmäßigen Stellung ihres Staatsoberhauptes beizubringen. Wenn ferner der Papst die Glaubwürdigkeit jener Angaben auch seinerseits durch den Hinweis auf frühere briefliche Aeußerungen des Königs bekräftigen zu dürfen glaubte, so hat der letztere darauf nicht direkt erwidert. Das Mißverständniß des römischen Bischofs scheint darauf zu beruhen, daß er die jetzige Kirchenpolitik des Königs deshalb nicht mit dem sonstigen Ausdruck allgemein christlicher und natürlich auch dem katholischen Glauben so vieler seiner Unterthanen landesväterlich wohlwollender Gesinnung desselben zu vereinigen weiß, weil er eben dieser Kirchenpolitik irrigerweise eine Tendenz zur Vernichtung des Katholicismus beimißt. Die Zurückweisung dieses Irrthums bildet den Hauptbestandtheil des königlichen Briefes.

Gewahrten wir bisher in diesem Brief ein protestantisches und ein specifisch preußisches Moment, so vertritt in diesen wesentlichsten Abschnitten seiner Antwort König Wilhelm das Recht des modernen Staates überhaupt gegenüber den Auflehnungen hierarchischer Mächte. Er erklärt sich verpflichtet und bereit, Frieden, Ordnung und Gesetz des Staates gegen jede kirchliche Anmaßung und Anfechtung, die mit der Sache der Religion und Wahrheit nicht das mindeste zu thun haben, kräftig zu schützen und durchzuführen. Diese Versicherung des Königs ist es, die ihm weit über die Grenzen der

protestantischen Welt hinaus auch bei den staatsfreundlichen Katholiken der Nachbarlande, in der Presse Oesterreich-Ungarns, der Schweiz und Italiens lauten Beifall erweckt hat; sie wird auch in Deutschland, ja in Preußen selber die national und patriotisch denkenden Männer katholischen Bekenntnisses zur unerschrockenen Ausübung ihrer Pflichten gegen Vaterland und Staat ermuthigen. Die ultramontane Partei andererseits geräth durch die Publikation des königlichen Briefes unleugbar in die peinliche Lage eines Gegensatzes nicht bloß gegen den Staat und seine Gesetze, sondern auch gegen die persönliche Haltung des Monarchen. Denn nicht bloß den Gesetzentwürfen, die ihm seine Minister unterbreitet, auch den Motiven dazu, welche diese so oft unter heftigstem parlamentarischen Widerspruche der klerikalen Fraktion öffentlich dargelegt haben, giebt König Wilhelm nochmals ausdrücklich eine persönliche Sanktion, indem auch er dem Papste gegenüber die vor zwei Jahren erfolgte Organisation der Partei des sogenannnten Centrums als den Ausgangspunkt der kirchenpolitischen Irrungen bezeichnet. Für diese Erschwerung ihrer eigenen politischen Stellung mögen sich denn die Herren Ultramontanen bei ihrem Papste bedanken, der den verhängnißvollen Briefwechsel begonnen.

Wir anderen aber begrüßen aufs neue diese Kundgebung unseres Königs und Kaisers als eine jener stellvertretenden Handlungen, die ihm das Schicksal zugebilligt, als es ihn zum Haupte des deutschen Volkes ausersah. Es wäre dabei ganz einerlei, wenn er die sprachliche Fassung seiner Gedanken, wie es bei politisch wichtigen Akten Brauch ist, vielleicht der Hand eines vertrauten Beamten überlassen hätte, denn eben in dem völligen Einvernehmen mit seinen Behörden, zu dem er sich in dem Briefe bekennt, liegt in diesem Falle für uns der Hauptwerth seines persönlichen Schrittes. Friedrich Wilhelm IV freilich hätte einen derartigen Anlaß mit Freuden zu dem allerindividuellsten Erguſſe seines innersten Innern benutzt, aber — man braucht sich nur vorzustellen, wie Friedrich Wilhelm IV in solchem Falle geschrieben und gehandelt hätte, um mit doppelter Befriedigung zu dem Briefe König Wilhelms zurückzukehren.

Alfred Dove.

Berichtigung.

Heft 41 S. 571 Z. 2 v. o. statt „Rock" ließ „Stock". — S. 572 Z. 6 v. o. statt „Stadtbuch" lies „Blutbuch" —. Heft 42 S. 602 Z. 8 v. u. statt „Volksäußerung" ließ „Volksgesinnung". — S. 609 Z. 5 v. o. statt „einst" ließ „nicht". — Z 11 v. u. statt „vergnügt" lies „verjüngt". — Heft 43 ist durch ein Versehen bei der Einordnung des Artikels „Politische Revüe; aus der Schweiz" der Schlußabsatz von S. 654 Z. 2 v. u. bis S. 655 Z. 12 v. u. vor die beiden folgenden Alinea's gerathen.

Ausgegeben: 24. Oktober 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Die Reform unserer höheren Unterrichtsanstalten.

Seit dem 8. Oktober haben in Berlin unter dem Vorsitze des Unterrichtsministers Dr. Falk Conferenzen von Schulmännern stattgefunden, um an einer Reihe von Fragen die Grundsätze durchzusprechen, nach denen bei der bevorstehenden Ausarbeitung eines Unterrichtsgesetzes besonders das höhere Schulwesen in Preußen geordnet, und wenn nöthig, umgestaltet werden soll. Die Verhandlungen, zu denen auch einige Mitglieder des Abgeordnetenhauses hinzugezogen waren, gingen nicht darauf aus, auf dem Wege der Abstimmung zu irgendwelchen gutachtlichen Beschlüssen zu gelangen; es sollten vielmehr nur die verschiedenen Anschauungen an einander abgemessen werden, Erfahrungen und Wünsche dieser oder jener Seite zum Ausdrucke kommen. Das ist denn auch, wie ausführliche Berichte der Tagesblätter erkennen lassen, in vollem Maße erreicht worden, nur freilich geht aus den nämlichen Berichten hervor, wie weit entfernt wir noch von Einstimmigkeit im Urtheil über Mittel und Wege unserer nationalen Jugendbildung sind, wenn auch über deren Ziele, daß sie eben eine nationale und doch zugleich humane Bildung sein soll, kein Zwist obwaltet. Ueber jene Mittel und Wege aber, mit einem Wort über die praktische Seite der Aufgabe wird auch fernerhin — solange es noch Zeit ist — die Debatte fortdauern dürfen, und zwar, wie ausdrücklich zu betonen ist, in voller Oeffentlichkeit, vor dem gebildeten Publikum im allgemeinen, dem das Recht aufmerksamer Theilnahme an einer ins ganze Leben der Zukunft eingreifenden Angelegenheit niemand absprechen darf. In diesem Sinne richten sich die folgenden Betrachtungen an die Leser dieser Blätter, denen sie nicht gerade Neues, desto lieber aber Einleuchtendes sagen möchten. Was sie aber für Gegenwart und Zukunft anrathen möchten, kann nicht umhin sich vielfach auf die Vergangenheit zu stützen: auch in diesen Dingen wird man, wie überall, wo man fest bauen will, auf historischem Grunde bauen müssen.

Jedes für die Welt bedeutende Kulturvolk hat die Aufgabe, den ihm besonders einwohnenden Geist zu entfalten und die aus der geistigen Arbeit der früheren Völker gewonnenen Resultate auf dem Gebiete der Bildung festzuhalten und auf künftige Epochen zu verpflanzen. Nun ist aber das Deutschthum unbestritten von seinem Auftreten an Träger der christlichen Idee.

Digitized by Google

Ein Abfall von dem Prinzip des Christenthums käme also der Erschütterung eines der Grundpfeiler unseres nationalen Wesens gleich. Unser Volk würde dadurch an seinem eigentlichen Gehalt und somit an seiner Kraft und der Berechtigung zur Existenz Einbuße erleiden. Unsere nationale Erziehung bleibt also nur auf dem Grunde des Christenthums echt, sie hat in dem Herzen der Jugend jene Gemüthsinnigkeit zu wirken, die sich ebenso fern von der düstern und verzehrenden Gluth des Fanatismus wie von der Herz und Hand lähmenden frivolen Glaubenslosigkeit hält. In der That herrscht über die Nothwendigkeit der Beibehaltung des Religionsunterrichts auch auf unseren höheren Bildungsanstalten kein Zweifel.

Wenn nun das Gefühl der heranwachsenden Jugend im christlichen Geiste genährt und entwickelt wird, so muß dagegen Mittelpunkt der intellectuellen Bildung auch fernerhin wesentlich das klassische Alterthum bleiben. Die Gelehrtenschule hat mit Rücksicht auf die oben bezeichnete Doppelaufgabe den Zusammenhang der gegenwärtigen Kultur mit der der Vergangenheit zu vermitteln, sie hat das antike Element in der modernen Welt festzuhalten. Wie die gründliche Behandlung jeder Wissenschaft und jeder einzelnen wissenschaftlichen Frage des historischen Fundaments nicht entbehren darf, so hat auch die Schule, welche auf die Berufsstudien allgemein vorbereitet, als allgemeine historische Grundlage oder Vorstufe die Kenntniß der altklassischen Literatur zu geben. Sie sei das Centrum des Unterrichts. Aber die nationale höhere Schule wird sich auch der Aufgabe nicht entziehen können, diejenigen Disciplinen in den Kreis ihrer Unterrichtsfächer aufzunehmen, ohne deren Kenntniß der Gelehrtenstand das Verständniß für die gegenwärtigen Arbeiten, Bestrebungen und Auffassungen des Volkes verliert, sie hat, mit einem Wort gesagt, auch die herrschende allgemeine Bildung zu vermitteln.

Wie stellen sich nun diesen Zielen gegenüber unsere höheren Unterrichtsanstalten dar? Zunächst befremdet, daß die Erreichung jener in doppelter Form gesucht wird, durch das Gymnasium und durch die Realschule. Dieser Dualismus bestand nicht von jeher. Wie hat er sich gebildet?

„Die ersten Keime der Ueberlenkung der höheren Geistesbildung in die nationale Bahn", sagt Laas in seinem Werk über den deutschen Unterricht, „liegen weit zurück. Man kann sagen: das Bedürfniß, auch die Schule national zu gestalten, ist in demselben Maße gewachsen, wie die Nation dem Bann, in dem sie die römische Kirche oder die lateinischen Gelehrten oder die Bewunderung der Franzosen gefangen hielt, allmählich entwachsen ist, wie sie mündig geworden, wie sie zu sich selbst gekommen ist. Schon in der Schöpfung unserer Gymnasien wehte der nationale Geist Denn an ihr wirkte mit Dr. Martin Luther, dessen Bestrebungen ihren treuesten Ausdruck in jenem bekannten offenen Schreiben an die Rathsherren aller Städte Deutsch-

Digitized by Google

lands finden, in jenem großen Stiftungsbrief unſerer Gymnaſien". Melanchthon trug in dieſe Schulen den Humanismus hinein, der dem ſtarren Scholaſticismus gegenüber, welcher bis dahin in den deutſchen Schulen geherrſcht hatte, auf das Zurückgehen zu beſſeren Quellen drang, aber an ſich allerdings wenig national war. Die Jugend verſenkte ſich ganz in das Studium der alten Welt, ohne ein ſonderliches Intereſſe an der Nation, der ſie angehörte, oder an den lebendigen Fragen zu nehmen, welche die Gegenwart bewegten. Wohl legte man jetzt den Schülern den ächten Ariſtoteles und außer den lateiniſchen Autoren auch griechiſche Klaſſiker, namentlich auch die Tragiker vor; allein von früh auf, das lag ſo in der ganzen Schulluft, waren ſie gewöhnt, auf alles Nationale als auf barbariſches vornehm herabzublicken. „Selbſt einen Mann wie Melanchthon ſtörten nationale Sympathien nicht; ihm war das Vaterland die Kirche". Fertigkeit im lateiniſchen Ausdruck wurde geübt, nicht im deutſchen. Freilich ſtand damals noch das Lateiniſche nicht blos als Gelehrten-, ſondern auch als internationale Sprache in abſoluter Herrſchaft. So war es denn bei dieſer völligen Abgeſchloſſenheit der Schule vom Leben des Volkes nicht zu verwundern, daß unter den ſpätern Humaniſten dieſe gymnaſiale Bildung ganz und gar in verknöcherten Formalismus ausartete. Der berühmte Straßburger Rector Sturm wollte aus jedem Schulknaben nur einen Ciceronianus machen; weiter ſtrebte er nicht. Naturgemäß trat nunmehr das Griechiſche, das Melanchthon ſo ſehr betont hatte, wieder hinter das Lateiniſche weit zurück; Nachdruck wurde ja nicht auf die Kenntniß der alten Welt und ihrer Klaſſiker, ſondern auf rhetoriſche Gewandtheit im eigenen Gebrauche der lateiniſchen Sprache gelegt. Später litt das Gymnaſium unter den Stürmen des 30jährigen Krieges, noch ſpäter unter der engherzigen Befürchtung, das Studium der Alten, namentlich aber der Griechen, könne dem Geiſte des Chriſtenthums Eintrag thun. Solche Beſorgniß hegten namentlich Comenius, Thomaſius und der ſonſt ſo verdienſtvolle Francke. Ein Schüler des Letzteren ging ſo weit, überhaupt alle griechiſchen Klaſſiker vom Gymnaſium zu verbannen. Als dann gar noch die Gallomanie über unſer armes Volk hereinbrach, da tauchten jene Gymnaſialdirectoren auf, die — wie Baumeiſter in Görlitz — nur die Bürgerlichen die griechiſche Sprache lernen ließen, die Adeligen hierfür Franzöſiſch. Es war die Zeit, in welcher die ſogenannten Ritter-Akademien entſtanden, in denen die Anſprüche in der klaſſiſchen Philologie erheblich herabgeſetzt wurden, dafür aber Franzöſiſch und die Unterweiſung in der Tournüre, im Fechten, Reiten und Tanzen in dem Unterrichtsplan gewiſſenhafteſte Rückſicht fanden. Noch größeres Unheil erwuchs zu derſelben Zeit aus der Abzweigung von Realſchulen, inſofern dieſe eine ſcheinbare Conceſſion an dieſe realiſtiſche Richtung in der Pädagogik dar-

Digitized b. Google

stellten, in Wahrheit aber nur dazu dienten, das Gymnasium desto sicherer gegen jede Einwirkung des Zeitgeistes abzuschließen. Wunderbar übrigens, daß der Realismus mit dem Pietismus in seinen Anfängen zusammenfiel! Comenius führte jene Richtung in die Pädagogik ein, und wie dieselbe im Laufe des 17. Jahrhunderts allmählich Boden auf den gelehrten Schulen gewann, darauf weist die mit den Jahren zunehmende Verbreitung der Lehrbücher des genannten Pädagogen hin. Semler aber, ein Schüler Francke's, gründete bekanntlich die erste Realschule, und zwar bei der Stadt Halle, unter Approbation der preußischen Regierung, die damals diesem Institut aufrichtige Theilnahme angedeihen ließ.

Inzwischen jedoch wirkte Alles auf ein neues Aufblühen der altklassischen Studien in den Gymnasien hin. Einerseits bahnten Gesner, Ernesti, Heyne dem großen F. A. Wolf den Weg, andererseits bereitete sich schon seit dem 2. Decennium des 18. Jahrhunderts langsam eine Erhebung der deutschen Nationallitteratur vor. Der Einfluß dieser auf die Pädagogik, namentlich aber auf jene nationale Richtung der Pädagogik, die schon von Ratich an immer mehr der deutschen Sprache gegenüber der lateinischen auch im Unterrichte zu ihrem Rechte zu verhelfen trachtete, wies stets drängender auf die griechische Litteratur hin, in deren Lectüre das Gymnasium mit mehr Recht seinen Mittelpunkt finde als in der formalen Uebung des lateinischen Ausdrucks. Endlich tauchte sich damals die deutsche Kunst zum zweiten Male in die antiken Ideale ein und gewann aus ihr Kraft zu frischen Trieben. Damals empfingen die sächsischen Fürstenschulen ihre berühmte Schulordnung (von 1770), nach d.r ein sehr umfänglicher Kanon griechischer Schulautoren aufgestellt ward, darunter auch seit der Blüthe des Griechischen in den Reformationsschulen zum ersten Male wieder die Tragiker. Wolf und seine Schüler sind dann immer energischer für die griechischen Studien auf den Gymnasien eingetreten. Wesentliche Unterstützung fanden ihre Bestrebungen in der nationalen Erhebung jener Tage. Denn es ist eine eigenthümliche Erscheinung, die dem nicht entgehen kann, der die Geschichte des griechischen Unterrichts in Deutschland genauer studirt, daß jedes Mal zu den Zeiten eines nationalen Aufschwungs in unserem Volke ein erneuter Eifer für die hellenischen Studien erwachte. Das erste preußische Abiturienten-Prüfungs-Reglement von 1812 beweist übrigens, daß die preußischen Gymnasien damals in Nichts hinter ihren sächsischen Schwester-Anstalten zurückblieben.

Seitdem haben sich unter den Philologen je länger je mehr zwei Parteien herausgebildet; die eine will in alter Weise der sprachlichen Ausbildung der Schüler ihre beste Kraft widmen, sie betont naturgemäß das Lateinische; die andere sieht in der Erlernung der Grammatik und der sprachlichen Eigenthümlichkeiten nur das Mittel zum Zweck, sie intendirt die historische Erkenntniß

Digitized by Google

des Alterthums und betreibt von dieſem Geſichtspunkte aus die Lectüre der Klaſſiker. Wer der letzteren Partei ſich anſchließt, iſt genöthigt, den Griechen den Vorzug zu geben, da in der Litteratur dieſes Volkes die originellen Dichter und Schriftſteller zu finden ſind, da die Griechen die Lehrer der Römer waren; wem die erſte Quelle noch fließt, der wird ſich gewiß mit der abgeleiteten nicht begnügen wollen. Die erſtere Richtung herrſchte nach den beſtehenden Beſtimmungen und den in den maßgebenden Kreiſen geltenden Grundſätzen bisher im Gymnaſium vor, und ſo traten die gelehrten Schulen in einen gewiſſen Gegenſatz zum Volk, welches für dieſe rein formale Gymnaſialbildung kein rechtes Verſtändniß hatte und dafür den Realſchulen den Vorzug gab. Daher denn die Gründung ſo vieler Realſchulen durch die Städte, während der Staat ſich faſt nur für die Errichtung von Gymnaſien intereſſirte. Dennoch iſt bei ganz verurtheilsfreier Beurtheilung nicht zu leugnen, daß bei all der Theilnahme, die unſer Bürgerſtand den Realſchulen zuwendet, dieſe in ihrer heutigen Geſtalt auf die Dauer nicht lebensfähig ſind. Es liegt das zum Theil mit an äußerlichen Dingen, ſo an der bisher ſehr mangelhaften Dotirung der Lehrer dieſer Anſtalten, aber doch am meiſten an ihrer Organiſation. Auf die Frage näher einzugehen, iſt hier nicht der Ort; die Fachzeitſchriften beleuchten ſie ſeit Jahren; unſere Aufgabe iſt, die Berechtigung der Exiſtenz der Realſchulen vorzugsweiſe gegenüber den Forderungen der nationalen Erziehung zu prüfen.

Die Städte verſchloſſen ſich völlig der Erkenntniß von den Mängeln ihres Schooßkindes und meinten, den Realſchulen durch Erwirkung weitergehender Gerechtſame emporhelfen zu müſſen. Trotz mancher Abmahnung in jenen vielbeſprochenen Univerſitätsgutachten, unter denen eins, das Berliner, bündig erklärte: „Nach ſo vielem Umhertaſten wird es doch ſein Bewenden dabei haben, daß für den Durchſchnitt der Jugend die angemeſſenſte Geiſteszucht in der methodiſchen Zerlegung des Gedankenbaues der alten Schriftſteller liege, deren allgemein menſchlicher Gehalt zugleich eine Art geiſtiger Muttermilch bildet“ —, trotz dieſer und ähnlicher Mahnungen hat die Regierung der Realſchule oder beſſer den ſtädtiſchen Communen ſelbſt die Conceſſion machen zu müſſen gemeint (ohne übrigens dadurch die Städte befriedigen zu können), daß Realſchulabiturienten zum Studium der Mathematik und der neueren Sprachen zuzulaſſen ſeien, wenn ſie nach Vollendung des Studiums als Lehrer wieder an eine Realſchule zurückkehren wollten. In Folge dieſer Beſtimmung muß jedenfalls — nur dieſe Seite faſſen wir hier ins Auge — zum Schaden der nationalen und der wiſſenſchaftlichen Einheit des Unterrichtsweſens die Kluft zwiſchen Gymnaſium und Realſchule in bedenklicher Weiſe immer weiter reißen. Fand bisher nur unter den Schülern dieſer verſchiedenartig organiſirten Anſtalten keine Gemeinſchaft der Studien

Digitized by Google

und daher auch im spätern Leben keine Uebereinstimmung in den wissenschaftlichen Interessen und nur schwer ein gegenseitiges Verständniß auf jedem Gebiete geistiger Thätigkeit statt, so werden künftig auch die Lehrer sich nicht mehr auf demselben Boden zu gemeinschaftlichen Arbeiten für die Zwecke der Schule zu finden wissen. Immer mehr müssen also die beiden Schulgattungen auseinander fallen, und somit rückt auch die Gefahr immer näher, daß der höher kultivirte Theil der Nation sich in zwei für einander unverständliche Parteien auflöse. Hat doch der im Gymnasium vorgebildete Beamte oder Geistliche schon jetzt eine durchaus andere geistige Nahrung genossen und daher andere Lebens- und wissenschaftliche Auffassungen gewonnen, wie der Techniker, welchen die Realschule erzogen hat. Der Theolog kann unter diesen Umständen die geistigen Bedürfnisse eines Theils der gebildeten Bürger nicht mehr völlig verstehen, deren Herzen nicht mehr nahe kommen; ähnlich der Jurist, der Mediciner. Damit ist also ein Kastenwesen begründet, welches durch den immer fühlbarer werdenden Mangel gegenseitiger geistiger Befruchtung und Erhebung nothwendig einen Rückschritt des ganzen Volksthums und damit endlich der Wissenschaft selbst herbeiführen muß. Diese Gefahr wächst, wenn den Realschulabiturienten überhaupt die akademische Laufbahn erschlossen wird, was die Patronate der Realschulen anstreben, wozu jedoch in anderen Kreisen, wie unter anderen die Berliner Conferenzen zeigen, wenig Neigung vorhanden scheint.

Demnach wäre das Bestreben durchaus angezeigt, die beiden Schulen wieder in eine so zu vereinen, daß der ganze gebildete Theil der Nation dieselben Grundlagen der Bildung habe, daß er seine geistige Nahrung aus denselben Quellen schöpfe, daß alle Glieder des Volkes ohne Ausnahme geistigen Verkehr unter einander unterhalten, gegenseitige Anregung und Belehrung sich bieten können. In diesem Sinn hat auch schon der Königsberger Provinzial-Lehrer-Tag auf Antrag des Professor Fahle beschlossen und im Hinblick auf die Abfassung des neuen Unterrichtsgesetzes seine Stimme in die Wagschale geworfen. Auch der Verein oberschlesischer Gymnasiallehrer, der in den Pfingsttagen dieses Jahres in Pleß tagte, hat eine gleiche Resolution gefaßt. Aber wie ist die Frage der Zusammenlegung der Anstalten praktisch zu lösen? Ich meine kurz so: Die Gymnasien werden in den alten Sprachen die Grammatik und die Uebungen im sprachlichen Ausdruck soweit einzuschränken haben, als sie nicht Mittel zum Zweck sind, d. h. nicht der Lektüre der Alten und der Erkenntniß des Alterthums dienen. Alsdann wird Raum und Zeit im Lektionsplan gewonnen für die Naturwissenschaften und für das nunmehr obligatorisch zu treibende Englisch. In Mathematik und Französisch leisten zwar die Realschulen ein Plus, indessen wird das neue Gymnasium in diesen Unterrichtsfächern weitere Ziele sich nicht stecken dürfen.

Digitized by Google

Also im Einzelnen: Man hebe 1) die lateinischen Sprachübungen, 2) die freien lateinischen Aufsätze auf. Das ist nachgerade zur absoluten Nothwendigkeit geworden. Oder verliert damit unsere Jugendbildung ein wichtiges Moment? Die Philologen-Versammlung zu Halle faßte noch 1867 die Resolution, wohl namentlich auf Antrieb des kürzlich verstorbenen als Meister des Lateins berühmten M. Seyffert, daß das Gymnasium mit den lateinischen Aufsätzen stehe und falle. Ganz richtig — das humanistische Gymnasium, aber das nationale Gymnasium, wie wir es heute brauchen, setzt an die Stelle des lateinischen Aufsatzes unbedenklich den deutschen. Seitdem die Sprache Roms aufgehört hat, die Gelehrtensprache zu sein, seitdem sie nicht einmal mehr Unterrichtssprache auf den Universitäten ist, seitdem selbst das examen rigorosum und die Doctor-Promotion in deutscher Sprache abgehalten, und die Dissertationen in derselben Sprache geschrieben werden dürfen, ist es jedenfalls unmöglich, die Leistungen der Gymnasien auf rein sprachlichem Gebiete auf der früheren Höhe zu erhalten. Das würden selbst die strengsten ministeriellen Anordnungen nicht mehr erwirken, welche wir übrigens auch gar nicht zu erwarten haben. Die Zeit ist nun einmal vorüber — und wer wollte das beklagen? — von der Laurentius Valla sagte: Wir haben Rom verloren, wir haben die Herrschaft verloren, aber in Kraft dieser glänzenden Herrschaft regieren wir noch über einen großen Theil des Erdkreises. Unser ist Italien, unser ist Spanien, Deutschland, Pannonien, Dalmatien, Illyrien und viele andere Länder; denn wo die lateinische Sprache herrscht, ist römisches Reich." Schon Fr. Wolf war gegen das Lateinsprechen und meinte, diese Uebung müsse schon deshalb fallen, weil auf den berühmtesten Universitäten kaum 3 Gelehrte sich finden ließen, von Lehrern auf Schulen kaum 6 von 100, die es ordentlich verständen, so daß die Schüler es von ihnen lernen könnten. „Seit jener Zeit", so schrieb der verstorbene Schulrath Heiland, „sind die Prozente noch mehr gefallen und ein ehrlicher Blick auf die Methode und die Erfolge dieser Uebung muß auch die eifrigsten Vertheidiger des Alterthums in der Pädagogik bestimmen, dieselbe für die Zukunft aufzugeben." Doch noch eins! Ich behaupte gradezu, daß wer z. B. Horaz lateinisch erklärt, sich einfach der Möglichkeit begiebt, dessen Stellung als Dichter namentlich auch im Vergleich zur modernen Lyrik den Primanern deutlich zu machen, wenn er auch selbst ein ganz vollendeter Lateiner wäre. Dagegen wird man mir die berühmte Einleitung des verstorbenen Haase zu Tacitus als Beweis dafür anführen, wie sich die litterarische Bedeutung eines Schriftstellers oder Dichters selbst mit Berücksichtigung moderner Erscheinungen in der Litteratur verständlich darstellen lasse. Aber man vergesse doch ja nicht, daß ein Lehrer des Latein in Prima in der Regel doch lange nicht die Fertigkeit im lateinischen Ausdruck hat, welche dem unvergeßlichen Breslauer Professor zu

Gebote stand, und daß ferner der Standpunkt eines Primaners nicht der eines Philologen ist, für den jene Einleitung geschrieben wurde.

Was die lateinischen Aufsätze betrifft, so ist die Opposition gegen dieselben sehr alt. Der Professor Hertel schreibt schon im Jahre 1565: „Die lateinischen Stilübungen werden von den Schülern widerwillig betrieben, deshalb kommen monstra orationis zum Vorschein. Ist ein Argument angegeben, so werden sofort Haufen von Worten und Sentenzen, die sich irgend ein Mal bei den Autoren finden, zusammengebracht, mit furta und compilationes wird die Rede vollgestopft; es ergeht den Schülern, wie der Krähe des Aesop, die sich mit den gestohlenen fremden Federn berüstet. Eine bunte Mischung von Redefiguren, eine Sprache ohne den verborum delectus, ohne die sententiarum ornamenta ist ihren Arbeiten charakteristisch"*). In neuer Zeit wurden, je mehr sich das Selbstbewußtsein der deutschen Nation hob, die Gegner dieser Aufsätze desto zahlreicher. Ich nenne Herder, der in der dritten Sammlung der Fragmente zur deutschen Litteratur sich etwa so ausläßt: „Meine Empfindungen ausdrücken und dichten kann ich nur in der Sprache, wo ich Ansehen und Gewalt über die Worte, die größeste Kenntniß derselben oder wenigstens eine Gewißheit habe, daß meine Freiheit noch keine Gesetzlosigkeit werde. — Gewinnt denn der Ausdruck, weil eine Sprache an sich schöner ist? So denken bloß die Schulmeister, die aus den Alten Phrasen aufjagen, Lexikon und Grammatik plündern, um sich ein buntes Kleid zusammenzuflicken." Gewichtiger noch vielleicht wird man das Votum moderner Männer von Fach finden: Der bekannte Grammatiker Blume, der berühmte Cicero-Herausgeber Madvig, der Uebersetzer des Aeschylus Hartung, früher Direktor in Schleusingen, Professor Wurm in Erlangen, der Pädagog v. Raumer — sie alle erklären die sogenannten freien lateinischen Arbeiten für eine mechanische Zusammenstoppelung aus einem armseligen Vorrathe von Wörtern, Floskeln und Redensarten, die in jedem Aufsatz wiederkehren. Der rüstigste und begabteste Vorkämpfer für diese Auffassung ist in letzter Zeit auch Laas geworden, dessen anregende Werke (der deutsche Aufsatz in Prima; der deutsche Unterricht auf den höheren Lehranstalten; Joh. Sturm) nicht bloß Fachgenossen, sondern allen Vaterlandsfreunden zur Lectüre zu empfehlen sind, welche, von der Wichtigkeit einer wohlorganisirten Schule für das Wohl der Nation durchdrungen, im Hinblick auf das ersehnte Unterrichtsgesetz sich über diese Materie ein mehr als oberflächliches Urtheil bilden wollen.

Man mißverstehe uns jedoch ja nicht! Keineswegs sprechen wir uns gegen die Uebungen im Uebersetzen aus der Muttersprache in die lateinische

*) Das Citat entnehme ich der Laas'schen Schrift über Sturm, p. 69.

Digitized by Google

und griechische aus. Grade sie, ich meine die Exercitien und Extemporalien, können zum rechten Marsfelde für die gymnastische Ausbildung des jugendlichen Geistes gemacht werden, sofern man sie so betreibt, wie es die Meister der Kunst, gerade jener Seyffert an der Spitze, schon längst selbst gethan und Anderen empfohlen haben. Denn in den freien Aufsätzen lassen sich Schwierigkeiten im Ausdruck umgehen, in den Exercitien aber nöthigt der deutsche Text auch den Trägen zum Nachdenken und zum geistigen Erfassen des Inhalts. Zugleich bringt diese Uebung die Eigenthümlichkeiten der alten Sprachen gegenüber den modernen zum klarsten Bewußtsein und wirkt somit auf das Verständniß des Deutschen selber zurück.

Die durch Elimination der Aufsätze und der Sprachübungen freigewordene Zeit verwende man nun vorab auf eine ausgebreitetere Lektüre der Alten in den oberen Klassen, während in den unteren und mittleren nach wie vor die Einübung der Grammatik als formales Bildungselement Centrum des Unterrichts bleibe. In den oberen Klassen gilt es, mittelst einer umfassenderen Lectüre eine möglichst allseitige Bekanntschaft mit dem antiken Leben in Staat, Kunst und Wissenschaft zu begründen. Es ist zu oft gesagt, was dadurch an idealem Besitze gewonnen wird, als daß es hier wiederholt werden dürfte. Nur sei im Hinblick auf die jüngsten Bestrebungen, die ästhetische Seite der Erziehung wieder mehr zu betonen, selbst die Anfänge des Verständnisses für die bildende Kunst der Jugend einzupflanzen, darauf hingewiesen, welche herrliche Gelegenheit auch hierzu durch eine historisch fortschreitende Lektüre der hellenischen Klassiker von Homer bis Demosthenes geboten würde.

Sodann aber gewinnt man Zeit, auf die deutschen Ausarbeitungen der Schüler in den oberen Klassen ein erhöhtes Gewicht zu legen. Die deutschen Ausarbeitungen überhaupt, denn auch für jenen neuen Vorschlag sprechen wir uns consequentermaßen aus, daß künftig nicht bloß der Lehrer des Deutschen, sondern alle Lehrer der Klasse in bestimmter Folge und in bestimmten Fristen deutsche Arbeiten zu stellen haben, damit in diesen der Schüler theils reproducire, was er im Unterricht gehört, theils die Produkte seines Privatfleißes, freiere Forschungen in engen Grenzen, niederlege.

Endlich wird für die Naturwissenschaft Zeit gewonnen, indem von den je 10 Stunden Lateinisch in den unteren Klassen sehr wohl je 2 Stunden für diesen Unterricht abgegeben werden können, ohne daß deshalb die Leistungen im Lateinischen auf dieser Stufe nur im geringsten reducirt werden dürften. Zwei Stunden wöchentlich aber genügen, wie bekannt, dem Lehrer der Naturwissenschaften, um den Gymnasiasten diejenigen Kenntnisse mitzutheilen, deren Besitz heutzutage schlechthin zur allgemeinen Bildung zu rechnen ist. Da in der Mathematik die Realschule so Erhebliches mehr nicht leistet als das

Digitized by Google

Gymnasium, so wird sich letzteres in dieser Wissenschaft ein höheres Ziel als bisher nicht stecken dürfen.

So blieben zur vollständigen Verschmelzung der Realschule mit dem Gymnasium nur noch die neueren Sprachen übrig. Da meinen wir allerdings, daß der höhere Schulunterricht als solcher in den neueren Sprachen nirgend die Aufgabe habe, dem Jünglinge die fremde Sprache bis zu solcher Fertigkeit beizubringen, daß er sich selbst in ihr auszudrücken vermöchte; dies praktische Ziel zu erreichen, müßte dem Privatstudium überlassen bleiben. Vom französisch Sprechen und von französischen Aufsätzen wird also keine Rede weiter sein. Nur soweit hat die Schule die Schüler zu führen, daß sie in den Stand gesetzt werden, Werke, die in dieser Sprache geschrieben sind, zu verstehen. Selbst eine ausgebreitetere Bekanntschaft mit der französischen Litteratur wird man ohne Verlust entbehren können, wenn dafür die alte Litteratur desto energischer betrieben wird. Giebt man dies zu, so rechtfertigt sich von selbst, daß in Untersekunda das Französische ganz abschließt und an seine Stelle dreistündig das Englische tritt, in der Art, daß die Schüler in Prima mit Erfolg Shakespeare zu lesen und mit den Tragikern der Alten zu vergleichen im Stande seien. Im Deutschen ist nach dem Laas'schen Plan die Jugend mit den Schätzen der vaterländischen Litteratur und den Gesetzen der Dichtungsgattungen mit steter Vergleichung der griechischen Normen bekannt zu machen. Eine Stunde wöchentlich ist diesem Unterricht in den oberen Klassen mehr zuzuwenden als bisher. Demnach ergiebt sich folgender Normalplan für das nationale Gymnasium, wie wir es meines Erachtens anzustreben haben:

	VI.	V.	IV.	III.	IIb.	IIa.	I.
Religion	2	2	2	2	2	2	2
Griechisch	—	—	6	6	6	8	8
Latein	8	8	8	8	8	5	5
Deutsch	3	3	2	2	3	3	3
Mathematik	4	3	3	4	4	4	4
Geschichte	2	2	2	3	3	3	3
Geographie	2	2	1	1	—	—	—
Naturwissenschaft	2	2	2	2	2	2	2
Französisch	—	3	2	2	2	—	—
Englisch	—	—	—	—	—	3	3
Zeichnen	2	2	2	—	—	—	—
Schreiben	3	3	—	—	—	—	—
Summa	28	30	30	30	30	30	30

Ich bemerke, daß ich das Untergymnasium bis zur Untersekunda (incl.) ausdehne, also so, daß, wer mit dem einjährig freiwilligen Militär-Zeugniß ab-

Digitized by Google

geht, eine in sich abgeschlossene Bildung ins Leben mitnähme. Bis Untersekunda nämlich würde in den alten Sprachen die Grammatik vorherrschen, erst in Obersekunda die Lektüre. Das Englische begönne demgemäß auch erst in Obersekunda.

Zum Beschlusse erlauben wir uns, den wesentlichen Inhalt unserer kurzen Besprechung der Aufgaben, die dem in nationalem Sinne reformirten, zugleich die Realschule entbehrlich machenden Gymnasium zufallen würden, in folgenden 8 Sätzen als ebensovielen dringenden Wünschen für das künftige Unterrichtsgesetz zu formuliren:

1) Es ist im nationalen und wissenschaftlichen Interesse geboten, daß die Realschulen als solche aufgelöst werden, indem sie entweder:
   a) zu Gymnasien umgewandelt, oder
   b) zu Gewerbeschulen erweitert oder
   c) zu Mittelschulen (Realschulen ohne Latein) reducirt werden.
2) Dagegen sind auf dem Gymnasium die Uebungen im lateinischen Sprechen und die lateinischen freien Arbeiten aufzugeben.
3) Der deutsche Aufsatz soll künftig der Gradmesser der geistigen Reife der Schüler des Obergymnasiums sein.
4) Der Nachdruck in den oberen Klassen des Gymnasiums ist auf die Lektüre der Alten zu legen.
5) Daher hat von Sekunda an das Griechische vorzuwalten.
6) Den Naturwissenschaften sind durch alle Klassen 2 Stunden zu widmen.
7) Das Französische soll in Untersekunda abschließen, an seine Stelle von Obersekunda ab das Englische treten.
8) In der Mathematik hat sich das Gymnasium kein weiteres Ziel zu stecken als bisher.

R.

Von der ersten Restauration der Bourbonen.

Die Veröffentlichung der in den Tuilerien vorgefundenen Bettelbriefe erregte seiner Zeit bekanntlich in Deutschland großes Aufsehen und erweckte ganz besonders in der deutschen Schriftsteller- und Gelehrtengilde mancherlei peinliche Gefühle. Der Schmutz, welcher damals an die Oberfläche trat, hat sich seitdem wieder ziemlich zu Boden gesenkt, und soll auch bei Leibe nicht von uns neu aufgewühlt werden. Es ist aber vielleicht interessant und nützlich zu zeigen, daß es auch anderswo Bedientenseelen gab und giebt, unter noch erschwerenden Umständen, und sogar bei dem Volke, welches uns die obige Beschämung bereitet hat, und das heute wie je zuvor die Begriffe „honneur et patrie“ fast als ausschließlich nur ihm zugehörendes Eigenthum in Anspruch nimmt.

Digitized by Google

Der Blick, den wir heute in die Vergangenheit thun wollen, gewinnt vielleicht an Interesse durch den Umstand, daß wir ihn grade jetzt zurückwerfen, jetzt, am Vorabende der neuen politischen Wandlung, welche im Nachbarlande sich zu vollziehen im Begriff ist. Schon einmal, vor nicht voll sechs Jahrzehnten, wurden die Bourbonen, damals durch fremde Monarchen und Heere, wieder zurückgeführt zu ihren „getreuen Unterthanen." Sei es uns gestattet in kurzen Zügen die damalige Liebe unserer Nachbarn zu uns Deutschen zu schildern, die Freude und Genugthuung wiederzugeben, welche damals die Herzen der Pariser und Franzosen hoch aufschwellen ließ. Wir stützen uns dabei nicht auf vage Erzählungen und Ueberlieferungen, sondern wir schöpfen, wie man sehen wird, aus vollgültigen Dokumenten! Ein Exemplar der „Gazette de France" aus jenen Tagen liegt uns vor. Entfalten wir es und lesen die Schilderung der Gala-Oper, welche zu Ehren der Monarchen von Preußen und Rußland, Friedrich Wilhelm's III und Alexander's, stattfand, und überlassen wir, ohne jeden weiteren Commentar, sich zu „kratzen," Jedem, den es „juckt!"

Es gab nur wenige Pariser, sagt die Gazette de France in fast wortgetreuer Uebersetzung, welche beim Einzuge ihrer Majestäten, des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen, in die Hauptstadt sich des Vergnügens beraubt hätten die Züge dieser beiden erhabenen Fürsten zu betrachten, welche unsere Grenze nur überschritten hatten, um sich als unsere Verbündete zu erklären. . . .

Sobald sich das Gerücht verbreitete, daß die Monarchen, nicht die Eroberer, nein die Befreier Frankreichs, in die Oper kommen würden, drängte eine ungeheure Volksmasse herbei, um die Eingänge zum Hause zu belagern. . . . Das Erscheinen Ihrer Majestäten in der Loge, welche sie sich unter dem Amphitheater hatten zurichten lassen, rief eine Begeisterung hervor, die jeder Beschreibung spottet . . . Mehrfach zeigten die Herrscher in der rührendsten Weise, wie sehr ihre Seele empfänglich war für den Empfang eines großmüthigen Volks, welchem 12 Jahre des Druckes nicht diesen seinen eigentlichen Charakter kennzeichnenden Zug rauben konnten.

Der Zugang zu ihrer Loge stand Jedem offen, der sich vorstellen wollte. War es denkbar, daß die Franzosen, die ihre Rächer begrüßten, mit dieser würdevollen Huldigung nicht auch den Namen ihres legitimen Herrschers, in Verbindung brachten? Des Herrschers? Nein des Vaters, den seine erhabenen Verbündeten, seine hochherzigen Freunde ihrer Liebe wiederzugeben im Begriff standen! Unter die einmüthigen Rufe „vive Alexandre, vive Frédéric Guillaume" mischte sich der, ach, nur zu lange auf dem Grunde des Herzens niedergehaltene Ruf: vive Louis XVIII, vivent les Bourbons!" Das Orchester beeilte sich Zeugniß zu geben von dieser heiligen Stimmung. Der

Digitized by Google

wahrhaft patriotische, wahrhaft nationale Sang „vive Henri IV“ rief einen neuen Enthusiasmus hervor. Die Damen wehten mit ihren weißen Taschentüchern, und warfen weiße Kokarden hinunter auf die Menge im Parterre...

Eigentlich sollte zur Aufführung kommen „der Triumph des Trajan.“ Wegen Krankheit eines Mitspielers mußte „die Vestalin“ gegeben werden. Alle Anspielungen, welche dieses Stück bot, wurden von dem Publikum auf das lebhafteste aufgegriffen. Zum Beispiel, bei einer einfachen Namensveränderung wurde folgende von der Oberpriesterin gegebene Schilderung einer Person außerordentlich beklatscht;

C'est dans les gouffres du Ténare
Que Tisiphone l'enfanta:
Par lui de malheurs et de crimes
Ce monde, hélas! est inondé.
Sur des tombeaux, sur des abimes
Son trône sanglant est fondé.

Die folgenden Verse fanden eine ganz entgegengesetzte Anwendung und Aller Augen richteten sich auf die Loge der fürstlichen Befreier, während diese Worte von der Bühne ertönten:

Magnanimes héros,
La paix est en ce jour la fruit de vos conquêtes;
Jouissez, dans son sein, de vos nobles travaux,
Et comme à nos destins, présidez à nos fêtes.

Das verhaßte Sinnbild der korsischen Tyrannei verletzte das Auge aller guten Franzosen und ihrer Verbündeten. Ein allgemeiner Schrei verlangte, daß der Adler mit seinen blutigen Fängen sofort entfernt würde. Da dies aber so schnell nicht auszuführen war, begnügte man sich damit diese Zeichen einer verabscheuten Dynastie zu verstümmeln, bald aber fiel er unter den Händen derjenigen, welche darauf brannten, die alte Fahne Frankreichs wieder herzustellen, jene Lilien, welche das Panzerhemd des heiligen Louis schmückten, das von Philipp-August und von Henri IV!

Improvisirte Dichtungen gingen im Saale von Hand zu Hand. Man verlangte stürmisch sie aus dem Munde der „Lays“ zu hören, nach jener theuren Melodie, welche der Vereinigungssang aller wahren Franzosen werden wird. Man höre:

Vive Guillaume
Et ses guerriers vaillants!
De ce royaume
Il sauve les enfants
Par sa victoire

Digitized by Google

Il nous donne la paix...
Et compte sa gloire
Par ses nombreux bienfaits.

Vive Alexandre,
Vive ce roi des rois!
Sans rien prétendre,
Sans nous dicter des lois,
Ce prince auguste
A le triple renom
De héros, de juste
De nous rendre un Bourbon!

Ein dritter Vers zu Ehren des abweſenden Kaiſers Franz, wurde nicht geſungen. Er lautete nach der Handſchrift:

De Germanie
Vive le noble roi!
Il sacrifie
Tout pour prouver sa foi.
Que Paris crie
Vive à jamais
De Germanie
Vive à jamais François!

Dies war der Verlauf des ewig denkwürdigen Abends.

Eine definitive Auswahl des Stücks, welches zur Feier der Thronbeſteigung Henri's V in der „großen Oper" gegeben wird, ſoll noch nicht getroffen ſein. Aber ſoviel ſteht jetzt wohl ſchon feſt, daß der biedere Ben Akiba auch diesmal Recht behalten wird mit ſeinem: „Es iſt Alles ſchon dageweſen".

— l. —

Das unterirdiſche Berlin.

Vor nicht zu langer Zeit brachten die „Times" eine ſtatiſtiſche Ueberſicht der Mortalitätsziffer der wichtigſten Städte des Continents und der britiſchen Inſeln. Es fand ſich, daß die dritte Großſtadt Europa's, Berlin, die relative höchſte Ziffer aufzuweiſen hatte. Dieſes Reſultat wurde unter allgemeinem Stutzen in den deutſchen, vor Allem in den berliner Zeitungen notirt; einige machten dazu einzelne oberflächliche Bemerkungen, die wenigſten ſuchten nach dem tiefern Grund dieſer erſchreckenden Thatſache.

Luft und Licht ſind die Grundbedingungen jeder lebendigen Exiſtenz.

Digitized by Google

Das lehrte schon Galen, das lehrt heute jedes medicinische Compendium. „Reinlichkeit steht der Gottesfurcht sehr nahe", sagt ein altes englisches Sprichwort, und dies gilt in der That nicht nur von dem Individuum als solchem, dies gilt vor allem von den Gemeinwesen, zumal in großen Städten. Was soll man da von Wohnungen sagen, die schlecht oder gar nicht ventilirt und erleuchtet, wenigstens jeder ausgiebigen Einwirkung von Licht und Luft entzogen sind, von engen, dumpfen und feuchten Räumlichkeiten, in denen eine so große Anzahl von Individuen bei Tag und Nacht zu leben und zu weben pflegt, daß man nicht mit Unrecht von Uebervölkerung sprechen kann — Mißstände, mit denen sich unvermeidlich eine reichliche Anhäufung von der Zersetzung und Verwesung anheimfallenden Stoffen verbindet, wodurch die Uebertragung von Krankheitsstoffen erleichtert wird! Die bauliche Einrichtung dieser sogenannten Wohnungen genügt in den wenigsten Fällen selbst den bescheidensten und nothwendigsten Anforderungen in gesundheitlicher und räumlicher Beziehung. Dazu kommen dann die Fehler in der Lebens- und Nahrungsweise, welche zum größten Theil aus Mangel und Noth der Bewohner, zum kleinern aus der Unkenntniß und Sorglosigkeit hervorgehen, die das Proletariat den Geboten einer vernünftigen Gesundheitspflege und Diätetik entgegenzusetzen gewohnt ist. Erfüllt man seine Phantasie mit solchen Bildern, so hat man eine Ahnung von dem Zustande unserer Berliner Kellerwohnungen.

Kann man sich da noch wundern, wenn die Sterblichkeit in Berlin, schon dieses Umstandes halber excessive Ziffern aufweist? Kann man sich wundern, wie namentlich zu Zeiten ansteckender Krankheiten, Cholera-, Pockenepidemien und drgl., vor allem die Kellerwohnungen der schlimmen Seuche die zahlreichsten Opfer bringen, wenn wöchentlich in denselben die Kinderwelt auf die erschreckendste Weise dezimirt wird?

Und solcher Wohnungen existiren in Berlin nicht etwa einige Dutzend oder ein paar Hunderte, sondern volle 14 ½ Tausend mit über 60,000 Einwohnern, eine bedeutende unterirdische, luft- und lichtarme Stadt mit leider oft auch lichtscheuen Bewohnern. In keiner ebenbürtigen Großstadt sind dieselben so allgemein verbreitet, wie in Berlin; kleinere Städte Norddeutschlands zählen sie nur sporadisch, Städte mit über 1—200,000 Einwohnern höchstens nach Hunderten. Und das sonderbarste und überraschendste dabei ist, daß grade die ansehnlichsten, relativ neuangelegten Viertel der Residenz, diejenigen Straßen, wo die Prachtbauten und Paläste des Kapitals sich gegenseitig an Luxus und Eleganz zu überbieten suchen, auch die meisten Kellerwohnungen zählen! Im Durchschnitt bilden die Kellerwohnungen etwa 9 ½ % aller Wohnungen Berlins, in der Friedrichstadt dagegen schon über 17 %, in der Friedrich-Wilhelmstadt: 13 %.

Digitized by Google

Ueber die Hälfte dieser elenden, kaum des Namens einer Menschenwohnung würdigen Gewölbe besitzen nur ein heizbares Zimmer, nämlich 63% derselben, einzelne, aber glücklicherweise nur sporadisch vorkommende, sind gar nicht heizbar. Diese finden sich meist in den alten Stadttheilen, Berlin, Alt-Kölln, der Königs- und Louisenstadt, welche letztere auch anderhalb Tausend 5stöckiger Häuser besitzt, alte Miethskasernen, die zum Theil den Einsturz drohen. Das ungünstigste Verhältniß aber zeigen die Oranienburger und Rosenthaler Vorstadt, die meist von dem eigentlichen Proletariat, von kleinen Handwerkern, Krämern und Tagelöhnern bewohnt wird, sowie das neue Weichbild nnd die Weberdistricte. Zwei heizbare Zimmer zählen etwa 4½ Tausend Klein-Wohnungen, während auf 100 kaum 6 mit mehr als 2 heizbaren Zimmern kommen. 4 heizbare Zimmer haben nur 99, 5 etwa 25 und 6 nur 7 Kellerwohnungen. Letztere aber werden selbstverständlich weder von dem Proletariat bewohnt, — werfen dieselben doch immerhin noch einen ziemlich bedeutenden Miethzins ab — noch sind es eigentliche Kellerhöhlen und Gewölbe; sie rangiren vielmehr in der Kategorie derjenigen Miethsgelasse, welche man der „feinen" Miether wegen mit dem „feinern" Fremdworte „Souterrains" bezeichnet.

Welche Klassen der Gesellschaft bewohnen nun aber die eigentlichen Keller, was ist deren sociale Stellung, welchen Einfluß haben die Kellerwohnungen auf die allgemeine Sittlichkeit der deutschen Reichshauptstadt? Dr. Schwabe stellt in dem trefflichen städtischen Jahrbuch von 1871 folgende 4 Klassen derselben nach der Prozentzahl ihres Contingents zur Einwohnerschaft Berlins auf: 34% kleine Handwerker: Schuster, Klempner, Schlächter, Barbiere u. drgl.; 32% Tagelöhner, Handarbeiter, Wäscherinnen, Dienstmänner und Portiers; 20% kleine Handelsleute, Trödler nnd Pfandjuden, bei denen, wie bekannt, Kochen, Lumpen, altes Eisen, alte und neue Kleider, Bücher und sonstige Utensilien „zu den höchsten Preisen" ge- und verkauft werden, die aber auch kleine Geld- und Wuchergeschäfte à la Dachauer treiben und sich in ihren unterirdischen Löchern wenig daraus machen, hier und da einmal einem verfallenen Clienten moralisch den Hals umzudrehen. Endlich, und das ist die interessanteste, in socialer Hinsicht aber auch verwerflichste Klasse, 14% Schankwirthe und „Budiker", ein weitumfassender Begriff.

Unter diese 4. Kategorie gehören nämlich, als ehrenwerthe Ausnahmen, auch mehr oder weniger elegante Restaurateure, Cafetiers und Bierwirthe, bei denen der Berliner aus alter Gewohnheit seine Stammkneipe aufzuschlagen pflegt, um sich allabendlich an einer „Weißen" oder an einem Seidel „Patzenhofer" oder „Tivolibier" gütlich zu thun. Dazu gehören ferner die großen Restaurants wie der „Rathhauskeller" und ähnliche, die lebhaft an den prächtigen „Schweidnitzer" und „Stadtkeller" in Breslau erinnern, sowie

Digitized by Google

endlich, als Unicum, das prachtvoll ausgestattete „Stechbahngewölbe, 3000 Millimeter unter dem Wasserspiegel der Spree." In diese Kategorie gehören aber auch andrerseits die immer mehr in Abgang kommenden berüchtigten Berliner „Kaffeeklappen", in denen laut am Eingange angeheftetem Preiscourant „1 Portion Kaffee 6 Pfg.; 1 Tasse Kaffee 1 Silbergr." kostet. Neben diesem anscheinend widersinnigen Preisverzeichniß findet sich denn in der Regel noch eine riesige Kaffeekanne nebst Tasse abgemalt und in der Mitte zwischen beiden ein wunderschön braun angepinselter „Napfkuchen" Diese Abbildungen sind stereotyp und ebenso schmucklos und einfach, aber desto bezeichnender, gleich wie bei den Victualienkellern die Embleme der Würste, Bier- und Branntweinflaschen. Der „mythisch" billige Preis von 6 Pfg. für die Portion Kaffee entspricht natürlich den Bestandtheilen dieses edlen Getränkes, das, mit Kalkmilch und einer Beimischung von Syrup gekocht, aus Cichorien besteht, auf die etwa ¹/₂ Lth. Kaffee gegossen wird, „Sahne is nich" und ebensowenig Zucker. Ebenso stereotyp ist die Lectüre in der Kaffeeklappe, bestehend gewöhnlich aus 3 Blättern, der „Gerichtszeitung", der „alten Held'schen Staatsbürgerzeitung" und dem „Intelligenzblatt". Das dort verkehrende Publikum besteht aus Leuten, die entweder schon gänzlich verkommen sind oder nahe daran sind, in die Sphäre der „problematischen Existenzen" überzutreten: meist unverheirathete Schlafstellenbewohner, sog. „Schlafburschen", entlassene oder baronisirende Handlungsdiener und Ladenschwengel, brodlos gewordene Büreauschreiber, unsterbliche Studenten in allerhöchsten Semestern, Künstler von großem Namen aber ohne Beschäftigung und sonstige dergl. verkannte Genies, alles Leute, die gegen 8 oder 9 Uhr Morgens ihr äußerst bescheidenes Chambre-garnie verlassen und sich dann regelmäßig, namentlich bei rauher Witterung, in der Kaffeklappe einfinden, wo sie stets gleichdenkende und gleichduldende Seelen treffen, mit denen sie für 1 Silbergroschen den Vormittag im Trockenen und Warmen zubringen, plaudern und planen können, die Gerichtszeitung dreimal durchstudiren und vor allem das Intelligenzblatt durchstöbern, ob sich darin vielleicht eine Beschäftigung, ihrer Würde und ihren Kräften angemessen angeboten findet. Am Abend endlich verkehren daselbst auch einzelne Straßendamen, um gelegentlich gegen die kalte Abendluft, oder gegen die noch unbarmherzigere Polizei Schutz zu suchen. Im Allgemeinen aber geht es hier noch äußerst zahm und anständig her im Vergleich zu den berüchtigten „Pariser Weinkellern" in den verschiedensten Schattirungen nach Ausrüstung und Preisen mit ihren bekannten kajütenartigen „Cabinets apparts", deren Schilderung wir uns ersparen, indem wir Auskunft wünschende Leser an irgend ein Mitglied der Sittenpolizei verweisen, die gewiß am besten in diesen von ihr geduldeten Lokalitäten Bescheid weiß.

Digitized by Google

Das düsterste Bild von den traurigen Eigenthümlichkeiten der Kellerwohnungen aber bietet noch immerhin die zahlreichste 1. und 2. Klasse bezüglich der denkbarsten, oft an troglodytische Zustände erinnernden Raumbeschränkung, jene 85% der von Handarbeitern und Tagelöhnern bewohnten Kellerhöhlen mit 1 oder 2 oder gar keinem heizbaren Zimmer. Ein junger Arzt unserer Bekanntschaft wird noch spät gegen Mitternacht zu einer todtkranken Frau gerufen, die in einem Keller in den äußersten Marken der Vorstadt wohnt. Im Dunkeln etwa 20 Treppenstufen heruntersteigend, im Dunkeln bis an das Ende eines engen, feuchten und dumpfigen Kellergewölbes umhertappend, gewahrt er auf halb verfaultem Stroh eine abgezehrte, todtkranke Frau mit einem wimmernden Säugling in den knöcherigen Armen, zu ihren beiden Seiten auf dem mit rothem Ziegelstein gepflasterten feuchtkalten Boden 3 halbnackte Kinder im Alter von 3—10 Jahren, in der andern Ecke einen im tiefsten Rausche schnarchenden Menschen von wildem, bärtigen Aussehen, den Vater dieser unseligen Brut, den trunkenen Gatten des mit dem Tode ringenden Weibes, seines Zeichens ein Maurer: die ganze Scene beleuchtet von dem zuckenden Lichtstrahl eines flackernden Talgstumpfs.

Und dieses finstere, elende Loch war die tägliche und nächtliche Wohnung und Schlafstätte für 6 Menschen, die alle der Auszehrung zum Opfer fallen mußten, eine jener zahlreichen übervölkerten Wohnungen, die sich in Berlin von Jahr zu Jahr in erschreckenden Prozentzahlen mehren, wofür noch immer keine Abhilfe geschieht, weder seitens der Gesellschaft, noch seitens der städtischen Commune. Dem gegenüber befanden sich i. J. 1870 35 Wohnungen in Berlin, welche eine Miethe von über 10,000 Thlr. jährl. abwarfen und nahezu 2000, die bis 1000 Thlr. Miethzins ergaben. Die Fälle, daß einzelne Stuben und Räume von 3 verschiedenen Familien bewohnt werden, stehen seit den Kriegen nicht mehr vereinzelt da: die Einbuße, die dabei Sittlichkeit und Schamgefühl erleiden muß, bedarf keines nähern Beweises. Auch fanden sich in den letzten Jahren nicht wenige Beispiele, daß Räume und Gelasse, welche früher Zubehör selbst der kleinsten Wohnung waren, jetzt als besondere „Wohnungen" vermiethet wurde. Und, damit dem Gräßlichen nicht der Anstrich des Komischen abgehe, wurde im Intelligenzblatt i. J. 1871 „eine kleine freundliche Küche" zu 300 Thlr. als comfortable Wohnung angepriesen, i. J. 1872 sogar ein „Spreekahn" in der Nähe des königl. Schlosses. Und dabei waren am 1. April jenes Jahres des Siegs und des Jubels, der Nationalfeste und feierlichen Truppeneinzüge, nicht weniger als 380 Familien mit 1604 Köpfen obdachlos. Ein Jahr danach waren diese Mißstände noch ärger in Folge der allseitig bejammerten Massenkündigungen seitens steigerungssüchtiger und geldgieriger Eigenthümer und Haustyrannen.

Digitized by Google

Die damaligen Zustände in der neuen deutschen Metropole schildert drastisch die Berliner Chronik vom 1. und 2. April 1871 folgendermaßen: 1. April: „Ein so starker Umzug, wie er heute stattgefunden und in Folge dessen ein so buntes, bewegtes Treiben, wie man namentlich in den Mittagsstunden beobachten konnte, ist selbst für Berlin unerhört zu nennen. In allen Straßen, sogar im Mittelpunkt der Stadt, wo doch sonst die länger seßhafte Bevölkerung zu hausen pflegt, sah man von früh bis spät alle nur erdenklichen Transportmittel in Bewegung, um jede Art von Hausgeräth aus einem Miethsgelaß in das andere zu befördern. Tragbahren und Hundekarren, Wagen jeder Gestalt mit Pferden jeder Gattung, oft auch mit keuchenden Menschen bespannt, oder von letztern geschoben, bewegten sich in allen möglichen Tempos über das Pflaster hin, sperrten hier und dort die Passage. Am ärgsten war das Treiben in den Vorstädten. Ganze Straßen waren dort zu beiden Seiten mit Möbeln besetzt, die der Abholung bis in die Nacht hinein vergeblich harrten, daß man hätte meinen sollen, es sei dort nur ein einziges Trödelmagazin etablirt worden. Allerwärts aber wurde die Scenerie belebt von geschäftig oder verzweiflungsvoll umherlaufenden, oft genug im thätlichen Streit mit hartherzigen Hauswirthen sich befindenden Menschen.

2. April: Im Asyl für obdachlose Frauen und Knaben hatte man auch am 2. April Abends denselben Grundsatz befolgt, wie am ersten Tage d. h. man hatte wieder unter Hintansetzung der an Obdachlosigkeit gewissermaßen gewöhnten Gäste (!), die Räume überwiegend für die vom Umzuge betroffenen obdachlosen Personen geöffnet, war aber trotz der Ueberfüllung am 1. Tage genöthigt gewesen, am 2. Tage noch einige Personen mehr einzulassen, so daß sich die Zahl der Nächtigenden auf 178 steigerte. Außerdem aber hatten sich, mit Aufnahme-Attest vom Polizei-Lieutenant oder von der Armencommission versehen, trotz seines durch eine gewisse, wenn auch sehr entfernte Berührung mit den dort detinirten Sträflingen bedingten Verrufs (!), auch im Arbeitshause am 2. April nicht weniger als noch weitere 18 Familien mit 79 Personen gemeldet, welche übrigens sämmtlich rücksichtsvoll aufgenommen und verpflegt wurden. Dadurch steigerte sich die Anzahl der in dieser Anstalt allein als obdachlos aufgenommenen Bürgerfamilien auf 32 mit einer Kopfzahl von 108 Personen. Ungerechnet die im Polizeiverwahrsam in der Durchschnittszahl von 80—99 Eingelieferten, befanden sich also in der Nacht vom 2. zum 3. April im Asylhaus und Arbeitshaus zusammen 287 wohnungslos gewordene Menschen. Und doch war in dieser bedeutenden Zahl nur der allerkleinste Theil der von der Wohnungsnoth Betroffenen repräsentirt. Denn nur die alleräußerste Verzweiflung treibt die Unglücklichen in eines jener Häuser! Das sah man am deutlichsten daran, daß 2 Nächte hindurch trotz der rauhen Luft der letzten Tage ganze Familien lieber unter

Digitized by Google

Gottes freiem Himmel auf den für sie mitleidig geöffneten Holzplätzen (!) mit dem Reste ihrer geringen Habe campirten, als daß sie sich in eines jener Häuser gewagt hätten. Das zeigte sich ferner darin, daß eine im Asyl gewesene Mutter ihre 5 Kinder dem Polizeilieutenant des nächsten Reviers zu beliebiger Bestimmung zuführte, um in ihrem hochschwangern Zustande für sich selber ein Unterkommen in der Charité oder — gar den Tod zu suchen. Eine weitere Folge war, daß viele in ihrer Herzensangst Wohnungen mitheten, welche für ihre Verhältnisse zu theuer waren; wieder eine große Anzahl wurde in die ungesundesten und engsten Räume gedrängt: Und das Uebel ist fortwährend im Wachsen!"

Heute, nach 2 Jahren, ist das Wohnungselend um keine Hand breit geringer geworden; und grade die Keller- und Dachwohnungen sind es, die wegen der verhältnißmäßig noch billig zu nennenden Miethpreise dabei am ersten gesucht und am meisten übervölkert werden. Grade hier gefährdet das enge Zusammendrängen von Familien und Personen in hohem Grade die allgemeinen Gesundheitszustände sowohl, wie das friedliche Verhalten der Wohnungsinsassen unter einander. Die gezwungene Aufnahme fremder Elemente in räumlich dazu gar nicht eingerichteten und ausreichenden Wohnungen durch Aftervermiethung und Schlafstellenhaltung muß im höchsten Grade störend und zersetzend einwirken auf die Reste von Familienleben, auf die öffentliche Sittlichkeit und allgemeine Wohlfahrt. Welcher Art diese Einflüsse sind, das zeigen zur Genüge die Annalen der alljährlich trotz der strafferen Zügel des Madai'schen Regiments in erschreckenden Ziffern wachsenden Berliner Prostitution. Das sind sociale Mißstände, welche die moderne Gesellschaft und ihre Organisation zum Theil selbst geschaffen hat und die, sollen sie überhaupt aus der Welt geschafft werden, nur wiederum durch die Gesellschaft im Verein mit der Verwaltung gehoben werden können.

Auf die verschiedenen Vorschläge zur Hebung dieser socialen Plagen, in specie der Wohnungsfrage, von den „Arbeitercolonien" bis zur Peripherirung der großen Städte mit großen Pferdebahnnetzen von der Peripherie zum Centrum, wie sie zum Theil augenblicklich in Berlin ins Werk gesetzt werden, kann hier nicht eingegangen werden. Zur völlig practischen Lösung ist bisher sowieso noch keiner gekommen. In seiner Art originell ist der Vorschlag des Dr. Stolp zur Gründung einer „Wohnungs-Actien-Genossenschaft" im altgermanischen Sinne des Wortes „Genossenschaft," nach Art der altdeutschen „Allmenden." Hier steht nur der Gesammtheit als solcher das volle Eigenthums- und Verfügungsrecht über die Grundstücke der Genossenschaft zu, während die Mitglieder nur mehr ein dauerndes Nutzungsrecht — lebenslänglich oder auch vererblich — an den einzelnen Wohnungen haben. Auch in England giebt es ähnliche Institutionen. Es bildet sich eine Ge-

Digitized by Google

sellschaft, welche für ihre Mitglieder Wohnungshäuser und unbebaute Grundstücke erwirkt oder einrichtet, an welchen der Gesammtheit derselben das dingliche Recht der Veräußerung, Verschuldung und Darlehnung oder „Ausmiethung" verbleibt, dagegen jedem einzelnen Mitgliede nur das persönliche Recht des ausschließlichen und dauernden, freien Gebrauchs. Das dingliche Herrschaftsrecht über das Eigenthum der Genossenschaft ist ein gemeinsames und gebundenes, das persönliche Nutzungsrecht dagegen darf ein ausschließliches und freies sein: wobei letzteres sehr wohl die Befugniß in sich schließen kann und soll, dieses Nutzungs- und Gebrauchsrecht in der eignen Person auf die nächststehenden Mitglieder der Familie zu übertragen oder zu vererben. Also eine Art vererblichen, „ewigen Nießbrauchs" nach Art der römischen Superficies, wobei die Genossenschaft als solche, als „dominus fundi", die einzelnen Mitglieder derselben aber als lebenslängliche Usufructuare auftreten. Dennoch meint Dr. Stolp, daß grade das „selbstsüchtige und herrschsüchtige römische Privatrecht", welches unsere zwar mit „humaner Phraseologie" und „scheinheiliger Doctrin" sattsam verquickte Rechtswissenschaft und Gesetzgebung durchdringe, im Grund genommen die heutige „Wohnungsnoth" geschaffen und die fast unlösbare „Wohnungsfrage" in die Welt gesetzt habe. Ein Heilmittel dagegen finde sich nur in jenem Genossenschaftsprincip des altdeutschen Rechtes — bei Leibe aber nicht im Sinne des heutigen deutschen Genossenschaftswesens, denn in seinen Augen ist das sogenannte „Genossenschaftsgesetz" vom 4. Juli 1868 kein wirkliches Genossenschaftsgesetz — „um diesen ganz widerlichen und unverdaubaren Hexen- und Lasterbrei von „Hausherrenthum", „Miethsdienerthum" und Hypothekenschwindel zu beseitigen durch das eine wirksame (!) Mittel, daß man die Hausherrn, Miethsdiener und Hypotheken selbst und überhaupt aus der Welt schafft!" Das ist freilich sehr radical und nicht ohne einen süßen Beischmack von unmöglichem Communismus!

Für die Kellerwohnungen würde es zunächst als die wichtigste polizeiliche Maßnahme zu empfehlen sein, daß, wenn einmal solche, wie Einige wollen, in Berlin existiren müssen, sie mindestens nicht zu jenen schrecklichen unterirdischen Höhlen, schlimmer als die der Rennthierzeit, gestempelt werden dürfen, sondern daß bei Neubauten eine bestimmte nicht zu große Tiefe und eine angemessene Höhe über dem Erdboden festgesetzt werde, welche diese Art Wohnungen mindestens in die bessere Kategorie der Souterrains hebt. In sanitärer, volkswirthschaftlicher und gesellschaftlicher Beziehung aber dürfte es an der Zeit sein, das die Keller bewohnende Proletariat über die unbedingte Nothwendigkeit von Luft, Licht und Reinlichkeit für jede menschliche und thierische Existenz aufzuklären und zur Erzielung einer rechten Ventilation und Reinigung derselben selbst wieder durch communale Zwangsmaßregeln anzuhalten. Mm.

Digitized by Google

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Starker Tobak. Zu den Reichstagswahlen. — Die Redaktion dieser Blätter hat einmal in einer Anmerkung zu einem aus Baden datirten Artikel über Tabak sich selbst als „stark rauchend" bezeichnet; auch der Einsender dieser Zeilen bekennt sich zu dem gleichen duftenden Laster, auch er raucht lieber viel als wenig, lieber stark als schwach, lieber gut als schlecht und — lieber wohlfeil als theuer! Wenn er trotzdem einer höheren Besteuerung des Tabaks, deren gespenstisches Bild er an seinem stets bläulich umwölkten Horizonte deutlich sich zusammenballen sieht, mit heiterer Resignation entgegenqualmt, so leitet ihn dabei die Einsicht, daß ein so allverbreitetes Genußmittel wie der Tabak, das dabei doch eben nur Genußmittel ist, jedenfalls zum Objekt energischer Besteuerung äußerst geeignet ist; daß ferner die Raucher in zwei Klassen zerfallen, solche, die pro Mille einen Thaler mehr zahlen können, und solche, die das nicht vermögen, dafür aber im Stande sind, ohne alle Gefahr eines Geruchs- und Geschmacksnervenfiebers zur nächstschlechteren Nummer überzugehen; daß endlich eine Kultur wie der badische Tabaksbau durch ein paar Procente Steuerwachsthum nicht ernstlich gestört, geschweige denn zerstört werden kann, und daß andererseits die Tabaksfabrikanten und -händler empfindlicher unter der Ungewißheit der letzten Jahre gelitten haben, als sie durch die abschließende Thatsache einer wirklichen Steuererhöhung leiden werden. Dies meine bescheidene Privatmeinung, die ich mir nicht anmaßen würde außerhalb meines höchsteigenen Rauchmuseums dem Publiko unter die Nase zu dampfen, wenn nicht besagte Frage von anderer Seite her zu einer eminent politischen aufgeblasen worden wäre.

Ihre Leser haben durch die Tagesblätter von der Generaldoppelversammlung zweier Vereine gelesen, die am 13. Oktober hier in Kassel abgehalten worden, des „Vereins deutscher Tabakinteressenten" und des „Vereins der deutschen Cigarren- und Tabakfabrikanten". Das klingt nach etwas; wenn man schon vor den Beschlüssen einer einzelnen Generalversammlung mit Recht großen Respekt hat, wie vielmehr vor zweien auf einmal; man müßte diesem Phänomen noch ein Prädikat hinzusetzen wie: „commandirende Generalversammlung", oder „en Chef" oder irgend etwas derart. Was nun unsere hiesige Octoberversammlung betrifft, so hat sie sich allerdings als commandirende ausgewiesen, allenfalls auch en Chef, das üble war nur: sie war allzusehr en Chef, reine Generalität ohne Armee. Statt der 300 bis 400 Tabaksbauer, -händler und -fabrikanten nämlich, die man erwartet hatte, waren nur etwa 30, schreibe dreißig, erschienen, von denen gut die Hälfte unserem lieben Cassel ohnehin ansässig zugehört. Unter den übrigen bemerkte man

Digitized by Google

allerdings auch die Vertreter einiger Berliner Firmen, die bei Rauchern und Schnupfern in gleich gutem Geruche stehen. Diese 30 Männer nun, wie es scheint, von einer Schulerinnerung an die schöne Zeit der 30 Tyrannen geleitet, faßten — vielleicht nach Absingung des Leibliedes weiland König Gustav Adolf's: „verzage nicht, du Häuflein klein, dieweil die Feinde willens sein dich gänzlich zu verstören" — faßten also „einstimmig", was natürlich nicht gerade schwer zu erreichen war, folgende, auch schon weithin bekannt gewordene Resolution: das Centralcomité des Interessentenvereins solle dafür Sorge tragen: „1) daß die hohe Bedeutung des deutschen Tabakbaues, Tabakhandels und der Tabakfabrikation für den Nationalwohlstand Deutschlands, sowie die Wichtigkeit einer unveränderten Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Tabakbesteuerung in allen für den deutschen Reichstag bestehenden Wahlkreisen gründlich beleuchtet, und daß 2) jedem als Mitglied für den deutschen Reichstag aufgestellten Candidaten die Frage zur Beantwortung vorgelegt werde, wie er sich einem eventuellen Antrage auf Erhöhung der Tabaksteuer gegenüber verhalten werde".

Wir rathen hier eine kurze Pause an, um dem Leser beim Anzünden einer neuen vorläufig nach mäßig Besteuerten eine „gründliche Beleuchtung" obstehender Dreißigerausschußgedanken möglich zu machen. Gewiß läßt sich gegen dieselben rechtlich gar nichts einwenden, sie stecken sich Ziele, so harmlos wie sie nur ersonnen werden können. Unter Numero 1 handelt es sich um Volksaufklärung in kulturgeographischem und nationalökonomischem Sinne; wer doch für andere vielleicht noch gemeinnützigere Kenntnisse gleich auch so kurzerhand Verbreitung in „allen Wahlkreisen" des Reiches beschließen könnte! Der zweite Satz aber läuft auf ein unterhaltendes Frage- und Antwortspiel in den Wahlversammlungen hinaus. Statt der abgedroschenen Inquisition der Candidaten nach zweijähriger Dienstzeit, statt der zudringlichen Fragen: Wie denken Sie über Rußland? Halten Sie Schöffen oder Geschworene für schädlicher? — statt alles dessen nur die uninteressirte Erkundigung nach dem etwaigen Verhalten zur Tabaksteuererhöhung, eine Erkundigung, die sich vielleicht in die kurze und liebenswürdige Form: „Cigarre gefällig?" — zusammendrängen ließe. Antwortet Candidat: „Danke, ich bin Nichtraucher", so wäre von seiner Wahl gänzlich abzusehen; gesteht er, nur sehr selten und schwach zu rauchen, überdies eben erst eine geraucht zu haben, so ist die Candidatur eines so heillos nationalliberalen Charakters wenigstens durchaus nicht zu fördern, bestenfalls dilatorisch zu behandeln; sagt er aber mit biederer Geradheit: „her damit!" — das ist unser Mann, der hat unsere Stimme!

Wäre jemand unter unseren Lesern, dem solcher Spott doch hart und ungerecht erschiene, der möge folgendes erwägen. Wenn dritthalb Dutzend

Digitized by Google

Leute ihr geschäftliches Privatinteresse für wichtig genug halten, um zu seinen Gunsten eine die ganze Nation im ernsten Momente der Reichstagswahl umfassende Agitation anzustiften, so mögen sie das bei ihrem eigenen patriotischen Gewissen verantworten, mögen sich immerhin berufen auf den Vorgang des „Arbeiters", der seine socialistischen Wünsche, des Krautjunkers, der seine „landwirthschaftlichen Interessen" als oberste Staats- und Nationalfrage proklamirt. Da nun aber klar ist, daß jene handvoll Specialinteressenten an und für sich an keiner Stelle das mindeste ausrichten würden, so folgt selbstverständlich, daß sie den Anschluß an irgend eine andere Partei werden suchen müssen. Und da wird nun die ganze Geschichte noch „gründlicher beleuchtet" durch die Thatsache, daß eines der bei der Generalversammlung anwesenden Vereinsglieder — aus Westfalen — ganz unbefangen die Zusage eines zum Candidaten für die nächste Reichstagswahl designirten katholischen Geistlichen producirte, dahin lautend: er werde gegen jede Erhöhung der Tabaksteuer stimmen!

„Drum stunk's auch so", pflegt der Berliner in solchen Fällen drastisch zu sagen. Das also war des Pudels Kern? Deckblatt Pfälzer Habana, Einlage reinste Vaticana tra los Montes!? Zu dem schönen Bunde der Schwarzen und Rothen sollen sich auch noch die Tabaksbraunen gesellen? Herrliche Tricolore! Künftig sehen wir vielleicht statt des üblichen Negers im Schaufenster der Tabaksläden ein wenigstens schwarz bekleidetes Pfäfflein als Reclamefigur glänzen zu doppelter Erbauung der Vorüberwandelnden. Ob wohl Pius raucht? In seinem Briefe schweigt er sonderbarerweise darüber. Man sollt' es beinah wünschen, daß er von interessirter Seite ein und das andere Kistchen zugesandt erhielte; man sagt ja, es beschwichtige, stimme sanfter das Rauchen, manche kräftige Verwünschung habe sich schon in unschädlichen Dampf aufgelöst. Und was könnte nicht eine kleine Bulle: „Ne nicotiana nostra" für Wirkung thun!

Wie dem aber auch sei, starker Tobak bleibt die Cassseler Begebenheit ohne Frage. Man wird mir entgegenhalten, jene Beziehung auf die ultramontane Unterstützung sei ein vereinzelter, von der ganzen großen „Generalversammlung" weder bezweckter, noch selbst gebilligter Zwischenfall gewesen. Meinethalben! Aber wenn sich auch das Gros der betheiligten Herren gegebenen Falls lieber mit dem nationalen Candidaten verbrüdern würde, vorausgesetzt, daß er auf den Tabaksvorbehalt einginge, — völlig einerlei: diese ganze Interessenwirthschaft angesichts nationaler Lebens- und Gewissensfragen ist es, was uns moralisch empört. Wenn nun jedes Gewerbe so aufziehen wollte zu den Reichswahlen unter seiner Gewerksfahne! Selbst in England dürfte davon keine Rede sein. Wir aber wollen uns in den jungen Tagen unseres neuen Reichs noch etwas politischen Idealismus bewahren.

Digitized by Google

Wir verlangen ernste Erwägung jeder Finanz- und Kulturfrage in volkswirthschaftlicher Debatte eines nach großen politischen Gesichtspunkten aus sittlich für sich bürgenden Charakteren zusammengesetzten Reichstages; aber wir wollen keine Tabakspartei und setzen den Cassseler Resolutionen getrost die kurze, aber deutliche Losung entgegen: Nikotinfreie Wahlen!

Vom württembergischen Landtag. Aus Stuttgart. — Die württembergische Abgeordnetenkammer hat am 21. Oct. die Arbeiten ihrer Winter-Session in Angriff genommen. Es geschah unter den friedlichsten Auspicien. Keine aufregende Fragen stehen am bescheidnen Horizont unseres Staatswesens. Der kirchlichen Sorgen und Nöthe wissen wir uns noch immer glücklich zu entschlagen, und zwischen Ministerium und Kammermehrheit besteht zwar nicht ein intimes, doch ein angenehmes Verhältniß, das sowohl auf die Behandlung der Reichsangelegenheiten wie auf die innern Dinge sich erstreckt. Was die ersteren betrifft, so hat gerade Herr von Mittnacht, der jetzt auch das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten in seine Hand genommen hat, wiederholt öffentliche Erklärungen abgegeben, welche die nationalliberale Partei, in der gemäßigten Nuance wie sie die Kammermehrheit bildet, nur befriedigen konnten. So in der bekannten Frage der Reservatrechte, so in Betreff der Vorarbeiten zur nationalen Rechtseinheit, und es war dabei zugleich das Bestreben des Ministers sichtbar, sich eben auf die Mehrheit der Kammer zu stützen, um an ihr einen Rückhalt zu haben für diejenige Reichspolitik, die er dem württembergischen Staat für angemessen erachtet. Gleich in einer der ersten Sitzungen des gegenwärtigen Landtags hat durch eine etwas tumultarische Interpellation Moritz Mohls Herr v. Mittnacht Veranlassung erhalten, zu erklären, daß er auch im Laufe dieser Session beabsichtige, über den Stand der Frage der Erweiterung der Reichscompetenz auf das gesammte bürgerliche Recht eine Mittheilung an die Kammer gelangen zu lassen, ohne Zweifel gleichfalls in der Absicht, durch ein erneutes Votum der Kammer sich zur Fortsetzung der Politik ermuthigen zu lassen, welche unseren leitenden Minister beinahe an der Spitze der Bewegung für die nationale Rechtseinheit erscheinen läßt. Indem Herr v. Mittnacht nun selbst die Zügel des auswärtigen Departements ergriff, hat er dafür Sorge getragen, daß seine Auffassung der Politik künftig einheitlicherer Weise, ungestört durch anderweitige Einflüsse, zur Geltung gelange. Man hat insbesondere für die Entfernung des ersten Raths im auswärtigen Ministerium, des Frhr. v. Soden, der plötzlich und ohne sein Zuthun in das Collegium des Geheimenraths befördert wurde, Erklärung darin gefunden, daß der allzu intime Verkehr, den Herr von Soden mit dem bayerischen Gesandten an unsrem Hof, dem Frhr. von Gasser, gepflogen, dem Minister lästig und bedenklich geworden sei.

Digitized by Google

Niemand wird Herrn v. Mittnacht im Verdachte haben, daß er darum unitarischen Tendenzen huldige. Es galt in diesem Falle nur fremde Einflüsse abzuwehren, die seinen eigenen durchkreuzen konnten. Es wird nach wie vor jeder Schritt im Sinne der Ausbildung der Reichsinstitutionen von Seite Württembergs zögernd und wohlbemessen geschehen, weniger mit Freudigkeit, als vielmehr mit Resignation; aber eben die Erkenntniß glaubt man dem Minister zuschreiben zu dürfen, daß das Gewicht des württembergischen Staates und damit auch sein persönlicher Einfluß in Reichsangelegenheiten nur gewinnen kann, wenn sie unvermeidlich gewordenen Fortschritten nicht starr sich entgegen werfen, vielmehr mit guter Miene in dieselben sich zu schicken wissen. Gerade im Interesse des Particularstaats und seiner Conservirung scheint es ihm zu liegen, lieber als Mitarbeiter für den Aufbau des Reichs sich einzufinden, als das Opfer zu sein, über welches die Entwicklung des Reichs hinwegschreitet. In dieser Weise darf man namentlich die Schwenkung beurtheilen, die Herr v. Mittnacht zu Gunsten des Laskerschen Competenzantrags so klug als entschieden ausgeführt hat. Andrerseits ist es unvermeidlich, daß dieses Entgegenkommen des Herrn v. Mittnacht, auf welchen Motiven immer es beruht, der nationalgesinnten Kammermehrheit gewisse taktische Rücksichten auferlegt. Sie kann nicht gemeint sein, die Stellung des Ministers durch dringende Forderungen zu erschweren, mit denen sie unter anderen Umständen nicht zurückhalten dürfte. So ist z. B. fraglich, ob es auf diesem Landtag schon gelingen wird, die überflüssigen Gesandtschaftsposten in Wien und München zu beseitigen. In solchen Dingen, die zu den Prärogativen der Krone gehören, hat der Minister selbst nicht freie Hand, und man thut vielleicht gut, um verhältnißmäßig untergeordnete Punkte nicht einen Conflikt mit ihm heraufzubeschwören, der leicht einen anderen Ausgang als den vermeinten haben könnte. — Die nächste Aufgabe der Abgeordnetenkammer ist die Berathung des ordentlichen Budgets, welcher freilich die Genehmigung der provisorischen Steuererhebung bis Ende dieses Jahres vorausgehn mußte. Denn wie seit einer Reihe von Jahren, ist auch diesmal das Budget, obwol es längst vorgelegt, ja von der Commission längst durchberathen ist, nicht rechtzeitig fertig geworden. Die zweijährige Periode des Budgets, das in Berathung steht, hat bereits mit dem 1. Juli des laufenden Jahres ihren Anfang genommen, so daß auch diesmal wieder mindestens der vierte Theil der Budgetperiode verflossen sein wird, bis der Etat derselben gesetzmäßig zu Stande gekommen ist. Doch an diese Verschleppung ist man allzusehr gewöhnt, als daß man erheblichen Anstoß daran nähme. Vielleicht, daß die Fixirung der Reichstagsessionen auf bestimmte Monate des Jahres dazu hilft, daß auch die periodischen Arbeiten der Landtage künftig einer größeren Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit sich erfreuen. — Von anderen Vorlagen, welche zu

Digitized by Google

erwarten sind, wird — wenigstens in den zunächst interessirten Kreisen — keiner mit größerer Ungeduld entgegengesehen, als derjenigen, welche den Staatsbeamten eine durchgehende Erhöhung der Gehälter verschaffen soll. Die Sache ist hier so dringlich wie allerwärts, ja hier noch dringlicher, sofern die Beamtenbesoldungen in Württemberg durchschnittlich immer etwas niedriger als anderwärts waren, was man nicht ohne Grund früher mit den billigeren Lebensbedingungen in Suddeutschland rechtfertigen konnte: allein dieser Unterschied hat sich im Lauf der letzten Jahre, zumal was den Aufenthalt in den Städten betrifft, ziemlich ausgeglichen, so daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn unsere Beamten sehnsüchtige und begehrliche Blicke über die Landesgrenzen hinaus werfen und theils mit den Gehältern des Officierdienstes, theils mit denen der Collegen im Reich mißmüthige Vergleichungen anstellen. In einzelnen Zweigen, so z. B. im Lehrfach, und auch im Kirchendienst beginnt sich ein Mangel an einheimischen Kräften fühlbar zu machen, und viel besprochen wurde in den letzten Wochen namentlich die andauernde Fahnenflucht unserer jüngeren Postbeamten, die durch die höheren Gehälter im Reichsdienst angelockt dem vaterländischen Dienst den Rücken kehren, eine Erscheinung, welche allerdings die längere Aufrechthaltung des Postreservatrechtes zu einer problematischen Sache macht. Der Finanzminister hat, dem Beispiel des Reichs und Preußens folgend, zunächst mit Servisgeldern für die in den Städten wohnenden Beamten helfen wollen. Der Ministerrath lehnte jedoch diesen Modus ab und entschied sich für eine allgemeine gleichmäßige Aufbesserung, wobei die Verwandlung des süddeutschen Guldens in den östreichischen Gulden = 2 Mark als Maßstab angenommen wurde. Blos die Gehälter der Miuister selbst sollen von dieser sonst durchgängigen Erhöhung ausgenommen sein. Die Ausführung dieser Maßregel kommt einer Erhöhung der Gehälter um 16 Proc. gleich. Da aber die Preise der Lebensmittel in ganz andern Verhältnissen gestiegen sind und mit der Einführung der neuen Reichswährung ein abermaliger durchgängiger Aufschlag der Lebensbedürfnisse unvermeidlich sich einstellen wird, so ist schon jetzt vorauszusehen, daß dem vorhandenen Nothstand durch die erwartete Vorlage nur in sehr unvollkommner Weise abgeholfen werden wird. Und daß die Kammmer, die den Beutel des Volks in Verwahrung hat, gegen die Beamten freigebiger sich erweisen werde, als die Regierung zu Gunsten ihrer Untergebenen vorschlägt, ist natürlich nicht anzunehmen.

Das Ministerium vom 20./8. Juli 1872. III. Aus Athen. — Combien d'écrivains de notre temps et de tous les temps n'entrent dans la carrière politique que pour y contredire ou au moins y oublier les principes qu'ils avaient jusque là professés. Cela s'appelle aborder la vie réelle, aban-

Digitized by Google

donner le monde des chimères et prendre les choses par leur coté pratique. — so schreibt Beaumont in der Vorrede zu der Gesammtausgabe der Werke von Al. Toqueville und erkennt von diesem seinem Autor an, daß er nicht diesen unehrlichen Weg eingeschlagen, vielmehr stets und unter allen Umständen die Principien, denen er als Schriftsteller gehuldigt, auch als praktischer Politiker eingehalten und so viel als möglich zu praktischer Verwirklichung habe bringen wollen. Wenn wir statt écrivains im Texte „Kammerredner der Opposition" und statt carrière politique „Ministercarrière" setzen wollen, so haben wir eine getreue Ueberschrift über Deligeorgis, des griechischen Ollivier, politisches Reden und Leben gefunden, besser und getreuer, als wir — was sage ich, als er sie selbst seinem politischen Leben und Streben zu setzen vermöchte. Der Deligeorgis als Kammerredner der Opposition und der Deligeorgis als Ministerpräsident und Minister für Alles auf der Ministerbank sind zwei so grundverschiedene Individuen, daß man, hätte man nicht die eine kleine Person stets und ständig vor Augen, wahrhaftig leicht meinen könnte, es seien das wirklich zwei total verschiedene Personen; denn, was Deligeorgis als Redner der Opposition gesagt und gethan hat, steht in so grellem, höhnischem Wiederspruche zu dem, was er als Ministerpräsident gethan hat und noch thut, daß man ein psychologisches Räthsel in dieser Doppelpersönlichkeit vor sich zu haben glaubt — ein Räthsel freilich, welches einem Kenner griechischer Verhältnisse leicht lösbar ist. —

Ich will mich nicht lange bei der Vergangenheit dieses kleinen politischen Gernegroß aufhalten; sie ist der Worte nicht werth, die wir darüber schreiben müßten. Nur das Eine müssen wir zum Verständnisse des Gebahrens dieses Mannes hierhersetzen: er war und ist eigentlich auch heute noch als Ministerpräsident nichts Anderes, als ein Advokat und zwar ein geriebener griechischer Advokat. Diese Grundthatsache wird uns sein politisches Thun und Schalten erklärbar machen: seine Wuth gegen den seligen König Otto, der ihn verdientermaßen in seiner advokatorisch-politischen Großheit nicht anerkennen und zum Minister machen wollte; seine elenden kindischen Verschwörungen und Anschläge gegen denselben König, welche endlich in der Vertreibung des edeln Königs ihr ruhmreiches Ende fanden*); seine verrätherische Trennung von seinem Parteichef und einstigen Mitverschworenen Bulgaris, durch welche er sich selbst zum großen Kommatarchen ohne Komma und zum

*) Man erzählt sich — ich will die Wahrheit der Erzählung nicht verbürgen, aber sie stimmt ganz zu dem ganzen Habitus des Ministerpräsidenten-Ehrennamnes Deligeorgis — daß, als in der Zeit des Interregnums (μεσοβασιλεία) in Athen der Bürgerkrieg zwischen Gegnern und Anhängern des alten Hauptverschwörers Bulgaris zum offenen Ausbruch kam, der tapfere Advokat und Freund des Bulgaris Herr Del. zitternd und zagend im Keller verborgen den Ausgang des Kampfes abgewartet habe.

Digitized by Google

Miniſterpräſidenten ohne Miniſter aufſchwang; ſeine von Geſetz und Recht, Sittlichkeit und Verfaſſungsmäßigkeit überſtrömenden Kammerreden, durch welche er eine Zeit lang wirklich die öffentliche Meinung über ſich täuſchte; ſeine hohlen Verſprechungen in Betreff der Löſung der Laurionfrage, zu welchen die nun wirklich geſchehene Löſung eine grelle hohnvolle Erklärung bietet; ſeine relativ anſtändige Verwaltung des Königreichs im Jahre 1870 als Miniſterpräſident, durch welche er das leichtgläubige Griechenvolk mit ſeinem jungen edlen Könige noch mehr zu täuſchen ſuchte und wirklich über ſeinen wahren Charakter zum Theil täuſchte — — alles das, wie endlich das Feſthalten der Regierung um jeden Preis, gehn auch Ehre, Gewiſſen, Staat und Volk dabei zu Grunde, ſind nichts als ſchändliche Advokatenkniffe, durch welche nur ein politiſch ſo unreifes und unerfahrenes Volk, als das griechiſche in Wahrheit iſt, eine Zeit lang getäuſcht und gutmüthig an der Naſe herumgeführt werden konnte.

Es kam das Jahr 1872 und mit ihm am 8. Juli Herr Deligeorgis als Präſident des Miniſterii der rettenden Hand, um ſeine ethiſchen Prinzipien thatſächlich zu realiſiren, um die Löſung der Laurionfrage herbeizuführen, um Ordnung in den Staatshaushalt und die Finanzen des Landes zu bringen, um die ſtricte Durchführung der Verfaſſung und des Geſetzes überhaupt durchzuſetzen, kurz um das goldene Zeitalter über Griechenland hereinzuführen und Griechenland zum conſtitutionellen Muſterſtaate des Orients zu erheben, wie er das ſo oft verſprochen und verheißen hatte. Hat er das wirklich gethan? Hat er das auch nur verſucht zu thun?

Die Gelegenheit alle redneriſchen Verheißungen und alle goldenen Verſprechungen, die er als Mitglied der Oppoſition gegen Bulgaris und Komunduros von der Tribüne herab und als Zeitungsſchreiber in ſeiner Zeitung Journal des Débats (ἐφημερὶς τῶν συζητήσεων) ſo oft verheißen und dem armen Volke vorpoſaunt hatte, die Gelegenheit dazu, all' dieſe Verſprechungen zu erfüllen und wahr zu machen, konnte günſtiger gar nicht gedacht werden. Das Volk in Griechenland, der ewigen Miniſterwechſel müde, ſehnte ſich nach einem feſten ſtrammen Regimente — er hatte in den 5 Monaten ſeiner Miniſterpräſidentſchaft im Jahre 1870 wirklich Energie, Thatkräftigkeit und Achtung vor Geſetz und Recht gezeigt — was Wunder, daß es ihn herbeiſehnte! Das griechiſche Volk im Auslande einen ſchlimmen Ausgang der Laurionfrage vorausſehend, ſchaute naturgemäß auf den, der dieſe allerdings von ihm ſelbſt mittelbar und unmittelbar hervorgerufene heikligе Frage ganz leicht und zum materiellen und moraliſchen Vortheil von Griechenland in Wort und Schrift ſo oft zu löſen verſprochen hatte. Und dazu kam das Andere, daß auch der König Georg dem neuen Miniſterpräſidenten ſein ganzes Vertrauen ungetheilt geſchenkt und ihm ſeine unter allen Umſtänden ge-

Digitized by Google

wichtige Unterstützung zu seinen reformatorischen Thaten zugesagt und versprochen hatte. Also — alle Wege waren dem neuen Herrn Ministerpräsidenten geebnet zu seinem edlen Beginnen: Volk und König waren freudig und bereit zu jeglicher Hilfe, zu bereitwilliger Mitarbeit — hat er je nur seiner Verheißungen und Versprechungen gedacht??

Wir sagen stricte und absolut: Nein, das hat er nicht gethan, noch versucht, noch daran gedacht, es zu thun. Von Allem, was er verheißen und versprochen, von Allem, was er als Redner als nothwendig und heilsam dargestellt, hat er das directe grade Gegentheil gethan und ausgeführt. Und in diesem unseren Urtheile haben wir die gesammte öffentliche Meinung Griechenlands — heute wenigstens — mit außerordentlich wenigen Ausnahmen auf unserer Seite.

Doch wir wollten ja dem Leser das Endurtheil überlassen, nur Thatsachen, nackte Thatsachen berichtend, die ihr Urtheil in sich selbst tragen. Also: hat der Mann der constitutionellen Phrase wirklich die Verfassung zur Regel und zur Richtschnur seiner ministerpräsidentlichen Handlungen gemacht? Thatsachen, unleugbare Thatsachen sollen nächstens unsern Lesern die Selbstbeantwortung dieser Frage erleichtern.

Literatur.

Ein Theolog wider Willen. — „Ueber die Christlichkeit der heutigen Theologie. Streit- und Friedensschrift von Franz Overbeck, Dr. der Phil. und Theol., ord. Professor der Theologie an der Universität Basel". Leipzig, E. W. Fritzsch. 1873. — Glaube und Wissen sind und bleiben das Soll und Haben der Menschheit, kein Wunder, daß sie als ordentliche Wirthin dann und wann eine ideale Abrechnung zwischen beiden Seiten ihres geistigen Geschäfts anstellen läßt. Gegenwärtig gerade setzt sie so viel Federn dazu in Bewegung, daß man fast meinen möchte, sie stünde vor einer Ultimoregulirung; doch ist bekannt, daß auch in dieser Art philosophisch-theologischen Handels auf den einen Letzten der andere folgt. Zudem fällt das Facit bei diesem und jenem der Abrechner doch gar zu verschieden aus, als daß man sich so gleich dabei beruhigen könnte. Ein großer Schriftsteller hat uns jüngst überreden wollen, mit dem Soll des Glaubens sei es überhaupt vorbei, wir könnten es wenigstens sofort tilgen vermöge der unerschöpflichen Mittel unserer Wissenshabe. Andere begnügen sich damit, die alte Glaubensschuld wenigstens in neuen Werthen auszudrücken, wie eine Frau aus der hiesigen Arbeitervorstadt uns neulich unbefangen versicherte, sie glaube jetzt nicht mehr an Gott, sondern nur noch an ein höheres Wesen. Diese Blätter nun können ihrer mannichfaltigen Zwecke halber nicht den ganzen Proceß

Digitized by Google

des Ausgleichs von Religion und Wissenschaft verfolgen, wie er in der deutschen Literatur augenblicklich mächtig zu Tage tritt; nur den merkwürdigsten Erscheinungen gebührt ihre Aufmerksamkeit: als eine solche ist Overbeck's obgenanntes Buch zu bezeichnen.

Der Verfasser ist Theolog und Christ, das letztere sichtlich mit ganzem Ernste des Gemüths; da er nun einen unversöhnbaren Gegensatz zwischen Wissen und Glauben, daher auch zwischen Theologie und Christenthum annimmt, so muß man ihn selbst, wie wir uns oben erlaubten, als Theologen wider Willen bezeichnen. Ueberzeugend weist er zuvörderst in einer ebenso feinen als tiefen Darlegung nach, daß das echte Christenthum lediglich Glauben und Leben sei, ursprünglich nicht bloß bildungsfeindlich, sondern überhaupt weltverneinend, daher gilt ihm auch weiter noch Mönchthum und jede andere Askese als das wahre Christenthum, auch sein eigenes Christenthum, so weit es aus dem Hintergrunde hervorblickt, hat folgerichtig ein schwermüthiges, der Welt gegenüber pessimistisches Aussehen. Wie er nun gelegentlich andeutet, daß schon durch das Auftreten des Christenthums selber die Summe der Religion in der Welt entschieden vermindert sei, so ist ihm nachher die christliche Theologie von Anfang an ein Dorn im Auge, weil sie wiederum das Christenthum seines immerhin noch religiösen Charakters mehr und mehr entkleidet habe. Ganz besonders aber thue das die heutige Theologie; die apologetische wie die liberale Richtung derselben strebten beide mit ihren gewaltsamen und ganz ungerechtfertigten Versuchen, Wissen und Glauben zu versöhnen, dahin, das Christenthum als solches zu vernichten. Ein Unterschied zeigt sich höchstens darin, daß die Apologeten im ganzen noch mehr dem Wissen Unrecht thun, die Liberalen mehr dem Christenthum. Die Kritik, die der Verfasser an einzelnen Produkten beider Schulen übt, ist übrigens höchst scharfsinnig, mit Witz und Geist geschrieben und ergötzlich zu lesen.

Nun wird auf unserer, der liberalen Seite gewiß niemand die Theologie als Wissenschaft für ein spezifisch christliches Geschäft erklären; auch uns ist das Christenthum ein Leben und Glauben, Theologie natürlich nur das Wissen von diesem Leben und Glauben, ein subjektives Thun, welches mit seinem Objekte nicht identificirt werden darf, ihm jedoch darum ebenso wenig feindlich entgegengesetzt ist. Ob der Theolog ein Christ ist, muß er anderwärts bewähren, als Theolog an sich ist er's natürlich noch nicht, aber ebensowenig schadet ihm doch seine Qualität als Theolog an seinem Christenthum. Dennoch ist Overbeck dieser Meinung. Wenn wir einmal die „Protestantenbibel neuen Testaments" den Lesern empfohlen hatten, weil sie „erbaulich und nachdenklich zugleich" gelesen werden könne, zugleich nämlich in ihrem Texte als christliche Urkunde religiös wirken, in ihrem ge-

Digitized by Google

lehrten Apparate als Theologie wissenschaftlich unterrichtend, so erklärt Overbeck die Annahme der Möglichkeit solcher zwiefachen Wirkung für „mattherzig oder begehrlich"; unsere Bildung nämlich wolle nichts ganz, aber halb alles, es fehle ihr an „Resolutheit". Offenbar der alte Irrthum, der dem Naturforscher den Naturgenuß, dem Kunstkritiker die ästhetische Empfänglichkeit für die Schönheit des kritisch betrachteten Kunstwerkes abspricht. Seid resolut, ihr Naturforscher, muß Overbeck ausrufen, und sprecht nicht von der Pracht dieses Wasserfalls, während ihr doch deutlich einseht, daß hier eine Flüssigkeit von dieser bestimmten chemischen Zusammensetzung dem euch wohlbekannten physikalischen Gesetze der Schwere folgt! Seid nicht so begehrlich, zu eurer Einsicht auch noch unseren dumpfen Genuß zu verlangen, oder so mattherzig, keins von beiden ganz zu wünschen! Die Vereinigung, die ihr behauptet, ist Selbsttäuschung der Charakterschwäche.

Und was empfiehlt der Verfasser starken Charakteren unter seinen Mittheologen? Den Theoretikern eine „kritische" Theologie, der er zwei Aufgaben beimißt: einmal, das echte Christenthum seinem wahren Wesen nach darzulegen; — eben dahin geht auch das Streben der liberalen Theologen, bringen sie dabei falsche Resultate zuwege, so ist das vielleicht unhistorisch oder unlogisch, aber woher doch unchristlich? — dann mit dem echten Christenthum zu empfinden, freilich nicht ohne jede Concession an die leider doch nicht so gänzlich zu verneinende Welt — (Aha! auf der Linken) —, doch aber soweit, daß man etwa das Widerchristenthum eines Strauß „mit gutem Muthe und Gewissen zurückweisen" könne, — wir anderen haben also diesen Versuch mit schlechtem Muth und Gewissen gemacht!

Dies für die theoretische Theologie, für die praktische lauten Overbeck's Rathschläge noch eigenthümlicher. Consequent wäre, den christlichen Gemeinden nur ja keine theologisch, und somit doch stets in hohem Grade unchristlich gebildeten Geistlichen vorzusetzen, vielmehr gerade aus dem recht untheologischen Haufen, wen der Geist ergriffe, der müßte hervor und lehren als ein Ungelehrter aber ein unverkümmerter Christ. Das hätte gewiß Sinn und Schick und wir wären ganz dafür, nur daß die Kirche damit aufhörte Kirche zu sein. Overbeck denkt nicht daran, so Ernst zu machen mit dem Christenthum gegen die Theologie; er will die Geistlichen auch künftig theologisch bilden; werden sie dann freilich in der „kritischen" Schule ungläubig, so schadet das nichts, wenn sie es für sich behalten zu ihrem Privatgebrauche. Für den anzustellenden Geistlichen verlangt Overbeck eine Ordinationsformel, die „seine persönliche Ueberzeugung" völlig freigiebt, aber seine Lehräußerung bindet „an das Bedürfniß der Gemeinde". Also nur sprechen soll er dem örtlichen Glauben conform, denken, was er will! Mit anderen Worten: auch der evangelische Pfarrer würde Messe lesen, nur eine nicht etwa von der ganzen Kirche, sondern von seinen Zuhörern aufgesetzte Messe. Da ziehen wir die römische vor.

Inzwischen aber bedauern wir eine Theologie, die aus Herzensangst darüber, ob sie auch ja kein unchristlich Handwerk sei, sich bis zum Entschlusse der Selbsterwürgung verdüstert hat. a/D.

Ausgegeben: 30. Oktober 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Zum Thronwechsel in Sachsen.

Diese Blätter suchen an ihrem bescheidenen Theile der Gesammtheit unseres Volkes, wie sie in den Ordnungen des Reiches sich darstellt, zu dienen; ihren Wohnsitz aber haben sie doch einmal aufgeschlagen auf dem gastlichen Boden eines deutschen Sonderlandes, und sie dürfen es ihren Lesern getrost bekennen: sie befinden sich wohl dabei. Das freisinnige sächsische Preßgesetz vom 24. März 1870, das den preußischen Entwürfen in so mancher Hinsicht zum Muster dienen könnte, und die milde Praxis in seiner Anwendung, besonders auf die Blätter von mehr als bloß territorialer Haltung und Richtung, erleichtern und ermuntern den Betrieb des literarischen Handwerks. Der Buchhandel und die größere Presse gemeindeutschen Charakters erkennen es dankbar an, daß man ihnen hier in Leipzig zu leben, zu fühlen und zu denken vergönnt wie im Schoß einer reichsunmittelbaren Commune. Kaum in irgend einer anderen Stadt des großen Vaterlandes sind die örtlichen und landschaftlichen Elemente des täglichen Daseins so innig und energisch verbunden mit weitreichenden Beziehungen auf das Gesammtleben der Nation. Um des hohen Reichsgerichtshofes zu geschweigen, dessen Herberufung die universelle Bedeutung seiner Residenz schon zur Voraussetzung hatte, wie strecken nicht Wissenschaft und Großhandel, vor allem das Verlagsgeschäft mit den ihm zuarbeitenden Gewerben, ihre Hand von dieser Stätte weit über die Grenzen des Einzelstaates hinaus und ziehen die Blicke der Volksgenossen, ja nicht der Volksgenossen allein, erkenntlich auf sich zurück! Und dennoch sind diese Thätigkeiten sammt ihren Erfolgen so, wie sie sind, nicht zu denken ohne die besondere, theils wirklich fördernde, theils wenigstens auf jede Hemmung weise verzichtende Einwirkung des Partikularstaates, auf dessen Grunde sie so gedeihlich sich entfalten durften. Mit wem man aber Vortheil und Freude theilt, dessen Leid auch geziemt es sich mitzutragen; der Landestrauer, die sie um sich her erblickt, widmet darum auch diese Wochenschrift ein paar ernste Worte allgemein vaterländischen Mitgefühls.

Und wohl hat es auch die Gestalt des dahingeschiedenen Königs Johann von Sachsen verdient, daß sie dem Andenken der Deutschen überhaupt sich einpräge in ihrer geschichtlich merkwürdigen Bestimmung. Denn vor anderen in seinem Herrscherleben ist die große und heilsame Revolution, die

Digitized by Google

im jüngsten Jahrzehend unsere nationalen Schicksale betroffen und umgewandelt hat, deutlich zur Erscheinung gekommen. Die überlieferte Politik seines Hauses trieb ihn anfangs jener Revolution gegenüber in eine Stellung auf Seiten der alten Zustände einer vom Geiste der Nation nur mühsam, mit steigendem Widerwillen erduldeten Gesammtverfassung, wider deren Fortdauer dann das aus beiden Lagern angerufene Gottesurtheil des deutschen Bürgerkrieges endgültig entschied. Wenn da ein Mann im ganzen Vaterlande gelitten hat im Gemüth unter solcher Entscheidung, so war es eben dieser Fürst, als er den ihm so theuren Boden seines Staates eine Weile trauernd meiden mußte, während der leichtfüßige Staatsmann mit dem heimatlosen Herzen, dessen verderblichen Rathschlägen der greise Monarch nur allzu hingebend vertraut hatte, mit lächelnder Behendigkeit hinüberglitt auf eine weitere Bühne verwegneren Ehrgeizes. König Johann aber gewann es über sich, einen ehrlichen Frieden einzugehen mit der siegenden Gewalt der Dinge, den er treu gehalten hat bis an sein Ende; es war derselbe feste, fast starre Rechtssinn, den er nun im neuen, wie einst im alten Bunde bewährte. Und wir wollen es nie vergessen, daß er durch dies sein würdevolles Beispiel auch das Volk seines Landes, das zum großen Theile noch in einseitiger Neigung zu vermeintlich selbständigem, in der That aber nur unbedeutendem politischen Eigendasein befangen war, insgesammt — denn ihrem Könige folgten nun auch die erst Zögernden rasch und willig — mit sich herübergeführt hat in die Bahnen nationaler Pflichtübung.

Wieviel aber auch innerhalb der neuen Schöpfung einer straff angezogenen Reichseinheit noch dem auf das Edle und Gute gerichteten Willen eines deutschen Landesfürsten zu erstreben und zu vollbringen übrig bleibt, lehrt wiederum der Vorgang dieses stillwirksamen Königs. Eindringlich sprachen die Bürgertugenden seines häuslichen Lebens zu seinem Volke, das die goldene Hochzeit seines Herrscherpaares mit herzlicher Theilnahme wie ein eigenes Familienfest beging. Daß die Hochschule des Landes gerade zu seiner Zeit vor allen deutschen Schwestern sich aufnahm an Zudrang und Ansehen, beruhte doch im letzten Grunde gleichfalls auf dem ernsten Verständniß, das der selbst forschende und gelehrte Monarch dieser zartesten Seite seiner Regierungsaufgaben entgegentrug. Mit vornehmer Wahl ersah sich der katholische Fürst zum lebenslänglichen geistigen Umgange den reichsten und tiefsten Genius aus, der jemals innerhalb des römischen Bekenntnisses erschienen ist: mit Recht hat diesen auf dem Throne so seltenen Takt literarischer Vorliebe die Genossenschaft unserer geistigen Häupter in Wissenschaft und Kunst dadurch anerkannt, daß sie den gekrönten Dolmetscher Dante's in ihren Orden aufnahm. Was sonst noch unter dem Regimente König Johann's in der inneren Politik des Landes, in Gesetzgebung und Verwaltung Heilsames

Digitized by Google

unternommen und durchgeführt worden, mag man minder bestimmt auf die persönliche Initiative des Herrschers zurückleiten, als auf die mannichfachen Impulse seiner Zeit und Umgebung, der Behörden oder des Landtags. Aber zu alledem bedurft' es doch immer eines sicher aufnehmenden und entschlossen zugreifenden Sinnes, für dessen Vorhandensein nur eine gründliche praktisch-politische Bildung des Fürsten, ein ernsthaftes Studium der Landesinteressen durch ihn Bürgschaft leistet. Auch diese Vorzüge rühmen Kundige dem Verstorbenen nach, sodaß die sächsische Partikulargeschichte nicht mit Unrecht, was unter seinen Auspicien für die innere Entwicklung des Staatswesens geschehen, in billigem Maße seinen eigenen Verdiensten wird zuzählen dürfen. Und nicht am wenigsten wird das gerade in Bezug auf jenes Preßgesetz geboten sein: trat doch schon vor Jahren, als eine frühere Regierung die ungern entlassene Censur alsbald durch eine Hinterthür in die neue Ordnung wieder einführen wollte, Prinz Johann in der ersten Kammer, indem er die Ungeradheit eines solchen Verfahrens öffentlich anfocht, entscheidend für die geistige Unabhängigkeit in die Schranken.

Mußten wir so vom nationalen Standpunkt aus die Wichtigkeit der jüngstvollendeten sächsischen Regierung in zwiefacher Hinsicht anerkennen, einmal in ihrer Verflechtung in den großen Wandel der deutschen Geschicke, dann in ihrer tüchtigen Haltung innerhalb des verengten und doch noch so umfangreichen Kreises landschaftlicher Binnenexistenz, so versteht sich von selbst, daß wir dem neuen Herrscher die gleichen deutschen Doppelhoffnungen darbringen, nur noch gesteigert um den Zuschlag, den die fortrückende Zeit bei jedem Abschnitte des öffentlichen Lebens auf die Wünsche der weiterstrebenden Menschen zu legen pflegt. Von König Albert hegen wir die freudige Erwartung, daß er die nationale Pflichterfüllung mit dem positiven Geiste nationaler Neigung durchdringen werde; denn ihm hat die Gunst der Geschichte schon bei Aufrichtung unseres neuen Reiches statt der leidenden eine kräftig mithandelnde Rolle zuerkannt. Als er von den Wahlstätten der Fremde den Marschallsstab eines deutschen Siegers heimbrachte, da hatte er seine persönliche Leistung feierlich gleichsam mit eingesenkt in den kriegerischen Grundstein der nationalen Einheit; wir begrüßten darin ein Anzeichen, daß er dem friedlichen Ausbau des deutschen Bundesstaates, der sich über jenem Grunde zu erheben begonnen, von Anfang an seine eifrige Mitwirkung mit Wunsch und Willen zugesagt. Wie reicher Segen aber harrt noch daneben im eigenen Gebiete nur seiner emsig ausstreuenden Hand! Das Tagewerk unserer deutschen Landesfürsten hat nunmehr insofern den Charakter eines Kunstwerks angenommen, als der Sinnspruch, den unser Dichter einst über alle Kunst ausgerufen, auch von ihm vornehmlich gilt, daß sich in der Beschränkung erst der Meister zeige. Aber welch eine immerhin königliche

Digitized by Google

Selbstbeschränkung doch auf die Befugniß, Millionen fleißiger und anhänglicher Menschen imeren Frieden, Wohlfahrt und Bildung sichern und steigern zu dürfen! Von ganzem Herzen wünschen wir Glück dazu.

Alfred Dove.

„Das Kapital" von Karl Marx.

Der Mann der Wissenschaft wie der That, der grundgelehrte und geistvolle Schriftsteller wie das verrufne Haupt der Internationalen, ist mit der zweiten Auflage desjenigen Buchs an die Oeffentlichkeit getreten, in welchem seine wirthschaftlichen Anschauungen in aller Ausführlichkeit dargelegt sind. Er ist darüber in einem ganz anderen Sinne als sonstige Schriftsteller erfreut; er schreibt sie dem Verständniß der deutschen Arbeiterklasse an seinem Buche zu, den gebildeten Klassen Deutschlands hingegen spricht er den „großen theoretischen Sinn, der als deutsches Erbgut (früher) galt", ab und von den deutschen Nationalökonomen behauptet er sogar, daß ihr Studium „innerhalb des bürgerlichen Gesichtskreises" unmöglich ein unbefangener sein könne.

Das ist das alte Lied von Leuten, die mit neuen Ideen auftreten, und diesen nicht im Moment die Welt erobern können; sie stehen zuletzt *unter* der Herrschaft ihrer eignen Ideen in dem Maße, daß sie das Gefühl für Gerechtigkeit verlieren und dort, wo sie nicht vollen oder keinen Anklang finden oder gar Abwehr erfahren, Verständnißmangel und Vorurtheil voraussetzen. Nach den Vorgängen des letztverflossenen und dieses Jahres durfte Marx weder auf die deutsche Wissenschaft noch auf die gebildeten Klassen den ausgesprochenen Tadel werfen; denn die erstere hat in den sogenannten Kathedersocialisten genugsam bewiesen, daß Marx nicht vergebens geschrieben hatte, und die letzteren sind bisher und gerade in der vorliegenden Frage der Richtung gefolgt, welche die Wissenschaft in Deutschland eingeschlagen hatte.

Wir dürfen den Vorwurf zurückgeben: die Befangenheit liegt auf Marx' Seite; er hat sich verleiten lassen, eine Art des Kapitals (eben diejenige, welcher in unsrer Zeit neben ihren glänzenden Erfolgen eine gleich traurige Kehrseite nachgesagt wird) als das Kapital an sich hinzustellen, so daß also das Kapital eine verhältnißmäßig kurze Geschichte hätte (seit dem 16. Jahrhundert nach Marx); vorher existirten wohl Productionsmittel, die sich oft genug im monopolistischen Eigenthum einer Minderzahl befanden, allein Kapital und kapitalistische Productionsweise sind moderne Erscheinungen, denn das Kapital „ist nicht eine Sache sondern ein durch Sachen vermitteltes Verhältniß zwischen Personen", „das Eigenthum an Geld, Lebensmitteln, Maschinen und anderen Productionsmitteln stempelt einen Menschen noch

Digitized by Google

nicht zum Kapitalisten, wenn die Ergänzung fehlt, der Lohnarbeiter, der andere Mensch, der sich selbst freiwillig zu verkaufen gezwungen ist." Man glaube nicht, daß es sich hier um einen Streit über Worte handle; für Marx gilt es, nachzuweisen, daß das Schaudergemälde der Zustände, in welchen sich der englische Arbeiterstand heut befindet, und welchen die übrigen Länder mit capitalistischer Productionsweise entgegengehen, niemals früher in der Geschichte der Menschheit wahrzunehmen ist, und daß hinter der Unsittlichkeit des heutigen Wirthschaftssystems die früheren weit zurückbleiben. Aber wie? Ist nicht die persönliche Freiheit, die nach langen Vorbereitungen im letzten Jahrhundert in der ganzen civilisirten Welt errungen worden ist, die größte Errungenschaft der Geschichte? Sind ihr nicht auf dem Fuß die Freiheit des Erwerbs und der Bewegung, die Freiheit des Wortes und der Schrift gefolgt? Ist nicht die ganze Gesetzgebung unsrer Zeit von dem Gedanken getragen, das Individuum frei zu stellen, um es sich in seiner Kraft entwickeln zu lassen? Wohl weiß ich, daß dies Alles bloß negative Güter sind, und daß es papierne Freiheiten bleiben, falls sie nicht zu Gelegenheiten und Möglichkeiten fortentwickelt werden; noch aber sind wir nicht berechtigt zu der Behauptung, daß, was unsrer Zeit in Deutschland in Bezug auf den Leibeignen gelungen, ihr hinsichtlich des freien Mannes mißlingen werde.

So wenig uns der von Marx aufgestellte Begriff des Kapitals als haltbar erscheint, so beachtenswerth erscheint seine Ausführung über die Entstehung des Kapitals.

Es handelt sich bei Marx nicht um dasjenige Kapital, das durch die gesellschaftlichen Zusammenhänge gebildet wird (z. B. die Einwohnerschaft einer Stadt vermehrt sich und der Bodenwerth steigt), ferner nicht um dasjenige, das die Wissenschaft schafft, indem sie unbrauchbare Stoffe als brauchbare erkennt, es handelt sich um dasjenige Kapital, bei dessen Bildung ein Zusammenwirken von Arbeitgeber und Arbeitnehmer stattfindet. Es ist anerkannt, daß aus solchem Zusammenwirken im Großen und Ganzen der Arbeitgeber allein Kapital erübrigt; die herrschende ökonomische Lehre erklärt diese Thatsache als berechtigt, indem sie dem Arbeitgeber den sogenannten Unternehmergewinn zuspricht, dieser komme ihm (abgesehen von seinem Zins und von seinem Arbeitslohn, falls er mitarbeitet) verdientermaßen zu, und werde von ihm durch gänzliches oder theilweises Sparen zum Kapital umgebildet. Marx hingegen sieht in dieser Anschauung eine Heuchelei, erdacht zu dem Zwecke, um das Kapital nicht bloß als rechtlichen Besitz, sondern zugleich als moralischen Erwerb hinzustellen; nach seiner Meinung entsteht das Kapital des Arbeitgebers dadurch, daß er dem Arbeiter nicht den ganzen Werth seiner Arbeit zahlt, sondern einen Theil für sich zurückbehält: das Kapital des Arbeitgebers entstehe nicht durch seine Arbeit sondern durch die des Arbeiters.

Digitized by Google

Bekanntlich ſtreiten unſere Oekonomen darüber, wie der Unternehmergewinn zu rechtfertigen ſei; laſſen wir deshalb den dunklen Begriff eine Weile bei Seite und tauſchen wir dafür auf einen Augenblick den Marxſchen Begriff ein. Marx macht darauf aufmerkſam, daß man dann eine hochwichtige Erſcheinung in unſerem wirthſchaftlichen Leben, den Kampf um den ſogenannten Normalarbeitstag, verſteht.

Die Geſchichte dieſes Kampfes giebt Marx mit äußerſter Gründlichkeit, und wie bereits von gegneriſcher Seite anerkannt iſt*), mit Unparteilichkeit; er beſchränkt ſich leider auf England, giebt einige Notizen über Frankreich, Belgien und Amerika, und ſchweigt über Deutſchland. In England beginnt der Kampf bereits im 14. Jahrhundert, wo aus Anlaß einer Peſt die Arbeitszeit verlängert wurde, und zwar im Sommer auf etwa elf und eine halbe Stunde, im Winter auf viel weniger; aber in der Praxis ſtellte ſich die Sache günſtiger für die Arbeiter; denn noch im 17. Jahrhundert betrug die tägliche Arbeitszeit bloß zehn Stunden. Kinderarbeit war unbekannt. Was aber die Hauptſache iſt: der Manufacturarbeiter arbeitete noch im 18. Jahrhundert bloß vier Tage in der Woche, und verdiente dadurch den Unterhalt für die ganze Woche. Gerade über dieſes völlige Nichtsthun an zwei Wochentagen entbrannte im 18. Jahrhundert ein heftiger literariſcher Streit; während die Einen darin eine Abwechſlung von Arbeit und Zerſtreuung ſahen, und dieſe wiederum als die tiefere Grundlage der Gewandheit, Energie und Genialität der engliſchen Handwerker und Manufacturarbeiter bezeichneten, denuncirten ſie Andere als eine Faullenzerei wider Gottes Wort und als den Anlaß eines den Arbeitern eigenthümlichen, dem Staate gefährlichen Freiheitsdrangs, und jedenfalls verlangten ſie für Arbeitsſcheue die Errichtung eines Arbeitshauſes, eines house of terror, in welchem ſie 14 Stunden täglich mit Einbegriff der Mahlzeiten arbeiten müßten, ſo daß volle zwölf Arbeitsſtunden übrig bleiben. „Zwölf Arbeitsſtunden für Arbeitsſcheue (fügt Marx hinzu) täglich im Hauſe des Schreckens von 1770! Dreiundſechszig Jahre ſpäter (1833), als das engliſche Parlament in vier Fabrikszweigen den Arbeitstag für Kinder von 13 bis 18 Jahren auf zwölf volle Arbeitsſtunden herabſetzte, ſchien der jüngſte Tag der engliſchen Induſtrie angebrochen! . . . das Haus des Schreckens für Arbeitsſcheue, wovon die Kapitalſeele noch 1770 träumte, erhob ſich wenige Jahre ſpäter als rieſiges Arbeitshaus für die Manufacturarbeiter; es hieß Fabrik, und dies Mal erblaßte das geträumte Ideal vor der Wirklichkeit." Und an einer anderen Stelle äußert Marx: „Seit der Geburt der großen Induſtrie im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts erfolgte eine lavinenartig gewaltſame und

*) v. Plener: die engl. Fabrikgeſetzgebung. Vorrede S. IV.

Digitized by Google

maßlose Ueberstürzung; jede Schranke von Sitte und Natur, Alter und Geschlecht, Tag und Nacht wurde zertrümmert; selbst die Begriffe Tag und Nacht, bäuerlich einfach in den alten Statuten, verschwammen so sehr, daß ein englischer Richter noch 1860 wahrhaft talmudistischen Scharfsinn aufbieten mußte, um urtheilskräftig zu erklären, was Tag und Nacht sei; das Kapital feierte seine Orgien."

Man sieht aus diesen Citaten, in welcher Form uns Marx seine Studien darbietet: es ist sein Ausdruck von glühender Leidenschaft und von grimmigem Haß getragen, so oft er die thatsächlichen Verhältnisse der neueren Zeit schildert; damit wechselt an vielen Stellen des Buchs ein grausiger Hohn und eine beißende Ironie ab, welche die Stimmung des Mannes nicht minder kennzeichnen, und die auch den Leser, so lange er liest, schwer sich zur Ruhe kommen lassen. Aber, wenn wir von der Ausdrucksweise das abziehen, was der Persönlichkeit des Schriftstellers in Rechnung zu setzen ist, so bleibt genug übrig, um sagen zu müssen: es sind viel Fehltritte begangen worden, viel Unrecht ward zugefügt, das kaum entschuldigt werden kann. Man muß sie lesen jene Roheiten und Willkürlichkeiten gewisser Arbeitgeber, ihre Perfidie, von welcher Marx selbst das Parlament nicht freispricht; und es findet unser Sittlichkeitsgefühl seine Befriedigung allein an dem Eifer und der rastlosen Thätigkeit der Fabrikinspectoren sowie an der schonungslosen Gründlichkeit der vom Parlament niedergesetzten Untersuchungscommissionen; zuweilen (Marx verzeichnet auch dies mit Unparteilichkeit) finden sich auch unter den Arbeitgebern ehrenwerthe Beispiele, welche die Unmenschlichkeiten und Gesetzwidrigkeiten ihrer Gewerbsgenossen zur Anzeige bringen.

Als 1802 die erste Bill zum Schutze jugendlicher Arbeit gegeben ward, so war nach Marx „das Parlament so schlau, keinen Pfennig für ihre zwangsmäßige Ausführung, das nöthige Beamtenpersonal u. s. w. zu votiren*)." Als in späteren Jahren das Fabrikinspectorat eingeführt war, welches energisch die Fabrikanten verfolgte, so wurden die Arbeiter gezwungen, einem Fonds zu subscribiren, aus dem die Geldstrafen des Arbeitgebers bestritten werden sollten. Als 1848 die zehnstündige Arbeitszeit für Personen von 13—18 Jahren eingeführt wurde, ließ man sie ununterbrochen von 9 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends arbeiten, indem man ihnen anheimstelite, vor 9 resp. nach 7 Uhr zu essen (Marx sagt ironisch: „ihr Mittagsessen einzunehmen"); desgleichen Kinder von 8—13 Jahr, die bloß $6\frac{1}{2}$ Stunden beschäftigt werden durften, wurden von Nachmittags 2 bis Abends $8\frac{1}{2}$ Uhr ununterbrochen beschäftigt. Viele Fabrikanten verlängerten den Arbeitstag,

*) Plener a. a. O. S. 3 giebt noch andere Gründe an, weshalb das Gesetz illusorisch war; aber den von Marx angeführten erkennt auch er an.

Digitized by Google

indem sie eine Viertelstunde früher anfingen resp. später aufhörten, als es gesetzlich zulässig war, und indem sie die Essenszeiten um einige Minuten kürzten. Sie bemühten sich nicht, wirklich dreizehnjährige Jungen zu engagiren, sondern vielmehr solche, welche das Aussehn von dreizehnjährigen hatten. Bis 1850 suchten sie das Gesetz durch die sogenannten falschen Relais zu umgehen. Weil nämlich (namentlich in der Textilbranche) die erwachsenen Arbeiter sich der jüngeren als Mithelfer bedienen, so gab man den Fabrikanten den Rath, doppelte Kinderreihen zu engagiren: allein sie wendeten vielmehr dieselben Kinder an, und suchten nur durch allerhand List die Controlle der Fabrikinspectoren unmöglich zu machen z. B. indem sie die einzelnen Kinder zu verschiedenen Zeiten antreten ließen oder indem sie sie an demselben Tage bald in diesem bald in jenem Theile der Fabrik beschäftigten. Das waren „falsche Relais", und als die Fabrikinspectoren hiergegen mit Anklagen einschritten, so erließen die Municipalmagistrate, welche eben aus dem Fabrikantenstande entnommen waren, vielfach freisprechende Urtheile; kein Wunder, daß ein Fabrikinspector in die Worte ausbricht, die wir Continentalen uns merken sollten: „wie sehnt man sich in solchen Fällen nach einem bezahlten Richter." Ja, im Februar 1850 entschied einer der höchsten Gerichtshöfe, die court of exchequer, zu Gunsten der Fabrikanten; es bedurfte eines neuen Gesetzes (5. August 1850. 13/14 Victor. c. 54), um den Normalarbeitstag vor Angriffen zu sichern, und es wurde dies nur dadurch erreicht, daß man zugleich die Arbeitszeit der jungen Personen und Frauenzimmer an den fünf ersten Wochentagen um eine halbe Stunde (also auf $10^1/_2$ Stunden) erhöhte!

Seitdem scheint der Normalarbeitstag allseitig anerkannt zu sein, und er erfuhr deshalb eine Ausdehnung nach allen Richtungen*) (— es soll davon noch die Rede sein —); man überzeugte sich, daß die Kindermithilfe durch verbesserte Maschinen vielfach ersetzt werde, sowie ferner, daß die Arbeit der Erwachsenen bei abgekürzter Zeit eine ungleich intensivere sei. Wenn aber die letztere Thatsache, die doch auf der Hand lag, nicht vorausgesehen, sondern erst durch Erfahrung gewonnen werden mußte, wenn der halbhundertjährige Widerstand gegen die Gesetze nicht bloß in Agitationen und Petitionen sich äußerte, sondern zu den oben angeführten verwerflichen Mitteln griff: so spricht eine hohe Wahrscheinlichkeit für die Ueberzeugung der Arbeitgeber, daß ihr Gewinn als Unternehmer mit der Arbeitszeit ihrer Arbeiter Hand in Hand gehe, daß je länger der Arbeitstag, um so größer ihr Vortheil sei, daß ihr Gewinn in einem Theile des Arbeitwerthes bestehe.

*) Der Normalarbeitstag bezieht sich nicht auf Männer über 18 Jahre, aber da sie sehr oft der Mithilfe von Kindern und jungen Personen bedürfen, so haben auch sie gewöhnlich davon profitirt.

Digitized by Google

Es entgeht Marx nicht, daß es noch einen zweiten Grund für die Verlängerung des Arbeitstages giebt: das ist die Verbindung der Maschine mit dem Capital. Marx selbst widmet diesem Grunde eine besondere Ausführung. Die Maschine ist nämlich fortwährend zum Arbeiten fähig; je mehr sie arbeitet, um so größer der durch sie vermittelte Erwerb. „Wenn ein Ackersmann seinen Spaten niederlegt (erklärte ein Fabrikant), so macht er ein Capital von 18 d. nutzlos, wenn aber die Fabrikarbeiter die Fabrik verlassen, so ist ein Capital von 100,000 Pf. St. unfruchtbar." Außerdem verliert die Maschine durch neue Erfindungen sowie dadurch, daß sie oft später billiger angefertigt wird, an ihrem Werthe; je mehr sie in kurzer Zeit producirt, und ihren Werth auf die Producte überträgt: um so geringer ist die Gefahr dieser Entwerthung. Trotz alledem darf man das Widerstreben der Arbeitgeber gegen den Normalarbeitstag nicht der Maschine in Rechnung setzen; denn der Kampf um die gesetzliche Festsetzung der Arbeitszeit findet sich auch bei denjenigen Gewerben, welche von der Maschinerie wenig oder nichts wissen.

Der Normalarbeitstag hat unstreitig die Lage der arbeitenden Classen viel gebessert. Hand in Hand mit demselben ging die Gesetzgebung über die Schulpflicht der arbeitenden Kinder und manche Maßregeln im Interesse der Gesundheit (Weißen der Wände, Ventilation) sowie zur Verhütung von Körperverletzungen. Die Folge davon war eine Abnahme in der Beschäftigung von schulpflichtigen Kindern, freilich noch keine bedeutende, denn noch 1863 that ein Parlamentsmitglied den Ausspruch: „die Baumwollindustrie zählt neunzig Jahre, in drei Generationen des englischen Volks hat sie neun Generationen von Arbeitern verspeist;" er meinte die erwachsenen Arbeiter, die dahinsiechenden jungen Personen, und die der mütterlichen Pflege entbehrenden und deshalb im frühen Alter sterbenden Kinder. Die Folge jener Gesetzgebung ferner war eine Abnahme in den Unglücksfällen, die durch die Maschinerie veranlaßt werden*).

Kurz, die englische Fabrikgesetzgebung erfreute sich endlich allgemeiner Anerkennung, und da man sie bisher nur bei speciell aufgeführten Fabrikzweigen eingeführt hatte, so schritt man 1867 endlich dazu, sie im Princip und als allgemein gültiges Gesetz einzuführen.

Bei diesem Punkt schließt Marx ab; in der ersten Auflage mit Recht, weil diese gerade Mitte 1867 erschien; allein daß er in der gegenwärtigen zweiten Auflage diese Materie nicht erweitert hat, ist eine Unterlassungs-

*) In der Mineninduſtrie bestreitet dies Marx (S. 526 N. 321;) in gewisser Weise hat er Recht, denn selbst Plener schreibt (S. 52), daß die absolute Zahl der Todesfälle sehr groß ist (jährlich über 1000), aber relativ zur geförderten Kohlenmasse hat sie sich vermindert (1860 ein Todesfall auf 67000, 1868 auf 103000 Tonnen).

Digitized by Google

fünde, die ich durch Ergänzung aus dem schongenannten Buche von Plener's wieder gut machen will; der Gegenstand selbst verdient, da die nächste Reichstagssession ihn wahrscheinlich auf die Tagesordnung der öffentlichen Debatten bringen wird, die volle Aufmerksamkeit.

Im Jahre 1867 ergingen zwei Gesetze, durch welche nach der Schilderung der children employment commission etwa 1,400,000 Personen einen Schutz erhalten. Das erste (30/31. Vict. c. 103) von beiden dehnt die factory act auf gewisse Fabriken aus, die bisher davon frei gewesen waren, namentlich aber auf alle Etablissements, in welchen während eines Jahres fünfzig und mehr Personen wenigstens hundert Tage gemeinschaftlich beschäftigt werden. Diese letzte Bestimmung ist es, welche das Gesetz zu einem allgemeinen stempelt: ein jedes Gewerbe, das sich über den Umfang des Handwerks hinauserhebt, ist an den Normalarbeitstag, an die Schulpflicht der Kinder, an die festen Mahlzeiten, an die Vorschriften zur Verhütung von Unglücksfällen gebunden; Ausnahmen, d. h. Begünstigungen einzelner Industrien sind übrigens vielfach gestattet. — In dem zweiten Gesetze (30/31. Vict. c. 146), das den Namen workshops regulation act führt, betrat die Gesetzgebung ein neues Feld: eine Regulirung der Arbeiterverhältnisse beim Handwerk. Davon waren bisher nur ganz vereinzelte gewissen gesetzlichen Vorschriften unterworfen worden: so war 1863 in Bäckereien den Personen unter 18 Jahren die Nachtarbeit untersagt worden; 1864 ward den Schornsteinfegern verboten, Lehrlinge unter 10 Jahren anzunehmen, ferner Personen unter 16 Jahren die Kamine hinaufklettern zu lassen*). Jetzt aber ward bei allen Handwerken für Kinder sowie für junge Personen und Frauenzimmer die fabrikmäßige Arbeitszeit von $6^1/_2$ resp. $10^1/_2$ Stunden eingeführt, der Arbeitstag ward für Kinder von 6 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends, für junge Personen und Frauenzimmer von 5 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends festgesetzt, am Sonnabend beginnt um 2 Uhr ein freier Nachmittag; Kinder sind schulpflichtig (in der Woche 10 Stunden). Man sieht, die Gesetzgebung war maßvoll; es kam ihr eben darauf an, das Princip allgemein aufzustellen, daß alle Lohnarbeit von Kindern, jungen Personen und Frauen in der großen wie kleinen Industrie gesetzlich überwacht werden solle; aber was war der Erfolg jener Mäßigung? Während das Gesetz über Fabriken und Etablissements mit mehr als fünfzig Arbeitern nach kurzer Zeit des Widerstandes immer zunehmender beobachtet und immer mehr beliebt wird, so ist das Handwerksgesetz fast garnicht durchzufüh-

*) Das Gesetz wird nicht beobachtet; 2000 Knaben zwischen 5 und 10 Jahren werden als climbing boys, „als Borstwische für rußige Schornsteine" (nach Plener) benutzt, und Eltern verkaufen ihre Kinder an gewissenlose Meister, welche zusammenschießen, um die etwaigen Geldstrafen zu bestreiten.

Digitized by

ren. Die Durchführung des Gesetzes war nämlich den Gemeindebeamten überlassen worden; und flugs erklärten viele Stadträthe, „sich in die Handwerksverhältnisse ihrer Gemeinden nicht einmengen zu wollen"; andere erklärten es zwar nicht, aber sie handelten in diesem Sinne, kurz „die Berichte der Inspectoren von 1868 und 1869 gestehen ein, daß fast im ganzen Lande die workshop regulation act ein todter Buchstabe sei" (Plener). Und das nimmt mich gar nicht Wunder. Man bedenke nur zweierlei; einmal: die riesige Anzahl der Handwerksstätten, deren Controlle einen ungeheuren Beamtenapparat verlangt; das erkannte die children employment commission sehr wohl; gerade deshalb lehnte sie eine ins Enorme gehende Vermehrung staatlicher Inspectoren ab, und legte den Stadtmagistraten eine Thätigkeit auf, die freilich weit über die Pflichten eines Ehrenamts hinausgeht. — Sodann: die Verbindung der Handwerksstätte mit dem Hause; es ist bekannt, wie oft dem Handwerker derselbe Raum als Werkstätte und Wohnung dient; mit seiner Gewerbthätigkeit trifft man sein Familienleben; das offenbar ist der Grund, weshalb die englischen Stadtmagistrate ihren gesetzlichen Obliegenheiten nicht nachkommen. Kurz, von welcher Seite aus ich das Verfahren der letzteren betrachte, und so wenig ich es billige: ich begreife es.

Daraus ergiebt sich noch ein Weiteres. Das Handwerksgesetz bezweckt nur den Schutz von Lohnarbeitern; es bezieht sich nicht auf den Fall, daß der Handwerker sein Weib und Kind zur Arbeit heranzieht; es darf nimmermehr auf diesen Fall ausgedehnt werden, da dies eine Auflösung des Familienlebens, eine Stellung des Hauses unter Polizeiaufsicht bedeuten würde*). Nun ist es bekannt, wie oft die Familie am Handwerk des Vaters theilnimmt; die Frau betrachtet es als Ausfluß der ehelichen Genossenschaft; für die Kinder ist es das Erbtheil; die Fabrikanten aber (ich weiß dies aus persönlichen Mittheilungen) benützen es zur Umgehung des Normalarbeitstages: es giebt Stücklöhne, bei denen ein in der Fabrik arbeitender

*) Marx ist anderer Ansicht, „die große Industrie löst mit der ökonomischen Grundlage des alten Familienwesens und der ihr entsprechenden Familienarbeit auch die alten Familienverhältnisse selbst auf" (S. 515). Er behauptet denn auch, daß die große Industrie mit der entscheidenden Rolle, die sie den Weibern, jungen Personen und Kindern beiderlei Geschlechts zuweist, eine höhere Form der Familie und des Geschlechtsverhältnisses schafft. Wie geartet diese höhere Form sei: darüber läßt sich Marx nicht aus; er meint nur, die christlich germanische Form der Familie sei keine absolute, sondern gerade so eine historische Erscheinung wie die altrömische, altgriechische, orientalische. Ferner schreibt er die sehr dunklen Worte: „es leuchtet ein, daß die Zusammensetzung des Arbeitspersonals aus Personen beiderlei Geschlechts und der verschiedensten Altersstufen, obgleich in ihrer naturwüchsig brutalen capitalistischen Form, wo der Arbeiter für den Productionsproceß und nicht der Productionsproceß für den Arbeiter da ist, Pestquelle des Verderbens und der Sklaverei, unter entsprechenden Verhältnissen umgekehrt zur Quelle humaner Entwicklung umschlagen muß". (S. 516 f.).

Digitized by Google

und an den Normalarbeitstag gebundener Arbeiter nicht auskommen kann, wohl aber dann, wenn er, sein Weib und Kind zu Haus frei von gesetzlichen Vorschriften, d. h. also übermäßig arbeiteten.

So bleibt also ein bedeutender Arbeitsraum übrig, der nicht unter die Arbeitsgesetzgebung subsumirt werden kann: ich rechne dazu das gesammte Handwerk, das nicht in selbständigen, abgetrennten Werkstätten betrieben wird, und ich schließe daraus, daß die Fabrikgesetzgebung zur Lösung des Räthsels, das wir die sociale Frage nennen, nur in beschränktem Maße beitragen kann. Deshalb glaube ich auch behaupten zu dürfen, daß auf dem Eisenacher Congreß der sog. Cathedersocialisten die Uebertragung der englischen Gesetzgebung auf Deutschland allzuhoch angeschlagen worden ist: die Hälfte seiner Resolutionen bezog sich auf diesen Punkt! Nun ist es richtig, daß unsre Gesetzgebung in dreifacher Beziehung hinter der englischen zurücksteht: wir haben nicht das Institut der Fabrikinspectoren, wir kennen keinen Schutz der Frauen*), unser Normalarbeitstag (von 5½ Uhr Morgens bis 8½ Uhr Abends) ist viel länger als der englische (von 6 bis 6). Aber der Schutz der Kinder ist bei uns viel energischer als in England: Kinder unter 12 Jahren dürfen bei uns überhaupt nicht in Fabriken arbeiten, Personen zwischen 12 und 14 Jahren nur 6 Stunden, Personen bis zu 16 Jahren nur 10 Stunden: Männer von 20—23 Jahren sind bei uns regelmäßig durch die Militärpflicht der Fabrikarbeit entzogen. Gewiß wird es sein Gutes haben, in den obgedachten Punkten unsre Gesetzgebung der englischen zu assimiliren, aber man erwarte nicht davon eine gänzliche oder theilweise Lösung der socialen Uebelstände**); England ist trotz seiner Fabrikgesetzgebung in viel schlimmerer Lage als Deutschland; Zustände, wie sie dort festgestellt worden sind, sind Gott sei Dank in Deutschland noch nicht heimisch; dort wurde 1863 bei einer Untersuchung über die Nahrung der Agrikulturarbeiter, Seidenweber, Näherinnen, Lederhandschuhmacher, Strumpfmacher, Handschuhweber und Schuhmacher (— kurz derjenige Arbeiter, die unter em amerikanischen Bürgerriege nicht zu leiden hatten —) ermittelt, daß „nur in einer der untersuchten Classen der städtischen Arbeiter die Zufuhr von Stickstoff das absolute Minimalmaß, unter welchem Hungerkrankheiten eintreten, ein wenig überschritt, daß in zwei Classen Mangel, und zwar in der einen ein sehr großer Mangel, sowohl in der Zuführung von stickstoff- als kohlenstoffhaltiger Nahrung stattfand, daß von den untersuchten Ackerbaufamilien mehr als ein Fünftheil

*) Nur in Bergwerken dürfen Frauen nicht unter Tage arbeiten.

**) Treffend bemerkt Schäffle (Kapitalismus und Socialismus S. 331): „der Normalarbeitstag löst das Problem mehr als nothdürftiger Entlohnung nicht, sondern verhindert nur eine extreme Ausbreitung, inhumane Concurrenz und proletarisirende unfruchtbare Kapitalanwendungen".

Digitized by Google

weniger als die unentbehrliche Zufuhr von kohlenstoffhaltiger Nahrung erhielt, mehr als ein Drittel weniger als die unentbehrliche Zufuhr stickstoffhaltiger Nahrung und daß in drei Grafschaften Mangel an dem Minimum der stickstoffhaltigen Nahrung durchschnittlich herrschte; unter den Agricularbeitern waren die von England, dem reichsten Theile des vereinigten Königreichs, die schlechtest genährten". Dem entsprechend sind die Wohnungsverhältnisse: „nirgendwo (heißt es bei einem Schriftsteller) sind so offen und so schamlos die Rechte der Person dem Rechte des Eigenthums geopfert worden, als in den Wohnungsverhältnissen der arbeitenden Klasse", und selbst in dem officiellen Bericht von 1866 heißt es: „zwei Punkte sind sicher, erstens, daß es ungefähr zwanzig große Kolonien in London giebt, jede ungefähr 10000 Personen stark, deren elende Lage Alles übersteigt, was jemals anderswo als in England gesehen worden ist, und sie ist fast ganz das Resultat ihrer schlechten Hausaccomodation; und zweitens, daß der überfüllte und verfallene Zustand der Häuser dieser Kolonien viel schlechter ist als 20 Jahre zuvor; das Leben in vielen Theilen von London und New-Castle ist höllisch".

Für den continentalen Leser am betrübendsten (weil bisher am unbekanntesten) sind die Mittheilungen über die Lage des Ackerbauproletariats. Fortschritt des englischen Landbaus (Viehzucht eingeschlossen) und Rückschritt des englischen Landarbeiters gehen Hand in Hand mit einander. Im vierzehnten Jahrhundert konnte der Landarbeiter in Fülle leben und Reichthümer sammeln; das 15. Jahrhundert ist das goldne Zeitalter der englischen Arbeiter in Stadt und Land; später (Marx deutet auf das 16. Jahrhundert) erfolgt die Wendung: zwischen 1737 und 1777 fällt der Arbeitslohn auf dem Lande um beinahe 25%, aber die Lage des Arbeiters um 1780 ist ein später nie wieder erreichtes Ideal; der Arbeitslohn sank schon gegen Ende des Jahrhunderts unter das zur Lebensfristung erforderliche Minimum und das Deficit mußte durch Armenunterstützung ergänzt werden, und zwar fortwährend in zunehmender Weise, so daß es 1830 zu Aufständen kam. Der Widerruf der Korngesetze gab dem englischen Landbau einen ungeheuren Ruck: der Bodenertrag wurde durch intensivere Kultur rasch erhöht, der Landarbeiter aber (nach dem Ausspruch eines Oekonomen aus der Partei Cobden-Bright) zu einem Leibeignen gemacht; die englische Gefangnenkost ist bedeutend besser, die Arbeit im Gefängniß bedeutend geringer als die eines Landarbeiters; dabei erhält der englische nur $^1/_4$ so viel Milch und $^1/_2$ so viel Brodstoff als der irische, „der Grund ist einfach der, daß der arme irische Pächter ungleich humaner ist, als der reiche englische". Da nun die Armenunterstützung der „Pfarrei" (dem Kirchspiel) obliegt, also eine lokale ist, liegt es im pekuniären Interesse der Kirchspielinsassen, keine Arbeiterwoh-

Digitized by Google

nungen zu haben, und die großen Grundeigenthümer haben dieses Interesse nur allzusehr zum Ausgangspunkt ihres Handelns genommen; sie haben die Arbeiter auf diese Weise von ihrem Territorium verjagt; „diese Macht der Eviction (heißt es in einem officiellen Bericht) ist keine bloße Theorie, sie wird praktisch auf der größten Stufenleiter ausgeübt“; „es ist ein melancholisches Ding, allein in seinem Land zu sein (sagte der Graf Leicester, als man ihm zum Fertigbau von Holkham gratulirte), ich schaue um mich und sehe kein Haus außer meinem eignen; ich bin der Riese vom Riesenthurm und habe alle meine Nachbarn aufgegessen“; die Arbeiter müssen in ein meilenweit entferntes Dorf oder Städtchen ziehen und von da aus täglich zur Arbeit wandern; man kann sich denken, welche Wohnungsnoth dort herrscht; Marx giebt aus officiellen Berichten erschütternde Nachweise. Selbst in Zeiten, wo Arbeitsüberfluß vorhanden ist, nimmt der Arbeitslohn nicht zu, sondern Frauen- und Kinderarbeit wird von allen Seiten herbeigeholt; eine ekelhafte Organisation zu diesem Zwecke schildert Marx (wieder nach officiellen Berichten der children employment commission) in dem Gangsystem, das in dem Osten Englands blüht: ein Liederjahn von Unternehmungsgeist engagirt Kinder (von 6 Jahr an) und Weiber (10 bis 50 Personen) zieht von einem Gut zum andern und beschäftigt seine Bande sechs bis acht Monat im Jahr: in dem Gang herrscht Ueberarbeit und Demoralisation; das Gangsystem ist das wohlfeilste für den Pächter und das verderblichste für die Kinder. Damit dem Schaden der Spott nicht fehle, so erklärte ein großer Grundeigenthümer, das Gangsystem sei bloß um seines Namens halber (gang = Bande, Rotte) verschrieen; wenn man es „jugendlich-industriell-agricol-cooperative Selbsterhaltungsassociation“ getauft hätte, so wäre Alles in Ordnung gewesen. —

Die Verbindung des Kapitals mit der Maschine (keineswegs die Maschine an sich), ist es, welche Marx als die Hauptquelle der gegenwärtigen Uebel ansieht. Die Maschine macht Muskelkraft entbehrlich, verlangt aber oft größere Geschmeidigkeit. Die Folge davon ist die Frauen- und Kinderarbeit; nunmehr tritt nicht bloß das Haupt der Familie, sondern alle Mitglieder derselben in die Arbeiterbevölkerung ein. Welch' böse Folgen hieraus für das Familienleben, die Entwicklung der jungen Generation, die Lohnverhältnisse entspringen: das liegt auf der Hand und das wissen wir Alle; und wenn Marx auch hier überall gründliche und zugleich erschütternde Nachweise bezüglich Englands giebt, so lasse ich diese bei Seite. Auch darauf will ich nicht eingehen (wiewohl es von Marx mit Recht hervorgehoben ist), daß die Maschine den Geist des Arbeiters abstumpft, andrerseits verlangt sie nur wenig gewandte, kenntnißreiche Arbeiter; der geschicktere Arbeiter wird immer seltner in der Maschinenindustrie. Ein Punkt aber verlangt unsere volle Aufmerksamkeit, das sind die Krisen.

Digitized by Google

„Der charakteristische Lebenslauf der modernen Industrie (schreibt Marx) besteht in einem durch kleinere Schwankungen unterbrochenen zehnjährigen Cyclus von Perioden mittleren Lebendigkeit, Prosperität, Ueberproduction, Crise und Stagnation“. Ich erinnere mich, schon früher einen ähnlichen Satz in den Times gelesen zu haben, der sogar bis auf den Zeitraum (zehnjähriger Cyclus) mit Marx harmonirte; Marx weist dies im Einzelnen an der Baumwollenindustrie nach, und sucht die Nothwendigkeit dieser Entwicklung zu zeigen. Sobald nämlich die der großen Industrie entsprechenden allgemeinen Productionsbedingungen hergestellt sind, d. h. sobald die Maschinerie selbst durch Maschinen producirt wird, und ferner die Kohlen- und Eisengewinnung wie die Verarbeitung der Metalle sowie das Transportwesen in großartiger Weise geordnet sind: so erwirbt die große Industrie eine Elasticität, eine plötzliche sprungweise Ausdehnungsfähigkeit, die nur an dem Rohmaterial und dem Absatzmarkt Schranken findet. Nun bewirkt sie aber ebensosehr die Vermehrung des Rohmaterials wie die Bildung neuer Märkte. Sie bewegt fremde Länder zur Production des Rohmaterials, dessen sie bedarf, Colonien namentlich verwandeln sich in Pflanzstätten für das Rohmaterial des Mutterlandes (man denke an die Baumwolle Ostindiens, an die Wolle Australiens); das neue großartige Transportwesen schafft zugleich neue Abzugsquellen. Aber wer möchte behaupten, daß Production und Absatzmarkt einander die Wage halten? Die Production ist fieberhaft, der Markt ist der Weltmarkt, jene geschieht ohne richtige Rechnung, dieser ist unberechenbar. Kurz, es tritt eine Ueberfüllung der Märkte ein, und der Rückschlag der Krise und Lähmung des gesammten Verkehrs ist unausbleiblich. Es ist zu betonen, daß die Krise mehr oder weniger eine allgemeine und nachhaltige sein wird. Die Verhältnisse der großen Industrie sind in bedeutendem Maßstabe angelegt, und sie hat eine solch enge Verbindung unter Ländern und Völkern hervorgerufen, daß die Verkehrskrise in einem Gebiete sofort oder allmählich die anderen mit hineinzieht. So prophezeit denn Marx in dem Nachwort zu seinem Buch (datirt vom 24. Januar 1873) die allgemeine Krise: „sie ist wieder im Anmarsch, obgleich noch begriffen in den Vorstadien, und wird durch die Allseitigkeit ihres Schauplatzes wie die Intensivität ihrer Wirkung selbst den Glückspilzen des neuen heiligen preußisch-deutschen Reichs Dialektik einpauken“.

Diese ekelhaften Worte des vaterlandslosen Mannes athmen Haß und Furcht zugleich. Odit quia metuit, möchte ich den bekannten Wahlspruch abändernd ausrufen. Es lohnt die Mühe, dem Grunde dieser Empfindungen von Marx nachzuspüren. Daß im deutschen Reiche die Verhältnisse himmelweit von denen Englands verschieden sind, weiß Marx. Die nächsten Gründe der Verschiedenheit sind die deutsche Agrargesetzgebung, und der größere Ge-

Digitized by Google

rechtigkeitssinn der höheren deutschen Stände; diese beiden Factoren bedürfen einer genaueren Betrachtung.

Marx will zeigen, daß die Accumulation von Kapitalien in wenigen Händen in offenbarem Unrecht ihren Ursprung habe. Zu diesem Zwecke giebt er eine genaue Darstellung von der geschichtlichen Entwicklung der englischen Grund- und Bodenverhältnisse. So glücklich diese im 15. Jahrhundert geordnet sind, so entschieden nehmen sie vom 16. Jahrhundert an die Wendung zur Beraubung des gemeinen Mannes, des kleinen Ackerbauers. Gewaltthat und Hinterlist verbinden sich, um ihn von seinem Gut zu vertreiben; das Ackerland wird dem Bauern genommen und in Schafland verwandelt, um nach Flandern die Wolle für schweres Geld abzusetzen: Thomas Morus spricht in seiner Utopia von dem sonderbaren Lande, wo die Schafe die Menschen auffressen. Die Gesetzgebung, die wiederholentlich dagegen einschreitet, ist fruchtlos. Als dann die Reformation kam, wurden die Güter der katholischen Kirche an Günstlinge verschenkt, an Speculanten verkauft, beide verjagten wieder die alten erblichen Untersassen von ihren Wirthschaften. Im 18. Jahrhundert ergingen die bills for inclosures of commons, worin die Gemeindeländereien, an denen bisher jeder Dorfeinwohner ein Nutzungsrecht besatz, geradezu in Privateigenthum der großen Grundbesitzer verwandelt wurden, die wiederum daraus Weiden machten. Kurz, es sind die gewaltigsten Mittel, wodurch große Menschenmassen plötzlich und gewaltsam von ihren Substanz- und Productionsmitteln geschieden und als vogelfreie Proletarier auf den Arbeitsmarkt geworfen werden.

Und hiezu im Gegensatz betrachte man die deutsche Agrargesetzgebung des 18. und 19. Jahrhunderts. Gewiß, es hat auch bei uns Grundherren gegeben, die die Bauernhöfe gern wieder einzogen; aber hier schritt die Gesetzgebung mit Erfolg gegen das „Bauernlegen" ein. Der Gesetzgebung des 18. Jahrhunderts verdanken wir die Schöpfung eines freien, grundgesessenen Bauernstandes, dessen Gut (abgesehen von den öffentlichen Lasten) nicht abgabenpflichtig, der selber von den alten Frohnden befreit ist. Wir haben auf dem Lande kein Pächtersystem sondern einen tüchtigen mittleren Grundeigenthümerstand; wir haben keine Grundherrn, die sich aus dem Säckel der Bauergemeinden bereichert haben; die sogenannte Gemeinheitstheilung und die Ablösung der Reallasten und Dienste ist in Deutschland in so glücklicher Weise vollzogen worden, daß Grundherrschaft und Bauer zu Wohlstand und sorgenfreiem Besitze gelangt sind; nicht vertrieben ward bei uns der frühere Leibeigne von seinem Zinsgut: zum vollkommnen Herrn desselben haben wir ihn gemacht.

Verdanken wir nun diese Gesetzgebung, die ich für den Glanzpunkt der ganzen deutschen Legislation im 19. Jahrhundert erklären möchte, der Ein-

Digitized by Google

ficht der Regierungen, wie ihre Durchführung der Energie und dem Pflichteifer des Beamtenthums, so ist doch klar, daß ohne den guten Willen der höheren Stände nichts erreicht worden wäre. Was aber ist dieser gute Wille anders als Gerechtigkeitssinn? Denn darunter verstehen wir nicht sowohl das scharfe Verständniß des Gesetzes als die freiwillige Gewährung dessen, was die Billigkeit erheischt; um der Billigkeit halber unterstützte unsere Landgentry die Ausführung der deutschen Agrargesetzgebung. Dieser Gerechtigkeitssinn ist überall wahrnehmbar; vor Allem in der Sorge des deutschen Grundherrn für die Arbeiter im Dorfe im Gegensatz zu der scheußlichen Gewohnheit in England, ihre Hütten verfallen zu lassen — aus Furcht, für sie einstmals die Armensteuer zahlen zu müssen. Diesem Gerechtigkeitssinn entspringt der neuliche Vorschlag eines deutschen Grundherrn, unter die Dorfeinwohner, die nicht grundgesessen sind, Land in erblicher Rechtsform zu vertheilen, um sie von der Auswanderung abzuhalten.

Es ist unmöglich anzunehmen, daß diese Verhältnisse Marx unbekannt sein sollten; denn wer möchte ihm überaus gründliche Studien und bedeutende Kenntnisse absprechen? Aber es bleibt auffallend, daß Marx sich fast gewaltsam von der Beurtheilung deutscher Zustände zurückhält. Ueber, Belgien, Amerika, Frankreich findet man zwar nur wenig in seinem Buch, aber doch begegnet man hier und da einer kurzen Ausführung oder Anmerkung, welche erkennen läßt, daß er diese Länder in das Bereich seiner Studien hereingezogen hat. Ueber Deutschland schweigt er principiell — ich erinnere mich nur an ein paar Notizen aus Mirabeaus Monarchie Prussienne sous Fréderic le Grand sowie aus Freytag's Bildern der Vorzeit, an ein Citat aus dem Bericht eines Fabrikinspectors, wonach der preußische Fabrikarbeiter schlechter lebt und härter arbeitet als sein englischer Rivale (?) und an eine Ausführung über die westphälischen Flachsspinner zur Zeit Friedrich's d. Gr.

Oder meinte Marx, daß unsere Agrargesetzgebung bereits durch die Großindustrie in ihren Wirkungen aufgehoben worden ist, und nicht mehr als Factor für unsere künftige Entwicklung in Rücksicht kommen dürfe? Ein arger Irrthum. Denn selbst in dem Bergwerksrevier von Oberschlesien, wo der Bauerstand ein spärlicher ist, hat dies nicht in der erwachsenen Großindustrie als vielmehr darin seinen Grund, daß dort die deutsche Ansiedlung weniger ausgedehnt war und deshalb ein wenig zahlreicher, aber vielbesitzender Grundherrenstand sich bildete.

Die Nichtberücksichtigung der deutschen Verhältnisse darf man Marx mit Grund vorwerfen; wir sind berechtigt, von ihm ein Urtheil über unsere Bestrebungen in Gesetzgebung und freiwilliger Thätigkeit zu verlangen; das stolze Ignoriren derselben ziemt demjenigen wenig, welcher zur Verwirklichung seiner Pläne und Ziele an die Gewalt appellirt.

Digitized by Google

Wenig ist von diesen Zielen und den Mitteln zu ihrer Erreichung die Rede, denn sichtlich ist der Verfasser bestrebt, reine Wissenschaft zu lehren. Aber man darf es dem gewaltigen Agitator nicht verdenken, daß er, der die Entstehung und Entwicklung des Kapitals bis zu dieser Stunde verfolgt hat, nach Seher Art die Zukunft desselben vorausschaut. Und so lesen wir gegen den Schluß des Buches, daß jetzt, wo es zum großen Theil bloß Kapitalisten und Proletarier giebt, der Kampf des großen Kapitals mit dem kleinen beginnt: „je ein Kapitalist schlägt viele todt“; die Kapitalmagnaten nehmen an Zahl ab, es bilden sich Kapitalmonopolisten; denn es ist einmal die Natur des Kapitals, Andere zu exploitiren, und an die Stelle des Proletariers (des seiner Arbeitsmittel beraubten Arbeiters) rückt stufenweise der kleinere Kapitalist nach. Gleichzeitig „wächst die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden Arbeitermasse . . . die Stunde des kapitalistischen Privateigenthums schlägt, die Expropriateurs werden expropriirt.“ Das Alles vollzieht sich in ziemlich kurzem Zeitraum; denn wenn bisher zur Expropriation der Volksmasse durch wenige Usurpatoren schon einige Jahrhunderte genügten, so wird es viel kürzerer Zeit zur Expropriation der wenigen Usurpatoren durch die Volksmasse bedürfen. Die ganze Entwickelung faßt Marx in folgendem Passus zusammen: „die kapitalistische Productions- und Aneignungsweise, daher das kapitalistische Privateigenthum ist die erste Negation des individuellen, auf eigne Arbeit gegründeten Privateigenthums. Die Negation der kapitalistischen Production wird durch sie selbst mit der Nothwendigkeit eines Naturprocesses producirt. Es ist Negation der Negation. Diese stellt das individuelle Eigenthum wieder her, aber auf Grundlage der Errungenschaft der kapitalistischen Aera, der Cooperation freier Arbeiter und ihrem Gemeineigenthum an der Erde und den durch die Arbeit selbst producirten Productionsmitteln.“ Der Passus ist mit Hegelschen Kunstausdrücken gesättigt, und wahrlich! ein Glaube an Hegelsche Dialectik ist nöthig, um das individuelle Eigenthum mit dem Gemeineigenthum an der Erde und den Productionsmitteln für vereinbar zu erklären. Aber es muß constatirt werden: selbst Marx hält an dem individuellen Eigenthum trotz aller sonst von ihm gewollter Umwälzungen fest. So dürfen wir denn demselben Ziele auf unserem Wege zustreben. Der Weg muß meines Erachtens ein doppelter sein: der der Gesetzgebung und der der freiwilligen Thätigkeit. Bei der Gesetzgebung denke ich hauptsächlich an das Steuersystem, unter der freiwilligen Thätigkeit verstehe ich nicht bloß die auf dem Grundsatz der Selbsthilfe geschaffenen Genossenschaften; ich appellire an den Gerechtigkeitssinn der höheren deutschen Stände: es ist Zeit, daß die Herren der Arbeiter (die „Anwender“) handelnd eingreifen.

J. Baron.

Aus deutschen Memoiren des 16. Jahrhunderts.

(Lucas Geizkofler und seine Selbstbiographie. 1550—1620. Von Adam Wolf. Wien, Wilh. Braumüller 1873).

Walter Scott sagt einmal in seinem „Leben Napoleon Bonaparte's" ungefähr so: „Das Hauptgeschäft der Geschichte besteht darin, die Gefühle der Vergangenheit zu vergegenwärtigen oder die Eindrücke aufzuwecken, welche die Thatsachen auf die Zeitgenossen und Zeugen derselben gemacht haben." Wenn auch hierin die Aufgabe der Geschichtschreibung viel zu eng begrenzt, ja ihr erstes uns vornehmstes Ziel vollständig ausgeschlossen erscheint, welches darin besteht, die Begebenheit selbst in ihrer Realität durch kritische Forschung ideell wiederherzustellen, so bezeichnet doch der Ausspruch des großen Romandichters in der That eine nicht unwichtige Seitenaufgabe der lebendigen Historiographie, welche leider von unseren deutschen Historikern nicht selten vernachlässigt worden ist. Gar zu gern faßten sie den großen Gang der Ereignisse auf als eine Art Selbstoffenbarung unpersönlicher Ideen oder Schicksale; des Reflexes, den dieselben in Anschauung und Gemüth der Zeitgenossen finden, achteten sie gering, wie etwa der Landschafter, den nur die große Erscheinung der außermenschlichen Natur interessirt, gleichgültig auf die Gruppen mit ihr beschäftigter oder sie genießender Menschen als auf bloße Staffage herabblickt. Und diese Richtung unserer nationalen Geschichtsforscher findet sich denn freilich schon in den Quellen, auf deren Benutzung sie angewiesen sind, vielfach vorgezeichnet. Unsere ältere Literatur ist, wenn man sie mit denen anderer Völker, namentlich mit der französischen vergleicht, nicht eben reich an Autobiographien und Memoiren. Wieviel aber dennoch aus dem vorhandenen Material zu gewinnen sei, haben die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" erfreulich bewiesen; man kann sagen, daß seit ihrem Erscheinen die allgemeine Aufmerksamkeit energischer auf verwandte Gegenstände hingelenkt worden. Mit Eifer zieht man dergleichen Tagebücher und Schilderungen eigener Erlebnisse ans Licht; mit Dank werden diejenigen unter ihnen allerseits begrüßt, die uns in der That Aufklärung über merkwürdige Seiten und Sitten vergangenen Lebens zu gewähren im Stande sind.

Zu den Werken dieser Art gehört die vorliegende Selbstbiographie des Lucas Geizkofler, die aus einer Handschrift der Bibliotheca tirolensis (Nr. 1117) aus dem Museum Ferdinandeum in Innsbruck jetzt zum ersten Male vollständig ans Licht gestellt worden ist. Eine kurze Einleitung und Nachweise aus anderen Handschriften, die sich ebenfalls auf das Geschlecht der Geizkofler beziehen, begleiten die Ausgabe. Was uns in diesem Werke besonders interessirt, ist nicht nur sein Reichthum an Bezügen auf die Geschichte der Zeit, das ist der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, obwohl auch in

Digitized by Google

dieser Hinsicht die Ausbeute, namentlich an interessanten Personalien, groß ist; ebenso sehr ist es die eigene Persönlichkeit des Verfassers, die klar und bestimmt wie sie aus seinen Aufzeichnungen hervortritt, eine eigenthümliche Anziehungskraft ausübt und für den bürgerlichen Gelehrten- und Beamtenstand der damaligen Zeit geradezu typisch ist.

Von Aufzeichnungen über die Ereignisse der Bartholomäusnacht besitzen wir mehrere, aber immerhin wenige, die so ins Detail gehen und aus der unmittelbarsten Anschauung fließen, wie die Lucas Geizkofler's. Wer sollte nicht bei der Schilderung der Prozessionen, die unmittelbar nach jener blutigen That stattfanden, der Wunder, die sich dabei ereigneten, und der Brutalitäten, die sich der fanatisirte Pöbel Andersdenkenden und namentlich Ausländern gegenüber erlaubte, im Andenken an das, was wir in unseren Tagen am „katholischen" Frankreich erleben, von ernsten Gefühlen bewegt werden!

Nicht minder interessant erscheint ferner die Schilderung des Eindrucks, den Luther's erstes Auftreten auf die Jugend der gebildeten Stände, namentlich auf die Studirenden, machte. Lucas' Vater, Hans Geizkofler, der sich damals Studirens halber auf der berühmten juristischen Universität zu Bologna aufhielt, vereinigte um sich eine Anzahl gleichgesinnter Landsleute, mit denen er die ersten Schriften des großen Reformators, frisch wie er sie aus Deutschland erhielt, communicirte und seine freisinnigen Ideen austauschte. Auch auf italienischem Boden fanden diese ersten Anzeichen einer neuen Zeit wenigstens bei der jüngeren Generation Verständniß, wie das Beispiel des Eusebio Salarino zeigt, der zu des älteren Geizkofler's Studiengenossen gehörte und hernach ein Buch voll energischer Angriffe gegen das Papstthum und seine alten Uebergriffe schrieb.

Aus Lucas' Jugendgeschichte heben wir seinen Aufenthalt auf der lateinischen Stadtschule zu Sterzing, seiner Vaterstadt, und die begleitenden Umstände seines Abganges von derselben hervor, die Schule stand unter pfäffischem Regiment, und es herrschte, wie noch heute an den Jesuitenschulen, eine barbarische Disciplin an derselben. Die härtesten körperlichen Züchtigungen verbunden mit demüthigenden, alle Selbstachtung vernichtenden Ehrenstrafen standen auf den geringsten, namentlich kirchlichen Vergehungen. Ein armer Schüler, der am Fasttage von dem reicheren Geizkofler Fleischspeisen angenommen hatte, wurde mit einer Züchtigung heimgesucht, welche so lange dauerte als das Veni sancte spiritus, das von den übrigen Schülern dazu gesungen wurde. Dazu wurde ihm eine vierzigtägige Enthaltung von allen Fleischspeisen auferlegt, und als er bald darauf, von Hunger gequält, wieder in seinen Fehler zurückfiel, meinte man, jene erste Züchtigung müsse zu kurz gewesen sein, und verordnete eine zweite, so lang wie das Salve regina. Welch ein abscheulicher Mißbrauch! Da aber Lucas Geizkofler's

Digitized by Google

Name bei dieſer peinlichen Affaire mehrfach genannt worden war, ſo beſchloſſen die Mutter und die älteren Brüder, in gerechter Beſorgniß und um allen Eventualitäten zuvorzukommen, den ihrer vormundſchaftlichen Obhut anvertrauten Jüngſten von dieſer Schule wegzunehmen.

Die Schilderung ſeiner Univerſitätszeit giebt Geizkofler Gelegenheit, ab und zu Streiflichter auf das damalige Studentenleben fallen zu laſſen, nirgends aber ſpricht er im Zuſammenhange davon. Charakteriſtiſch für die Art der damaligen Studirenden iſt die Sitte des Umherziehens auf den verſchiedenſten Univerſitäten des In- und Auslandes, immer dem Rufe berühmter Lehrer nach, eine Sitte, die ſich vornehmlich aus dem Umſtande erklärt, daß damals eben nur wirklich Wohlhabende oder Reiche zum Studium übergingen. Ein anderer charakteriſtiſcher Zug des deutſchen Studententhums jener Zeit iſt die Neigung zu lärmenden Trinkgelagen und Raufereien, wovon uns mehrfache Beiſpiele in Geizkofler's Lebensbeſchreibung begegnen. Selbſt in jener Mordnacht zu Paris und in den unmittelbar darauf folgenden Tagen, wo Ueberfall und Tod jedem Verdächtigen oder Wohlhabenden, beſonders den Ausländern drohte, laſſen die deutſchen Muſenſöhne nicht von ihrer üblen Gewohnheit. Auf die Nachricht, daß der Pöbel und die zügelloſe Soldateska die Abſicht hege, in einer Nacht die Deutſchen ſämmtlich zu überfallen und zu plündern, verſammeln ſich an 40 Studirende in Geizkofler's Quartier, mit ihren Raufdegen und Spießen bewaffnet. Aber während Geizkofler zu andächtiger Sammlung und Gebet ermahnt, beredet der unſelige Dr. Georg Bemler, ein altes, 40jähriges Kneipgenie, die Commilitonen, daß ſie alsbald ein großes Trinkgelage beginnen, lärmende, herausfordernde Geſänge anſtimmen und ſchließlich ſogar auf die Gaſſe hinauswollen. Der Hauptmann einer Patrouille, die des Weges kommt, wird nur mit Mühe und durch das Zureden Geizkofler's und ſeines Wirths, des Pfaffen Blandis, abgehalten, gegen die Unruhſtifter einzuſchreiten.

Eine eigenthümliche Perſönlichkeit iſt der eben genannte Pfaff Blandis, Geizkofler's und anderer Studenten Koſtgeber und Beſchützer. Monſieur Blandis iſt ein enragirter Papiſt und Ketzerfeind, und die deutſchen Scholaren in ſeinem Hauſe, namentlich der mit Vorliebe theologiſirende Geizkofler, müſſen ſich recht ſehr in Acht nehmen, ihm nicht durch allzu ketzeriſche Meinungsäußerungen unliebſam zu werden. Aber er iſt praktiſch genug, den Verdienſt, den er von den deutſchen Ketzern hat, ſich zu bewahren, er nimmt ihr Geld und ſpielt dafür ihren Beſchützer. Hierzu bewegt ihn nicht allein ſein ausgeprägter Erwerbsſinn, ſondern auch eine Art ſophiſtiſcher Unterſcheidung, die er zwiſchen den lutheriſchen Ketzern und den Hugenotten macht. Dieſe letzteren ſind ihm die Feinde im eigenen Hauſe, welche mit allen Mitteln zu bekämpfen er nicht nur für recht, ſondern auch für geboten hält; das Mal-

Digitized by Google

heur mit den Lutheranern trifft nach seiner Meinung nur die deutsche Kirche und diese mag sehen, wie sie mit ihnen fertig wird.

Einen komischen Gebrauch lernen wir bei Gelegenheit von Geizkofler's erstem Aufenthalt auf der Akademie zu Dole kennen. Die Frühlingszeit, insonderheit der Mai, wurde für eine der ehelichen Liebe besonders günstige Zeit angesehen, weshalb jeder Ehemann, der sich in dieser Zeit thätlich gegen seine Frau verging, einer besonders harten Strafe würdig schien. Da es Frauensache war, so hatte die Gemahlin des Präsidenten-Statthalters das Recht der Jurisdiction, und sie verurtheilte jedes Jahr einen solchen unglücklichen Mann zu der Strafe, auf einem Esel verkehrt sitzend und von Mädchen und Knaben verfolgt in der Stadt umherzureiten. Fand sich kein wirklich Schuldiger, so gab sich für Geld wohl irgend ein armer Proletarier zum abschreckenden Beispiel her.

Zum zweiten Mal kam Geizkofler nur auf kurze Zeit nach Dole, um sich den Grad eines Doktors beider Rechte zu erwerben. Interessant sind die dabei vorkommenden Ceremonien, Reden, Aufzüge, Gastereien u. s. w. Nachdem sich der Candidat dem Rektor Magnificus und den Professoren seiner Fakultät vorgestellt hat, macht er zunächst durch öffentlichen Anschlag etliche Thesen bekannt und erbietet sich, über dieselben öffentlich zu disputiren. Einige Tage hernach findet dann auch die Disputation statt und nach derselben ersucht Candidat den Rektor und die Fakultät, ihm zunächst den Grad eines Baccalaureus zu ertheilen, was gewöhnlich ohne weitere Prüfung geschieht. Um aber den folgenden Grad, den eines Licentiaten zu erreichen, dazu sind zwei Prüfungen nöthig, der Candidat aber muß sich, ehe er zur ersten zugelassen wird, verpflichten, eine bestimmte Summe der Universität zuzuwenden. Wir hören, daß damals drei verschiedene Sätze zu Dole bei der juristischen Fakultät gebräuchlich gewesen: 18, 23 und 30—40 Kronen, die Krone = 3 Franken. Den letzten Satz zahlten nur besonders reiche Doktoranden, den ersten arme, aber tüchtige, der mittlere war der gebräuchlichste.

Hiernach begiebt sich Candidat zunächst zu dem ersten Professor des canonischen und zu dem des bürgerlichen Rechts und holt sich von beiden die Themata, über die er beim ersten Examen sprechen soll. Zur Vorbereitung werden ihm 24 Stunden, die Nacht eingerechnet, gegeben, nach welcher Zeit er vor einer Commission von drei ordentlichen Professoren zu erscheinen hat. Nun hält er zunächst, sitzend und mit bedecktem Haupte, einen zusammenhängenden, nach scholastischer Methode disponirten Vortrag über die ihm gegebenen Themata, dann beginnen die Examinatoren ihn zu fragen, jeder der Reihe nach, und legen ihm schwierige Beweise, verwickelte Fälle vor, suchen ihn auch wohl zu verwirren und dgl. mehr. Antwortet er zur Zufrieden-

Digitized by Google

heit, so eröffnet ihm mit einer kurzen Rede der erste Professor, daß er bestanden habe und zur zweiten Prüfung zugelassen werden könne, jedoch nicht ohne zuvor seine 23 Kronen erlegt zu haben. Nun geht der Candidat zum Kanzler der Universität, bewirbt sich um die Licentiatenwürde und bittet sich ein Thema für das zweite Examen aus. Dieses wird einen Tag später vor versammelter Fakultät abgelegt und ist, obwohl es das strenge (rigorosum) heißt, gemeiniglich milder als das erste, wofern dieses gut bestanden worden ist.

Ist auch das zweite Examen befriedigend ausgefallen, so kann sofort zur Promotion geschritten werden. Diese ist, wie auch jetzt noch, mehr eine Form. Der Rektor begiebt sich mit dem ganzen Collegium und einem Gefolge von Edelleuten, Doktoren und Studenten in feierlichem Zuge zu der Wohnung des Doktoranden und holt diesen ab. Nun geht es in solennem Marsche nach der Aula, Pfeifer und Flötenbläser voran. Hier nimmt jeder den ihm gebührenden Platz ein, der Candidat in der Mitte an einem eigenen Tisch, Rektor und Professoren in ihrer Amtstracht. Darauf hält zunächst der Rektor eine kurze Ansprache und fordert den Kanzler auf, den Candidaten zum Licentiaten zu ernennen. Dies geschieht, nachdem derselbe mit einem feierlichen Eide versichert hat, dem Landesherrn und der Universität stets die schuldige Ehrfurcht erweisen zu wollen, auch den erlangten Grad nirgends zu wiederholen.

Nun folgt die eigentliche Promotion. Als festliches Zeichen werden unter die Professoren, Doktoren und vornehmsten Studenten kleine Zweige mit Eicheln aus Zucker vertheilt, welche dieselben nachher bei dem Zuge in die Kirche in den Händen halten. Nachdem hierauf der Beistand des Candidaten eine längere Rede über Herkunft, Bildungsgang und Kenntnisse desselben gehalten, ergreift Candidat selbst das Wort und erbietet sich über zwei von ihm aufgestellte Thesen zu disputiren. Nach Verabredung treten die Opponenten auf und machen Einwürfe, worauf der Disputator entgegnet, doch unterbricht und verhindert meist der Lärm der Studenten den Fortgang der Disputation. Nun ist die Reihe an dem Candidaten, eine Rede, und zwar auswendig, zu halten; meist wird über den Werth des erwählten Studiums, bisweilen auch über den Ruhm der Universität, ihre Gründung, Alter ꝛc. gesprochen. Dann erhebt sich der Rektor und hält eine Rede über den Werth wissenschaftlicher Bildung überhaupt oder über ein ähnliches allgemeines Thema und fordert zum Schluß den Kanzler auf, dem Candidaten die Doktorwürde zu ertheilen. Dieses geschieht dann auch unter verschiedenen Ceremonien. Darauf bewegt sich der Zug in die Kirche und zwar in folgender Ordnung: Zuerst die Musikanten, dann der Rektor, dann der neue Doktor und der Kanzler mit seinen Adjunkten, darauf die Profes-

Digitized by Google

soren nach ihrer Würde und das Gefolge der Doktoren, Edelleute und Studenten. In der Kirche verweilt man so lange, bis jeder ein Vaterunser gesprochen hat und damit ist die Feierlichkeit zu Ende.

Man sieht, die Promotionen waren damals viel feierlicher, als jetzt und konnten nicht verfehlen, jedesmal großes Aufsehen zu erregen. Damals wurde aber auch der Doktorgrad ungleich höhergeschätzt und wohl auch seltener und schwerer erworben. Natürlich durften unterschiedliche Gastereien dabei nicht fehlen, was die Sache bedeutend vertheuerte. Der Candidat mußte alle seine Beistände und Begleiter freihalten und nach geschehener Promotion diese sowie Rektor und Professoren in angemessener Weise beschenken, wobei der damals noch selten. und theure Zucker eine Rolle spielte. Nach der Ernennung des Candidaten zum Baccalaureus gab herkömmlicherweise der Rektor ein Frühstück, nach der Promotion aber der neue Doktor zunächst der ganzen Fakultät ein solennes Gastmahl und dann seinen speciellen Landsleuten gleichfalls einen Schmaus. —

Solcher Bilder ließen sich den Memoiren Lucas Geizkoflers noch mehrere entnehmen; aber, wie gesagt, sie stellen keineswegs allein oder auch nur in erster Linie deren Werth dar: die Hauptsache ist doch die Gestalt des Mannes selbst, die als solche voll und ganz genommen den Charakter seiner Nation, seines Standes wie seines Zeitalters trefflich illustrirt.

Lucas Geizkofler stammte aus einem angesehenen tirolischen Patriziergeschlecht von altem Herkommen und befestigten Besitz. Es herrschte ein solider, sparsamer Sinn in dieser Familie, aber nichts Philisterhaftes, keine spießbürgerliche Beschränktheit. Der Vater Geizkofler's hatte in Italien studirt und die Grundzüge der neuen humanistischen Bildung dort in sich aufgenommen. In seine Jugend fiel der Beginn der gewaltigen Bewegung auf kirchlichem Gebiete und erfüllte seine Seele mit religiösem Ernst und idealen Anschauungen. Dabei war er ein guter Vater, der, trotz seiner sonstigen Sparsamkeit, keine Kosten scheute, um seinen Söhnen eine Ausbildung geben zu lassen, die sie zur Bekleidung höherer Aemter befähigte. Denn ein gewisser Ehrgeiz war in dieser Familie, wie in allen vornehmeren Bürgerfamilien der damaligen Zeit, traditionell. Der Adel hatte sich mit wenigen Ausnahmen gar bald von der neuen Bildung abgewandt und zeigte sich jetzt vielfach unfähig zur Führung der complicirter gewordenen Geschäfte. Da trat denn der strebsame Bürgerstand an seine Stelle, der an Intelligenz, Arbeitskraft und Arbeitslust jenen weit überragte.

Was der Vater an den älteren Brüdern gethan hatte, das thaten diese an dem jüngsten, d. h. sie suchten ihn ebenfalls soweit im Leben vorwärts zu bringen, als sie selbst gekommen waren und scheuten sich sogar nicht, das Familienerbe zu dem Zweck anzugreifen. Lucas hatte daher auf Schulen

gitized by Google

und Universitäten nicht mit Mangel zu kämpfen, ja er konnte sogar anderen mit seinem Credit aushelfen, was er zwar mit Vorsicht, aber mit einer gewissen noblen Zuvorkommenheit gethan zu haben scheint. Nur einmal erlitt er Verlust, als er zu Besançon dem verschwenderischen und tief verschuldeten Grafen von Montfort eine größere Summe geliehen hatte, was ihn, wie er offen sagt, höchlich verdroß. Denn er war, wie alle Geizkofler, ein guter Rechner, wie er denn auch mit peinlicher Genauigkeit die bei seiner Promotion gehabten Ausgaben aufführt.

Unter seinen Studiengenossen zeichnete sich Geizkofler durch ein feines und vornehmes Wesen, durch Besonnenheit und Ernst des Charakters trotz jugendlicher Jahre, durch Fleiß und wissenschaftliches Bestreben aus. Er genoß daher nicht nur die Achtung und den Umgang berühmter Professoren und anderer bedeutender Personen, an die er durch seine Familie empfohlen war, sondern auch ein großes Ansehen unter seinen Commilitonen. Als den deutschen Studenten in Paris von dem rasenden Pöbel Gefahr drohte, versammelten sie sich mehrere Male bei Geizkofler, der sich auch bei dieser Gelegenheit besonnen und entschlossen zeigte. In Besançon nimmt der schon erwähnte Dr. Bemler, als er durch seine schwer zu zügelnde Zunge den Zorn des Grafen-Statthalters auf sich gezogen, Geizkofler's Vermittlung und zwar mit gutem Erfolge in Anspruch.

Charakteristisch für Geizkofler ist die Art und Weise, wie er von seinen vornehmen, adlichen Bekannten spricht. Stets läßt er ihnen ihre vollen Titel zu Theil werden und geht mit ihnen noch ein gut Theil förmlicher um als mit Leuten seines Standes. Hierin aber liegt nichts von demüthiger Unterwürfigkeit, noch weniger aber unwürdiges Prahlen mit großen Namen, vielmehr zeigt sich gerade darin jener echte Bürgerstolz, der von dem eigenen Stande würdig genug denkt, um dem andern das Seinige nicht zu beneiden. Dieses wohlberechtigte Standesgefühl und vielleicht auch mancherlei Erfahrungen verhinderten ihn auch, seine adlichen Bekanntschaften auszunutzen, wie es vielleicht ein anderer gethan haben würde, und bewogen ihn, glänzende Anerbietungen auszuschlagen und dem Fürsten- und Hofdienst eine Stellung in der eigenen Sphäre, bei dem im Grunde bürgerlich gebliebenen Fuggerischen Hause vorzuziehen.

Geizkofler ist ein tüchtiger Jurist und ein weltgewandter Mann. Was seine sonstigen Ansichten anbetrifft, so steht er nicht wesentlich über dem Standpunkte seiner gebildeten Zeit- und Standesgenossen, aber er steht auch vollständig auf diesem Standpunkte. Ein gewisses Quantum Aberglauben theilt er mit den Gebildetsten seiner Zeit, selbst mit den Reformatoren. Was er bei verschiedenen Gelegenheiten über Gespenster, Hexen und Zauberer sagt, klingt für seine Zeit freisinnig genug, wenn es uns auch jetzt ein Lächeln

Digitized by Google

abnöthigt. Als Poltergeist oder in Engelsgestalt, meint er einmal ganz ernsthaft, könne der Teufel wohl erscheinen, aber nicht in einer natürlichen, menschlichen oder thierischen Form. Gespenster könnten wohl denen etwas anhaben, die vom rechten Wege abgewichen oder, um es modern auszudrücken, an ihrem Glauben Schiffbruch gelitten hätten, niemals aber den gläubigen und tugendhaften Gemüthern. So erzählt er im ernsthaftesten Tone von Hexen, Zauberern und Wundermännern und läßt sich sogar mit dem gelehrten Jesuitenpater Canisius in einen Streit darüber ein.

Ueberhaupt, das Disputiren über theologische und scholastische Fragen ist durchaus nach seinem Geschmack. Wiederholt muß er, äußerer Verhältnisse halber, dieser Neigung Zügel anlegen, und wo er es nicht braucht, giebt er sich derselben so recht con amore hin. In seinem späteren Alter schreibt er Abhandlungen über theologische Gegenstände, und wenn dieselben auch keine große wissenschaftliche Bedeutung haben, weßhalb er auch mit der Veröffentlichung vorsichtig zurückhielt, so kennzeichnen sie doch seinen auf das Religiöse gerichteten Sinn. Aber er gehört nicht zu der sophistisch raisonnirenden, intoleranten Richtung, die sich damals besonders unter den norddeutschen Theologen geltend machte, sondern neigt vielmehr durch Glaubenstiefe und Innigkeit zu einem gewissen mystischen Pietismus. Denn sein theologisirender Dilettantismus liegt mehr an der Oberfläche, im Grunde seines Herzens besitzt er eine tiefe Empfindung, ja eine gewisse Empfindsamkeit. Die geistigen und seelischen Aufregungen der Bartholomäusnacht, die Abscheulichkeiten und Gemeinheiten, die er in dem zuchtlosen Paris gesehen hat, wirken nach und werfen ihn in Dole und Straßburg wiederholt aufs Krankenlager. Erst das Wiedersehen der Seinigen in Augsburg, seiner zweiten, und in Sterzing, seiner eigentlichen Heimath, die er mit einer rechten Herzensfreudigkeit als den „süßen heimathlichen Boden" (dulce solum natale) begrüßt, die reine Tiroler Bergluft und absichtliche Enthaltung von allen peinlichen Erinnerungen verschaffen ihm Genesung.

Nachdem er darauf in Italien noch kurze Zeit studirt und am Reichskammergericht zu Speier praktisch gearbeitet hat, folgt seine Promotion und baldige Anstellung in Fuggerischen Diensten und damit kommt die Periode seiner Lehr- und Wanderjahre zum Abschluß. Fortan bewegt er sich in dem ruhigen Geleise des bürgerlichen Lebens und der amtlichen Thätigkeit, wo er nichts mehr der Aufzeichnung für würdig erachtet. Er ist ein fertiger Mann geworden, den ebenso sehr das Leben als die Wissenschaft gebildet hat.

H. Schmolke.

Digitized by Google

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Der deutsche Kaiser in Wien; die Wahlen. Aus Wien. — Wien durfte in den letzten Wochen mit einiger Berechtigung sich als den Punct betrachten, auf welchen die Augen der Welt gerichtet waren. Allerdings hatte schon vorher die Anwesenheit des Monarchen, der sein Reich fremden Siegen verdankt, in der Hauptstadt von Oesterreich ein interessantes Schauspiel geboten. Aber man konnte ja voraus wissen, daß ihm ein guter Empfang werde bereitet werden. Wir sind den Italienern nie so recht gram gewesen. Die öffentliche Meinung hatte längst die Verbindung Lombardo-Veneziens mit Oesterreich als unhaltbar erkannt, als in officiellen, namentlich aber militärischen Kreisen der Gedanke der freiwilligen Gebietsabtretung noch mit wahrem Entsetzen abgewiesen wurde. Wir fühlten uns wirklich erleichtert, als die Amputationen vollzogen waren, und die Bitterkeit darüber, daß wir die Italiener schlugen, um ihnen nachträglich das Streitobject an den Hals werfen zu müssen, kehrte sich gegen Diejenigen, welche uns in diese Zwangslage versetzt hatten. Es lag etwas Humoristisches darin, wie wir das Königreich Italien machen halfen, und für Humor ist der Wiener stets empfänglich. Man konnte sich sagen, daß Victor Emanuel nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, daß er in etwas gedrückter Stimmung sich als Gast des Kaiserhauses sehen werde, und man wollte ihm um so lieber gutmüthig darüber hinweghelfen, als ja jedes Hoch für den König von Italien zugleich eine Demonstration gegen die Clericalen war. Das Verhältniß zu Deutschland ist noch lange nicht so rein. Nicht Jeder, der öffentlich die Haltung unserer auswärtigen Politik seit dem December 1870 billigt, denkt wirklich so; in gar manchem Kopfe spuken noch Erinnerungen an die Vergangenheit und Hoffnungen auf die Wiederherstellung früherer Verhältnisse. Und wenn solche Köpfe nicht zu den klaren gerechnet werden können — in der Regel beherbergen sie Sympathien für die künftige Universalrepublik, die deposseedirten Fürsten, die alte Bundesverfassung und die Sehnsucht nach Revanche friedlich neben einander — so muß doch billigerweise zugegeben werden, daß grade die Stamm- und Sprachgemeinschaft das Sichzurechtfinden in die Trennung Oesterreichs von Deutschland erschweren und voraussichtlich auch klareren Geistern und besserem Willen noch manches Räthsel zu lösen geben werden. Nun ist allerdings die entschieden deutschgesinnte, ehrliche Freundschaft zwischen den beiden Reichen wünschende Partei sichtlich im Wachsen und Erstarken, allein die Wahlbewegung hatte auch die Gegensätze zwischen ihr und den verschiedenen mehr oder weniger antideutschen Parteien grade jetzt zu verschärftem Ausdruck gebracht, und clericale wie „wahrhaft-österreichische" Organe aller

Schattirungen ermangelten nicht, offen oder versteckt zu schüren, als endlich der Besuch des deutschen Kaisers und seines Kanzlers außer Zweifel stand. Ob die giftige Saat Frucht getragen haben, ob die Bevölkerung Wiens auf die Insinuation eingegangen sein würde, die Anwesenheit der Sieger von 1866 als eine übermüthige Herausforderung aufzunehmen, wenn nicht der echte Kaiserbrief an den Unfehlbaren im rechten Augenblick ans Licht getreten wäre, das mag die Frage sein. Ohne Frage aber ist die wahrhaft enthusiastische Begrüßung, welche dem Kaiser Wilhelm allerorten zu Theil wurde, sehr wesentlich auf jenes weltgeschichtliche Schriftstück zurückzuführen. Wie hätte diese mannhafte und dabei so schlichte Abfertigung hierarchischer Prätentionen nicht grade in einem Lande erquicken sollen, das trotz aller papiernen Freiheiten sich doch immer noch von der alten Schlange umrungen fühlt, in einer Zeit, welche die liberale Regierung muthlos oder ohnmächtig gegen die pfäffischen Gewalten zeigt, ja die sogar bestimmt zu sein scheint, der Welt das unglaubliche Schauspiel aufzuführen, daß gut und treu katholische Bürger die Heimat verlassen, weil in dieser die von altkatholischen Geistlichen eingesegneten Ehen als Concubinat und die aus solchen entsprossenen Kinder als uneheliche behandelt werden! Jenem Actenstücke gegenüber verstummten so gut jene bornirten Schwarzgelben, welche dem Markgrafen von Brandenburg noch immer nicht „sein unverschämtes Glück" verzeihen können, wie die Welt-Geschäftsblätter, welche zur Freude ihres Börsenpublicums so gern „dem Bismarck" was am Zeuge flicken. Der Jubel erstickte jede andere Stimme und Zeugen jener denkwürdigen Rückkehr des Kaisers von Ems nach Berlin versichern, daß der Eindruck damals kaum gewaltiger gewesen sei, als da beim Eintreten der beiden Monarchen in die Rotunde der Industriehalle der weite Raum von einem wahren Beifallsdonner erfüllt wurde.

Dabei drängte sich einem Jeden die Erinnerung an die Tage vor neun Jahren auf. Hatten damals auch die Kämpfe in Schleswig und die endliche Befreiung der Elbherzogthümer die Deutschen Oesterreichs mit herzlicher Freude erfüllt, so war doch das Bündniß mit Preußen gründlich unpopulär. Alle Welt stand auf der Seite der preußischen Opposition, die Einen aus Ueberzeugung, die Andern als Gegner des „Blut- und Eisenmanns", der so rücksichtslos die Arbeit des Fürstencongresses zu Nichte gemacht hatte. Man bezähmte sogar die großstädtische Neugier nach dem verhaßten, aber auf alle Fälle interessanten Manne, der ganz unbehelligt im Hotel zum Erzherzog Karl aus- und eingehen konnte. Es wurde Herrn von Schmerling besonders hoch aufgenommen, daß er dem grundsatzlosen Junker aus dem Wege gegangen war, und mit dem höchsten Mißtrauen beobachtete man die Anzeichen einer wirklichen Verständigung zwischen Rechberg und Bismarck. Wenn einmal die Archive von jener Zeit erzählen werden,

dürfte sich zeigen, daß Preußen damals wenig gefordert und viel geboten habe. Gegen die Bewilligung dessen, was man die Hegemonie zu nennen pflegte, für den Norden Deutschlands hätte Preußen wahrscheinlich sehr gewichtige Bürgschaften übernommen, und Rechberg persönlich soll für diesen Gedanken nicht taub gewesen sein, aber die Staatskünstler von der Art des schleswigschen Grafen Blome, der jetzt seine Kinder zu gerechten Slovenen und Papisten erziehen läßt, gewannen bald wieder das Uebergewicht, und so mußten die Dinge ihren Gang gehen.

Jetzt brachte man dem deutschen Kaiser aufrichtige Huldigung dar und würde so gern den Reichskanzler bewundert haben, hätte dieser den Leuten die Sache nicht gar so schwer gemacht. Während Kaiser Wilhelm sich, wie es schien, gern an der Seite seines Wirthes zeigte und alle Freundlichkeit so liebenswürdig erwiederte, daß sich rasch ein sozusagen persönliches Verhältniß zwischen ihm und den Wienern herausbildete, wich Fürst Bismarck den öffentlichen Kundgebungen aus. Der Grund für diese Zurückhaltung liegt wohl ziemlich auf der Hand bei einem Staatsmanne, der doch immer eine so verhängnißvolle Rolle für Oesterreich gespielt hat, und dem überhaupt darum zu thun sein mag, zu verhüten, daß durch ihm dargebrachte Ovationen auf irgend einer Seite Verstimmung hervorgerufen würde. Und seine Bemühungen, sich der öffentlichen Aufmerksamkeit zu entziehen, auf keinen Fall dort zu erscheinen, wo das Publikum ihn vermuthete, sind, wie nachträglich herauskommt, hier überaus kräftig unterstützt worden. Schon vor der Ankunft dieser letzten hohen Ausstellungsgäste hat die Polizei die Bêtise begangen, die hiesigen burschenschaftlichen Verbindungen vor Theilnahme an etwaigen Ovationen warnen zu lassen und das „Stöckel" in Hietzing, wo dem Fürsten Bismarck als Nachfolger der hannover'schen Königsfamilie Wohnung angewiesen war, (wie witzig doch Hofbeamte sein können!) soll in einer Weise bewacht worden sein, daß schon eine ungewöhnliche Beharrlichkeit dazu gehört habe, bis zum Kanzler vorzudringen. Der eigentliche Zweck solcher Absperrung scheint allerdings der gewesen zu sein, zu erfahren, wer etwa dem deutschen Staatsmann seine Aufwartung machen wolle. Dergleichen kleine Künste übereifriger untergeordneter Organe konnten übrigens der Begegnung der beiden Kaiser die Herzlichkeit so wenig nehmen, wie das oft zu ungelegener Zeit sich einstellende Unwohlsein der Kaiserin, welches sie in Gödöllö zurückhielt. —

Die in dieselbe Zeit fallenden Wahlen für den Reichsrath erregten die politische Welt in mehr als gewohntem Grade, weil sie diesmal zuerst direct vorgenommen wurden. Sollte man in den Regierungskreisen über den Ausfall wirklich so verblüfft sein, wie die Sprache der Regierungsblätter vermuthen läßt, so würde das nur beweisen, wie wenig man den Grad politi-

Digitized by Google

scher Bildung einerseits und andererseits die Stimmungen in der Bevölkerung kennt. Um die Entwickelung der Verfassungsfrage in Oesterreich zu verstehen, muß man sich immer daran erinnern, daß die Grundlage des ganzen Verfassungswesens jenes Diplom vom 20. October 1860 ist, welches aus den Berathungen des wesentlich aus feudalen Föderalisten zusammengesetzten „verstärkten Reichsraths" hervorging, und daß das Patent vom 26. Februar 1861 formell sich nur als eine Ausführungsverordrung zu jenem Diplome gab. Deßhalb ging in die Verfassung die Bestimmung über, welche nachträglich so viele Wirren veranlaßt hat, daß „das Recht, Gesetze zu geben, abzuändern und aufzuheben, nur unter Mitwirkung der Landtage beziehungsweise des Reichsraths ausgeübt werden wird, zu welchem die Landtage, die festgesetzte Zahl Mitglieder zu entsenden haben". War also diese Art der Zusammensetzung der Reichsvertretung zuvörderst beibehalten, weil der Wortlaut des Octoberdiploms nicht unmittelbar verletzt werden durfte, so setzte sich nach und nach der Glaube fest, daß durch directe Wahlen der Staat müsse erschüttert werden; und es bedurfte langer trüber Erfahrungen, es mußten erst alle constitutionellen Hausmittel abgenutzt werden, es mußte zweimal die Gefahr nahe an uns herantreten, daß „unter Mitwirkung der Landtage" das Gesammtparlament abgeschafft werde, bis die Mehrheit eben dieses Parlaments die Loslösung der Reichsvertretung von den Landesvertretungen als einzige Rettung erkannte.

Zu umgehen war diese Maßregel nicht länger. Allerdings aber konnte Niemand eine Bürgschaft für den Ausfall der Wahlen übernehmen, was bis zu einem gewissen Grade möglich gewesen war, so lange die Lantagsmajoritäten die Wahlversammlungen bildeten. Niemand verhehlte sich, daß Slaven und Clericale in der Lage sein würden, eine viel zahlreichere Vertretung in den Reichsrath zu bringen, und daß sie es an Energie und Rührigkeit nicht würden fehlen lassen. Um so mehr schien es geboten, daß die Anhänger der Verfassung, mochten sie sich auch in verschiedene Fractionen spalten, Compromisse schlössen und in zweifelhaften Bezirken vereinigt den gemeinsamen Feinden entgegenträten. Aber es geschah gerade das Gegentheil, Regierungs- und Fortschrittspartei oder „Alte und Junge" bekämpften einander leidenschaftlicher, als Verfassungsfreunde und Verfassungsfeinde. Ohne Zweifel ist auf beiden Seiten gesündigt worden, aber von der Hauptschuld kann die Partei der Alten nicht entlastet werden.

Diese konnte sich von der langjährigen Gewohnheit nicht losmachen, das Parlament als ihre Angelegenheit zu betrachten; wie bisher in den Landtagswahlen, so wollten sie nunmehr in den Wählerversammlungen bestimmen, wer in den Reichsrath zugelassen werden dürfe. Sie gaben vor allem die Parole aus, daß die früheren Abgeordneten wiedergewählt werden

Digitized by Google

müßten; und als die Jungen sich herausnahmen, in jedem einzelnen Falle prüfen zu wollen, ob Jemand sich der Wiederwahl würdig gezeigt habe, als sie die Absicht kungaben, an Stelle derer, welche notorisch unter die Gründer gegangen waren und mehr die Interessen der verschiedenen Actiengesellschaften, als die Interessen ihrer Wähler im Auge gehalten hatten, sowie an Stelle der bloßen Jasager unabhängige Charaktere und frische Arbeitskräfte in das Parlament zu bringen: da erhob sich ein Wuthgeheul, wurde eine Art von Agitation logelassen, welche den Unbefangenen mit Ekel erfüllen mußte. Wer das Programm des österreichischen Parteitages unterschrieben hatte, war vogelfrei und wurde mit Schmach und Hohn und Verdächtigung überschüttet ganz in dem Stil, der aus den Zeiten ärgster Parteiwuth zwischen Kreuzzeitungsmännern und Demokraten in Deutschland noch in trauriger Erinnerung ist. Die Jungen erklärten sich überall da für die Candidaten der Alten, wo gegen deren Ehrenhaftigkeit und politische Begabung kein Bedenken vorlag: umgekehrt stellten die Alten überall den Jungen eigene Candidaten gegenüber, auch wo dieses Manoeuver kaum einen andern Erfolg haben konnte, als den, einem Clericalen zum Siege zu verhelfen. Von Leidenschaft verblendet hoben sie komische Figuren, wie den bekannten Preußenfresser und Schützenkönig Eduard Kopp und politische Nullen auf den Schild, wenn nur Aussicht war, daß diese einen Anhang von Spießbürgern um sich versammeln könnten, und scheuten sich nicht, Männer von erprobter Tüchtigkeit wegen ihrer deutschen Gesinnung des Landesverrathes zu zeihen. Am erbittertsten wüthete dieser Kampf in Böhmen und Niederösterreich. Dort stellte aus verletzter Eitelkeit Herbst sich an die Spitze der Verwaltungsrathspartei, obwohl er selbst sich in den ökonomischen Fragen stets untadelhaft erwiesen hat, und seinem Einflusse gelang es, fast ausnahmslos die Jungen aus dem Felde zu schlagen. Hier schlossen die letztern nothgedrungen ein Bündniß mit den Demokraten, die wahrscheinlich nur in einem einzigen Wiener Bezirk durchgedrungen sein würden, wenn die Alten nur ein wenig Besinnung behalten und mit den ihnen in den hauptsächlichsten politischen Fragen doch ganz nahe stehenden Jungen gemeinsame Sache gemacht hätten. Nun sind sie über die Wiener Wahl bestürzt und entrüstet. Allerdings sind in mehreren Bezirken Männer gewählt worden, welche besser in eine von den Unverstandskammern des Jahres 1848 gepaßt haben würden. Aber deren Zahl ist viel zu gering, als daß ihr nebelhafter Demokratismus irgendwelche Besorgniß erregen könnte, außerdem haben mehrere von ihnen sich in städtischen und Landesversammlungen als ganz tüchtig und verständig in practischen Fragen bewährt; und der Hülfe ihrer Partei ist es immerhin zu danken, daß in Wien die Dictatur der alten Reichsrathscoterie gebrochen und die Bildung einer unabhängigen Fraction innerhalb der Ver-

Digitized by Google

fassungspartei möglich geworden ist. Wenn die Regierung klug ist, so sucht sie mit dieser den Frieden, denn sie wird der Freunde bedürfen. Aus Oberösterreich und Steiermark zieht diesmal eine geschlossene Phalanx von Ultramontanen heran unter entschieden talentvollen Führern, wie Greuter, Weiß von Starkenfels u. A. In Böhmen und Krain haben sich zwar auch Alte und Junge bei den Wahlen in den Haaren gelegen, aber gegenüber der Verfassung und dem Deutschthum werden diese wieder einig sein. Und ob die Vertreter, welche diesmal die galizischen Juden aus ihrer Mitte nach Wien entsenden, als Stützen der deutschen Sache gelten können, ist füglich abzuwarten. Die Wahrscheinlichkeitsrechnungen, welche bis jetzt die Blätter über das Parteiverhältniß im künftigen Reichsrath angestellt haben, wiesen ein erhebliches Plus für die Verfassungspartei aus. Allein es ist bezeichnend genug, daß grade die Organe der Alten dieselben Männer für sich reclamiren, vor welchen sie noch kürzlich nicht zu dringend genug warnen vermochten. Ein Unicum aber bleibt die Art, wie Karl Giskra wieder ins Parlament gekommen ist. In seinem bisherigen Wahlbezirke, innere Stadt Wien, hatte er alle Aussichten verloren, so versuchte er sein Glück in Brünn, aber auch dort würde er, laut dem einstimmigen Zeugnisse dortiger Berichterstatter, gegen den bekannten Industriellen Skene unterlegen sein, wenn dieser nicht den Muth gehabt hätte, das unumwunden in Giskra's Gegenwart auszusprechen, was Jedermann über dessen Verhalten als Minister und Abgeordneter denkt und insgeheim auch sagt. Hinter dem Rücken ist natürlich alles erlaubt, aber ins Gesicht, das war zu arg, und nun wählten die Brünner Skene zum Trotz den Dr. Giskra! Und dabei wagt noch Jemand an unserer politischen Reife zu zweifeln? Vielleicht wird auch Herr Schindler wieder ausgegraben, um den die Neue Presse wirklich schon bittere Thränen vergossen hat.

Verfassungsrevision. — Aus Stuttgart. Die Verfassung des Königreichs Württemberg rühmt sich eine der ältesten in Deutschland zu sein und vor etlichen Jahren — es war in der Zeit, da die Mittelstaaten beflissen waren, ihre glänzenden Eigenschaften vor der Nation in das hellste Licht zu setzen — sprach eine Thronrede mit Stolz gar von der vierhundertjährigen Dauer unseres Ständewesens. Ein solcher Vorzug hat indessen unvermeidlich auch seine Schattenseite, und diese besteht darin, daß unsere parlamentarischen Gebräuche zum Theil mehr durch ihr Alter als durch ihre Zweckmäßigkeit sich bemerkbar machen. Auf diese Dinge, welche nur wenig das eigene Behagen störten, achtete man wenig, so lange der Staat in sich selbst befriedigt eines gesonderten Daseins sich erfreute. Aber es wurde anders, als die neue Zeit stärkere Anforderungen an die Arbeits- und Lei-

Digitized by Google

stungsfähigkeit parlamentarischer Körperschaften stellte, der Reichstag das Beispiel einer mit ungewohnter Regsamkeit arbeitenden Versammlung gab und durch die verschiedenen parlamentarischen Sessionen, welche sich jagten, der Aufwand an Zeit, der für die Einzellandtage übrig blieb, sich in die Enge drängte. Auch hatte man es nur sich selbst zuzuschreiben, daß nunmehr Vergleichungen laut wurden, die nicht immer zum Vortheil der 400jährigen Praxis ausfielen. Manches erschien doch gar zu altväterisch, für unser Zeitalter der Dampf- und Telegraphengeschwindigkeit gar zu fremdartig, und manches wollte vollends mit der gerühmten Freisinnigkeit wenig sich reimen, die man als eine specielle Eigenschaft des süddeutschen und insbesondere des württembergischen Verfassungswesens hinzustellen gewöhnt war. Daß man hier einmal eine gründliche Revision halten müsse, um zu sehen, was von den ehrwürdigen Gewohnheiten sich auch unter den Verhältnissen der Neuzeit als brauchbar erweise, konnte man sich seit längerer Zeit nicht verhehlen. Eine solche Prüfung war man sich schuldig, theils um des eigenen Besten willen, theils um gegen die kränkenden Spöttereien der Nachbarn Abhilfe zu schaffen. Die Frage war nur, wie und wo man einem so durchaus verwickelten, fest und zäh ineinander gefügten System von Satzungen und Gewohnheiten am besten beizukommen vermöge. Da machte sich im vorigen Jahre der Abgeordnete Elben an die herakliidische Arbeit, eine Zusammenstellung all der unnütz oder gar lächerlich gewordenen Ueberlieferungen zu unternehmen und darauf den Plan eines umfassenden Neubaus zu gründen, zu dem er das Vorbild in den parlamentarischen Gebräuchen des deutschen Reichstages sich ersah. Diese Arbeit war ebenso mühevoll als dankenswerth, aber den Meisten wollte es scheinen, daß eine so radikale Umwälzung von Einrichtungen, welche seit Jahrhunderten den Schwaben ans Herz gewachsen sind, weder wünschenswerth, noch überhaupt möglich sei. Von mancher Seite wurde sogar mit offenbarer Verstocktheit zu verstehen gegeben, daß man den württembergischen Ständen doch nicht zumuthen könne, sich nach dem Exempel eines grünen Emporkömmlings zu richten, der sein Dasein erst nach wenigen Lenzen zähle. Was aber die Hauptsache war, es zeigte sich bei der Debatte über den Antrag des Abgeordneten von Böblingen, daß auch diejenigen Mißstände, welche als schreiende allgemein anerkannt waren, gar nicht so leichter Hand zu beseitigen waren, als reformatorischer Enthusiasmus sich vorstellen mochte. Denn gerade die schreiendsten waren durch ausdrückliche Bestimmungen der Verfassungsurkunde so zu sagen für ewige Zeiten garantirt und durch alle die Schutzwehren gedeckt, mit welchen dieses Palladium der württembergischen Freiheit umgeben ist. Selbst die schüchternste Verbesserung war nicht zu erlangen ohne den feierlichen Instanzenzug einzuhalten, der für Aenderungen der Verfassung vorgeschrieben ist. Und da ge-

d by Googl

rade vermöge der Verfassung die Initiative in gesetzgeberischen Dingen nicht den Ständen, sondern ausschließlich der Regierung zusteht, so hätte der Landtag so lange zu Bitten und Vorstellungen, jedenfalls aber zu geduldigem Warten sich verurtheilt gesehen, bis es der Regierung eines Tages gefallen hätte, kraft ihrer Initiative einen Gesetzentwurf zur Beseitigung jener fraglich gewordenen Verfassungsbestimmungen vorzulegen. Zum Glück hatte die Regierung ein Einsehen und versprach schon damals, daß sie gerne bereit sei einen Gesetzesentwurf zu diesem Behuf auszuarbeiten und seiner Zeit vorzulegen. Eben dieses Gesetz ist nunmehr so weit gefördert, daß es sicheren Nachrichten zufolge demnächst den Ständen wird übergeben werden, falls es in diesem Augenblicke nicht bereits geschehen ist.

Eine Epoche des württembergischen Parlamentarismus wird mit der Wirksamkeit dieses Gesetzes beginnen. Wer auf Alterthümer erpicht oder sonstiger Culturstudien halber Verlangen trägt, den württembergischen Landtag noch in seinen unverfälschten, durchs Alter geheiligten Institutionen kennen zu lernen, der kann nicht genug ermahnt werden sich zu beeilen und womöglich noch in diesem Jahre seine Reise nach dem Nesenbach zu unternehmen. Denn es ist gegründete Aussicht vorhanden, daß diese Session die letzte sein wird, welche noch das ächte Gepräge der nunmehr für unberechtigt erklärten Landeseigenthümlichkeiten aufweist. Sie selbst wird diese Eigenthümlichkeiten kalten Blutes zu Grabe tragen. Zwar eine der seltsamsten wird — um dies sogleich zur Beruhigung hinzuzufügen — auch noch von kommenden Geschlechtern mit Verwunderung erschaut werden können, nemlich diejenige, daß jeder Abgeordnete, der in den Halbmondsaal der Kronprinzstraße tritt, hier seinen prädestinirten Sitzplatz vorfindet, auf dem er auszuharren hat, ob ihm seine Nachbarschaft gefällt oder nicht. Der Abgeordnete Hölder muß sich schlechterdings darein fügen, wenn ihm das Schicksal seinen Platz etwa neben Herrn Oesterlen beschieden hat. Keiner der ehrwürdigen Prälaten kann sich beschweren, wenn er etwa neben den Abgeordneten Hopf, den Bewunderer der Commune, zu sitzen kommt. Doch nein, gegen diese Eventualität ist allerdings Vorsorge getroffen. Die Ritter haben ihre eigene Bank, die Prälaten ihre eigene Bank, die Vertreter der sieben guten Städte des Landes ihre privilegirten Sitze, und hierauf folgen dann im Rang die Abgeordneten der Aemter, aber diese gleichfalls nicht in willkürlich gemischten Reihen sitzend, sondern so wie das Gesetz des Lebensalters unter ihnen waltet, zuvörderst die silberweißen Veteranen des parlamentarischen Lebens, am Ende die jugendlichen Neulinge, genau nach Tag und Stunde ihres Eintritts in diese Welt. Man hat nun reiflich in Erwägung gezogen, ob nicht auch dieses Unicum einer Sitzordnung, welche die Wahl der Plätze nach politischer Freundschaft unmöglich macht, sich beseitigen lasse. Allein gegen eine so be-

Digitized by Google

deutungsvolle Neuerung erhob sich der Einwand, daß die Sitzordnung mit der verfassungsmäßig festgestellten Ordnung der Abstimmungen zusammenhängt und diese wieder von der Vertretung privilegirter Stände in der Kammer unzertrennlich ist, so daß man also, um der willkürlichen Platzwahl Raum zu schaffen, eine ganze Revolution in der Zusammensetzung der Kammer ins Werk setzen müßte, wozu denn vorläufig der Minister des Innern den Muth noch nicht gefunden hat.

Dagegen soll mit anderweitigen wichtigen Reformen nunmehr nicht länger gezögert werden. Wenn z. B. bisher die Abgeordnetenkammer nicht das Recht besaß, den Leiter ihrer Verhandlungen selbst sich auszuwählen, sondern drei ihrer Mitglieder zu bezeichnen hatte, aus welchen des Königs Majestät den Präsidenten wählte und ernannte, ein Verfahren, das sich hernach bei der Wahl des Vicepräsidenten wiederholte, so soll der Kammer hinfort das Recht der freien Präsidenten- und Vicepräsidentenwahl unverkümmert sein. Bei der Kammer der Standesherren will man es vorläufig beim Alten lassen, und abwarten, ob sie selbst eine Abänderung des bisherigen Gebrauchs wünscht, wonach der König den Präsidenten zu ernennen, die Kammer den Vicepräsidenten zu wählen hat. Ein noch wichtigeres Recht wird den Ständen damit verliehen, daß sie sich künftighin der Initiative in Gesetzgebungsfragen erfreuen dürfen, und zwar mit denjenigen Privilegien für die zweite Kammer, welche der letzteren schon bisher in Geld- und Steuerfragen zustanden. Zum Entgelt hiefür beansprucht die Regierung das Recht, künftig in die Sitzungen der Commissionen ihre Vertreter zu entsenden, um nicht unvermuthet mit fertigen Gesetzentwürfen überrascht zu werden, welche im Schooße einer Commission zu Tage gefördert sind. Eine besonders folgenreiche Bestimmung der Verfassungsurkunde ist die, daß sämmtliche Vorlagen der Regierung, bevor sie in's Plenum der Kammer zur Berathung gelangen, zuvor der Berathung einer Commission unterzogen werden müssen. Durch diese Bestimmung insbesondere sind die unsrem parlamentarischen Wesen eigenthümlichen Verschleppungen von Mond zu Mond, von Jahr zu Jahr herbeigeführt worden, welche manchen redlichen Vaterlandsfreund in den jüngsten Jahrzehnten mit Unmuth erfüllten. Im Laufe der Zeit bildeten sich diese Commissionen zu einer selbständigen Macht aus, in welcher die sogenannten Autoritäten, wie Herr Mohl u. A., das große Wort führten, und es konnte nicht fehlen, daß hinter den Berathungen und Entschließungen dieser Oligarchie die Verhandlungen im Plenum in bescheidenen Hintergrund traten. Auch diese Bestimmung nun soll der Neuzeit zum Opfer fallen. Es soll der Kammer freigestellt sein, ob sie die Vorlage entweder einem Ausschuß zur Vorberathung übergeben oder sofort in die Arbeit des Plenums nehmen will. Es sind so ziemlich die Bestimmungen der Ge-

Digitized by Google

schäftsordnung des Reichstags, welche in dieser Beziehung künftig auch im württembergischen Landtag Geltung haben werden. Dieser Geschäftsordnung ist auch die weitere Abänderung entlehnt, daß Staatsbeamte zum Eintritt in die Kammer künftig nicht einer besonderen Erlaubniß der Regierung benöthigt sind, was in früheren Zeiten bekanntlich ein beliebtes Mittel gewesen ist, mißliebige und freisinnige Beamte aus dem Ständesaal fernzuhalten; dagegen sollen inskünftig Abgeordnete, welche aus einem Staatsamt in eine höher besoldete Stelle vorrücken, sich einer Neuwahl durch das Volk zu unterziehen haben. Leider hat über die Frage der Dauer der Budgetperioden, welche gleichfalls einer neuen Regelung bedarf, noch nichts festgestellt werden können, da man hier zuvor die Entschließung des Reichstags über die periodische Regelmäßigkeit seiner Sessionen abzuwarten gedenkt. Daß sich die Einrichtung eines dreijährigen Budgets nicht länger aufrecht halten läßt, ist allgemein zugegeben. Das Einfachste und Zweckmäßigste wäre ohne Zweifel, alljährlich das Budget aufzustellen und zu verabschieden. Die Regierung scheint indessen, vor dem allzugroßen Sprung zurückschreckend, eine zweijährige Periode vorzuziehen. Dies also bleibt, wie so manches Andere, vorläufig ausgesetzt. Nicht eine durchgreifende Verfassungsrevision, sondern nur die Ausmerzung besonders schadhafter Stellen ist ja überhaupt die Absicht der Regierung bei diesem Gesetzentwurf gewesen. Es wird freilich Manche geben, die mit den Reformen, deren Hauptinhalt im Obigen mitgetheilt ist, wenig zufrieden sind. Sie werden der Ansicht sein, wenn man überhaupt endlich einmal an das Kapitel der Verfassungsänderungen kommt, empfehle es sich, gleich tiefer hineinzuschneiden, alles Veraltete herauszuspähen und muthig zu beseitigen, insbesondere aber eine andere einfachere und freisinnige Zusammensetzung der zweiten Kammer nicht länger hinauszuschieben. Wogegen andere, von minder anspruchsvoller Gemüthsart, nicht zögern werden, das Gebotene hinzunehmen, zufrieden, daß nun doch wenigstens der Anfang gemacht werde, indessen sie das Uebrige getrost der Zukunft anheimstellen.

Nach der Ueberraschung. Aus Paris. Anfang November. — Bisher konnte man nur annähernd vermuthen, was der 5. November, der Tag der Entscheidung, für Frankreich bringen werde. Republikaner wie Monarchisten behaupteten, ihrer Sache vollkommen sicher zu sein, und die Einen wie die Anderen veröffentlichten zum Beweise dessen Listen über das bevorstehende Abstimmungsresultat, die eine solche Fluth von Gegenerklärungen hervorriefen, daß man eben so wenig klar sah als zuvor. Allmählich neigte sich die Wagschale immer mehr auf die monarchische Seite, namentlich nachdem sich auch in allerletzter Stunde, Gott weiß wieso, Mac Mahon offen und klar für den Roy erklärte. Schon rechneten die wahren und ehrlichen Republikaner die Chancen immer beängstigter, immer ungewisser. Man wußte ja, wie wahr es namentlich in Frankreich sei, daß jeder Mensch seinen Preis habe, schon hatte es ein Pariser Journal laut erzählt, ohne daß man es Lügen strafen konnte, daß öffentlich ein Bureau zum Kaufe der zweifelhaften Deputirten errichtet worden sei; — da warf Chambord selbst sein Gewicht in die Wagschale seiner Gegner, er veröffentlichte seinen Brief, der ihn zum ehrlichen aber mittelalterlich antiquirten Helden, wie es heute alle Journale

einstimmig nennen: zum selbstmörderischen Märtyrer macht. Von seinem Standpunkte aus eine fast unbegreifliche Voreiligkeit. Hatte doch das französische Volk seit dem 24. Mai genugsam gezeigt, daß es beten und wallfahren kann, daß Henri V, wenn er es nur in der Assemblee zu einer Majorität gebracht, im Lande Dumme und Fromme genug gefunden hätte, die im Vereine mit den Strebern und Feudalen auf die Armee des modernen Bayard's gestützt für einige Zeit seinen Thron gehalten hätten.

Man muß, wie Schreiber dieser Zeilen, eine Wallfahrt mitgemacht haben, um zu wissen, wie kraß der Aberglaube, der blinde Religionsvandalismus im Lande der ersten Revolution ist. Es war im September d. J. als ich mich zufällig in der Schweiz weilend einer französischen Pilgerfahrt nach dem Grenzstädtchen St. Maurice anschloß. Mehrere Tausend Pilger, die Neugierigen nicht mitgerechnet, waren geführt von zwei Bischöfen und zahlreichen Subalterngeistlichen aus Frankreich eingetroffen. Alle mit dem von einem Pariser Schneider fashionable gemachten Herzen Jesu geschmückt, drängten sich in dichten Schaaren nach der recht geräumigen, aber für derartige Massen nicht eingerichteten Kirche der ehemaligen burgundischen Hauptstadt. Die fanatischen Worte der predigenden Geistlichen wurden nur von denen gehört, die so glücklich waren, im Innern einen Platz zu erobern, aber auf den Gesichtern malte sich ein beispielloser religiöser Fanatismus, am Ende der Predigt brach alles in den Ruf aus: Vive le pape-roi! Vive le bon Dieu! Vive Jésus-Christ! Vive la Sainte Vierge! Mehrere Deputirte befanden sich unter den Pilgern und konnten sich so der Ernte ihrer Saat direkt freuen. Die meisten Geistlichen und ein großer Theil der Pilger — ihnen nachahmend — trugen das Herz Jesu verkehrt mit dem Kreuze nach unten und der Herzensspitze nach oben. Das beunruhigte eine anscheinend den höheren Ständen angehörige Dame in meiner Nähe, mit Müh' und Kampf arbeitete sie sich bis zu einem Priester durch, den sie ängstlich fragte, was das bedeute. „Das soll uns zugleich an unseren Herren und Heiland und an seinen ersten Statthalter Petrus erinnern", erwiderte der würdige Pater, „wie der heilige Petrus mit dem Kopfe nach unten gekreuzigt und gepeinigt wurde, so hat auch jetzt der heilige Vater ganz außerordentliche und unerhörte Leiden zu ertragen." Die würdige Vertreterin der französischen Nation hatte nun nichts eiligeres zu thun, als ihr angenähtes Herz Jesu loszutrennen und es provisorisch mit Stecknadeln verkehrt anzustecken. Doch genug! Wer solche Dinge mitangesehen, konnte nicht zweifeln, daß dies Volk für die Wiederaufrichtung des allerchristlichsten Thrones reif sei, und nicht bloß das Volk in seinen niederen Schichten etwa, auch in den höheren Ständen wurde die Frömmelei täglich mehr Mode, die Erziehung in den adeligen und hochbürgerlichen Kreisen kam noch häufiger als früher in die Hände der Jesuiten, die aus Deutschland vertrieben, hier aus Barmherzigkeit aufgenommen und als Erzieher in den ersten Familien des Landes placirt wurden. Unter der jeunesse dorée von Paris, den sogenamten petits crevés galt es wieder für fein, royalistisch gesinnt zu sein und auf alles Liberale mit dem Worte petroleurs zu schimpfen.

Die letzte Woche hatte nun auch in den Reihen der Assemblee sichtlich der Monarchie alle Chancen gewonnen. Zum Scheine behauptete man in den republikanischen Blättern guten Muthes und voller Hoffnung zu sein,

aber Jeder wußte, wie wenig fest diese Hoffnungen waren. Die Fusion war seit dem Augenblicke, da sie zu Stande gekommen war, nie durch die geringste Uneinigkeit getrübt worden; bis in das linke Centrum hinein reichten die Anhänger des Roy-Principe. Glaubten doch Alle sicher zu sein, daß es sich um eine liberale Monarchie oder doch um eine constitutionelle handle. Selbst die Fahnenfrage galt allgemein für gelöst. Die Franzosen, die viel lieber ihre Prinzipien, ihre Rechte als deren Symbole und Anzeichen opfern, hätten das Verschwinden der Tricolore, die einst siegreich in die meisten Hauptstädte Europas einzog, nicht verschmerzen können. Selbst Leute, die nichts weniger als günstig für die Freiheit denken, schreien es mit Emphase aus, daß Frankreich die Welt gelehrt habe, frei zu sein, wie sollte man da zum Lilienbanner des „L'Etat c'est moi" zurückkehren! Den Roy, den Bourbonen, den Nachkommen Ludwig's XVI und XVIII, auch wenn er, wie der Letztere, eine Verfassung gegeben und dann gebrochen hätte, das hätte man sich schon gefallen lassen, ja man strebte es an als etwas relativ Neues, aber die weiße Lilienfahne, das Symbol Alles dessen — jamais! Man fand nichts Lächerliches in den äußerlichen Concessionen, die man ernsthaft discutirte. Bald sollte die Tricolore goldene Lilien bekommen, bald sollte sie eine weiße Cravatte anlegen, wie man allgemein das projectirte weiße Band nannte, bald, und das hielt man zuletzt für ausgemacht, sollten beide Fahnen friedlich neben einander wehen. Im monarchischen Lager herrschte unbegrenzte Sicherheit, der König hatte noch nicht öffentlich gesprochen, also noch keine Dummheit gemacht, die Salzburger Abgeordneten kamen heim mit der Versicherung, der König sei zu hinreichenden Zugeständnissen bereit, und namentlich der papistische Schneider Graf Chesnelong wußte ein ganzes, die zweifelhaften und schwankenden Kreise beruhigendes System des Grafen Chambord auseinanderzusetzen. Schon wurde dies System staatsmännisch erwogen, — da öffnet der als König verkleidete Graf Chambord den Mund und man sieht, daß es wie in der Fabel kein Löwe ist, den wir vor uns haben.

Und warum? Ist es nur die beispiellose Hartnäckigkeit, die schon öfters den liebevollen Tadel des heiligen Vaters hervorgerufen haben soll, mit welcher der vom sonderbarsten Glücke heimgesuchte Prätendent dies Glück verscherzt, den schon gewonnenen Thron zurückstößt? Oder will er nicht, daß seine Träume Wirklichkeit werden? Ist er zu alt, zu feig, zu träg, um noch die Last der Geschäfte sich aufzubürden? Wird's ihm leicht, sein persönliches Verlangen zu unterdrücken, wenn er nur sein Princip, seine Theorie — vielleicht zu Gunsten späterer Geschlechter — dafür desto wirksamer als unnachgiebig, unbesiegbar hervorglänzen lassen kann? Wie dem auch sei, ob die „lilienarmige Here" dieses Olympiers, wie manche vermuthen, ihren Gemahl überlistet hat, oder welche Einflüsse sonst über ihn mächtig geworden — freilich keine jesuitischen, denn diese Herren hätte ihn über die rechte politische Ehrlichkeit besser aufgeklärt —: die Sache der Restauration ist entschieden. Außer dem papalen Univers wagt kein Blatt den Brief in Schutz zu nehmen, selbst Figaro, der 10 Wochen lang royalistisch ging, neigt heut bereits auf die andere Seite — die Ratten verlassen das Wrack.

An diesem Figaro hat man so recht ein Beispiel des Geistes der französischen Presse, das krasseste Beispiel allerdings, aber keineswegs das einzige.

Vom Kaiserreich subventionirt war er stramm kaiserlich, von Plonplon daneben durch kleine Douceur's unterstützt verbreitete der plauderhafte Barbier namentlich gern das Lob dieses ritterlichen Prinzen. Am 4. Septbr. 1870 ward er Republikaner, später sogar lebhaft röthlich. Thiers hielt er solange die Stange, als er ihn nach dem Börsenbegriffe für „gut" hielt, am 24. Mai verließ er ganz plötzlich den „stark weichenden" Präsidenten und schmäht seitdem den „petit Adolphe" in frecher Weise. Doch war er noch ein klein wenig imperialistisch, empörte sich über die Confiscation der prinzlichen Bilder, nannte Lulu Napoleon IV, erzählte viel und ausführlich von der Kaiserin ꝛc. Eines schönen Tages nehme ich den Figaro in die Hand, um Pariser Klatsch zu lesen — das einzige Gebiet, wo Figaro Autorität ist, — wer malt meine Ueberraschung, als ich den politischen Barbier plötzlich in Ehrfurcht ersterben sehe vor Monseigneur le Comte de Paris und le Roi Henri V! Einige Tage darauf begann er eine Serie von Artikeln, welche die Prinzen von Orleans in der gemeinsten lobhudelnden Weise in den Himmel hoben. Nicht genug damit, brachte er bald darauf einen Leitartikel „Le prince Napoléon", der die niedrigsten Schimpfereien und den gemeinsten Klatsch gegen seinen einstigen Brodherren enthielt. Was wird er nun für ein Lied singen? Die Frage ist gleichbedeutend mit der nach der realen Entscheidung der Dinge, und darauf ist schwer zu antworten.

Die Vorlagen für die erste Assembleesitzung, präcisirt in dem Dilemma: Königthum oder Verlängerung der Amtsgewalt Mac Mahon's, sind festgesetzt, vielleicht festgesetzt gewesen. In allen Lagern herrscht noch große, durch den Brief angerichtete Verwirrung. Das linke Centrum, unter dessen Führung auf den Vorgang Ehren Gambetta's hin sich die gesammte Linke gestellt hat, war die erste politische Partei, die sich zu einem Beschlusse ermannte. Man faßte die Resolution: das Heil des Landes liege einzig und allein in der definitiven Republik. Wird man nun einen derartigen Antrag stellen? Kaum, denn man kann der Versammlung das Recht einer Constituante, das man ihr so lange bestritten, nicht mit einemmale zugestehen. Das rechte Centrum hatte eben eine Sitzung anberaumt, um, wie der Aufruf nicht zweifelhaft läßt, sich für die Monarchie zu erklären, als der Brief bekannt ward. Man sprach daher in der Versammlung ernst über die gegenwärtig geschaffene Lage ohne etwas zu beschließen und es ist höchst wahrscheinlich, daß diese Fraction, die schon 10 Mitglieder verloren hat, gegen den Homme-Principe sein wird. Die Imperialisten hatten sich, wie ich das schon am 24. Mai in d. Bl. vorausgesagt, den Republikanern angeschlossen und, abgesehen von Protesten und Erklärungen über das allgemeine Stimmrecht, sich bereit erklärt, am 5. November mit der Linken zu gehen. Ich unterlasse, den Leser mit Conjecturen zu ermüden. Wenn diese Zeilen erscheinen, ist die große Schlacht schon geschlagen, vielleicht zwar ist's auch diesmal noch nicht die definitive Entscheidung.

Die Lage ist immerhin so ernst, daß dem Pariser selbst der Prozeß Bazaine und der Brand des Opernhauses keine Freude macht. Ein Wort noch über den Marschall Sündenbock, den man so gern mit der ganzen Last von 1870—71 in die Wüste jagen möchte. Bazaine war wegen seines mexikanischen Feldzuges bei den Parisern nicht beliebt und wurde auch dem Kaiser, eben weil er im mexicanischen Krieg befehligt hatte, mißliebig. Ob

er nur unfähig war, ob er auch zweifelhaftes Spiel gespielt, wage ich nicht zu entscheiden, aber ebensowenig wird es das schließliche Resultat des Prozesses zeigen. Wie mir einer maßgebende Persönlichkeit versicherte, ist Freisprechung oder Verurtheilung vollständig Sache der Politik und ganz in der Hand der Regierung. Dr. A. K.

Literatur.

„Hohenzollernsche Colonisationen. Ein Beitrag zu der Geschichte des preußischen Staates und der Colonisation des östlichen Deutschlands von Dr. Max Beheim-Schwarzbach". Leipzig, Duncker u. Humblot. 1874. — Eine Gabe von höchstem Werthe für deutsche Leser! Was oft in Festreden gepriesen, in Essays skizzirt, in größeren Geschichtswerken hindeutend berührt worden, ist hier selbständig Gegenstand umfassender historischer Forschung und Darstellung: die Verdienste der brandenburg-preußischen Herrscher vom großen Kurfürsten bis auf Friedrich Wilhem III um die Colonisation ihres Landes, d. h. zugleich um die Sache religiöser und nationaler Duldung wie um die Sicherung und Erweiterung der Ostgrenzen deutscher Kultur. Die aktenmäßige Grundlage der Arbeit belegt vor allem der „statistische Theil", der auf circa 140 Seiten etwa $^1/_5$ des Ganzen ausmacht; nicht minder aber ruhen die 6 vorhergehenden Bücher der Erzählung fest auf archivalischem Unterbau, doch läßt der Verfasser es dabei nicht bewenden: auch aus literarischen Quellen, gleichzeitigen wie neueren, ja aus eigener Anschauung gewinnt er Mittel zur Schilderung der einzelnen Colonien in ihren Schicksalen, ihrer Physiognomie. Die schlichte Darstellung darf auf alles Ruhmreden verzichten: die Thatsachen selber machen Rühmens genug; auch das Mißlingen hie und da ist aufgezeigt und erklärt. In der hellsten Mitte steht auch hier Friedrich der Große; sind Vorgänger und Nachfolger gelegentlich Colonisatoren, so ist er's allezeit mit Wissen und Willen, fast mit Leidenschaft, überwiegen bei jenen die religiösen und humanen Motive, so bei ihm die des Staates und seiner Wirthschaft. Wohl steht ihm darin der Vater nahe, aber Friedrich allein hat ein System, zuerst, vorm siebenjährigen Kriege, aus Neigung, besonders für Schlesien, hernach aus Noth nur noch kühner und großartiger, zumal für Westpreußen. Unter Friedrich Wilhelm II tritt Stockung ein, aus Schuld und Schicksal; die folgende Regierung bringt nur noch Nachzügler, Princip und Conjunktur sind vorüber. Unter den Colonien selbst steht doch an Interesse obenan die französische der Réfugié's, auch an segensreicher Wirkung: überhaupt hat die zeitweilige Ueberlegenheit der Holländer, Romanen, Schwaben die nordostdeutsche Kulturarbeit gefördert und beschleunigt, unsere Fürsten haben den Westen gegen den Osten erobernd vorgeführt; man sieht wieder, wohin seit der Frontveränderung der germanischen Welt durch Karl den Großen die Stirn deutscher Geschichte gerichtet ist, schon diese Thätigkeit der früheren Hohenzollern war ein kaiserliches Geschäft. Auf das vorliegende Buch wird jede Behandlung preußischer oder moderndeutscher Historie zurückgreifen. a/T.

Ausgegeben: 7. November 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die forſtlichen Verhältniſſe in den Reichslanden.

In Elſaß-Lothringen iſt uns von Frankreich eine ſeiner waldreichſten Provinzen, wenn nicht die waldreichſte von allen, abgetreten worden. Von einem Flächenraume von in Sa. 1,450,000 Hectaren beſtehen ca. 460,573 Hectare aus Wäldern, die den gebirgigen Theil des Landes in kompakten Maſſen bedecken, im Hügellande und den ebenen Strichen aber meiſt in kleineren Flächen zerſtreut liegen. Im Privatbeſitze befinden ſich darunter

circa	109,236	Hect.
während an reinen Staatswaldungen vorhanden ſind	133,811	„
ferner an ungetheilten Waldungen, d. h. ſolchen, die dem Staate und verſchiedenen Gemeinden zuſammen gehören	17,996	„
an reinen Gemeindewaldungen	197,314	„
Inſtituten, Hospitälern, Wohlthätigkeitsanſtalten ꝛc. gehörig	2,216	„
Summa wie oben:	460,573	Hect.

Dieſe Waldungen vertheilen ſich auf die aus den früheren franzöſiſchen Departements Meurthe und Moſelle, Haut und Bas Rhin in ihrer jetzigen Geſtalt hervorgegangenen Bezirke wie folgt: Es kommen auf Lothringen (Forſtdirection Metz) excl. der politiſch zu Lothringen gehörigen aber adminiſtrativ der Forſtdirection Straßburg zugelegten Forſten im Bitſchgau

Staatswaldungen	52,285	Hect.
Ungetheilte Waldungen	154	„
Gemeinde- „	42,783	„
Inſtituten- „	**964**	„
Privat- „ circa	**46,236**	„
Sa.	**142,422**	**Hect.**

Auf das Unter-Elſaß (Forſtdirection Straßburg):

Staatswaldungen	**61,040**	**Hect.**
Ungetheilte Waldungen	**17,229**	„
Gemeinde- „	**73,882**	„
Inſtituten- „	**1,105**	„
Privat- „ circa	**20,000**	„
Sa.	**173,256**	**Hect.**

Digitized by

Auf das Ober-Elsaß (Forstdirection Colmar):

Staatswaldungen		20,485	Hect.
Ungetheilte Waldungen		613	„
Gemeinde-	„	80,650	„
Instituten-	„	147	„
Privat-	„ circa	43,000	„
	Sa.	144,895	Hect.

Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich, daß die den Gemeinden und Instituten gehörigen Waldungen (199,531 Hect.) überwiegen und demnächst die Staats- und ungetheilten Waldungen (151,806 Hect.) die größte Fläche einnehmen, während die übrigens nur annähernd anzugebende Ausdehnung der Privatwaldungen immerhin noch 109,236 Hect. beträgt.

Nach der bestehenden französischen Gesetzgebung, welche in dem code forestier vom 21. Mai 1827 und den dazu ergangenen reglementarischen Bestimmungen vom 1. August 1827 zusammengefaßt, sowie durch eine unglaubliche Menge ministerieller Erklärungen und Erlasse ergänzt und erläutert worden ist, sind die Waldungen der Privaten der Oberaufsicht des Staates nur insofern unterworfen, als ihre etwaige Rodung und Urbarmachung von der Genehmigung der Oberbehörde abhängig gemacht wird und von dieser unter gewissen Bedingungen versagt werden kann. Nach Artikel 220 des code forestier verbietet der Präfect nach Anhörung des conservateur des forêts, an dessen Stelle jetzt die Forstdirectionen getreten sind, die von dem Privatbesitzer beabsichtigte Rodung in folgenden Fällen: 1) Wenn der Wald zur Erhaltung der Erdkrume in den Gebirgen und an Gehängen dient; — 2) wenn er Abspülungen und Verwüstungen durch Bäche, Flüsse, Ströme verhindert; — 2) wenn er zur Erhaltung von Quellen und Wasserläufen nöthig ist; — 4) wenn er den Schutz der Dünen und Meeresufer gegen die Fluthen der See bewirkt; — 5) wenn er innerhalb der Grenzzone für die Landesvertheidigung gegen einen eindringenden Feind von Bedeutung ist; — und endlich 6) wenn er mit Hinsicht auf die Gesundheit der Landesbewohner von Nutzen ist. Diese Beschränkung der Disposition erscheint gewiß gerechtfertigt. Leider findet sie nur in wenigen Staaten, unseres Wissens nur in einigen Kantonen der Schweiz, Analogien.

Die Gemeinde- und Institutenwaldungen dagegen standen und stehen noch heute vollständig, nicht allein unter der Oberaufsicht, sondern unter der Verwaltung des Staats. Das Forstschutzpersonal, d. h. die Förster und Hegemeister (gardes forestiers und brigadiers forestiers) ernennt der Präfect auf Vorschlag des conservateur, die Oberförster (gardes généraux) der Minister, alle höheren Forstbeamten der Kaiser. Die Beamten ersterer Kategorie bezahlt die Gemeinde. Die Höhe des Gehaltes und der Emolumente

Digitized by Google

bestimmt endgültig der Präfect nach Anhörung der Gemeinde resp. Instituten-Verwaltung auf den Vorschlag der Forstbehörde. Alle übrigen Beamten, denen die Qualität wirklicher Staatsbeamten beiwohnt, erhalten auch ihre Einkünfte aus Staatskassen; doch leisten die waldbesitzenden Gemeinden dazu einen Beitrag, welcher dem zwanzigsten Theile ihrer Reineinnahme aus den Waldungen gleichkommt, den Betrag von 1 Frank pro Hectar aber nicht überschreiten darf.

Fast alle diese Bestimmungen sind von der deutschen Verwaltung beibehalten worden, nur sehr wenige wurden durch Gesetz abgeändert oder aufgehoben. Unter letzteren ist besonders hervorzuheben die Aufhebung des Verbotes der Ausübung der Jagd seitens der Forstbeamten, welches diese hinderte, auch Jäger zu sein und in dem edlen Waidwerke die Liebe zu ihrem Beruf zu kräftigen und zu erhalten. So gleichgültig dies dem Nichtfachmann auf den ersten Blick erscheinen mag, so wird dadurch schon der große Unterschied in der Stellung der deutschen und französischen Forstschutzbeamten angedeutet. Der französische Beamte (préposé) ist und soll nichts weiter sein, als ein Polizeibeamter, der den Wald gegen alle Eingriffe Unberechtigter zu schützen hat. Eine besondere Kenntniß des Forstwesens, d. h. der Kultur, der Erhaltung und Zugutemachung des Holzes wird nicht von ihm verlangt; es genügt vielmehr zu seiner Qualification, wenn er ausgedienter Soldat ist, ein gewisses Alter nicht überschritten hat und so viel lesen und schreiben kann, daß er ein Strafprotokoll aufzunehmen vermag. Wieviel mehr wird dagegen von unsern deutschen „gelernten Jägern" gefordert und welche verhältnißmäßig schwierigen Prüfungen haben sie zu bestehen, um unter Leitung des Oberförsters alle die praktischen Waldgeschäfte ausführen zu können, die ihnen übertragen werden! Diese Leute haben zum allergrößten Theil wirkliches Interesse zur Sache und Liebe zum Walde und man sorgt dafür, diese Liebe stets rege zu erhalten, nicht am wenigsten dadurch, daß man ihnen Theilnahme an der Jagd gestattet. Ein Forstmann, der tüchtiger Jäger ist, ist auch fast ausnahmslos ein guter Forstmann.

Auch die Stellung eines französischen garde général ist sehr verschieden von der eines deutschen Oberförsters. Auf dem letzteren ruht der Schwerpunkt der deutschen Verwaltung, die Function der höheren Beamten ist nur eine dirigirende und kontrolirende. In Frankreich fällt dem inspecteur des forêts die eigentliche Verantwortung für die Bewirthschaftung des Waldes zur Last und der garde général ist nur sein Gehülfe, etwa wie der deutsche Revierförster derjenige des Oberförsters. Außerdem hatte der französische Inspecteur einen zu großen Bezirk (12—20,000 Hect.), in welchem er die Verwaltung wohl leiten und beaufsichtigen, aber nicht selbst verantwortlich führen konnte. Die gardes généraux aber entbehrten — wenigstens in der

Digitized by Google

ersten Zeit ihres Dienstes — absolut der praktischen Vorkenntnisse. Ohne einen Lehrkursus im Walde durchgemacht zu haben, besuchten und besuchen sie auch jetzt noch nur die Akademie zu Nancy, um nach einem theoretischen Examen sofort zu Oberförstern ernannt zu werden. Schon der deutsche Forstcandidat steht somit auf einer höheren Stufe der Ausbildung als der französische garde général.

Diese Unterschiede sind aber auch in der ganzen Bewirthschaftungsweise der Wälder Frankreichs und Deutschlands begründet. Wenn die Franzosen es selbst eingestehen und betonen, daß die Deutschen ihre Lehrer und Vorbilder in der Forstwissenschaft gewesen, und ihnen noch heute ziemlich weit darin voraus seien, wie in dem Lehrbuche des Herrn Nanquette, jetzigen Directors der französischen Forstschule zu Nancy*) zu lesen ist, — so muß bei der bekannten Eigenliebe unserer verehrten Nachbarn die Sache wirklich wahr und immerhin ziemlich auffallend sein. Freilich wird, und nicht mit Unrecht, hervorgehoben, daß der erste Anstoß zur regelmäßigen Bewirthschaftung der Wälder von Frankreich ausgegangen ist, und schon im 17. Jahrhundert unter Ludwig XIV. Anweisungen über Schlageintheilung ꝛc. (aménagement a tir et air) erlassen worden sind, welche im Jahre 1721 von dem berühmten Réaumur und 1740 resp. 1760 von Duhamel und Buffon in wissenschaftlicher Weise weiter ausgebaut wurden. Der Waldreichthum und die damals auf weiten Landstrecken geringere Dichtigkeit der Bevölkerung Deutschlands ließen uns erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Nothwendigkeit klar werden, für die Erhaltung und Nachzucht der Forsten zu sorgen. Von da an stand aber auch bei uns die Wissenschaft nicht still, sondern eilte, zu Anfang dieses Jahrhunderts sogar mit Riesenschritten, immer höherer Vervollkommnung entgegen. Hartig und nach ihm Cotta erwarben sich damals die größten Verdienste durch Einführung und Entwicklung eines Systems, das noch heute — wenn auch vielfach verbessert und vereinfacht — die Grundlage der Forsteinrichtung und -abschätzung in den meisten deutschen Staaten bildet. Einzig aber bis zu dieser Grundlage sind die Franzosen uns gefolgt, um unter Ignorirung der späteren, sehr wesentlichen Verbesserungen, nach der Form, weniger nach dem Geiste, derselben ein System zurecht zu legen, welches in das Forstgesetz übernommen auf alle Forsten im ganzen großen Lande Anwendung zu finden hat und im reinen Schematismus das Erstaunlichste leistet. Was aber noch schlimmer ist, als die Aufstellung dieser oft nur zu pedantischen Vorschriften, welche u. a. genau die Zahl der Bäume bestimmen, die bei dem Abtriebe eines Schlages

*) Cours d'Aménagement des forêts par Henry Nanquette, précédé d'une notice historique sur l'art des aménagements par M. Parade, Nancy 1860.

ed by Google

auf jeden Hectar übergehalten und conservirt werden müssen, um erst bei einem späteren Hiebe zur Abnutzung zu kommen, das ist der Umstand, daß sie auch stricte befolgt werden, und daß jede Abweichung davon, welche die Natur eines Waldes oder Bestandes in vielen Fällen gebieterisch erheischt, erst an höchster Stelle zu genehmigen ist.

Hieraus geht hervor, daß die Bewirthschaftung der Wälder seitens der Franzosen derjenigen Eigenschaft entbehrt, die man diesem Volke sonst wohl ganz besonders nachrühmen hört, wir meinen: der Genialität. Dagegen muß man allerdings einräumen, daß sie in Bezug auf die Staats- und Gemeindewaldungen in keiner Weise unpfleglich und unwirthschaftlich zu Werke gegangen sind, daß sie im Gegentheil fast durchweg für eine angemessene Reserve, den Zehrpfennig in der Noth, gesorgt haben. Doch ist auch hierbei ein kleines „Aber" zu erwähnen. In den allermeisten Fällen geschieht in Frankreich der Abtrieb des Holzes und die erforderliche ganze oder theilweise Wiederkultur der Schläge nicht, wie bei uns, unmittelbar durch die Forstbeamten, welche, wie wir sahen, dazu auch in nur geringem Maße befähigt wären, sondern in der Weise, daß der ganze Schlag stehend (sur pied) auf dem Wege der Licitation einem Käufer übergeben wird, der nicht allein das durch die Forstbeamten bezeichnete Holz zu fällen und auf eigne Kosten und Gefahr aus dem Walde zu entfernen hat, sondern dem es auch zur Bedingung gemacht wird, eine gewisse Anzahl junger Pflanzen zu beschaffen und einzusetzen. Daß diese Operation von dem Holzhändler, der natürlich nur Geld verdienen will, nicht mit der unumgänglich nöthigen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gemacht wird, liegt auf der Hand. Fehlt nun noch die genügende Aufsicht und Energie seitens der Forstbeamten, so werden die Bestände mit der Zeit lückig, oder es verschwinden wenigstens die edleren Holzarten immer mehr, um werthloserem Weichholz und Gestrüpp Platz zu machen. Dies geschilderte Verfahren ist durch die deutsche Verwaltung in den Staatswaldungen durchgängig, in den Gemeindewaldungen größtentheils bereits abgestellt worden, zumal es nicht schwer halten konnte, die Vertreter der Gemeinden von den Vortheilen der deutschen Methode, des Holzverkaufs nach dem Einschlage durch die Verwaltung, und der Wiederkultur des Schlages unter Anleitung tüchtig geschulter Beamten, zu überzeugen.

Im übrigen ist von Seiten der früheren Wirthschafter auch insofern gut, wenigstens für die Waldungen des Elsasses, gesorgt worden, als die Vermessung, Kartirung, Eintheilung und Begrenzung in den Staatswaldungen durchweg, in den übrigen Waldungen größtentheils, nicht allein durchgeführt, sondern man möchte sagen, mit einer gewissen Eleganz gemacht worden ist. Die Karten sind überall schön, und was die Hauptsache ist, richtig gezeichnet, in den gebirgigen Gegenden mit ziemlich genauen Horizontalen versehen.

Digitized by Google

Die Grenz- und Diſtriktſteine ſind aus ſchönem Material und mit einer gewiſſen Zierlichkeit gefertigt, und was noch weſentlicher iſt: für die Wege und Straßen iſt, in richtiger Erkenntniß ihres Werthes für einen günſtigen Holzabſatz ꝛc., in jedem, auch dem verborgenſten Winkel des Landes außerordentlich viel, ja — was z. B. die Brücken betrifft — in faſt luxuriöſer Weiſe gethan worden. Jeder Kommunications-, ſogar faſt jeder Holzabfuhrweg in der Ebene wie im Gebirge iſt macadamiſirt, die Seite nach dem Thal hin mit einer ſteinernen Bruſtwehr oder mit einem beraſten Walle geſchützt und das Niveau meiſt vorzüglich ausgeglichen. In Bezug auf die Forſten in dem Hügellande Lothringens läßt ſich leider eine gleiche lobende Anerkennung nicht ausſprechen. Weder die Begrenzung noch die Vermeſſung, Kartirung und Eintheilung der Waldungen iſt hier überall durchgeführt, es iſt auch im allgemeinen nur wenig für die Wege und Straßen, namentlich die in den Forſten geſchehen, was ſich durch erheblich niedrigere Holzpreiſe und mangelhaften Holzabſatz nur zu empfindlich rächt.

Von eigenthümlicher Beſchaffenheit ſind die ſogenannten „Schlittwege" in den Vogeſen, welche ſich in den höheren Gebirgslagen finden, und dazu dienen, das eingeſchlagene Holz in die Thäler auf die in der Nähe fahrbarer Straßen angebrachten Holzlagerplätze zu ſchaffen. Die erſte Anlage eines ſolchen Schlittweges iſt höchſt ſchwierig und ſetzt ein gutes Nivellement mit nicht zu bedeutendem, aber auch nicht zu geringem Gefälle voraus. Ihre Breite beträgt etwa 1 Meter. In einer Entfernung von 25—33 Centim. werden ſchwache, grob behauene Schwellen gelegt und mit Pflöcken befeſtigt, über welche der lange und ſchmale Schlitten, mit zu Handhaben verlängerten Kufen, durch einen Menſchen dirigirt, mit ſeiner Laſt von 3—4 Raummeter Brennholz pp. hinabgleitet. Da eine gewiſſe Reibung vorhanden ſein muß, läßt ſich das „Schlitten" nur im Sommer und bei trockenem Wetter bewirken. Dieſe Schlittwege und die einfachen Holzabfuhrwege werden gebaut und in Stand erhalten durch eine ganz beſondere Klaſſe von Beamten, die als eine anerkennenswerthe Eigenthümlichkeit der franzöſiſchen Verwaltung von deutſcher Seite meiſtens beibehalten worden ſind.

Die Forſtwegeaufſeher (cantonniers forestiers) werden in gewiſſer Beziehung zu den Forſtbeamten gerechnet und ſind der Forſtbehörde unterſtellt. Ihre Pflicht iſt es, Tag aus Tag ein die ihnen überwieſenen Straßen zu kontroliren, kleine Aufſchüttungen in entſtandenen Löchern ſelbſt auszuführen, das Waſſer rechtzeitig abzulaſſen, und von größeren Beſchädigungen ſofort Anzeige zu machen. Daß durch derartiges rechtzeitiges Eingreifen oft größerem Uebel vorgebeugt wird, welches ſpäter nur mit bedeutenden Koſten zu beſeitigen wäre, liegt auf der Hand. — Außer den genannten Beamten gehörten früher auch noch die Forſtgeometer (arpenteurs forestiers) zu den Forſtbeamten.

Digitized by Google

Die Beſoldung des Forſtperſonals ſämmtlicher Grade war zu franzöſiſchen Zeiten durchaus unzulänglich, wo nicht dürftig. Ohne eigenes Vermögen konnte Niemand eine höhere Stelle annehmen, und die unteren Beamten mußten geradezu hungern, wenn ſie ehrlich bleiben wollten und es nicht verſtanden durch allerlei, mehr oder weniger unerlaubte Mittel ihre Einkünfte zu vergrößern. Die Mehrzahl der Förſterſtellen war mit nicht mehr als 600 Frcs. jährlich dotirt, manche erreichten dieſe Summe noch nicht. Dazu kam allerdings in vielen Fällen freie Wohnung, der Genuß einigen Dienſtlandes und freien Holzes. Die Gemeindeforſtbeamten freilich mußten ſich ſchon die Zufriedenheit der Ortsbehörden zu verdienen und zu erhalten wiſſen, wenn ihnen die Nebeneinkünfte regelmäßig jährlich weiter bewilligt werden ſollten, und hatten daher bei Pfändung, reſpective Anzeige eines defraudirenden Mitgliedes des Gemeinderaths ſehr vorſichtig zu Werke zu gehen, um ſich nicht der Gefahr auszuſetzen, im nächſten Jahre dieſe Nebeneinkünfte zu verlieren. Dieſen ſehr offen liegenden Mißſtänden abzuhelfen, die bis zur Immoralität führen konnten und mußten, war die deutſche Verwaltung von vorn herein bemüht; und ſie hat vorläufig im Elſaß — in Lothringen hofft man demnächſt, eventuell mit Hilfe der Kreistage, ebenfalls dahin zu gelangen — wenn auch in einzelnen Fällen nur nach mehr oder minder hartnäckigen Kämpfen mit den betheiligten Gemeindebehörden, zu erreichen gewußt, daß das Gehalt der unteren Forſtbeamten ganz weſentlich erhöht, und ihre Nebeneinkünfte ein für allemal feſtgeſtellt wurden. Dieſer Umſtand, verbunden mit freundlich nachſichtiger Behandlung ſeitens ihrer neuen Vorgeſetzten, hat die in ganz überwiegendem Maße der Elſaß-Lothringenſchen Nationalität angehörenden Forſtſchutzbeamten zu entſchiedenen Anhängern der neuen Ordnung der Dinge gemacht; gern tragen ſie die überall, auch für die Gemeindeforſten, eingeführte kleidſame deutſche Walduniform, und beſtreben ſich ernſtlich den an ſie geſtellten höheren Anforderungen Genüge zu leiſten. Aber auch im Publikum und, was das meiſte ſagen will, ſogar im Schoße der Gemeinden ſelbſt, an deren Säckel jetzt viel erheblichere Anforderungen geſtellt werden als früher, hat ſich die neue Forſtverwaltung Anerkennung zu verſchaffen und zu erzwingen gewußt. Den größeren Ausgaben ſtehen ſehr viel größere Einnahmen gegenüber, ohne daß die Wälder mehr als zuläſſig ausgebeutet würden; den irgend erfüllbaren Wünſchen der Einwohnerſchaft wird jede mögliche Rechnung getragen, der Geſchäftsgang iſt gegen früher außerordentlich vereinfacht, und den Gemeinden in manchen nebenſächlichen Dingen größere Freiheit der Bewegung gelaſſen worden. Es kann hiernach die Oberleitung ſowie ſämmtliche Organe der deutſchen Forſtverwaltung mit Genugthuung erfüllen, wenn ſie auf ihre mit Erfolg gekrönten Beſtrebungen zurückblicken, welche ſich oftmals die, wenn

Digitized by Google

auch widerwillige Anerkennung ſelbſt eingefleiſchter Franzoſenfreunde und Gegner alles Deutſchen erworben haben.

Die Elſaß-Lothringenſchen Waldungen ſind es aber auch wohl werth, daß man ihnen alle mögliche Aufmerkſamkeit und Liebe zuwendet. Alle im übrigen Deutſchland vorkommenden Waldbäume ſind in ihnen, oft in außerordentlicher Schönheit und Vollkommenheit, vertreten, einer darunter, die echte Kaſtanie (Castanea vesca, nicht Aesculus hippocastanum) erſcheint einzig und allein im Elſaß von ſo üppigem Wuchſe, und in ſolchen, ganze große Beſtände bildenden Mengen.

Die Wälder in Lothringen, incluſive des Bitſchgaus, ſind über das ganze Areal des Landes verbreitet. Im Oſten, beſonders in der ehemaligen Grafſchaft Dachsburg bei Alberſchweiler und St. Quirin, bedecken Maſſenreviere, vorzugsweiſe auf bunten Sandſtein und Vogeſenſandſtein ſtockend, eine Fläche von ca. 45,000 Hect., davon gehören dem Bitſchgau 26,000, der Reſt, in der Grafſchaft Dachsburg, in großen Komplexen dem Gebirgslande der nördlichen Vogeſen an. Die Wälder des Bitſchgau's beſtehen aus Eichen und Buchen, die übrigen aus Tannen, ſie werden ſämmtlich im Hochwaldbetriebe bewirthſchaftet. Nach Weſten vorſchreitend finden wir die Waldungen in zahlreichen Parzellen von verſchiedenſter Größe zerſtreut. Nur hin und wieder treten zuſammenhängende Flächen von 3—400 Hectaren Größe auf. Je mehr man ſich dem fruchtbaren Alluvialboden des Moſelthals nähert, deſto mehr ſchwindet der Wald, deſto ſeltener werden die relativ mageren Bodenſtellen, welche von ihm noch eingenommen werden. Das linke Moſelufer iſt nur in kleinen Parzellen in ſeinen ſchrofferen Einhängen und auf dem Plateaurande bewaldet. Die nach der franzöſiſchen Grenze zu liegenden Hochflächen ſind nahezu waldleer, und nur nordweſtlich von Metz, bei den großen Hüttenwerken in Moyeuvre, iſt noch ein ziemlich großer Komplex von Staats-, Gemeinde und Privatwald anzuführen.

Die Geſtaltung des Bodens von Deutſchlothringen iſt ziemlich mannichfaltig. Im Oſten die Grenze vom Elſaß her überſchreitend kommen wir vom Gebirgslande des Bitſchgaues und der Grafſchaft Dachsburg, von Bergen, die bis zu 600 Meter Höhe anſteigen, hinab auf welligem Terrain in die Thalmulde der Saar, die, häufig tief einſchneidend — eine ſehr alte Scheide zwiſchen Land und Leuten, zwiſchen verſchiedenen Sitten- und Kulturzuſtänden — heut von der Quelle bis zu ihrer Vereinigung mit der Moſel ein deutſcher Fluß iſt. Weiter nach Weſten bleibt das Terrain hügelig bis etwa nach Homburg und geſtaltet ſich von dort nach Süden zu faſt zur Ebene, in der ſich zahlreiche Teiche von verſchiedener Größe in den Mulden bildeten. Von dem Nied- und Seille-Thal aus findet ſodann wieder eine Anſteigung bis zum rechten Moſelufer ſtatt, zu welchem es dann wieder jäh abfällt. Das

Digitized by Goo

linke Moſelufer ſteigt ſteiler und höher hinauf, um in ein Hochplateau überzugehen, das ſich bis an die Argonnen erſtreckt. Die geognoſtiſchen Verhältniſſe ſind ſehr einfacher Natur. Die zu den Vogeſen gehörigen Theile des Bezirks beſtehen aus buntem und Vogeſen-Sandſtein, welcher überall vom Muſchelkalk umſäumt wird. Das Hügelland des Nied- und Seille-Gebietes ſteht auf Keuper, der in den Mulden vom Schwemmboden überlagert wird. Die beiden Moſelufer gehören den Liasgebilden an. Die ärmſten Bodenarten bildet der Sandſtein, beſonders der bunte, ſowie der Muſchelkalk, während der Keuper- und Liasboden eine außerordentlich fruchtbare, tiefgründige Ackerkrume erzeugten. Auf erſterem giebt es Landſtrecken, die jährlich Oelfrüchte, Weizen und Gemüſe tragen, und doch nur alle 15 Jahre einmal gedüngt werden.

Auf allen vorgenannten Bodenarten ſteht Wald, nimmt jedoch mit ſeltenen Ausnahmen nur ihre ſchlechteſten Stellen ein, wie auch in nationalökonomiſcher Beziehung nur recht und billig iſt. Mit ſehr geringen Ausnahmen werden dieſe Waldungen im Mittelwaldbetriebe bewirthſchaftet. Die herrſchenden Holzarten im Oberholz ſind Eiche und Buche, häufig mit Eſche, Ulme, Ahorn und andern Laubhölzern gemiſcht. Das Unterholz wird größtentheils aus Hainbuchen, Buchen, Eichen, Birken, Haſeln, Espen und Dornen gebildet. Auf beſſeren Bodenklaſſen treten noch Feld- und Bergahorn dazu. Leider ſind unſere Vorgänger in der Verwaltung, die Franzoſen, nicht in den Geiſt der Mittelwaldwirthſchaft eingedrungen, welche ſo recht das Feld freier Wirthſchaft iſt. Eine intelligente Führung der Axt, rechtzeitige und richtige Kulturen werden faſt überall vermißt, ebenſo wie gegen die principielle Führung des Hiebes, die zweckmäßige Auswahl der Oberſtänder, rechtzeitige und gut gewählte Recrutirung der Beſtockung und die rationelle Ausführung der Durchreiſerungen vielfach arge Verſtöße zu erkennen ſind. In dem leidigen Schematismus und in den Paragrafen des code forestier iſt eben der Geiſt untergegangen, um dem Buchſtaben Geltung zu verſchaffen. Das Wort eines Altmeiſters deutſcher Forſtwirthſchaft: „Fragt nur die Bäume, wie ſie erzogen ſein wollen, ſie werden euch beſſer darüber belehren als die Bücher es thun", iſt ihnen nicht bekannt, oder nicht verſtändlich geworden.

Wenn trotzdem in Lothringen noch Wälder übrig geblieben ſind und zum Theil ſelbſt noch ſchöne, an denen auch das Auge des gebildeten Fachmannes ſich erfreut, ſo iſt dies hauptſächlich dem Boden und Klima zu verdanken; der fehlerhafte Betrieb, die reine Geldwirthſchaft, dazu die politiſchen Ereigniſſe hätten auf Standortsverhältniſſen, wie z. B. die Mark, die Eifel und ſelbſt Harz- und Rieſengebirge ſie bieten, zu baldigem gänzlichen Ruine der Wälder führen müſſen. Hoffentlich wird es den deutſchen Forſtleuten, die zum Werke des Wiederaufbaues und der Erhaltung der reichsländiſchen

Forsten berufen sind, gelingen, dem drohenden Verderben Einhalt zu thun, so daß den späteren Generationen wiederum tadellose Waldungen erzogen werden, und die deutsche Forstwirthschaft auch in den Grenzmarken des Vaterlandes ihren alten Ruf bewahre und vermehre!

Weitaus interessanter sind die Waldungen des Elsasses, vornehmlich die des Gebirgstheiles der eigentlichen Vogesen. Das Elsaß enthält fast alle nur denkbaren Bodenqualitäten, von dem leichten Sand- und fest zusammengeschwemmten Kiesboden in jeder Mengung aufwärts bis zu der tiefgründigen, schwarzen Ackererde und den aus reichen mineralischen Bestandtheilen gebildeten, am Fuße oder in den Thälern der Gebirge vorkommenden, fruchtbaren, durch immer neue Ablagerungen stetig aufgefrischten und deshalb fast unerschöpflichen Erdarten. Der besseren Sorten, in der Ebene wie in den Vorbergen, hat sich natürlich der Acker- und Weinbau bemächtigt, und so wird der Wald hierselbst mehr als irgend wo anders auf den absoluten Waldboden zurückgedrängt. Von einem milden und günstigen Klima unterstützt, reich an fließenden Wassern und atmosphärischen Niederschlägen, gedeihen Gartenfrüchte jeder Art in vorzüglicher Weise in diesem Lande, namentlich in der Umgegend von Colmar — dem elsässischen Erfurt, — ferner Mais, Taback u. s. w., und vorzüglich die Rebe. Letztere macht noch von Tag zu Tage dem Walde vordringend Konkurrenz, und schiebt ihn in immer höhere und rauhere Gebirgslagen zurück, wodurch freilich der landschaftlichen Schönheit der Gegend viel Abbruch geschieht, wenngleich sonst die sich vollziehende Wandlung in jeder Beziehung berechtigt und zu loben ist.

Die Wälder der Elsässer Ebene bieten ganz besondere Merkwürdigkeiten nicht dar. Selbstverständlich hier vor allem nehmen sie die geringeren Bodenklassen ein, und bilden, vornehmlich an zwei Stellen, sehr große zusammenhängende Waldcomplexe. Im Nieder-Elsaß zieht der große (14,750 Hectare) Hagenauer Wald vorzüglich die Blicke auf sich. Er besteht der Hauptmasse nach aus Kiefern, die auf dem meist frischen und mit Lehmtheilen gemengten Sandboden einen schönen, stellenweise vorzüglichen Wuchs zeigen und den Eigenthümern sehr bedeutenden Gewinn abwerfen. Eigenthümer sind der Staat und die Stadt Hagenau zu gleichen Theilen, so jedoch, daß die Ausgaben für den Forstschutz, also die Besoldung der Beamten, ferner für Forstculturen ꝛc., allein von der der Stadt Hagenau zufallenden Hälfte des Ertrages in Abzug gebracht werden. Aus diesem Walde sind zwei kaiserliche Oberförstereien (Hagenau West- und Ost-) gebildet worden, jede von hinlänglicher Größe, um die volle Kraft eines tüchtigen Revierverwalters in Anspruch zu nehmen. Im vorigen Jahre mußte leider die bedeutende, meist schön und voll bestandene Fläche von 600 Hectaren von dem Walde abgenommen und der Militär-Verwaltung des Reiches behufs Anlage eines

Artillerie-Schießplatzes ausgeliefert werden. Dem Forstmanne war dies natürlich nicht weniger schmerzlich, wenn auch eine dem vollen Werthe des abgetretenen Grundstücks gleichkommende Geldentschädigung an die Landes-, respective Stadtkasse dafür gezahlt werden mußte. Die frühere Bewirthschaftung dieses großen und schönen Waldes durch die französischen Beamten ist im allgemeinen ordentlich und auf die Wiederkultur bedacht gewesen. Freilich wurde auch hier, wie fast überall und namentlich auch in den größeren geschlossenen Waldcomplexen der Gebirge, bei dem Anhiebe der an und für sich haubaren Bestände in vielen Fällen zu wenig Rücksicht auf die herrschende Windrichtung genommen. Der vorsichtige Forstmann legt seine Schläge dieser Windrichtung entgegen, d. h., wenn erfahrungsmäßig die heftigsten und anhaltendsten Stürme aus Südwesten her eintreten, beginnt er den Abtrieb des geschlossenen, haubaren Forstortes — ganz besonders, wenn es sich um schlankes, dichtes Nadelholz handelt, — von Nordosten her, um den Stürmen nicht Gelegenheit zu geben, in die durch vorzeitige Wegnahme der fester eingewurzelten Randbäume geöffneten und bloßgelegten Bestände einzudringen und Schaden zu thun. Die Versäumniß dieser Regel hat die französischen Forsten schwer geschädigt und übt noch immer verderbliche Nachwirkungen aus. Enorme Windbrüche und Windfälle, auch in manchen erst in späterer Zeit zum Hiebe bestimmten Orten, legen Zeugniß ab von der fehlerhaften Behandlung seitens des Forstmannes und führen, nebst großen Störungen in der ganzen späteren Bewirthschaftung, auch augenblicklich enorme Geldverluste herbei. So legte ein außerordentlich heftiger Sturm im December 1870 allein im Hagenauer Walde eine unglaubliche Menge älterer und jüngerer Stämme um, deren Aufarbeitung und Zugutemachung die erste Arbeit der deutschen Forstbeamten war. Fast eine Million stores Kiefernholz, also viel über 250,000 Klafter, allein aus Windbrüchen gelangten in den darauf folgenden Jahren zur Aufarbeitung, und es war noch ein Glück zu nennen, daß zu jener Zeit hinlängliche Arbeitskräfte zu Gebote standen, um die Größe der Aufgabe zu bewältigen und noch erheblichere Geldverluste abzuwenden.

Ein ganz verschiedenes Bild zeigt der über 14,000 Hectare große Waldcomplex des Ober-Elsasses der sogenannte Hartwald, der sich in einem verhältnißmäßig schmalen Streifen von der Gegend von Ensisheim bis fast nach Basel hin ausdehnt, und dem sich, durch größere oder kleinere Ackerstücke mit kümmerlichem Hafer oder Roggen oder Wiesenstreifen mit saurem Grase unterbrochen, eine große Menge anderer Waldparzellen anschließen, Kommunen oder Privaten gehörig. Das Stück oberelsässischen Landes, welches zwischen Rhein und Ill und darüber hinaus bis zur Eisenbahn gelegen ist, zeichnet sich durch traurige Boden- und Feuchtigkeitsverhältnisse vor jedem Striche im ganzen Reichslande

Digitized by Google

aus und wird darin vielleicht nur übertroffen von dem zwiſchen Sennheim und Thanngelegenen ſogenannten „Ochſenfelde", welches letztere bisher als völlig ertraglos galt. Hier findet man auch die ärmſten Dörfer und Ortſchaften, die weit auseinander liegen und eine ungebildete, wenn nicht verwahrloſte Bevölkerung enthalten. Der Boden beſteht bis in die tiefſte Tiefe aus zuſammengeſchwemmten und feſt an einander gekitteten Kieſeln von der Größe einer Haſelnuß bis zu der einer Melone. Auch der tiefſte Brunnen hat die Mächtigkeit dieſer jedes organiſche Leben abſolut ausſchließenden Schicht nicht durchdringen können, und nur lange Jahre mühevollſter Arbeit oder das während mancher Dezennien ungeſtörte Walten der Natur vermochte an der Oberfläche einige Verwitterung zu erzeugen; ſo entſtand, unterſtützt durch die ſpärlichen Verweſungsproducte der ſich allmählich bildenden wilden Pflanzenwelt, eine ſchwache Bodendecke, welcher die Samen von Kulturpflanzen anvertraut werden konnten. Der abſolut undurchlaſſende Boden verhindert das Eindringen der atmoſphäriſchen Feuchtigkeit, läßt jedoch nach jedem ſtärkeren Regen in den kleineren Einſenkungen Waſſerpfützen entſtehen, die nach und nach verdunſten und die häufigen Nebel hervorrufen, welche der Geſundheit der Menſchen ſo unzuträglich ſind, andrerſeits aber einen Hauptfactor für das ſonſt unmögliche Gedeihen eines Pflanzenwuchſes bilden. Die Erziehung des Waldes iſt hier eine höchſt ſchwierige und undankbare Arbeit; ſchon ſeine Erhaltung erfordert außerordentliche Anſtrengungen, Geduld und unverhältnißmäßige Koſten.

Es kann ſonach der franzöſiſchen Verwaltung kein ernſthafter Vorwurf daraus gemacht werden, daß der Zuſtand des Hartwaldes im Großen und Ganzen kein ſolcher iſt, an welchem der Forſtmann oder Freund der Natur ſich erfreuen könnte, zumal die mangelnde Aufſicht und die Zügelloſigkeit der angrenzenden Bevölkerung während des letzten Krieges ſo manche Beſtände deſſelben in trauriger, faſt unwiederbringlicher Weiſe beſchädigt, ja geradezu verheert hat. Die herrſchende Holzart dieſes Waldes, ſowie aller übrigen in dieſem ganzen Landſtriche, beſteht aus der Hain- oder Weißbuche, die als Schlagholz bewirthſchaftet, nach dem franzöſiſchen Wirthſchaftsplane (viel zu hoch) alle 35—40 Jahre zum Abtriebe kommt und deren Verjüngung durch Ausſchlag aus dem Stock oder der Wurzel erwartet wird. Die nicht immer regelmäßig durchgeführte oder nicht immer gelungene Nachpflanzung zur Erſetzung alter, abſterbender Stöcke hat dazwiſchen eine Menge von Dornen, Faulbaum und Geſtrüpp aller Art emporwachſen laſſen, deſſen Grün zwar den Laien täuſchen kann, dem Forſtmann aber, des geringen Werthes wegen, Bedauern entlockt. Die unendliche Einförmigkeit dieſer höchſtens 8—10 Meter hohen Beſtände wird unterbrochen durch eine Anzahl einzeln ſtehender alter Eichen, welche indeſſen, kaum noch einmal ſo hoch als der ſie um-

gebende Bestand, durch ihren kümmerlichen Wuchs, die Masse trockener Aeste in ihrem Wipfel und die Laubarmuth fast unser Mitleid erwecken und die Axt herbeiwünschen lassen, die ihrem Scheindasein ein Ende macht, ehe die Fäulniß bis in den ganzen Stamm dringt und jeden Gebrauchswerth des Holzes vernichtet. Unaufgeklärt ist bisher noch geblieben, wie bei der geschilderten Lage der Dinge die Franzosen auf den Gedanken kommen konnten, von der Schlagwirthschaft abzugehen und Baumholz zu erziehen, indem sie dazu einige scheinbar besser gedeihende Ausschläge aus Hainbuchenstöcken zu benutzen gedachten! Diesen Eingriff in die Gesetze der Natur, die sich nun und nimmer meistern läßt, abzustellen, hat die neue Verwaltung sich von Haus aus angelegen sein lassen.

Von Basel ab, in seinem ganzen Laufe zwischen dem Elsaß und Baden, theilt sich der Rhein in unendlich viele Nebenarme und breitere oder schmalere Wasserläufe, welche eine große Menge kleiner Inseln bilden. Bei hohem Wasserstande ist der größte Theil dieser Inseln mit Wasser bedeckt, und nur die höchsten Punkte derselben werden selten oder nie überfluthet. Es ist daher hier, wie auf dem ganzen niedrig gelegenen linken Uferrande bis zum hohen künstlichen Deich, eine landwirthschaftliche Nutzung ausgeschlossen oder unsicher, da auch das üppig wuchernde Gras — meist übrigens schilfartiger Natur und mehr als Streumaterial zu verwenden — durch plötzlich eintretendes Hochwasser oft genug verschlammt oder versandet wird. Dieses ganze Terrain ist aber im Sommer ein einziges dichtes grünes Blättermeer, welches dem Fuße des Menschen vielfach gradezu unübersteigliche Hindernisse entgegensetzt. Heute noch bilden Weiden, verschiedener Arten, den Hauptbestand der hier noch vorhandenen Schlagholzwaldungen; auf den besseren Bodenstellen vermischt mit Rüstern, Erlen, selbst Ahornen und Eichen. Vorzüglich aber haben sich Dornen mannichfaltiger Gattung hierselbst angesiedelt, und beeinträchtigen die nutzbringenderen Holzarten von Jahr zu Jahr immer mehr, sodaß sie, in nicht allzu ferner Zeit, wenn die helfende und wehrende Hand des Menschen nicht dazwischen fährt, das Feld allein behaupten oder mit einer Anzahl untergeordneterer Straucharten, wie Liguster, Faulbaum, Hartriegel, Pfaffenhütchen und dergl. theilen werden. Am Boden wuchert dichtes Brombeergestrüpp, und auf ganzen Strecken umschlingen wilder Hopfen und andere kletternde und rankende Gewächse, in annähernd tropischer Weise, die festeren Stämme und Büsche, von dem einen zum anderen hinüberlaufend und sich beinahe zu Hecken vereinigend. Wer dort einmal eine Jagd auf wilde Schweine oder Fasanen mitgemacht hat und zerfetzt an Kleidern, Gesicht und Händen, mit oder ohne Ausbeute zurückkehrte, weiß, daß unsere Schilderung in keiner Weise übertrieben ist.

In diesen eigenthümlichen Waldungen hat die Forstverwaltung, wenn

Digitized by Google

auch nicht nach dem Gesetze, so doch nach dem factischen Gebrauch, so ziemlich ihre Rechte eingebüßt und die Rheinbauverwaltung ist an ihre Stelle getreten. Der code forestier bestimmt, daß in nachgewiesenen dringenden Fällen der Präfect die Lieferung des zu Eindeichungen und Befestigungen der Ufer erforderlichen Materials an Faschinen ꝛc., bis zu 5 Kilometer vom Rheine entfernt, in erster Linie von den Staatswaldungen verlangen kann. Reichen diese dazu nicht aus, so werden die Waldungen der Gemeinden und öffentlichen Anstalten zur Ausbeutung herangezogen; schließlich endlich diejenigen der Privaten. Gemeinden wie Private haben sich in der Regel dieses Verfahren nicht ungern gefallen lassen, da sie selbstverständlich recht ausreichend für das abgegebene Material entschädigt wurden; diese hatten auch selten oder nie etwas dagegen einzuwenden, daß die Rheinbauverwaltung recht oft in einen und denselben Bestand wieder zurückkam und ihn in jedem vierten, ja mitunter sogar schon im dritten Jahre wieder zum Abtrieb brachte! Da jedoch durch die allzu häufige Ausnutzung nicht allein die Ausschlagsfähigkeit der Stöcke leidet, sondern auch von Abtrieb zu Abtrieb stets weniger Material und minder brauchbares zuwächst, so wird die deutsche Forstverwaltung für Beseitigung des eingerissenen Mißbrauchs Sorge tragen und einen regelmäßigen Wirthschaftsplan auch für diese wichtigen Waldungen entwerfen. Daß einmal im Falle dringender Noth von diesem abgewichen werden kann, und — beispielsweise bei einem Dammbruche — abgewichen werden muß, versteht sich von selbst und mehr wollte offenbar das Gesetz auch nicht anordnen.

Wir kommen nun, und — warum sollten wir es leugnen? — mit einem gewissen Behagen zu den Gebirgswaldungen des Elsasses, zu dem eigentlichen Wasgau. Auch hier ist freilich manches nicht so, wie es sein sollte und könnte, wie es beispielsweise unser rechtsrheinisches Nachbarland an seinem in so vieler Beziehung den Vogesen ähnlichen Schwarzwalde aufweist. Nur die höchsten Kuppen unserer Berge steigen über eine Höhe von 1400 Meter hinaus, das ganze Gebirge wäre daher — nach Klima und Breite — wohl geeignet, bis in die Spitzen hinauf Holz zu tragen. Daß die Bewaldung, und leider grade in den höhern Lagen, nicht so vollständig ist, wie sie nach Ausweis uralter vorhandener Stubben und Wurzeln es einst gewesen, daran tragen die Hauptschuld die politischen Schicksale Frankreichs im letzten Jahrhundert, verbunden mit einem gewissen Starrsinn der Bevölkerung, der die factischen Verhältnisse und den eignen Vortheil nur zu oft verkennt. Zwischen den Verwaltungsbehörden und den waldbesitzenden Gemeinden besteht ein uralter, auf beiden Seiten mit größter Hartnäckigkeit geführter Kampf wegen der Erhaltung, resp. Urbarmachung des Waldes. Mit ängstlicher Sorgfalt wacht man in beiden Lagern über Aufrechthaltung

Digitized by Google

der Grenzen zwiſchen dem eigentlichen, der Forſtverwaltung unterſtellten Forſtgrunde und dem Weideterrain, von welchem die Gemeinden niemals genug zu haben glauben, um die paar Kühe, die jede Haushaltung beſitzt, und was ihnen faſt noch von größerer Bedeutung erſcheint, die eine oder zwei Ziegen zu ernähren, wie ſolche auch in der ärmſten Hütte zu finden. Das Weideland iſt gegen den, derſelben Eigenthümerin gehörigen, Wald durch Gräben und in vielen Fällen durch trockene Mauern von Feldſteinen abgegrenzt und mit Markſteinen verſehen. Eine Ueberſchreitung der ſo gebildeten und an höchſter Stelle genehmigten Grenzen iſt faſt undenkbar, wenigſtens ſeitens der Forſtverwaltung, da die auf Weideland etwa durch Ueberrumpelung angelegten Kulturen ohne Gnade von den empörten Gemeindegliedern zerſtört werden, und die heftigſten Beſchwerden bei dem Herrn Präfecten nach ſich ziehen würden. Dagegen iſt es leider nur zu oft vorgekommen, daß hier und dort eine Ecke des Waldes von dem gierigen Maule des Viehes in Beſitz genommen ward, wenn die betreffenden Forſtbeamten ſich nachläſſig zeigten, oder zu abhängig von dem Wohlwollen der ſie bezahlenden und remunerirenden Gemeinde geſtellt waren. Als die ſchlimmſten Feinde der Gebirgswaldungen erwieſen ſich aber ſtets die politiſchen Umwälzungen, welche im letzten Jahrhundert Frankreich ſo vielfach erſchütterten. Ehe es der neu eingeſetzten Regierung und ihren Beamten gelang, die gelockerten Zügel wieder mit feſter Hand zu ergreifen, hatten die Gemeinden ſchon die kürzere oder längere Friſt der „Freiheit" benutzt und waren dem Walde mit Axt und Feuer zu Leibe gegangen, um auf ſeine Koſten ausgedehntere Weidegründe zu erlangen. Traurige Denkmäler ſolcher Zügelloſigkeit ſind uns in einer Reihe von Oedflächen aufbewahrt, und in mehr als einer Gemarkung könnte man die ſämmtlichen Phaſen der franzöſiſchen Geſchichte ſeit 1789 aus vernichteten Forſten ebenſo gut ſtudiren, wie aus Büchern und Ueberlieferungen.

Trotz alledem iſt der Wasgau noch immer ein wunderſchönes Waldgebirg, und wird es unter der milden und doch ſtrammen Hand der deutſchen Regierung hoffentlich nunmehr auch bleiben. Seiner Hauptmaſſe nach beſteht das Gebirge aus Thonſchiefer, Granit und Vogeſenſandſtein, welche Geſteinsarten in ihrer Verwitterung oft einen vorzüglichen, faſt durchgängig aber einen wenigſtens guten und tragfähigen Holzboden liefern. Die Oſtabhänge ſowie die Oeffnungen der vielen Thalabſchnitte hat die Rebe in Beſchlag genommen, die in ſonnigen, günſtigen Lagen bis 100 Meter und darüber von der Thalſohle aufwärts ſteigt und ein edles, wenn auch mitunter zu feuriges Gewächs liefert, zwar wohlſchmeckend und verführeriſch, aber — beſonders für dieſes Getränkes Ungewohnte, — leicht berauſchend und nicht immer gut bekommend. Auch fehlt ihm faſt durchgängig das lieb-

Digitized by Google

liche Aroma und Bouquet, welches unsere Rhein- und Moselweine so vortheilhaft auszeichnet. Doch werden bedeutende Quantitäten hiesigen Gewächses von deutschen Weinhändlern aufgekauft, um in Mainz oder an der Mosel mit dem leichten dort gewachsenen Naß vermischt zu werden und den Nordländern sodann gegen theures Geld als Johannisberger oder Moselblümchen sich vorzustellen.

An den Hängen der Schattenseite, oder an der Mittagsseite unmittelbar an den Weinstock sich anschließend, finden wir demnächst die Kastanie oder die Eiche, beide im kurzen Umtriebe als Schlagholz bewirthschaftet. Die Kastanie ist eine in jeder Beziehung sehr geschätzte und nutzbare Holzart. Ihr außerordentlich schneller Wuchs, der sie schon im ersten Jahre nach dem Abtriebe zahlreiche Schößlinge von 2—3 Meter Höhe aus der Wurzel treiben läßt, gestattet die Haupternte bereits im 16. bis 18. Jahre. Die dann meist schenkeldicken Stämme sind schlank und astrein 5—7 Meter in die Höhe geschossen; das Holz ist rein und außerordentlich zähe, spaltet gut und giebt ein vorzügliches Material für die Rebstöcke, ein Sortiment, welches begreiflicherweise hierorts sehr gesucht und recht theuer bezahlt wird. Die Kastanie ist nicht so empfindlich gegen die Einflüsse der Witterung, wie man wohl denken sollte, und der Geldertrag, den sie liefert, ganz außerordentlich hoch. Er wird kaum von dem der in nicht viel längerem Umtriebe als Schälwald bewirthschafteten Eiche übertroffen, da trotz der äußerst werthvollen Rinde der letzteren doch das schwache Holz nur zum Brennen benutzbar und von keiner besonderen Güte ist. Die Eichelschälwaldungen oder wie sie in West-Deutschland genannt werden, die „Lohhecken" sind fast durchgängig leider nicht in dem Zustande, welchen der Forstmann einen annähernd vollkommenen oder auch nur einen guten nennen kann, und sie bringen daher auch lange nicht solche Erträge, wie sie in der preußischen Rheinprovinz und in Westfalen, ja selbst in den besseren Gegenden der Mark Brandenburg erzielt werden. Denn, wie schon oben bemerkt, man überließ gerade in derartigen Waldungen früher alles der Natur oder den Adjudikatairen d. h. den Käufern des Schlages. Die erstere läßt frei den „Kampf ums Dasein" walten, in welchem das gewöhnliche, unedlere Prinzip vermöge seiner geringeren Verzärtelung und seiner Anspruchslosigkeit fast immer den Sieg über die edleren, aber schwächeren Individuen davonträgt. An die Stelle eines vor Alter und Kraftlosigkeit absterbenden Eichenstocks tritt im günstigsten Falle die Birke, deren leichten Samen der Wind oft von einem entfernt stehenden Baume hierher verwehte; häufiger noch bemächtigen sich Saalweiden und fast völlig werthloses Dorngestrüpp des frei gewordenen Platzes und unterdrücken, wenn sie einmal festen Fuß gefaßt haben, die des Lichtes und der Sonne bedürftigen zarten Sprößlinge der Eiche in immer fortschreitender

Digitized by Google

Progression. Der „adjudicataire“ hingegen that nur genau und nothdürftig das, was er nach dem „cahier des charges“ thun mußte, d. h.: er setzte soviel Pflanzen ein, als ihm auferlegt waren. Wuchsen dieselben im ersten Jahre — und dies findet in den allermeisten Fällen statt —, so war er von jeder Verantwortung befreit, gingen sie später ein oder wurden sie von den benachbarten Stockausschlägen erstickt, so war es eben auch gut und wurde von allen Betheiligten die Macht der „höheren Gewalt“ anerkannt, vor der man sich beugen müsse. Denn von dem Grundsatze, daß die Wälder nichts kosten dürfen, daß sie nur einbringen müssen, lassen sich die waldbesitzenden Gemeinden nur schwer abbringen, und wenn die Forstverwaltung nicht besondere Energie zeigt, geht dabei schließlich alles drunter und drüber.

Oberhalb dieser Niederwaldungen beginnt nun das Reich der Edel- oder Weißtanne, derjenigen Holzart, welche den überwiegend größten Platz in den Vogesen einnimmt, und den Ruf der Schönheit dieses Gebirges mit Recht begründet hat. Unter den Laien herrscht in den verschiedenen Landstrichen des Vaterlandes ziemliche Konfusion in Bezug auf die deutsche Benennung der bei uns einheimischen Nadelhölzer, insbesondere der Tanne, Fichte, Kiefer. So wird z. B. in der norddeutschen Ebene die Kiefer häufig als Tanne, an andern Orten aber die Fichte mit diesem Namen bezeichnet. Die eigentliche Tanne, pinus abies oder abies pectinata — man sieht, auch die Botaniker von Fach tragen zur Unklarheit der Begriffe bei — kommt in der Ebene als Waldbaum garnicht vor, gedeiht nur in dem frischen, kräftigen Boden der Thüringer, schlesischen und einiger anderer Gebirge. Vorzüglich schön finden wir sie im Schwarzwalde, welchem Gebirge sie wegen ihrer vollen tiefdunkelgrünen Benadelung, die aus der Ferne fast schwarz aussieht, höchst wahrscheinlich den Namen gegeben haben*). Der Name „Weißtanne“ für diesen herrlichen, schlanken, oft mehr als 40 Meter hohen Nadelholzbaum rührt wohl weniger her von der weißlichen Färbung des Stammes, als von zwei feinen weißen Strichen, welche die Unterseite jeder Nadel zieren. Die Weißtanne also bedeckt, in enormen, viele tausend Hectare großen zusammenliegenden Forsten, die Hauptmasse des ganzen Vogesengebirges und liefert besonders in der Neuzeit, wo die Holzpreise eine ganz außerordentliche Höhe erreicht haben, das Haupteinkommen der in den Thälern dicht an einander gedrängt liegenden Ortschaften. Abgesehen von vielfachen in falscher Windrichtung geführten Hieben soll den Franzosen gern das Verdienst gelassen werden, diese Wälder gut und so pfleglich nachhaltig bewirthschaftet zu haben,

*) Beiläufig erwähnt seien die räthselhaft unklaren Begriffe der Franzosen über den Schwarzwald, den sie bekanntlich bei Ausbruch des Krieges mit Petroleum zu bestreichen und anzuzünden drohten.

Digitized by Google

daß noch jetzt eine, zum Theil übergroße, Masse haubarer Bestände der Art und Ernte harrend, vorhanden sind. So schwierig, ja fast unmöglich es ist, die Weißtanne künstlich auf einen Standort zu verpflanzen, dessen Boden und Klima ihr nicht voll zusagt, so leicht ist die Nachzucht derselben da, wo sie heimisch ist, und wo zuerst die Natur ohne Zuthun des Menschen sie entstehen ließ. Dies letztere gilt so recht eigentlich für die Vogesen. Auf der kleinen Lücke des Bestandes, welche der durch den Sturm geworfene ältere Stamm erzeugte, findet sich sofort ein dichter junger Nachwuchs ein, und der Forstmann hat daher, um den ganzen Bestand zu verjüngen, weiter nichts zu thun, als bei Eintritt eines Samenjahres hin und wieder einen Stamm herauszunehmen und nach erfolgter Besamung die stehengebliebenen Stämme allmählich und vorsichtig herauszuhauen. Die Stellen, an denen die Besamung nicht vollständig erfolgt ist, sind sodann nachzupflanzen. Alles dies haben die Franzosen nicht verabsäumt, und man sieht daher auch fast überall ebenso gelungene junge Kulturen und Schonungen als alte Bestände. Was aber entschieden versäumt worden, das ist die gehörige Aufmerksamkeit auf den sogenannten Borkenkäfer, dieses kleine Insect, welches, oft in ungeheuren Massen auftretend, seine Gänge zwischen Rinde und Holz des Baumes macht und dieselben zum Absterben bringt. Werden die befallenen Bäume nicht bald herausgehauen und entrindet, so theilt sich das Insect den übrigen mit und zerstört zuletzt ganze Wälder. In den ersten Jahren der Besitznahme hat die deutsche Verwaltung in zahlreichen Gemeindewäldern die gewöhnlichen Schläge ganz aussetzen müssen, um oft das doppelte und dreifache Quantum des jährlich zulässigen Einschlags in kranken und abgestorbenen Bäumen zu entnehmen. Auf diese Weise hofft man des schon stark vorgeschrittenen und eingewurzelten Uebels nach und nach Herr zu werden.

Sehr häufig tritt die Weißtanne nicht in reinen Beständen auf, sondern ist in einer das Auge erfreuenden Mischung mit Laubhölzern verschiedener Art, wie Ahorn, Eschen, und besonders Rothbuchen durchstellt. Die letztere wird häufiger, je höher die Lage; sie steigt nicht allein mit der Tanne zusammen bis in die höchste Holzregion hinauf, sondern läßt diese sogar zuletzt weit hinter sich zurück, um, wenn auch verkrüppelt und strauchartig, die höchsten Kuppen und Gebirgszüge, auf denen die Holzzucht überhaupt noch möglich, einzunehmen. Dies ist eine unseres Wissens nur den Vogesen und wohl auch dem Schwarzwalde angehörige Eigenthümlichkeit. In allen uns bekannten nördlicher gelegenen Gebirgen steigen die edlen Laubhölzer lange nicht so hoch aufwärts wie die Nadelhölzer, von denen in den meisten Fällen die Fichte in krüppelhafter Form und die Krummholzkiefer die Grenze des Baumholzes gegen die kahlen Flächen oberhalb bezeichnet.

An den Mittagshängen und auf den höheren, den Stürmen mehr

Digitized by Google

ausgesetzten Bergkuppen, ferner auf den Gesteinsarten, deren Verwitterung einen ärmeren Boden erzeugt, wie auf dem an Feldspath armen Granit und besonders dem Vogesensandstein, erreicht der Natur der Sache nach die Tanne nicht jenen schlanken Wuchs, jene Glätte der Rinde und Astreinheit, jene walzenförmige Gestalt, wie auf den mit reicher Humusschicht versehenen Mitternachtshängen und auf dem frischen kräftigen Gebirgsboden. Ihr Höhenwuchs ist geringer und ähnelt mehr einem Kegel, der Stamm ist bis tief hinunter mit weit ausragenden Aesten besetzt, welche mit Moosen und Flechten, insbesondere jener phantastischen einem Gnomenbart gleichenden Bartflechte (usnea barbata) bedeckt sind. Eine unvorsichtige Holzung in solchen Lagen, oder gar ein Kahlhieb, würde jede Wiedererziehung unmöglich machen oder doch auf Jahrhunderte hinaus in Frage stellen. Die vollkommensten Bestände in den ganzen Vogesen, ja vielleicht die schönsten, die es überhaupt giebt, finden sich in den Waldungen des Unterelsasses, welche, früher zum französischen Vogesen-Departement gehörig, bei der Annexion des Landes dem Elsaß zugelegt worden sind, in der Gegend von Saales und Schirmeck, an der jetzigen Grenze mit Frankreich. Hier begreifen wir den „frommen Schauder" des Ibycus, als er in Poseidon's Fichtenhain eintrat, denn fast Nacht umfängt uns, sobald der dichte Wald vielhundertjähriger Stämme von unabsehbarer Höhe und von einer Stärke, die oft nicht drei Männer umklaftern können, uns aufgenommen hat. Kein Strahl der Mittagssonne, kaum ein Regentropfen vermag das dichte Dach vollbenadelter Kronen zu durchdringen, eine heilige, von keinem anderen Naturlaut als dem leisen Rauschen der Wipfel unterbrochene Stille lagert um uns her. Wer hier nicht ernst, ja andächtig gestimmt wird, ist ein unverbesserliches Weltkind und hat keinen Funken der edlen Gottesgabe Poesie als Mitgift erhalten! Wir verschonen den Leser mit der Angabe, wieviel steres oder Klafter Holz aus diesen Beständen auf einem Hectar Landes gewonnen werden, um ihn und uns nicht sofort in die alltäglichste Prosa zurückfallen zu lassen — für die meisten würden es ja doch nur Zahlen sein — und fügen nur noch hinzu, daß unsere Vogesen fast in ihrer ganzen Ausdehnung viele ähnlich herrliche und vollkommene Tannenbestände aufweisen, und daß es für den Naturfreund und Forstmann keine lohnendere Reise geben kann, als eine Fußwanderung durch die Thäler der Doller, der Thur, der Lauch, der Fecht pp., besonders in ihren oberen Partien bis zur Wasserscheide und den Quellen der Mosel und Meurthe. Nicht zum wenigsten wird des Wanderers Brust geschwellt werden auch durch den Gedanken, daß ein großer Theil jener Riesen, die so majestätisch auf sie herniederblicken, als zarte Pflanzen zu deutscher Zeit emporgesprossen sind, und daß sie nun, nach langem, langem Zwischenraum die altersmüden Wipfel wiederum in deutscher Luft wiegen, und ihre recken-

Digitized by

haften Glieder auf deutscher Erde betten werden, wenn die Axt ihren Wurzeln naht, was doch über lang oder kurz der Fall sein wird und muß.

Die Fichte oder Rothtanne, pinus picea, kommt in Beständen oder Exemplaren, die älter als 50 Jahre wären, nirgends in den Vogesen vor. Weshalb die in so vielen Punkten unbegreifliche Natur diesen in Bezug auf Höhe und Schönheit der Tanne nur wenig nachstehenden, dieselbe nach dem technischen Gebrauchswerthe des Holzes aber vielfach übertreffenden Baum hier nicht ebenfalls, wenn wir so sagen dürfen, wild wachsen ließ, wie nicht allein in den norddeutschen, sondern auch in den schweizer Gebirgen, vermögen wir nicht zu erkennen. Denn überall, wo sie erscheint, hat sie die Hand des Menschen erst hingebracht. Sie gedeiht allerwärts sehr gut und verspricht im höheren Alter fast eben so hohe Erträge zu liefern, als ihre stolze Rivalin. Jedenfalls trägt sie in der Vermischung mit der Tanne und Rothbuche viel zur Verschönerung des Waldbestandes bei, durch die daraus entstehende Verschiedenheit und liebliche Abstufung des Grüns.

Auch die Kiefer, pinus silvestris L., scheint von unseren Vorgängern in in der Verwaltung erst künstlich in die Vogesen verpflanzt zu sein. Nur in Ausnahmefällen tritt sie auf dem besseren Boden des Vogesensandsteins auf und erreicht sodann, in der Vermischung mit der Edeltanne, eine Vollkommenheit und Schönheit, wie wohl nirgends im deutschen Vaterlande. Besonders in der Oberförsterei Wasselnheim sind derartige Bestände zu finden, die das Erstaunen und die Bewunderung von Laien und hervorragenden Fachmännern erregten. Meist jedoch begegnen wir der Kiefer nur in kleineren Beständen auf den ärmsten Bodenklassen und den der zehrenden Sonne am meisten ausgesetzten Gebirgslagen. Hier hat sie — in sehr vielen Fällen nachweisbar durch Zuthun der Menschen — die schlecht wachsende Tanne ersetzt und gedeiht vermöge ihrer geringen Ansprüche an Feuchtigkeit und Bodenkraft noch meist gut, wenn auch grade nicht üppig. Sie wächst in der Jugend schneller als ihre Verwandten, deckt daher den Boden früher und vollständiger als jene und verbessert ihn durch den reichlichen Abfall ihrer langen Nadeln in wenigen Jahrzehenten oft so wesentlich, daß sie als Stättebereiterin der vornehmeren und anspruchsvolleren Holzpflanzen zu betrachten ist. Ihr Holz, besonders das harzreichere von älteren Stämmen, ist von großem Werth, als Bau- wie Brennmaterial mit Recht gesuchter, als das der übrigen Nadelhölzer. — Mit dem Anbau der Lärche, pinus larix, hat man an manchen Orten ziemlich wohlgelungene Versuche gemacht. Diese an und für sich schöne, und den Uebergang vom Nadel- zum Laubholz bildende Holzart scheint sich aber nicht recht einbürgern zu wollen, und dies ist auch kaum zu bedauern, da ihr schlanker Stamm, den Winden aus-

Digitized by Google

gesetzt, selten oder nie gerade in die Höhe wächst, sondern im Alter meist krumm und säbelförmig wird.

„Unsere „deutsche" Eiche als Laubholz in Beständen von irgendwie nennenswerther Ausdehnung suchen wir vergebens in den Vogesen. Dieser herrliche Baum ist eine Lichtpflanze; er gedeiht nur, wenn er die Krone und die oberen Aeste frei in den Aether tauchen kann; er kümmert und geht schließlich zu Grunde da, wo schneller wachsende Bäume anderer Gattungen ihm Licht und Luft nehmen oder streitig machen. Daß er hiernach die Bedingungen seines Lebens nicht inmitten dunkler Nadelholzwaldungen findet, liegt auf der Hand. Die Eiche verlangt aber auch einen tiefgründigen Boden, in welchen ihre lange und starke Pfahlwurzel sich versenken kann. Wo sie einen solchen nicht findet, bildet sie auch noch oberhalb keinen starken Schaft, sondern bleibt kurz und treibt größere, weit ausreichende Aeste. Solchergestalt sind die verhältnißmäßig wenigen in unsern Lagen vorkommenden Exemplare, deren Hauptwerth vorzugsweise darin besteht, daß sie, allerdings meist in Zwischenräumen mehrerer Jahre, die Früchte liefern, aus welchen die zur Nachbesserung in den Schälwaldungen erforderlichen Pflanzen erzogen werden. Fast ausnahmslos gehören die in den Vogesen vorkommenden Eichen zur Species der Stieleichen (quercus pedunculata), ihr Holz ist fest gedrungen, zu jedem Gebrauch vorzüglich verwendbar, wie die auf die Ausstellung nach Wien gesandten Abschnitte darthaten. Leider sind sie dort mit den übrigen Erzeugnissen der Elsaß-lothringenschen Forstwirthschaft in dem Brande des elsässer Bauernhauses zu Grunde gegangen.

Um auch von dieser Ausstellung noch ein Wort zu reden, so sei erwähnt, daß sie zwar keinen Anspruch darauf machen konnte, vollständig zu sein und von den Sammlungen fast sämmtlicher deutschen und fremden Staaten übertroffen ward, daß sie aber auch dem Laien ein genügend deutliches Bild liefern konnte von den forstlichen Verhältnissen der Reichslande und jedenfalls einen kostbaren Stamm bildete für eine im Laufe der Zeit immer mehr zu ergänzende Collection. Mehr konnte zur Zeit — wo der deutsch-elsaß-lothringensche Forstbetrieb kaum nach Jahren zählt — nicht verlangt oder erwartet werden, wie es auch die ihr zu Theil gewordene ehrende Anerkennung seitens der Jury hervorhebt.

Ist es uns gelungen, trotz der gebotenen Kürze ein allgemein verständliches Bild von den forstlichen Verhältnissen der wiedererworbenen Provinzen zu geben — wir zählen dabei auf die freundliche Nachsicht des Lesers, die er einem Manne vom „Leder", nicht von der „Feder" gewiß nicht versagen wird —, so würde unsere Schilderung doch mehr als unvollständig sein, wenn wir nicht auch das Thierleben in den hiesigen Forsten noch kurz berührten. Denn, wie oben schon angedeutet, der deutsche Forstmann kann

Digitized by Google

sich nun einmal den Wald ohne Jagd nicht denken. Leider ist von der Jagd nur wenig, jedenfalls wenig Erfreuliches zu berichten. Die Wälder in der Ebene wie in den Bergen, die mit ihren undurchdringlichen Dickungen und für den Menschen fast unzugänglichen Klippen, ihren heimlichen Waldwiesen, ihrem Reichthum an Wasser sowie dem reichlichen, kräftigen Grase und der Nahrung verschiedenster Art ganz besonders dazu geeignet scheinen, eine große Menge Wildes jeder Gattung zu beherbergen und zu erhalten, sind — mit einigen seltenen Ausnahmen — fast leer, wenigstens von den edleren und friedlicheren Sorten der Jagdthiere. Und mit welchem reichen Thierleben das Land noch vor gar nicht so langer Zeit bevölkert war, darüber giebt uns die beste Auskunft das vortreffliche Buch von Gérard (Colmar 1872) über die elsässische Fauna. Auch hier haben die französischen Revolutionen ihren vernichtenden und zerstörenden Einfluß geltend gemacht, fast mehr aber noch die französische, aus dem Jahre 1844 stammende Gesetzgebung, welche, theils absichtlich, theils gegen ihren Willen, den fast gänzlichen Ruin der Jagd herbeiführte. Dies ist jedoch ein Thema, welches den Raum einer eigenen Darlegung in Anspruch nehmen würde, wir wollen uns daher für diesmal darauf beschränken, nur den faktischen Zustand der Jagd anzugeben und vielleicht später einmal ausführlicher nachweisen, wie derselbe zu seinem jetzigen traurigen Standpunkt gelangt ist und wie er wieder zu heben wäre.

Das Rothwild ist bis auf einen verhältnißmäßig geringen Stand von 150—200 Stück in der Gegend von St. Quirin und Albersschweiler ganz und gar verschwunden. Ebenso kommt das Dammwild nur in einzelnen Waldungen vor, namentlich in dem, von Herzog Ernst von Koburg im vorigen Jahre gepachteten, besten elsässischen Jagdreviere der Buchwaldungen von Schlettstadt. Das Rehwild ist fast überall auf ein Minimum reducirt, da gerade dieser Wildgattung die hier allgemein übliche Methode des Jagens mit lautjagenden großen Bracken am allerschädlichsten ist. Hasen giebt es in den Jäger erfreuender Menge nur noch in den größeren zusammenhängenden Forsten, wie den Hagenauer, den Bitscher und einigen Theilen des Hartwaldes, wo die Jagd, — welche auch in den Staatswaldungen grundsätzlich öffentlich verpachtet wurde — in pfleglichere Hände gekommen war. Auf den Feldern der Ebene, wegen des so parzellirten Grundbesitzes, desgleichen in den Feldhölzern ist ihre Anzahl eben so geschwunden, wie im Gebirge, wo es von Haus aus immer wenig Hasen giebt und geben wird. Schon der zum größten Leidwesen unserer Hausfrauen im Handel geforderte Preis von 6—8 Francs und darüber pro Stück läßt auf die Seltenheit der Waare einigermaßen schließen. Vorzüglich ist in vielen Gegenden des Landes die Jagd auf Schnepfen, sowohl im Frühjahr wie im Herbst und einen großen Theil des Winters hindurch, da eine Anzahl dieser geschätzen Wander-

Google

vögel in nicht allzu rauhen Wintern ganz bei uns verweilt und es verschmäht, südlicher zu ziehen. Einige Forsten in den Gebirgen enthalten noch einen kleinen Stand von Auerwild so wie einige Haselhühner, während in den dichten Weidenhegern am Rhein und auf den zahlreichen Werdern dieses Flusses noch Fasanen in ziemlicher Anzahl zu treffen sind.

Eine Wildgattung jedoch, und zwar gerade diejenige, welche in Alt-Deutschland mit wenigen Ausnahmen mit Recht auf ein bescheidenes und geringes Maß zurückgeführt ist, findet sich im ganzen Reichsland und den an dasselbe grenzenden französischen Provinzen noch in Mengen vor, wie sie wohl des Waidmanns Herz erfreuen, im Interesse der Bevölkerung aber eigentlich nicht zu dulden sind. Wir meinen das Schwarzwild. Die Schweine haben sich in ihren, dem Menschen unerreichbaren Schlupfwinkeln der Gebirge und Flußdickungen, besonders in dem Kriegsjahre, derartig vermehrt, daß ihnen jetzt mit allen Mitteln zu Leibe gegangen wird und sogar von Obrigkeitswegen Prämien auf die Erlegung derselben gesetzt wurden. Selbst Saufänge sind an verschiedenen Stellen eingerichtet und es ist diesen energischen Maßregeln zu danken, daß allein im letzten Jahre viele hundert Stück dieses scheuen Zweihufers erlegt worden sind. Wölfe kommen fast nur noch in Lothringen, in den den Ardennen benachbarten Gegenden, dort aber in ziemlicher Menge vor, wogegen sie sich in die Vogesen und das Elsaß nur bei besonders harten Wintern verirren. Füchse und Dachse sind überall in wenig erheblicher Anzahl vertreten. Erwähnt man noch der wilden Kaninchen im Hagenauer Walde und an einigen andern Stellen, so hätten wir wohl kaum eins der in den reichsländischen Forsten vorkommenden jagdbaren Thiere ausgelassen. Der Leser aber wird sich überzeugen, daß das Dorado des Jägers nicht gerade in Elsaßlothringen zu suchen ist, und daß der Forstmann hier nur in dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung, nicht in den stillen Freuden der Jagd seine Belohnung findet.

Die gegenwärtige Lage der Papiergeld- und Bankfrage.

In der Debatte vom 13. Juni 1872 über die Verlängerung des provisorischen Gesetzes vom 27. März 1870 betreffend die Papiergeld- und Banknotencirculation im Norddeutschen Bunde, welches 1871 auf die Süddeutschen Staaten ausgedehnt wurde, machte der Abgeordnete Bamberger nachdrücklich auf den Zusammenhang des zu erlassenden Bankgesetzes mit dem bevorstehenden definitiven Münzgesetz aufmerksam und der Präsident des Reichskanzler-Amts anerkannte diesen Zusammenhang nicht nur ausdrücklich, sondern ver-

Digitized by Google

ſprach auch demgemäß das Seinige zu thun, damit beide Maßregeln combinirt oder gleichzeitig dem Reichstag vorgelegt würden. Dies iſt nicht geſchehen, in der letzten Seſſion iſt nur das Münzgeſetz zum Austrag gekommen, auch die Papiergeldfrage blieb ungelöſt, da Bayern, Heſſen, Oldenburg und Andere deren engen Zuſammenhang mit dem Bankgeſetz betonten und Preußen nicht glaubte dieſem Widerſpruche gegenüber durch ſeine Stimme die Angelegenheit zum Abſchluß drängen zu ſollen. So bedauerlich dieſe Verzögerung an ſich, ſo iſt es doch wahrſcheinlich gut, daß die Löſung vertagt wurde, denn der Zuſammenhang zwiſchen Papiergeld und Banknoten-Circulation iſt in der That unlösbar, außerdem war die Lage des Bankgeſchäftes im vorigen Sommer wegen der Zahlung der franzöſiſchen Contribution noch nicht normal. Ebenſo gewiß iſt aber, daß ſich die Löſung nicht länger hinausſchieben läßt, vielmehr in der bevorſtehenden Seſſion ſtattfinden muß, namentlich auch, wie weiter unten auszuführen ſein wird, wegen der engen Verbindung dieſer Frage mit der Durchführung der Münzreform.

Sehen wir nun, wie die Sachen thatſächlich liegen und zwar zunächſt in der Papiergeldfrage. Gegen Ende Mai d. J. machte Preußen dem Bundesrath den Vorſchlag, Reichspapiergeld im Betrage von 3 Mark p. Kopf der Matrikularbevölkerung zu ſchaffen und unter die Bundesſtaaten zu vertheilen, welche dagegen das von ihnen ausgegebene Staatspapiergeld bis ſpäteſtens 1. Juli 1875 einzuziehen hätten. Die Reichskaſſenſcheine ſollten bei allen Reichs- und Bundesſtaats-Kaſſen zu vollem Nennwerth in Zahlung genommen werden und von der Reichshauptkaſſe jederzeit auf Erfordern gegen baares Geld eingelöſt werden, während im Privatverkehr ein Zwang zu ihrer Annahme nicht ſtattfinden würde. Ihre Verwaltung ſollte der Reichshauptſtaatskaſſe, die Controle der Reichsſchuldencommiſſion übertragen werden. Hiegegen erhoben ſich von den Staaten, welche über den Betrag von 3 Mark p. Kopf Papiergeld ausgegeben, erhebliche Bedenken, ſie erklärten nicht in der Lage zu ſein ihren Ständen Opfer für Einziehung ihres Papiergeldes zumuthen zu können, wenn nicht die preußiſche Bank zur Reichsbank erweitert werde, ſo daß einestheils durch Theilnahme an deren Gewinn die Matrikularbeiträge verringert, andererſeits durch die Reichsbank die Einziehung des Landespapiergeldes in ähnlicher Weiſe erleichtert werden würde, wie dies früher die preußiſche Bank bei Einziehung eines Theils des preußiſchen Papiergeldes gethan. Preußen ging ohne der Frage der Reichsbank zu präjudiciren ſoweit auf dieſe Einwürfe ein, daß es ſich bereit erklärte, denjenigen Staaten, deren Papiergeld 3 Mark p. Kopf überſteige, die Hälfte des überſchießenden Betrages aus der Reichskaſſe vorzuſchießen, während ſie die betreffenden Summen in 10 gleichen Jahresraten zurückerſtatten ſollten. Bis zur Höhe des Ueberſchuſſes ſollte der Reichskanzler ermächtigt werden Reichskaſſenſcheine

Digitized by Google

über jenen Betrag von 3 Mark p. Kopf zu emittiren, und dieser Ueberschuß nach Maßgabe der eingehenden Rückzahlungen getilgt werden.

In dieser Fassung hätte der Entwurf unzweifelhaft die Majorität im Bundestag wie im Reichstag erhalten, indeß da namentlich Bayern und Hessen darauf bestanden, daß die Papiergeldfrage nur gleichzeitig mit der Bankfrage gelöst werden könnte, so erklärte der Reichskanzler, es würde nicht billig sein, wenn Preußen durch seine Stimmen eine Angelegenheit zum raschen Abschluß bringen wolle, welche das finanzielle Interesse vieler Bundesstaaten so scharf berühre; die Opfer, welche denselben zugemuthet werden, könnten außerdem bei den bevorstehenden Wahlen von den Gegnern des Reiches als Beweis gebraucht werden, daß die Schädigung eine natürliche Folge der Reichspolitik sei, namentlich werde darauf hingewiesen werden, daß Preußen diese Lösung gar keine Opfer koste, vielmehr ihm noch einen Gewinn von 7 Millionen einbringe; er beantrage deshalb Vertagung der Frage, was dann auch angenommen ward.

Wir können den Gründen des Reichskanzlers nur beistimmen, wenn auch freilich die Vertagung sich schwerlich den Staaten, welche mehr als 3 Mark p. Kopf an Papiergeld ausgegeben, als vortheilhaft zeigen wird und Sachsen dies richtig fühlend lebhaft dagegen opponirte. Namentlich ist der Hinweis darauf, daß man in den andern Staaten das Argument des Gewinns, welchen Preußen bei der vorgeschlagenen Lösung machen würde, ausbeuten werde, bedeutsam, weil eine solche Behauptung sachlich keineswegs unbegründet wäre. Es klingt theoretisch richtig, wenn man sagt, daß jene Staaten, die weniger als 3 Mark p. Kopf Papiergeld oder gar keines ausgegegeben, also ihre Bedürfnisse durch zinsbare Anlehen gedeckt, dafür auch ein Benefiz in dem Ueberschuß der auf sie fallenden Reichskassenscheine erhalten müßten, aber einestheils kann Preußen dies Argument kaum geltend machen, da die ungedeckten Noten der preußischen Bank nicht mit denen einer Privatbank gleichgestellt werden können, indem der Staat an deren Gewinn Theil nimmt und sie indirect garantirt. Andrerseits aber ist auch das Argument selbst hinfällig. Die Gerechtigkeit kann nie verlangen, daß die Staaten, welche bisher kein Papiergeld hatten oder weniger als den genannten Betrag ausgaben, weil sie dies als die ihren Verhältnissen angemessene Finanzpolitik erachteten, hierfür ein Geschenk erhalten. Hamburg z. B. hat die richtige Einsicht gehabt, daß jede Creirung von Papiergeld für seine Interessen nachtheilig sein müßte, weil bei einer Krisis dasselbe plötzlich auf seinen Markt zurückströmen würde; wie sollte es dazu kommen, dafür, daß es in seinem wohlverstandenen Interesse gehandelt hat, ein Geschenk von 250,000 Thlr. zu beanspruchen? Und ganz dasselbe gilt von Preußen für den Betrag, um den sein Papiergeld hinter dem Kopfantheil zurückbleibt. Die Staaten, welche eine zu starke Menge ausgegeben, haben

ihr Souveränetätsrecht in manchen Fällen insofern gemißbraucht, als ihre Kassenscheine mit auf Circulation außerhalb ihres Landes berechnet waren, aber immerhin läßt sich ihr formelles Recht zur Ausgabe nicht bestreiten und da man ihnen nicht zumuthen kann den ganzen Betrag des Ueberschusses durch verzinsliche Anleihen zu decken, so muß ihnen die Einziehung desselben möglichst erleichtert werden. Dies soll durch den Vorschuß der Reichskasse zur Hälfte jenes Betrags geschehen, während sie die andere Hälfte selbst zu tragen haben würden, aber es ist durchaus unnöthig die Summe der auszugebenden Reichskassenscheine noch dadurch anzuschwellen, daß man eine richtige Finanzpolitik anderer Staaten durch Geschenke belohnt; Preußen hat nur Anspruch auf die 18,250,000 Thlr., welche es in Papiergeld hat, nicht auf 24 Millionen, Hamburg auf nichts, und dergestalt wird der Betrag der auszugebenden Kassenscheine mit den Vorschüssen 50 Millionen Thlr. kaum überschreiten; eine derartige dahingehende Abänderung der erwähnten Bestimmungen scheint uns durchaus nothwendig. Hiervon abgesehen, scheinen uns dieselben durchaus zweckmäßig, mit ihrer Annahme aber würde auch das Argument der belasteten Staaten fallen, daß die preußische Bank in eine Reichsbank umgewandelt werden solle, um die Einziehung des Staatspapiergeldes zu erleichtern, in der ganzen Operation ist nichts, was nicht die Reichshauptkasse allein sehr wohl durchführen könnte, und mit diesem Argument würde der einzige stichhaltige Grund hinfällig werden, weshalb die übrigen Staaten eine Reichsbank wünschen könnten. Man sagt, ihre Matrikularbeiträge würden vermindert, indem der Gewinn der Centralbank in die Reichskasse fließe, dieser Gewinn aber wird im Verhältniß zu den Reichsausgaben immerhin nur geringfügig sein und ihm die Möglichkeit eines Verlustes entgegenstehen, den das Reich dann aus seinen Mitteln zu decken hätte; der Quistorp'sche Bankrott zeigt, daß auch eine so solide Bank wie die preußische nicht ohne Verluste bleibt, aber beweist auch aufs Neue, daß der Staat sich solchen Wechselfällen nicht aussetzen sollte. Und um eines solchen problematischen Vortheils willen sollten die übrigen deutschen Staaten zu einer künstlichen Centralisation des Geldmarktes in Berlin zustimmen, welche Hamburg, Bremen, Leipzig, Frankfurt, Augsburg u. s. w. von der Reichsbank abhängig machen und diese Plätze zu untergeordneter Stellung herabdrücken würde? Das würde im Interesse der Berliner Bankiers sein, welche auf diese Weise ihre Kundschaft sehr wachsen sehen würden, aber es ist nicht im Interesse des Reichs den Geldmarkt der Hauptstadt, die schon unter der unvermeidlichen Centralisation übermäßig rasch anschwillt, auf Kosten aller übrigen Glieder zu monopolisiren und es wird kein Partikularismus sein, sondern wirthschaftliche Einsicht und Geltendmachung berechtigter Interessen, wenn die Bevollmächtigten der übrigen Bundesstaaten sich der „Hinüber-

Digitized by Google

leitung" der preußischen Bank in eine monopolisirte Reichszettelbank entschieden widersetzen werden, welche jede gesunde Entwicklung des deutschen Bankwesens und der Valuta auf lange Zeit hinaus vernichten müßte und alle finanziellen Operationen des Reichs in Abhängigkeit von einem Institut bringen würde, das allen Chancen einer Finanzgesellschaft unterworfen wäre, bei unglücklichen Conjuncturen aber das Damoklesschwert der Suspendirung der Baarzahlungen über der Valuta hängen ließe.

Die Erfahrungen der Banken von England und Frankreich zeigen, daß es gerade der Staat war, welcher die Initiative zur Suspension der Baarzahlungen nahm. 1797 verbot Pitt der englischen Bank die Baareinlösung ihrer Noten, weil er fürchtete, nicht genug Gold für die zu zahlenden auswärtigen Subsidien bekommen zu können, weshalb auch die Periode von 1797 bis 1813 ganz richtig die bank-restriction genannt wird. Und ebenso war es 1848 und 1870 mit der französischen Bank. Man sagt wohl, wenn der Staat in schlimmen Verhältnissen nicht den Noten einer Centralbank Zwangscours geben könne, welche ihm Darlehen dafür gewährt, so greife er zur Ausgabe von Papiergeld, und weist dafür auf die Masse der Greenbacks in den Vereinigten Staaten hin, welche die Valuta ebenso schädigten, wie uneinlösbare Noten. Niemand wird dies bestreiten, Noth kennt kein Gebot, und Selbsterhaltung steht für den Staat höher als Erhaltung der Valuta.

Der Unterschied von uneinlösbarem Papiergeld und uneinlösbaren Noten aber ist der, daß wenigstens der Vortheil des ersteren dem Staate allein zu Gute kommt, während der der letzteren sehr wesentlich den Actionären der Bank zufällt, indem einmal der Staat dieser für ihre Vorschüsse fast immer Zinsen zahlt, wenn auch nur so geringe wie jetzt in Frankreich, und andererseits die Bank die Emission ihrer uneinlösbaren Noten weit über den Betrag jener Vorschüsse ausdehnt. Wenn aber auf die Fortdauer der Valutaentwerthung in den Vereinigten Staaten hingewiesen wird, so ist diese ganz allein Folge einer falschen Finanzpolitik, welche ausschließlich auf die Minderung der verzinslichen Schuld ausgeht, während die Regierung die Mittel in Händen hat, die weitere richtigere Maßregel, die Beseitigung des Goldagio, durchzuführen. Während des Krieges hatte man, um die versprochene Zahlung der Schuldzinsen in Gold sicherzustellen, bestimmt, daß während übrigens die Greenbacks gesetzliches Zahlmittel sein sollten, die Zölle in Gold entrichtet werden müßten. Die Einnahmen aus den Zöllen aber überschreiten jährlich bei weitem das Erforderniß der Schuldzinsen und das Schatzamt verkauft das überschüssige Gold in New-York. Würde es, statt dem so erzielten Agiogewinn nachzujagen und Bonds aufzukaufen, zunächst alle Ueberschüsse dazu benutzen, Greenbacks aufzukaufen und zu vernichten, deren Disagio in demselben Maße sinken würde, als sie sich verminderten, und würde

Digitized by Google

es sodann eine genügende Menge Gold zur Wiederaufnahme der Baarzahlungen ansammeln, so würde die Valuta sehr rasch wieder herzustellen sein. Thut man dies nicht, so ist das lediglich Folge mangelhafter Einsicht oder illegitimen Einflusses der Spekulation, die sich durch das Agiospiel bereichert*). In Frankreich war die Regierung einsichtig genug, gleich nach dem Frieden 200 Mill. als jährliche Rate zur Abzahlung ihrer Schuld an die Bank in das Ausgabebudget aufzunehmen, welche Maßregel in erster Linie dahin gewirkt hat, das Goldagio auf 7—8 pro Mille zu halten, ein Betrag, der zwar dem Pariser Wechselgeschäft schon geschadet, aber im Vergleich mit dem in Amerika seit Jahren bestehenden von 8—9 pCt. verschwindend klein ist. Nichtsdestoweniger wird die französische Bank noch auf lange hinaus außer Stande sein, die Baarzahlungen wieder aufzunehmen, ihr Goldvorrath ist dazu ganz unzureichend (ca. 750 Mill. gegen nahezu 3200 Mill. Billets) und sie kann ihn nicht erheblich vergrößern, weil sie, um eine größere Menge Gold einzuziehen, ihren Disconto differentiell gegen andere Plätze so steigern müßte, daß dies dem französischen Handel höchst verderblich sein würde. Sie ist eben keine Regierung und kann nicht verfügen, daß die Zölle in Gold gezahlt werden sollen. Sachlich erscheint daher die Lage der Vereinigten Staaten mit ihrem Papiergeld weit besser, als die Frankreichs mit seinen Noten.

Gewiß sind wir weit entfernt in Abrede zu stellen, daß, wo sich einmal wie in England ein gewaltiges Creditsystem auf der Basis einer großen Centralbank geschichtlich entwickelt hat, wo eine solche, wie in Frankreich, nur der Ausdruck der allumfassenden Centralisation auf dem Gebiet des öffentlichen Credits ist, es verkehrt ja unmöglich sein würde, ein solches Institut plötzlich zu beseitigen; man könnte dies nicht thun, ohne ein großes Vacuum zu schaffen, welches auf der Stelle gar nicht auszufüllen wäre. Aber wenn man so gewiß realen Verhältnissen Rechnung tragen muß, so soll man andrerseits auch bedenken, daß die Berechtigung solcher Institute nur auf den geschichtlich gewordenen nationalen und eigenthümlichen Verhältnissen ruht, die englische Bank ist so wenig auf Deutschland übertragbar, als das englische Oberhaus. Wo sich eine Centralisation des Creditsystems nicht historisch gebildet hat, da soll man sie nicht künstlich durch Monopole erzwingen wollen. Ohne derartige Eingriffe ist die naturgemäße Organisation des Geldmarktes keineswegs eine monarchische, sondern vielmehr eine aristo-

* Hievon finden wir ein neues Beispiel in der Wiederausgabe eines Theiles der eingezogenen 44 Mill. Staatsnoten um den Geldmarkt zu unterstützen. Gewiß war bei jeder Krisis das Circulationsmedium knapp, aber das uneinlösliche Papiergeld ist die Wurzel des Uebels und jede Wiedervermehrung desselben schiebt die Gesundung aufs Neue hinaus.

Digitized by Google

kratiſche, es organiſiren ſich große, mit einander concurrirende Banken, und die Regierung hat die Wahl unter den creditwürdigſten, denſelben ihre Geldgeſchäfte zu übertragen, während ſie bei einer Centralbank an dieſe gebunden iſt. Selbſt in England, wo dies der Fall, haben andere Behörden, wie z. B. der Metropolitan Board of Works, ihr Conto bei Privatbanken und laſſen ſich wegen der großen Summen, welche ſie denſelben anvertrauen, Sicherheit geben, durch Hinterlegung von Werthpapieren. In ähnlicher Weiſe kann das Reich verfahren, kein wirkliches Intereſſe deſſelben ſpricht dafür, den Geldmarkt durch eine monopoliſirte Bank in Berlin zu centraliſiren. Umgekehrt ließen ſich von Seiten des Reichstages eher auch conſtitutionelle Bedenken gegen eine ſolche Bank geltend machen, die unter dem unmittelbaren Einfluß des Reichskanzleramtes ſtehen würde.

Aber wenn wir recht berichtet ſind, ſo widerſpricht auch der preußiſche Finanzminiſter dem Plan die preußiſche Bank in eine Reichsbank hinüberzuleiten, da er nicht wünſcht den Gewinn, den die erſtere bisher machte, mit den übrigen deutſchen Staaten zu theilen; dagegen würden wir auch nichts einzuwenden haben, die preußiſche Bank mag als mächtiges und weitverzweigtes Geldinſtitut fortbeſtehen und ſie muß dies auch, weil ſie unter bewandten Umſtänden gar nicht zu erſetzen iſt. Aber der Einwand iſt allerdings ſeitens der andern Staaten vollkommen begründet, daß nachdem der Art. 18 des Münzgeſetzes den Betrag der Noten auf 100 Mark limitirt hat, nur eine ſo große Bank wie die preußiſche in der Lage ſein werde bedeutende Summen in Umlauf zu erhalten, alſo faktiſch von der Notenemiſſion den ganz überwiegenden Vortheil erhalten würde. Dieſer Einwand iſt nur zu beſeitigen, wenn man die preußiſche Bank unter das gemeine Recht ſtellt und ihr wie allen Banken das Recht nimmt ungedeckte Noten auszugeben. Wozu ſollten ſolche auch noch dienen, nachdem das Bedürfniß nach einem bequemen Circulationsmittel durch die Reichskaſſenſcheine vollſtändig befriedigt iſt? Der Finanzminiſter Camphauſen hat ſelbſt in der Debatte vom 28. Juni 1873 die Anſicht ausgeſprochen, daß die Geldcirculation in England eine ſehr viel geſundere ſein würde, wenn es Papiergeld geſchaffen hätte, als bei der Einrichtung, wo Banknoten bis 15 Mill. Pfd. St. ungedeckt bleiben können, er mißbilligt alſo in England die contingentirt ungedeckten Noten. Wozu ſollten denn aber bei uns neben dem Reichspapiergeld auch noch Banknoten, für deren Einlösbarkeit der Staat haftet, cirkuliren? Die letzteren würden den erſteren nur Concurrenz machen und es iſt gar nicht abzuſehen, welches Intereſſe das Reich hätte zwei weſentlich gleichartige Papiere unter verſchiedenen Namen auszugeben. Dagegen fehlt uns, wenn dies geſchieht die weſentlichſte Bedingung für die Herſtellung einer geſunden Valuta, ſo lange das Unweſen nicht gedeckter Noten beſteht, iſt es ganz vergeblich von der

Digitized by Google

bloßen gesetzlichen Einführung der Goldwährung die Durchführung derselben zu erwarten. Namentlich, wenn erst die Kriegscontribution vollständig liquidirt ist und Deutschland nicht mehr durch französische Wechsel auf England den Londoner Geldmarkt unter seinem Einfluß hat, wird unser neugeprägtes Gold unwiderstehlich wieder fortfließen, so lange unsere Cirkulation so mit Papier überfüllt ist. Eine gesunde Valuta erträgt wohl eine gewisse Beimischung von Papier, aber keine so übermäßige, wie sie bei uns besteht, Wein mit wenig Wasser vermischt bleibt noch Wein, wenn man aber die Hälfte der Flasche mit Wasser füllt, so hat man kein Recht das Gemisch noch Wein zu nennen.

Man wird also, wenn man die Nachtheile der ungedeckten Banknoten nicht leugnen kann, sich mit der Frage beschäftigen müssen, wie man die darauf gehenden, bestehenden Privilegien beseitigen kann ohne unbillig gegen die Banken zu sein. So wenig die Zettelbanken besondere Rücksicht verdienen, weil sie notorisch wesentlich deshalb gegründet sind, um durch Ausgabe von Noten zinslosen Credit zu machen, so wird man, da die Privilegien durch die hierzu formell berechtigten Regierungen gegeben sind, den Uebergang allmählich eintreten lassen müssen. Die Banken haben immer behauptet, daß der Gewinn, den sie durch die unverzinslichen Noten machen, sehr gering sei, er würde jedenfalls noch geringer werden durch den Art. 18 des Münzgesetzes, der vom 1. Januar 1875 nur Banknoten von nicht weniger als 100 Mark gestattet, denn es können nicht so viele große Noten wieder ausgegeben werden als kleine umlaufen, weil der Verkehr sie nicht aufnimmt. Der Gewinn würde noch weiter sinken, falls das Reich, wozu es ohne die geringste Verletzung eines Privilegs berechtigt wäre, bestimmte, daß die Annahme aller Banknoten den Reichskassen untersagt würde. Jetzt sind die preußischen Banknoten zwar nicht wie die englischen gesetzliches Zahlungsmittel, wohl aber praktisch, indem jede öffentliche Kasse dieselben dem baaren Gelde gleich annimmt. Eine weitere zu empfehlende Maßregel dürfte sein, sämmtlichen Zettelbanken vorzuschreiben, binnen bestimmter Zeit die Summen ihrer ungedeckten Noten auf den Betrag ihres Stammcapitals zu reduciren: dies kann keine Schwierigkeit haben, wenn z. B. der Ausweis der preußischen Bank vom 7. Oktober 308,297,000 Millionen Banknoten im Umlauf gegen 239,997,000 Baarbestand nachweist, so läßt sich die Summe der ungedeckten Noten von 69,700,000 β sehr leicht bald auf 20 Mill. beschränken; in einer weitern längern Frist müßten dann alle ungedeckten Noten überhaupt aufhören, da der Verkehr die Noten plötzlich nicht entbehren kann, muß man die Einziehung auf eine Reihe von etwa 4 Jahren vertheilen. Wir sind überzeugt, daß die bisherigen Zettelbanken, welche lange Zeit einen vollständig illegitimen Gewinn durch das Privilegium zinsfreien Credites gemacht haben,

Digitized by Google

sehr bald einsehen werden, daß durch die Ausbildung des Giro- und Depositogeschäftes ein sehr viel höherer Gewinn zu machen ist als durch Notenausgabe, wie die Erfahrung der englischen Joint-Stock Banks, der Hamburger Vereinsbank und des Berliner Kassen-Vereins zeigt. Es würde mit dieser Reform ganz so gehen, wie mit der Abschaffung des Nachdrucks, der denen, welche davon lebten, einen Gewinn brachte, welcher nicht entfernt im Verhältniß zu dem Schaden stand, den er dem legitimen Verlagsgeschäft zufügte. Sollte es aber doch nicht zu vermeiden sein für die einmal bestehenden Privilegien eine gewisse Entschädigung zu gewähren, so würden wir eine solche, da es sich immer nur um eine mäßige Summe handeln kann, für einen geringen Preis halten, wenn man dafür den Segen einer festen metallischen Valuta gewönne, welche dem deutschen Handel und Verkehr erst eine wahrhaft solide Grundlage geben und der ungerechten Ausbeutung der Nation durch seine Reihe Privilegirter eine Ende machen würde.

F. Heinr. Geffcken.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Unser Deficit auf der Weltausstellung. Aus Leipzig. — Zum letzten Mal sind die riesigen Roll-Läden der Wiener Weltausstellung herabgedonnert, zum letzten Male hat sich das große Portal den Gästen geschlossen, die — wer kennt die Völker, nennt die Namen! — wetteifernd hier zusammenkamen. Die Wiener Weltausstellung ist eine große Leiche und sie wird sich als solche nicht bloß durch ihren Umfang von anderen unterscheiden, sondern auch dadurch, daß ihr vermuthlich mehr Uebles als Gutes nachgesagt wird.

Ziemlich einstimmig ist die Meinung, daß die Wiener Weltausstellung den technischen Zweck solcher Unternehmungen, die Wettschau, verfehlt hat; aber immerhin ist die Zusammenstellung der Völker in ihren Industrie-Erzeugnissen in hohem Maße lehrreich gewesen. Packte den Statistiker und den Preisrichter auch manchmal die Verzweiflung bei dem unendlichen Hin- und Herlaufen, zu dem er verurtheilt war, wenn er das unter dem Gesichtspunkte der Weltproduction Zusammengehörige aufzusuchen hatte, so hat gerade der Völker-Bazar (und mehr war die Wiener Ausstellung nicht) für Viele, besonders aber für die Laien, nicht bloß Reiz, sondern auch Nutzen gehabt. Es war möglich, sich im Block eine Vorstellung von der nationalen Erscheinung der Industrie zu bilden, und diese Eindrücke können beitragen, den Ehrgeiz auch da zu wecken, wo er nicht offiziell, d. h. durch die Preisvertheilung, verletzt worden war. Bei den Auszeichnungen scheint durchweg

Digitized by Google

mehr die relative Vortrefflichkeit unter den Landesgenossen als die absolute innerhalb der Weltindustrie maßgebend gewesen zu sein, — eine einfache Folge der ganzen Anlage der Ausstellung — aber wir hoffen, es wird Mancher, dank jener allgemeinen Vorstellung, die er von der Physiognomie der Völkerarbeit davonträgt, unterhalb seiner Decoration in den Busen greifen und eingestehn, daß es Andere besser machen als er. An solche möchten sich die folgenden Zeilen besonders richten.

Hat die Wiener Ausstellung den Hauptzweck nicht erreicht, die Vergleichung der einzelnen Fächer zu erleichtern, was namentlich die letzte Pariser durch ihre Anordnung in musterhafter Weise leistete, so war vorwiegender Nachdruck auf die ästhetische Seite gelegt. In dieser Beziehung muß zunächst zugestanden werden, daß die architektonische Bewältigung der Aufgabe und die ganze Ausstattung höchst anerkennenswerth gewesen ist; dem Norddeutschen zumal drängte sich auf Schritt und Tritt die Ueberzeugung auf, wieviel Besseres dort geschaffen worden, als bei uns möglich wäre. Schon dieser Eindruck soll unverloren sein. Er steigerte sich gerade für uns, wenn man das innere Arrangement der Abtheilungen ins Auge faßte, indem sich empfindlich herausstellte, daß wir, aller Gunst zum Trotz, die uns widerfahren war, am schlechtesten, am einheitlosesten erfunden wurden: er wuchs endlich bis zur Pein, sobald man den Durchschnitt des Geschmackes *überhaupt* verglich. Diese Bemerkung beschränkt sich nicht auf die Aufstellung der Gegenstände, denn mit Gutta-Percha-Monumenten, Stearinkerzen-Kirchen und andern Monstrositäten haben sich (vielleicht außer den Franzosen) fast alle Völker blosgestellt —, sondern sie greift viel tiefer: auf die Production überhaupt. Unter den Aufrichtigen kann darüber nur Eine Stimme sein, daß das deutsche, vornehmlich aber das norddeutsche Kunstgewerbe im weitesten Wortverstand unter allen wettberechtigten Nationen am schlechtesten bestanden hat.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß auch hier Ausnahmen die Regel bestätigen; aber diese Regel und der aus ihr abzuleitende Schluß auf den Geist und das Verständniß der kunstgewerblichen Arbeit bei uns war so niederschlagend als möglich; um so mehr, da die Beobachtung gar nicht neu ist, und da schon so viele Anstrengungen zu gründlicher Abhilfe gemacht worden sind ohne sichtbar genützt zu haben. Ein Aufschwung der Kunstgewerbe-Institute war nach der zweiten Londoner und der letzten Pariser Ausstellung bei uns unverkennbar; der frische Eindruck von der Ueberlegenheit des französischen und des englischen Kunstgewerbes wirkte eine Zeit lang bei den Gewerken und wirkt fort in den theoretischen Unternehmungen zur Hebung unsrer feineren Industrie, aber auf die Dauer hat sich dort der alte Schlendrian wieder eingebürgert. Die schlechte Massenproduction verdrängte den

d by Google

Ehrgeiz tüchtiger und anständiger Leistung, der Stolz, das Beste zu liefern, ging immer mehr in dem socialistischen Prinzip unter, die Mittelmäßigkeit und Faulheit auf Kosten des Fleißes und Talents zu füttern. Und dazu kam als Beruhigungsmittel die Afterweisheit von dem Grundsatz der Arbeitstheilung, der in seiner Anwendung auf das höhere Gewerbe eine gefährliche Lüge ist. Gewiß ist nicht Allen Alles abzuverlangen; von den Völkern wird sich, je nach inwohnender Begabung oder nach Beschaffenheit der Naturerzeugnisse des bewohnten Bodens, welche bestimmte technische Zweige möglich machen und hervorrufen, das eine in dieser, das andere in jener Richtung ohne besonderes persönliches Verdienst auszeichnen; aber noch gewisser gilt der Satz: daß es für alle culturtragende Völker ebenso wie für jeden rechtschaffenen Menschen Anforderungen giebt, denen man sich schlechterdings nicht entziehen darf, wenn man nicht ehrlos sein will. In sittlichen Dingen giebt es keine Arbeitstheilung. Noch vor zehn Jahren waren die Gelehrten fast darüber einig, daß Deutschland keinen Beruf habe, eine politische Rolle zu spielen; seitdem wir uns auf uns selber besonnen haben, wissen wir, daß es nicht blos Irrthum, sondern Selbstentwürdigung war, aus der zufälligen Noth eine Tugend zu machen. Eben jetzt nun sind wir gerade hoch genug gestiegen, um uns rücksichtslos die Wahrheit einzugestehen und auch auf anderen Gebieten als dem politischen den Muth unsrer Pflicht wieder zu gewinnen, der uns leider nach vielen Richtungen verlassen will. Besonders auf dem der Kunstindustrie. Wenn aber die Wirkungen der bisherigen Weltausstellungen deshalb wenig nachhaltig gewesen sind, weil sie im Auslande stattfanden, wohin wir als Gäste nicht die ganze Kraft verlegen konnten, so war es von großer Wichtigkeit für uns, auch einmal beim nächsten Nachbar zu einem Turnier in die Schranken gerufen zu werden, bei dem wir in demselben lokalen Vortheil gegen Franzosen und Engländer waren, den sie bisher vor uns voraus hatten. Daß diese Gegenprobe auf die früheren Exempel in den Arbeitsgebieten, von welchen hier die Rede ist, dasselbe Resultat ergeben d. h. die Ueberlegenheit der Fremden dargethan hat, das kann und darf nicht vergessen noch auf die Dauer geduldet werden.

Was bedeutet für uns die Niederlage der Gewerbekunst? Zuerst eine Verkennung und Verleugnung unsrer Fähigkeiten. Man kann auf allen Straßen hören, daß wir den Franzosen — und sie sind es, denkwürdig genug, die eben jetzt trotz ihrer Milliardenschröpfung und trotz des häuslichen Elends, in dem sie der Krieg zurückgelassen, es uns abgewonnen haben — daß wir ihnen an Talent auf allen Gebieten des Geschmacks von Natur nicht gewachsen seien und daß in Folge dessen sich unsere Abhängigkeit der Mode und der feineren Industrie seit unvordenklicher Zeit festgesetzt habe. In Wahrheit aber ist es noch in der Erinnerung der Geschichte, da Ita-

Digitized by Google

lienter und Franzosen Baumeister und Bildhauer bei uns geholt haben, und da deutsche Kunstgewerke, insbesondere die Augsburger, den höheren Bedürfnissen der Franzosen genügten. Wir wissen freilich, warum sich das Blatt gewendet hat. Als der Krieg der 30 Jahre über uns hereinbrach, verwüstete er eine Welt von Wohlstand und Behagen, die soeben in der Ausbildung eines eigenthümlichen Stiles, jener edlen deutschen Renaissance, deren Spuren wir heute sammeln, sich einen eigenthümlichen und gesunden Formenleib geschaffen hatte. Und wenn wir in der That seit den Tagen der Einbürgerung des Jesuitenstils und des Roccoco in die Geschmacksbotmäßigkeit der Franzosen gekommen sind, so haben wir doch immer, und besonders in neuester Zeit, gern gehört und noch lieber geglaubt, daß eine große Masse grade der geschicktesten Kunsthandwerker in Frankreich Deutsche sind. Das Schlimme ist, daß wir uns bei der Thatsache dieses industriellen Reislaufens müssen: sie ziehen vor, nach unsrer Landsleute beruhigen, daß wir in den jüngsten Tagen wieder erleben Frankreich zurückzukehren, da es ihnen in der Heimath an Arbeit und genügendem Lohn gebricht.

Des weiteren aber bedeutet die Vernachlässigung des Kunstgewerbes einen ungeheuern wirthschaftlichen Fehler. Es bedarf nur eines Blickes auf den Wohlstand der Franzosen, um klar zu machen, von welcher Bedeutung das Kunsthandwerk für die Finanzen der Nation ist. Wollte man geringschätzig über die Leistungsgebiete überhaupt urtheilen, in denen sie uns überlegen sind, so bliebe immer noch die Thatsache, daß sie uns durch ihre kunstgewerblichen Erzeugnisse eine enorme Steuer auferlegen, daß wir ihnen vornehmlich durch diese Steuer einen guten Theil dessen wieder heim zahlen, was sie uns an Kriegskosten geleistet haben. Hier ist auch eines Einwurfes zu gedenken, der oft erhoben wird, um unser Zurückbleiben auf kunstgewerblichem Gebiete zu entschuldigen. Unser Volk, so heißt es, ist nicht reich genug, um eine ausgedehnte Luxusindustrie zu lohnen; eine gewisse Sparsamkeit, ja Kärglichkeit zeichnet das Leben und die Lebensformen des Deutschen aus, er wendet nicht so viel an sich wie der Franzose oder gar der Engländer. Das gilt für einen großen Theil unsrer Nation allerdings noch heute, aber wir wollen doch ja nicht verkennen, daß es in neuester Zeit anders geworden ist: und wenn die Luxus-Statistiker gefragt werden, dann stellt sich heraus, daß wir für fremde Modeerzeugnisse ungeheure Summen verschwenden. Wo aber eine Million für werthlose Dinge da ist, da muß wenigstens eine halbe für werthvolle zu erübrigen sein. Nehmen wir also nur diese für eine heimische Kunstindustrie in Anspruch, so ist schon viel gewonnen. Nur freilich ist es damit nicht abgethan, daß wir auf die unausrottbare französische Liebhaberei schelten; das beschämendste bleibt, daß die französische und englische Kunstindustrie nicht blos geschmackvoller, sondern auch gediegener arbeitet. Wir

Digitized by Goo

haben uns dergestalt in dem Selbstlob von der deutschen Gründlichkeit gefallen, daß wir darüber unsolid geworden sind.

Die Regierungen und die großen Gemeinwesen müssen aufgerufen werden, daß sie den Schaden, der uns nicht erst droht, sondern der schon da ist, wahrnehmen und abstellen. Zu einer Zeit schon, in welcher der Staat bei uns dergleichen Dinge wie Kunstgewerbe als unfruchtbare Allotria behandelte, hat er in Frankreich ein verständnißvolles Auge dafür gehabt und Mittel geschafft, um die Leistungsfähigkeit der Nation zu steigern. Der alten Tradition des Staatsinteresses dankt der Franzose seine ausgezeichneten Bildungsmittel auf diesem Gebiete. Die Unterstützung, welche alle Regierungen Frankreichs von je her den Wissenschaften und den Künsten gewährt haben, war kein Almosen wie es bei uns fast bis auf den heutigen Tag ist, sondern eine verständige Kapitalanlage. Während daher bei uns die systemlos gespendeten Gnadenpfennige wie Tropfen auf heißem Stein verdampfen, hat dort eine geordnete und reichliche Beisteuer die erstaunlichsten Zinsen getragen; und das Beispiel hat zugleich die Gebildeten und Begüterten der Nation dort zu ebenso ersprießlicher Nacheiferung angeleitet wie hier in unziemlichem Geize bestärkt.

Wenn aber lügnerische Selbstbescheidung und wirthschaftliche Vernachlässigung nicht schon sittliche Fehler wären, dann würden sie in ihren Folgen dazu werden. Und gegen die Anfänge dieser Folgen, gegen Indolenz und Geschmacksrohheit muß bei uns mit allen Mitteln gekämpft werden. Wie kann es geschehen? wie kann unsrem heruntergekommenen Kunstgewerbe der Ehrgeiz der Tüchtigkeit, die verlorene technische Zucht, der Stolz der Selbständigkeit und zugleich die Marktfähigkeit wiedergegeben werden?

Wir sind in der Lage der Engländer, als sie während der ersten Londoner Industrie-Ausstellung auf dem Gebiet der Kunstgewerbe, in deren heimischem Betriebe sie sich gedankenlos behagten, von den Franzosen vollkommen geschlagen wurden, aber wir sind leider noch nicht allgemein genug zu der Wahrhaftigkeit gekommen, mit welcher die Engländer damals das beschämende Resultat sich eingestanden. Es ist weltkundig, mit welcher Energie alsbald in England daran gearbeitet wurde, das Musterwürdigste zu sammeln, zu ordnen, zu beschreiben, lehrhaft zu verwerthen. Dem Kensington-Prinzip und den Gewerbeschulen verdankten die Engländer, daß sie trotz offenbar mäßiger Begabung auf dem ästhetischen Gebiet so schnell emporkamen. Uns fehlen zwar ihre ungeheuren Mittel, aber wir haben dafür die tüchtigere Anlage und den Vorzug, auf eine weit großartigere Thätigkeit der Vorfahren zurückblicken zu können als sie; der dritte Faktor, die Energie der Erkenntniß, sollte uns heute nicht mehr fehlen dürfen.

In ähnlicher Weise hat Oesterreich sich aufgerafft. Uns Norddeutschen

konnte es im letzten Sommer ebenso lehrreich — und beschämend werden, Wien zu sehen wie die Ausstellung. In der Schule einer außerordentlichen Bauthätigkeit, wie sie Wien entfaltet, sind viele Gewerke ansehnlich erstarkt, etliche — es mag nur an die Kunsttischlerei und die feinere Glasfabrikation erinnert werden — habe sich den besten fremdländischen ebenbürtig gemacht; Ergebnisse, die zu nicht geringem Theile zurückzuführen sind auf die erzieherische Wirkung des österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien, der musterhaften Schöpfung Eitelberger's die durch Anschauung und Lehre Mittelpunkt und Pflegerin der österreichischen Kunstindustrie geworden ist, wie man denn überhaupt das, was in Oesterreich für die Künste gethan wird, mit höchstem Lobe anerkennen muß. Wenn wir verständig nacheifern, dann wollen wir bekennen, daß uns der Bruderstaat auf diesem wichtigen Gebiete wieder einbringt, was er uns ehedem auf dem politischen verschuldet hat. Die Oesterreicher schließen heute ihre Weltausstellung allerdings mit einem starken Deficit, aber dasjenige, mit welchem wir Norddeutschen von dannen ziehen, ist größer; sie werden das Dutzend Millionen, das ihnen die Ausstellung gekostet hat, mit ihrer Kunstindustrie schon wieder einbringen, und wiederum wir werden es sein, die sie zum großen Theile zahlen; jedenfalls müssen wir noch mehr als diese Summen aufwenden, um uns zum Wetteifer mit ihnen fähig zu machen.

Wenn nicht England, so haben doch Frankreich und Oesterreich bewiesen, daß Kunst und Gewerbe ein gemeinsames Schicksal haben; was der einen zu Gute kommt, nützt auch dem andern. Wollen wir im Gebiete der Kunstindustrie auf die Höhe gelangen, die uns gebührt, so müssen wir fordern: 1) Monumentale Aufgaben des Staates für die bildenden Künste, 2) Verbreitung und Bereicherung der Gewerbe-Museen und der Gewerbe-Schulen, die ihre vornehmste Aufgabe in die Bildung der Mittelglieder zwischen Kunst und Gewerbe zu setzen haben, welche die Franzosen in den architectes-dessinateurs besitzen, jener Künstlerklasse, die durch Musterlieferung und Application unmittelbar in die Industrie eingreift, und deren Entwickelung bei uns einem socialen Elend steuern würde, welches in dem Kunstproletariat talentloser Akademiker liegt, die auf solche Weise zu lohnender Nützlichkeit gelangen können.

Aber der Gewerbekunst kann auf die Dauer nur geholfen werden, wenn Kunstfleiß und Opfermuth für tüchtige Leistungen auch ihren Lohn unverkürzt davon tragen. Fordern wir trotz des abschätzigen Urtheils über unser heutiges Kunstgewerbe den Musterschutz als eine Hauptbedingung für die Hebung der höheren Industrie, so könnte man ja zweifeln, ob das Vorhandene überhaupt des Schutzes werth sei? Was geschützt werden muß, ist der Ehrgeiz und das Interesse des Einzelnen am Gediegenen und Guten. Dieser

Digitized by Google

Einſchränkung der Verdienſtberechtigung auf den Erfinder haben die Franzoſen ihre beherrſchende Stellung auf dem Markte der Kunſtinduſtrie vornehmlich zu danken; ſie iſt ſo wenig ein Eingriff in die Gewerbefreiheit, als es die Bevorzugung des Talentes in der Welt überhaupt iſt; ſie ſtellt die Uebereinſtimmung zwiſchen Kunſt- und Geldintereſſe her und iſt darum ſchlechterdings unentbehrlich.

Noch eins endlich wird von Tag zu Tag ſtärkeres Bedürfniß: damit der maſſenhaften Entfremdung edlen Vorbilder-Materials Einhalt gethan werde, die uns ohnehin Arme noch immer ärmer, die Ausſtattung unſerer Gewerbe-Muſeen immer ſchwieriger macht, iſt eine Ausfuhr-Beſchränkung bezüglich der Kunſtwerke und kunſtgewerblichen Antiquitäten nothwendig. Die Verſchacherung des Lüneburgiſchen Rathsſchatzes, die wir mit Augen ſehen, ſchreit laut genug und iſt doch nur ein Fall unter vielen. Solcher klägliche Nützlichkeitsbarbarei in deutſchen Landen muß zur Beſchämung entgegengehalten werden, daß die Franzoſen nicht einmal zur Zeit der höchſten Erſchöpfung nach dem Kriege den Wegkauf werthvoller alter Gewerbserzeugniſſe geduldet, ſondern ihre Koſtbarkeiten — ſelbſt gegen das engliſche Geld — in den Auctionen faſt immer feſtgehalten habe. Schlimm genug, wenn wir eines Geſetzes bedürfen, wo ihnen patriotiſches Ehrgefühl denſelben Dienſt leiſtet. —

Wir haben von unſrem Deficit auf der Weltausſtellung geredet; wir wollen auch erfreuliche Ergebniſſe ſchätzen, die in der Zeit der Weltausſtellung auf dem Gebiete der Pflege des Kunſtgewerbes hervorgetreten ſind, und dürfen hier an den letzten Punkt der obigen Wehklage, an die Erhaltung muſtergiltiger Werke der Vergangenheit anknüpfen. Kann nicht Alles der Heimat erhalten und Nacheifernden vor Augen geſtellt werden, ſo muß die gediegene Abbildung und Beſchreibung die Unbill der Zeit und des Zufalls einſchränken, indem ſie das Vorzügliche und Muſterhafte wenigſtsns im Spiegel zum Gemeingut macht. Zu den verſchiedenen Unternehmungen, welche dieſen Zweck verfolgen, tritt eben jetzt ein neues, nach Haltung und Ausſtattung wohl das vornehmſte und geſchmackvollſte dieſer Art. Im Verein mit Prof. A. Gnauth in Stuttgart giebt Br. Bucher, Sekretär und Cuſtos am öſterreichiſchen Muſeum in Wien, eine illuſtrative Monatsſchrift „Das Kunſthandwerk“ heraus (Stuttgart, W. Spemann's Verlag), welche ſich das Ziel ſetzt, die muſtergiltigſten Arbeiten älterer Kunſtinduſtrie, vorzüglich aus Deutſchland, welche in Kirchen, Klöſtern, öffentlichen Gebäuden und Privatſammlungen verſtreut ſind, in wahrhaft künſtleriſcher Wiedergabe ans Licht zu ſtellen und auf dieſe Weiſe einen Anſchauungs- und Muſterſchatz zu gründen, der lehrhaft und geſchmackbildend für den Laien, anregend und brauchbar für den Techniker werden ſoll. Kann man aus ſolchen Händen

Digitized by Google

wie der genannten Herausgeber von vorn herein nur das Allerbeste erwarten, so bestätigen die 2 ersten Hefte, welche vorliegen, daß hier mit größter Sorgfalt und Sachkunde zu Werke gegangen wird, und bezüglich der Ausführung haben wir kein besseres Lob, als daß das „Kunsthandwerk" dem französischen Kunstjournal „l'art pour tous" würdig an die Seite zu stellen ist, von welchem es jedoch dadurch abweicht, daß es vorwiegend Holzschnitt anwendet; auch darin bildnerisch, denn die überaus subtilen Aufgaben, die es stellt, müssen wieder dieser Vervielfältigungkunst zu Statten kommen. Wir begrüßen das prächtige Werk mit Stolz als eine Musterleitung seiner Art und wünschen ihm im Interesse der Sache, der diese Zeilen gegolten haben, fröhliches Gedeihen. M. J.

Die Smidtfeier. Aus Bremen. — In den Verhandlungen, welche Preußen und Rußland im Sommer 1813 mit Oesterreich über dessen Beitritt zum Bunde gegen Napoleon pflogen, spielte die Herstellung der Unabhängigkeit der drei Hansestädte schon eine gewisse vornehme Rolle. Sie war unter den Friedensbedingungen, die Metternich dem französischen Kaiser stellen wollte. Es hatte demgemäß denn später auch grade keine große sachliche Schwierigkeiten, von den siegreichen verbündeten Monarchen Brief und Siegel über ihre selbständige Erhaltung zu erlangen. Aber desto größer war im Gedränge des fortdauernden Krieges anfangs die geschäftliche Schwierigkeit, bis zu ihnen zu gelangen, wenn man nichts war als der namenlose Rathsherr einer seit Jahren aus der Reihe der Staaten verschwundenen Stadt; erschwert noch durch den leidigen Umstand, daß Hamburg wegen seiner fortdauernden Behauptung durch den Marschall Davoust nicht officiell vertreten sein konnte und Lübeck geraume Zeit thatsächlich überhaupt nicht vertreten war.

Dieses Hinderniß einer frühzeitigen sichernden Anerkennung der hanseatischen Unabhängigkeit durch Zähigkeit und Geschick überwunden zu haben, war das große grundlegende Verdienst, auf welchem der damals vierzigjährige Bremer Senator Johann Smidt sich eine höchst bedeutende persönliche Stellung erbaute. Es gab ihm, wenn er denselben noch nicht eigentlich besaß, den leitenden Platz im Rathe seiner Vaterstadt; es verschaffte ihm Dank und Ansehen bei den anderen beiden „Hansestädten", durch Ehrenbürgerrecht und andere ähnliche Erweisungen bezeugt; es führte ihn in das Vertrauen der Stein, Metternich, Hardenberg, W. v. Humboldt u. s. w. ein, sodaß er auch auf dem Wiener Congreß wie nachher am Frankfurter Bundestage weit mehr erreichte und galt, als dem Vertreter einer kleinen Handelsrepublik inmitten einer monarchisch-aristokratischen Welt an und für sich zugefallen sein würde. Wesentlich dieses hohe individuelle Ansehen war es, was ihn bei der wichtigsten und dornenvollsten Unterhandlung seines Lebens, der-

Digitized by Google

jenigen, welche in die Gründung Bremerhavens auf einem von Hannover abgetretenen Stück Landes auslief, über alle Anstände am Ende glücklich hinwegbrachte. Die letzten Bedenken gegen eine Abtretung von Land und Leuten schwanden erst, als Smidt im Sommer 1826 bei dem damals Hannover regierenden Grafen Münster auf dem Schlosse Derneburg im Hildesheimischen zu Gaste war. Irgend einem anderen Staatsmitgliede würden schon die in Hannover die Verwaltung führenden Minister und Cabinetsräthe schwerlich so willfährig entgegengekommen sein.

Es war daher uns Bremern gewiß nicht zu verdenken, wenn wir den hundertjährigen Geburtstag des 1857 verstorbenen Mannes nicht ungefeiert vorübergehen lassen wollten. Die Feier ist in der schlichtesten und doch in einer sehr würdigen Weise vollzogen worden. Der Staat als solcher hat sich ihrer, Smidt's eigenen oft wiederholten Lehren von der Unpersönlichkeit republikanischer Staatsleistungen eingedenk, gar nicht angenommen. Es ist auch kein Denkmal in den Grund gesenkt oder enthüllt worden. Nichts weiter geschah, als daß sich hier in drei geräumigen Lokalen ebenso viele allerdings sehr zahlreiche Festversammlungen andächtig um einen der Aufgabe gewachsenen Redner schaarten, und daß in Bremerhaven, der Tochterstadt nicht sowohl Bremens als Smidt's, eine bedeutungsvolle kirchliche Feier hinzukam. Dort ist denn die Idee eines dem Stadtgründer noch erst zu errichtenden Denkmals ausgesprochen und hier von einem der Festredner angeregt worden, ob die bereits vorhandene Marmorstatue von Steinhäuser's Hand nicht aus der Ecke des Rathhaussaals an einen öffentlichen Platz hervorzuziehen sei.

Vom Hamburger Senat und von der Lübecker Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit liefen Bezeugungen herzlicher Theilnahme ein. Es hätte auch auffallen müssen, wenn man dort gänzlich kalt und stumm geblieben wäre.

Aber da wir in einer Epoche des praktisch motivirten Heroen-Cultus leben, so bleibt begreiflicher Weise nicht aus, daß das Verdienst des einen Mannes mitunter übertrieben, und auf sein Haupt Ehren gehäuft werden, welche einer Mehrheit oder Gesammtheit zukommen. Man kann es nicht als einen historisch beglaubigten Ausspruch ansehen, wenn Smidt etwa schlechthin der Retter der hansestädtischen Selbständigkeit genannt wird. Es bleibt ihm wahrhaftig auch Verdienst genug, wenn er es nur gewesen ist, der durch unermüdliche Verfolgung seines Auftrages 1813/14 die Bestätigungsurkunden eintrieb, ehe die Auseinandersetzungen des Pariser Friedensschlusses und des Wiener Congresses begannen, und der dann später für die Dauer die bürgerlichen Hansestädte auf dem Fuße voller Gleichberechtigung in das monarchische deutsche Concert einführte, ohne jemals ihr Freiheitsbewußtsein und ihr

Digitized by Google

Bürgerthum preiszugeben. Ebenso einseitig wäre es, wollte man annehmen, ohne Smidt's zweite große That wäre der Weser-Handel zu gar keiner höheren Entwicklung gelangt, sondern noch heute auf dem Standpunct der Ems-Häfen oder wenig darüber hinaus. Hätte Bremen das nördliche Geeste-Ufer nicht erlangt, so würden die dortigen schwache Keime eines Seehafens darum doch nicht in alle Ewigkeit unentwickelt geblieben sein. Bremen selbst hätte dafür auch unter fortdauernder Hoheit Hannovers das Seinige thun müssen und gethan; oder, wenn es sich leichter mit Oldenburg verständigt haben sollte, würde dann dem soviel weiter aufwärtsliegenden oldenburg-bremischen Brake das hannoversche Geestemünde, in den ersten dreißiger Jahren erbaut, eine ganz andere Concurrenz bereitet haben, als ein Menschenalter nachher dem vollaufgeblühten bremischen Bremerhaven, neben welchem es nun nur noch die Bedeutung eines lächerlichen commerciellen Zwinguri hatte. Wenn übrigens in Stadt und Provinz Hannover die krankhafte Stimmung, aus welcher das heutige Geestemünde entsprang, noch immer nicht ganz verraucht sein sollte, so mag die Smidt-Feier mit den Gedankengängen, welche dieselbe anregt, etwas dazu beigetragen haben, sie vollends in ihr verdientes Nichts aufzulösen. Die hannoverschen Staatsmänner von 1825—27, Münster und Rose vor Allen, waren Männer von ganz anderem Kaliber als ihre Nachfolger unter dem eingebildeten letzten Welfen-König, und haben sich sicherlich besser auf die wahren Interessen ihres Landes verstanden.

Man kann es nicht zufällig finden oder als ein ganz außerordentliches, gar nicht zu erwartendes Glück preisen, daß Bremen 1813 und 1825 unter seinen Rathsherrn einen Mann wie Smidt vorfand. Reichen doch vorher wie nachher Mehrere nahe genug an ihn hinan. Die alten Familien der Stadt sind überhaupt eine politisch hochbegabte Rasse, wie aus der älteren Zeit z. B. Georg und Heinrich Gröning, aus der Zeit nach Smidt Duckwitz, H. H. Meier und Otto Gildemeister beweisen. Man glaubt auch fast dem Geheimniß dieser sich solange fortpflanzenden Befähigung zu erfolgreichem Dienste des Staats in die Falten zu blicken, wenn man in der Festrede des Letztgenannten auf seinen großen Vorgänger mit der Innigkeit tiefer Ueberzeugung hervorgehoben findet, daß nicht Gaben des Geistes oder einzelne großartige Leistungen so sehr den alten Smidt zum Gegenstande der langnachhaltenden Verehrung seiner Landsleute zu machen verdient hätten, als vielmehr ausgezeichnete bürgerliche Tugenden, auf welche seine Leistungen und Geistesgaben dann nur in höherem Grade die Aufmerksamkeit gelenkt. Bremen hat das große Glück, für volle unzersplitterte Hingebung seiner Söhne weder zu groß und weltstädtisch gemischt noch allzu unbedeutend oder herabgekommen zu sein. Seine lange staatliche Isolirung, für

Digitized by Google

die umgebenden dünnbevölkerten und ſchwach entwickelten Gebiete ohne Zweifel das Gegentheil eines Segens, hat in ihm ſelbſt doch, da das Bundesverhältniß in Deutſchland einerſeits und der Seeverkehr andererſeits die Pforten nach außen hin offen hielt, eine merkwürdige Fülle von Kraft auf engſtem Raume in Thätigkeit geſetzt. In der friſchen und energiſchen Ergreifung weltbürgerlicher oder nationaler Aufgaben hat Bremen ſich moraliſch emporgehoben und ſelbſt ſeine näheren Umgebungen mit der Zeit für die ihnen zugefügte Entkräftung ſchadlos gehalten. Im neuen Reiche iſt jedoch nun auch die ſtaatliche Iſolirung virtuell aufgehoben. Beide Theile haben jetzt ein mit Händen zu greifendes Intereſſe daran, daß ihre Conſequenzen ſo raſch wie möglich verſchwinden und die Stadt anfange mit ihrer ländlichen oder kleinſtädtiſchen Nachbarſchaft in alle Arten natürlicher Wechſelwirkungen zu treten.

In der hieſigen Smidt-Feier überwog, wie billig, der Hinweis und Rückblick auf ſeine ältere, thatenvollere Zeit. In dem ſo viel jüngeren Platze Bremerhaven kam aber wenigſtens eins aus der ſpäteren Zeit zu voller Würdigung, ſeine Einpflanzung evangeliſcher Union dort in den jungfräulichen Boden. Indeſſen iſt dies auch die einzige kirchliche Schöpfung des ehemaligen Theologen geblieben. Als er hätte weiter gehen und ſeinen mächtigen Einfluß für eine repräſentative Geſammtverfaſſung der Kirche nach Oldenburgs nahem Vorgang aufbieten ſollen, war er erſtens wohl ſchon zu alt, und zweitens im Innern muthmaßlich abgehalten durch die Erinnerung an den unangenehmen Dulon'ſchen Handel, in welchem das unbeſchränkte Kirchenregiment des Senats den Vorwand hatte herleihen müſſen zur Entfernung eines politiſchen Revolutionärs, der dem wiederhergeſtellten Bundestage wie den reactionären Nachbarregierungen als ſolcher Anſtoß erregte. Die Kirchenverfaſſungsaufgabe, heute dringlicher als je, wenn auch vielleicht vorzugsweiſe aus allgemeinen nationalpolitiſchen Motiven und aus der Rückſicht weiſer Vorſorge, hat er demnach ſeinen Nachfolgern hinterlaſſen. Wünſchen wir ihnen dafür ſeine Initiative und Energie; die Bahn finden ſie ja bei weitem geebneter.

Die heſſiſchen Wahlen. Aus Kaſſel. — Die heſſiſchen Wahlen zum Abgeordnetenhauſe haben diesmal mehr Aufſehen erregt als ſonſt. Seit langer Zeit war man gewohnt, mit großer Sicherheit auf faſt durchgängig liberale Abgeordnete dieſes Landestheils zu rechnen. Um ſo größeres Aufſehen erregte es ſelbſt in Heſſen, daß die reichsfeindlichen Parteien ſelbſt hier aufzutreten begannen. Es geſchah dies vorſichtig durch klug berechnete Anregung zur Bildung einer Partei ſogenannter Agrarpolitiker, welche, ohne Rückſicht auf politiſche Parteiunterſchiede, gewiſſe chimäriſche Ziele mit über-

Digitized by Google

raſchender Kühnheit und Schroffheit geltend zu machen ſuchte. Daß der von ihnen etwa Gewählte mit ſeinen Plänen in Berlin ganz vereinzelt ſein würde, ſtand von vorn herein feſt; die Gefahr lag nur darin, das derſelbe es dort mit den Ultramontanen halten würde. Es wäre ein Irrthum, zu glauben, daß die ländlichen und landwirthſchaftlichen Intereſſen in Heſſen durch die Geſetzgebung beſonders benachtheiligt ſeien; im Gegentheil haben grade dieſe ſelbſt in kurfürſtlicher Zeit ſich ſeit lange einer größeren Begünſtigung zu erfreuen gehabt als die Intereſſen anderer Stände, wie auch vormärzliche Miniſter ihre Abweiſung von Neuerungen zum Theil auf den Satz zu ſtützen liebten, Heſſen ſei ein lediglich ackerbautreibender Staat. Die Entlaſtungen des Bodens wurden ſchon bald nach der Verfaſſung von 1831 in umfaſſender Weiſe in Angriff genommen und kaum giebt es eine Einrichtung in Heſſen, welche allgemein anerkanntermaßen von größerem Segen geweſen iſt als die zur Ausführung jenes Zweckes 1832 errichtete Landescreditkaſſe. Die übrigen Hauptwünſche der Landwirthe, die Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden ſowie die Verkoppelung der Grundſtücke, mußten freilich ſehr lange auf Erfüllung warten; allein der erſtere dieſer Wünſche ward, nachdem dieſes Jagdrecht ſchon 1848 aufgehoben, 1854 aber von Haſſenpflug wiederrechtlich hergeſtellt war, 1864 erfüllt, und die Einleitung der Separation war, in Verbindung mit der Aufhebung des Güterſchluſſes im Fulda'ſchen und Hanau'ſchen, eine der erſten Maßregeln (13. Mai 1867) nach der Einverleibung. Freilich brachte dieſe dagegen die höheren Steuern, welche lange einen Hauptgrund von politiſcher Verſtimmung in mehr als einem Berufsſtande bildeten, aber die doppelte Abgabe vom Grundbeſitz war doch nicht ſo drückend, daß dieſe zu jener ſeltſamen Parteibildung hätte beſtimmen können.

Der wahre Anlaß, letztere hervorzurufen war in einer beſonderen Verſtimmung der Großgrundbeſitzer gegeben, welche den Wegfall ihrer in der Reactionszeit der 1850er Jahre geſchaffenen Vorrechte nicht verſchmerzen konnten. Während nämlich das 1849 zu Stande gekommene Wahlgeſetz die Höchſtbeſteuerten als conſervatives Element in die Landesvertretung eingeführt hatte, ſchuf Haſſenpflug in dem zu ſeiner proviſoriſchen Verfaſſung von 1852 gehörenden Wahlgeſetze die Wählerclaſſe der mindeſtens 200 Acker beſitzenden Großgrundbeſitzer. Durch deren Vertreter wurde, da der heſſiſche Adel nicht ſehr begütert iſt, das ländliche Element in der 2. Kammer der 1850er Jahre außerordentlich verſtärkt. So kam es, daß ländliche Großgrundbeſitzer faſt 10 Jahre lang einen großen politiſchen Einfluß, und nicht zum Nachtheil ihres Standes übten. Sie behielten ihr Vorrecht auch in der Verfaſſung vom Mai 1860, wagten dann freilich nicht, ſich der Betheiligung an den Beſtrebungen zur Herſtellung der Verfaſſung von 1831 zu entziehen,

Digitized by Google

bildeten aber 1860 und 1861 ein großes Hinderniß für das Verlangen der liberalen Partei, in die Herſtellung des Verfaſſungsrechts jenes Wahlgeſetz von 1849 mit einzubegreifen. So bei den Wahlen zu der Kammer, welche ſich dreimal für incompetent erklärte und bei deren Erklärungen. Die Entſcheidung dieſer damals faſt zur Höhe der deutſchen Frage hinaufgeſchraubten Wahlgeſetzſache würde ohne jene Oppoſition weit raſcher in correctem Sinne erfolgt ſein. In der legalen Kammer der Jahre 1862—66 machten die Großgrundbeſitzer, obwohl nicht mehr als ſolche gewählt, mit ihrem faſt ſtets aus denſelben Perſonen beſtehenden großen ländlichen Anhange ihren Einfluß oft in bedeutendem Maße gegen das gebildetere Element geltend, das ihnen oft einen ſtörenden Genoſſen bildete, und bald halfen ſie dem einen, bald dem andern der beiden Theile der liberalen Abgeordneten zum Siege. Als es ſich ſodann 1867 um die Gründung einer communalſtändiſchen Landesvertretung handelte, waren es die Großgrundbeſitzer, welche in den Verhandlungen der heſſiſchen Vertrauensmänner zu Berlin die Einführung der in Heſſen längſt antiquirten Vertretung nach Ständen durchſetzten. Gab dieſer Rückſchritt eine neue Stütze ihres Einfluſſes in heſſiſchen Angelegenheiten ab, ſo ſahen ſie ſich im preußiſchen Abgeordnetenhauſe ohne beſonderen Einfluß und darauf angewieſen, der national-liberalen Partei zu folgen. Aber für große Geſichtspunkte von demſelben geringen Verſtändniß wie in kurfürſtlichen Zeiten, begannen ſie, kleinere Landwirthe zu einer über die Lage verhältnißmäßig geringfügiger Angelegenheiten verſtimmten Oppoſition heranzuziehen.

Ungeheuerlich war der Unverſtand, mit welchem ſeit etwa zwei Jahren große und kleine Landwirthe in Heſſen, meiſt um dem Steuerdrucke zu entgehen, ihre Lage verbeſſern zu können wähnten. Das Organ des von ihnen gegründeten Bauernvereins, die „Bürger- und Bauern-Zeitung", erwartete alles Heil von hypothecirtem Papiergelde und dergl., verleumdete die National-Liberalen, von denen „all' der jetzige Schwindel und das Unglück der Bauern" komme. Bezeichnend iſt namentlich die gänzliche Unkenntniß, welche die Agrarier über die Bedeutung der kirchlichen Fragen zur Schau trugen. Es handelte ſich, ſagte jenes Blatt, in den Parlamenten jetzt gar nicht „um Religion", ſondern um die Exiſtenz des Bauernſtandes: es gebe überhaupt nur 3 Parteien: Adel oder Großgrundbeſitz, Bürger und Bauern. Wo ſolcher Unverſtand herrſchte, da konnte ein Riendorf es noch einmal wagen, ſeine Netze auszuwerfen, gleichmäßige Vertheilung der Steuern, Anrechnung der Grundſteuer für den Landwirth als Einkommenſteuer und dergl. als Forderung aufzuſtellen und — den ultramontanen von Schorlemer-Alſt aus Weſtphalen als Wahlcandidaten zu empfehlen. Daß der noch kurfürſtlich geſinnte Theil des heſſiſchen Adels ſich mit den Agrariern vereinigte und

Digitized by Google

die Bilmaraner für dieselben agitirten, konnte nicht auffallen, eine wahrhaft traurige Erscheinung aber war es, daß alle 3 ländliche Bürgermeister, welche seit vielen Jahren in der Landesvertretung zu einer Bedeutung in Hessen gelangt waren, zu den Agrariern übergingen. Man hat in Hessen schon viele Fälle starken Farbenwechsels hervorragender Personen erlebt, aber kaum eine, welche so frappirte, als die entschiedene Lossagung des Herrn Hellwig von der national-liberalen Partei, zu deren eifrigsten Vorkämpfern er von jeher gehörte.

So besorgnißerregend die Bewegung wurde, so befriedigend ist der Ausfall der Wahlen. Die Agrarier sind in keinem der sechs Wahlbezirke, in welchen sie Candidaten aufstellten, durchgedrungen. In einem dieser Bezirke waren die entscheidenden Wahlmänner so erzürnt über ihren bisherigen Vertreter Hellwig, daß sie ihm einen altpreußischen Landrath vorzogen. Ein solcher ist auch in Marburg wiedergewählt, wo man früher bei den Wahlen aus einem Extrem in's andere fallend, schon seit einiger Zeit die Wahl des jeweiligen Landraths als Mittel zu behandeln pflegt, um über kleinliche Streitigkeiten hinaus zu kommen. Im Hanau'schen hat sich vor den Wahlen die Vereinigung der sogenannten Constitutionellen mit den seit 1848 von ihnen getrennten „Demokraten" vollzogen, deren Scheidung zur Zeit des Verfassungsstreites so viele Schwierigkeiten bereitete. In Folge dessen ist dort der ultramontane v. Savigny unterlegen. Im Fulda'schen sind zwar wiederum 2 Clerikale gewählt, allein es sind dort diesmal die Liberalen mit weit mehr Selbstvertrauen und Kühnheit aufgetreten als zuvor, sodaß zu hoffen ist, es werde bei fortgesetztem Eifer der Liberalen auch hier dereinst das Feld den Clerikalen entzogen werden. So tragen die Wahlen in Hessen reichlich bei zu dem im Ganzen sehr befriedigenden Gesammtresultate der neusten Abgeordnetenwahlen. —n.

Historische Commission.

Secretariats-Bericht.

Die diesjährige Plenarversammlung der historischen Commission wurde in den Tagen vom 20. bis 23. October abgehalten. Von den auswärtigen Mitgliedern nahmen außer dem Vorsitzenden, Geheimen Regierungsrath v. Ranke aus Berlin, die Professoren Dümmler aus Halle, Hegel aus Erlangen, v. Sybel aus Bonn, Waitz aus Göttingen, Wegele aus Würzburg und Weizsäcker aus Straßburg an den Verhandlungen Antheil; von den einheimischen Mitgliedern betheiligten sich der Vorstand der k. Akademie der Wissenschaften, Reichsrath v. Döllinger, Oberbibliothekar Föringer, die

Digitized by Google

Professoren Cornelius und Kluckhohn, Geheimer Cabinetsrath a. D. Freiherr v. Liliencron, Reichsarchivdirector v. Löher, Reichsarchivrath Muffat und der ständige Secretär der Commission Geheimrath v. Giesebrecht.

Der Vorsitzende gedachte in der Rede, mit welcher er die Versammlung eröffnete, der großen Verluste, welche die deutsche Geschichtswissenschaft in den letzten Jahren durch das Abscheiden Georg Ludwigs v. Maurer und Friedrichs v. Raumer erlitten hat, indem er Beide in ihrer politischen und literarischen Thätigkeit characterisirte. Worte dankbarer Erinnerung widmete er Justus v. Liebig und Wilhelm v. Dönniges, die sich um die Begründung der Commission besondere Verdienste erworben hatten, und schloß mit einer eingehenden Würdigung Christoph Friedrichs v. Stälin, dessen kürzlich erfolgter Tod in der Commission, zu deren thätigsten Mitgliedern er zählte, eine schwer auszufüllende Lücke gelassen hat.

Ueber die Geschäfte des abgelaufenen Jahres erstattete darauf der Secretär den statutenmässigen Bericht. Es sind abermals für die Zwecke der Commission zahlreiche Archive und Bibliotheken durchforscht worden, und sind diese Arbeiten von den hiesigen und auswärtigen Behörden mit derselben Zuvorkommenheit und Liberalität unterstützt worden, welche die Commission schon so oft dankbar anzuerkennen hatte. Alle Unternehmungen sind in ununterbrochenem Fortgang, und die Hemmnisse, welche einzelne Publicationen durch die Arbeitseinstellung in den Druckereien erfuhren, jetzt beseitigt. Trotz jener Hemmnisse haben seit der vorjährigen Plenarversammlung im Druck vollendet und dem Buchhandel übergeben werden können:

1) Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Bd. XIII. Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz von Dr. Eduard Zeller.
2) Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. Bd. X. Die Chroniken der fränkischen Städte. Nürnberg. Bd. IV.
3) Briefe und Akten zur Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Bayerns Fürstenhaus. Bd. I. Beiträge zur Reichsgeschichte 1546—1551. Bearbeitet von August v. Druffel.
4) Bayerisches Wörterbuch von J. Andreas Schmeller. Zweite, mit des Verfassers Nachträgen vermehrte Ausgabe, bearbeitet von G. Karl Frommann. Lieferung VIII. und IX.
5) Forschungen zur deutschen Geschichte. Bd. XIII.

Weit vorgeschritten sind im Druck, so daß baldige Publication zu erwarten steht, folgende Werke:

1) Deutsche Reichstagsakten. Band II, herausgegeben von Professor J. Weizsäcker.
2) Briefe und Akten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges in den

Digitized by Google

Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher. Bd. II, bearbeitet von Professor M. Ritter in Bonn.

3) Geschichte der Wissenschaften. Bd. II. Abth. 2. Die zweite Hälfte der Geschichte der Chemie in der neuern Zeit vom Geheimen Hofrath H. Kopp in Heidelberg.
4) Die Recesse und andere Akten der Hansetage von 1256—1430. Bd. III, herausgegeben von Dr. K. Koppmann in Hamburg.
5) Jahrbücher der deutschen Geschichte. Die Geschichte Kaiser Heinrichs III, bearbeitet von Professor E. Steindorff in Göttingen. Erster Band.

Die Berichte, welche von den Leitern der einzelnen Unternehmungen im Verlaufe der Verhandlungen erstattet wurden, gaben von dem Fortschritt der Arbeiten nach allen Seiten erwünschte Kunde.

Die Geschichte der Wissenschaften wird zunächst eine sehr erfreuliche Erweiterung erhalten, da die Geschichte der Nationalöconomie vom Geheimen Rath W. Roscher in Leipzig jetzt der Presse übergeben werden kann.

Von der großen unter Professor Hegels Leitung veranstalteten Sammlung der deutschen Stadtchroniken hatte der Druck des fünften Bandes der Nürnberger Geschichten, gleich dem vierten von Professor v. Kern in Freiburg bearbeitet, schon vor längerer Zeit begonnen, mußte aber wegen schwerer Erkrankung des Bearbeiters unterbrochen werden. Auf diesen Band werden zwei Bände Cölnischer Chroniken folgen, von denen der erste, von Dr. H. Cardauns und Dr. C. Schröder bearbeitet, im nächsten Jahre gedruckt werden soll. Wenn die seit langer Zeit erwartete neue Ausgabe der Lübeckischen Chroniken noch immer nicht der Presse übergeben werden konnte, so liegt der Grund in den vielen Amtsgeschäften des Herausgebers, Professor Mantels in Lübeck, doch ist zu hoffen, daß ihm die Muße zum Abschluß seiner Arbeit jetzt gewährt werden wird.

Dem im Druck fast vollendeten zweiten Band der deutschen Reichstagsakten wird sich der dritte alsbald anschließen; derselbe wird die Anfänge König Ruprechts betreffen, auf dessen spätere Zeiten sich der vierte Band beziehen wird. Die Arbeiten für die Regierungen Kaiser Sigmunds und Albrechts II sind durch Bibliothekar Dr. Kerler in Erlangen so weit gediehen, daß auch der Druck der Akten dieser Periode für die nächsten Jahre in Aussicht genommen werden kann. Inzwischen werden durch Dr. Fr. Eberard in Straßburg die Vorarbeiten für die Akten in der Zeit Kaiser Friedrichs III gemacht, um sich künftig unmittelbar an den Abdruck der Akten Albrechts II anzuschließen. Nach den Mittheilungen des Leiters dieser großen Unternehmung, Professor J. Weizsäcker, stehen dem rascheren Fortgange desselben keine Hindernisse mehr im Wege.

Digitized by Google

Die Sammlung der Hansereceſſe iſt durch die von Dr. Koppmann im vorigen Spätjahre unternommene Reiſe nach den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen erheblich bereichert worden; augenblicklich befindet ſich Dr. Koppmann auf einer archivaliſchen Reiſe in den Niederlanden. Die Bearbeitung des vorhandenen Materials wird ununterbrochen fortgeſetzt und wird ſich an den Druck des dritten Bandes ſogleich der des vierten anſchließen.

Die Jahrbücher der deutſchen Geſchichte werden demnächſt um mehrere Bände vermehrt werden. Von der Geſchichte Ludwigs des Frommen, bearbeitet von Dr. Simſon in Berlin, hat der Druck des erſten Bandes begonnen. Der Schlußband der Geſchichte Heinrichs II, bearbeitet von Dr. H. Breßlau in Berlin, iſt zum größern Theil vollendet und wird bald dem Druck übergeben werden können. Die Geſchichte der Regierungen Lothars und Konrads III hat Dr. W. Bernhardi in Berlin übernommen. Zu beſonderer Freude gereicht es der Commiſſion, das Profeſſor Dümmler die durch den Tod Rud. Köpkes unterbrochenen Arbeiten für die Geſchichte Ottos des Großen wieder aufgenommen hat und der Bearbeitung dieſer wichtigen Periode für die Jahrbücher zunächſt ſeine Kraft widmen wird.

Auch die Arbeiten für die Wittelsbachſche Correſpondenz ſind wieder nach allen Seiten gefördert worden. Für die ältere pfälziſche Abtheilung iſt Dr. Fr. v. Bezold unter Beihülfe des Profeſſors Kluckhohn thätig geweſen und hat aus dem hieſigen Staatsarchiv und der hieſigen Hof- und Staatsbibliothek bereits ein ſehr reiches Material für die Correſpondenz Johann Kaſimirs gewonnen. Für die ältere bayriſche Abtheilung, welche unter Leitung des Reichsarchivdirectors v. Löher ſteht, wird Herr Dr. A. v. Druffel die begonnenen Arbeiten ohne Unterbrechung fortſetzen. Für den zweiten Band, welcher die Beiträge zur Reichsgeſchichte 1552—1555 enthalten ſoll, liegt das Material reichlichſt vor und wird von demnächſt zu unternehmenden archivaliſchen Reiſen noch weitere Ausbeute erwartet. Inzwiſchen haben ſich zahlreiche Nachträge zum erſten Bande theils aus den hieſigen Archiven, theils durch Nachforſchungen in Trient und Caſſel ergeben; auch haben wegen des Umfangs, welchen der erſte Band gewonnen hat, die früher für einen Anhang dieſes Bandes beſtimmten größeren Aktenſtücke, Protokolle, Mémoires u. ſ. w., vorläufig zurückgelegt werden müſſen. Es iſt die Abſicht, dieſe Ergänzungen im dritten Bande mit den gleichartigen Stücken für die Zeit von 1552 bis 1555 zu publiciren, und wird der Druck der erſten Abtheilung dieſes Bandes ſchon im nächſten Jahre erfolgen können. Die Arbeiten der älteren pfälziſchen Abtheilung, von Profeſſor Cornelius geleitet, ſind durch Veränderungen der amtlichen Thätigkeit des Profeſſors M. Ritter mehrfach beeinträchtigt worden, doch ſind die Arbeiten für den dritten Band ſoweit gefördert, daß der Druck deſſelben faſt unmittelbar nach Vollendung des zweiten Bandes wird beginnen können. Die dem Dr. Baumann übertragenen Arbeiten ſind durch deſſen Berufung au das fürſtl. Fürſtenbergiſche Archiv zu Donaueſchingen unterbrochen worden. Für die jüngere bayiſche Abtheilung, ebenfalls von Profeſſor Cornelius geleitet, war Dr. Stieve* auch in dieſem Jahre unausgeſetzt thätig. Das bereits angeſammelte Material wurde vermehrt und geordnet; nach Ausführung einiger archivaliſchen Reiſen ſoll der erſte Band dieſer Abtheilung zum Druck fertig geſtellt werden.

Die Hoffnung, mit dem Regiſter die große Sammlung der deutſchen

Weisthümer schon in diesem Jahre abzuschließen, hat sich nicht erfüllt. Zur Richtigstellung der Texte mußten mehrere Reisen unternommen werden, welche die Vollendung aufhielten. Doch ist gegründete Aussicht vorhanden, daß der Druck des Registerbandes, von Professor R. Schröder in Würzburg unter Mitwirkung des Professors Birlinger in Bonn bearbeitet, im nächsten Jahre ausgeführt werden und damit dieses Unternehmen zum Abschluß gelangen wird. Auch die neue Ausgabe des Schmellerschen Wörterbuchs wird voraussichtlich im nächsten Jahre vollendet werden können.

In der Redaction der Zeitschrift: „Forschungen zur deutschen Geschichte" ist durch Stälins Tod eine Lücke entstanden, welche durch Professor Dümmler ausgefüllt wurde. Die Redaction wird demnach in Zukunft aus den Professoren Waitz, Wegele und Dümmler bestehen.

Der Druck des ersten Bandes der allgemeinen deutschen Biographie wurde im Anfange dieses Jahres begonnen, mußte aber theils wegen der Arbeitseinstellung in der Druckerei, theils wegen einer schweren Erkrankung des Redacteurs, Freiherrn von Liliencron, bald unterbrochen werden. Diese Unterbrechung war insofern dem Unternehmen förderlich, als noch einmal das ebenso umfangreiche wie schwierige Werk nach allen Seiten hin in reifliche Erwägung gezogen werden konnte. Es stellte sich dabei heraus, daß die bisher dem Redacteur aufliegende Geschäftslast eine übermäßige sei, und es trat deshalb nach dem Beschluß der Commission Professor Wegele in die Redaction ein, um die der politischen Geschichte angehörigen Artikel zu redigiren.

Je weiter sich die Unternehmungen der Commission ausgedehnt haben, desto mehr mußte sich ihr das Bedürfniß aufdrängen, sich nach den schweren Verlusten, die sie in letzter Zeit zu beklagen hatte, wieder von Neuem zu ergänzen. In der vorgeschriebenen Weise wurden deshalb mehrere deutsche Geschichtsforscher von anerkannten Verdiensten gewählt und Seiner Majestät dem Könige zu Ernennung zu Mitgliedern der Commission in Vorschlag gebracht.

Bekanntlich werden im Augenblick über die zukünftige Leitung der Monumenta Germaniae historica Verhandlungen gepflogen. Die Direction derselben wird, welche Gestalt sie auch gewinnen mag, vielfach auf ein Zusammenwirken mit der historischen Commission sich hingewiesen sehen, deren Aufgaben zwar zum Theil andere sind, sich aber auch vielfach mit denen berühren, welche jener Direction gestellt werden müssen. Auch in diesem Betracht stellt sich der Fortbestand der Commission, welche so viele und so große Interessen der deutschen Geschichtswissenschaft vertritt, über die ihr zunächst gesetzte Frist hinaus als höchst wünschenswerth dar, und die Commission selbst glaubte der Hoffnung Raum geben zu dürfen, daß es an den Mitteln nicht fehlen werde, um der Schöpfung König Maximilians II., welche seines königlichen Sohnes Huld und Freigebigkeit gepflegt und die sich bisher für die deutsche Wissenschaft so segensreich erwiesen hat, dauernden Bestand zu sichern.

Ausgegeben: 14. November 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Pflicht des Staats gegenüber der Auswanderung.

Bekanntlich sind in jüngster Zeit im Schoße des landwirthschaftlichen Ministeriums zu Berlin Berathungen darüber gepflogen worden, wie dem Mangel an ländlichen Arbeitern, über welchen von den pommerschen und preußischen Gutsbesitzern so laute Klage erhoben wird, abzuhelfen sei. Für diese Noth wird wie man sich aus den Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses zu Anfang dieses Jahres erinnern wird, in erster Reihe die Auswanderung verantwortlich gemacht, die namentlich in den östlichen Bezirken Preußens mehr und mehr zugenommen hat. Nach amtlichen Ermittelungen betrug die Zahl der Auswanderer aus der Provinz Pommern im vorigen Jahre 10685, der aus der Provinz Preußen gar 15232 Personen. Es ist daher begreiflich, daß bei der Berathung über die Mittel zur Abwendung des Arbeitermangels die Frage, ob und wie etwa die Auswanderung zu bekämpfen sei, eine Hauptrolle gespielt hat.

Welches das Ergebniß dieser Verhandlungen gewesen, darüber verlautet noch nichts. Doch wird man nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die vor Kurzem erlassene preußische Verfügung, durch welche alle Auswanderungsagenten und Werbeemissäre, die nicht im Besitze der deutschen Reichsangehörigkeit sich befinden, des Landes verwiesen werden, die erste an die Oeffentlichkeit tretende Frucht dieser Berathungen ist.

Es sollte uns leid thun, wenn man von dieser Frucht auf die übrigen schließen müßte. Denn wir halten alle jene gegen die Auswanderung oder die Auswanderer gerichteten Polizeimaßregeln für unnütz nicht nur, sondern geradezu für verkehrt. Die Besorgniß aber, daß in der That in Preußen der Wind aus dieser Richtung wehen könnte, erscheint um so ernster, wenn man bedenkt, daß die deutsche Gesetzgebung voraussichtlich schon in der nächsten Reichstagssession mit der Auswanderung, deren Regelung nach Art. 4 der Verfassung zur Competenz des Reichs gehört, sich beschäftigen wird, und daß die preußische Regierung vermöge ihres Gewichts leicht im Stande ist, dieser Gesetzgebung den Stempel aufzudrücken. Es ist deshalb wohl an der Zeit, die Frage wie sich der Staat zur Auswanderung zu stellen habe, einmal mit ruhigem Blute zu prüfen.

Freilich, angesichts der Höhe, zu welcher in den letzten Jahren der Strom angeschwollen ist, mag eine besonnene Prüfung für die unmittelbar

Digitized by Google

Betroffenen nicht leicht sein. Nach den Angaben, welche in einer ausgezeichneten, in dem letzten Hefte der Zeitschrift des königl. preußischen statistischen Bureaus veröffentlichten Arbeit des Regierungsassessors Bödiker über „die Auswanderung und die Einwanderung des preußischen Staats" sich finden, betrug die Auswanderung aus dem Königreiche während der Jahre 1862 bis 1871 356,422 Seelen. Dieser Summe steht nur eine Einwanderung von 55003 Personen gegenüber, so daß die Bilanz Preußens für den erwähnten Zeitraum mit einem Deficit von 301,419 Köpfen abschließt. Dabei ist die durchaus nicht gering anzuschlagende heimliche Auswanderung gar nicht einmal in Rechnung gezogen. Edward Young in seinem „Special Report on Immigration" giebt die Zahl der in den Jahren 1862—1870 in den Vereinigten Staaten von Nordamerika angekommenen Deutschen auf 790,350 an. Und nach dem Berichte der Commissioners of Immigration des Staates New-York schifften sich im vorigen Jahre allein im Hafen von New-York 128,030 deutsche Auswanderer aus. Zudem gehört die überwiegende Mehrheit dieser Auswanderer dem eigentlichen Arbeiterstande an. Unter den 242,567 Personen, welche während der Jahre 1862 bis 1871 mit Entlassungsurkunden den preußischen Staat verließen, befanden sich 98,023 Arbeiter. Das heißt in Verhältnißzahlen ausgedrückt, wenn man bei Berechnung des Verhältnisses die Personen ohne Beruf, also namentlich die Kinder, nicht in Anschlag bringt $72_{,9}$ Procent, während auf die übrigen Stände nur $27_{,1}$ Procent entfallen.

Solchen Zahlen gegenüber erscheint es erklärlich, wenn die ländlichen Grundbesitzer — denn aus dem an sich dünn bevölkerten platten Lande vornehmlich kommt dem Strome der überseeischen Auswanderung der Zufluß — voll Grimm auf die Auswanderung, welche ihnen die Arbeiter nimmt, sehen und die Regierung um Maßregeln gegen dieselbe bestürmen. Und auch die öffentliche Meinung, angesteckt durch die Furcht der Großgrundbesitzer und besorgt den Verlust an Menschenkraft und Kapital berechnend, welchen die Auswanderung dem Vaterlande zufügt, beginnt auf die Seite derer sich zu neigen, die angesichts der herrschenden Zustände für den Staat die Pflicht in Anspruch nehmen, mit allen ihm irgend zu Gebote stehenden Mitteln dem Unwesen entgegenzutreten.

Indessen wer unbefangen prüft und tiefer blickt, wird sich durch diese Stimmen das Urtheil nicht verrücken lassen. Zunächst braucht man über die Höhe der Ziffern nicht zu erschrecken. Die Gefahr, daß durch die Auswanderung ein Stillstand im Anwachsen der Bevölkerung und der damit verbundene volkswirthschaftliche Nachtheil herbeigeführt werde, liegt weit ab, wenn man bedenkt, daß im Durchschnitt der Jahre 1844—1871 dem Königreich Preußen jährlich 22,917 Menschen durch die Auswanderung verloren gingen, während der jährliche Ueberschuß der Geburten über die Sterbe-

Digitized by Google

fälle nach einem langen Durchschnitt 150,000 beträgt. Ueberdies wird sich, wo die Auswanderung eine größere Lücke gerissen hat, der Ausfall durch eine Vermehrung der Geburten bald ersetzen. Sodann darf man durch die angestellten Berechnungen über die Höhe des Kapitalverlustes, welchen Deutschland durch die Auswanderung erleide, sich nicht irre führen lassen. Mag man mit Friedrich Kapp annehmen, daß jeder Auswanderer theils durch die Summe baaren Geldes, welche er mit sich führt, theils in seiner Arbeitskraft einen durchschnittlichen Werth von 1125 Dollars darstelle, oder mit Edward Young diesen Werth auf 800 Dollars veranschlagen, immer bleibt zu bedenken, daß dieser Verlust kein absoluter ist. Was Deutschland verloren geht, gewinnt das Land, welches den Auswandernden aufnimmt. Und je mehr das Wirthschaftsgebiet über den engen Rahmen der einzelnen Staaten und Länder hinaus sich erweitert, je mehr in Folge der internationalen Beziehungen die Volkswirthschaft zur Völkerwirthschaft sich gestaltet, um so weniger stellt sich der durch die Auswanderung bewirkte Abfluß eines einzelnen Landes wirthschaftlich betrachtet als ein Verlust dar. Aber auch vom besonderen Standpunkt des Arbeitskraft und Kapital abgebenden Landes aus kann man nicht von einem unbedingten Verluste sprechen. Denn aus der Eröffnung und der Pflege neuer Handels- und Verkehrsbeziehungen zu den Ländern, deren Ziel die Auswanderung ist, erwächst dem Heimatlande ein Gewinn, der, wenn er auch den Verlust nicht begleicht, doch die Verlustziffer bedeutend verkleinert. Schon jetzt ist dies Moment nicht zu unterschätzen. Der Aufschwung der hamburgischen und bremischen Rhederei und damit des deutschen Handels mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche, da fast 90 Procent der deutschen Auswanderung diesem Lande sich zuwenden, vor allem in Betracht kommen, bietet einen Beleg dafür. Seit dem Jahre 1844, mit welchem die Auswanderungsbeförderung über Bremen einen größeren Umfang annahm, hat sich der Lastengehalt der bremischen Handelsflotte von 33,693 Lasten, à 1000 Pfd., auf 116,177 Lasten gehoben, und während Bremen noch in dem Jahre 1844 nur für 3,938,648 Thlr. Werthe von den Vereinigten Staaten von Nordamerika einführte, betrug der Werth dieser Einfuhr im Jahre 1872 beinahe das Zehnfache, nämlich ca. 35 Mill. Thaler Gold. Diese Rückwirkung der Auswanderung auf Deutschland wird aber erst zur vollen Entfaltung gelangen, wenn die Vereinigten Staaten, was doch nur eine Frage der Zeit sein kann, ihre schutzzöllnerische Politik, welche die fremden Industrieerzeugnisse mit einer Auflage von 30 bis 50 Procent belastet, aufgegeben haben und in die Bahnen des Freihandels eingelenkt sind. Also, man sieht, in wirthschaftlicher Beziehung ist die Sache nicht ganz so schlimm, wie sie auf den ersten Blick aussieht.

Der Patriot freilich wird es immer nur mit Bedauern sehen, wie

Digitized by Google

Deutschland, um mit einem französischen Schriftsteller zu sprechen, alljährlich ein vollständig gerüstetes Heer von mehr als 100,000 Mann aussendet, welches sofort nach Ueberschreitung der Grenze für immer verschwindet. Denn trotz Friedrich Hecker, der uns erzählt, man könne auch in Amerika, ja wohl gar nur in Amerika ein guter Deutscher bleiben, sind wir mit Kapp der Ansicht, daß wer auswandert, dem Vaterlande verloren geht.

Es ist wahr, die Auswanderung ist für den Einzelnen, der zu ihr greift, der „nationale Tod". Und doch kann auch auf diesem Gebiete nicht bloß von einem Verluste die Rede sein. Denn dem deutschen Einwanderer bleibt eine nationale Aufgabe zu erfüllen, welche dem Vaterlande zu Gute kommen und der ganzen civilisirten Welt zum Heile gereichen muß. Das ist die Bethätigung und damit die Ausbreitung deutschen Geistes und deutschen Wesens im fremden Lande und unter dem fremden Volke. „Eine deutsche Nation in der amerikanischen kann die deutsche Einwanderung nicht sein, aber den reichen Inhalt ihres Gemüthslebens, die Schärfe ihrer Gedankenwelt kann sie im Kampfe für das politische und allgemein menschliche Interesse in die Wagschale werfen, und ihr Einfluß wird um so tiefer gehen, je weniger tendentiös sie auftritt, je mehr sie aber zugleich an dem festhält, was Deutschland der Welt Großes und Schönes gegeben hat", sagt der Geschichtschreiber der deutschen Einwanderung in Amerika. Und aus amerikanischem Munde haben wir die Bestätigung dieser Ansicht und die Anerkennung dieser Mission der deutschen Einwanderung gehört. In einer im Jahre 1860 zu St. Louis gehaltenen Rede erklärte der Staatssekretair und damalige Senator Seward, dem man erzählt hatte, daß die republikanische Partei des Staates Missouri vorwiegend aus der deutschen Bevölkerung bestehe: „Ich freue mich, daß dem so ist. Wo immer die Deutschen hinkommen, da ist es ihre Aufgabe, der Freiheit eine Gasse zu brechen, und es war nur der deutsche Genius, welcher überall auf dem ganzen Erdenrund zur Freiheit ermuthigt hat". — — —

Wir möchten nicht mißverstanden sein. Wir reden der deutschen Auswanderung nicht das Wort. Vielmehr beklagen auch wir die Kraft, welche dem Vaterlande durch sie verloren geht. Nur darauf sollte die vorstehende Ausführung hinweisen, daß das Uebel der Auswanderung nicht so groß ist, wie die Landwirthe uns glauben machen möchten, und nur die Beruhigung derer galt es, welche bisher der Sache kühler gegenüberstehend, von dem Anblick der anscheinend gewaltigen Dimensionen, die der Strom in jüngster Zeit angenommenen, verwirrt, Nothmaßregeln und Nothgesetze für gerechtfertigt und geboten erachten.

Denn das ist unsere Meinung, es soll die Größe oder die Geringfügigkeit der Auswanderung auf die Auswanderungsgesetzgebung keinen Einfluß

Digitized by Google

üben und es soll das Gefühl, mit welchem man die Auswanderung betrachtet, bei der Regelung der hieher gehörigen Fragen gänzlich außer Spiel bleiben. Ob jährlich 100,000 Landesangehörige jenseits des großen Wassers eine neue Heimat sich suchen, oder nur 30,000, ob man die Auswanderung für nützlich hält oder für schädlich, für die Grundsätze, welche in der Gesetzgebung über den Geschäftsbetrieb der Unternehmer und Agenten, über die vor der Auswanderung zu erfüllenden Formalitäten, über die Controle in den Einschiffungshäfen, zur Geltung kommen sollen, müssen diese Thatsachen und diese Stimmung gleichgültig sein.

Leider war das bisher nicht der Fall. Vielmehr war die Auswanderergesetzgebung der meisten deutschen Staaten ein getreuer Ausdruck der jeweiligen Ansichten über die Auswanderung, schwankend wie jene und wechselnd mit den Zeitströmungen. Nachdem die deutschen Regierungen von den Tagen Kaiser Joseph's an, welcher das Auswandern bei Leibes- und allenfallsiger Lebensstrafe für die Vermittler verbot, die Auswanderung durch polizeiliche Maßregeln nach Kräften zu erschweren und zu verhindern gesucht hatten, trat um die Mitte der vierziger Jahre ein Umschwung ein. Zunächst in der Theorie und alsbald auch in der Staatspraxis. Man hielt dafür, daß „in vielen Theilen Deutschlands die Bevölkerung so groß, die Möglichkeit eines genügenden Unterhalts dagegen namentlich für das künftige Geschlecht so gering sei, daß eine regelmäßige Zurückführung der überschüssigen Bevölkerung auf ein den Umständen entsprechendes Maß sowohl für die Bleibenden als für die Wegziehenden ein Glück sei." Und im Jahr 1847 schrieb Robert v. Mohl: „Eine regelmäßige und eine bedeutende Auswanderung aus Deutschland sehen wir als einen nothwendigen und naturgemäßen, also nützlichen Zustand an." Ein Jahr darauf tauchten überall im deutschen Vaterlande Projekte zur Beförderung von Auswanderern aus öffentlichen Mitteln auf. Und von den Regierungen wurden beträchtliche Summen zu diesem Behufe bewilligt, in Württemberg beispielsweise 50,000 Gulden. Als jedoch die schlechten Zeiten der Reaktion, welche auch in wirthschaftlicher Hinsicht Nothjahre waren, die Zahl der Auswandernden in einem bisher unbekannten Maße vermehrten, ward es den meisten Regierungen angst, und die Stimmung schlug um. Statt Beförderungsprojekte zu unterstützen zog man die Zügel straff an und setzte Repressivmaßregeln gegen die Auswanderung in's Werk. Aus dieser Zeit stammen die meisten bestehenden deutschen Auswanderergesetzgebungen, unter andern auch die preußische mit ihren den Betrieb des Vermittlergeschäfts an eine von Jahr zu Jahr zu erneuernde, nach dem jeweiligen Bedürfniß zu bemessende Concession knüpfenden Bestimmungen. Und wie das bei derartigen, im Wesentlichen einen polizeilichen Charakter tragenden Maßregeln leicht möglich ist, es wurde seitdem diese Gesetzgebung wie eine Schraube gehandhabt. Schwoll der Strom

Digitized by Google

an, so gab man einen stärkeren Druck; nahm er ab, so ward nachgelassen und freierer Spielraum gewährt.

Schon die auf diese Weise gewonnenen Erfahrungen sollten zur Genüge die Unzulänglichkeit der bisher befolgten Principien dargethan haben. Denn natürlich hatten alle diese restrictiven Maßregeln den beabsichtigten Erfolg nicht. Und sie können ihn nicht haben. Wer den festen Entschluß gefaßt hat auszuwandern, wird sich von der Ausführung desselben durch polizeiliche Erschwerungen nicht abhalten lassen. Hier wenn irgendwo gilt das englische Sprüchwort: „Wo ein Wille ist, da ist ein Weg." Zumal da in Folge der großartigen Entwickelung des Transportwesens der Wege so viele offen stehen. Aber nicht nur als nutzlos erweisen sich diese Maßregeln, sondern geradezu als schädlich. Sie veranlassen den, welcher auswandern will, das Gesetz zu umgehen, und verleiten ihn, was überhaupt zu thun das Gesetz ihn nicht hindern kann, heimlich zu thun. Jede zur Umgehung gesetzlicher Vorschriften vorgenommene versteckte Handlung ist nicht nur von schlimmer moralischer Wirkung für den, welcher sie begeht, sondern diese ihre Wirkung erstreckt sich über den Thäter hinaus in's Allgemeine. Abgesehen hiervon aber erweisen sich solche direkte Mittel zur Bekämpfung der Auswanderung auch insofern als schädlich, als sie der Auswanderung über deutsche Häfen Abbruch thun und dieselbe über fremde leiten, während doch der Staat ein Interesse daran hat, daß seine Auswanderer in nationalen Häfen sich einschiffen, nicht nur aus menschlichen Rücksichten, da der Schutz und die Fürsorge, welche die Auswanderer in Deutschland genießen, eine ungleich viel bessere ist, als in Frankreich, Holland und Belgien, sondern auch und hauptsächlich deshalb, weil er nur im eigenen Lande die Controle üben kann, welche er nothwendig über die Wegziehenden üben muß. Zur näheren Beleuchtung dieser Behauptung wollen wir hier nur ein Beispiel statt vieler anführen. Bis zum vorigen Jahre bestanden auf den meisten deutschen Eisenbahnen Fahrpreisermäßigungen für die Auswanderer. Als dann aber im Frühjahr 1872 die Auswanderung eine gewaltige Ausdehnung annahm und jeder Bahnzug nach Stettin, Hamburg und Bremen Tausende von Auswanderern brachte, hob man die Vergünstigung auf, mit der Absicht und in der Meinung, dadurch die Auswanderung zu verringern. Es sei ja diese Fahrpreisermäßigung nichts anderes als eine Prämie auf das Auswandern, sagte man. Also weg damit. Man bedachte nicht, daß es, will man einmal den Ausdruck beibehalten, hierbei nicht sowohl um eine Prämie für die Auswanderung sich handelte — denn im Ernste wird keiner glauben, daß Jemand zum Auswandern sich bewogen fühlen könnte, weil er um einige Thaler billiger als ein gewöhnlicher Mensch nach einem deutschen Seehafen reisen kann — als vielmehr um eine Prämie für die Benutzung nationaler Hafenplätze, und daß dies das einzige zulässige

Digitized by Google

Mittel ist, die Auswanderung in dieser Richtung zu leiten. Welches die Wirkung dieser Maßregel sein wird, kann nicht zweifelhaft sein. Die erhöhte Ziffer, mit der die ausländischen Häfen an der deutschen Auswanderung des Jahres 1873 betheiligt sein werden, dürfte Jedermann die Augen öffnen.

Nicht als ob der Staat überhaupt gleichgültigen Auges dem ihn schwächenden Abflusse zusehen sollte. Der Pflicht, der Auswanderung keinen Vorschub zu leisten, entspringt auf der andern Seite die Aufgabe, zu sorgen, daß dieselbe geringer werde. Allein die Mittel, hier zu wirken, liegen eben auf einem ganz andern Gebiete, als auf dem der Auswanderergesetzgebung im engeren Sinne. Wer dem Strome Einhalt thun will, muß seine Quellen verstopfen. Und wo diese Quellen zu suchen sind, darüber kann kaum noch ein Zweifel sein. Die Massenauswanderung findet ihren Grund in politischen und socialen Mißständen. Die politischen Gründe sind, seitdem aus dem Elend der Kleinstaaterei der deutsche Staat erwachsen ist, für Deutschland Gott sei Dank hinweggefallen. Um so stärker aber haben in neuester Zeit sociale Mißstände ihre Wirkung geäußert. Die Erkenntniß, daß hier die eigentliche Ursache der Massenauswanderung liege, hat sich seit kurzem so sehr Bahn gebrochen, daß es nicht nöthig ist, hierüber viele Worte zu verlieren. Die Ziffer, mit welcher Meklenburg an der deutschen Auswanderung Theil nimmt einerseits und die agrarischen Verhältnisse dieses Landes, darunter allein der Umstand, daß nach einem Bericht aus dem Jahre 1866 der Arbeitslohn daselbst in den letzten 16 Jahren auch nicht um einen Schilling gestiegen war, andererseits ist ein sehr deutlich redendes Beispiel.

Die Gründe, welche man sonst für die Auswanderung hat ausfindig machen wollen, von dem angeblich der germanischen Race tief eingepflanzten Wandertriebe an bis zu den Verführungen durch Unternehmer und Agenten, halten einer unbefangenen Prüfung nicht Stich. Der Wandertrieb ist von einem Auswanderungstrieb so verschieden, wie der Wanderer von dem Auswanderer, wie der fahrende Scholar der Stauferzeit von dem Pommerschen Tagelöhner, der mit Weib und Kind jenseits des Oceans eine Heimstätte sich sucht. Immerhin mag es Einzelne geben, die einem abenteuernden Triebe folgend übers Meer gehen; diese wenigen kommen aber der großen Masse gegenüber gar nicht in Betracht. Schon die Thatsache, daß die überwiegende Mehrheit der Auswanderer aus Familien besteht, beweist, daß es sich um etwas anderes, als um einen sehnsuchtsvollen Hang in die Ferne handelt Denn es wandert sich nicht so leicht aus. Wer hier im Lande eine erträgliche Gegenwart und eine gesicherte Zukunft für seine Kinder findet, denkt nicht daran, die Heimat zu vertauschen. Eben deshalb aber ist es auch falsch, wenn man in den Ueberredungskünsten und verlockenden Vorspiegelungen von Werbeemissären und Auswanderungs-Agenten einen Grund der Auswanderung

Digitized by Google

finden will. Solche Ueberredungskünste können höchstens auf die Wahl des Reiseziels einen Einfluß üben, nicht aber den Entschluß auszuwandern selbst hervorrufen. Im Gegentheil, es liegt auf der Hand, daß der Auswanderungslustige über die Frage, ob er auswandern soll, mit einem Agenten, der in der Beförderung seinen Verdienst sucht, zu allerletzt sich berathen wird. Und vor Allem wird der Landmann, dessen Natur an sich schon zum Mißtrauen neigt, Rathschläge, welche von dieser Seite kommen, für verdächtig halten. Wie gering überhaupt aber die Einwirkung derartiger Vorspiegelungen anzuschlagen ist, lehrt die Erfahrung betreffs der Einwanderung in diejenigen Länder, zu deren Gunsten verschiedentlich eine lebhafte Agitation in Wort und Schrift in's Werk gesetzt worden ist. Was haben die seit dem dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts schwunghaft betriebenen Werbungen für Brasilien, Centralamerika, Uruguay vermocht? Der Strom der Auswanderung floß die gewohnten Wege nach Nordamerika weiter und nur einzelne Wellen desselben spülten hierhin und dorthin. Nach der Bremer und Hamburger Statistik betrug die Auswanderung nach Brasilien, andern südamerikanischen Staaten, Central-Amerika, Mexiko, Westindien, Australien während der Jahre 1850 bis 1872 nur $4_{,9}$ Procent der Gesammtauswanderung, während $95_{,1}$ Procent auf die V. St. und Britisch Amerika entfallen. Zudem ist mit der gesteigerten Aufklärung und der größeren Volksbildung diesen Mitteln der Boden entzogen. Solcher Same findet jetzt ein hartes und unfruchtbares Erdreich. Denn die Zeiten sind ein für alle mal vorbei, da, wie das in den vierziger Jahren der Fall war, lügenhafte Berichte über Amerika in rascher Folge die fünfte und sechste Auflage erleben und in den Köpfen der im Schweiße des Angesichts ihr Brod essenden Arbeiter eine heillose Verwirrung anrichten konnten, da man dem goldnen Traume sich hingab, daß der jungfräuliche Boden Amerikas die Früchte fast von selbst gebe und statt der kärglichen heimischen Speise der wilde Truthahn oder ein saftiger Rehziemer tagtäglich die Mittagstafel ziere. Man weiß jetzt, daß auch in Amerika die Götter dem Verdienste den Schweiß einer harten und unabläßigen Arbeit vorangesetzt haben. Derartige Vorspiegelungen haben ihre Anziehungskraft fast ganz verloren, und müssen sie mit jedem Fortschritte, welchen die Bildung des Volks in die Höhe und in die Breite macht, mehr verlieren.

Von Wirkung sind diese Berichte und Ueberredungsversuche nur, wenn sie auf Thatsachen sich stützen, wenn Verwandte und Freunde, welche in der neuen Heimat ein gutes Fortkommen gefunden haben, ihre Angehörigen nach sich zu ziehen suchen. Und dieser Grund nimmt unter den Ursachen der Auswanderung allerdings eine hervorragende Stelle ein. Es macht sich hier das Gesetz der Anziehungskraft der Masse geltend, welches in der geistigen Welt so gut gilt, wie in der physischen. Um so weniger aber pflegen solche

ed by Google

Ueberredungsversuche ihre Wirkung zu verfehlen, als sie vielfach durch klingende Münze, mit welcher die Reisekosten bestritten werden sollen oder gar durch den Passagevertrag selbst bedeutsam unterstützt werden. Leider fehlen genaue Nachrichten darüber, wie groß diese Beträge sind. Wer indeß den deutschen Auswanderungsverhältnissen nicht fern steht, wird wissen, daß die zu diesem Behufe von der deutschen Einwanderung in Amerika herübergesandten Geldsummen sehr bedeutend sind. Nach dem letzten Jahresbericht der deutschen Gesellschaft in Newyork wurden im Jahre 1872 allein von dem seit 1868 zu diesem Zweck eröffneten Geschäftsdepartement 594 Passagen von Europa vermittelt, 771 Wechsel auf Europa ausgestellt und 3707 Geldauszahlungen besorgt. Natürlich geht nur ein verschwindend kleiner Theil dieser Angelegenheiten durch die Hände der deutschen Gesellschaft in Newyork. Einen der Wirklichkeit einigermaßen nahe kommenden Begriff über die Bedeutung dieser Unterstützung der Auswanderung können die englischen Verhältnisse geben. In Betreff dieses Landes theilt Roscher mit, daß im Jahre 1848 die großen englischen Bankhäuser gegen 3 Millionen Thaler, im Jahre 1850 gegen 6 Millionen und im Jahre 1852 gegen 9 Millionen Thaler an solchen Rimessen vermittelten.

Nach alledem liegen die Mittel, welche der Staat zur Bekämpfung der Auswanderung in Händen hat, auf dem Gebiete der socialen und wirthschaftlichen Gesetzgebung. Maßregeln, welche auf die Hebung der Industrie und der Landwirthschaft, auf die Erleichterung der Ansiedelung und des Erwerbs von Grundbesitz abzielen, werden ihren Zweck nicht verfehlen. Vor Allem aber wird es dabei, wie Graf Eulenburg in seiner bekannten Rede treffend hervorgehoben hat, auf die Mitwirkung derjenigen Bevölkerung ankommen, welche an der Nichtauswanderung ein Interesse hat. Denn ehe nicht die Großgrundbesitzer selbst einsehen gelernt haben, daß die Lohnverhältnisse der ländlichen Arbeiter im Vergleich zu der Stellung der andern Arbeiter und zu derjenigen, welche zwei tüchtige Arme in Amerika sich erringen können, wahrhaft klägliche sind, und daß eine Aufbesserung dieser Verhältnisse auf Kosten des eigenen Geldbeutels Noth thue, werden alle Gesetze nichts helfen gegen die überhandnehmende Entvölkerung des platten Landes. Die Auswanderungsgesetzgebung aber im engern Sinne soll demnach von der Tendenz sich frei halten, hemmend auf die Auswanderung einwirken zu wollen. Sie muß die Thatsache, daß ausgewandert wird, einfach zur Voraussetzung nehmen, ohne jeden mißbilligenden oder aufmunternden Seitenblick. Nachdem der Grundsatz der Auswanderungsfreiheit im Reiche im vollsten Umfange anerkannt ist, können die leitenden Gesichtspunkte auf diesem Gebiete für den Staat nur von doppelter Art sein. Einmal der des Schutzes und der Fürsorge für den Auswanderer und sodann der der Controle, daß keiner wegziehe, für die bestehende Verpflichtungen gegen den Staat, wie namentlich die Militär-

Digitized by Google

pflicht, ein Hinderniß darbieten. Alles was eine Gesetzgebung über die Ausführung dieser Grundsätze hinaus anstrebt, ist vom Uebel. Es ist daher auch nicht richtig, zum Zweck der Bekämpfung der Auswanderung das Geschäft der Unternehmer und Agenten von einer je nach dem Bedürfnisse zu ertheilenden Concession abhängig zu machen. Denn zunächst, wer will die Bedürfnißfrage entscheiden? Und sodann unterliegt es keinem Zweifel, daß ein etwaiges schädliches oder gesetzwidriges Treiben dieser Agenten den Behörden viel leichter zur Kunde kommen und viel eher der verdienten Strafe verfallen würde, wenn das Gewerbe frei betrieben werden dürfte, als jetzt, wo nichtconcessionirte Winkelagenten, die schon als solche ihr Thun möglichst in Dunkel zu hüllen gezwungen sind, die Unwissenheit und Gutmüthigkeit ausbeuten.

So also soll nach unserer Meinung der deutsche Staat zur Auswanderung sich stellen. Er versuche durch Besserung der wirthschaftlichen Zustände den Abzug nach Kräften zu hemmen; wenn er aber mit diesen Mitteln nichts ausrichten kann, so lasse er den Strom getrost fließen. Nur sorge er durch Gesetze und womöglich auch durch internationale Verträge für den Schutz der Auswanderer, insbesondere auch in Betreff der Gesundheitsverhältnisse auf den Schiffen. Dabei treffe er Maßregeln, welche ihm die gehörige Controle in den Einschiffungshäfen ermöglichen, sowohl über die Befolgung der Gesetze als auch darüber, daß die Auswandernden ihren Verpflichtungen gegen den Staat genügt haben. Im Uebrigen aber mag er das Vertrauen zu sich haben, daß die deutsche Massenauswanderung, die Ausgeburt des Elends der Kleinstaaterei, nun die Zeiten sich erfüllt haben, bald der Vergangenheit angehören muß.

Dr. Herm. Meier.

Eine national-italienische Papstwahl.

Am 20. Februar 1513 war Papst Julius II gestorben, die beständigen Sorgen um das Gelingen seiner stolzen Pläne hatten ihn aufgerieben. Noch im Sterben soll er der Zukunft Italiens gedacht haben; er sei verschieden, sagt man, mit dem Ausruf: „Fort aus Italien, Franzosen! fort, Alfons von Este!“ Sein stürmischer Geist konnte nur im Tode zur Ruhe kommen: nacheinander hatte er sich mit den „Barbaren“, den Franzosen, Deutschen und Spaniern überworfen und sich zuletzt der Uneigennützigkeit der gläubigen Eidgenossen anvertraut: aber auch da noch in seinem Entschlusse wankend, war er auf dem Puncte gewesen, gegen seinen eifrigsten Anhänger, Matthias Schiner von Sitten einzuschreiten und selbst an die Spitze des eidgenössischen Heeres zu treten.

Digitized by Google

Sein Plan, Italien vom Joche der Fremden zu befreien, war namentlich an der eigensinnigen Rivalität Venedigs gescheitert, und wenn sich auch die Wiederaufnahme jener Bestrebungen nunmehr von selbst verbot, war doch die Frage, wer den Stuhl St. Peters erhalten würde, von außergewöhnlicher Wichtigkeit. Jetzt mußte es sich zeigen, ob der Same, den Julius ausgestreut, auch im Cardinalskollegium auf guten Boden gefallen sei, ob die Idee von der Unabhängigkeit Italiens unter päpstlicher Führung Wurzel gefaßt habe, oder ob wiederum auswärtiger Einfluß auf die Wahl bestimmend einwirken würde.

Daß es an Anstrengungen dazu nicht fehlen würde, war vorauszusehen. Hatte auch der deutsche Kaiser seinen wundersamen Plan, sich selbst mit der dreifachen Krone zu schmücken*), schon aufgegeben, so war er doch keineswegs gewillt, die Cardinäle sich selbst zu überlassen: das hätte nur dazu gedient, den französischen und spanischen Intriguen das Feld zu ebnen. Sowie die Nachricht vom Ableben des Papstes am kaiserlichen Hofe eintraf, hatte Maximilians Bevollmächtigter Matthäus Lang, Bischof von Gurck, zu Augsburg höchst geheime Conferenzen mit dem spanischen Gesandten. Der kaiserliche Gesandte, Graf Carpi, in Rom wurde angewiesen, auf die Cardinäle einzuwirken, daß sie keinem Franzosen oder Venetianer ihre Stimme gäben. Sein Schreiber wurde dem Cardinal von Gran in das Conclave mitgegeben: über das erste Skrutinium haben wir durch Carpi genaue Nachrichten.

In Frankreich waren seltsame Gerüchte im Umlauf, die sich merkwürdig lange erhielten: man glaubte, was man hoffte. Der Herzog von Ferrara, hieß es, habe alle seine Besitzungen wieder erobert, die Bentivogli seien nach Bologna zurückgekehrt, die Florentiner hätten den durch die Spanier zurückgeführten Cardinal von Medici vertrieben, man ersehne die Rückkehr der Franzosen; der Cardinal Matthias Schiner sei auf dem Wege nach Rom gefangen oder getödtet worden. Einen solchen Umschwung der Dinge hatten die Franzosen vom Tode Julius' allerdings ersehnt. Einige Hoffnungen setzte man wohl auch auf die schismatischen Cardinäle, die letzten Ueberbleibsel des verunglückten Concils von Pisa: man erwartete, sie würden trotz ihrer geringen Anzahl für ihre Versammlung den Character eines Concils in Anspruch nehmen und zu einer selbständigen Wahl schreiten. Jedoch waren sie von Lyon aufgebrochen, um sich nach Rom zur Wahl zu begeben. Dies schien ihnen gerathener, da verschiedene Anzeichen darauf deuteten, daß die Umstände einer gründlichen Beeinflussung günstig sein würden. Die Cardinäle hatten ihren Eigennutz bereits dadurch bekundet, daß sie beinah mit

*) Vgl. W. Boehm: Hat K. Maximilian I im Jahre 1511 Papst werden wollen? Berlin 1873. E. Calvary u. Co.

Digitized by Google

Gewalt sich der vermutheten Schätze Julius' zu bemächtigen suchten. Nur die Treue des Präfecten der Engelsburg erhielt dieselben dem Nachfolger, grollend standen die heiligen Väter von ihrem Vorhaben ab.

Erhebliche Tumulte veranlaßte die Feindschaft der Orsini und Colonna Das Volk, froh, den strengen Herrn los zu seien, plünderte das Benedictinerkloster des heiligen Paulus, auch sonst fehlte es nicht an Raub und Mord. Prospero Colonna, der sich mißvergnügt bei dem spanischen Heere befand, wollte nach Rom aufbrechen und die Engelsburg besetzen. Aus seiner Hand, prahlte er, solle die Welt einen Papst empfangen. Unzweifelhaft hatte er dabei einen der schismatischen Cardinäle im Auge. In dem Interesse derselben wollte auch Johann Jordan Orsini, welcher von Frankreich gewonnen war, den Wahlact aufgeschoben wissen, bis ihre Ankunft erfolgt sei. Als dies bekannt wurde, verschanzte sich Fabricius Colonna auf dem Capitol. Nun suchten die Orsini das Volk aufzuwiegeln und zu weiteren Ausschreitungen zu reizen; sie wollten dadurch den französisch gesinnten Cardinälen Gelegenheit geben, zu erklären, daß die Wahl nicht frei und daher aufzuschieben sei.

Allein in Rom überwog doch spanischer Einfluß. Die Unruhen legten sich in wenigen Tagen, der von Frankreich gewonnene Peter Orsini, Graf von Morgano, wagte sich nicht zu rühren. Der Vicekönig, Geronymo de Vic besuchte die Cardinäle und ermahnte sie, ihre persönlichen Neigungen zu unterdrücken und einen Papst zu wählen, der Gott — und auch wohl Spanien wohlgefällig sei. Seiner unermüdlichen Thätigkeit gelang es, eine Aussöhnung der Factionen zu Stande zu bringen. Eine Tochter des Johann Orsini wurde mit einem Sohne des Fabricius Colonna versprochen. Nunmehr leisteten die bedeutendsten Barone einen feierlichen Eid, die Freiheit der Wahl aufrecht und die schismatischen Cardinäle fern halten zu wollen. In diesem Sinne bekamen die Städte Florenz, Siena und Lucca, sowie Maximilian Sforza vom Collegium den Befehl, alle Straßen genau bewachen und jene Cardinäle nicht passiren zu lassen. Der bedeutendste derselben, Caravajal, machte einen letzten Versuch bei dem Kaiser; er meldete ihm seine Absicht, mit Sanseverini nach Rom zu gehen, und bat Maximilian, seinen Einfluß für die Aufschiebung der Wahl geltend zu machen. Zugleich rieth er zur abermaligen Verbindung mit Frankreich, da auf Aragon doch kein Verlaß sein. Der Kaiser erwiderte aber, er habe das Collegium gebeten, aus Rücksicht für den Bischof von Gurck die Wahl aufzuschieben: wenn man dieser Bitte nicht willfahre, würde auf die Wünsche Andrer schwerlich Rücksicht genommen werden. Was die Anerbietungen Frankreichs beträfe, so sei er sicher, daß König Ferdinand seine Versprechungen halten werde.

So wurde denn auch Prospero Colonna, auf den Frankreich seine Hoffnung gesetzt hatte, durch den spanischen Oberbefehlshaber, Don Ramon de Cardona, ge-

Digitized by Google

hindert, seinen Posten zu verlassen und nach Rom zu kommen; die beiden Cardinäle Sanseverini und Caravajal wurden sammt einem französischen Emissär, der den Auftrag hatte, wo möglich ins Conclave einzudringen, bei ihrer Landung an der Arnomündung aufgefangen und zunächst nach Pisa in Gewahrsam gebracht, bis die Wahl vollzogen war.

Ueber die äußeren Vorgänge bei der Wahl unterrichtet uns der erwähnte Bericht des Grafen Carpi. Irgendwelche Verhandlungen, vertrauliche Besprechungen der Cardinäle unter sich hatten natürlich stattgefunden, sowie Julius die Augen geschlossen hatte. Die Intriguen waren jedenfalls mannigfach, da ein jeder gewählt zu werden wünschte und bis zur Eröffnung des Conclave geraume Zeit verstrich. Erst am 4. März, einem Freitag, begaben sich die Cardinäle in das Conclave: es erfolgte der Namensaufruf, welcher die Anwesenheit von 24 Cardinälen ergab; ganz zuletzt kam noch der dem Kaiser ergebene Adrian von Corneto hinzu. Die Zeit bis zum folgenden Mittwoch verging mit Besprechungen, dem Abfassen einer neuen Wahlkapitulation, Verlesung interessanter Nachrichten, Abhalten von Messen. Am Mittwoch wurde erst die Frage über den Modus der Abstimmung erledigt, man entschied sich für öffentliche Stimmabgabe. Am Donnerstag wurde des verstorbenen Papstes Bulle gegen Simonie verlesen, dann schlossen sich die Cardinäle in die Capelle des heiligen Nikolaus ein, um zum ersten Skrutinium zu schreiten.

Dasselbe ergab ein unerwartetes Resultat. Unter den Cardinälen hatten sich zwei Parteien gebildet, die einander schroff gegenüberstanden. Die älteren, die Cardinalpresbyter wollten jedenfalls einen der Ihrigen gewählt wissen, konnten sich aber aus gegenseitiger Eifersucht über eine Persönlichkeit vorerst nicht einigen. Nachher freilich ist ihr Candidat der Cardinal St. Georgii, Raphael Riario von Savona, der Decan des Collegiums. Ebenso entschlossen waren aber auch die jüngeren, die Cardinaldiakone, einen aus ihrer Mitte zu wählen: wahrscheinlich hatten sie von Anfang an den Archidiaconus, Johann von Medici, im Auge. Da nun eine Einigung nicht erzielt wurde, aber einige der Cardinalpresbyter zu wanken begannen, wollten die hartnäckigsten derselben das Conclave sprengen, standen aber mit Rücksicht auf ihre geringe Zahl davon ab.

Das Ergebniß der ersten Abstimmung war also überraschend: der Cardinal Arborense, Jacob Serra von Valencia erhielt 13 Stimmen; es fehlten nur drei, so war er canonisch gewählt. Der Cardinal St. Georgii, der Venetianer Grimani, der kaiserlich-gesinnte Adrian von Corneto, der Cardinal von Gran — selbst nicht ohne Aussichten, — die Römer Farnese und Petrucci hatten für ihn votirt. Dagegen bekam Riario keine einzige Stimme, Johann von Medici nur die von Matthias Schiner, der sich von Anfang

Digitized by Google

an für ihn entschied. Nächst dem Cardinal Arborense hatten Thomas Bacoci, Cardinal von Gran und Leo de la Rovere je acht Stimmen erhalten. Wenn nun auch wirklich das erste Skrutinium — wie Graf Carpi meint — nur dazu dient, die Meinungen zu sondiren, so war doch in dem Resultat spanischer Einfluß deutlich zu erkennen. Viele bekamen Angst, daß Jacob Serra wirklich gewählt werden möchte, und bald handelte es sich nur noch um Riario und den Medici. Beide hielten vor aller Augen über eine Stunde eine geheime Besprechung, über deren Inhalt leider nichts bekannt wurde. Ein besonderes Resultat scheint die Unterredung auch nicht gehabt zu haben. Auch einige der jüngeren Cardinäle begünstigten Riario, wir dürfen annehmen, daß Alexander Farnese und Petrucci seine Candidatur aufrecht erhielten, da Riario ein Verwandter Julius' II war, dem sie ihre Stellung verdankten.

Der Vortheil neigte sich auf die Seite Riarios, da gab die Mißgunst der Presbyter den Ausschlag. Um jenen nicht durchkommen zu lassen, traten viele der älteren Cardinäle zum Medici über: auch Adrian von Corneto, der sich bis dahin dieser Candidatur auf das entschiedenste widersetzt hatte, schloß sich jenen an. Verschiedene Umstände bewirkten endlich den Sieg Johanns. Auf der einen Seite hatte sich Franz Soderini, der Bruder des durch die Medici, gestürzten Gonfaloniere, in Aussicht auf einen Bund ihrer Familien bereits vor Beginn des Conclave verpflichtet, für Johann zu stimmen. Dies Versprechen hielt er auch und zog, wie es heißt, auch den Cardinal San Vitalis, den feurigen Antonio de Monte Sabino nach sich. Nach der Tradition machte es auf das Kollegium bedeutenden Eindruck, daß somit selbst ein erbitterter Feind des Medici für ihn votirte. Auf der anderen Seite bemühte sich der Cardinal von Neapel, Louis von Aragon, auch die spanischen Stimmen dem Medici zu verschaffen. Offenbar hatten die Cardinäle, soweit spanischer Einfluß reichte, die Anweisung, in erster Linie für Jacob Serra, dann für Johann zu stimmen. So geschah denn das Unerhörte: der 37jährige Cardinaldiakon wurde Männern von ergrauter Weisheit vorgezogen. Bereits am Donnerstag war der Ausgang der Wahl sicher; bei der zweiten Abstimmung am Freitag, dem 11. März, wurde Johann von Medici mit Stimmenmehrheit erwählt.

Soweit die äußere Geschichte der Wahl Leo's X, welche aber fast allen Forschern noch einer besonderen Erklärung zu bedürfen schien. Dieselbe ist sehr verschieden ausgefallen: keine der versuchten Interpretationen besitzt überzeugende Kraft. Nicht, daß die Annahme der Capitulation, welche den Erwählten zum Halbpapst beschränkte, von dem milden Johann erwartet werden konnte, war entscheidend, noch weniger, daß er an einem ekelhaften Geschwür litt, welches den älteren Cardinälen eine neue Papstwahl in baldige

Digitized by Google

Aussicht zu stellen schien. Weder die Empfehlungen seines klugen Geheimschreibers Bibbiena, noch die spanischen Einwirkungen waren maßgebend. Das dankbare Andenken an seinen großen Vater, der Ruhm seiner Freigebigkeit und Humanität, sein keuscher Wandel — alles das gab nicht den Ausschlag. Diese Dinge haben mitgewirkt, aber sie waren es nicht, welche den Alexander Farnese veranlaßten, dem harrenden Volke triumphirend zuzurufen: „Wir haben einen Papst Leo X, hoch für immer die Jüngeren!"

Wer waren denn diese „Jüngeren", die den 37jährigen Medici auf den Stuhl St. Peters erhoben hatten? Es sind die Cardinäle, welche von Julius II ernannt, in seinen Ideen leben und sich an den Gedanken eines freien Italiens unter päpstlicher Vorherrschaft gewöhnt haben. Matthias Schiner, der für diesen Gedanken die Schweizer in das Feld geführt, Antonio von Monte-Sabino, auf dessen Betrieb das Lateranconcil 1512 berufen war, der eifrige Genueser de Saullis, Petrucci — alle erst 1511 zur Cardinalswürde erhoben. Sie wollten durchaus keinen Ausländer, sondern einen Landsmann, der in Julius' Sinne wirken könnte und wirken würde. In jeder Hinsicht war Johann von Medici die geeignete Persönlichkeit. Schon seinem Charakter nach; Vieles hatte Julius' heftige und stürmische Gemüthsart verdorben; Italien bedurfte eines milden Papstes, der die vielen einheimischen Parteien, wenn nicht aussöhnend, doch schonend behandeln konnte, der die auswärtigen Mächte nicht gewaltsam auszustoßen, sondern zwischen ihnen eine vermittelnde Stellung einzunehmen strebte. Der eine Theil des Programms Julius', die Befreiung Italiens, mußte aufgegeben werden: es galt im Vaterlande die Zwietracht zu stillen, den Gedanken der politischen Zusammengehörigkeit aller Glieder zu beleben und zu pflegen, um etwa später auch durch Einheit zur Freiheit zu gelangen.

So ist denn politische Versöhnung von Anfang an die Parole Leos X. Die Colonna waren ihm nicht gewogen, denn seine Mutter war eine Orsini; Leo X aber restituirte nicht allein den Bischof Pompeo Colonna, sondern schenkte der Familie sogar prächtige Paläste an dem Platze, der nach ihnen genannt wurde. Er hob die Kirchenstrafen auf, welche sein Vorgänger über die Franzosenfreunde, Alfons von Este und die Bentivogli verhängt hatte; mit den Soderini knüpfte er, wie erwähnt, Familienbeziehungen. Den schismatischen Cardinälen verzieh er; sehr gegen die Meinung des Kaisers und den Wunsch des hitzigen Matthias Schiner nahm er ihre Unterwerfung an und machte sie ihnen leicht.

Die politische Vereinigung Italiens, soweit sie zur Zeit möglich war, bekundete sich auch äußerlich in dem Krönungszuge des Papstes. Fast alle römischen Adligen und viele der kleinen Fürsten Italiens sind im Gefolge: Alfons von Este hält dem Papste den Steigbügel, sein einstiger Todfeind, der

Digitized by Google

Herzog Franz Maria von Urbino trägt das päpstliche Banner, friedlich gehen die Orsini und Colonna neben einander her. Wie man in Italien über die Erhebung Leo's dachte, lehrt eine unbefangene Aeußerung des jungen Maximilian Sforza von Mailand. Keine bessere Wahl, schreibt er an Margarethe, die Statthalterin der Niederlande, habe man treffen können für die Einigung Italiens.

Gegen die Macht, welche der Einigung und Befreiung Italiens bisher die meisten und erheblichsten Schwierigkeiten bereitet hatte, war die Erwählung Leo's X ein Protest. Der Krönungszug des Papstes wurde zu einer offenen Demonstration gegen Frankreich benutzt. Diese Feierlichkeit wurde bis zum 11. April hinausgeschoben, welcher zwar der Namenstag des Papstes, aber auch der Jahrestag der Schlacht von Ravenna war. Derselbe Medici, der damals in französische Gefangenschaft gerieth, ließ sich nunmehr mit den Insignien der päpstlichen Würde bekleiden; auf demselben Roß, das ihn an jenem Unglückstage getragen, hält er als Oberhaupt der Kirche seinen Umzug durch Rom. Mit diesem friedlichen Triumphe, in dem Leo X gewissermaßen den Sieg der nationalen Idee feierte, mußte er sich begnügen; die Zukunft gestaltete sich für die selbständige Entwicklung Italiens ganz besonders ungünstig. Zwar brachte die nächste Zeit die gewaltige Coalition Heinrich's VIII, Leo's, Maximilians und Ferdinands gegen Frankreich, aber nur um die spanisch-österreichische Macht in Italien zum Siege zu führen. Andrerseits knüpfte die Republik Venedig, die einzige Macht, die neben dem Papst in Betracht kam, ihre Geschicke aufs neue an die Frankreichs: obwohl sie im Prinzip ihre antibarbarische Tendenz wahrte und immer noch die Fremden aus Italien zu vertreiben gedachte, schloß sie doch (13. März 1513) jenen Bund, der im glücklichsten Fall nicht sie selbst, sondern die Franzosen zu Herren ihres Vaterlandes machen mußte.

Es war für Italien eben verhängnißvoll, daß keine einheimische Macht ohne fremde Hülfe eine nationale Politik befolgen konnte. Statt einig und frei zu werden, wie Julius II ersehnt, blieb das Land zerrissen und Fremden unterthan, ein Schauplatz von Kämpfen, die mit seinem eigenen Wohl und Wehe gar wenig zu thun hatten.

Willy Boehm.

Das Siegesdenkmal in Berlin vom Standpunkte der Kunst.

Das Denkmal auf dem Königsplatz in Berlin, dessen feierliche Enthüllung vor wenigen Wochen stattfand, hat schon in der Geschichte seiner Entstehung

Digitized by Google

monumentale Bedeutung. Mit den großen Ereignissen, deren Andenken es verherrlicht, und im lebendigen Verlauf ihrer Entwicklung ist es entstanden und herangewachsen, seine Geschichte ist die Geschichte dieser Ereignisse. Zu einem Denkmal für den dänischen Krieg war der Grundstein gelegt worden. Aber noch hatte man mit dem Baue nicht angefangen, als die Siege des böhmischen Feldzugs errungen wurden. Der Plan des Werkes, das nun dem Gedächtniß auch dieser Siege bestimmt wurde, nahm reichere und großartigere Formen an. Aber die Ausführung des neuen Entwurfs hatte nur begonnen, die Fundamente des Baus stiegen nur erst über dem Boden empor, als die Arbeiter Hammer und Meißel aufs neue mit den Waffen vertauschten. Zum zweiten Mal wurde das Werk unterbrochen, aber auch dies Mal nicht durch die Dazwischenkunft neidischer Götter; neuen und gewaltigeren Triumphen sollte es zur Verherrlichung dienen, es war unvollendet geblieben, um auch den Jahren 1870 und 1871 zum Denkmal zu werden. Die seltsam verketteten Kämpfe des ganzen letzten Jahrzehnts und ihr endliches glorreiches Resultat, die Einheit und Macht des Reichs, sollten ein gemeinsames Denkmal haben. Der Character des Baus, an dessen Verhältnissen im Wesentlichen nicht zu ändern war, die mächtigen Formen, in denen er emporwuchs, schienen der so stolz erhöhten Bedeutung nicht unwürdig, und wie nun das Denkmal, bis auf einen Theil des bildlichen Schmucks, vollendet dasteht, ist es denn auch ein Werk, das seine Bestimmung glänzend und imposant verkündigt.

Künstlerisch ist das Denkmal, das den Altmeister der Berliner Architektenschule, Oberbaurath Strack, zum Urheber hat, zunächst durch die architektonische Gesammtanlage von Interesse. Die in Berlin für Siegesmonumente schon traditionell gewordene Form der Säule ist beibehalten; aber der eigenthümliche Aufbau des Ganzen, zugleich mit der gewaltigen Steigerung der Dimensionen, läßt das Denkmal, seinen bescheidnen Vorgängern auf dem Belle-Allianceplatz und im Invalidenpark, wie allen sonstigen Monumenten ähnlicher Art gegenüber, als etwas wesentlich Neues erscheinen. Daß es gelungen sei, die künstlerischen Bedenken, die der ganzen Gattung dieser Monumente entgegenstehn, vollständig zu heben, wird sich bezweifeln lassen; die Form, in der es versucht ward, ist darum nicht weniger interessant.

Die Monumentsäule im colossalen Maßstab zählte bekanntlich zu den imposantesten Eigenthümlichkeiten der römischen Architektur, obschon sie nicht, wie man öfters annimmt, originell römisch war, sie stammte aus der Heimath der Obelisken und trat hier gewissermaßen als eine Fortbildung dieser primitiven Denksteincolosse auf. Auch in Griechenland war die Säule schon in früher Zeit selbständig benutzt worden, zur Aufstellung von Götterbildern und Weihgeschenken, aber stets nur in sehr bescheidner Größe, so daß sie die

Digitized by Google

Augenhöhe des Betrachters kaum überragte. Die coloſſale Monumentform empfing ſie, unter dem Einfluß einer luxuriöſen Architekturentfaltung, zuerſt in Alexandrien; in dieſer Geſtalt wurde ſie bei den Römern national und gehörte ſeit Trajans Zeit, mit deſſen Namen die berühmteſte der römiſchen Ehrenſäulen bezeichnet iſt, weſentlich zur künſtleriſchen Signatur des kaiſerlichen Rom. Sie war das hochragende Wahrzeichen imperatoriſcher Größe. In der Napoleonſäule auf dem Vendomeplatz erneuerte ſich dieſe Monumentalform in allem Glanz der römiſch-cäſariſchen Bedeutung, die von ihr unzertrennlich ſchien. Dann aber wandelte ſich der Character ihrer triumphalen Beſtimmung, eine Nelſon- und Waterlooſäule erhob ſich, und zuletzt erfuhr ihre Bedeutung, mit der Wiedererrichtung des deutſchen Kaiſerreichs, die denkwürdigſte Modification. Die römiſchen Triumphſäulen und ihre Copie, das ſchwer gedemüthige Denkmal auf dem Vendomeplatz trugen das Standbild der Cäſaren; das deutſche, wiederum kaiſerliche Monument iſt von der Idealfigur einer Victoria bekrönt, und ſeine Inſchrift lautet: Das Vaterland dem ſiegreichen Heere.

Was die herkömmliche Form dieſer Denkmäler vom künſtleriſchen Geſichtspunkt ſo problematiſch erſcheinen läßt, iſt einfach der Umſtand, daß ſie der Säule einen Grad von Selbſtändigkeit giebt, der ihrem architektoniſchen Character nicht gemäß iſt. Ihrer Natur nach iſt die Säule nur das Glied eines baulichen Ganzen, obſchon das ſelbſtändigſte, das deshalb eine freiere Verwendung, als andre Architekturtheile, zuläßt. Hier, in der Anwendung als Monumentſäule, vom architektoniſchen Organismus völlig abgelöſt und in coloſſaler Größe hingeſtellt, erhält ſie die Bedeutung eines ſelbſtändigen Ganzen, dem das Fragmentariſche ihres Anſehns widerſpricht. Sie erſcheint uns kahl, wie zufällig iſolirt; eine angemeſſene architektoniſche Umgebung, wie ſie die Trajansſäule z. B. beſaß, die inmitten eines weiten Säulenhofs aufragte, kann dieſen Eindruck wohl mindern, aber nicht aufheben. Wie hat nun der Architekt des Berliner Monuments dieſen Uebelſtänden abzuhelfenverſucht?

Auf einer kreisrunden Plattform von 160 Fuß Durchmeſſer, zu der acht Stufen von grauem ſchleſiſchen Granit hinanführen, ruht der quadratiſche, mit mäßig vortretenden Eckpilaſtern verſehene Unterbau des Monuments von 62 Fuß Länge und Breite und 28 Fuß Höhe. Auf dieſem mächtigen Geſtell erhebt ſich die Säule, deren gewaltigen trommelförmigen Sockel eine Säulenhalle umgiebt, derjenige Theil des Baus, der zunächſt als neu und charakteriſtiſch hervortritt und vor allem die Beſtimmung hat, jenen künſtleriſchen Bedenken entgegenzuwirken. Die Monumentſäule (128 Fuß h.) beſteht aus einem feingrauen weſtphäliſchen Sandſtein, der Unterbau und die Halle, mit ihren ſechzehn Monolithſäulen (je 60 Fuß hoch), aus dunkel-

Digitized by Google

rothem schwedischen Granit, die Kapitäle dieser Säulen aus Bronze; das Dach der Halle, durch welches der Stamm der Hauptsäule emporsteigt, hat an der Decke nach innen, auf bronzenen Trägern, Kassettentafeln von grünem Marmor, mit goldnen Rosetten. Dem Charakter des Granits entspricht die einfache und kräftige Bildung der Einzelformen, und die prachtvolle Gediegenheit des Materials ist durch die technisch vollendete Art der Behandlung aufs glänzendste gehoben.

Die Hallenanlage, gewissermaßen eine künstlerische Abbreviatur des Säulenhofs am Trajansdenkmal, bildet die architektonische Vermittlung mit dem Basament, deren die freistehende Säule vor allem bedarf. Mit dieser Halle gestaltet sich der Bau zu einem reichen, mannigfach gegliederten Ganzen und ihr tempelartiges Ansehn erhöht sehr glücklich den festlichen Character des Monuments. Die Verbindung, in der sie mit der Hauptsäule steht, ist allerdings keine organisch bedingte; die Halle hat nicht eigentlich constructive Bedeutung, sie trägt oder stützt nicht wirklich die Säule. Aber indem sie den Fuß derselben gleichsam dienend umgiebt, befriedigt sie das Auge mit dem kunstvollen Schein einer solchen Unterstützung, sie verhüllt die Stelle, wo die Monumentsäule auf dem Boden des Unterbaus aufsteht und tritt zwischen diesen und den Schaft der Säule als ein Uebergangsglied, über das nun der Blick von dem breiten Monumentalsockel stufenweis zum freien Säulenstamm aufsteigt. Vielleicht würde dieser Aufbau in seinen Umrissen noch günstiger wirken, wenn das mächtige Basament, etwas verbreitert, mit noch kräftigerem Profil unter der Halle vorträte. Die Erfindung ist ebenso geschmackvoll, wie sinnreich, und wenn die Aufgabe, die hier gestellt war, nicht in jedem Sinn künstlerisch befriedigend gelöst ist, so kann dies zuletzt nicht verwundern, da, streng genommen, schon in der Aufgabe selbst etwas Unkünstlerisches lag.

Im Verhältniß zu dem Standbild, das die Monumentsäule zu tragen bestimmt ist, hat sie meist gleichfalls ein widerspruchsvolles Ansehn von Selbständigkeit, sie scheint mehr ihrer selbst, als des Bildes wegen dazusein, während ihre ganze Gestalt doch die Bestimmung des Tragens ankündigt; die Figur schwindet zum Unbedeutenden zusammen, zum mindesten wird ihre Wirkung abgeschwächt. Bei dem Berliner Denkmal zeugt die originelle und kühne Gestaltung dieses Verhältnisses von der klarsten künstlerischen Erwägung. Ohne groteske Uebertriebenheit ist auch die Figur des Denkmals in colossalen Formen gebildet, die Victoria auf der Höhe der Säule hat die imposante Größe, die einen so mächtigen Träger fordert und ihr selbst im Ganzen des Monuments die herrschende Stellung giebt. Wie diese Gestalt, ein Werk von der Meisterhand Drake's, ganz in gediegener Vergoldung glänzend, mit prächtig entfalteten Schwingen, sich in schwebender Haltung auf dem Säulen-

gipfel erhebt, ein strahlendes Bild des Triumphes, ist sie im vollsten Sinne die Krönung des Ganzen. Die colossalen Größen, mit denen hier zu rechnen war, sind künstlerisch bewältigt und in ein harmonisches Verhältniß von der bedeutendsten Wirkung gebracht. Die Höhe der Figur beträgt 40, die Gesammthöhe des Denkmals, in der es alle ähnlichen Werke weit übertrifft, 195 Fuß.

In gewisser Weise ist auch die Form der Säule vom Herkömmlichen abweichend; um ihre exceptionelle Bestimmung in der Erscheinung selbst zu charakterisiren, wurde ihr eine Gestalt gegeben, die zwischen der Säulenform und der selbständigeren des Thurmes gewissermaßen die Mitte hält; die künstlerische Absicht möchte hierbei rühmenswerther sein, als die erzielte Wirkung; denn das Zwitterhafte in der Gestalt der Säule will sich nicht ganz verbergen. Beim Kapitäl sind die Formen, die nur im Gegensatz zur Last des Architravs einen Sinn haben, mit künstlerischem Takt vermieden, doch ist die Gestalt, die es erhalten hat — es besteht aus acht, durch Kranzgewinde verbundenen Adlern — wegen der schwächlichen Profilirung von wenig günstiger Wirkung. Außerdem trägt die Säule einen Schmuck der eigenthümlichsten und zweifelhaftesten Art: ihr Schaft ist von drei Reihen vergoldeter, in die tiefen Kanelüren hineingelegter Kanonenrohre umgürtet, die unteren sind Trophäen des dänischen, die mittleren des österreichischen, die oberen des französischen Kriegs. Das Bedürfniß, die aufsteigende Bewegung des hohen Säulenschaftes zu unterbrechen und abzustufen, wird man zugestehen und in dieser Rücksicht machen die drei blinkenden Geschützreihen, in gewisser Entfernung, keinen übeln Effekt; aber man sträubt sich gegen das Unkünstlerische der Verzierung selbst, gegen das Unziemliche der Verbindung architektonischer Symbolik mit der blanken Realität dieser angenagelten Röhren, die in Wahrheit nicht viel geschmackvoller sind, als die barbarischen Schiffsschnäbel an der columna rostrata. Wollte man einer Feldherrnstatue eine wirkliche Standarte als Trophäe in die Hand geben, oder dem Portrait eines verdienstvollen Mannes einen wirklichen Orden anheften, so wäre die künstlerische Dignität dieser Zierden von der jenes Ornaments im Grunde nur wenig verschieden.

Das decorative Bildwerk, mit dem das Monument in reichem Maße bedacht ist, vertheilt sich auf den Säulensockel unter der Halle und die Seitenflächen des Unterbaus. Die letzteren sind mit streifenförmigen, von Albert Wolf, Calandrelli, Schulz und Keil ausgeführten Bronzereliefs geschmückt, welche die Hauptmomente der drei Kriege und den Einzug in Berlin schildern, Darstellungen von kräftigem Realismus und populär wirksam besonders durch die treffliche Portraitirung der Hauptheldenden der Kriege. Durch dramatisches Leben und Klarheit der Composition zeichnet sich vor allen die Erstürmung der Düppler Schanzen von Calandrelli aus. Die realistische

Absicht der Schilderungen führte von selbst zu einer freieren, vom strengen plastischen Gesetz abweichenden, ins Malerische übergreifenden Reliefbehandlung, die allerdings das Maß des guten Geschmacks an manchen Stellen empfindlich überschreitet. Namentlich leiden die Darstellungen von Schulz und Keil an einer verworrenen Ueberfüllung, die sich kaum weniger unschön ausnimmt, als das Figurengedränge auf spätrömischen Reliefs. Der Mangel des rhythmischen Elements wird innerhalb der architektonischen Maße doppelt fühlbar, während die fast aufdringliche Genauigkeit in der Schilderung der realistischen Details zu der monumentalen Bedeutung des Ganzen außer Verhältniß erscheint.

Das vorzüglichste bildliche Ornament des Denkmals verspricht das Gemälde A. v. Werners zu werden, welches, von Salviati in Venedig in Glasmosaik ausgeführt, als Rundbild den Sockel der Säule schmücken soll; bei der Enthüllung war es hier provisorisch angebracht. Wir hoffen auf das originelle und bedeutende Werk, mit dessen letzter Vollendung der Künstler eben beschäftigt ist, später noch zurückzukommen. Höchst wirksam wird das Mosaik die farbige Gesammterscheinung des Denkmals erhöhen, in der das Werk, wie man schon mehrfach besonders nachdrücklich betont hat, gegen die abstrakte Farbelosigkeit moderner Monumente sehr überzeugend protestirt. Das Dunkelroth des granitnen Unterbaus und der Halle, zu dem der Schimmer der bronzenen Verzierungen so trefflich stimmt, der gedämpfte weißliche Ton des Säulenstammes und der leuchtende Goldglanz der Victoria vereinigen sich zu ebenso prächtiger, wie harmonischer Wirkung. Im Ganzen, und trotz der gewichtigen Zweifel, die sich gegen das Werk erheben lassen, hat es auf Dank und Beifall den gerechtesten Anspruch. Es ist den gewaltigen Ereignissen, als deren steinerne Chronik es erscheint, auch ein künstlerisch bedeutsames Denkmal. —e.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Unsere Wahlen und die Moral davon. Aus Oberschlesien. — In die allgemeine Freude der Reichsfreundlichen über den günstigen Ausfall der preußischen Landtagswahlen können deren Genossen in Oberschlesien nicht voll mit einstimmen. Die Partei ist fast in allen Kreisen den Ultramontanen erlegen. Haben wir gleich in Ratibor, wo in Stadt und Kreis mit der zunehmenden Industrie das Deutschthum und der Liberalismus Einkehr gehalten haben, und wo der Einfluß eines jungen, aber energischen Landrathes dem der Geistlichkeit die Spitze geboten hat, zwei Plätze gewonnen, so sind uns

Digitized by Google

dafür drei in Kosel-Leobschütz an die Römlinge verloren gegangen. In Gr. Strehlitz verdanken wir die liberale Wahl einerseits dem Wirken des Grafen Renard, andrerseits den gemeinsamen Bestrebungen des Strehlitzer Krieger-Vereins und der Altkatholiken-Gemeinde daselbst, deren Kern einige rührige gesinnungstüchtige Gymnasiallehrer bilden. Auch der Kreis Kreuzburg, der bisher neben Bethusy einen katholischen Geistlichen in die Kammer entsandte, hat dies Mal 2 Reichsfreundliche gewählt, wie Solches bei der zwar polnischen, aber überwiegend evangelischen Bevölkerung zu erwarten stand. So wird also Oberschlesien durch 15 Ultramontane und 6 Reichsfreundliche vertreten. Am feindlichsten hat sich wohl die Partei der Ersteren in Pleß-Rybnik gegen die Regierung gezeigt, indem sie hier nicht anstand, einen wegen Majestäts-Beleidigung rechtskräftig verurtheilten Geistlichen zu ihrem Kandidaten zu machen. Ueberall traten beide Parteien wohlorganisirt und längst gerüstet in den Kampf ein, die bäuerliche Bevölkerung stand durchweg unter der Fahne der fanatischen Geistlichkeit, die städtische folgte den Vorschlägen des liberalen Wahl-Comités.

Uebereinstimmend ist in ganz Oberschlesien seitens des Klerus die sehr geschickte Maßregel ergriffen worden, noch kurz vor Eröffnung der Abgeordneten-Wahl eine Wahlbesprechung mit den Wahlmännern ihrer Partei abzuhalten, Letztere danach unter sicherem Geleit direct in das Wahllokal zu führen und dort so aufzustellen, daß sie, gesondert von den Liberalen, gegen Zusprache derselben geschützt erschienen. Zur Characterisirung des Einflusses, welchen die Geistlichkeit auch auf diesem Gebiet auf die ländliche Bevölkerung äußert, erzählt man sich manche seltsame Züge. So von einem Knecht, den, weil er mit seinem evangelischen Herrn gestimmt hatte, bald darauf vor Seelenangst ein fömliches Zittern überfiel, das Tage lang währte, bis sich der Pfarrer seiner erbarmte und ihm Absolution für seine kirchenfeindliche Abstimmung ertheilte. Nicht minder interessant ist ein Vorfall, der sich bei der Abgeordneten-Wahl in Sohrau (Pleß-Rybnik) ereignete. Bei den Wahlprüfungen, die sich fast 4 Stunden hinzogen, und die den Ausschluß mehrerer der reichsfeindlichen Partei angehöriger Wahlmänner zur Folge hatten, geriethen die fanatisirten Gemüther der Bauern in gewaltigen Aufruhr, sodaß es nur dem schneidigen Eingreifen des Wahl-Commissars zu danken war, daß es nicht zu Thätlichkeiten kam. Hierbei ereignete es sich, daß u. A. gegen die Wahl eines Pfarrers Protest erhoben wurde, indem 4 Zeugen eidlich erhärten wollten, jener habe im Wahllokal zwischen der Wahl der 3. und der der beiden übrigen Abtheilungen eine Ansprache an die Wähler gerichtet, des Inhalts, daß wie die 3. Abtheilung soeben gut gewählt habe, — sie hatte nämlich den Pfarrer selbst zum Wahlmann gemacht, — so die 2. und 1. Abtheilung dem Beispiel folgen möchten. Auch

Digitized by Google

glaubte er die trostreiche Versicherung hinzufügen zu müssen, daß er für seine Person sich eher lebendig begraben lassen wolle, als zugeben, daß man den „armen" Bauern die Religion raube. Dem Zeugniß der vier Urwähler entgegen erklärte der Pfarrer, auf Ehre und Gewissen von der Versammlung befragt, daß er jene Rede allerdings gehalten habe, aber erst nach Beendigung des ganzen Wahlactes. Doch die vier Zeugen blieben bei ihrer Behauptung mit aller der Bestimmtheit stehen, die den Eindruck der Wahrhaftigkeit machen mußte. Als daher der Wahl-Kommissar den Pfarrer aufforderte, ihm nunmehr an Eidesstatt durch Handschlag zu versichern, daß er seine Rede erst am Schlusse der ganzen Wahlhandlung gehalten habe, wurde dieser Herr doch unsicher und mit den Worten: „Man kann sich doch selbst nicht recht trauen!" verschwand er schnell in der schwarzen Menge seiner Confratres.

Von mehr als einem Patrioten habe ich in diesen Tagen den Trost gehört: „Gut, daß die Wahl für uns ungünstig ausgefallen ist, denn nun erst wird die Regierung gründlich in Oberschlesien reformiren." Und wahrlich, es ist doch noch gar viel von ihr zu thun, wenn schon in dem letzten Jahre ihre Thätigkeit eine entschiedenere war. Zunächst müssen die Schulen, namentlich auf dem Lande, gehoben werden. Ein Schritt dazu ist durch die Ernennung weltlicher Kreisschul-Inspectoren gethan. Die Beamten haben sich ihrer wichtigen Aufgabe überall mit aufopfernder Gewissenhaftigkeit unterzogen, so schwer ihnen diese auch durch die geistlichen Local-Schul-Inspectoren und z. Th. auch durch die Lehrer und Schulzen gemacht wird. Was sie zu thun haben, lehrt ein Blick in die statistischen Nachweisungen über die ungeheure Zahl der Analphabeten in Oberschlesien. Einem Schulinspector begegnete es, daß ihm bei der Revision einer Dorfschule kein einziger Schüler den Namen des jetzt regierenden Königs sagen konnte; der Lehrer suchte nun hinter dem Rücken des Revisors den Kindern den Namen vorzusagen, und er sagte ihn — falsch vor. In vielen Dörfern fand derselbe Inspector die unerhörte Unsitte, daß der Lehrer wöchentlich den Kindern einen ganzen Tag frei gab, damit denselben die Mütter die Hemden waschen und stopfen könnten. Gegen so schreiende Mißstände giebt es nur ein Mittel, das zu helfen verspricht: Confessionslose Schulen, welche nur unter weltlichen Revisoren stehen.

Die Regierung muß aber auch darauf Bedacht nehmen, in unserer Gegend sich nur solcher Beamten zu bedienen, auf die sie sich unbedingt verlassen kann. Oft findet die Opposition gegen sie grade in der Autorität ihrer eigenen Beamten eine Stütze. Hat sich doch z. B. ein Kreisrichter, der als Grundbuchrichter dem Landvolk bekannt geworden, von der ultramontanen Partei mit Glück als Kandidat aufstellen lassen. In Oberschlesien

Digitized by Google

müssen in Kirche, Schule, Justiz und Verwaltung nur solche Männer arbeiten, die auch außer ihrem Amt in gedeihlicher Weise auf das Volk einzuwirken die sichere Aussicht eröffnen. Für Leute, die sich vor dem Staube der popularis invidia fürchten, ist hier kein Arbeitsfeld. Zur Aufklärung im Volke können namentlich die Krieger-Vereine, die jetzt aller Orten entstehen, nutzbar gemacht werden. Man verbinde mit ihnen, wie die Gesellen-Vereine früher mit Erfolg gethan haben, Lese-Institute und sorge für eine geeignete, Patriotismus weckende Lectüre. Insbesondere aber zeige der Gebildete, namentlich der Rittergutsbesitzer und der Pächter auf dem Lande wirkliches Interesse für den gemeinen Mann, er behandle ihn menschlich und suche seine Zuneigung, sein Vertrauen zu gewinnen. Bisher überließen wir den geistigen Verkehr mit dem Volk dem Geistlichen; wie dürfen wir uns da über die Unzugänglichkeit wundern, welche man uns in den unteren Schichten der Gesellschaft bei Gelegenheit der Wahlen zeigt? Man täusche sich doch ja nicht! Mit Gewaltmitteln allein ist auch in 3 Jahren kein besseres Resultat bei den Wahlen zu erreichen. „Nur die gelinde Macht wirkt Wunder."

Postreservatrecht; Reichstagsdiäten. Aus Stuttgart. — Man wird die Hoffnung nicht aufgeben dürfen, daß die einheitliche Reichsbriefmarke dereinst auch noch das Gebiet der Königreiche Baiern und Württemberg sich erobern werde. Aber die jüngsten Verhandlungen der württembergischen Kammer haben gezeigt, daß dieses Ziel noch nicht in unmittelbarer Nähe winkt. Zwingende Gründe des Anschlusses an die Reichspostverwaltung sind vorläufig noch nicht vorhanden, und da der gute Wille erst mit den zwingenden Gründen sich einstellen wird, so darf man sich inzwischen die Geduld nicht verdrießen lassen. Als vor einiger Zeit plötzlich das Gerücht auftauchte, daß unsere Regierung geneigt sei oder im Begriff stehe, ihre Postverwaltung an das Reich abzutreten, entstand hier zu Lande allgemeines Schütteln des Kopfes. Man konnte nicht begreifen, wie die Regierung mit einmal eines Rechtes überdrüssig geworden sei, von welchem sie bisher stets so hohe Stücke gehalten, und das noch dazu dem Staatsschatz einen nicht unbeträchtlichen Gewinn abwirft. Allein das grundlose Gerede forderte doch zu einer näheren Prüfung der betreffenden Verhältnisse auf, und aus der Erörterung, welche nunmehr mit Eifer sich an das Gerücht spann, ersah man doch, daß unsere Postverwaltung in eigenthümliche Schwierigkeiten gerathen war, welche auf die Zukunft derselben ein bedenkliches Licht werfen. Man erfuhr nämlich, daß seit geraumer Zeit unter den jüngeren Postbeamten des Landes die Neigung epidemisch sei, dem angestammten Staatsdienst Valet zu sagen und dafür die besser dotirten Stellen des Reichsdienstes aufzusuchen. Ueber die Zahl der also Ausgewanderten schwanken die Angaben. Ein Stuttgarter

Digitized by Google

Blatt zählte neulich 39 mit genauer Angabe von Namen, Stand und gegenwärtigem Wohnort auf. Minister v. Mittnacht dagegen gab ihre Zahl auf 27 an, und da es vermessen wäre, am Wort eines Ministers zu zweifeln und überdieß Herr v. Mittnacht die Gewohnheit besitzt, sich für jede ihm von der Presse — wirklich oder vermeintlich — erwiesene Unbill fürchterlich zu rächen, so ist man zu der Annahme genöthigt, daß ein volles Dutzend unserer Postbeamten durch bloßes Versehen auf jene Namensliste gekommen ist. Im Uebrigen ist auf diese Zahlen um so weniger Gewicht zu legen, als die Bewegung unter unserem Postpersonal, dessen Flüchtlinge nicht bloß für die Stellen in den Reichslanden, sondern auch in altpreußischen Städten willkommen zu sein scheinen, noch keineswegs beendigt ist. Wenigstens wird versichert, eine weitere Anzahl dieser Jünglinge warten nur darauf, in einen gewissen Rang vorzurücken, um dann sofort jenen ausgewanderten nachzufolgen. Das Motiv zu dieser secessio ist einzig in dem beträchtlichen Unterschied der Besoldungen im Staats- und denen im Reichsdienst zu suchen; es ist, um es deutlich zu sagen, die bittere Noth, welche dieselbe veranlaßt hat, und das Organ der Volkspartei hätte nicht nöthig gehabt, zur Erklärung das Gespenst eines geheimen preußischen Werbebureaus heraufzubeschwören, das im Finsteren schleichend jene Uebertritte zum Nachtheil des württembergischen Staats vermittle. Dieser Nachtheil freilich besteht und läßt sich nicht in Abrede ziehen. Wenn es auch für unseren Staat nur schmeichelhaft sein kann, daß die Brauchbarkeit seiner Beamten auch auswärts gewürdigt wird, so kann er doch nicht gemeint sein, gleichsam zu einer Pflanzschule für Reichspostbeamte zu werden, auf die Gefahr hin, der eigenen Träger eines Verwaltungszweiges verlustig zu gehen, dessen Selbständigkeit er sich in den Verträgen ausdrücklich garantiren ließ. Entweder also mußten Schritte gethan werden, dem Uebel Einhalt zu thun, oder die Gefahr lag nahe, durch den Strike, wenn er an Ausdehnung gewann, an der ferneren Ausübung dieses Reservatrechts behindert zu werden.

Daß diese Dinge auf dem jetzt versammelten Landtag zur Sprache kommen würden, ließ sich erwarten. Auf eine etwas naiv gestellte Interpellation, ob jene Abtretungsgerüchte gegründet seien, antwortete Herr v. Mittnacht, der als Minister des Auswärtigen zugleich Chef der Verkehrsanstalten ist, mit einem runden Nein. Eine eingehendere Debatte folgte erst bei der Berathung des Finanzetats, als die jährlichen Einnahmen aus der Postverwaltung an die Reihe kamen. An dieser Debatte war dies das Bemerkenswertheste, daß von den verschiedensten Seiten der Regierung für die Erhaltung der Postverwaltung in den Händen des Staats aufs wärmste gedankt wurde. Nicht bloß Herr v. Varnbüler, der einst mit rühmlichem Eifer unserem Verkehrswesen vorgestanden ist, setzte im Einzelnen die kleinen Vor-

Digitized by Google

theile auseinander, welche grade die württembergiſche Poſtverwaltung ihrem Publikum zu gewähren befliſſen iſt, ſondern auch Mitglieder der nationalen Partei ſtimmten in das Lob und in den Dank für die Regierung ein, ja es wurde nicht eine einzige Stimme laut, welche auch nur einen ſchüchternen Wunſch nach dem Anſchluß an die Reichspoſt geäußert hätte. Dies war kein kleiner Triumph der Regierung, die Einſtimmigkeit in dem Wunſch, jene berechtigten Landeseigenthümlichkeiten beizubehalten, rechtfertigt in der That die Zähigkeit, mit welcher ſie an ihrem Rechte feſthält. Unter dieſen Umſtänden drehte ſich die Debatte natürlich gar nicht um die etwaige Abtretung der Poſtverwaltung, ſondern bloß um die Mittel, wie dieſelbe zu retten, d. h. wie dem andauernden Strike zu begegnen ſei. Herr von Mittnacht gab das Bedenkliche der augenblicklichen Lage vollkommen zu, ſchien jedoch einige Beruhigung aus dem Umſtand zu ſchöpfen, daß von jenen Ausgewanderten Einer bereits vom Heimweh ergriffen worden iſt und die Geneigtheit kundgethan hat, wieder in den vaterländiſchen Dienſt zurückzukehren. Im Uebrigen meinte er, daß die bevorſtehende allgemeine Beſoldungsaufbeſſerung die Wirkung nicht verfehlen werde, in den mißvergnügten Seelen der Poſtbeamten das ſchwindende Gefühl der Anhänglichkeit ans Vaterland wieder zu kräftigen, wenn er auch den Vorſchlag der pecuniären Gleichſtellung mit den Beamten des Reichs als eine ungerechte Bevorzugung den übrigen Beamten gegenüber abwies, und er auch gegen die Idee ſich erklärte, die ſchönen Erträgniſſe der Poſtverwaltung zum Zweck der Erhöhung der Gehälter zu verwenden, da dieſe Erträgniſſe vielmehr der Staatsfinanzverwaltung im Ganzen zu gut kommen müßten. Herr v. Varnbüler machte indeſſen mit Recht darauf aufmerkſam, daß es nicht bloß die höhern Gehälter ſeien, welche unſre Poſtſekretäre in die Ferne locken, ſondern auch die beſſeren Avancements- und Penſionsrechte, welche dort winken, und formulirte einen Antrag in dieſem Sinne, den übrigens die Kammer nicht ſofort zu genehmigen ſich getraute, ſondern zunächſt an ihre Finanzcommiſſion verwies. So viel iſt gewiß, daß ſowohl die Regierung als die Kammer Alles, was in ihren Kräften ſteht, aufbieten werden, um das Loos der Poſtbeamten erfreulicher zu geſtalten und die gefürchtete Invaſion der Reichspoſt von württembergiſchem Gebiet fern zu halten. Wobei freilich hinzugefügt werden muß, daß unter dem Perſonal der Poſtverwaltung ſelbſt der Glaube, daß dieſes Reſervatrecht noch für eine längere Zukunft gerettet werden könne, ganz erheblich erſchüttert iſt.

Die Abgeordnetenkammer, welche gegenwärtig mit der Berathung des ordentlichen Budgets beſchäftigt iſt, hat gleichwohl Zeit gefunden, gleichſam zu ihrer Erholung einen Streifzug auf das Gebiet des Reichstags zu unternehmen. Ihre Mehrheit iſt nämlich der Meinung, daß den Abgeordneten

Digitized by Google

des Reichstags der Bezug von Diäten wohl zu gönnen wäre, und hat, da der bezügliche Wunsch des Reichstags selbst bisher ungehört verhallt ist, in ihrer Menschenfreundlichkeit geglaubt, dem Reichstag hilfreich beispringen zu müssen. Sie hat demnach ihre Ansicht in einer förmlichen Bitte an die Regierung niedergelegt. Welche Stellung Herr v. Mittnacht zu der Frage einnimmt, ist nicht bekannt, und war auch aus den wenigen Worten, die er in die Debatte warf, nicht zu ersehen. Es ist aber nicht anzunehmen, daß die Debatte und der Beschluß der Kammer großen Eindruck auf ihn hervorgebracht hat. Schon dies mußte eigenthümlich berühren, daß der Hauptredner für den Antrag auf Diätengewährung ein Abgeordneter war, der selbst Mitglied des Reichstags ist, freilich durch anderweitige Geschäfte vielfach behindert war, regelmäßig seinen Sitz in Berlin einzunehmen, dadurch sich aber nicht im geringsten genirt fühlte, über die chronische Beschlußunfähigkeit des Reichstags gewaltig loszuziehen. Mehrere Abgeordnete drückten im Widerspruch mit dem Antragsteller ihre Meinung dahin aus, daß der Reichstag dieser freundlichen Beihilfe der Landtage wohl entbehren könnte und daß es diesen in der neuerer Zeit nicht mehr recht anstehe, Gegenstände der hohen Politik, in welchen ihnen doch eine Entscheidung nicht zukommt, in den Bereich ihrer Debatten zu ziehen. Ueber die Diätenfrage selbst kann man verschiedener Ansicht sein, und die richtigste ist wohl die, daß sie zu einer definitiven Entscheidung noch nicht reif ist; schwerlich aber gereicht es ihr zum Vortheil, wenn wie ein Abgeordneter proklamirte, nunmehr eine allgemeine systematische Agitation für Diäten ins Werk gesetzt werden soll. Auch über das Maß des moralischen Einflusses, den die Einzellandtage auf die Voten ihrer Regierungen im Bundesrath billigerweise auszuüben vermögen, gehen die Meinungen auseinander. Doch wird man darin übereinstimmen, daß dieser moralische Einfluß in seinem eigenen Interesse wohl daran thut, wenn er sich in bescheidenen Grenzen hält und jedenfalls solche Gegenstände zu berühren vermeidet, welche mit den bisherigen ständischen Rechten der Einzelländer nicht den mindesten Zusammenhang haben. Daß in kurzer Frist, welche auch dem Ungeduldigsten nicht zu lang sein sollte, der Tag bevorsteht, da die Wirkung der Diätenlosigkeit zum zweitenmal in den Wahlen erprobt werden soll, kommt noch überdies hinzu, um die Schicklichkeit dieses Diätenantrags in das hellste Licht zu setzen.

Die Studien über Preisgeschichte in Oesterreich. Aus Wien. — Bei der geschichtlichen Betrachtung der volkswirthschaftlichen Verhältnisse hat es sich gezeigt, daß „kaum für eine Lehre der Nationalökonomie bis jetzt noch so sehr die exacte Grundlage fehlt, als für die Lehre von den Gesetzen des Preises". Und doch ist man sich darüber völlig klar, welche ungemeine Be-

Digitized by Google

deutung einerseits für die Fragen der Socialwissenschaft, andererseits für die Kulturgeschichte in den überreichen Preisangaben auch der früheren Jahrhunderte gelegen. Etwas weitgehend bemerkt darüber v. Inama-Sternegg in seinen Beiträgen zur Geschichte der Preise (Wien 1873. Officieller Bericht der Wiener Weltausstellung): „Keine Rechts- und Sittengeschichte, keine Geschichte der Industrie und der literarischen Entwickelung giebt uns ein so sicheres Urtheil über die socialen Zustände eines Volkes und die Bedingungen ihrer fortdauernden Gesundheit an die Hand, als die Geschichte des Arbeitslohnes, der Lebensmittelpreise und des Geldes, denn von nachhaltiger ökonomischer Kraft und guter Vertheilung der wirthschaftlichen Güter ist noch bei allen Völkern endgiltig ihr ganzer Kulturzustand, ihre gesellschaftliche und politische Thatkraft abhängig gewesen". So sehr man aber auch aller Orten — einige aprioristische Nationalökonomiker und die sogenannten Praktiker ausgenommen — die Wichtigkeit preisgeschichtlicher Forschungen anerkannte, ebenso sehr schreckte die ungemeine Zerstreutheit und riesige Masse des Materials vor dergleichen spinosen Arbeiten ab. Verhältnißmäßig ist bisher noch wenig geschehen, da es an einer Organisirung dieser Arbeiten gefehlt. Die rührige Thätigkeit einzelner Gelehrter erwies sich nicht genügend, die historische Entwickelung der Volkswirthschaft im Einzelnen wie im Großen vor uns erstehen zu lassen. Lange noch sind die Reihen der Thatsachen *nicht* so vollständig und die Kette der inductiven Betrachtung so *geschlossen*, daß wir zur deductiven Darlegung gewisser Gesetze kommen oder tiefgehende Lehren für die Praxis, vor Allem für die Socialpolitik daraus gewinnen könnten.

Von solchen Erwägungen geleitet, hat es bei uns in Oesterreich ein junger Gelehrter versucht, durch Bewältigung des Materials für *ein* Land und durch geschichtliche Darstellung der volkswirthschaftlichen Verhältnisse desselben im engeren Rahmen die Kräfte und Factoren ökonomischer Entwickelungen nachzuweisen. Heinrich Friedrich Sailer, als Sohn eines armen, aber sehr gebildeten Schuhmachers am 1. Juli 1837 zu Wien geboren, faßte von tiefen philologischen und staatswissenschaftlichen Studien ausgehend mit Energie und inniger Hingebung an die Sache den Plan, eine Geschichte der volkswirthschaftlichen Verhältnisse Oesterreichs zu schreiben. An einem unheilbaren Lungenleiden krankend, scheute er vor der Riesenarbeit nicht zurück: aus zahlreichen gedruckten, hauptsächlich aber aus archivalischen Quellen, vor Allem Kämmereirechnungen, Urbaren, Zunftrollen u. A. brachte er das Material zusammen, doch litt es seine Gewissenhaftigkeit nicht, vorschnelle Schlüsse daraus in Umlauf zu setzen. Aber er war auch zu geschmackvoll, als daß er das Rohmaterial in bequemem Abdruck auf den Markt gebracht hätte. Ihm galt es als ausgemacht, daß er vor Allem zusammenhängendes und reichliches

Digitized by Google

Material zur Preisbewegung gewinnen müsse. Vorher aber schien ihm die Bestimmung des Münzwerthes unerläßlich nöthig; so entstanden seine bedeutenden Untersuchungen über „Niederösterreichische Münzwerthe im 14. Jahrhunderte“ (Wien 1869), ein Schriftchen, das Sailer erst auf seinem Todebette zu Ende brachte. Denn am 13. August 1869 starb der geistvolle und kenntnißreiche junge Mann, und hinterließ eine Fülle von leider sehr lückenhaften Excerpten, theilweise ausgearbeiteten Monographien, reichen Materiasammlungen, Andeutungen, denen nachzugehen belehrend und vielleicht sehr ergiebig wäre; das Ganze, für ihn überschaulich und unmittelbar zu brauchen, ist so ein Torso geblieben, wie denn leider auch eine vollständig für den Druck hergerichtete Geschichte des österreichischen Weinbaues im Mittelalter bei seinem Tode nicht zu finden war; am vollständigsten ist noch die „Geschichte der Preisbewegung in Niederösterreich“ (Wien 1871, Eigenthum und Verlag des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich). Wenn nun auch mit Sailer's Tode eine bedeutende Kraft der Wissenschaft entzogen ward, so wirkte seine Anregung doch auf weitere Kreise; bald darauf erschienen ergänzende Abhandlungen der vorzüglichen Forscher Prof. A. Huber in Innsbruck und A. Luschin in Graz, die ebenfalls auf die Bedeutung dieser Studien hinwiesen.

Aber erst der Wiener Weltausstellung war es vorbehalten, wie in so Vielem auch in dieser Richtung zu größerer und umfassender Arbeit anzueifern. Das eminenteste Verdienst in dieser Hinsicht gebührt der Prager Handels- und Gewerbekammer und in ihr vor Allem dem Secretär derselben Dr. Edmund Schebeck, der den Gedanken einer additionellen Ausstellung von Beiträgen zur Geschichte der Preise, wie er von der Leitung der Ausstellung ausgesprochen ward, durch den am 2. April 1872 erlassenen Aufruf zur Betheiligung an der Collectivausstellung erst recht praktisch und realisirbar machte. Es ist eine rastlose und wirklich höchst dankenswerthe Bemühung, der sich Schebeck unterzog, um auf der Ausstellung reiches Material für diese wichtige Seite der Volkswirthschaft zusammen zu bringen. In dem sehr abgelegenen Pavillon des k. k. Handelsministeriums konnte man in stattlichen, schön gebundenen Bänden das Resultat dieser Bemühungen sehen. Es lagen hier nicht weniger als 31 mehr oder weniger bedeutende Quellenwerke (Abschriften von Preisverzeichnissen aus Registraturen und Archiven einzelner Besitzer, Domänen u. s. w.) vor, dazu kamen für solche Ausstellungen wohlberechtigte graphische Darstellungen des Sinkens und Steigens der Preise und hier wohl weniger wichtige Muster. Welchen ungemeinen Werth solche Materialiensammlungen haben, zeigte der flüchtigste Einblick in diese oft kalligraphisch ausgestatteten und recht systematisch angelegten Register; abgesehen von den hochwichtigen Beiträgen zur Geschichte der volkswirthschaftlichen Verhältnisse bringen u. A. die

Digitized by Google

wahrhaft mustergültigen Apotheker-Ordnungen und Taxen (vom sechszehnten Jahrhunderte an) von Ernst Ebenhöch Mittheilungen, die einen tieferen Einblick in die Wandlungen der Heilkunde gestatten. Aber auch für die Geschichte der Wirthschaft (vornehmlich der Domänen und Großgrundbesitzer) des Marktverkehrs, des Bauwesens, der Industrie und Gewerbe, des Handels u. A. liegt schon in dem, was uns hier geboten wird, eine Fülle des interessantesten Materials vor und doch ist das nur ein Bruchtheil dessen, was noch latent in den Archiven des Benützers harrt und vielleicht durch Ungunst der Verhältnisse und Unkenntniß der Besitzer jetzt noch zu Grunde gerichtet wird. Nach alledem ist es begreiflich, wenn der Mann, dessen unermüdlichem Eifer die Wissenschaft so Vieles dankt, in seinem interessanten Catalog (Collectiv-Ausstellung von Beiträgen zur Geschichte der Preise von E. Schebeck. Prag, Mercy. 1873) den Wunsch nach einer Organisation der preisgeschichtlichen Arbeiten und nach Errichtung eigener Bureaux für die Statistik der Vergangenheit ausspricht.

Ganz dieselbe Forderung erhob auch der Decan der Juristenfacultät in Innsbruck Prof. von Inama-Sternegg in seinen gedankenreichen und anregungsvollen Beiträgen zur Geschichte der Preise (Nr. XXII des Officiellen Ausstellungsberichts, Wien 1873) und stellte es als entschiedenes Bedürfniß hin, daß jede deutschösterreichische Provinz ihr eigenes statistisches Bureau hätte. Auch er redet einer systematischen Ausbeutung unserer Archive das Wort und meint, es sei der Zeitpunkt gekommen, um von vereinzelter, nebensächlicher, oft rein zufälliger und aus bloß individueller Neigung entspringender Behandlung preisgeschichtlicher Fragen zu einer organisirten systematischen Massenarbeit überzugehen. Und mit Recht verweist er auf den überhaupt für Historiker und Socialpolitiker höchst beachtenswerthen Vorgang der Naturwissenschaften, die schon längst ihre meteorologischen Beobachtungs-, ihre agriculturchemischen Versuchsstationen haben, die unter einander in einer wohlorganisirten Verbindung, alle in gleicher Weise dem gleichen Ziele zuarbeiten. Für exacte Feststellung astronomischer Vorgänge, meint Sternegg, widmen die Regierungen bereitwilligst Hunderttausende, aber wir haben noch nicht gehört, daß eine Regierung zum exacten Studium einer Preisrevolution einen Kreuzer bewilligt hätte. Schließlich fordert er, wie Schebeck, die österreichische Regierung auf, sich die Ehre nicht entgehen zu lassen, die erste unter den Regierungen der Culturstaaten zu sein, welche auch den Socialwissenschaften die Wege exacter Forschung ebnet.

Diese Aufforderungen der Fachgelehrten an die Regierung waren laut und entschieden genug, doch entsprach ihnen mit gewohnter Raschheit und Energie unser Handelsminister, indem er schon am 15. October eine Commission für die Geschichte und Statistik der Preise und Löhne berief. Frei-

Digitized by Google

dig begrüßten wir allerdings die Ernennung des regsamen und energischen Statistikers Hofrath Brachelli als Leiter der Commission, aber die Zusammensetzung derselben ließ sogleich ahnen, daß die Geschichte der Preise im Hintergrunde bleiben würde. Denn mit ganz wenigen Ausnahmen sind es doch — freilich sehr tüchtige — Praktiker, denen die Preise der Gegenwart und der allernächsten Vergangenheit näher stehen, als die geschichtliche Entwickelung der letzten Jahrhunderte. Wenn aber der große Gedanke der Weltausstellung wirklich zur Durchführung kommen, wenn Oesterreich sich die Ehre erwerben will, der erste Staat zu sein, der diese bedeutende Aufgabe hindurchführt, dann muß das Handelsministerium als jenes Ministerium, dem der Verkehr untersteht, sofort an die Arbeit für die Geschichte der Preise gehen. Nur dies Ministerium kann die Arbeit leisten, aber es muß sogleich in organisirter Weise damit begonnen werden. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß man für die Preisgeschichte allein eigene Bureaux errichte, wohl aber wird man — wir hoffen dies von der Einsicht des Handelsministers — mit Freuden Forschungen für die Geschichte der volkswirthschaftlichen Zustände ins Leben rufen und unterstützen. Denn in ihnen liegt nicht bloß die größte Förderung der nationalökonomischen Theorie und der geschichtlichen Wissenschaft, sondern auch eine lebhafte Anregung und Belehrung für die Praxis. Ueber den Weg, den man gehen muß, sind die Ansichten verschieden. Mir freilich dünkt in erster Linie der von Schebeck und Inama-Sternegg der allein richtige Weg. Nach ihm müßte sofort eine Commission aus Fachgelehrten (Nationalökonomen, Statistikern und Historikern) berufen werden, die über allgemeine Principien und den modus procedendi zu entscheiden, sodann aber in Wien ein Centralbureau für die laufenden Geschäfte zu errichten hätte. Von diesem Centralbureau würden in allen deutschösterreichischen Provinzen kleinere Localbureaux zu errichten sein. Es versteht sich von selbst, daß die erste Arbeit der Bureaux die Repertorisirung des vorhandenen höchst zerstreuten und von der Vernichtung bedrohten Stoffes und zwar durch die Bemühung von Wanderarbeitern sein müßte, und daß das beste Muster in den Arbeiten für die Monumenta Germaniae oder die Münchner Commission zu finden wäre.

Nimmt die Regierung an diesem Vorschlage als an einem „zu complicirten und vielleicht zu viele (?) Geldmittel in Anspruch nehmenden" Anstoß, so bliebe noch ein anderer einfacherer und billigerer übrig. Die Commission, die jetzt in Wien tagt, ernennt einen Leiter der preisgeschichtlichen Arbeiten, ordnet ihm ein Paar Hilfsarbeiter bei und dieser — natürlich ein Fachmann — hätte mit den übrigen Organen (Akademie der Wissenschaft, historischen Vereinen und namhaften Gelehrten in den Provinzen) in Verbindung zu treten und die Einleitung zur Repertorisirung des Quellenstoffs zu treffen. Das

Digitized by Google

würde die Regierung ebenso wie die von einigen Seiten projectirte Errichtung eines aus Nationalökonomen, Statistikern und Historikern zusammengesetzten ständigen kleinen Centralbureaus in Wien sehr wenig kosten, die sofortige Inangriffnahme der Arbeit aber garantiren. Wie man aber auch praktisch vorgehe, soviel steht außer Frage, daß die Regierung, die einmal die Initiative ergriffen, mit dieser Angelegenheit auch Ernst machen muß, daß es Sache des Handelsministeriums sei, für diese Studien ein Departement — ob dem statistischen Departement untergeordnet oder nicht, ist gleichgültig — zu errichten und ohne Zögern an die Organisation und Durchführung dieser wichtigen Arbeiten zu gehen. Männer, die ihre ganze Kraft daran wenden, wird es wohl geben, die Regierung aber wird mit sehr geringen Kosten sich ein hohes Verdienst um die Wissenschaft erworben haben.

Eingehend habe ich über die Angelegenheit gesprochen, doch glaube ich, ist es ein allgemeines Interesse der deutschen Wissenschaft in diese so sehr die Lebensnerven auch des modernen Daseins berührenden Forschungen jene Organisation zu bringen, deren sich andere Zweige der historischen und volkswirthschaftlichen Disciplin schon lange erfreuen. Aber ich gestehe es, der vorliegende Bericht ward auch deshalb in diese Blätter gesendet, damit unserer Arbeit von Deutschland aus Unterstützung und Förderung zu Theil werde. A. Horawitz.

Berliner Wochenschau. Wien und Berlin; Börse; Civilehe; Ministerium. — Die Saison hat begonnen, der Landtag ist eröffnet, die Theater und Concertsäle füllen sich, auch der letzte Tourist ist von seinem Herbstausfluge längst zurückgekehrt und der Schluß der Wiener Weltausstellung erlaubt dem Berliner endlich wieder der eigenen Heimat die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. Er hat ihrer lange vergessen. Zweimal während des letzten Halbjahres hat er ihr den Rücken gewandt. Im Hochsommer, als noch die Sonne des Börsenglückes im Zenith stand oder wenigstens noch erträglich leuchtete, befand sich Berlin in den Bädern und im October in Wien. Jetzt ist man damit beschäftigt, die genossenen Eindrücke und gemachten Erfahrungen in der Heimat zu verwerthen. Allen voran schreitet darin Herr v. Madai. Er zeigt, wie man mit Nutzen reist. Als eine wunderbare Frucht seiner Wiener Polizeistudien prangt jetzt auf den Kreuzwegen Berlins der berittene Schutzmann, unbeweglich im Gewühl, in steter Lebensgefahr, denn die Kunst des Rosselenkens ist leider in Wien zurückgeblieben. Im allgemeinen hat die Vergleichung der Wiener Zustände mit den unsrigen ein für die letzteren günstiges Resultat ergeben. Vielen freilich war es unmöglich durch das Getümmel der Ausstellung hindurch zu dem eigentlichen alltäglichen Wien vorzudringen. Diejenigen aber, denen das gelungen, betrachten die heimischen Verhältnisse nun mit einer Art andächtiger

Digitized by Google

Verehrung, die ihnen längst fremd war. Wer Wien aus früheren Zeiten kannte, spricht mit beredter Zurückhaltung von der furchtbaren socialen Zerrüttung, welche die finanzielle Katastrophe dieses Sommers hervorgebracht. Das alte lustige Wien ist nicht mehr, alle Versuche es wieder zu beleben, wollen nicht glücken.

Auch von hier aus sind solche Versuche unternommen worden und werden noch täglich geplant, denn auch hier verdunkelt die schwarze Sorge den Himmel der winterlichen Vergnügungen. Alle Spekulationspapiere, welche auf Grund der Unternehmungen der letzten Jahre ins Leben getreten, sind mit diesen selbst zur Zeit so gut wie ganz entwerthet, die Institute, die sie emittirten, im Sterben. Die besseren suchen zu liquidiren und werden ihren Zweck mit dem Verluste einiger Procente erreichen und sich und ihre Actionäre vor weiteren Verlusten bewahren, die weniger gut situirten versuchen ihr Glück einstweilen auf dem ominösen Wege der Fusion, die schlechten endlich bleiben auf ihrem Platz und erwarten mit stoischem Gleichmuth den Augenblick ihrer gewaltsamen Entfernung von Courszettel und von der Börse. In den Kellern der Bank aber schlummern 430 Millionen geprägten Goldes, und diese sind es, die jedem Börsenmanne hier den ruhigen Schlummer rauben. Sie an das Licht des Tages zu locken, ist das allgemeine Streben. Aber Delbrück, Camphausen, Dechend und Bitter sind unerbittlich. Sie behaupten des Goldes zur Ausprägung der Goldmünzen benöthigt zu sein, und bleiben taub gegen alle Anleiheprojecte. Gleichwohl werden diese fortwährend formulirt, und zwar stets im großen Stile im Zusammenhang mit der hohen Politik. Als der Kaiser und Bismarck in Wien waren, brachten hiesige Finanzmänner die Rettung Oesterreichs auf den Plan. Andrassy und de Pretis sollten bewogen werden, ihre damals erst projectirte Anleihe hier belehnen zu lassen oder zu verkaufen. Es ist durchaus kein Zweifel, daß es vorübergehend gelang, die Träger der deutschen Politik für diesen Gedanken aus politischen Gründen zu erwärmen. Es war hier sehr unangenehm aufgefallen, daß die französische Nationalbank der Wiener Regierung ihre Hülfe angeboten hatte. Die Besorgniß stellte sich ein, daß die Annahme solcher Unterstützung die befreundete Macht in unliebsame Bahnen drängen möchte, und man kam endlich dazu, die Unterstützung Oesterreichs in seinen finanziellen Calamitäten von Seiten Deutschlands als eine einfache naturnothwendige Consequenz des freundschaftlichen Einvernehmens beider Mächte, als eine der Vorbedingungen der von beiden inaugurirten Friedenspolitik anzusehen. Man hat sogar diesen Gedanken den österreichischen Staatsmännern gegenüber, die ihn anfangs mit einigem Mißtrauen aufnahmen, sehr eingehend motivirt und es gelang schließlich, die Besorgnisse des Herrn de Pretis zu zerstreuen und den Grafen Andrassy zu einer sehr offenen freundlichen und befriedigenden Aussprache zu veranlassen. Gleich-

Digitized by Google

wohl ist das Projekt schließlich unterblieben, und die österreichische Regierung begnügte sich damit, die Auflegung der Anleihe bei dem Reichsrathe nachzusuchen. Es scheint, daß die Einsprache der hohen preußischen Finanzbeamten die Unternehmung zu Falle gebracht hat, und das Gold in den Kellern der Bank zurückhielt.

Die Börse aber kam nicht zur Ruhe, sofort versuchte sie auf einem anderen Wege die Hebung des Schatzes. Die Newyorker Ereignisse traten ein, eine allgemeine Handelskrisis in bedenklichster Ausdehnung schien vor der Thür zu stehen. Daran knüpfte man an. Es ist allgemein bekannt, daß die Bank von England, wenn die deutsche Regierung ihr heute oder morgen die Wechsel präsentirt, die im Betrage von 6—7 Millionen Pfund Sterling von der französischen Kriegskostenzahlung auf London lautend restiren, ihren Verpflichtungen nicht nachkommen kann. Die Wechsel sind deshalb auch schon einmal prolongirt worden. Wenn nun die Handelskrisis acut geworden wäre, so erwuchsen der englischen Bank daraus natürlich weitere unabsehbare Schwierigkeiten. Hiesige große Bankfirmen schlugen daher der deutschen Regierung vor, der englischen Bank mit einer Unterstützung in baarem Golde zu Hülfe zu kommen. Die Regierung zeigte sich im allgemeinen bereit, diese Unterstützung zu leisten, wollte aber von einer Verminderung ihres Goldvorrathes nichts wissen, sondern hielt eine abermalige Prolongation eines Theiles der auf London lautenden Wechsel für genügend. In dieser Fassung gelangten die Vorschläge an Lord Odo Russel, der sie nach London übermittelte. Sei es nun, daß sie in dieser Gestalt der englischen Regierung werthlos waren, sei es, daß die Calamität in England in der That nicht so dringend war, als man es hier darzustellen beliebte, Earl Granville sprach seinen verbindlichsten Dank aus und lehnte die Hülfe ab. Officiell wurde erklärt, die Directoren der englischen Bank hätten geäußert, eine weitere Ausbreitung der von Newyork her drohenden Krisis werde in England nicht erwartet, es sei daher eine Aushülfe durch deutsches Kapital nicht mehr erforderlich. Und wieder blieben die 430 Millionen im nächtigen Dunkel. Jetzt ist der Minister Sella hier. Wenn mich nicht alles täuscht, so werde ich Ihnen nächstens zu berichten haben, wie man hier Thränen vergießt über das kärgliche Einkommen Victor Emanuels und den drohenden Bankerott seines Staates, und wie beweglich man sich anstellen wird, um beiden zu helfen. Ich fürchte aber, das Gold wird auch diesmal nicht zu Tage treten, und im Reichstag wird in Kürze über seine demnächstige Verwendung eine ganz andere Absicht verlauten. Noch ist eine kleine Aussicht vorhanden, dem preußischen Staatssäckel beizukommen. Es heißt, der Handelsminister beabsichtige dem Landtage eine Vorlage zu machen wegen Ankaufes der Berliner Stadtbahn als Theil der Berlin-Wetzlarer Bahn und zu diesem Zweck einen

Digitized by Google

Nachtrag zur Eisenbahnanleihe von 120 Millionen des vorigen Winters zu fordern. Zur Zeit läßt sich diese Absicht weder behaupten noch bestreiten, da diesmal über die Landtagsvorlagen überhaupt wenig Positives verlautete und auch nicht verlauten konnte, da ihre definitive rechtzeitige Feststellung durch die Krankheit des Königs verhindert wurde.

Ein redendes Beispiel dafür ist die Controverse über die Civilehe. Noch gestern Abend hieß es in sonst gut unterrichteten Kreisen, es sei möglich, daß der Cultusminister bereits heute mit der Vorlage einer solchen vor das Abgeordnetenhaus treten werde. Andererseits wird eine solche Möglichkeit bekanntlich bestritten und überhaupt die Einbringung des Gesetzes in der nächsten Zeit noch nicht erwartet. Diesen Zeitpunct vermag auch ich natürlich nicht zu bestimmen. Ueber die Entwickelungsgeschichte des Planes, das Gesetz an den Landtag zu bringen, so wie über das gegenwärtige Stadium, in dem sich derselbe befindet, kann ich jedoch nach zuverlässiger Information Folgendes mittheilen. Der Gedanke des Civilehegesetzentwurfes inclusive eines Gesetzes betreffend die Uebertragung der Führung der Civilstandsregister auf die Staatsbehörden tauchte bekanntlich neuerdings im Zusammenhange mit den Wünschen auf, die den Erlaß von Supplementarbestimmungen zu den Kirchengesetzen behufs weiterer erfolgreicher Bekämpfung der renitenten katholischen Geistlichkeit forderten. Von Seiten der Regierung wurde zunächst die Erforderlichkeit der letzteren im allgemeinen bestritten und ebenso die Einführung der Civilehe nicht für nothwendig erachtet, da man bei den im Widerspruch mit den Kirchengesetzen fungirenden Geistlichen eine gewisse Connivenz beobachtet haben wollte, vermöge deren sie im Falle eines voraussichtlichen Conflictes die Ausübung einer vom Staate bestrittenen Amtshandlung einem von letzterer legalisirten Priester zu überlassen pflegten. Diese Connivenz aber, wenn sie überhaupt in nennenswerthem Umfange ausgeübt worden ist, scheint bald einem gefährlichen Rigorismus gewichen zu sein, in Folge dessen sogar von Seiten der Regierung eine Zeit lang dem Gedanken einer beschleunigten octroyirten Einführung der Civilehe Raum gegeben wurde. Auch diese Aufstellung erwies sich nach einiger Zeit als der realen Sachlage nicht entsprechend, man hielt indeß den einmal gefaßten Gedanken, die Civilehe einzuführen, fest, befreundet sich aber mit der zunächst liegenden Eventualität, sie auf dem verfassungsmäßigen Wege durch den Landtag einführen zu lassen. Das Staatsministerium hat sich als solches officiell erst sehr spät mit der Materie befaßt, und ist auch vielleicht zur Stunde noch kein definitiver Beschluß gefaßt. Ganz sicher ist aber, daß das ganze Ministerium sich für Einführung der Civilehe ausgesprochen hat mit Ausnahme eines einzigen allerdings sehr hervorragenden Mitgliedes. Die Gründe, die dieses zur Einsprache veranlaßt haben, sind, wie mir auf das ausdrücklichste versichert

ogle

wird, durchaus nicht prinzipieller Natur. Der betreffende Staatsmann erkennt vielmehr in der Einführung der Civilehe ein ganz unerläßliches Mittel zur Bekämpfung der römischen Hierarchie. Sein Widerstand gegen die augenblickliche Einführung entspricht nur einem gewissen conservativen Zuge seiner politischen Gesammtanschauung, zu Folge dem ihm die Rückwirkung einer solchen tiefeingreifenden Neuerung gerade auf die durchwühlten ungebildeten Kreise der katholischen Bevölkerung, auf die dieselbe vornehmlich berechnet ist, hochbedenklich erscheint. Er fürchtet, daß im Gefolge derselben sich in solchen Bezirken vor der Hand eine allgemeine sociale Dissolution einstellen könnte, die dieselben zur willkommenen Beute einer anderen nicht minder staatsgefährlichen Agitation machen könnte. An höchster Stelle, und das ist sehr beachtenswerth, ist man für die Civilehe. Man wünscht dort nur zwei verhältnißmäßig leicht durchführbare und gewiß sehr zu billigende Punkte aufrecht zu erhalten. Erstens sollen die Kosten der Eheschließung in keinem Falle sich höher herausstellen als bisher, und sodann sollen die Geistlichen durch die Einführung der Civilehe in den ihnen früher aus der Eheschließung erwachsenden Competenzen nicht verkürzt werden. Wie man sieht, sind die Divergenzen im Schoße des Staatsministeriums in dieser Frage nicht allzuschroffer Natur. Eine Ausgleichung derselben dürfte sofort erfolgen, sobald man sich über die Modalitäten der Einführung des Gesetzes geeinigt hat. — Das Ministerium liefert mithin in dieser Haupt- und Cardinalfrage, die gegenwärtig unser Staatsleben bewegt, und die zugleich die erste ist, die ihm in seiner neuen Zusammensetzung vorliegt, einen erfreulichen Beweis der lange vermißten Homogenität. Herr v. Blankenburg wird dieselbe nicht stören, denn seine Candidatur ist an seinen eigenen Anforderungen gescheitert, und Graf Roon pflegt der so wohl verdienten Ruhe. Seine vielfach unliebsamen politischen und religiösen Anschauungen üben keinen Einfluß mehr, und werden zum Heile seines geschichtlichen Gedächtnisses wohl bald vergessen sei. Schon längst nennt man ihn den Scharnhorst unserer Tage. Es kann ihn nur mit höchster Zufriedenheit erfüllen, daß seine einstigen und heutigen Gegner selbst auf den erhabenen Platz hingewiesen haben, der dem warmen Patrioten und dem exacten militairischen Denker in der vaterländischen Geschichte gebührt. Mehr und mehr stellt sich heraus, daß ein Compromiß, das Resultat zwiefacher, gebrochner Bestrebungen ihn ein Jahr lang auf einen Posten stellte, der weder seinen Wünschen noch dem Interesse des Landes entsprach. Heute hat sich vollendet, was vor jenem Compromisse angestrebt wurde, und durch ihn zu zeitweiligem Stillstande kam. Fürst Bismarck repräsentirt den ersehnten Zusammenhang der oberen Leitung der preußischen Verwaltung mit der Reichspolitik, der Vicepräsident Camphausen erhält den Gang der preußischen Verwaltung in allen Zweigen in steter Har-

monie mit den leitenden Gesichtspunkten der Gesammtpolitik. Deutschlands Verhältniß zum preußischen Staate hat durch die Regelung dieser anscheinend nur persönlichen Beziehungen zum ersten Male eine principielle zukunftsreiche Klärung erfahren. Camphausen ist durchaus kein preußischer Delbrück geworden und hat auch nicht ein solcher werden sollen. Er ist vielmehr der Minister-Präsident des Einzelstaates Preußen, der seine Grenzen gegenüber dem Reichsorganismus gesucht und gefunden hat. Sehr bald wird sich der neue Kriegsminister, Generallieutenant v. Kameke aus der preußischen Vegetation herauslösen, und mit dem Präsidenten des Reichskanzleramtes, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten und dem Chef der Admiralität diejenige Stellung ausdrücklich zugewiesen erhalten, die sie thatsächlich schon heute einnehmen, und die Bildung eines Ministeriums des Reiches wird dann in ihren Anfängen vollzogen sein.

Literatur.

Wilhelm Wolffschild. Ein Roman aus dem baltischen Leben von Theodor Hermann. 2. Aufl. Mitau, Behre's Verlag 1873. — Für die Aufgabe des Roman's, das Sittenbild eines bestimmten Culturzustandes zu geben, bieten sich zwei Grundformen der Lösung dar. Die eine läßt die verschiedenen Culturströmungen, aus denen sich ihr Bild zusammensetzt, in fertigen Gestalten neben einander auftreten und bringt sie nur durch die zwischen diesen Personen sich vollziehende Handlung mit einander in Fluß. Dadurch muß sie das Interesse nothwendiger Weise theilen, sie hat eine Reihe neben einander herlaufender Fäden, welche sie mit einander zu durchflechten, deren Streit und Versöhnung und wiederum Streit sie darzustellen hat. Ihre Handlung pflegt sich deßhalb auf eine kürzere Zeit zusammenzuziehen, und die Mannigfaltigkeit, welche in dieser Längenausdehnung nicht Platz finden würde, macht sich in der Breite des Nebeneinander geltend. Diese Form beherrschte noch jüngst z. B. die Composition von Heyse's „Kinder der Welt". Ganz anders verfährt diejenige Form des Romans, welche man die biographische nennen könnte. Sie geht von dem überaus fruchtbaren Gedanken aus, die Bestandtheile des Culturzustandes, welcher dargestellt werden soll, durch die Einwirkungen zu characterisiren, durch welche dieselben den Entwicklungsgang des Helden bedingen. In diesem Fall treffen wir nicht von vorn herein fertige Gestalten, sondern der Dichter hat den Vortheil, vor unsern Augen die Charactere unter dem Einfluß der Culturbedingungen erst werden zu lassen. Dadurch wird selbstverständlich die Zeitdauer der Handlung verlängert, die verschiedenen Motive legen sich in echt epischer Weise in einem Nacheinander dar, und indem der Schwerpunkt des

Digitized by Google

Interesses überall nur die Einwirkung ist, welche jedes Verhältniß auf die Entwicklung der Hauptfigur ausübt, gewinnt der Gang der Handlung von selbst eine straffere Einheit. Nachdem Goethe im Meister diesen Weg eingeschlagen, sind ihm darauf die Romantiker mit Vorliebe gefolgt; später haben, wenn auch mehr in ihrer realistischen Weise, namentlich die Engländer diese Form ausgebildet und Boz verdankt ihr nicht zum geringsten den großen Erfolg seiner Romane.

In dieser biographischen Form bewegt sich auch die vorliegende vortreffliche Dichtung. Sie schildert das tragische Lebensschicksal eines kurländischen Jünglings, der aus den altbefestigten Schranken des väterlichen Pfarrhauses mit weichem und bestimmbarem Herzen in die Welt hinaustritt und den zersetzenden Kräften des hauptstädtischen Lebens unterliegt. Der tragische Conflict, an dem er zu Grunde geht, liegt in dem Gegensatze, in welchen die nervösen aufreibenden Elemente des modernen Lebens gegen die festgezogenen Linien altehrwürdiger Sitten und Einrichtungen treten. Zuerst fallen diese „revolutionären Ideen" in die Seele des Helden und seines Jugendfreundes durch einen Hauslehrer, welcher in die empfänglichen Kinderseelen eine Saat des Hasses gegen die gesellschaftliche Ordnung streut, die, obwohl der Lehrer fortgejagt wird, in ihnen weiterkeimt. Erfüllt von hochfliegenden idealen Plänen treten die Jünglinge in's Leben, — der Held, nachdem er die Liebe seiner Jugendgespielin, der Tochter eines Edelmanns, gewonnen hat, der, ein Corpsbruder des alten Pfarrers, mit diesem in herrlicher Freundschaft lebt und die ungern gesehene Liebe der Kinder durch eine fünfjährige Trennung zu prüfen beschließt. In Berlin aber umspinnen den unfertigen Charakter des Helden die beiden Dämonen seines Lebens, der wiedergefundene Lehrer mit seinen demagogischen Versuchungen, und eine andere Jugendfreundin, die Frau eines harmlosen Justizraths, eine Kokette, die unter der Maske idealer Freundschaft die leidenschaftliche Liebe des Jünglings erobert. Der Sturm dieser Leidenschaft zerwühlt die edle Natur des Helden und treibt ihn mit dem ehrlosen Weibe in's Verbrechen, dessen tragische Folgen über beiden und über dem alten Vater des Jünglings zusammenbrechen.

In dem einfachen Rahmen dieser vortrefflich durchgeführten Handlung ist eine reiche, lebensfrische Fülle der klarsten und sichersten Charakterzeichnung umschlossen. Kurland mit seinen Sitten, mit den Lebensbedingungen aller seiner Stände ist mit inniger Liebe und mit feiner Psychologie gezeichnet, die Gestalten alle von dem Hintergrunde ihres Standes mit scharfen, frischen Linien abgehoben und fast mit boz'schem Pinsel bis in's Kleinste ausgemalt; auch der Humor trägt lebenskräftige Natürlichkeit in sich. Das Verhältniß des alten Barons zu seiner Tochter und zu seinen beiden alten „Corpsfreunden" gehört wohl zu dem Köstlichsten und Originellsten, was die Characterzeichnung geleistet hat. Auch der Gegensatz der drei weiblichen Gestalten ist gut durchgeführt, obwohl das gar so fromme Pfarrertöchterlein neben den beiden andern bedeutenden Figuren etwas sehr abgeblaßt erscheint. Die Sprache ist edel und gedankenvoll, an vielen Stellen vom Hauche echter Poesie angeweht. Und so wird sich der Roman als einer der besten seiner Gattung eine namhafte Stelle in unserer Literatur erwerben.

Nur Eins möchten wir nicht gern unerwähnt lassen. Selbstverständlich

fällt in dieser Composition der Vorzug der moralischen Stärke und Festigkeit auf die Seite der „conservativen" Lebenselemente, aber daneben erscheinen die gegnerischen Mächte nur in ihren sittlichen und geistigen Ausschweifungen. Der „Liberalismus" tritt nur in den unreifen und phantastisch unklaren Volksbeglückungsideen der Jünglinge und andrerseits in den Gestalten einer moralisch verwahrlosten Demagogie auf. Die einzige Figur, in der er zur inneren Reife hätte gebracht werden sollen, der Jugendfreund des Helden, tritt im zweiten Theil der Dichtung völlig zurück, figurirt nur noch als trauriges Bindeglied im Fortschritt der Handlung und kehrt die Zugeknöpftheit und Undurchsichtigkeit seines Wesens auch gegen den Leser. So liegt denn auf der gegnerischen Seite nur Schatten und kein Licht, und es entsteht der Schein, als führe der revolutionäre Gedanke, der von sittlicher Verdorbenheit begleitet ist, dieselbe nothwendig mit sich. Es liegt uns fern, die in geistlichem und weltlichem Sinne gleich sehr am Alten hangende Lebensauffassung des Verfassers anzugreifen, da dieselbe für die ästhetische Beurtheilung durchaus gleichgiltig ist: aber man hätte doch zum mindesten von der poetischen Gerechtigkeit des Dichters erwarten dürfen, daß er die sittlich zerstörende Gewalt des Liberalismus nicht in seinem Wesen, sondern nur in seinen Ausschweifungen gesucht hätte.

Gedichte von H. G. Meyer. Berlin, J. Springer 1873. — Je mehr aus der literarischen Production unserer Tage das eigentlich Stilvolle verdrängt wird, um der Entfaltung eines bunten Individualismus Platz zu machen, je breiter sich namentlich in den lyrischen Erscheinungen der Gegenwart das formlose Hinwerfen ungezügelten Inhalts ausdehnt, um so höher muß die Befriedigung sein, mit der wir eine an Zahl geringe, an Bedeutung, wie es uns scheinen will, desto reichere Gedichtsammlung begrüßen, die in Form und Inhalt gleich edel und stilvoll, eben in dem harmonischen Zusammenklang beider einen fast schon ungewohnten Vorzug besitzt. Seit unsre Sprache auf der Entwicklungsstufe angelangt ist, in der sie für uns „dichtet und denkt", begegnet uns nur zu häufig jener Mangel an eigener gedanklicher Gestaltung, welcher mit der Gefälligkeit der sprachlichen und rhythmischen Form gleichmäßig zu wachsen scheint: auf der andern Seite aber denken eigenartige Naturen dieser Schablonendichtung dadurch zu entgehen, daß sie dem Strome ihrer Individualität völlig freien Lauf lassen, ohne dann immer der Gefahr entrinnen zu können, daß dieser Strom über die festgezogenen Linien des Schönen wild hinausschäumt oder in unruhiger Leidenschaft gegen die hohen Ufer anringt. Von jenem Hellenismus der großen Zeit, der zwischen beiden Extremen glücklich die Mitte hielt, berühren uns diese Gedichte fast wie ein weihevoller Nachklang. Ein Priester aus der stillen Gemeine Jener, denen die Kunst das Leben ist und die im Urquell des Schönen die Bilder des Daseins baden, athmet der Dichter seine Begeisterung in klangvollen Rhythmen aus, und das eigne Leben, die Natur und die Geschichte werden ihm zu klaren Gestalten, aus deren edlen Formen eine hohe Reinheit des Gedankens hervorleuchtet.

Ihm selbst ist die Schönheit wie ein stiller Bergsee, in dem sich die Wogen eigener Leidenschaft, eigenen Ringens beruhigen und abklären: das ist das Bild, das man aus den „Liedern" empfängt, in denen, wenn auch nicht

immer in neuen Gedanken, so doch in schönster Form „das alte, das ewige Lied" wiedertönt. Unter dem Lichte der Schönheit wird dem Dichter die weite Welt gut und lieb, und er fühlt sich in inniger Einheit mit ihr: stimmungsvolle Naturauffassung wird ihm, wie in dem Gedichte „Marienthal", zum Fittig der eigenen Empfindung. Aber noch tiefer dringt er in die Natur ein, wenn sie ihm, frei von der persönlichen Stimmung, zur reinen Gestalt wird. Hier tritt in den „vermischten Gedichten" eine gedankenvolle Naturſymbolik ein, und das Bewußtsein der Lebenseinheit mit dem All, das rings in Wald und Feld die Brüder sieht und vielleicht die tiefste Grundlage der sittlichen und religiösen Empfindung unsrer Zeit bildet, spricht sich in einem erhabenen „Einklang" aus. Aber nicht minder plastisch gestaltet sich dem Dichter die Geschichte mit ihren großen Culturgedanken: in dieser Hinsicht sei besonders „die heilige Schaar" erwähnt, ein Gedicht, das in der Sprache und in der plastischen Gestaltung des Gedankens so vollendet ist, daß es den Vergleich mit dem Besten, was im Deutschen geschrieben ist, nicht zu scheuen braucht. Auch die Culturbedeutung unseres großen Krieges findet in einem aus Montmorency geschriebenen Gruß eine weihevolle Verherrlichung.

Die Sprache beherrscht der Dichter, abgesehen von verschwindenden Ausnahmen — mit seltener Fertigkeit, und über die metrische Form ist er überall durchaus Meister. Gleichwohl wollen uns die „Oden", in denen er sich unmittelbar an die Antike anlehnt, am wenigsten zu Herzen gehn. Er bleibt in ihnen ein sehr guter Schüler der griechischen und römischen Vorbilder, aber er ist auch nicht mehr. Die eigenthümliche Gebundenheit, unter der sich der moderne Mensch in diesen Formen immer bewegen muß, ist auch von ihm nicht überwunden worden. Dagegen haben uns die Elegien in Distichen desto tieferen Eindruck gemacht. Hier belauschen wir die schöpferische Phantasie an ihrer reinsten Quelle, wie sich Bild an Bild reiht, und der Dichter doch in seiner Beherrschung des Stoffs die Einheit des Gedankens zu wahren weiß. Es ist eine Wanderung durch die von den Erinnerungen der deutschen Sage, Geschichte und Poesie verklärten Lande Schwabens und des Rheins, auf der dem Dichter eignes Leben, Natur und Geschichte zu einem begeisterungsvollen Bilde zusammenfließen.

Es ist das (in der Terminologie der Aesthetik) eigentlich Classische, was den Inhalt des poetischen Ideals für unsern Dichter ausmacht. Wir meinen nicht, daß er dasselbe überall erreicht: aber er steht ihm so nahe, wie nur irgend einer der lebenden Lyriker. Und aus diesem Grunde möchten wir diese ersten Früchte seiner Muse der Beachtung der Zeitgenossen recht warm empfohlen haben. W. W.

Berichtigung.

Heft 47 S. 810 Z. 12—15 v. o. lies: Das Schlimme ist, daß wir uns bei der Thatsache dieses industriellen Reislaufens beruhigen, daß wir in den jüngsten Tagen wieder erleben müssen: sie ziehen vor, nach Frankreich zurückzukehren . . .

Ausgegeben: 20. November 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Der erſte Stuart auf engliſchem Throne.

Die feſte Begründung der parlamentariſchen Freiheit wird in England von der „glorreichen Revolution“ des Jahres 1688 hergeleitet, die das Land von der Herrſchaft des Hauſes Stuart befreite. Die Regierungen dieſer Dynaſtie ſind erfüllt von beſtändigem Zwiſte zwiſchen König und Volk, von Kämpfen, die in gewaltigen Kataſtrophen nur zur Niederlage der königlichen Gewalt, zur Befeſtigung der Vorrechte der Volksvertretung führten. Nicht allein daß die Stuarts mit allen dem Königthume gebliebenen Machtmitteln nach der Herſtellung eines königlichen Abſolutismus ſtrebten, welchen die Anſchauungen und Gefühle der Nation bereits völlig verwarfen, noch mehr wurde dieſelbe durch zwei andere Eigenſchaften jener Herrſcherfamilie gegen ſie eingenommen und erbittert: durch deren bleibende Hinneigung zum Katholicismus und durch deren unverbeſſerliche, durchaus unkönigliche Untreue und Wortbrüchigkeit. Als im Jahre 1603 die Stuarts den engliſchen Thron beſtiegen, gehörten neun Zehntel, als ſie ihn verloren, neunundneunzig Hundertſtel des engliſchen Volkes dem Proteſtantismus an. Die große Mehrheit der Engländer verwarf deshalb aus ganzem Herzen den Katholicismus, mit einer Heftigkeit, wie ſie jetzt bei humaneren Anſchauungen glücklicher Weiſe kaum noch vorgeſtellt werden kann. Dazu kam dann ein Ferneres. Im 17. Jahrhundert war die Religion noch ein ſehr wichtiges, ja im Beginne dieſes Jahrhunderts das wichtigſte politiſche Element. Der einzige rein katholiſche Großſtaat, Spanien, war zugleich Englands grimmigſter und gefährlichſter Gegner. Katholik und Landesfeind waren Begriffe, die ſich in der Denkweiſe der weit überwiegenden Mehrheit der damaligen Engländer völlig deckten. So wird der Haß erklärlich, welchen die katholiſirenden Beſtrebungen hervorriefen.

Nicht minder auffallend war an dieſem Königshauſe der gänzliche Mangel an Treue und Glauben. Karl der Erſte verfügte die ungeſetzliche Verhaftung der hervorragendſten Oppoſitionsmitglieder ſeines dritten Parlamentes in demſelben Augenblicke, wo er ſich feierlich zu geſetzmäßigem Regimente verpflichtet hatte. Als er — ſchon ein Gefangener — mit Cromwell über die Herſtellung des Königthumes unterhandelte, ſchrieb er im Geheimen ſeiner Gemahlin: zur rechten Zeit werde er dem Schurken anſtatt des Hofenban-

Digitized by Google

des, das er ihm verſprochen, den hänfenen Strick zu Theil werden laſſen. Karl II verkaufte im Vertrage zu Dover ſein Reich für ein jährliches Taſchengeld an Ludwig XIV. Jakob II machte ſich kein Gewiſſen daraus, die feierlichen Verſprechungen, die er bei ſeiner Thronbeſteigung für die Sicherheit der engliſchen Kirche und der engliſchen Verfaſſung gegeben hatte, eine nach der andern zu brechen.

Anders war ſtets der Charakter des erſten Stuart, welcher die engliſche Krone trug, Jakob's I, aufgefaßt worden. Es ſchien, als ob eben ſeine Fehler mit jenen gleichſam erblichen Tendenzen ſeiner Nachkommen ſich nicht vertrügen. Sein unfürſtliches theologiſches Gezänke für die Sache des gemäßigteren Proteſtantismus ließ ihn als einen erbitterten Gegner der katholiſchen Religion erſcheinen. Seine Bedächtigkeit und Furchtſamkeit hätten ihn an jeder bedenklichen Treuloſigkeit verhindern ſollen. Man hielt ihn für verächtlich, aber nicht für haſſenswerth. Hat doch ſogar kein Geringerer, als Leopold von Ranke, eine Art Rettung an dieſem Fürſten verſucht, in ſeiner engliſchen Geſchichte denſelben als einen ſcharfſinnigen und wahrheitsliebenden Menſchen, einen vorſichtigen und wohlmeinenden Regenten dargeſtellt, zur Freude eines jeden echten Tory von altem Schrot und Korn.

Wie wäre es aber, wenn ſich nachweiſen ließe, daß dieſer heftige literariſche Vorkämpfer des Proteſtantismus ſich in die weiteſtgehenden Verhandlungen mit dem Papſte und Philipp II von Spanien eingelaſſen hat; daß dieſer vorſichtige und furchtſame Fürſt, der bei dem Klirren von Schwertern zuſammenſchrak, ſich nicht ſcheute, ſeine zukünftigen Unterthanen und zugleich noch zwei oder drei fremde Fürſten recht gründlich zu hintergehen? Unwiderſprechliche Zeugniſſe beweiſen dies, die wir aus authentiſchen Aktenſtücken zuſammengeſtellt haben. Theils ſind ſie in gedruckten Werken enthalten, wie beſonders in der Sammlung der Staatspapiere des Sir Ralph Winwood (London 1725), der Correſpondenz Jakob's mit Sir Robert Cecil und andern hervorragenden Engländern (Band 78 der Publikationen der Camden Society, 1861), den bekannten Briefen des Cardinals von Oſſat; theils in den Staatsarchiven von Paris, Brüſſel und Wien. Es wird ſich aus denſelben ergeben, daß jene beiden Tendenzen, welche die Hauptſchuld an dem Untergange des Hauſes Stuart tragen, ſchon in Jakob I hervortreten. Galt ihm doch als höchſtes Ideal der Herrſchertüchtigkeit die Kingscraft, eine eigene Schlauheit und Liſt in der Leitung der fremden und einheimiſchen Angelegenheiten; er war nicht abgeneigt, ſie als nothwendigſte, gewiſſermaßen vom Himmel verliehene Gabe eines Königs von Gottes Gnaden zu betrachten.

Jakob war im Beginne unſerer Darſtellung, im Jahre 1596, noch Jakob VI von Schottland, der König eines geringzähligen, armen und unruhigen Volkes. Als glänzendes, ja ſozuſagen einziges Ziel ſeines Lebens

Digitized by Google

ſchwebte ihm die engliſche Krone vor, auf welche er in der That das beſte Anrecht beſaß. Noch trug ſie ruhmvoll Eliſabeth, aber die Königin war bereits alt und kränklich; und da mit ihr der Stamm Heinrich's VIII erloſch, ſo fiel ihre Succeſſion nach natürlichem Rechte an Jakob VI, den Nachkommen der älteſten Schweſter Heinrich's VIII. Indeß die Sache lag keineswegs ſo einfach. Die Stuarts waren durch einen vom Parlamente im voraus gut geheißenen letzten Willen Heinrich's VIII auf alle Zeit von der Krone ausgeſchloſſen worden — ein Teſtament, deſſen Gültigkeit man freilich wieder mit juridiſchen Spitzfindigkeiten beſtritt. Und da gab es denn noch dreizehn fernere Prätendenten auf die rechtmäßige Erbſchaft des engliſchen Thrones. Das Uebelſte dabei war, daß Eliſabeth ſich ſtets geweigert hatte, denjenigen unter den vierzehn Bewerbern zu bezeichnen, den ſie für den beſtberechtigten hielt. Nicht ſowohl, wie ihre Feinde behaupteten, weil ſie überhaupt an ihren Tod nicht erinnert werden wollte, ſondern aus zugleich greiſenhafter und weiblicher Eiferſucht, damit nicht ihre Unterthanen und zumal ihre Miniſter ſich der aufgehenden Sonne zuwenden möchten. Sie gab allerdings Jakob ein Jahrgeld, aber ſie betrachtete es als Hochverrath, wenn einer ihrer Großen und Diener mit demſelben in Verbindung trat.

Dieſe ziemlich verwirrte Lage erfüllte den ſchottiſchen König mit vieler Beſorgniß: ob er durch gütliche Mittel die engliſche Krone werde erlangen können. Verſchiedene anderweitige Umſtände mußten es dem Könige noch rathſamer erſcheinen laſſen, ſich nicht auf das Wohlwollen Eliſabeth's und der engliſchen Nation zur Verwirklichung ſeiner Erbanſprüche zu ſtützen. Keine Nation war den Engländern verhaßter, keine zugleich von ihnen mehr verachtet, als die ſchottiſche, ihre arme, ſchwache und ſtets unruhige Nachbarin. Noch immer war das Geſetz nicht widerrufen, das die Nachkommen aller wegen Verſchwörung gegen die Königin Verurtheilten von dem engliſchen Throne ausſchloß. Eliſabeth hatte ſich Jakob's ſchottiſchen Feinden ſtets freundlich und hülfebereit gezeigt. Endlich wußte Jakob, daß man in England vorausſetzte, er werde an Allen, die bei dem Untergange ſeiner Mutter betheiligt geweſen, Rache nehmen.

So faßte er den Plan, ſich mit Hülfe der Gegner Englands und Eliſabeth's, der eifrig katholiſchen Mächte, in den Beſitz des engliſchen Thrones zu ſetzen. Zu dieſem Behufe mußte er ſich einmal zu einem politiſchen Bündniſſe mit dieſen Mächten — dem Papſt und Spanien — gegen Eliſabeth, dann auch zum Uebertritte zur katholiſchen Religion bereit erklären. Nur unter ſolchen Anerbietungen durfte er auf deren energiſche Hülfe hoffen. Kein Zweifel, daß ihm der Eintritt in eine antiengliſche Allianz keine großen Skrupel machte, obwohl es eine eigenthümliche Vorbereitung zu ſeiner

Digitized by Google

dereinstigen Herrschaft in England war, dasselbe England an der Seite von dessen erbittertsten Feinden zu bekämpfen. Kein Zweifel auch, daß er — schon aus Abneigung gegen die eifrigen Presbyterianer, unter deren Joch er in Schottland lebte — zu duldsamem Verhalten gegen die Katholiken bereit war, wie er ja bald bethätigte. Daß er indeß wirklich zum Uebertritte zum Katholicismus sich entschlossen hatte, glauben wir nicht. Theils widersprach dem doch seine theologische Ansicht, theils konnte er sich die großen Schwierigkeiten nicht verhehlen, die ein katholischer Beherrscher rein protestantischer Völker sicher zu gewärtigen hatte. Dieses Versprechen war einstweilen nur ein trügerischer Köder; allein Jakob's ferneres Benehmen wird uns zu der Meinung berechtigen, daß ein stärkerer Druck der Verhältnisse ihn auch zur Annahme des katholischen Bekenntnisses gebracht haben würde.

Im Februar 1596 finden wir die ersten Spuren dieser Umtriebe. Damals flüsterte man in den diplomatischen Kreisen Roms von einem plötzlich dort aufgetauchten Schotten, der mit dem Papste durch dessen Nepoten, den Cardinal Aldobrandini, in eifrige mit dem strengsten Geheimnisse umgebene Verhandlungen getreten war. Niemand wußte, ob er von dem Könige von Schottland selbst oder von einer diesem feindlichen Partei unter den schottischen Großen gesandt sei. Ebenso wenig erfuhren die fremden Gesandten in Rom, daß dieser Schotte John Pourie Lord Ogilvy hieß, daß er dann im Mai desselben Jahres nach Spanien übersetzte. Hier legte er, im Namen und Auftrage Jakob's VI, dessen mit Unterschrift und Siegel versehene Ermächtigung er aufwies, dem Könige Philipp II einen schon vollständig paragraphirten Vertragsentwurf vor, der zur Herstellung eines innigen Bündnisses zwischen Spanien und Schottland bestimmt war. Jakob erbot sich zu nichts minderem, als selbst zum Katholicismus überzutreten und die Ketzerei in England, Schottland und Irland auszurotten! Ferner zu einer Schutz- und Trutzallianz mit Spanien, zu einer Unterstützung des letztern mit 10,000 Mann, zum sofortigen Kriege gegen Elisabeth, zur Uebersendung seines damals einzigen Sohnes Henry nach Spanien. Dafür verlangte er von Philipp II die Aufgabe von dessen Ansprüchen auf den englischen Thron; 500,000 Dukaten und 12,000 Spanier, um ihm die Unterwerfung Englands zu ermöglichen; Unterstützung gegen alle schottischen Rebellen ꝛc.

Die Aussichten, die sich hiermit dem so eifrig auf die Ausbreitung der katholischen Religion bedachten Philipp II eröffneten, waren glänzend genug: England und Schottland in den Schoß der Kirche zurückgeführt, England statt der leitenden Macht des Protestantismus dessen Gegner! Allein Philipp war ein viel zu kundiger Politiker, als daß nicht gerade der Umfang von Jakob's Verheißungen ihn hätte mißtrauisch stimmen müssen, als daß er nicht die kaum zu überwindenden Schwierigkeiten dieses Planes erkannt hätte.

Er fürchtete, daß Jakob durch trügeriſche Verhandlungen nur die Abneigung der Katholiken gegen ihn beſeitigen wollte — eine nicht ganz unberechtigte Annahme. Dazu kam, daß Philipp II ſelbſt darauf rechnete, nach dem Tode Eliſabeth's mit Hülfe der engliſchen Katholiken einen Verſuch auf den engliſchen Thron zu machen. So fanden Ogilvy's Vorſchläge unerwartet kühle Aufnahme. Die katholiſchen engliſchen Prieſter, die ſich am Hofe von Madrid befanden, und denen man Ogilvy's Vertragsentwurf vorlegte, erklärten ihn für den Ausfluß reiner Heuchelei und Hinterliſt von Seiten eines Königs, der ein ausgemachter Ketzer und Verfolger der Rechtgläubigen ſei. Ogilvy ſah ſich ehrenvoll behandelt und mit einer goldenen Kette beſchenkt, aber ohne Antwort nach Schottland zurückgeſchickt, um ein ausführlicheres Beglaubigungsſchreiben Jakob's VI zu holen. Da er ſich — ohne Zweifel, um jede Kompromittirung ſeines Herrn vor Europa zu vermeiden — auffallend ängſtlich benahm, ſo wurde er ſogar in Barcelona feſtgenommen und dort bis Ende 1596 gefangen gehalten.

Inzwiſchen hatte König Jakob dieſe ſeine Bemühungen in der äußern Politik durch entſprechende Maßnahmen im Innern unterſtützen zu müſſen geglaubt. Im Jahre 1594 hatten ſich mehrere katholiſche Lords gegen ihn empört; ſie waren beſiegt und zur Flucht nach Spanien genöthigt worden. Jetzt gab er nicht allein ihren Angehörigen die Güter der Verurtheilten wieder, ſondern erlaubte auch dieſen letztern nach Schottland zurückzukehren. Er hatte darüber die lebhafteſte Feindſchaft der presbyterianiſchen Geiſtlichen, ja einen gefährlichen Tumult in Edinburg, das zelotiſch puritaniſch war, zu erfahren. Allein ſeine Verhandlungen mit Spanien und dem Papſte lagen ihm viel zu ſehr am Herzen, als daß er hier nachgegeben hätte. Nach hartnäckigem Streite wußte er die Macht der Hauptſtadt ebenſo wie die des presbyterianiſchen Klerus zu brechen. Eine allgemeine Kirchenverſammlung gewährte den katholiſchen Lords Befreiung von allen geiſtlichen Strafen, und von den weltlichen hatte ſie eben der König ſelbſt befreit (1597).

Uebrigens finden wir weder in dem Jahre 1597 noch 1598 zuverläſſige Spuren von weitern Verhandlungen Jakob's in Madrid und Rom. Die Gründe für dieſe Unterbrechung ſind unſchwer zu finden. Zuerſt wartete Jakob wohl noch die endlichen Reſultate von Ogilvy's Unterhandlungen ab, dann aber erhoffte er wichtige Ergebniſſe für ſich von den Unternehmungen des Grafen Eſſex — des berühmten Günſtlings der Eliſabeth —, der mindeſtens ſeit dem Jahre 1598 mit ihm in Verbindung ſtand. Jakob's Zuſtimmung zu des Grafen Beſtrebungen mußten ihn ganz von Spanien abziehen und entſchieden auf die proteſtantiſche Seite werfen. Denn Eſſex ſtellte, um ſeinen Gegner, den Staatsſekretär Sir Robert Cecil, mit Hülfe des Volkes und der Armee zu ſtürzen, ſich gerade als Verfechter der pro-

Digitized by Google

testantischen Erbfolge auf, indem er Cecil der Hinneigung zu einer katholischen, und zwar der spanischen, Succession fälschlich beschuldigte. Man sieht, wie wenig es Jakob darauf ankam, sich als heimlicher Katholik oder als eifriger Protestant zu benehmen, wenn er auf diesem oder auf jenem Wege einen Vortheil zu erreichen hoffte. Bald zeigte sich das von neuem, als Essex' Unternehmungen sich theils in die Länge zogen theils als ohnmächtig erwiesen. Sofort kehrte Jakob wieder den Katholicismus heraus und begann seine Unterhandlungen mit den katholischen Mächten in umfassenderer Weise, als je zuvor.

Der katholische Erzbischof von Glasgow, Beatoun, der dreißig Jahre früher aus Schottland geflohen war, wurde in den Genuß der zeitlichen Güter dieser Diözese wieder eingesetzt, dann als ordentlicher Gesandter in Paris beglaubigt. Es mußte einen eigenthümlichen Eindruck machen, wenn dieser Botschafter einer protestantischen Macht die jungen Schotten, die nach schon damals allgemeiner Sitte einige Monate in Paris verlebten, mit allem Eifer und vielem Erfolge zum Katholicismus herüberzuziehen bemüht war (1599). Gegen Ende des Frühjahrs 1599 kam dann noch ein außerordentlicher schottischer Gesander, Lord Hume, nach Paris, der gleichfalls voll katholischen Eifers auftrat und von dort nach Rom ging, offenbar mit geheimnißvollen Verhandlungen beschäftigt. Ebenso hatte der Erzbischof von Glasgow häufig Zusammenkünfte mit dem Agenten der spanischen Niederlande in Paris, Philipp von Ayala. Vergebens bemühten sich die englischen Gesandten in Paris, diesen Geheimnissen auf die Spur zu kommen. Indeß, wenn auch die Einzelheiten dieser Unterhandlungen verborgen blieben, so viel war klar, daß Jakob VI gut mit dem Papste stand. Er ersuchte Klemens VIII, den Bischof von Vaison, einen Schotten Namens Drummond, zum Kardinal zu erheben, damit derselbe als Protektor Schottland's bei dem heiligen Stuhle fungiren könne. Klemens drückte sich stets auf das günstigste über den König von Schottland und dessen Anrechte auf den englischen Thron aus. Die englischen Katholiken zeigten sich plötzlich den Ansprüchen Jakob's VI auf überraschende Weise geneigt. Ein doppelter Verräther und Spion, Charles Paget, theilte im Sommer 1599 dem englischen Gesandten in Paris mit, daß die größten Anstrengungen gemacht würden, um ein Bündniß Spaniens und Schottlands gegen England zu Stande zu bringen, und daß, wenn nicht Gegenmaßregeln es verhinderten, diese Bemühungen sicher zu einem Ergebnisse führen würden.

Nach den vielfachen Verlegenheiten und Gefahren, die Elisabeth schon durch ihre stets mit den Reichsfeinden verbündeten ultramontanen Unterthanen erfahren hatte, mußte es sie mit der größten Besorgniß erfüllen, daß der Nachbarkönig, der wahrscheinliche Thronfolger in England selbst, sich

Digitized by Google

jener in einer ihr so offenbar feindseligen Weise annahm. Als sie durch einen ihrer Spione in Italien das Original eines intimen Briefes Jakob's an den Papst erhalten hatte, beschloß sie, den schottischen König selbst um Rechenschaft wegen seines Verfahrens anzugehen (1599).

Jakob gerieth in die größte Verlegenheit, als Sir William Bowes, der englische Gesandte, ihm diesen Brief vorlegte und fragte, wie derselbe sich mit seinem angeblich so warmen Protestantismus vereinigen lasse? Jetzt mit Elisabeth zu brechen, war für Jakob unmöglich, da er noch mit keiner der katholischen Mächte abgeschlossen hatte. Es stand nicht allein das bedeutende Jahrgeld, das er von der Königin bezog, es stand seine ganze Erbfolge in England auf dem Spiele. Er stellte also auf das dreisteste, mit gut gespielter Ueberraschung der Unschuld die Autorschaft des Briefes in Abrede, der nur von seinen Feinden geschmiedet sein könne. Als sich wenige Jahre später der Brief dennoch als echt erwies, nahm es der schottische Staatssekretär Lord Balmerino, ein Katholik und naher Verwandter des Bischofs von Vaison, großmüthig auf sich, die Unterzeichnung desselben von dem Könige erschlichen zu haben. Deshalb des Hochverraths angeklagt, ward er zum Tode verurtheilt; aber die Begnadigung des Königs verhütete einen tragischen Ausgang dieser leicht zu durchschauenden Komödie. — Im Gegentheil, je tiefer gegen Ende des Jahres 1600 der Credit seines Verbündeten in England, des Grafen Essex, sank, um so eifriger betrieb Jakob seine Negotiationen mit dem Papste, Spanien und Frankreich. Freilich blieb er noch immer mit Essex und dessen Freunden in Verhandlung über einen demnächst zu beginnenden bewaffneten Aufstand der eifrigen Protestanten in England; Jakob hielt es offenbar für sicherer, zwei Stränge an seinem Bogen zu haben. Aber die Verhaftung und Hinrichtung Essex' im Februar 1601 machte den Plänen eines puritanischen Aufstandes in England ein Ende; die schottischen Gesandten, die nach London gegangen waren, um Essex heimlich zu unterstützen und aus dessen etwaigem Siege Früchte zu ziehen, mußten sich jetzt begnügen, der Königin zur Ueberwältigung des Rebellen zu gratuliren und um Erhöhung der Pension für den schottischen König nachzusuchen!

So mußte Jakob sich auf seine Verhandlungen in Paris und Madrid verlassen. Zumal am erstern Orte hatten sie gute Früchte getragen. König Heinrich IV, wenig bedenklich in der Wahl seiner politischen Mittel, sah, daß der Augenblick des Hinscheidens seiner theuern Freundin und Verbündeten Elisabeth schnell herannahe; er erkannte mit dem ihm eigenen politischen Scharfblicke, daß ernstliche Aussichten auf die Nachfolge nur Jakob von Schottland habe, unter den natürlichen Erben der bei weitem mächtigste. Es war ihm deshalb an der Freundschaft dieses Königs viel gelegen. Mit Freuden stellte er sich, als ob er seinen Versicherungen katholischer Gesinnung

by Google

Glauben schenke. Den Papst, der doch wieder Verdacht in Betreff der Aufrichtigkeit Jakob's geschöpft und begonnen hatte, statt seiner die wirklich katholische Arabella Stuart, die Base Jakob's zu begünstigen, suchte er auf alle Weise wieder für Jakob zu gewinnen — um sich auf diese Art ein Verdienst bei dem letztern zu erwerben. Er stellte dem Papste vor, der König von Schottland sei der bei weitem mächtigste und zugleich der legitimste unter den Thronerben, es sei nach seiner — Heinrichs — Ueberzeugung leicht, jenen gänzlich für die katholische Kirche zu gewinnen, wenn man sich nur auf die rechte Weise darum bemühe. Schon habe er erfolgreiche Verhandlungen in dieser Angelegenheit begonnen und denke dieselben fortzusetzen. Kein Zweifel, daß Heinrich IV an die Bekehrung Jakob's selbst nicht geglaubt hat, wie man denn auch von Bemühungen des französischen Königs, den Stuart zum Katholicismus herüberzuziehen, nichts weiß: aber es lag in seinen Plänen, Jakob VI zu begünstigen. Im Spätsommer 1601 erschien der Herzog von Lennox, ein Verwandter und Vertrauter Jakob's, in Paris, angeblich um über Erneuerung der alten Bündnisse zwischen Frankreich und Schottland, in der That, um über eine engere Vereinigung der beiden Monarchen zu unterhandeln.

Das intime Verhältniß, das sich allmählich zwischen dem schottischen und dem französischen Hofe herausbildete, versetzte die beständige Nebenbuhlerin des letztern, die spanische Regierung, in nicht geringe Sorge. Sie hatte bisher Jakob's Anerbietungen auf etwas kavaliere Weise behandelt; aber es stellte sich offenbar die Nothwendigkeit eines freundlichern Benehmens heraus, wenn man nicht die Feindschaft eines in Zukunft, aller Wahrscheinlichkeit nach, sehr mächtigen Monarchen hervorrufen und begründen wollte. Im September 1601 machte der spanische Staatsrath den König Philipp III auf die französischen Umtriebe mit Schottland aufmerksam und forderte, daß man auch von Madrid aus sich eifriger mit der englischen Erbschaftsangelegenheit beschäftige. In der That wurde die Summe von 200,000 Dukaten für deren Betreibung ausgeworfen. Jakob benutzte diese günstige Stimmung, um abermals einen geheimen Agenten, Lord Robert Semple, einen katholischen Schotten, nach Spanien zu senden, wo er mit der dortigen Regierung durch die Vermittelung des Gouverneurs von Kastilien, Mitgliedes des Staatsrathes, in Verbindung trat. Allzu weit aber wollte sich doch das Kabinet von Madrid noch nicht mit einem Könige einlassen, der soeben erst mit den eifrigen Protestanten unter Essex sich verbündet hatte. Einige Räthe waren allerdings der Meinung, einen Gesandten nach Edinburg zu schicken, welcher Jakob VI immer fester an die katholisch-spanische Sache fesseln und jedenfalls Zwietracht zwischen ihm und Elisabeth hervorrufen sollte. Allein selbst dazu wollten andere sich nicht verstehen, da es nicht anständig sei, Gesandte

Digitized by Google

an einen König zu schicken, der die rebellischen spanischen Unterthanen in den Niederlanden unterstütze, zumal doch wenig Hoffnung sei, ihn wirklich zu gewinnen. Endlich wurde (Anfang 1602) zur Entscheidung der Angelegenheit eine Specialjunta ernannt. Dieser wurde ein Vertragsentwurf vorgelegt, welchen unterdessen Lord Semple dem Gouverneur von Kastilien im Namen Jakob's VI überreicht hatte. Spanien solle ihm zur Nachfolge in England verhelfen und ihm sofort 400,000 Dukaten auszahlen; dafür wolle Jakob katholisch werden — man sieht, wie hartnäckig er bei diesem Spiele mit der Religion bleibt — und nach seiner Thronbesteigung den Spaniern die festen Plätze überliefern, welche die Holländer England als Garantie für die Rückbezahlung von dessen Vorschüssen eingeräumt hatten. Mit diesem letztern, an sich recht unehrenhaften Anerbieten war Jakob aufrichtig, wie die Folgezeit bewies. Haßte er doch die freien Niederländer als nichtswürdige Rebellen gegen das Königthum von Gottes Gnaden!

Indessen in der Hauptsache hatte die Junta Recht, wenn sie die weitgehenden Zusicherungen Jakob's ungläubig aufnahm. Sie beschloß, von der Absendung eines eigenen Botschafters nach Schottland abzusehen, aber den spanischen Gesandten in Paris zu beauftragen, dort mit dem Erzbischof von Glasgow in weitere Verhandlung über diese Angelegenheit zu treten. Selbst diese mittelbare Negotiation mit einem ketzerischen Fürsten beschwerte das zarte Gewissen Philipp's III; nachdem ihn sein Beichtvater, jedenfalls mit Hinweis auf die möglicher Weise für die Kirche resultirenden Vortheile, beruhigt hatte, gab er dem Beschlusse der Junta seine Zustimmung. In der That waren diese Verhandlungen in Spanien jetzt bereits Nebensache für Jakob VI, bestimmt, ihm nur für äußerste und unwahrscheinliche Fälle eine Sicherheit zu gewähren. Es hatten sich vielmehr gute Beziehungen eingefunden zwischen ihm und der für ihn wichtigsten Stelle, der englischen Regierung.

Die zweizüngigen Verhandlungen Jakob's mit den Ultramontanen auf der einen und und den Presbyterianern auf der andern Seite hatten nicht nur die Katholiken ihm günstiger gestimmt, sondern auch die englische Königin und noch mehr deren Minister erschreckt und ihnen Furcht vor sofortigen oder zukünftigen Unruhen in England selbst eingeflößt. Elisabeth, obgleich von den verrätherischen Umtrieben ihres schottischen Verwandten wohl unterrichtet, erhöhte demselben im März 1601 beträchtlich die jährliche Pension. In noch höherem Grade, als die Königin selbst, ging ihr einflußreichster Minister, Sir Robert Cecil, auf das schottische Interesse ein. Nach dem Tode Essex's war er ohne Zweifel der wichtigste Mann in England, so daß, wenn er sich dem schottischen Monarchen näherte, er dessen Gunst gewiß war. Die zunehmende Kränklichkeit und Schwäche der Königin ließen deren Tod in nicht ferner Zeit erwarten. Jakob war dann der mächtigste und wahrscheinlichste Erbe. Es war gut, sich frühzeitig mit

Digitized by Google

demſelben in Verbindung zu ſetzen, um nach deſſen Thronbeſteigung die Macht zu bewahren. Freilich war das größte Geheimniß nothwendig, da Cecil wußte, wie eiferſüchtig die Königin darüber wachte, daß ihre Miniſter nur ihr allein Intereſſe und Dienſt widmeten. So begann im Frühjahr 1601 ein geheimer Briefwechſel zwiſchen dem engliſchen Staatsſekretär und dem ſchottiſchen Monarchen — eine Correſpondenz, deren immer intimere Geſtaltung den letztern bei der wichtigen Stellung Cecil's in hohem Grade beruhigen mußte. Sogleich im Beginne verſicherte Sir Robert dem König: er möge ſich nur beſonnen und freundlich verhalten, Eliſabeth weder durch feindſelige Intriguen reizen noch mit Forderungen beunruhigen, dann könne er dormire secure, dann ſei ſeine Nachfolge in England ſicher.

Jakob fühlte ſich nur wohl, wenn er ſeine „Kingscraft" in geheimen unterirdiſchen Verhandlungen bethätigen konnte. Der Briefwechſel mit Cecil, durch myſteriöſe Boten und zum Theil in Chiffern geführt, entſprach jener ſeiner unzerſtörbaren Neigung. Er konnte es ſich aber nicht verſagen, ſich ſelbſt und ſeine bisherigen Umtriebe mit den katholiſchen Mächten, die er nun zu opfern verſprach, mit übertriebener Wichtigkeit zu umgeben, theils aus Eitelkeit, theils damit nicht lediglich Cecil als der Gewährende, er als der Empfangende erſcheine. „Indem Ihr", ſchrieb er im Auguſt 1601 an Cecil, „jetzt Euer Stillſchweigen gebrochen, habt Ihr nicht allein die volle Sicherheit meiner beſtändigen Gunſt geerntet, ſondern auch Euerer eigenen Souveränin den beſten Dienſt geleiſtet, weil Ihr damit Mißhelligkeiten aus dem Wege geräumt habt, die ſonſt unſere Freundſchaft hätten erſchüttern können." Doch damit kam er bei Cecil übel an. Der kluge Staatsſekretär mag über dieſe Stelle in ſeines erlauchten Correſpondenten Schreiben gelächelt haben; er verfehlt nicht zu antworten (4. Oktober 1601): „Wenn alle Wurzeln und Brüche von Zahlen von den größten Mathematikern unterſucht werden ſollten, werdet Ihr finden, daß die Bemühung Eurerſeits, das Wohlwollen der Königin und ihrer Unterthanen Euch zu bewahren, allein die goldene Zahl iſt, die Euch veram Galaxiam zeigen wird; denn alle andern Intriguen ſind Träume, und alle andern Rathſchläge ſolche, welche der allmächtige Gott wie Spreu von der Erde wegblaſen wird."

Jetzt ſchien König Jakob jedenfalls mit Herz und Seele auf die von Cecil angerathene Bahn eingegangen zu ſein. Er floß über von Freundſchaftsbetheuerungen für Eliſabeth und England. Er ſchwor ihr bei Gott Treue und Aufrichtigkeit zu. „Wenn ich jemals" verſicherte er ihr brieflich, „mich mit irgend einem Fürſten auf der Welt in eine Verbindung ſetze, in welcher Ihr nicht mein einziges Orakel ſein ſollt: ſo bitte ich Gott, mich als meineidigen Mörder zu beſtrafen*)". An Cecil ſchrieb er: „Ich verſpreche Euch

*) Als Probe von Jakob's Orthographie füge ich den betreffenden Text bei (Camden

Digitized by Google

meinerseits bei meiner königlichen Ehre, daß ich in allen kommenden Zeiten alle meine Handlungen zum Behufe der Beförderung meiner gesetzlichen zukünftigen Hoffnungen nach Eurem Rathe leiten werde."

Alles schien diesen Verheißungen Jakob's zu entsprechen. Er schrieb öfters an die Königin und theilte ihr mit, daß ihm von Frankreich sowohl wie Spanien Unterstützung angeboten werde, wenn er seinen katholischen Unterthanen Glaubensfreiheit zugestehen wolle — natürlich denke er daran nicht. Im Gegentheil ist er der grimmigste Feind der „Papisten." Er dringt darauf, daß die Strafgesetze gegen sie nicht lex mortua bleiben, sondern in vollem Umfange ausgeführt werden, zumal gegen die Priester, die so eifrig auf das Verderben der armen Seelen ausgehen. Freilich könne man ihm vorwerfen, daß er selbst in Schottland minder gewissenhaft streng verfahre: allein die Schotten zu regieren sei so schwer, ganz anders, als die Engländer! Die Spanier wollen mit England Frieden schließen, um Gottes Willen solle man nicht darauf eingehen, das wäre verderblich für die Religion und den Staat! Einen seiner vertrautesten Rathgeber, den Herzog von Lennox, der vor kurzem in Paris die Verhandlungen geführt, sandte er (Spätherbst 1601) an Elisabeth: er wolle ihr Hülfe gegen das rebellische Irland senden, mit ihr und, wenn sie wolle, auch mit dem dazu bereiten französischen Könige und den freien Niederlanden sich gegen Spanien verbünden.

Jakob hatte für seine Abneigung gegen den englisch-spanischen Frieden einen tiefern Grund, den Cecil mitzutheilen er sich aber wohl hütete: weil er nämlich für den Fall, daß Elisabeth und ihre Regierung ihm trotz alle dem sich feindlich erwiesen, auf die spanische Allianz zurückkommen wollte. Denn dieser König, in dessen Weise es lag, alle Sicherheiten doppelt sicher haben zu wollen, nicht ohne hinterlistige Intriguen leben zu können, war noch eifrig mit den katholischen Mächten in Unterhandlung. Seine stets wiederholten Eide unverbrüchlicher Freundschaft für die Königin, völliger Unterwerfung unter Cecil's Rathschläge, bei Gott und seiner königlichen Ehre, waren Meineide. Es waren Lügen, die er über die Eröffnungen der französischen und spanischen Gesandten berichtete. Das alles war ein Gewebe grober Unwahrheiten!

Er hatte freilich der Königin mitgetheilt, daß der Papst an ihn geschickt und ihm unter gewissen Bedingungen seine Freundschaft angeboten habe, aber nichts davon, daß auch er immer noch mit dem heiligen Stuhle in aktiven Unterhandlungen stehe, einen bleibenden Agenten dort erhalte. Natürlich

---

Society, Letters of Elizabeth and James VI, p. 146): If euer I runne a course with any prince living, quhairin ye shall not be my only oracle, I pray God to punishe me as a parjuride parricide.

Digitized by Google

mußte ein solches Benehmen von Seiten eines protestantischen Monarchen dem Papste die Hoffnung auf dessen Bekehrung geben; zumal man von des Königs Gemahlin Anna, die einen großen Einfluß auf ihn ausübte, wußte, daß sie ihre Zuneigung für die katholische Religion und für Spanien offen zur Schau trage. Führte sie doch stets ein kleines Kreuz mit einem Splitter vom wahren Kreuze Christi im Busen mit sich; mochte doch der Papst ihr sogar goldene, von ihm geweihte Agnus Dei zusenden. Ueberhaupt fiel es allgemein auf, daß am Hofe von Edinburg das katholische Element sich wachsender Gunst erfreute; man bemerkte, daß der Staatssekretär, das Oberhaupt der Justiz, die Lehrer der Prinzen Katholiken seien, daß einige Jesuitenpatres von dem Könige häufig zu Rathe gezogen wurden. So ermuthigt, bemühte der Papst sich eifrig, den unschlüssigen Jakob fortzureißen, ihn zu bestimmen, sich der beabsichtigten Expedition der Spanier nach Irland Hülfeleistend anzuschließen (Juni 1602).

Der schottischen Agent in Rom, dessen Name uns nicht überliefert ist, hatte kurz darauf Verhandlungen auch mit dem Herzoge von Sessa, dem spanischen Gesandten in Rom, zu führen. Jakob versprach abermals, zum Katholicismus überzutreten, dieses Mal indeß mit der vorsichtigen Klausel, wenn er mit Hülfe Philipp's III König von England geworden sei. Auch sonst war an glänzenden Versprechungen wieder kein Mangel. Prinz Heinrich, Jakob's ältester Sohn, sollte in die spanische Armee eintreten, in Spanien seine Erziehung vollenden, dort mit der ältesten Tochter des Herzogs von Savoyen — der Nichte des spanischen Königs — vermählt werden. Jedoch alles dieses war erst in die Zukunft gerückt, während die Forderungen Jakob's sofort zu erfüllen waren. Eine verbündete spanisch-schottische Armee sollte von Norden aus in England einbrechen, eine spanische Armee aus den Niederlanden nach dem Osten England's übersetzen, wo dann die englischen Katholiken sich diesen alliirten Streitkräften anschließen würden, zum sichern Verderben Elisabeths — derselben Elisabeth, der Jakob soeben ein Bündniß gegen Spanien angeboten hatte! Es ist freilich wenig wahrscheinlich, daß er so abenteuerliche Pläne wirklich hegte; wahrscheinlicher, daß er nur den Spaniern seine Entschlossenheit und seine Feindschaft gegen Elisabeth recht deutlich beweisen wollte, um sie für den Nothfall sich geneigt zu erhalten. So faßte auch die spanische Regierung die Sachlage auf; sie meinte nur, man dürfe die Angelegenheit nicht ganz fallen lassen, und beauftragte ihren Botschafter in Paris, Don Juan Bautista de Tassis, den Erzbischof von Glasgow über die wahren Gesinnungen seines Herrn weiter auszuholen.

Die spanische Regierung mußte in ihrem Mißtrauen verstärkt werden durch die Nachrichten, die ihr gerade um diese Zeit aus Paris zukamen, durch eine Depesche Tassis' vom December 1602. Jakob VI war nicht damit zu

Digitized by Google

frieden, die englische und die spanische Regierung zu hintergehen; er suchte auch die französische zu betrügen. Er hatte dem französischen Gesandten in Edinburg gesagt: der König von Spanien bewerbe sich um seine Freundschaft und erbiete sich ihm, seine Nachfolge in England zu begünstigen, wenn er die „Rebellen", d. h. die freien Niederländer nicht weiter unterstützen wolle. Indeß er — Jakob — wünsche vielmehr die Freundschaft Frankreichs. Dieses möge sich vorsehen, denn Elisabeth wolle sich an den Franzosen rächen, weil diese einigen von den Engländern verfolgten spanischen Galeeren Schutz gewährt hätten. Schottland biete nun Frankreich eine Offensiv- und Defensivallianz an.

Wir sehen, überall dasselbe Spiel. Ueberall sucht der schottische König sich durch dreiste Doppelzüngigkeit Verbündete zu schaffen, um bei eintretender Erledigung des englischen Thrones, sei es diese sei es jene Hülfe zu erhalten. Die Treulosigkeit und Lüge sind dabei so weit getrieben, daß man sie fast naiv nennen möchte. Uebrigens gab Elisabeth ihren Verdacht gegen Jakob's Treulosigkeit nie auf; sie ließ sich nicht von ihm täuschen: noch wenige Wochen vor ihrem Tode drückte sie ihm das deutlich genug aus (Januar 1603). Und doch wußte sie nicht, daß Jakob ihre eigenen Minister gewonnen, und daß er zu gleicher Zeit wieder hinter deren Rücken mit den Feinden Cecil's, Sir Walter Raleigh, Lord Cobham und andern, durch den Herzog v. Lennox hatte anknüpfen lassen!

Von allen diesen Intriguen sollte sich nur die unschuldigste, die heimliche Verbindung mit Cecil fruchtbar erweisen. Nach siebenwöchentlicher Krankheit, welche dem Staatssekretär die Zeit gab, alle nöthigen Maßregeln im Geheimen vorzubereiten, starb Elisabeth am frühen Morgen des 24. März 1603. Bei Sonnenaufgang waren schon die Mitglieder des Geheimen Rathes versammelt, denen Cecil, wie als ob es sich von selbst verstünde, eine Jakob den Ersten verkündende Proklamation vorlas. Niemand wollte das Wagniß ernstlichen Widerstandes auf sich nehmen. Die Proklamation wurde gebilligt und schon um 10 Uhr Morgens auf den öffentlichen Plätzen verlesen. In London wie in den Provinzen wurde der neue Souverän, wenn nicht mit Begeisterung, so doch mit allgemeiner Zustimmung anerkannt. Dank dem geschickten und energischen Verfahren Sir Robert Cecil's war die drohende und viel ventilirte Frage der englischen Erbschaft ohne Streit und Unruhen für Jakob entschieden. Es fand keine größere Aufregung Statt, es wurde nicht mehr Zeit dabei verloren, als wenn Jakob der direkteste Erbe Elisabeth's gewesen wäre.

Für die eifrig katholischen Mächte war diese ruhige und ungestörte Thronbesteigung Jakob's in England natürlich eine große Enttäuschung. Man sah in Spanien mit Recht voraus, daß bei Jakob nunmehr, wo er der Bei-

Digitized by Google

hülfe der katholischen Staaten für seinen großen Zweck nicht mehr bedürfe, wo er durch die protestantische englische Nation selbst auf den Thron erhoben worden, weder von Uebertritt zum Katholicismus, noch von einem Schutz- und Trutzbündniß mit Philipp III die Rede sein könne. Schwerer fiel es in Rom, sich von den langgehegten Illusionen in Betreff Jakob's VI frei zu machen. Noch bei der Nachricht vom Tode Elisabeth's gab der Papst seiner Hoffnung, Jakob werde doch am Ende zum Katholicismus sich bekehren, in einem Schreiben an die Könige von Spanien und Frankreich offenen Ausdruck. Selbst als man vernahm, daß Jakob sich öffentlich sehr feindselig gegen den Katholicismus und zumal die päpstliche Autorität geäußert habe, war man geneigt, dies für Verstellung zu halten, da der König eine geeignetere Zeit abwarten wolle, um zur katholischen Religion überzutreten.

Der Papst beschloß, noch einen Versuch mit dem neuen Könige von England zu machen: wenn auch nicht, um ihn zur Kirche herüberzuziehen, so doch, um von ihm Toleranz seinen katholischen Unterthanen gegenüber zu erlangen. Jakob, noch von mancherlei Verschwörungen unzufriedener englischer Großen geängstigt, ging, seiner Weise gemäß, zuerst auf diese Verhandlungen ein und erfreute sogar den Papst durch einen sehr respektvollen Brief, in welchem er ihn als „Heiligen Vater" anredete und sich als sein „gehorsamer Sohn" unterschrieb. Indeß kaum fühlte er sich sicherer, als er mit skrupelloser Schroffheit die Negotiationen abbrach durch ein Edikt, welches alle katholischen Priester und Seminaristen und zumal auch die Jesuiten bei Todesstrafe aus den englisch-schottischen Besitzungen verbannte (März 1604). —

Jakob I ist sein ferneres Leben hindurch ein ausschließlicher und, hoffen wir, aufrichtiger Bekenner der englisch-bischöflichen Kirche gewesen. Indessen man weiß, daß diese Kirche gewissermaßen in der Mitte steht zwischen Protestantismus und Katholicismus, und in dem Hasse, mit welchem der König die entschiedeneren Protestanten, die Puritaner, verfolgte, hatte sich noch etwas von dem streng katholischen Geiste seiner Mutter erhalten. Es ist, wie man sieht, nicht unwahrscheinlich, daß bei einem starken Druck seiner weltlichen Interessen der Sohn Maria Stuarts den Uebertritt zu einem, vielleicht durch einige Sonderrechte gemilderten Katholicismus mit seinen Ueberzeugungen für vereinbar gefunden hätte. Auch sein Sohn und Nachfolger Karl I war eifrig anglikanisch, aber er suchte doch im Anglikanismus alles zu stärken und weiter auszubilden, was an die katholische Hierarchie und an den katholischen Kultus erinnerte. Dieses Streben verursachte den Aufstand der Schotten, damit indirekt den englischen Bürgerkrieg und selbst den Tod, welchen dieser König auf dem Schaffot erlitt. Noch stärker herrschte dieser

Digitized by Google

katholisirende Geist in Karl's Söhnen vor. Von diesen beiden Enkeln Jakob's I war Karl II heimlich, Jakob II ganz öffentlich Katholik. So triumphirte in den Stuarts in allmählicher Steigerung wieder der Einfluß des Blutes der Guisen, aus dem ihre Aeltermutter Maria entsprungen war. Und indem dieser Einfluß sich in Jakob II zu dem Bestreben erhob, England zum Papismus zurückzuführen, kostete es den Stuarts den Thron, den einst Jakob I im Bunde mit dem Katholicismus zu erlangen versucht hatte.

Martin Philippson.

Aus den romantischen Tagen der Philosophie.

(Von Magdeburg bis Königsberg. Von Karl Rosenkranz. Berlin. Heymann's Verlag 1873).

Mehr und mehr lichtet das Alter die Reihen der Männer aus jener reichen, farbenschillernden Epoche des deutschen Geisteslebens, in der sich unsre Nation aus den verlockenden Irrgängen der Romantik auf das freie Feld ernster, realistischer Arbeit herauswand. Es sind Wenige noch, die in dem Bewußtsein, jene Zeit überwunden zu haben, mit reger Lebendigkeit auf dem Boden neuer Bestrebungen stehen und nun in reicher Erinnerung den Wechsel des Kulturstrebens auch im eigenen Leben überschauen können. Zu diesen Wenigen zählt Karl Rosenkranz, der an der äußersten Peripherie Deutschlands noch jetzt die ehrenvolle Stellung unter den Lehrern der Philosophie einnimmt, welche ihm die vielseitige, lebenskräftige Theilnahme an der Geistesarbeit der Nation erworben hat. Mit einem in unsrer Zeit der Arbeitstheilung immer seltener werdenden Universalismus, der ihn auch vor dem schärfer und einseitiger ausgebildeten Wesen seiner meisten Genossen auszeichnete, hat er in seiner Jugend von allen Kulturströmungen der Romantik sich treiben lassen, bis er zuletzt auf dem Boden einer großen Philosophie festen Fuß faßte, um dann in derselben allseitigen Weise von dem sicheren Mittelpunkte aus eine überallhin anregende und fördernde Thätigkeit zu entfalten. Wenn er auf diesem Boden stehen blieb, während das nachwachsende Geschlecht sich neue Wege des Gedankens suchte und bahnte, so ist das eine Consequenz seines Denkens, mit der wir hier nicht zu rechten haben. Aber um so freudiger begrüßen wir das jüngst veröffentlichte Buch, in dem er uns noch einmal die Fülle der romantischen Kulturwelt in den Berührungen entrollt, durch welche sie seine Entwickelung bestimmt hat, und uns Gelegenheit geben will, innerlich an dem Durchbruch Theil zu nehmen, mit dem er sich aus den Fesseln der Romantik „zur Freiheit der Hegel'schen Philosophie" herausgekämpft hat. —

Digitized by Google

Es ist ein einfaches, anspruchsloses Buch, das der Verfasser, wie er in der Vorrede mittheilt, durch trübe Ereignisse in sich selbst zurückgescheucht, vor mehreren Jahren niederschrieb, die schlichte Erzählung eines arbeits- und gedankenvollen Jugendlebens, eine schmucklose Aufzeichnung — oft so schmucklos, daß sie Seiten lang in ein chronikhaftes, trockenes Referat der verschiedenartigsten Thatsachen übergeht. Bedeutendes und Unbedeutendes, tief gehende Einwirkungen und kleine Erlebnisse reihen sich in derselben Linie aneinander. Es sei dem greisen Verfasser nicht verargt, daß er sich des künstlichen Ineinanderarbeitens all des reichen Stoffes überhoben hat und in einfach ruhiger Aufeinanderfolge wie nach Tagebuchnotizen erzählt, indem er dem Leser überläßt, sich daraus das Gesammtbild des bewegten Lebens zu gestalten. Hie und da sind literarische, historische, theologische, philosophische, pädagogische Bemerkungen eingestreut, auch die Elemente seiner Jugendbildung der Kritik seines jetzigen Standpunktes unterworfen. Eigenthümlich berührt die Behandlung der Kapitelüberschriften, welche nach den Worten der Vorrede „den Inhalt nicht, wie es jetzt üblich ist, erschöpfen", sondern „dem Leser nur einen chronologischen und topographischen Leitfaden mit einer ungefähren Andeutung der Hauptsache darbieten" sollen. Da geht denn dies romantische „Nur-Andeuten" manchmal in eine echt romantische Ironie über, z. B. wenn das überaus wichtige Kapitel, in welchem der Einfluß Schleiermacher's auf die Entwickelung des Verfassers charakterisirt wird, den Titel führt: „Seltsame Geschichten mit den Juden Beifuß und Auerbach" — welcher beiden dann erst nach zwanzig Seiten Erwähnung geschieht, um den Uebergang zur Lectüre von Jean Paul's Titan zu vermitteln. Der Autobiograph hat es eben verschmäht, irgend ein subjectives Maß an die Ereignisse zu legen, und es uns anheimgestellt, Wichtiges von Unwichtigem zu scheiden. So gleicht das Buch einem klaren Strom, der in seinem ruhigen Abfluß die Uferbilder einer bedeutenden Zeit, Großes und Kleines mit gleicher Treue spiegelt.

Die ersten bedeutenden Gestalten des großen Lebens, die wir in diesem Spiegel finden, sind diejenigen der französischen Kriege. Der Knabe war 1 Jahr alt, als seine Vaterstadt in die Hände der Franzosen fiel, welche dann 8 Jahre hindurch in ihrem Besitze blieben und den Kindern ein eindrucksvolles, glänzendes Schauspiel waren. So setzte sich in der Seele des Knaben auch dadurch das französische Element fester, das schon in seinem Blute durch die Mutter, eine germanisirte Französin aus der reformirten Kolonie, vertreten war, und aus dessen Mischung mit dem echten Deutschthum, das er von väterlicher Seite erbte, der Verfasser seine „bösen, wie seinen guten Eigenschaften" ableiten will. Aber nicht weniger als der Glorienschein vom Haupte des großen Bonaparte fielen auch die Strahlen der aufgehenden Freiheits-

Digitized by Google

sonne in die Seele des Knaben. Als im Jahre 1814 Magdeburg wieder in die Hände der Verbündeten fiel, begrüßte er wie alle Andern mit Begeisterung die „vergötterten" Kosaken und die deutschen Freiheitskämpfer. Freilich hatte ihm und den Seinen die Belagerung viel Trübes gebracht: das in der Neustadt gelegene Haus der Eltern wurde bei ihrem Beginne niedergerissen, der Knabe sah die schöne Welt seines Kindheitsparadieses, die Stätten seiner Spiele verschwinden, er war von der heimatlichen Scholle seines Daseins losgerissen und fühlte die Beklommenheit der Miethswohnung zwischen den engen Gassen der Altstadt und die allgemeine Angst der Blokade. In dem ungeordneten Leben der Stadt verwilderte das Gemüth des lebhaften, den wechselnden Eindrücken leicht nachgebenden Knaben und die schlechte französische Kantorschule verwahrloste auch seine innere Erziehung. Aus dieser in jedem Dasein unvermeidlichen Phase der Flegeljahre riß ihn der Sinn für die Schönheit der bildenden Kunst heraus, deren in Magdeburg verhältnißmäßig nicht gering vorhandene Gestalten das frische Gemüth lebhaft ergriffen: anziehende Lektüre von Volksbüchern und Reisebeschreibungen kam hinzu, die Phantasie zu befruchten und edleren Zielen zuzulenken. Der Verfasser schildert uns, wie lebhaft sich diese jugendliche Phantasie mit dem Geheimniß des Todes beschäftigte, wie schon früh der Umgang mit einem Knaben, dessen Melancholie sich in der Ausmalung des Todes und der Höllenstrafen erging, ihm die Vergänglichkeit des Daseins zum Bewußtsein brachte und wie er in einer Neujahrsnacht in der zufällig gefallenen Redensart, „da ist die Welt mit Brettern vernagelt", den ersten Anlaß fand, seine Betrachtung an dem Räthsel der Unendlichkeit des Raumes abzuquälen.

Zuerst freilich brachte ihn die Schule der Altstadt, auf die er gethan ward, in eine mehr praktische Richtung; Bildung in den Verhältnissen des realen Lebens, wirthschaftliche Fertigkeit war das Hauptziel dieser höheren Bürgerschule. Erst als er im Jahre 1818 auf das Pädagogium Kloster Lieben Frauen überging, trat er in den eigentlich gelehrten Gang seines Lebens ein. Hier sehen wir ihn bald einen staunenswerthen Universalismus wechselnder Thätigkeit entfalten: von einem feurigen Wissensdrange belebt, findet er sich mit glücklichstem Sanguinismus in die verschiedensten Richtungen des Geisteslebens hinein, freilich um eben so schnell, wie er die eine erfaßt, zur andern überzuspringen. Mit wahrer Wissenswuth verschlingt er Alles, was er erreichen kann, und encyklopädistische Werke fördern die Allseitigkeit seines Interesses, von der nur die Mathematik und die von ihr abhängige Naturwissenschaft ausgeschlossen gewesen zu sein scheinen. In der Verwirrung aber, welche die Polyhistorie nothwendig in dem jugendlichen Geiste hervorrufen mußte, sind es namentlich zwei Elemente, die ihn nachhaltiger fesselten und neben der überreichen Receptivität auch die ersten Ver-

suche eigner Production hervorriefen — beides Elemente, durch welche er zuerst mit der romantischen Schule in Verbindung trat: das Interesse für die deutsche Geschichte und die romantische Poesie selbst. Jenes hing unmittelbar mit der forcirten Deutschthümelei zusammen, die sich im Anschluß an die Begeisterung der Freiheitskriege auch in weiteren Kreisen entwickelt und erhalten hatte. Die Bekanntschaft mit den Nibelungen gab bei Rosenkranz, wie bei so vielen Andern, den Anstoß zur innigeren Beschäftigung mit dem deutschen Alterthum; wie alle Romantiker sah er das Mittelalter unter dem Glanze seiner Begeisterung und bekennt die unbeschreibliche Einseitigkeit, mit der er dasselbe in den unvollendeten Arbeiten über die Geschichte der alten Burgunder, über die „Literatur der deutschen Poesie" und über „die Sprache der Teutschen" behandelte. Daneben erfüllte er seine Phantasie mit den neuen Schöpfungen der Romantiker, sog begierig die melodische Sentimentalität der Schulze'schen Octaven, die zauberhafte Phantastik Fouqué's, die wundervolle Märchenwelt Tieck's ein, begeisterte sich für die romantischen Dramen Schiller's und schwärmte mit Novalis in die Unendlichkeit. Aber diese Fülle drängte aus dem jugendlichen Gemüthe wieder heraus; Alles reizte ihn zur Nachahmung, er machte nach Voß Idyllen, nach Horaz Oden, nach Schulze Stanzen und Sonette, er besang die Hermannsschlacht in Nibelungenstrophen, er schrieb eine nordische Zaubererzählung nach Fouqué, er entwarf nach dem Vorbilde des Wallenstein eine Dramatisirung der Geschichte des Gothenkönigs Wamba, er wollte den Heinrich von Ofterdingen vollenden. Eine Zeit lang lagerte er diese Ergüsse der Begeisterung in einem Journal ab, das er mit gleichgestimmten schönen Seelen gestiftet und dem sie den poetischen Namen „Tischkasten" gegeben hatten.

So wurde das sentimentale Element in ihm übermächtig, und mit ihm das grüblerische. Diese Grübeleien nahmen selbstverständlich eine religiöse Wendung. Fromm bis zum Aberglauben, wie er sich selbst schildert, hatte er mit lebhaftem Interesse die verschiedenen Formen des kirchlichen Lebens kennen gelernt, und wenn er dabei früh einen gewissen Rationalismus einsog, so blieb doch die ahnungsvolle Mystik des Gefühls in ihm lebendig. So martert er sein zwischen Phantastik und Verstandesauffassung schwankendes Gemüth an den ewigen Räthseln des Daseins. Philosophische Gedanken über die Nothwendigkeit des Uebels, über die Zukunft der Menschengeschichte legen sich drückend auf sein Herz. Eine heftige Krankheit, von der eine nervöse Excentricität zurückbleibt, und die schwermüthigen Eindrücke, die den Tod seiner Mutter begleiten, vollenden endlich jene weiche, melancholische Stimmung, die wie die Kinderkrankheiten keinem Jüngling erspart zu bleiben pflegt, und die ihn den sentimentalen Einwirkungen der romantischen Muse so zugänglich macht. In dieser Stimmung fand ihn die wollüstige Ver-

Digitized by Google

senkung in den Schmerz, die in Novalis' Hymnen an die Nacht athmet, ebenso eindrucksfähig, wie die aus derselben Quelle der Romantik hervorsprudelnde kraftgeniale Sinnlichkeit Heinse's. Die versöhnende Einwirkung Goethe's, die in diesem Zeitraum begann, konnte doch jene mit der eignen Empfindung des Jünglings so eng verwachsene Sentimentalität noch nicht verdrängen; er haucht seine Melancholie in schwermüthigen Elegien aus, die sich nur in der Form an Goethe anschließen, und damit auch die „Ironie" der Romantik nicht fehle, schreibt er ein Lustspiel auf sich selbst, worin er die zahllosen unvollendeten Projecte seiner zersplitterten Thätigkeit geißelt. So tritt er, ganz in den Fesseln der Romantik, aus der Schule in das academische Leben, für die Antike als den einzig menschenwürdigen Zustand der Gesellschaft schwärmend, begeistert für das Ritterthum und die Poesie des Mittelalters, dem Christenthum innerlich entfremdet, erfüllt von tiefer, ahnungsvoller Religiosität.

Man sieht, er hat einen Proceß, den gar Viele erlebt haben und noch erleben, in ganzer Ausdehnung und in ungewöhnlicher Vielseitigkeit durchgemacht. Den academischen Wanderjahren, in die er 1824 eintrat, blieb es vorbehalten, die unbestimmte Gährung so verworrener Elemente zu klären. Der Anfang entsprach dem wenig. Es war natürlich, daß ein junger Mann von dem Universalismus unseres Autors durch die Fülle geistiger Anregungen, die das damalige Berlin darbot, vielfach zerstreut wurde. Durch seinen Onkel, den Mathematiker Grüson, kam er in die mannichfaltigsten geselligen und wissenschaftlichen Beziehungen, und in dessen Bibliothek schwelgte er in der Lectüre der verschiedenartigsten Gegenstände, unter denen hier hauptsächlich Mathematik und Physik ihr früher mehr zurückgedrängtes Recht in Anspruch nahmen. Er wollte Philologie studiren, hörte auch ein Colleg über Herodot bei Bernhardy, aber das Hauptinteresse seiner Arbeit lag noch immer in der Richtung des Mittelalters. Gleich zu Anfang regte ihn der Umgang des Prof. Zeune und eine zufällig aufgegriffene Reisebeschreibung an, eine Geschichte Islands zu schreiben, welche natürlich kaum über die Anfänge hinaus gedieh. Später schrieb er die als Preisaufgabe gestellte kritische Geschichte Heinrich's VII — nicht zu Ende. Endlich verfaßte er als Promotionsschrift für einen französischen Sprachlehrer eine Abhandlung über die Renaissance, worin er das Mittelalter gegen den Vorwurf der Barbarei in Schutz nahm. In die altdeutsche Literatur wurde er durch Fr. v. Hagen und Lachmann eingeführt, und als ihn der letztere auf den Parcival gewiesen, dessen Gralcultus die weiche Phantasie ganz gefangen nahm, als Tieck's Phantasus und Hoffmann's Spukgeschichten ihm den ganzen „Opiumrausch" der Berliner Romantik einflößten, da schlugen die Wellen des Romantischen so hoch über seinem Haupte zusammen, daß er sich in einem senti-

gitized by Google

mentalen Roman „Graf Gundolf" Luft machte, dessen Bruchstücke später sein Schwager Genthe in seine gleichnamige Dichtung aufgenommen hat.

In diesem Wirrsal, das ihn mit allen guten und allen schlimmen Fäden der Romantik umspann, traf ihn die erste Bekanntschaft mit der Hegel'schen Philosophie. Nicht der Meister selbst war es, der ihn zu sich heranzog; dieser blieb ihm vielmehr völlig fremd und verständnißlos; sondern bei einem Schüler Hegel's, Leopold von Henning, hörte er Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Die Schwierigkeiten, welche ihm die dieser Vorlesung zu Grunde gelegte Encyclopädie Hegel's trotz seiner durch encyclopädistische Lectüre, durch den Religionsunterricht und durch die philosophische Propädeutik vermeintlich erlangten Vorbildung bereitete, reizten ihn zum Studium, die großartig gegliederte Systematik des Ganzen nahm ihn gefangen und vertrauensvoll lebte er sich in die Formen dieser Philosophie hinein. Schienen ihm doch in seiner verschwommenen Weltanschauung die verschiedenen Phasen der Identitatsphilosophie friedlich in einander zu laufen! Mit dem Hegelianismus vereinten sich die Lehren Schleiermacher's, die er aus dessen Abhandlungen in den Schriften der Berliner Akademie kannte, und die großartigen Anschauungen der Naturphilosophie, die er aus den begeisterungsvollen Vorträgen von Steffens kennen lernte.

Als ein Scheidemittel trat in diesen Gährungsproceß die Theologie ein, für welche das Interesse des Jünglings durch den ihn zufällig kritisch persönlich berührenden Agendenstreit neu geweckt worden war. Als er dann im Winter neben der Encyclopädie der Theologie bei Marheinecke auch die Logik und Metaphysik von Henning hörte, konnte der Begriff der Philosophie, welchen die Hegel'sche Lehre statt eines absoluten Subjects als das Letzte setzte, seinem inneren Bedürfniß nicht genügen, an die Religionsphilosophie des Docenten Kayserling fesselte ihn dessen auf Jacobi und Schleiermacher gestützte Polemik gegen Hegel, und so, durch den Enthusiasmus der Naturphilosophie vorbereitet, ließ er sich von Schleiermacher in die innerste Tiefe der Romantik zurückziehen. Schleiermacher ist der Ethiker der Romantik, und so war es denn auch die sittliche Seite, von der er zunächst auf Rosenkranz wirkte. Dieser hatte längst unter dem Einfluß der romantischen Ideen die pedantische Selbstbeobachtung seiner Kinderjahre mit dem Ideal der Seelengröße, mit der „genialen Sittlichkeit der schönen Seele" vertauscht: in den Monologen, in den Reden über die Religion fand er diesen Cultus der sittlichen Individualität wieder, die sich in die Anschauung des Universums versenkt. Die mächtige Anziehungskraft dieses überallhin anregenden Geistes zog Rosenkranz ganz auf die Seite der Theologie. Als er nun aber wirklich in das System der Schleiermacher'schen Ethik eindrang, als er ihre Kategorien auf sein eignes, sittliches Leben zu beziehen begann, da vollzog sich

in ihm eine Wendung, welche in zwei Richtungen schon wieder über Schleiermacher hinaus wies. Das Gefühl der Abhängigkeit von Gott, worauf der Meister das Wesen aller Religion gründete, schien dem Jünger in die mystische Tiefe des Individuums zu führen, und wenn dies Gefühl der Abhängigkeit selbst wieder nur aus der Lebenskraft der Gottheit stammen sollte, so war damit die stetige Allgegenwart Gottes im Menschen gegeben. So entstand in ihm ein mystischer Pantheismus, in dem alle romantischen Ideen verschwammen. Andrerseits aber erweckte die Schleiermacher'sche Dogmatik in ihm das quälende Bewußtsein der Sündhaftigkeit, das durch die ihn ganz erfassende Lectüre von Jean Paul's Titan immer mehr gesteigert wurde; und nun trat in dem von Zweifeln hin und her geworfenen Gemüth jene melancholische Selbstquälerei der religiösen Romantik ein, die, indem sie ewig in sich nach Sünden sucht, das ungestillte Bedürfniß nach Gnade immer von Neuem in sich erweckt. In diesem Zustand melancholischer Schwärmerei klammert sich die geängstigte Seele an die kirchliche Gestalt des Mittlers, sie sucht ein rechtes Bild desselben aus den Evangelien zu erhalten, und sie härmt sich in trüben Vorwürfen darüber ab, daß ein in ihr schlummernder Rest von Rationalismus ihr nicht erlauben will, an die empirische Wahrheit der Wunder zu glauben.

So hat denn unser Autor auch das letzte Stadium der romantischen Schule in sich durchgemacht: vergebens mischen sich die Gedanken der Fries'schen Naturphilosophie zwischen den schwärmenden Mysticismus, vergebens will die romantische Ironie, von dem geistvollen Bohtz in den Freundeskreis getragen und zur schonungslosen Satire auf Alles gesteigert, der wühlenden Selbstquälerei das Gleichgewicht halten: das mystische Element behält das Uebergewicht, und es ist wie ein Schlußstein in dieser Entwickelung, daß dem jungen Candidaten, der während der Ferien seine erste und letzte Predigt hielt, bei dieser Gelegenheit die Werke Jacob Boehme's in die Hände fielen, in deren labyrinthischen Gängen er sich sehnsüchtig verlor.

Da war es ein Glück, daß er in dem Gefühle, von den Berliner Einflüssen nur immer tiefer in sein unglückliches Bewußtsein zurückgescheucht zu werden, seine Uebersiedlung nach Halle beschlossen hatte. Hier wehte ihn eine ganz andre Atmosphäre an. Während er bei keinem der Theologen warm werden konnte, gerieth er hier desto tiefer in die Philosophie hinein, um sich schließlich ihr ganz zu ergeben und in ihr die Rettung von den quälenden Zweifeln zu finden, mit denen ihn die romantische Theologie umsponnen hatte. Zunächst zog ihn Gruber's geschmackvoller Vortrag der Geschichte der Philosophie, Anthropologie und Aesthetik an, dann begegnete er sich mit dem Kantianer Tieftrunk in der Neigung, die Terminologie der Philosophie deutsch zu gestalten. Am innigsten aber schloß er sich an den

Digitized by Google

Vertreter der Hegel'schen Schule, den Prof. Hinrichs an, in dem sich trockener Formalismus und interessante Anschaulichkeit wunderbar genug mischten. Dieser merkwürdige Mann hat das Verdienst, durch seine Collegien und Bücher Rosenkranz gänzlich in das Studium der Philosophie hineingezogen zu haben, „deren Cultus in Lehre und Schrift von nun an das höchste Glück seiner Existenz ausmachen" sollte. Dem immer mächtiger in ihm werdenden Einflusse der Hegel'schen Lehre hatte die Romantik als neue Kräfte nur die Studien von Daub und Creuzer entgegenzusetzen: aber namentlich die Schriften von Daub traten zugleich in den heftigsten Gegensatz gegen das andre romantische Element, gegen die Schleiermacher'sche Glaubenslehre, zu deren Kritik sich der nun von allen Seiten in Zweifel Gestürzte im Herbst 1826 zusammenraffte.

Während so die Romantik sich im Innern des jungen Philosophen entzweite, hielt die befreiende Kraft ihren siegreichen Einzug. Es ist merkwürdig genug, daß der Mann, der einer der rüstigsten Vertreter des Hegel'schen Gedankens werden sollte, an der persönlichen Erscheinung des großen Meisters so unbefriedigt in Berlin vorübergegangen war. Er kannte den Hegelianismus nur aus der Encyclopädie und aus den Vorträgen von Henning und Hinrichs: jetzt fing er an, aus dem kritischen Journal für Philosophie, das Schelling und Hegel in Jena herausgegeben hatten, die große Lehre an ihrer Quelle zu schöpfen. Eine neue Welt ging vor ihm auf, und mit idealer Begierde stürzte er sich in die Phänomenologie des Geistes. Da fiel es wie Schuppen von seinen Augen: es überkam ihn jene Wonne der Begeisterung, mit der einst Reinhold die Kritik der reinen Vernunft begrüßte. Der großartige Tiefsinn der Phänomenologie überwältigte sein ganzes Wesen, er „schwemmte gleichsam seine ganze Vergangenheit fort und stellte ihn auf einen neuen Boden." Von diesem Augenblick an war er Hegelianer, er hatte im Princip mit der Romantik gebrochen, wenn ihm auch zu Anfang noch beide Anschauungen friedlich in einander flossen. Als ihm durch seinen Schwager das Interesse an der Gralsage neu lebendig geworden war, bestimmte er sogleich in einer Abhandlung die Stelle, welche Parcival in der Entwickelung der Phänomenologie einnehmen muß. Das Princip der Romantik hatte ihm aufgehört das absolute zu sein, er stand bereits darüber und wies ihm seine Stellung in der Reihe der Offenbarungen des Geistes an.

Die Gährung, die in ihm durch diese neue Entdeckung hervorgerufen worden war, dauerte während des darauf folgenden Aufenthalts in Heidelberg an. Während er in einer Fülle von geselligen und geistigen Beziehungen die reiche Vielseitigkeit der Jugend genoß, erfuhr er eine tiefe, mächtige Einwirkung von dem großen Theologen Daub, der im Gegensatz zu der Vielwisserei des Jünglings eine wunderbare Energie speculativer Vertiefung be-

Digitized by Google

saß und selber durch das ernste Studium Hegel's über seine romantischen Anfänge hinausgetrieben war. Die tiefsinnige Klarheit dieses bedeutenden Mannes zersetzte, was in den Ideen des jungen Philosophen aus der Schleiermacher'schen Romantik zurückgeblieben war, und so war es natürlich, daß, als er in den Ferien mit ernsterer Arbeit zum Titurel zurückkehrte, er in der nüchternen Auffassung dieser Dichtung, welche er weit unter die mit ihr verglichene göttliche Komödie stellen mußte, seinen Bruch mit der romantischen Schule documentirte. Zugleich aber entfremdete ihn dieser Bruch mit der Romantik auch dem practischen Berufe des Theologen, für welchen die Geschichte der Philosophie und der großen Armee, welche er neben der Kritik des Titurel trieb, allerdings eine eigenthümliche Vorbereitung bildeten: und so faßte er denn den Beschluß, sich der academischen Laufbahn zu widmen, und promovirte zu diesem Zwecke zunächst in Halle. Während er darauf in reichem geistigen Verkehr in Halle weiter lebte und namentlich mit dem dort gleichfalls anwesenden Bohtz sich in philosophischen Satyrspielen erging, faßte er durch das Studium der großen Logik von Hegel und dann Spinoza's endlich festen Fuß auf dem Boden der absoluten Philosophie. Natur und Geschichte wurden ihm die Offenbarungen des absoluten Geistes, und die finstre Einseitigkeit des romantischen Denkens lag hinter ihm.

Damit ist das Schicksal seines Geistes besiegelt. Wohl leben in ihm noch die romantischen Principien und flechten sich hie und da in das Schema des dialectischen Gedankens hinein: aber grundsätzlich ist die romantische Schule in ihm überwunden, und er beweist das in der Behandlung der beiden Gegenstände, mit welchen er, nachdem er sich 1828 mit einer Abhandlung über die Philosophie Spinoza's in Halle habilitirt, in seiner academischen, wie in seiner literarischen Thätigkeit sich hauptsächlich beschäftigte: der Religionsphilosophie und der Literaturgeschichte. Nachdem er die Schrift de tribus impostoribus kritisirt, setzte er sich in einer Kritik der neu erschienenen Glaubenslehre Schleiermacher's definitiv mit diesem einstigen Elemente seiner vielverschlungenen Entwickelung aus einander und wandte in seiner „Naturreligion" die Methode der Phänomenologie auf die Entwickelung der religiösen Vorstellungen der Menschheit an, wodurch er natürlich in den schärfsten Widerspruch gegen den Supranaturalismus trat. Auf literaturhistorischem Gebiete behandelt er Calderon's wunderthätigen Magus, schrieb eine große Anzahl von Recensionen voller productiver Kritik über neue Erscheinungen der Poesie und wendete endlich den Hegel'schen Begriff der Entwickelung auf die Geschichte der Poesie an, indem er zuerst die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter nach diesen Kategorien construirte, dann aber in dem „Handbuch der allgemeinen Geschichte der Poesie" diese als die sich in der Geschichte entwickelnde Realisirung des poetischen Ideals der Menschheit auffaßte.

Digitized by Google

Mit dieser Geschichte der Poesie schließt die Geschichte seiner poetischen Jugend: mit seiner Verheirathung, mit seiner Annahme des Rufs nach Königsberg beginnt der zweite Theil seines Lebens, den er den prosaischen nennt.

Soweit dies Buch, das gerade von seinem subjectiven Mittelpunkte in liebenswürdiger, anziehender Darstellung eine wichtige, hoch interessante Phase des deutschen Geisteslebens darstellt und zur Geschichte desselben ein werthvolles Aktenstück, namentlich aber für das Verständniß des innigen Zusammenhangs zwischen der romantischen Schule und der idealistischen Philosophie einen wesentlichen Beitrag liefert. Die Fülle lebensvoller Charakteristiken von bedeutenden und unbedeutenderen Menschen, mit welchen den Verfasser sein vielseitiges Leben zusammengeführt hat, mußte hier übergangen werden und sei nur noch dem Interesse des Lesers nahe gelegt. An dieser Stelle kam es darauf an, aus der Menge des Stoffes die Grundzüge der Entwickelung herauszuheben, mit der sich Rosenkranz aus der Romantik zur Hegel'schen Philosophie durchkämpfte.

Ob freilich der Hegelianismus den endgiltigen Sieg über die Romantik bedeutet, das ist eine ganz andere Frage. Mochte Rosenkranz, wie vielleicht so mancher Andre, in der dialektischen Methode den Ariadnefaden finden, der ihn aus dem Labyrinth der romantischen Schule herausführte: in Wahrheit ist die Romantik durch das Hegel'sche System nicht aufgehoben und nicht widerlegt. Vielmehr ist der Hegelianismus die Widerlegung der romantischen Schule nur in dem Sinne, wie (nach dialektischer Rede) die Frucht die Widerlegung der Blüthe ist. In der That ist die Hegel'sche Philosophie die reife Frucht des romantischen Culturprincips. Man kann Rosenkranz nur beistimmen, wenn er (p. 180) verlangt, daß man die Romantik tiefer charakterisire als durch die Gestalt, welche sie in der Form der romantischen Schule annahm. Thut man aber dies, so muß man auch sagen, daß Hegel sich mit der Phänomenologie wohl von der romantischen Schule und der Naturphilosophie, nicht aber von der Romantik lossagte. Denn es ist nicht minder richtig, wenn Rosenkranz weiter, um die Romantik in ihrer ganzen Tiefe zu fassen, auf Schiller's Unterscheidung des Naiven und Sentimentalen zurückgeht. Während nämlich das naive Ideal in der Harmonie des Geistes und der Natur besteht, so beruht das sentimentale und romantische auf der Freiheit des Geistes, mit der er als reine Form über dem Stoffe schwebt. Das Ringen des Geistes nach dieser Freiheit ist die ahnungsvolle Sehnsucht der Romantik: der Uebermuth dieses freien Geistes, der nur noch mit seinen eigenen Formen spielt, ist das, was die Romantiker die Ironie genannt haben, die souveräne Freiheit der Form über den Stoff. Das Ringen des Geistes nach sich selbst und seiner Freiheit, diese Blüthe der sen-

Digitized by Google

timentalen Romantik, ist in der der poetischen Entwickelung parallel laufenden idealistischen Philosophie durch die Naturphilosophie repräsentirt, für welche nach einem tiefsinnigen Ausspruche von Novalis die Natur die Odyssee ist, in der der Geist zuletzt träumend sich selbst und seine Heimat findet. Aber die absolute Freiheit, die schrankenlose Souveränetät der Form über den Stoff, diese Frucht des romantischen Kulturprincips, ist erst im Hegelianismus realisirt. Wie die Romantik auf der ästhetischen Seite in ihrer letzten Consequenz zu dem arabeskenhaften freien Spiel der Phantasie, zur völligen Verflüchtigung des Inhalts getrieben hatte, so gipfelte ihre philosophische Entwickelung in dem Ballet der Begriffe, das die dialektische Methode aufführte. So erst wurde die ahnungsvolle Verschwommenheit der Naturphilosophie in die Klarheit des Begriffs emporgehoben, und die absolute Freiheit des nur in sich spielenden Gedankens entwarf aus sich heraus das System der Welt. Das ist es, was Haym am Ende seiner „Romantischen Schule" als die „Rationalisirung der Romantik durch die Hegel'sche Philosophie" andeutete. Allein diese Rationalisirung konnte sich selbst nicht vollenden. Die ganze dialektische Bewegung der Begriffe war das willkürliche Spiel einer „spekulativen Vernunft", welche die reale Erkenntniß des Verstandes verschmähte. Aber diese reine Formbewegung des Gedankens vermochte die lebensvolle Wirklichkeit nicht zu begreifen, welche sie als die unbequeme „Zufälligkeit" stehen lassen mußte: und eben an dieser unbegriffenen Zufälligkeit, an diesem nicht construirbaren Rest des Denkens, an dem Felsen der Realität zerschellte das dialektische Wogenspiel der Begriffe.

Doch wie dem auch sei — der Philosoph, mit dem wir es hier zu thun haben, hat nach den Irrfahrten der romantischen Ideen in der Hegel'schen Philosophie und in der theilweise selbständigen Stellung, die er zu derselben einnahm, seine Ruhe gefunden. Wenn er nicht meint, daß das, was er seitdem gethan und geschrieben, genügend für sich selber spricht, so würde er sich gewiß den Dank der Nation erwerben, wollte er auch von dem zweiten in so vielen Beziehungen nicht minder interessanten Theil seines Lebens eine zusammenhängende Darstellung geben. Diejenigen aber, die es ihm etwa verargen möchten, daß er standhaft zur Fahne der absoluten Philosophie geschworen und den Bruch mit dem romantischen Princip nicht einschneidender vollzogen hat, mögen das Schlußwort seines Buchs beherzigen, daß das Dichterwort: „Es irrt der Mensch so lang er strebt" vom Philosophen noch in ganz besonderem Sinne gilt.

W. Windelband.

Digitized by Google

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Der spanisch-amerikanische Conflict. — In seiner Botschaft vom 4. December 1871 bedauerte der wiedergewählte Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, daß die Wirren auf Cuba fortdauernd die Quellen der Sorge seien. „Die Thatsache", so fuhr Grant fort, „daß dieser Kampf sich so sehr in die Länge zieht, und zwar so nahe an unserm eignen Gebiete, anscheinend ohne Aussicht auf baldiges Ende, kann nur Bedenken erregen in einem Volke, welches sich einerseits der Einmischung in die Angelegenheiten fremder Mächte enthält, aber andrerseits den Wunsch hat, jedes Land in dem Genusse des Friedens, der Freiheit und freier Staatseinrichtungen zu sehen. Die amerikanischen Flottencommandanten in den cubanischen Gewässern sind angewiesen worden, im Nothfall keine Mühe zu sparen, Habe und Leben amerikanischer Bürger zu schützen und die Ehre der amerikanischen Flagge zu wahren. Es ist zu hoffen, daß alle aus der Sachlage in Cuba entstandenen Fragen, die zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien schweben, in dem Geiste des Friedens und der Versöhnung geschlichtet werden, der bisher die beiden Mächte in der Behandlung solcher Fragen geleitet hat".

Die Zustände auf der Insel waren und sind noch wahrhaft erstaunen- und abscheuerregend und man hat seit langer Zeit vorausgesehen, daß Spanien diese Besitzung ebensowenig werde halten können, wie es vermochte, die übrigen großen Provinzen, einst beinahe die ganze Westküste Amerikas an sich zu fesseln. Im Mutterlande haben seit dem Beginne der Revolution auf Cuba, also in fast 6 Jahren, die verschiedensten Regierungen einander abgelöst, keine war im Stande, den Aufruhr zu beendigen; vielleicht eben darum, weil sie so schnell wechselten und im eignen Lande nicht einmal Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten konnten, möglicherweise aber weil die Spanier überhaupt nicht mehr fähig sind, ein solches Besitzthum zu wahren. Die berechtigten Anträge auf Abschaffung der Sklaverei wurden mit Erhöhung der Steuern um 10% beantwortet, die Gouverneure wußten an ihre Verwandten die einträglichsten Stellen zu vergeben, die Militärcommandeure waren unfähig, ihre Truppen undisciplinirt und die im Lande gebildeten Legionen der Voluntarios brachten der Regierung nicht blos Verlegenheiten, sie begannen sie sogar zu beherrschen und ihren Anordnungen Widerstand entgegenzusetzen, so daß der Gouverneur nicht im Stande war, die daheim erlassenen Gesetze, selbst vorausgesetzt, daß er es wollte, durchzuführen.

In Bezug auf die Bevölkerungsverhältnisse hatte der neueste Census (1872) Folgendes ergeben: Es waren danach 763,176 Weiße, 238,927 freie

Digitized by Google

Farbige, 363,288 Sklaven und 34,480 Kulis (Asiaten). Seit dem Beginn der Rebellion waren dem Madrider „Imparcial" (vom April 1873) zufolge in Schlachten und Gefechten getödtet worden 13,600 Insurgenten, gefangen genommen 43,500; erbeutet wurden 4819 Flinten, 3247 Seitengewehre, 9921 Pferde. Freiwillig hatten sich ergeben 69,640 Insurgenten, von den in den Kämpfen gefangen genommenen war ein großer Theil garottirt oder erschossen worden, so daß angenommen werden konnte, es hätten 75,000 Insurgenten das Leben eingebüßt. Ueber den Verlust der Spanier lagen keine Nachweise vor; gewiß ist aber, daß nach und nach aus Europa 100,000 Soldaten nach Cuba geschickt worden sind, von denen 15% Verlust durch Klima und in Schlachten als das Mindeste gerechnet werden. Außer diesen gab man die Zahl der Voluntarios schwankend zwischen 30, und 80,000 Mann an. Bereits 1871 beliefen sich die Kosten für Bekämpfung des Aufstandes nach dem Berichte des Finanzministers über 300 Millionen Pesetas. Außer vielen andern Fehlern und schrecklichen Grausamkeiten wurden im Innern wie im Auslande namentlich die Urtheile der Kriegsgerichte getadelt, welche wegen Verdachts des Einverständnisses mit den Aufständischen angesehene Cubaner, z. B. im December 1871 einige 60 Personen, plötzlich deportiren und 8 Studenten, noch halbe Knaben aus den angesehensten Familien, erschießen ließen, weil sie beim Spiele auf einem Kirchhofe mancherlei Unfug getrieben hatten. An dem letzteren Verbrechen waren die Voluntarios schuld, welche den General Crespo unter lauten Drohungen zwangen, das erste mildere Urtheil zu cassiren und ein strengeres herbeizuführen, nach welchem noch 30 andere junge Leute zum Bagno geführt wurden. Ob die Nachrichten wahr gewesen, daß auf Befehl des Generalcapitäns zehn sogenannte Bluthunde angeschafft worden seien, um gegen die noch in den Bergen sich aufhaltenden Neger verwendet zu werden, ist nicht bekannt worden. Alle dergleichen Vorfälle und Mittheilungen reizten die Aufständischen nur noch mehr, denen in ihren Verstecken im Gebirge sehr schwer beizukommen war; denn auch die Versuche, den Verkehr zwischen den mittleren und östlichen Departements zu vereiteln, schienen nicht den gehofften Erfolg zu haben.

Nachdem im englischen Unterhause der Unterstaatssekretär Lord Enfield in Folge einer Interpellation über die drückende Behandlung der chinesischen Kulis angedeutet hatte, daß der englische Gesandte die spanische Regierung in Madrid von den Protesten verschiedener fremder Consuln gegen die Willkürmaßregeln der cubanischen Behörde in Kenntniß gesetzt habe, erklärte ein ministerielles Blatt in Madrid, die Behörden hielten sich streng an die Vorschriften. Man schenkte aber den Versicherungen des Gegentheils seitens der verschiedenen Consuln mehr Glauben, daß jene eigenwillig und rücksichtslos handelten und man ihnen wohl eine Rechtsberaubung der Chinesen zutrauen

Digitized by Google

könnte. Wagten sie es doch sogar, durch eine andere Maßregel die Stimmung in den Vereinigten Staaten gegen sich aufzubringen, indem sie den amerikanischen Bürger Dr. J. J. Howard verbannten und nach der Strafniederlassung in Ceuta abführen ließen. Sein Vergehen bestand besonders darin, daß er während des Bürgerkrieges verwundete und erkrankte Aufständische ärztlich pflegte. Nach mehrmaligen Forderungen der Washingtoner Regierung wurde Howard freigelassen. Bereits bei dieser Gelegenheit hatte der Staatssekretär Fish der Madrider Regierung mit dem Hinweise darauf, daß sie den spanisch-amerikanischen Verträgen zuwider gehandelt habe, Vorstellungen wegen der cubanischen Angelegenheiten gemacht. Im Octbr. 1872 begann aber ein ernsterer Schriftwechsel zwischen den beiderseitigen Cabineten, vermittelt durch den amerikanischen Gesandten, General Sickles, in Madrid, dessen Veröffentlichung in amerikanischen, englischen und spanischen Zeitungen aber erst im Januar 1873 erfolgte, zu einer Zeit, wo die Cortes die Aufhebung der Sklaverei auf Portorico und eventuell auch in Cuba beriethen.

Besonders die Depesche vom 29. October, welche den General mit neuen Instructionen versah, war sehr entschieden und erklärte mit der Aufforderung der Mittheilung an die spanische Regierung (Zorilla), daß das Washingtoner Cabinet nicht dadurch befriedigt sei, wenn nur ein Gesetz, welches die Abschaffung der Sklaverei decretire, blos erlassen, aber *nicht ausgeführt* werde. Fish gebe zwar zu, daß es schwer sein möge, die Sklavenhalter zur Gefügigkeit zu zwingen, aber die Lauheit der Regierung könne auch als Doppelzüngigkeit oder als böser Wille aufgefaßt werden. Volk und Regierung widersetzten sich der Unabhängigkeit von Cuba; und doch sei es mit der Unfähigkeit, Cuba von Madrid aus zu regieren, gleichbedeutend, wenn die in Madrid erlassenen Gesetze in Cuba nicht ausgeführt werden könnten. Was heute mit den Gesetzen über die Sklaverei geschehe, könne später auch mit anderen geschehen, wodurch andere Staaten im Handelsverkehr zu Schaden kommen würden.

Die lange Dauer der Insurrection veranlaßte eine besonders hervorragende Beschwerde, insofern diese der Regierung der Ver. Staaten durch beständige Verhinderung von Flibustier-Expeditionen große Sorge und Ausgaben bereite. Von ihrer Seite sei bisher alles, was in ihrer Gewalt stehe, geschehen, solche Expeditionen zu verhindern; sollte jedoch Spanien nicht bald im Stande sein, der Insurrection auf Cuba ein Ende zu machen, so würde sich die amerikanische Regierung zur Prüfung der Frage gezwungen sehen, ob die Interessen ihrer Bürger nicht eine Aenderung ihres bisherigen Verfahrens verlangten. „Da Cuba", so fährt Herr Fish fort, „nur durch eine schmale Meerenge von diesem Lande getrennt ist, so ist der großen Wachsamkeit der Regierung der Ver. Staaten zum Trotz die Versuchung für gewissenlose

Digitized by Google

Abenteurer, unsere Gesetze zu verletzen und feindselige Expeditionen gegen Cuba vorzunehmen, sehr groß. Die Nähe veranlaßte Cubaner und andere Anhänger der Insurgenten, sich in den Vereinigten Staaten niederzulassen, weil sie von hier aus mit Vortheil ihre Pläne auf jene Insel auszuführen hoffen. Wir sind sicherlich berechtigt, dieser großen Anstrengungen zur Verhinderung solcher Pläne, die durch die lange Dauer des Aufstandes auf Cuba gefördert werden, dadurch enthoben zu werden, daß die Ursachen eines Zustandes aufhören, in Folge dessen wir zur Erfüllung unserer Pflicht als eine neutrale Macht gezwungen worden sind. Wir haben sie keinen Augenblick versäumt, aber der auf unsere Unparteilichkeit berechnete Anspruch ist durch die Unfähigkeit Spaniens, die Insurrrection zu unterdrücken, so schwer geworden, daß, wenn jene Regierung nicht bald erfolgreicher einschreitet, die Regierung der Vereinigten Staaten ihrer Pflichten gegen die eigenen Bürger Rechnung tragen muß."

Es wurde demnächst der spanischen Regierung die Einrichtung einer freiern Gemeindeverwaltung in Cuba, die Aenderung des alten Colonisations-Systems und überhaupt eine liberalere Verwaltung als Mittel zur Besserung empfohlen. Auch die Beseitigung der Verschleppung der Verhandlungen jener Behörde, welche eingesetzt sei um die Parteien zu hören, deren Güter confiscirt worden seien, und darüber gerichtlich zu entscheiden, sei dringend nothwendig. Endlich sollte Sickles der Regierung doch ernstlich erklären, daß, wenn sie nicht bald die erhobenen Beschwerden abstellen werde, „Spanien über einen bemerklichen Wechsel in den Gefühlen und der Stimmung des Volkes und der Regierung der Ver. Staaten nicht erstaunt sein dürfe."

Es sei hier zur Charakteristik des spanischen Cabinets bemerkt, daß Martos, der Minister des Auswärtigen, noch am 15. Januar (1873) auf eine Interpellation in den Cortes erklärte, daß ihm von der Depesche keine Mittheilung gemacht worden sei; bald darauf erfolgte die Veröffentlichung derselben in amerikanischen Zeitungen. Die Lage hatte sich inzwischen nicht nur nicht geändert, sondern der Aufstand hatte im December wieder größere Dimensionen angenommen, so daß man in Madrid bereits von weiteren Truppensendungen sprach, während die Regierung in Washington eine Flottille absandte, um in den cubanischen Gewässern zu kreuzen und Habe und Leben der Angehörigen zu schützen. Andere Nachrichten wollten davon wissen, dieselbe sei dazu bestimmt, um das Entkommen der am meisten compromittirten Insurgenten zu begünstigen und so der Sache ein Ende zu machen. Die Mittheilung bestätigte sich jedoch nicht, obwohl auch der officiöse „Imparcial" in Madrid davon gesprochen hatte. Auch die Bekanntmachung von der Regierungsveränderung, welche der General-Capitän am 17. Februar erließ, machte keinen Eindruck: die Sklavenbesitzer waren sogar unzufrieden

Digitized by Google

mit der Errichtung der Republik. Daß während des Bürgerkrieges in Spanien keine besonderen Veränderungen vorgingen, ist wohl erklärlich; nur Balmaseda wurde endlich von Castelar, dem Präsidenten der spanischen Republik, von Cuba abberufen. Der neue General-Capitän Gouvellar erließ Anfang Novembers eine Proclamation, in der er um Vertrauen bat und versicherte, daß alle seine Anstrengungen darauf gerichtet sein würden, den Frieden herbeizuführen und den Credit zu befestigen. Ebenso werde er bemüht sein, eine Aenderung in der Lage der Sklaven zu bewirken, ohne daß extreme Maßregeln nothwendig würden.

Da traf an demselben Tage (5. November 1873) die Nachricht von einem Ereigniß ein, das alle seine noch so guten Absichten von vornherein zunichte machte. Bei Jamaika hatte am 31. October das spanische Kanonenboot „Tornado" einen Flibustier-Dampfer „Virginius", welcher versucht hatte, auf Cuba zu landen, in Beschlag genommen und ihn mit 135 Mann Besatzung nach Santiago (an der Südküste von Cuba) aufgebracht. General Sickles versuchte in Madrid sofort, voreilige Schritte gegen dieselbe zu verhindern, er kannte sehr wohl den Uebermuth der Voluntarios auf Cuba, und die Regierung ging auch darauf ein. Aber die Depesche, welche den Befehl, die Hinrichtung des Anführers und der Hauptschuldigen noch auszusetzen, dorthin mittheilte, kam angeblich wegen Störung des Telegraphenkabels zu spät in Santiago an. Der Capitän Ryan und 48 Mann von der Besatzung des Virginius waren bereits erschossen. Die spanische Regierung ließ ihr lebhaftes Bedauern durch Sickles in Washington versichern und man hätte erwarten können, daß nun dem Versuche des Staatssecretärs Fish, das Urtheil gegen die übrigen Gefangenen aufzuschieben, bis die Legalität der Gefangennahme festgestellt wäre, nachgegeben würde, um so mehr als zugleich das amerikanische Geschwader in den cubanischen Gewässern weitere Verstärkungen erhielt und drei Panzerfregatten angewiesen wurden, dorthin abzugehen. In Santiago waren dessen ungeachtet die Voluntarios nahe daran noch weitere 57 Gefangene vom „Virginius" zu erschießen. Zu gleicher Zeit fand ein Angriff der Aufständischen, welche von dem beabsichtigten Zuzug Kenntniß erhalten haben mochten, auf Manzanillo statt; nach mehrstündigem Gefecht wurden sie aber zurückgeworfen.

Nachdem Fish gegen die Hinrichtung der Gefangenen durch die spanischen Voluntarios, welche es, wie man bald vermuthete, eilig gehabt hatten, protestirt, indem er den Vorgang als einen der Humanität, der Civilisation und den Vereinigten Staaten angethanen Schimpf bezeichnete, der auch von der Madrider Regierung gemißbilligt wurde, conferirte er mit dem englischen und spanischen Gesandten und berieth dann im Ministerrath die Angelegenheit. Der Marineminister telegraphirte hierauf Instructionen an alle

Digitized by Google

Arsenalbehörden zur Fertigstellung weiterer Kriegsschiffe und zur Instandsetzung der befestigten Hafenplätze im Süden. Der Ministerrath beschloß, sehr entschieden aufzutreten, um dem Unwesen der spanischen Freiwilligen ein Ende zu machen, und Maßregeln zu ergreifen, welche geeignet wären, in Uebereinstimmung mit dem Nationalgefühl das Ansehen und die Würde der Ver. Staaten aufrecht zu erhalten. Man fordert von Spanien die Bestrafung der für die Hinrichtungen verantwortlichen Behörden; wird diese Satisfaction verweigert, so würden ernste Maßregeln ergriffen. Jedoch beschloß Grant, diese gern bis zum Zusammentritt des Congresses (Anfang Decembers) zu verschieben, womit die kriegerisch gesinnte Bevölkerung unzufrieden war. Sollte sich bis dahin bestätigen, daß der amerikanische Consul bei Gelegenheit seines Protestes noch vom General Burfiel eine rücksichtslose Behandlung erfahren und daß unter den Hingerichteten sich auch Engländer befanden, so würde die Sachlage immer verwickelter werden.

Die Zustände auf Cuba sind demnach vollständig unhaltbar und es entsteht die Frage, was nun daraus werden wird. Wir glauben kaum, daß die Ver. Staaten sehr geneigt sind, zu einer Annexion im gegebenen Falle zu schreiten, obwohl die an Producten aller Art reiche Insel keine üble Zugabe wäre. Die Amerikaner haben mit der eigenen schwarzen Bevölkerung genug zu thun und ihre letzten Annexionen haben ihnen nicht viel Annehmlichkeiten gebracht. Dagegen werden sie zunächst wohl für die Unabhängigkeit Cubas, also für die Lostrennung von Spanien wirken, selbst auf die Gefahr hin, mit den Spaniern in einen Krieg verwickelt zu werden. Die Entscheidung wird nicht lange auf sich warten lassen. C. S.

Das auswärtige Ministerium und die nationale Partei. Aus Stuttgart. — Mit Befriedigung kann die Regierung auf den bisherigen Gang der Kammerverhandlungen, mit Befriedigung insbesondere Herr von Mittnacht auf die Debatte über den Etat des auswärtigen Ministeriums zurückblicken. Man erinnert sich, daß die Berathung dieses Etats in der vorigen Session einen ziemlich lebhaften Streit zwischen dem Ministerium und der zahlreichen nationalliberalen Partei in der Kammer veranlaßte. Die beiden bestrittensten Posten, nämlich die für die württembergischen Gesandtschaften zu Wien und zu München, wurden damals nur mit Mühe und Noth bewilligt, nachdem Herr v. Mittnacht, der damit die Herzenswünsche des Hofes vertrat, alle seine Kräfte aufgeboten hatte. Diesmal kamen ihm die Nationalliberalen von selbst entgegen, und dieselben Exigenzen, welche damals so heftig angefeindet wurden, sind diesmal mit erdrückenden Mehrheiten genehmigt worden. Dieselben Parteiführer, welche vor zwei Jahren diese Frage mit Pathos als eine Principienfrage behandelten, erklärten sie heute für eine Bagatell-

Digitized by Google

frage, für die es nicht der Mühe werth sei, sich zu erhitzen. Eine ganze Partei, die damals grundsätzlich gegen die praktische Ausübung des Gesandtschaftsrechts der Einzelstaaten sich ereiferten, nahm dieselbe heute in ihren Schutz. Was ist inzwischen vorgegangen, um diesen Scenenwechsel erklärlich zu machen?

Zuvörderst ist die allgemeine und natürliche Thatsache nicht außer Aug zu lassen, daß die Parteigegensätze, soweit sie das nationale Programm betreffen, überhaupt sich abgeblaßt haben. Seit das Reich eine Thatsache ist, hat die nationale Partei gewissermaßen ihren bevorzugten Rang eingebüßt, denn die ganze conservative Masse steht jetzt auf Seiten des Reichs. Nicht aus besonderen Sympathien, aber weil es einmal zum giltigen Recht, zur bestehenden Ordnung gehört. Was einmal thatsächlich vorhanden ist, darüber soll nicht weiter disputirt werden. Die Regierung selbst ist genöthigt, auf dem Boden des Reichs ihre Stellung zu nehmen und von hier aus die Feinde desselben abzuwehren, ja zuweilen sogar für die Fortentwickelung der Reichseinrichtungen einzutreten. Diese Verschiebung des Standpunktes der Regierung und ihres Anhangs hat nothwendig auch die Stellung der nationalen, oder wie sie bei uns heißt, der deutschen Partei verschoben. Ihre Grenzlinien gegen die Ministeriellen, die Conservativen, die Partikularisten sind verwischt, eben weil diese Partikularisten nicht mehr sind, was sie waren. Der ehemalige Gegensatz zu dem Ministerium hat erst einem verschämten, stillschweigenden Einvernehmen, später einer fast offenkundigen Allianz Platz gemacht. Das Ministerium hat die Dienste der deutschen Partei und umgekehrt diese die Dienste des Ministeriums schätzen gelernt. Ist aber einmal ein solches Verhältniß eingerissen, so wird man ja gern auch zu kleinen Gefälligkeiten sich bereit finden lassen, und steht ein so kluger Minister wie Herr v. Mittnacht an der Spitze, so darf man sicher sein, daß er seine Rechnung dabei finden wird.

Uebrigens hat es nicht an bestimmten Gegenleistungen der Regierung gefehlt, für welche die deutsche Partei — von deren Gros nur wenige Mitglieder der strengeren Observanz sich ablösten — jenes Zugeständniß für nicht zu theuer erkauft fand. Bei der vorigen Etatsberathung hatte die Kammer den Wunsch ausgedrückt, daß der Posten eines besonderen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten künftig vom Budget verschwinden und das auswärtige Departement, das vermöge der Verfassung nicht einfach aufgehoben werden kann, wenigstens mit einem anderen Ministerium vereinigt werden möge. Diesem Wunsch der Kammer ist nun inzwischen genau in der von ihr angeregten Weise entsprochen worden, und Herr v. Mittnacht verfehlte nicht dieses Zugeständniß der Regierung gebührend hervorzuheben, woran er dann einen ausführlichen Vortrag über die künftige Organisation und die Behandlung der Geschäfte in dem ihm unterstellten Departement

Digitized by Google

knüpfte, einen Vortrag, dessen mühevolle Breite ohne Zweifel versinnbildlichen sollte, welche umfangreiche Arbeitslast noch immer auf den Chef des württembergischen Ministeriums des Aeußern drückt. Außer dieser erwünschten Veränderung aber, welche der Staatskasse 10,000 fl. jährlich erspart, war es die reichsfreundliche Haltung des Ministeriums überhaupt, welche die deutsche Partei bewog, in der Zustimmung der Fortexistenz jener Gesandtschaften demselben gleichsam ein Vertrauenszeugniß auszustellen. Der Abg. Hölder, der im Namen seiner politischen Freunde die eingetretene Sinnesänderung begründete, konnte daran erinnern, daß in den wichtigen Debatten über Reichsangelegenheiten Herr v. Mittnacht in vollkommener Uebereinstimmung mit der nationalen Partei sich ausgesprochen habe, so in Bezug auf die Reservatrechte und auf die Erweiterung der Reichscompetenz auf das gesammte bürgerliche Recht. Einem solchen Minister gegenüber, gab er zu verstehen, dürfe die nationale Partei nicht Schwierigkeiten bereiten, die demselben aus einer Niederlage in der Kammer von Seiten des Hofes drohen könnten; am wenigsten wäre dies gerechtfertigt bei einer Frage von so mäßiger Bedeutung, wo es sich nicht um die Preisgebung irgend eines Volksrechts handle, bei einer Geldverwilligung, die nur für die laufende Etatsperiode, also für die nächsten $1\frac{1}{2}$ Jahre gelte. Denn darüber ließ Hölder nicht im Zweifel, daß jedenfalls der Wiener Gesandtenposten die Stimmen der nationalen Partei jetzt zum letztenmale für sich gehabt habe. Vielleicht hätte es sich empfohlen, daß der Redner diese ganze Compromißpolitik weniger ausführlich zum Vortrag gebracht hätte. Denn so sehr sie vom guten Gewissen eingegeben war, mußten doch die vielen Worte, die zu ihrer Rechtfertigung erforderlich schienen, am Ende einen fast peinlichen Eindruck machen. Diejenigen Mitglieder befanden sich jedenfalls in einer glücklicheren Lage, die entweder aus Treue gegen ihre nationalen Grundsätze und ihre frühere Abstimmung auch diesmal Nein sagten, oder welche sich ungescheut particularistischer Motive bedienen konnten, um ihr Votum für die Erhaltung der Gesandtschaften zu begründen.

Indessen bleibt es in der That herzlich gleichgiltig, ob der württembergische Staat für diese Etatsperiode sich einen Gesandten in Wien und einen anderen in München hält. Wenn er die Mittel dazu besitzt und die Kosten sich nicht verdrießen läßt — dem Reich wird daraus schwerlich ein Schaden entstehen. Insofern läßt sich unter den obwaltenden Umständen dem Votum der Kammer wenig anhaben. Wenn nur nicht anderweitige Anzeichen vorhanden wären, daß der intime Umgang mit der Regierung für die nationale Partei nicht sehr ersprießlich ist. Wenn unsre leitenden Politiker mit erneutem Eifer und Nachdruck der Sorge für die heimischen Angelegenheiten sich widmen, so ist dies nicht mehr als billig, aber es wäre fatal, wenn sich damit eine Denkweise verbände, welche die Bedeutung des Einzelstaats auf einmal wieder überschätzt und dessen Vorzüge, wie in alter Weise, wieder selbstgefällig zur Schau trägt. Man hat während dieses Landtags schon Aeußerungen vernehmen können, die um deßwillen zwiefach bedauerlich waren, weil sie aus den nationalen Bänken hervorkamen, so z. B. wenn ein Redner bei der Diätendebatte von dem „europäischen Skandal" der Beschlußunfähigkeit des Reichstags sprach, oder wenn derselbe Redner jüngst das Zusammengehen mit Bayern empfahl, um den vordringenden Centralisationsgelüsten in Berlin gemeinsam zu widerstehen, oder wenn ein Anderer eine

verstärkte Vertretung Württembergs im Bundesrath empfahl, weil es darauf ankomme, daß die Anschauungen des im konstitutionellen Staatsrecht längst geübten und sattelfesten Südens den minder freisinnigen norddeutschen Anschauungen gegenüber gehörig ins Gewicht fallen. Derlei Expectorationen wären vielleicht ungefährlich, wenn sie nicht auf unser Volk zurückwirken und die nationale Partei im Lande so zu sagen demoralisiren müßten. Woher soll noch ein nationales Pathos und eine frische Polemik wider die Reichsgegner kommen, wenn in den Reihen der eigenen Partei so unfreudige Mißreden gehört werden? Noch ist das Reichsbewußtsein von neuem Datum und in unsrem Volke nicht so fest gegründet, daß es nicht durch solche Reden von Parteihäuptern in Verbindung mit den Zärtlichkeiten, welche dieselben mit dem Ministertisch austauschen, in Verwirrung gerathen müßte. Vielleicht haben die Reichtagswahlen den erwünschten Erfolg, daß sie die einigermaßen trüb gewordene Atmosphäre reinigen, die nationale Partei wieder sammeln und abgrenzen und endlich einmal wieder eine solide Feindschaft etabliren zwischen dem, was für das Reich, und dem, was wider das Reich ist.

Ein Jubilar. Aus Wien. — Am 29. November vollendet Gottfried Semper in Wien sein siebzigstes Lebensjahr. Hätte dieser Mann in seiner Jugend eine jener sogenannten brodlosen Künste erwählt, welche heutzutage ihr Epitheton lügenstrafen (hinfort könnte man unter Brodwissenschaften diejenigen verstehen, welche ihre Jünger auf Brod allein beschränken) — wäre er z. B. Schauspieler oder Sänger geworden oder könnte er *als* seinen Beitrag zur Culturarbeit ein halbes Hundert Komödien *aufzeigen*, so würden schon längst allerlei Comités mit der Vorbereitung von Ovationen alle Hände voll zu thun haben, die bekannten vaterländischen Dichter, die vor jeder Größe des Tages ihr Rauchfaß schwenken, hielten das Bündel Stanzen schon bereit, und die wiener Feuilletonisten hätten schon seit Wochen ihre Leser mit Anekdoten aus dem Leben des Gefeierten unterhalten. So aber hat er dies lange Leben in ernstester Arbeit zugebracht, ist Pfadfinder und Bahnbrecher in Richtungen gewesen, wo jetzt Heerstraßen laufen, hat gesäet und gepflanzt für Gegenwart und Zukunft, und ist der Menge unbekannt geblieben. Wäre er nur Gelehrter und Schriftsteller, so dürfte man sich weniger darüber wundern, daß außerhalb der Berufskreise so selten Jemand etwas von der Bedeutung Sempers weiß. Aber es ist ein merkwürdiger, uns nicht recht erklärlicher Zug unserer Zeit, daß sie das der bildenden Kunst im allgemeinen so bereitwillig entgegengebrachte Interesse nicht auf die Meister der Baukunst und deren Werke ausdehnt. Leute, die sich schämen würden, irgend ein Aufsehn machendes Gemälde der neuesten Zeit mit falschem Autornamen zu belegen, oder gar zwei Operncomponisten oder zwei Virtuosen mit einander zu verwechseln, fragen mit aller Unbefangenheit, wer dieses oder jenes ausgezeichnete Bauwerk geschaffen habe, das vor ihren Augen entstanden ist, oder sie fragen auch gar nicht darnach. Um so freigebiger pflegt das Publikum mit der rücksichtslosesten Kritik an den Schöpfungen des Architekten zu sein. So hört man denn auch nur, daß die wiener Künstlerschaft Semper an dem gedachten Tage beglückwünschen wolle, an welchem in der That alle Freunde der Kunst sich selbst zu beglückwünschen Grund haben werden.

ogle

Uns dünkt der Anlaß wohlgeeignet daran zu erinnern, was wir dem einen Manne zu danken haben. Dazu ist kein großer Raum erforderlich: es handelt sich um wenige Daten, aber freilich wie bedeutungsvolle! Die Frage der Bemalung antiker Bau- und Bilderwerke hat für Deutschland Semper gestellt. Wie mannigfaltige Widersprüche sein energisches Eintreten (1834) aufregte, ist bekannt. Wie Schinkel gleich damals in einem Briefe an den Verfasser der „Vorläufigen Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten" (abgedruckt in dem Anhang zum ersten Bande des „Stil") voraussagte, stieß „die Neuheit der Sache" bei den „Tagesmenschen" an, aber nicht allein solche waren außer Stande, dem aus vieljahrhundertjähriger Gewöhnung erwachsenen Vorurtheil rasch zu entsagen. Seitdem hat fast jede Ausgrabung neue Beweise für die Polychromie beigebracht und gezeigt, weßhalb an den früher bekannten, Luft und Wetter ausgesetzt gewesenen Gebäuden und Bildwerken nur selten noch Farbe zu entdecken war. Das Jahr der Veröffentlichung der genannten Schrift brachte Semper den Ruf nach Dresden, wo er fünfzehn Jahre durch Lehre und Beispiel wirkte. Ist auch sein herrliches Werk aus jener Zeit dem Geschick aller Schauspielhäuser nicht entgangen, so hatte es doch inzwischen seine Mission reichlich erfüllt. Und das war es, was ein Künstler gegen die Bemerkungen Gustav Freytags in diesen Blättern bei Gelegenheit des Dresdner Theaterbrandes geltend machte. Erinnern wir uns, wie um dieselbe Zeit, in welcher Semper das Theater, die Synagoge, die Galerie in Dresden baute, die Architektur beinah im ganzen übrigen Deutschland beschaffen war, so müssen wir wieder ihn als den Meister begrüßen, welcher die Gegenwart gelehrt hat, freischöpferisch das Erbe früherer Jahrhunderte zu verwalten.

Es kam die Revolution. Wir wissen nicht, wieweit Semper durch dieselbe mit den Gesetzen in Conflict gebracht worden ist, doch konnte nur der verbittertste Parteihaß die Mär erfinden und glauben, er habe seine eigene Meisterschöpfung zerstören wollen. Der Flüchtling benutzte die unfreiwillige Muße in London zu theoretischen Arbeiten, bis die erste internationale Industrie-Ausstellung an ihm einen wie wenige vorbereiteten Beurtheiler fand und Prinz Albert auch in diesem Falle den treffenden Blick bewies, Semper mit der Fixirung der Nutzanwendungen, zunächst für England, zu betrauen. Die unmittelbar nach Schluß der Ausstellung herausgegebene Schrift „Wissenschaft, Industrie und Kunst, Vorschläge zur Anregung nationalen Kunstgefühles", ist noch heute das Programm für alle ernstlichen Bestrebungen, den Kunstsinn neu zu beleben und auf feste Grundlage zu stellen. Der Anregung von damals haben wir ohne Zweifel auch das bahnbrechende Werk „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten" zu danken, auf dessen Spuren nun Hunderte von Schriftstellern wandeln. Obwohl wieder als Lehrer und Architekt unermüdlich thätig, fand Semper in Zürich noch Muße diese wahrhaft bewundernswerthe Arbeit zu unternehmen. Und fast möchten wir mit dem Schicksal grollen, das ihn in den letzten Jahren noch einmal in einen größeren Wirkungskreis berief. Es ist wahr, Wien darf sich dessen freuen, von der Hand eines solchen Mannes eine Reihe monumentaler Bauten zu erhalten, wie die großen Museen, das Schauspielhaus, die erweiterte Burg; aber leider scheint es, als müßten wir darüber die Hoffnung aufgeben, den

„Stil" von ihm zu Ende geführt zu sehen. Jene Gebäude könnten nach seinen Rissen auch von Andern hergestellt werden, aber wer vermöchte ein so eigenartiges Werk zu ergänzen, wenn ihm auch alle Vorarbeiten zur Verfügung gestellt wären? Indessen gönnen wir ihm persönlich die Befriedigung, in hohen Jahren und nach so vielen trüben Erlebnissen noch einmal vor große practische Aufgaben gestellt zu sein. Denn so sehr Semper auch Gelehrter und Denker, so ausgesprochen sein Lehrberuf ist, die Künstlernatur in ihm bleibt doch immer am mächtigsten, und es begreift sich leicht, daß ihm die Reißfeder ein lieberes Werkzeug ist als die Schreibfeder. Möge es ihm auch vergönnt sein, das fertig zu schauen, was er reger Phantasie und unverdrossen wie ein Jüngling auf dem Papier entstehen läßt!

Berliner Wochenschau. Finanzen; ultramontane Anträge. — Die erste parlamentarische Woche liegt hinter uns. Sie entrollte uns das glänzendste Bild der preußischen Finanzlage, dessen jemals das Auge eines preußischen Staatsbürgers ansichtig geworden ist, und beglückte uns zugleich mit dem ersten der Anträge auf Klärung und freiheitliche Entwickelung unserer Verfassungszustände, mit denen die Ultramontanen sich den Ehrenplatz der Vorkämpfer für constitutionelle Freiheiten zu erwerben gesonnen sind. „Das Jahr 1872 steht in der Finanzgeschichte Preußens unerreicht da. Es hat niemals vorher eine ähnliche Erscheinung gegeben und es wird sich schwerlich jemals wieder eine ähnliche Erscheinung wiederholen". Eine solche Sprache eines Finanzministers bei der Einbringung eines Etats steht gleichfalls unerreicht da und wird sich ebenfalls schwerlich jemals wiederholen. Ein Ueberschuß von 27 3/4 Millionen wird wohl ein erfreuliches Unicum in der Finanzgeschichte Preußens bleiben. 80 Mill. Schulden sind getilgt, 40 Mill. durch directe Rückzahlung, 40 Mill. durch die Ersparung, welche sich aus den nicht in Anspruch genommenen Krediten ergiebt. Eine Reihe productiver Anlagen ist in Aussicht genommen. Dem Handelsministerium allein sind für Eisenbahn-, Land- und Wasserbauten 24 Mill. zur Verfügung gestellt. Gegenüber dieser glänzenden Perspective auf eine reiche allseitige Entwicklung unseres Verkehrslebens treten aber in dem allgemeinen Bilde unserer Finanzlage gleichzeitig diejenigen Erscheinungen des Verkehrslebens zu Tage, welche einer weitern rapiden Entwickelung unserer Staatsfinanzen in günstiger Richtung ein gebieterisches Halt zurufen. Die Kosten des Betriebes der einzelnen, dem Staate gehörigen Verwaltungen sind in bedenklicher Steigerung begriffen und haben bereits einen bedeutenden Minderüberschuß gegen das Vorjahr zur Folge gehabt. Dieser Minderüberschuß tritt in dem diesjährigen Etat noch nicht in seiner wirklichen Höhe hervor, weil es aus technischen Gründen unmöglich war, die vom 1. Januar 1873 bewilligten Wohnungsgeld-Zuschüsse auf die einzelnen Verwaltungen zu vertheilen. Man mußte sie statt dessen vorläufig noch unter dem Etat der allgemeinen Finanzverwaltung figuriren lassen. Hätte man die Vertheilung durchführen können, so würde sich die Mindereinnahme noch um 1 1/2 Mill. Thaler erhöht haben. Die größte Steigerung der Kosten der Betriebsverwaltung hat der diesjährige Eisenbahnetat aufzuweisen, und diese Thatsache ist es denn auch gewesen, die dem Finanzminister den Ausspruch in den Mund gelegt hat, daß der Regierung gegenwärtig die Frage nahe liege, ob die zeitigen Eisenbahntarife

unverändert würden beibehalten werden können, ein Ausspruch, der alle betheiligten Kreise in große Aufregung versetzt hat.

Im allgemeinen läßt sich nicht läugnen, daß diese Folgerung, die der Finanzminister aus dem Resultat der diesjährigen Eisenbahnverwaltung gezogen hat, als unberechtigt bezeichnet wird, und daß man die Nothwendigkeit einer Erhöhung der Eisenbahntarife entschieden bestreitet. Der Finanzminister hat zunächst selbst darauf hingewiesen, daß der Staat in den verschiedenen Verwaltungen, die er besitzt, geeignete Compensationsmittel zur Hand hat, um die Verluste auf den einem Gebiete durch Mehrerträge auf einem anderen auszugleichen. Diese Rolle eines angemessenen Ausgleichungsmittels konnte in diesem Jahre z. B. die Bergwerksverwaltung übernehmen, welche zufolge der überaus günstigen Conjunctur in der Kohlenindustrie sehr erhebliche Mehrerträge aufwies. Nun sind allerdings diese Conjuncturen sehr wandelbar. Die Preise für Eisen sind zur Zeit schon erheblich zurückgegangen, und für die der Kohlen wird in nächster Zeit der gleiche Rückschlag erwartet. Dann scheint sich die Bilance allerdings sehr ungünstig zu stellen. Allein dann tritt wiederum die Compensationstheorie des Finanzministers in ihre Rechte, aber um gegen seine Folgerung zu argumentiren. Denn während bisjetzt der Staat als Eigenthümer der Eisenbahnen unter den hohen Kohlenpreisen als Consument litt, wird er in Zukunft bei weichender Conjunctur seinen Betrieb wesentlich billiger herstellen können und zwar um so viel billiger, daß die Erhöhung der Tarife ungerechtfertigt erscheint. Sodann aber führt man hier besonders in amtlichen Kreisen einen sehr gewichtigen principiellen Grund gegen diese Maßregel in das Feld. Die Reichsverfassung weist bekanntlichung die Regelung des Tarifwesens dem Reiche zu und erhebt es ausdrücklich zum Princip dieser Tarifgesetzgebung eine möglichste Minderung der Tarife anzustreben, insbesondere für Producte wie Holz, Kohlen, Steine, Salz den Bedürfnissen der Landwirthschaft und der Industrie entsprechende Sätze einzuführen und als letztes Ziel den Einpfennig-Tarif im Auge zu behalten. Es erscheint dieser durch die Reichsverfassung klar ausgesprochenen Directive gegenüber nicht unbedenklich, wenn der preußische Staat einen abweichenden Weg in der Gesetzgebung einschlägt. Zwar haben neuerdings auch andere deutsche Staaten solche Bahnen betreten, allein dort lagen die Dinge doch anders. Wenn Baiern jüngst seine Personentarife erhöhte, so ist damit nur die Uniformität mit den in Norddeutschland schon lange geltenden Sätzen hergestellt worden, und dürfte darin schon ein Entlastungsmoment für diese Maßregel erblickt werden können. Und der Erhöhung der Gütertarife, die Baden am 1. November dieses Jahres hat eintreten lassen, lagen ungleich dringendere Motive zu Grunde als die gegenwärtig bei uns angeführten. Es scheint indeß, daß die preußische Regierung wirklich zur Zeit die gedachte Maßregel zur Ausführung zu bringen entschlossen ist. Wenigstens wurde gestern schon einem auswärtigen Blatte telegraphirt, daß das Handelsministerium mit dem Plane einverstanden sei, und wurden auch schon die Erhöhungen der Personentarife für die einzelnen Wagenklassen mit dem Extrazuschlage für die Schnellzüge genau beziffert. Indessen ist die öffentliche Discussion über diese Frage noch kaum eröffnet, und wird jedenfalls von ihrem Verlaufe innerhalb und außerhalb des Parlamentes ein wesentlicher Einfluß auf die Entschließung der Regierung zu erwarten sein.

Hoffentlich unterläßt es die ultramontane Partei, ihren patriotischen Eifer auch auf nationalökonomischem Gebiete zu beweisen. Die liberale Partei im Abgeordnetenhause und im Lande verzichtet gern auf ihre allzu rege Mitwirkung bei der Erledigung vaterländischer Angelegenheiten, und die Augen ihrer Wähler sind wohl schon durch den Glanz ihrer bisherigen und demnächst in Aussicht gestellten Leistungen auf constitutionellem Gebiete genügend geblendet. Nicht weniger als drei Anträge mußten von den Herren gestellt werden, um ihre Liebe zur freiheitlichen Entwickelung unseres Vaterlandes hinreichend vor aller Welt zu entfalten. Die Einführung des allgemeinen Wahlrechts bei den Landtagswahlen, die Aufhebung der Kalender- und Zeitungssteuer und die Gewährung von Diäten an die Reichstagsabgeordneten soll das preußische Volk seinen ultramontanen Wohlthätern verdanken. Und dazu noch eine Interpellation im Interesse der verfassungsmäßig zugesicherten Ministerverantwortlichkeit, welche nach Ansicht des Herrn Windthorst durch die Neugestaltung des preußischen Staatsministeriums in Frage gestellt sein sollte. Niemand hatte bisher einer solchen Befürchtung Ausdruck gegeben, denn Niemand hatte sie gehegt. Jedermann weiß, daß es um die Ministerverantwortlichkeit bei uns nicht grade so bestellt ist, wie es die allgemeine constitutionelle Schablone erfordert. Aber Jedermann weiß auch zur Zeit schon, oder könnte es wenigstens wissen, daß die Verfassungsentwickelung eines großen Staates ihren Lauf nimmt, ohne dogmatisch bindende Verpflichtungen gegen diejenigen einzugehen, welche ihre Direction nach anderweitig entlehnten Principien im voraus festgestellt haben. Wir haben deswegen keinweges auf eine wirksame Durchführung der Ministerverantwortlichkeit verzichtet, aber wir lächeln doch darüber, wenn Jemand es heute unternimmt, sie mit Hülfe einer vom Ministertische zu extrahirenden mehr oder minder abstracten Declaration zu erzielen. Freilich thun wir dem Abgeordneten Windthorst schon zuviel Ehre an, wenn wir annehmen wollten, daß er in dieser naiv grundlegenden Weise die künftige Structur unseres Verfassungsbaues habe vorzeichnen wollen. Es ist heute nicht mehr nöthig, auf seine wirklichen Motive hinzuweisen. Die ganze deutsche Presse und endlich die Debatte im Abgeordnetenhause selbst am Sonnabend haben über den Grund und den Zweck der Interpellation schon ein genügendes Licht verbreitet. Das verdiente Schicksal wurde ihr denn auch daselbst zu Theil.

Ueberrascht hat das Niemanden, der Abgeordnete Windthorst selbst hat wohl nicht daran geglaubt, daß auch nur ein einziger liberaler Abgeordneter aus Furcht, einen illiberalen Schein auf sich zu laden, ihm die Hand zum Bunde bieten würde. Der gewünschte Zwiespalt zwischen der nationalliberalen Partei, den gemäßigt conservativen Fractionen und der Regierung war daher bei dieser Gelegenheit von vornherein nicht zu erwarten. Im Gegentheil durfte man annehmen daß es die Ultramontanen erleben würden, daß selbst die gemäßigteren Elemente der Fortschrittspartei das abstracte Princip bei Seite setzen, und aus Opportunitätsrücksichten zu der Regierung halten würden. Und diese Hoffnung hat sich vollauf erfüllt. Darin möchten wir das erfreulichste und bemerkenswertheste Resultat der Debatte erblicken, auf das wir um so stärker hinweisen, weil wir hoffen, daß es sich bei nächster Gelegenheit in noch größerem Maßstabe nochmals ergeben wird. Diese außerordentlich opportune Auffassung der Sachlage seitens der Fortschritts-

partei fand ihren willkommenen Ausdruck in der Rede Virchows, der unumwunden die Befriedigung seiner Parteigenossen über die dermalige Stellung des Herrn Camphausen constatirte, und zugleich die Bundesgenossenschaft des Centrums nur für die Fälle acceptiren zu können erklärte, wo es sich darum handele objectiv gute Zwecke wirklich durchzusetzen, nicht aber dann, wenn dieselben nur aus taktischen Gründen von den Ultramontanen in Bewegung gesetzt würden. Dieser werthvollen Erklärung gegenüber kommen kleine Irrthümer des Redners wenig in Betracht. So ist es beiläufig eine durchaus irrige Ansicht, wenn er erklärte, daß die Candidatur des Herrn v. Blankenburg für das landwirthschaftliche Ministerium durch Herrn Camphausen zu Falle gebracht worden sei. Herr von Blankenburg ist vielmehr ganz einfach deßwegen zurückgetreten, weil der anläßlich seiner bevorstehenden Ernennung in der Presse und der öffentlichen Meinung sich erhebende Sturm des Unwillens ihm die Uebernahme des Ministerpostens selbst unräthlich erscheinen ließ. Selbstverständlich würde der Eintritt Blankenburgs in das Ministerium einem Manne von der Richtung Camphausens nicht sehr erwünscht gewesen sein, indeß hat er weder direct noch indirect irgend etwas zu seiner Beseitigung gethan. Die kurze Antwort, mit der der Vicepräsident des Staatsministeriums die Interpellation des Abgeordneten Windthorst erledigte, genügte materiell durchaus und durfte sich des besonderen Vorzuges rühmen, der ultramontanen Haarspalterei nicht die geringste weitere Handhabe zu bieten. Windthorst constatirte diesen Vorzug auch augenblicklich durch die von schlecht verhehltem Aerger zeugende Erklärung, daß die Worte Camphausens mit großer diplomatischer Fertigkeit gegeben sein, die Sache selbst aber völlig dunkel ließen. Der Versuch, das preußische Volk über die Mißstände seiner obersten Staatsleitung aufzuklären, war also glücklich gescheitert. Man darf nun gespannt sein, ob der Abgeordnete Windthorst diesem Versuch den in Aussicht gestellten weiteren Nachdruck wirklich geben, und ein Organisationsgesetz für das Staatsministerium einbringen wird. Er will freilich erst abwarten, was die officiöse Presse dazu sagen wird. Ihre Antwort wie die der unabhängigen Organe kann ihm unmöglich zweifelhaft sein, und wird ihm in nächster Zeit voraussichtlich in sehr unliebsamer und ausreichender Weise zu Theil werden.

Wir stehen nunmehr vor dem zweiten ultramontanen Antrag, und wenn nicht alles trügt, so wird die Debatte über die Einführung des allgemeinen directen Wahlrechtes bei den Landtagswahlen zu einer noch empfindlicheren Kritik der ultramontanen Ränke führen als die Discussion der obigen Interpellation. Selbstverständlich herrscht im nationalliberalen Lager, so wie in dem der Fractionen der Rechten eine allgemeine Uebereinstimmung, aus sachlichen Gründen über den Antrag zur Tagesordnung überzugehen. Ebenso verbürgt und nicht minder erfreulich ist die Thatsache, daß auch die Fortschrittspartei sich für den Uebergang zur Tagesordnung, wenn auch zu einer motivirten, entschlossen hat. Entscheidend für diesen letzten Beschluß scheinen die Ausführungen eines rheinischen Organes gewesen zu sein, das in den Kreisen der Fortschrittspartei sich großen Ansehens erfreut, und das sehr überzeugend nachwies, daß die Annahme des Windthorst'schen Antrages eine große Verwirrung in unserer Wahlgesetzgebung anstiften würde, da zu seiner weiteren Durchführung nichts vorgeschlagen und vorbereitet sei. Eine ver-

änderte Abgrenzung der bisherigen Wahlkreise sei die unbedingte Voraussetzung dieses Antrages. Ebenso müßte die Frage der gegenseitigen Feststellung respective Zusammenlegung der Landtags- und Reichstagswahlkreise vorher erledigt werden. Das alles aber seien Fragen, die aus der Initiative der Volksvertretung nur schwer ihrer Lösung entgegengeführt werden könnten. Diese verständige Sprache hat eines bedeutenden Eindruckes nicht verfehlt, und die Machtsphäre der radicalen Phrase empfindlich eingeengt. Endlich ist zu constatiren, daß auch in fortschrittlichen Kreisen der Cultus des allgemeinen directen Stimmrechtes überhaupt erheblich abgenommen hat. Man hat zu deutlich und zu oft erkannt, daß keine andere Wahlform der ultramontanen Agitation einen so gewaltigen Vorschub leistet, und man ist hier und dort selbst innerhalb der radicalen Partei sogar der Ansicht, daß man dieselbe in Zukunft auch bei den Reichstagswahlen recht gut entbehren könnte, nachdem die eigenthümliche politische Constellation, welche ihre Einführung zur unabweislichen Nothwendigkeit machte, zur Zeit fast ganz verschwunden ist, und ein Appell an die Masse des Volkes jetzt vielmehr zu mancher unerwünschten Antwort führen mag.

Weniger sicher ist bis jetzt die Haltung der liberalen Parteien gegenüber dem Antrage auf Aufhebung der Kalender- und Zeitungsstempelsteuer. Es erregte schon sichtliche Unzufriedenheit, daß die Intention des Finanzministers, die Aufhebung der Steuer in dieser Session in dem Landtage zu beantragen, in dem Staatsministerium nicht durchdrang. Man sah sich auf die Reichsgesetzgebung vertröstet, und vernahm mit sehr getheilten Empfindungen, daß die Aufhebung der Steuer im Zusammenhange mit dem neuen Preßgesetz durch den Reichstag erfolgen solle. Jetzt beunruhigt vielfach das Gerücht, daß die Regierung auf den Gedanken kommen könnte diesen Steuernachlaß als Kompensationsmittel zur Durchsetzung oder Beibehaltung anderer unliebsamer Preßbestimmungen zu benutzen. Wir glauben nicht an eine so verkehrte und kleinliche Tactik der Regierungspolitik. Aber andere Leute glauben daran und könnten dazu veranlaßt werden, auf Grund solcher Besorgnisse die höheren Ziele ihrer Parteistellung zu vergessen, und bei dieser Gelegenheit den Ultramontanen eine sehr unnöthige und unverdiente Herzlichkeit entgegenzutragen. Die hiesige Volkszeitung ist bereits eifrig damit beschäftigt, die Verdienste der Ultramontanen während der Reactionsepoche der fünfziger Jahre aufzuzählen und Gegendienste in Aussicht zu stellen. Es wäre jedenfalls sehr erwünscht, wenn die Regierung ihre vielfachen an der Presse verübten Sünden noch in letzter Stunde durch eine beruhigende erfreuliche Erklärung auszugleichen versuchte, und sich dadurch die Unterstützung der liberalen Parteien sicherte. Anderen Falles könnte es sich doch ereignen, daß bei dieser Gelegenheit die Phalanx gegen die Ultramontanen hier und dort eine verhängnißvolle Lücke aufwiese, oder daß unliebsame Erörterungen das moralische Gewicht des Sieges der staatsfreundlichen Parteien beeinträchtigten, ein Vorgang, der der Regierungspolitik selbst sehr unerwünscht sein dürfte.

Ausgegeben: 27. November 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Altgermanisches Heidenthum im süddeutschen Volksleben der Gegenwart.

I.

Bekanntlich ist die Wissenschaft der deutschen Mythologie eine der jüngsten Musen: wir können ihr Geburtsjahr angeben: es ist das Jahr, in welchem Jakob Grimm's klassisches Werk erschien. Seither ist fleißig gegraben worden in dem unerschöpflichen Schacht deutschen Volksthums; vorerst heißt es hier noch lange sammeln mit unbefangnem Auge, ohne Täuschung und Selbsttäuschung: das Sichten, Deuten und Erklären ist nicht so eilig, als manche vorschnelle Erklärer wähnen. Im ganzen weiten deutschen Vaterland, von Schleswig bis Südtirol, von Elsaß bis Mähren und darüber hinaus in allen Ländern, in welchen germanischer Einfluß sich mit Finnischem im Nordosten, mit Keltischem und Romanischem im Westen und Süden berührte, überall hat man in Sage und Sitte, Glaube und Aberglaube, im Kinderspiel und Handwerksbrauch, in der Hausmarke, ja im Gebildbrod, das Hausfrau oder Bäcker zu großen Festen formen, die Spuren der bald gewaltig schreitenden, bald leicht hinschwebenden Germanengötter aufgedeckt. Auch mein Heimatland, Altbayern, hat reichen Stoff geliefert und eifrige Forscher: dicht hinter Jakob Grimm unter den Allererſten steht Andreas Schmeller, in Sprachforschung, in Sittenkunde, in alldurchdringender Kenntniß des Volkslebens von Keinem übertroffen; ehrerbietig haben wir Epigonen auch da zu ihm empor zu blicken, wo ihn die fortschreitende Forschung überholt hat.

Als vor 15 Jahren auf Veranlassung des Königs Max II das ethnographische Werk „Bavaria" herausgegeben wurde, fiel mir die Aufgabe zu, das Volksleben der ober- und niederbayerischen Bauerschaft zu schildern; reiches, höchst werthvolles Material, welches ein zu früh verstorbener älterer Freund, Josef Lentner, Jahrzehnte hindurch gesammelt und in einem Dutzend stärkster Foliobände (im Manuscript) nach einem sorgfältig gearbeiteten, auf alle einzelne Landschaften gleichmäßig angewendeten System dem Könige übergeben hatte, wurde mir zur Verfügung gestellt; einiges vermochte auch ich beizufügen, denn nicht unvertraut bin ich mit meinen heimischen Bergen. Vor Allem aber hatte ich den ohne Beziehung zu der Wissenschaft der deut-

Digitized by Google

schen Mythologie und Alterthumskunde aufgehäuften Stoff im Sinne und in der Methode dieser Disciplinen zu verwerthen.

Da war denn besonders auch nachzuweisen, wie in zahlreichen Gepflogenheiten und Gebräuchen nicht des Landvolkes nur, auch der mit handelnden katholischen Kirche, z. B. in mancherlei Umzügen, in den Weihungen von Salz, Wasser, Feuer, Brod u. a. an bestimmten Festtagen, uralte Ueberlieferungen germanischen Heidenthums in Götterglauben und Götterverehrung mit oft geringen Veränderungen nachwirken. Darüber wurde ein bayerischer Bischof — es war der von Speier — so ungehalten, daß er gegen das harmlose Buch einen förmlichen Hirtenbrief warnend erließ. Und doch war darin nur dargethan, was einer der bedeutendsten Päpste, Gregor der Große, ganz allgemein bei Verbreitung des Christenthums unter den Heiden angeordnet hatte und was der Apostel der Deutschen, Bonifacius, überall als Methode bei der Bekehrung anwandte.

Papst Gregor war ein Meister in jener seelenbezwingenden Klugheit der römischen Kirche, welche damals am geeigneten Ort auch durch milde Duldung zu gewinnen wußte, wo unnachsichtiges Festhalten an der Consequenz des Dogmas in Ermangelung ausreichender Machtmittel nur schaden konnte. Er wußte, wie tief der alte, mit der ganzen Vergangenheit der germanischen Stämme verwachsene Götterglaube in den Herzen gewurzelt war; der Ruhm der Väter, die Stammsage des Königsgeschlechts, welches seinen halbgöttlichen Ursprung von Wodan oder Donar leitete, beruhte darauf und nicht minder die Freude, das Frohleben der Gegenwart: die Feste, welche mit Schmaus und Trank das graue Leben des nordischen Winters erheiterten, waren Opferfeste mit Opferschmaus und Gelübdetrank. Das Volk hätte die Boten des neuen Glaubens nicht zu Ende gehört, hätten sie damit begonnen, ihm die göttlichen Ahnen seiner Könige und Helden als Erfindungen zu erklären und ihm das Schlachten des Jul-Ebers zur Winter-, den fröhlichen Sprung über das Feuer zur Sommer-Sonnenwende zu wehren.

So wies denn Papst Gregor seine Sendboten an — der Brief an die Missionäre unter den Angelsachsen ist uns noch erhalten —, die neuen Lehren überall an die Ueberlieferungen des alten Glaubens und Cultus zu knüpfen, so schonend wie möglich mit den liebgewordenen Gebräuchen umzugehen, das Volk nicht abzuhalten, sich zu den bisherigen Festtagen an den durch graues Herkommen geheiligten Orten, (welche oft zugleich die alten Gerichtsstätten waren) einzufinden; an diesen Stätten des heidnischen Cultus selbst, nach welchen der Zug des Herzens, der Erinnerung (und des praktischen Bedürfnisses der Recht-Suchenden) drängte, sollten sie christliche Bethäuser errichten und es im Anfang geduldig mit ansehen, wenn in Gebet und Gesang und christlichen Gottesdienst sich die heidnischen Bräuche noch mischten:

Digitized by Google

ja er ging so außerordentlich weit in seiner klugen Toleranz, daß er sogar, wenn es nur fortan im Namen Gottes geschähe, das heidnische Schlachten der Opferthiere bei diesen christlichen Festen gestatten hieß — er wußte genau, daß sich das Volk seine irdischen Festfreuden nicht gern gegen die Anweisung auf die himmlische Seligkeit nehmen ließ.

Ganz in diesem Sinne wurde auch in Deutschland das Bekehrungswerk betrieben; Bonifacius ging hierin mit zwingendem Beispiel voran; es ist charakteristisch — ja man kann in diesem Vorgang einen Typus, ein Symbol des ganzen Systems erblicken, — daß er, als er zu Geismar in Hessen die uralte Donars-Eiche niederschlug und die Heiden nun das Christenthum annahmen (offenbar, weil sie einen Gott, welcher ihn vor der ausbleibenden Rache des Donnerers zu schützen vermochte, als noch mächtiger erkannten, denn den rothbärtigen Riesen-Zerschmetterer), nicht etwa das Holz des gefällten Götterbaumes verbrennen, sondern aus diesem selbst an der nämlichen Stätte ein christliches Bethaus errichten ließ: so ging es überall; das Material des bisherigen Glaubens wurde mit der erforderlichen Umgestaltung als Mittel zu den Zwecken der neuen Lehre verwandt. — Uebrigens geschah dies keineswegs nur in berechnender Absicht oder in Befolgung jener päpstlichen Anweisungen; glaubten doch die christlichen Priester selbst an die Existenz der heidnischen Götter, nur daß sie dieselben für böse dämonische Mächte, abgefallene Engel und Genossen des Lucifer hielten; sie glaubten also wie die Heiden an die Wunder, Omina, Zeichen der Gegenwart und an die Geschichten der alten Göttersage — nur mit jener Umdeutung.

So ist es denn kein Wunder, daß nicht nur im profanen Volksleben sich die Traditionen des Heidenthums erhalten haben — ist doch die religiöse Anschauung einer Nation Ausdruck ihrer Volksindividualität und diese selbst wird nicht gewechselt unter dem Einfluß der verändernden Cultur —, daß sie auch in den Gebräuchen, in welchen Volk und Kirche sich berühren, ja auch in seinen kirchlichen Handlungen noch unschwer zu erkennen sind. Dies nachzuweisen ist die Aufgabe der folgenden Erörterungen. Dieselben könnten mancherlei Wege einschlagen; es böte sich für die Anordnung des Stoffes etwa das Schema in Jakob Grimms Mythologie; jede der dort gewählten Rubriken ließe sich mit diesen Beiträgen aus dem süddeutschen Material belegen, ergänzen, beleuchten. Oder es ließen sich die Hauptgestalten der deutschen Mythologie einzeln in den süddeutschen Traditionen nachweisen; vom geheimnißvollen Wodan und dem offensinnigen Donar, von der glänzenden Freya, vom weißen Baldur bis zu der wimmelnden Schaar leichtfüßiger Elben, lichtscheuer Zwerge und ungefüger Riesen; das soll etwa einmal zu anderer Zeit und an anderem Orte geschehen. Für diesmal will ich das bayerische Bauernjahr, den Kalender des Volkslebens, der ein ganz

Digitized by Google

anderer ist, als der gedruckte unseres städtischen Lebens, als Rahmen der Darstellung benützen*).

Der Bauer beginnt das Jahr nicht mit dem ersten Januar, sondern mit dem Tage der heiligen drei Könige, dem 6. Januar; der Neujahrstag ist nur kirchlicher, nicht volksthümlicher Feiertag, doch gehört die Sylvesternacht mit der von St. Thomas (21. December), der Christnacht und der vom Dreikönigstag zu den vier Rauchnächten, so benannt, weil am Abend derselben, oder wohl auch um Mitternacht der Hausherr feierlich, mit der Rauchpfanne in der Linken, in welcher geweihte Kräuter auf glimmenden Kohlen verbrennen, allerlei böse Geister verscheuchend, ausräuchernd durch Wohnhaus und Stallungen schreitet. Denn die Nächte vom Christfest bis zum Dreikönigstag sind die sogenannten „Zwölften", „Zwölf Nächte", in welchen alle Geister, die sonst gebändigt und gebunden sind, frei schalten und walten durch Luft und Land, durch Haus und Hof, durch Wald und Wege; den Schluß bildet dann die den Lesern aus Shakespeare bekannte „Twelfth-night". Aus welchem Grunde grade diese Frist als die besondere Spukzeit der Geister gilt, wissen wir nicht anzugeben. Doch möchte ich eine Vermuthung wagen: gegen Ende des Decembers feierten alle Germanenstämme die Winter-Sonnenwende: das nordische Julfest, aus dessen brennendem Scheiterhaufen der moderne Julblock in Scandinavien, die Weihnachtspyramide mancher norddeutschen Gegenden und der freundlich durch ganz Deutschland schimmernde Weihnachtsbaum erwachsen ist. Es scheint, daß nach germanischer Anschauung unmittelbar nach diesem Sieg des Lichtes über die Finsterniß, mit dem Beginn der zunehmenden Tage, die seit dem Tode des Lichtgotts mit in Todesschlaf versunkenen Naturgötter wieder lebendig wurden, daß die während der Zeit der Nachtherrschaft entrückten, verschwundenen Götter wieder zurückkehrten in die irdischen Lande. In der christlichen Zeit machten dann die Priester aus den erwachenden, befreit heimkehrenden Göttern entfesselte böse Geister, welche an jenen Tagen ungehemmt schalten und schaffen. Dafür spricht beredt ein merkwürdiges Zusammentreffen.

Schon Tacitus berichtet uns — und viele spätere Quellen bestätigen es — daß zu gewissen heiligen Zeiten die Götter, oder einzelne von ihnen

---

*) Ich greife meistens bajuvarische, d. h. bayerisch-österreichische Beispiele heraus, weil ich mit diesen am meisten bekannt bin. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß in dem ober- und mitteldeutschen, (d. h. alemannischen, fränkischen, thüringischen) Volksthum sehr zahlreiche Parallelen begegnen. Und der Kundige weiß, daß der norddeutsche sächsisch-friesische Stamm, ja auch die außerdeutschen Germanen in Scandinavien, England und Holland mit wenigen Modificationen die nämlichen Götterfagen und Gebräuche hatten, welche sich folgeweise auch heute noch in ihrem Volksleben spiegeln.

Digitized by Google

feierlichen Einzug halten in die Gaue der Stämme, wobei die Bilder der Götter im Umzug mit Gesang auf Wagen gefahren oder umher getragen werden. Wir werden solche feierliche Umzüge und Processionen, rein weltliche, rein kirchliche und gemischte, zahlreich an verschiedenen Jahresabschnitten antreffen; höchst wahrscheinlich fand nun auch ein solcher Einzug der wiederkehrenden Götter alsbald nach dem Julfest statt, der in der christlichen Umgestaltung auf die Wanderung der heiligen drei Könige bezogen wurde, welche ebenfalls aus weiter Ferne mit großem Gepräng um diese Zeit eintreffen: vom ersten Donnerstag im Advent an — der Donnerstag aber ist des Donnergottes geweihter Tag — bis zum „obristen Tag", dem „großen Neujahr" d. h. eben dem Dreikönigstag dauern die sogenannten Klöpfels-Nächte, (vom Anklopfen oder von dem „Klöpfel" geheißenen Festkuchen), Anroller-Nächte (d. h. Anschlagen, Anpochen) „Gen-Nächte" (Geh-Nächte oder Geb-Nächte); an diesen ziehen die Kinder des Dorfes, vorauf die heiligen drei Weisen aus Morgenland, umgeben von möglichst stattlichem Gefolge und in der buntesten Verkleidung, welche die vereinten Garderoben der Mütter gewähren mögen, mit Turban und Kaftan und anderem orientalischen Kostüme — oft aber besteht die ganze Verkleidung nur darin, daß sie ihre Jacken und Hosen umgekehrt anthun — nach dem Ave-Maria-Läuten von Haus zu Haus durch die stillen beschneiten Gassen, indem sie uralte, zum Theil wunderschöne, durch ihre Einfalt und Innigkeit mit tiefer Rührung ergreifende Hirten- und Sternlieder*) nach alten eintönigen, aber eindrucksvollen, kirchlichen Melodien absingen. Sternlieder hießen sie deshalb, weil Einer aus der Schaar in höchst primitiver Weise, welche an den Mond in der Rüpel-Komödie des Sommernachtstraums erinnert, den die frommen Weisen führenden Stern darstellt, indem er, dem Zuge voranschreitend, an einem Stock ein strahlenförmig Lichtlein schwingt. Hirtenlieder aber heißen sie, weil sie, wenigstens während der Adventzeit, die Verkündung des Engels an die Hirten auf dem Felde, deren verschiedene, nach den Charakteren abgestufte Aufnahme der Botschaft und das Aufsuchen des Christkindes in der Stallkrippe zu Bethlehem darstellen; daher wird auch besonders der Hirt des Dorfes an jenen Tagen reich mit Geschenken bedacht, in frommer und dankbarer Erinnerung daran, daß Hirten zuerst die Geburt des Heilands verkündet und seine Anbetung vergönnt war. Am Nordufer des Chiemsees wurden solche Hirtenlieder erst vor wenigen Jahren aus dem Munde des Volkes neu gedichtet und mit Umzügen abgesungen.

*) M. Lexer hat als Anhang zu seinem kärnthischen Wörterbuche eine Anzahl solcher Hirten- und Sterngesänge aus seiner Heimat veröffentlicht, die zu den allerschönsten dieser halb geistlichen, halb weltlichen Volkslieder zählen.

Digitized by Google

Das wäre nun Alles ganz christlich. Aber schon, daß den Sängern der Sternlieder gewisse Kuchen gereicht werden müssen, weist auf heidnische Erinnerungen: so oft wir nämlich bestimmte Gerichte, namentlich Brod und andres Gebäck von vorgezeichneter Form, „Gebildbrod", wie man das nach Rochholtz' vortrefflichem Buche nennt) an gewissen Tagen und Festzeiten als heilsame oder doch allgemein übliche Nahrung oder als nothwendiges Geschenk vorgeschrieben finden, dürfen wir vermuthen auf mythologischer oder, genauer, auf sacraler, ritueller Fährte zu wandeln. Bei den Opferschmäusen, welche in dem germanischen Cult keine verächtliche Rolle spielten, wurden nämlich zu Ehren des Gottes oder der Göttin, welche gerade gefeiert wurde, bestimmte Opferthiere geschlachtet (Pferde, Schweine), aus deren Fleisch und Blut bestimmte Gerichte bereitet, und dazu andre passende Gerichte (Hirse-Mus, Haber-Brei), namentlich aber auch bestimmte Brod- oder Kuchen-Arten gebacken, welchen man meist eine symbolische, auf die Attribute der Gottheit bezügliche (sehr oft erotische) Form gab: die Theilnahme an diesen Schmäusen galt als Verehrung der Gottheit, die Weigerung der Betheiligung als Verleugnung derselben, man beschenkte sich, Jung und Alt, mit den heiligen, heilbringenden, des gemeinsamen Cults gemahnenden, die fröhliche Festzeit bezeugenden Brod- und Kuchen-Gebilden. Die Götter und Göttinnen nun sind buchstäblich zum Teufel, oder, wenn man lieber will, unter die Teufel gegangen, aber die Kuchen, die man ihnen zu Ehren gebacken, hat sich das Volk nicht nehmen lassen, sie munden ihm auch unter dem neuen Glauben.

Am Vorabend des Dreikönigstags werden in der Kirche — und hier sehen wir also die geistliche Betheiligung an dem profanen Aberglauben und weltlichen Ueberrest des Heidenthums — Kreide, Wasser und Salz geweiht. Mit der geheiligten Kreide schreibt der Hausvater an alle Thüren und Thore des Gehöftes die Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen drei Könige K + M + B + Kaspar, Melchior und Balthasar und drei Kreuze dazu: das hält den Eingang des Teufels und aller bösen Geister ab. Aus dem geweihten Wasser und Salz wird der sogenannte Salzstein gebildet — getrocknetes Salz, in bestimmte genau einzuhaltende Formen gepreßt — auch dieser dient zu allerlei Aberglauben, als vorbeugendes und heilendes Mittel gegenüber Krankheiten; namentlich ehe man eine längere Wanderung von der Heimat hinweg antritt, genießt man davon, wie man auch hausbacken Brod und Salz aus dem elterlichen Salzfaß in das Wanderränzlein steckt, in ferner Fremde manchmal davon zu essen, das stillt wie kein fremdgebacken Brod den Hunger und vertreibt das Heimweh — eine sinnige, innige Vorstellung. — Das Räucherwerk besteht besonders aus den zu Pulver zerriebenen „Saugen", d. h. den Kräutern, welche an einem andern heiligen Tage, Mariä Himmelfahrt, gepflückt worden und getrocknet aufbewahrt sind.

Digitized by Google

Davon später in anderem Zusammenhang. Auch die Beeren des Wachholderstrauches (Kranewitt) dürfen nicht fehlen, welcher ursprünglich Donar geweiht und sicher war vor Blitzschlag: die spätere mittelalterliche Marienlegende hat, wie wir alsbald sehen werden, Wachholder und Haselstaude verwechselnd, diesen Gedanken in ihrer Weise anmuthig verwerthet.

Daß aber die Feier der heiligen drei Könige nur christliche Umgestaltung eines heidnischen, in jenen Tagen gefeierten Festes ist, beweist deutlich das Hinzutreten einer der höchsten Göttinnen Walhalls zu den neutestamentlichen Gestalten: es ist die Königin des heidnischen Himmels, welche sich hier mit der Verehrung der christlichen Himmelskönigin berührt: die Frau Berht oder Percht-Frau, diese leuchtende Göttin („berahta" d. h. die leuchtende, glänzende) ist die goldlockige Freya selbst, mit dem schimmernden Halsgeschmeid (brisingamene) um den Nacken, welches der Anmuth siegenden Zauber trägt; längst ist freilich die Göttin der Schönheit und Liebe zur kinderschreckenden Unholdin verzerrt worden. Sie ist zugleich die Göttin der Spindel, des Spinnens, der fleißigen, hausfräulichen Arbeit: das Spinnen, welches Ende Octobers oder Anfang Novembers überall auf dem Lande beginnt, steht unter ihrer besondern Aufsicht: jetzt, zu Dreikönig, sieht sie nach, ob die Mägde den ihnen bei Beginn der Spinnzeit zugetheilten Flachs säuberlich zu Ende gesponnen, in langem, faltigem weißen Linnengewande — man sieht, die Tracht der leuchtenden Göttin, welcher die Fertigung des Linnens untergeben und die deshalb in Linnen gekleidet war, haftete treu in dem Gedächtniß des Volkes — wandelt sie leise nach dem Vesperläuten durch die Gassen des Dorfes oder um die einsamen Gehöfte und schaut durch die erleuchteten Fenster in die Spinnstuben: aber nur die faulen, unordentlichen Dirnen haben sie zu scheuen, den Fleißigen, welche das Spinnrad richtig schnurren lassen — jene Musik, welche die Göttin anzieht — und den Wocken glatt und sauber halten, hilft sie ungesehen bei der Arbeit, viel früher werden diese mit dem zugetheilten Maß des Flachses fertig.

Aber bis zum Dreikönigstag muß jede fertig sein und da darf kein Spinnrad mehr schnurren — ein deutlicher Hinweis, daß um diese Zeit ein großes Fest der Göttin gefeiert wurde, an welchem alle knechtische Arbeit ruhen muß; wer dann noch arbeitet, hat einmal in der vorhergehenden Zeit durch Unfleiß gegen die „Spinnerin" gefehlt und scheint ihr zweitens jetzt an ihrem Fest die Ehrerbietung zu versagen. Solchen saumseligen Mägden verdirbt die Göttin den noch nicht fertig gesponnenen Rest, sie verzottet ihn unentwirrbar, ja sie verbrüht ihnen die träge Hand, und die ein recht böses Gewissen haben, fürchten, sie schneidet ihnen nachts den Leib auf und füllt ihn mit dem Kehricht, welchen die Unreinlichen in der Stube gelassen haben. Dawider kann man sich einigermaßen schützen, indem man tüchtig von den Küchein

Digitized by Google

ißt, welche der Göttin zu Ehren an diesem Tage gebacken werden, „dann glitscht ihr langes Messer ab"; der ursprüngliche Sinn der Vorstellung aber ist, daß man durch eifrige Theilnahme an dem Opferfest und Opferschmaus der Göttin deren Gunst wieder gewinnen mag. Im Lande an der Salach war der alte Cult noch vor Kurzem so lebendig, daß man um diese Zeit einen großen nächtlichen Aufzug und Mummenschanz hielt, dessen Hauptgestalt ein in lange, faltige, weiße Linnengewande gehülltes Mädchen war, umgeben von zahlreichem Gefolg in allerlei Vermummung; feierlich zog man, uralte Lieder singend, von einem Dorf zum andern und alle Begegnenden wurden gezwungen, dem Zuge sich anzuschließen: die Göttin zieht bei den Menschen ein und Niemand darf sich weigern, ihr Huldigung zu thun: „Berchten-Laufen", „Berchten-Gehen" nennt man diesen Umzug. Wir werden der leuchtenden Göttin noch einmal zu Ende des Jahres begegnen.

Sie löste, so scheint es, Anfang Januar ihren Gemahl, den Götterkönig Wodan ab in dem Aufenthalt auf Erden oder dem häufigen Sichtbarwerden unter den Menschen. Denn Dreikönig, der Schluß der Zwölfnächte, macht auch ein Ende dem Treiben des „wilden Heeres" (der „wilden Jagd", des wilden Gjaids, des wilden Jägers), welches vom Beginn der Advent-Zeit seinen brausenden Umzug hält. Es ist Wodan und sein Gefolge, welches die „Holzweiblein" jagend verfolgt, d. h. es sind die Stürme, welche die Wintersonnenwende zu begleiten pflegen und welche die Bäume im Walde zerbrechen; die Seelen der Bäume, die hellenischen Dryaden und Hamadryaden, sind die vom Sturm bedrohten Holzweiblein. Mit lautem Peitschenknallen, mit Hussaruf und Meute-Gebell — Züge aus den Hetzjagden des Mittelalters — zieht die wilde Jagd über die Wipfel der ächzenden Bäume düsterer Wälder oder hoch über verrufenes ödes Haideland. Der verspätete Wanderer entgeht dem wilden Treiben, das ihn auf nächtlichem Pfad überrascht, wenn er sich in der Mitte der Straße hält oder, noch sicherer, wenn er sich, mit ausgebreiteten Armen ein Kreuz bildend, in der Mitte des Weges auf das Antlitz wirft und ein Vater Unser betet, bis der tolle Spuk vorüber ist — eine Erinnerung daran, daß es der König der Heidengötter ist, welcher da oben in den Lüften waltet und dem man sich durch die Heils-Mittel des Christenthums entzieht. Aber wehe dem Unvorsichtigen, der etwa durch ein spöttisches Wort in das Rufen und Hetzen mit einstimmt: sofort verfällt er damit der wilden Genossenschaft, welche ihn als Mit-Jäger, als Waidgesellen zu sich empor reißt — „willst du mit rufen, sollst du mit reiten, willst du mit johlen, sollst du mit jagen" —, Stunden weit mit durch die Lüfte führt nnd endlich fern von seinem Pfade in Sumpf und Röhricht halbtodt absetzt. Er kann noch froh sein, wenn ihm statt dessen nur mit dem Ruf: „da hast du dies Jagdtheil" die blutende Lende eines Menschen oder eines Holzweib-

Digitized by Google

leins Rumpf — d. h. ein tüchtiger Baumast — auf den Kopf geworfen wird. Auch Wodan werden wir am Schlusse des Jahres in anderer Function noch einmal begegnen. Als physischen Anlaß der Erscheinung, welche hunderte von Landleuten wahrgenommen zu haben eidlich betheuern würden, bezeichnen Jäger, welche viele Winternächte im Walde verbringen, außer dem Heulen und Pfeifen des Sturms in den blattlosen Zweigen des Bergwalds und dem sich Fangen des Windes in Felshöhlen — (wer diese Musik nie vernommen, macht sich von ihrer Manchfaltigkeit und durchdringenden Schrille keine Vorstellung: es ist wirklich oft, als ob alle Geister der Hölle in ungeheuren Septimen-Accorden ein infernalisches Finale sängen —) das diabolische Gelächter der Eulen und den schwirrenden, sausenden, pfeifenden Lärm, welchen große Flüge von Wandervögeln (Kranichen, Wildgänsen und Schwänen) unsichtbar hoch in den Lüften vollführen.

Am 2. Februar begehen Kirche und Volk das Fest Mariä Lichtmeß oder Kerzenweihe, es wird nämlich an diesem Tage in der Kirche das heilige Wachs geweiht, dessen das Gotteshaus wie die Bauernhütte vielfach im Laufe des Jahres bedarf: von den mancherlei Wachskerzen, welche an diesem Tage geweiht werden, sei hier nur genannt die Oster-Kerze und die Wetterkerze: die erstere wird von der Kirche zu Ostern, zu Frohnleichnam und bei Taufen häufig entzündet, die Wetterkerze wird in das Bauernhaus mitgenommen, unter dem Crucifix neben Heiligenbildern und gemachten Blumen aufbewahrt und im Sommer sowohl während der sogenannten Schauermessen angezündet, welche man abhält, um aufsteigende Schauer- und Hagel-Wetter abzuhalten als auch, wenn die Gefahr bereits eingetreten ist, um sie hinweg zu beten, die Dauer des Hagels abzukürzen, den Schaden zu verringern. Anderwärts verbleibt die Wetter- wie die Oster-Kerze in der Kirche und der Bauer kauft von derselben eine dritte, die Hauskerze für sich und einen rothen Wachsstock für die Bäuerin; dieser dient besonders dazu, bei der Entbindung um Hand und Fuß der Gebärenden und des Kindes gewunden zu werden, allen bösen Zauber von Mutter und Säugling fern zu halten. (Ferner werden die rothen Wachsstöcke von den Weibern, wenn sie „in der Klage" sind um einen Verstorbnen, in der Kirche zum Heil der armen Seele angezündet.) Die Hauskerze dagegen wird angebrannt bei schwerem Unwetter, namentlich zur Nacht — denn nächtliche Gewitter kommen nicht von Gott, sondern von bösen Gewalten — ferner am Sterbebett, den bösen Feind fern zu halten von der ausfahrenden Seele. — Wir begegnen hier dem zweitgrößten unter den Walhallagöttern: auch der Gewittergott, Donar, ist noch unvergessen. Jene Wetter, welche nicht von Gott kommen, schickt ein besonderer „Wetterteufel", „Donnerteufel", „Wettermann", welcher, auf hohem Felsengebirge thronend, in seinen langen, rothen, im Winde flatternden Bart bläst — das

Digitized by Google

ist der Wetterwind, welcher rasend schnell die aufgethürmten Wolken vor sich her treibt — und seine Axt bald nach den Gipfeln schlanker Kirchthürme, bald nach den Kronen ragender Eichen schleudert oder auch Menschen auf dem Feld erschlägt, welche, anstatt sich gottesfürchtig bei Blitz und Donner zu bekreuzen, der Allmacht Gottes trotzend „in sein Wetter hinein spotten" — solche giebt der Herr dem „Wettermann" Preis, daß er sie erschlage; ja, auch schon über solche Menschen gewinnt er leicht Gewalt, welche an dem Tag, da sie das Wetter befällt, noch keine Kirche besucht oder kein Vater Unser gesprochen haben: solche schlechte Christen verfallen dem rothbärtigen Donner-Gott des alten Götterglaubens, welcher nunmehr zu einem Teufel herabgewürdigt ist.

Das Wachs, das zu Mariä Kerzenweihe geweiht wird, ist ein besonders heiliger Stoff. Deshalb wird auch aus Wachs das von der Kirche geweihte Universalmittel gegen alle Hexerei und Zauberei gebildet, nämlich der „Trudenfuß", das Pentagramma, welches sogar einem so aufgeklärten und modernen Teufel wie Mephistopheles noch Pein macht. Der Trudenfuß, aus weißem oder rothem Wachs geformt, wird im Stall — denn da liegt die Hauptsorge des Bauers und eine Hauptstätte bösen Zaubers, — an der Wiege, an dem Ehe- und Krankenbett, an der Thür der Wohnstube angebracht und so möge denn in die Zeit der Wachsweihe ein Theil des Zauber- und Hexenglaubens eingeschaltet werden, welcher noch immer unter unsrem Landvolk sehr lebendig ist und leider von einem Theil des Clerus noch begünstigt wird: im vorigen Jahre noch wurde in Niederbayern, dem frömmsten und rohesten Theil Altbayerns, auf welchen die meisten Wallfahrten und Mordthaten fallen, ein in eine kranke Kuh gehexter Teufel mittelst Exorcismus von einem Geistlichen ausgetrieben.

„Trudenfuß" ist eine Falle für die Füße der „Truden" d. h. junger Hexen, welche zur Nachtzeit Menschen und Thiere wie der Incubus reiten, drücken. Unter den Thieren lieben sie zumal die Rosse zu reiten, welche der Bauer dann am Morgen nach solchem nächtlichen Trudenritt ganz matt und erschöpft im Stalle findet, die Halfter abgerissen, Schaum vor dem Munde, Schweif und Mähnen verzaust und verwirrt. Schon dieses zeigt, wie andere Spuren, daß die Truden ursprünglich zu dem Geschlecht der Elben zählten, erst später, unter christlichem Einfluß, hat sie vergröberter Aberglaube vermenschlicht oder zu Unholdinnen gemacht. Aus den jungen Truden werden später die alten*) Hexen: Hexerei ist die durch den Teufel erlernte Kunst zu zaubern.

---

*) Die Ableitung des Wortes Hexe ist bestritten, wahrscheinlich muß die poetischere von Jacob Grimm: Hexe = Hage-Dise d. h. Waldgöttin der richtigeren aus dem Romanischen hechicera von facere machen d. h. zaubern nachstehen. Doch erfahre ich, daß man heut

Digitized by Google

Bezeichnend ist für die Kreise, in welchen dieser Aberglaube waltet, die Richtung, in welcher sich ihre übernatürliche Kunst zu bewegen pflegt: die Hexen machen böse Wetter, Hagelwetter, Schauerschlag zum Schaden ihrer Feinde; sie peitschen zur Nachtszeit solange die stöhnenden Gewässer, bis grauenhafte Gewitter entstehen; in Wirbelwind entführen sie den Nachbaren Heu und Getreide aus den Garben, von dem Erntewagen, ja noch aus der gefüllten Scheune; sie verschaffen sich Milch, Butter und Schmalz von fremdem Vieh, dessen durch Zaubersprüche geleerte Euter nachgehends vom Eigenthümer vergeblich gemolken werden; ja aus den Zaunstecken, aus dem auf der Bleiche liegenden Linnen des Nachbars vermögen sie die Milch von dessen Vieh herauszudrücken.

Hexen brauchen nämlich unmäßig viel Butter und Schmalz, da sie alle Speisen im Fette schwimmend essen. Dieser Zug ist wieder ganz charakteristisch, es ist nicht nur das eigene Ideal der Speisebereitung des bayerischen Bauers, es wirkt hier noch die Erinnerung nach an die alten heidnischen Opferschmäuse, bei welchen es in dieser Richtung hoch hergehen mußte zu Ehren der gefeierten Götter. Ferner verstehen sie Krankheiten zum Schaden von Mensch und Vieh in Wohnhaus und Stall durch heimliches Einschleppen von verderbensvollen Bündeln zu zaubern, die nur nach Auffindung und Entfernung jenes Zaubermittels zu heben sind. Endlich hexen sie auch Kröten in die Häuser, Mäuse in Speicher und Feld ihrer Feinde. Die Quelle nun ihrer übernatürlichen Macht ist der Teufel; d. h. also die untergeordneten heidnischen, göttlichen und halbgöttlichen, Wesen, ferner die heidnischen Priesterinnen, welche ihr Centrum in Odhin, dem Gott aller Geheimkünste, hatten, werden von der christlichen Auffassung in gleicher Weise mit dem König der Hölle in Verbindung gebracht, zu dessen Bild ja sehr zahlreiche Züge von den germanischen Göttern verwerthet worden sind.

Bei all ihrer Macht bleibt die Hexe zeit Lebens arm und elend, denn fröhliches Gedeihen kommt nicht vom Teufel, sondern nur durch des Menschen Fleiß und Gottes Segen. Gegen den bösen Zauber von Hexen, Truden und allen Unholden sucht man sich durch entgegengesetzten guten Zauber, durch die weiße Kunst, die nicht vom Teufel ist, zu schirmen. Schäfer und Schmiede vor Allem sind im Besitz solch geheimnißvoller Mittel zu Schutz und Heilung, und eine Hauptwaffe gegen bösen Zauberschaden ist nun das erwähnte, am Lichtmeßtag geweihte Wachs, besonders, wenn jener Tag auf einen Sonntag fällt, denn die Biene, welche das edle Wachs bereitet, ist allein von allen Thieren dem Menschen mit der süßen Honig-Speise unver-

---

noch in Westfalen auffallend hellblonde und helläugige Mädchen und Frauen Hage-Disen nennt. Das Wörterbuch v. J. Grimm (Heyne) erklärt das Wort nunmehr als Feld-Schade von hag, ager, und angels. teosan, laedere.

Digitized by Google

schlechtert aus dem Paradiese nachgeflogen, darum sagt man von allen Thieren, daß sie krepiren, von den Bienen, daß sie sterben.

Am 5. Februar, dem Tag der heiligen Agathe, wird das Brod geweiht, insbesondere im Isarland, anderwärts, z. B. auf den Inseln und an den Ufern des Chiemsees, werden Brod und Geld am grünen Donnerstag oder am Tag des heiligen Benedict geweiht.

Der Fasching nimmt auf dem Lande seinen Anfang mit dem letzten Donnerstag vor der Fasten, dieser heißt daher der „gumpete Döschta" (von gumpen d. h. lustige Sprünge machen); das Hauptvergnügen besteht in dem Maskenlaufen. Die jungen Burschen stecken sich in eine oft sehr anspruchslose Verkleidung, sie machen die Gesichter mit Ruß und Kohle unkenntlich. In solchem Anzug besuchen sie die Nachbardörfer und ziehen dessen Bewohner mit den überall vorkommenden Neckereien auf, welche eine Gemeinde gegen die andere nach dem Muster der „Kalenburger" zu erfinden pflegt, oft besteht freilich das letzte Wort der Neckerei in einem Faustschlag. Die Gestalten, welche typisch hiebei begegnen, sind außer dem Hanswurst, der Fastnacht-Schimmel, dessen Reiter Niemand anders ist als der oberste der Walhalla-Götter: Odhin. Am häufigsten begegnete derselbe noch vor 20 Jahren im Gebiet von Tölz und Tegernsee; das „Begrabenwerden der Fastnacht" (d. h. einer weiblichen Figur von Papier) in dem Teich oder Brunnen des Dorfes weist übrigens auf jene Feste hin, die den Sieg des einziehenden Frühlings feiern und die wir später noch kennen lernen werden. Die Scherze der Fastnacht werden beendigt durch den Aschermittwoch, an dessen Vormittag die ganze Gemeinde in der Kirche eine feierliche Einäscherung vornimmt, aber an diesen christlich kirchlichen Gebrauch des Morgens schließt sich noch ein Stück Heidenthum in der Sitte, mit dieser Asche des Abends die Felder zu bestreuen, was der Saat ersprießlicher sei als drei Tage Regen und drei Tage Sonnenschein: in der Heidenzeit hatte zu gleichem Zweck die Asche der Opferfeuer gedient.

Im Laufe des Februars wird auch das Ausdreschen des eingebrachten Getreides beendet und es schließt sich daran ein Gebrauch, welcher ebenfalls echt heidnisches Gepräge trägt, denn man liebte in der Urzeit, Eingang und Ausgang aller Arbeit mit symbolischen, den Segen der Götter anrufenden Handlungen zu begleiten. So werden denn auch hier in größeren Höfen reicherer Bauern, wenn der Vorrath allmählich zu Ende geht, alle Hausgenossen, ja auch Nachbarn und Freunde, mit zum Dreschen beigezogen und eine Reihe von heut zu Tage halb verwischten, aber doch noch als heidnisch und symbolisch zu erkennenden, Handlungen knüpft sich an denjenigen, welcher mit der „Drischel" auf das letzte Getreidebündel den letzten Schlag geführt hat. Es heißt von ihm: er hat die „Los" d. h. die Sau, er muß nun

Digitized by Google

diesen letzten Strohbüschel heimlich in die Tenne des nächsten Bauern werfen, der mit dem Ausdreschen noch im Rückstand ist, dieser wird ob seiner Saumsal schwer verhöhnt und heut zu Tage mit Geld gebüßt, früher hatte er den Gegnern eine Mahlzeit zu geben. Deshalb stehn aber die Knechte des Verspäteten, der ein solches Zustecken der „Los" zu fürchten hat, scharf auf der Lauer und, wird, der „Loswerfer" beim Anschleichen entdeckt, so ergeht es nun ihm selbst schlecht, er wird gebunden, in den Brunnengrand getaucht, im Gesicht mit Ruß beschmiert und endlich in seinen hänfenen Ketten dem Hofherrn zurückgeführt. Diese verdunkelten Züge des Festes, die Wassertaufe und die Bestrafung des Ergriffenen, beruhen auf Vermischung mit dem später zu besprechenden Fest des „Wasservogels". Den ächten Charakter des fröhlichen Festes der „Drischel-Henk" kennzeichnet das fröhliche Mahl mit besonderen Fest-Kücheln, welches am Abend alle die Fleißigen versammelt und belohnt, welchen die Feier der nun vollendeten Arbeit zu danken ist: der „Ehrenknecht" aber, der den letzten Schlag geführt, erhält noch obenein zu verzehren das „Losküchel", ein Gebildbrod, welches, oft zwei bis drei Schuh breit, bald mit Wachslichtern besteckt und mit dreschenden Bauern en miniature von Teig besetzt, eine Tenne mit der Drescharbeit darstellt, anderwärts aber — und das ist offenbar, wie der Name besagt, die ältere, ächt heidnische Form, die erst später von der Kirche verändert wurde, ein ebenfalls mit Lichtern besteckes, mit Rosmarin bekränztes Schwein d. h. offenbar den Opfereber, welcher zu dieser Zeit dem Gotte Frô geschlachtet wurde als Dankopfer für die von ihm den Feldern gespendete Fruchtbarkeit, deren Ergebnisse so eben die Drischelhenk offenbar gemacht hat. Von diesem Opferthier erhielt ursprünglich der „Ehrenknecht" das beste Stück. Gerade der Ausdruck „Drischelhenk" beweist das hohe Alter des Gebrauchs, denn die Urzeit liebte es, das bei Seitelegen, zur Ruhe setzen, aufbewahren eines gebrauchten Geräthes nach geschehener Arbeit besonders feierlich, ja sacral vorzunehmen: diese Drischel-Henk ist die Zwillingschwester des uralten „Skaftlegi" der ältesten Frankenzeit, d. h. des feierlichen Actes, mit welchem der vom Heerbann zurückkehrende Franke den Speeresschaft von sich an die Wand legte.

Felix Dahn.

Einzelhaft oder gemeinsame Haft?

(„Die Gefängnißverbesserung und das Strafvollstreckungsgesetz für das deutsche Reich" von Karl Fulda, Kreisgerichtsrath. Cassel, A. Freyschmidt.)

Zu den Materien, deren einheitliche gesetzliche Regelung schon zur Zeit des norddeutschen Bundes in Aussicht genommen war, gehört auch die Straf-

Digitized by Google

vollstreckung. Die Wichtigkeit dieser Materie ist einleuchtend: auch das beste Strafgesetzbuch vermag seinen Zweck nicht zu erreichen, wenn der Vollzug der erkannten Strafen ein fehlerhafter ist. Von jeher haben daher Criminalisten und Menschenfreunde die Frage vom Strafvollzuge einer eingehenden Untersuchung und lebhaften Erörterung unterworfen, die verschiedensten Systeme sind aufgebaut, die Praxis ist der Theorie gefolgt, und namentlich Deutschland zeigt auch hier eine Musterkarte mannichfaltiger Einrichtungen. All' diese verschiedenen Systeme gruppiren sich aber in zwei Classen: die Form der Einzelhaft und die der Gemeinschaftshaft. In dem Verfasser der eingangs erwähnten Schrift tritt uns ein lebhafter Verfechter der ersteren entgegen, der um so mehr Beachtung verdient, als er sich seine Ansicht auf Grund praktischer, in verschiednen europäischen Staaten gesammelter Erfahrungen gebildet hat.

Die Frage vom Strafvollzuge hängt eng zusammen mit der Frage vom Zweck der Strafe überhaupt. Der Verfasser des hier besprochnen Buchs huldigt, wie aus mehreren Stellen desselben (S. 4, 7, 14, 19 u. A.) hervorgeht, der Besserungstheorie, und wir können ihm darin beipflichten, soweit die Besserung des Verbrechers als ein bei der Strafe nebenher zu verfolgender Zweck, nur nicht als Rechtsgrund derselben angesehen wird. Wird nun zugegeben, daß die Besserung des Bestraften durch die Strafe beabsichtigt wird, so fragt es sich ferner: Durch welches der beiden Systeme wird diese Absicht vollständiger und leichter erreicht? Und hier stimmen wir mit dem Verfasser vollkommen überein, daß der Einzelhaft unbedingt der Vorzug zu geben sei. Freilich muß man bei der Bezeichnung „Einzelhaft" nicht an eine völlige Isolirung der Gefangenen denken, wie sie in früheren Jahrhunderten praktisch angewandt ist und jetzt noch vielfach in Romanen spukt; der Sträfling soll nicht vom menschlichen Verkehr überhaupt, sondern nur von dem mit Verbrechern abgesondert werden. Daß bei beständigem Zusammenleben der Gefangenen fast unausbleiblich der bessere durch den verworfeneren verdorben wird, ist nur zu erklärlich und durch die Erfahrung zu oft bestätigt. So nur war es möglich, daß die Strafanstalten in der Einbildung des gemeinen Mannes zu Orten sittlicher Pest und Ansteckung wurden; nicht das Verbrechen allein ist es, das dem Bestraften so sehr erschwert, wieder eine Stellung in der menschlichen Gesellschaft zu gewinnen, sondern nicht minder die Strafverbüßung; mag sich später seine Unschuld herausstellen, in den Augen des gemeinen Mannes bleibt doch etwas haften am Charakter dessen, der „gesessen hat". Es ist ja auch unvermeidlich, daß bei täglichem Verkehr mit verdorbnen Subjekten auch der Besserungsfähige immer tiefer sinkt; und daß diese Thatsache auch von den Anhängern der gemeinsamen Haft anerkannt werden muß, das zeigen die Abarten dieses

Digitized by Google

Systems, das Auburn'sche Schweig- und das Classifikationssystem. Man suchte durch unnatürliche Mittel den Verkehr zwischen den Sträflingen unmöglich zu machen und schärfte den Aufsehern ein, genau Acht zu haben auf Worte und Geberden der Gefangenen (Rawiczer Reglement von 1835); aber statt den beabsichtigten Zweck zu erreichen, machte man das Uebel nur schlimmer; die Gefängnisse wurden zu einer Schule der Heuchelei, die geschickteren und geriebneren Sträflinge lernten bald, den Argusaugen der Aufseher zu entgehen, die ungeschickteren verfielen den Disciplinarstrafen und wurden dadurch nur erbitterter, weil der letzte Rest von Rechtsgefühl in ihnen ertödtet ward.

Wie anders ist das Alles bei richtig angewandter Einzelhaft! Den Einwand, daß die letztere gesundheitsgefährlich sei, weist der Verfasser (S. 11) durch die statistische Thatsache zurück, daß bei der gemeinsamen Haft die Sterblichkeit 4,14% der täglichen Durchschnittszahl, bei der Einzelhaft nur 2,40% beträgt. Auch Geisteskrankheiten sind, wie statistisch erwiesen, bei der Trennungshaft nicht häufiger als bei der gemeinsamen. Dazu kommt, daß sich in der Zelle die Gedanken des zu Bessernden viel mehr sammeln können, daß die „Ordnung, die wahrhaft menschenfreundliche, die Individualität der Sträflinge möglichst berücksichtigende Behandlung, die Fürsorge für zweckmäßigen Schul- und Religionsunterricht" (S. 14) nur hier möglich ist. Auch die technische Ausbildung des Gefangnen wird in der Zelle besser erreicht, als bei der Arbeitstheilung, die mit der Gemeinschaftshaft verbunden ist.

Wie gesagt, liegt eine völlige Isolirung nicht in der Absicht. In der Anstalt zu Bruchsal erhalten die Sträflinge täglich mindestens viermal Besuch von den Anstaltsbeamten, Geistlichen, Aerzten und Lehrern, sowie von Verwandten und Bekannten (S. 38). Außerdem ist das Einerlei der vorgeschriebenen Arbeit unterbrochen durch täglich zwei Spaziergänge von einer halben Stunde, wöchentlich drei Stunden Schul-, und drei Stunden Kirchenbesuch. Aehnliche Einrichtungen finden sich im Zellengefängniß zu Moabit. Ihre segensreiche Wirksamkeit beweist der Erfolg.

Freilich wird dazu als unerläßliche Ergänzung noch ein Zweites erfordert — die richtige Wahl in den Personen der Anstaltsbeamten. Mit Recht empfiehlt Fulda (S. 22) das Verfahren der königl. bayerischen Regierung, wonach nur geprüfte Rechtspraktikanten zu den höheren Stellen bei der Gefängnißverwaltung zugelassen werden, wogegen in Preußen die Direktionsstellen vielfach als Ruheposten für ausgediente Offiziere und sogar Feldwebel betrachtet wurden. Der Beruf des Strafanstaltsdirectors ist einer der ernstesten und schwersten, er erfordert die ganze Hingabe des Mannes, eine seltene Vereinigung von Energie und Humanität. Spielhagen hat uns

Digitized by Google

das Ideal eines Zuchthausdirectors in seinem „Hammer und Amboß" geschildert; leider hat oft die Wirklichkeit diesem Ideal nicht entsprochen. — Nächst der Wahl des Directors ist die des Anstaltsgeistlichen sehr wichtig. Nicht Zeloten, die das Herz des Verbrechers zerknirschen wollen, braucht man im Gefängniß, sondern Männer, in denen der Sträfling Tröster und Vermittler der göttlichen Gnade sieht. — Zur Heranbildung niederer Gefängnißbeamten fordert der Verfasser (S. 22) die Errichtung von Unterrichtsanstalten.

Was die Arbeiten der Gefangenen betrifft, die in der Regel industrieller Natur sind, so stimmen wir dem Verfasser (S. 31) bei in dem Verlangen nach gleichem Lohn für die Gefangenen wie für die freien Arbeiter, um die Concurrenz zu vermeiden, die für die letzteren aus der ungebührlich billigen Gefängnißarbeit entsteht. Die Einnahme wird zunächst verwandt, um die Bedürfnisse der Anstalten zu bestreiten, ein Theil wird den Gefangenen reservirt bis zu ihrer Entlassung, auch empfiehlt es sich, ihnen eine Kostverbesserung zu ermöglichen. Sehr wichtig ist ferner die Sorge für einstweilige Unterkunft der entlassenen Gefangenen, damit sie nicht arbeitslos rückfällig werden.

Auch was der Verfasser über Lage (S. 17) und Bauart (S. 18) der Gefängnisse sagt, ist der Beachtung werth. Mit Recht wendet er sich auch, nachdem er die falsche Humanität bekämpft hat, gegen die Gegner der wahren, die von einer Verbesserung der Lage der Gefangenen Vermehrung der Rückfälle fürchten, weil der entlassene Sträfling sich nach dem Zuchthaus zurücksehnen würde. Der wahrhaft gebesserte wird auch die Freiheit zu schätzen wissen. Ueber die Abschreckungstheorie sollten wir hinaus sein.

Eines wird freilich nicht in Abrede gestellt werden können. Die Durchführung der Einzelhaft wird bedeutende finanzielle Opfer erfordern. Aber dergleichen Rücksichten müssen schweigen, wo höhere sittliche Interessen im Spiel sind, und wenn die Trennungshaft zur Verminderung der Rückfälle beiträgt, so ist sie auch finanziell zu empfehlen.

Zum Schluß sei noch an unsere Statistiker die Bitte gerichtet, die Zeit bis zum Erlaß des Reichsgesetzes zum Sammeln zuverlässigen Materials zu benutzen, damit die wichtige Frage vom Strafvollzuge nicht nach Parteirücksichten entschieden werde, sondern das praktisch Bewährte von den Gesetzgebern gewählt werde. H. D.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Leitung der Universitäten in Preußen. Aus Berlin. — Es ist nicht allein der Abgang Theodor Mommsens von hier nach Leipzig, welcher

Digitized by Google

die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die Leitung der preußischen Universitäten augenblicklich mehr als seit längerer Zeit richtet. Bekanntlich wird der langjährige Referent im Cultusministerium für die preußischen Universitäten, der Geheime Oberregierungsrath J. Olshausen, von nächstem Frühjahre an in den verdienten Ruhestand treten und schon weilt hier der zum Nachfolger desselben auserkorene Professor Dr. Göppert aus Breslau, ein, wie man hört, vielseitig gebildeter Jurist, um von seinem Vorgänger in sein Amt eingeführt zu werden. Da es zu einer erfolgreichen Führung des preußischen Universitätswesens nicht nur auf eine genaue Kenntniß des Personalbestandes der Lehrkörper der neun preußischen Universitäten ankommt, sondern der betreffende Referent im Cultusministerium auch eine mehr als nur oberflächliche Kenntniß des gesammten Gelehrtenstandes in Deutschland, der Schweiz, Oesterreich und Rußland (Dorpat) haben muß, um die Zweckmäßigkeit von Berufungen und die Modalitäten, unter denen dieselben stattzufinden haben, prüfen zu können, so wird es leicht erklärlich gefunden werden müssen, daß ein neuer Referent für die preußischen Universitäten im Cultusministerium schon in dieser Beziehung gar viel von seinem Antecessor zu lernen haben wird. Aber es handelt sich bei der Leitung des Universitätswesens nicht allein darum, glückliche Berufungen zu machen. Der Referent muß nicht nur einen Ueberblick über das ihm eventuell zur Verfügung stehende Personal haben. Noch nöthiger thut ihm ein Verständniß für die Bedingungen, unter denen allein die deutschen Professoren ihrer doppelten Aufgabe, die Wissenschaften der studirenden Jugend zweckentsprechend vorzutragen und dieselben durch selbstständige eigene Studien zu fördern, nach wie vor gerecht werden können. Dazu ist eine Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der wissenschaftlichen Institute an den verschiedenen Universitäten und der Aufgaben, welche heutigen Tages an dieselben gestellt werden, erforderlich. Jedermann sieht: ein Mann der im preußischen Cultusministerium das Referat über neun Hochschulen übernimmt, muß ein sehr umfassend gebildeter Gelehrter sein, wenn er die ersten Bildungsstätten unserer Jugend so verwalten will, daß sie den Anforderungen der Gegenwart entsprechen, von dem allerdings berechtigten und wiederholt ausgesprochenen Verlangen ganz abgesehen, daß die preußischen Universitäten, und vor Allen die hiesige, die übrigen deutschen Hochschulen durch die Vortrefflichkeit sowohl ihrer Lehrkräfte als ihrer Institute überragen sollen.

Wird Ein Referent, und sei er auch ein noch so umfassend und tüchtig gebildeter Gelehrter und ein noch so praktischer, gewandter Verwaltungsbeamter, eine solche Aufgabe bewältigen können? Schon vor dem Jahre 1866 glaubte man allgemein, daß der Referent im Cultusministerium für die Universitäten und Akademieen zu Münster u. s. w., der Arbeit genug habe,

by Google

wenn er sein Amt, ohne sich von ihm nahelebenden Sachverständigen ganz abhängig zu machen, selbständig verwalten wolle. Nun hat er aber seit jener Zeit noch das Referent über drei Universitäten dazu bekommen, wodurch die Ansprüche an seine Arbeitskraft um mehr als ein Drittel gewachsen sind. Denn die große Universität Göttingen, welche in das Ressort der preußischen Unterrichtsverwaltung gefallen war, erforderte schon aus rein politischen Gründen eine sehr aufmerksame Pflege und die beiden kleinen Hochschulen Marburg und Kiel, welche gleichfalls preußisch wurden, waren von den früheren Regierungen so wenig zweckentsprechend behandelt worden, daß wenn man dieselben überhaupt fortbestehen lassen wollte, für sie gar Viel geschehen mußte. Man wird es gewiß der Leitung unseres Unterrichtswesens nur danken können, daß sie den mancherlei Stimmen, die sich für Verminderung der preußischen Universitäten, beziehungsweise für die Verlegung der Universitäten Kiel und Marburg nach größeren Städten (Hamburg und Frankfurt) ausgesprochen haben, nicht nachgegeben, sondern für Hebung der drei jüngsten preußischen Hochschulen alles Mögliche aufgeboten hat. Aber die Arbeit des Referenten für die Universitäten im Cultusministerium ist dadurch allein gegen früher fast um das Doppelte gewachsen. Und wenn man nun noch in Anschlag bringt, daß seitdem durch die Gründung der Universität Straßburg, durch die ganz außerordentliche Fürsorge, welche die sächsische Regierung ihrer Universität Leipzig zuwendet, durch die Pflege, die seit neuerer Zeit die deutsche Wissenschaft in Oesterreich in erhöhtem Maße erfährt, eine Bewegung unter die deutsche Gelehrtenwelt gekommen ist, wie dieselbe sie wohl noch nie erfahren, daß ferner jetzt gerade lange zurückgestellte Anforderungen der Wissenschaft an den verschiedensten preußischen Universitäten im Betreff von allen möglichen naturwissenschaftlichen und mediciniſchen Instituten, Bibliotheken u. s. w. keine dilatorische Behandlung mehr vertragen und in Folge der so außerordentlich günstigen Finanzlage unseres Staates und des über allen Zweifel erhabenen guten Willens des gegenwärtigen Cultusministers ihrer Befriedigung entgegengehen, so wird man gewiß nicht allzu viel Widerspruch erfahren, wenn man gerade für den Augenblick die Stelle eines Referenten für Universitätsangelegenheiten als eine außerordentlich Arbeits- und Verantwortungsreiche hinstellt, für die kaum die Kräfte Eines Mannes ausreichen dürften. Es ist nun gewiß sehr erfreulich, wenn sich ein Mann findet, der diese Arbeitslast auf seine Schultern zu nehmen bereit ist. Aber es steht doch zu befürchten, daß er derselben entweder bald erliegt, oder nicht nur er sondern auch die preußischen Universitäten die Folgen dieser Ueberbürdung zu tragen haben werden. Und doch wäre denselben wohl vorzubeugen, ohne daß dadurch dem Staate erhöhte Kosten erwüchsen.

Digitized by Google

Von den neun preußischen Universitäten haben drei besondere und nur zu dem Zwecke, den Minister an der Universität zu vertreten, angestellte Curatoren. Es sind dieses Bonn, Halle, Göttingen. In den Universitätsstädten, die Provinzialhauptstädte sind, in denen sich der Sitz des Oberpräsidiums befindet, in Königsberg, Breslau und Kiel, sind die Oberpräsidenten mit der Wahrung der Curatorialbefugnisse betraut. Die Universität Berlin steht unmittelbar unter dem Cultusministerium, in Greifswald verwaltet ein Professor die Curatorialgeschäfte als Nebenamt, wie dieses auch früher in Bonn und Halle der Fall war, und in Marburg sind, nachdem das Abgeordnetenhaus die Gelder für den dorthin ernannten Curator gestrichen hat, die Curatorialgeschäfte interimistisch dem jeweiligen Rektor und einem Professor zugewiesen. Das Abgeordnetenhaus hat sich der Beamtencategorie der Universitätscuratoren überhaupt stets abhold erwiesen und in der That leiden die Curatoren der einzelnen Universitäten ganz im Gegensatze zu dem Referenten in dem Cultusministerium für gewöhnliche Zeiten an einer Geschäftserleichterung, welche im umgekehrten Verhältnisse zu ihrem Gehalte und der Stellung steht, die sie der betreffenden Universität hier und da fühlbar zu machen geneigt sind. Voreilig zwar wäre der Schluß, daß, weil diese oder jene Universität, die keinen besonderen Curator hat, doch nicht schlechter gedeihe als eine andere, die mit einem solchen Beamten beglückt ist, besondere Universitätscuratoren ganz überflüssig seien. Denn wenn es allerdings Oberpräsidenten geben mag, die das Interesse der ihnen anvertrauten Universität geschickter zu wahren im Stande sind als manche Curatoren ex professo, so werden doch in den meisten Fällen die Universitäten bei einem besonders bestellten Curator mehr Verständniß für ihre Bedürfnisse finden, als bei einem Oberpräsidenten, der vielleicht selbst niemals eine Universität besucht hat. Indeß es zeigt doch allein schon die Thatsache, daß man die ad hoc ernannten Universitätscuratoren hier und da für nicht geeigneter hält, die Interessen der Hochschule zu wahren, als hohe Staatsbeamte, welche das Curatorium als Nebenamt verwalten, daß es lediglich von den betreffenden Persönlichkeiten abhängt, welchen Einfluß sie ausüben, daß es also im Wesentlichen irrelevant ist, ob besondere Curatoren angestellt sind, oder diese ihr Amt als Nebenstelle verwalten. Da man ja auch bald Universitätsprofessoren allein, bald in Verbindung mit dem jeweiligen Rektor die Versehung der Curatorialgeschäfte aufgetragen hat, dann aber wieder ohne weiter ersichtlichen Grund an denselben Universitäten, an denen dieser Modus bestanden hatte, besondere Curatoren ernannt hat, so ergiebt sich aus alledem, daß an der entscheidenden Stelle bisher keine feststehenden Ansichten in der Curatorialfrage geherrscht haben. Auch wir maßen uns nicht an, dieselbe hier und heut zu erledigen.

Digitized by Google.

Man kann nun aber der Ansicht sein, daß, wenn auch bei allen neun preußischen Universitäten durchaus keine Uniformität in der Verwaltung und Leitung derselben zu herrschen nöthig habe, doch eine größere Gleichmäßigkeit, in der Behandlung derselben nicht schaden könne. Denn selbst wenn zugegeben sein wird, daß, obwohl principiell keine preußische Universität vor der anderen einen Vorzug haben soll, den Verhältnissen, wie sie sich einmal historisch herausgebildet haben, doch Rechnung getragen werden muß, daß man also z. B. für die Besetzung einer Professur an einer der größeren Universitäten sich nach anderen Kräften umzusehen haben wird, als wenn es sich um die Berufung an eine der kleineren Universitäten handelt, so wird doch auch einzuräumen sein, daß wenn fortgefahren wird, einzelne Lieblingsuniversitäten in dem Maße zu bevorzugen, wie dieses in dem letzten Jahrzehnte und theilweise ohne allen Erfolg geschehen ist, die übrigen, stiefmütterlicher behandelten sich nicht nur nicht auf ihrer gegenwärtigen Höhe behaupten, sondern zurückgehen werden. Diese ungleichmäßige Behandlung sowie alle die Schwierigkeiten in der Leitung der preußischen Universitätsangelegenheiten, welche bisher angedeutet sind, würden aber zum guten Theile wegfallen, wenn man sich entschlösse, in das Kultusministerium mehrere, drei, Referenten für die Universitäten zu berufen und einem jeden derselben mehrere Universitäten zum besonderen Referat zu übertragen. Ein solcher Referent könnte die Institute, das Lehrpersonal ꝛc. der ihm besonders unterstellten Universitäten seinem Chef persönlich vortragen. Dann bedürfte es der Curatoren an den einzelnen Universitäten nur in soweit, als zur Ausführung der Ministerialbeschlüsse an Ort und Stelle eine Persönlichkeit nöthig ist, welche das Vertrauen des Ministers besonders genießt und die die laufenden Geschäfte sachkundig besorgt. Eine solche Persönlichkeit wird sich aber an jeder Universität finden lassen, und wenn der jeweilige Rektor gleichsam als Vertrauensmann der Universität neben diesen Untercurator die an sich nicht zu wichtigen Geschäfte mit demselben zu theilen hätte, so würde auf diese Weise eine ganze Reihe von Unannehmlichkeiten, welche eine einheitliche Leitung der Curatorialgeschäfte für die Universitätsmitglieder leicht zur Folge haben mag, vermieden werden.

Und wenn man nun bei der Auswahl der Ministerialreferenten Rücksichten auf die verschiedenen Gebiete des Wissens in der Weise nähme, daß man z. B. einen vorzugsweise naturwissenschaftlich-medicinisch, einen juristisch-nationalökonomisch und einen historisch-philologisch gebildeten Gelehrten zu Referenten bestimmte, welche dann bei Entscheidung über Anlage von Instituten, bei Berufungen ꝛc. ihr fachmännisches Urtheil für sämmtliche Universitäten abzugeben hätten, glaubt man nicht, daß eine solche Einrichtung ihre unleugbaren Vorzüge vor der gegenwärtigen haben werde? Wir möchten

y Google

wenigstens diese hier nur flüchtig skizzirte Idee bei Berathung des zukünftigen Unterrichtsgesetzes zur Erwägung stellen. g.

Reichslandesbericht; vom Oberelsaß. — Während einzelne Correspondenten über den Elementarlehrerstand in den Reichslanden Ungünstiges berichten und vor Allem den Widerstand der den geistlichen Verbindungen angehörigen Glieder desselben erwähnen, wird in der officiellen Straßburger Zeitung und in andern Correspondenzen der Regierung über die Fortschritte in der Organisation und Hebung dieses freilich so wichtigen Mittels zur Germanisation der Reichslande ein Lob gesungen. Mit einigen Vorbehalten wird man letzterer Ansicht beipflichten müssen, wenigstens dann, wenn man nicht zu jener Sorte von Tagespolitikern gehört, welche sofort Erfolge und daher Ueberstürzung verlangen. Aus diesen Kreisen ertönen auch die meisten Beschwerden darüber, daß die Regierung nicht mit den altfranzösischen Beamten tabula rasa gemacht, sondern den Uebertritt derselben — oft nicht ohne sich durch übereilte Anträge stark zu compromittiren — möglichst befördert hat und nun denjenigen Schwierigkeiten, welche sich aus dem Zurückhalten dieser von der ligue d'Alsace monatelang dem öffentlichen Hasse denuncirten Personen in geschäftlichen und socialen Beziehungen ergeben, nicht Herr werde. Um bei den Elementarlehrern zunächst zu bleiben, so würde eine massenhafte Auswanderung oder Entlassung derselben den Schulunterricht fast völlig haben aufhören machen. Wir lesen ja fast täglich, daß allein in Preußen noch Tausende von Lehrerstellen unbesetzt sind. Sollte nun die Regierung der Reichslande diesen Mangel noch vergrößern, indem sie noch verschiedene Hunderte nach demselben berief? Wichtiger aber von unserm Standpunkte aus war, daß ihr kaum gelungen sein würde, deren eine größere Anzahl zu gewinnen, denn auch nach der bereits durch die Deutschen erfolgten verhältnißmäßig bedeutenden Gehältererhöhung betragen dieselben doch nur 700—1500 Franken. Der Verwaltung muß die Anerkennung gezollt werden, daß es ihr trotzdem geglückt ist, manche recht tüchtige deutsche Lehrerkraft herüberzuziehen, und man muß letzteren den Dank aussprechen, daß sie trotz ungünstiger Verhältnisse in freiwilliger Aufopferung für das ihnen vorschwebende Ideal sich als Keil und Sauerteig haben gebrauchen lassen. Indem der bei weitem größte Theil der Lehrer in den annektirten Landen verblieb, war es aber nicht nur möglich, den Schulunterricht fast ohne Unterbrechung fortdauern zu lassen, sondern man behielt auch Elemente, welche bereits Land und Leute, deren Gewohnheiten und Gesetze kannten. In dieser Hinsicht soll nur angedeutet werden, daß in vielen Gemeinden, vor allem Lothringens, der Lehrer häufig die einzige Person ist, welche im Stande ist, die in der Gemeindeverwaltung erforder-

Digitized by Google

lichen Correspondenzen, und namentlich auch die den meisten deutschen Lehrern ja noch völlig fremde Führung der Civilstandsregister zu übernehmen, wobei denn auch wieder das Verständniß der alten französischen Gesetze und Reglements noch für Jahre unvermeidlich sein wird. Freilich im großen Ganzen bestand der weitere Werth der übernommenen Lehrer wesentlich in ihrer Gefügigkeit, einer Eigenschaft, welche sie mit der bei weitem überwiegenden Masse des Volkes theilten. Der Lehrer war aber das Organ, durch welches der Unterpräfekt, der von demselben lediglich abhängige Maire und der Pfarrer, von denen wenigstens die katholischen auf den Unterpräfekten oft bestimmend wirkten, die übrige Bevölkerung regierte, ihnen die Wünsche kund gab und die Abstimmungen leitete. Mit seinem erbärmlichen Gehalt in häufig den Einfall drohenden Wohnungen mußte der Lehrer stets bemüht sein, mit diesen drei Herren auf gutem Fuß auch dann zu stehen, wenn dieselben ja einmal unter sich nicht einig sein sollten.

Abgesehen von der Gehaltserhöhung sind nun vor Allem folgende Resultate der deutschen Schulverwaltung zu constatiren. Zunächst sind die freigewordenen Stellen wieder besetzt und in diesem Winter wenigstens dürfte keine Gemeinde sein, in welcher nicht Unterricht ertheilt wird. Dem war freilich bisher an manchen Orten der Fall. Nicht nur die Auswanderung, ja vorher schon der Krieg ließen viele Stellen erledigen; es galt auch, nachdem die Kreisschulinspectoren einmal mit ihrem Personal vertraut waren, diejenigen Elemente zu entfernen, welche, sei es wegen Alters, wegen geistiger Schwäche, mitunter aber, jedoch selten, wegen Trotzes absolut unfähig waren, von der deutschen Verwaltung beibehalten zu werden. Nur allmählich und mit schonender Hand mußte eine Reihe von Versetzungen vorgenommen werden, welche dadurch geboten wurden, daß die französische Verwaltung in letzter Zeit Lehrer, welche des Deutschen völlig unkundig waren, in Gemeinden versetzte, in denen noch im Jahr 1870 schwer war, Gemeindeglieder zu finden, welche französisch sprachen. Dieselben sind jetzt in Lothringen angestellt, woselbst sie nunmehr nicht mehr ganz unfähig sind, den Bewohnern desselben die ersten Elemente der deutschen Sprache beizubringen. Endlich galt es auch den Lehrern und Lehrerinnen der religiösen Orden ihre Stellen zu entziehen, nachdem einmal die moderne Entwicklung deren Entfernung verlangte. Die Schwierigkeiten lagen dabei nicht nur im Zusammenhang dieser Maßregel mit dem Kampfe des deutschen Reiches gegen den Ultramontanismus, sondern auch in der theilweisen Beliebtheit derselben und vor Allem in der Thatsache, daß in manchen Kantonen bis zu zwei Drittel der Stellen mit solchen Kräften besetzt waren. Man konnte aus letzterem Grunde bisher nur einige Kategorien als solche entfernen, noch manches Jahr wird vergehen, ehe namentlich die genügende Zahl weltlicher Lehrerinnen

Digitized by Google

ausgebildet sein wird. Man vergesse nur nicht, daß trotz aller Bemühungen der Verwaltung in jedem Kreise immer noch mindestens fünf Stellen unbesetzt sind. Unter den Schulbrüdern und Schulschwestern sind nun zwar fast ausschließlich diejenigen Elemente zu finden, welche im Gehorsam gegen die Geistlichkeit den französischen Sympathien Vorschub leisten, wie die Zeitungen davon Beispiele berichtet haben; im Allgemeinen muß man jedoch, wie schon früher erwähnt, constatiren, daß dieselben meist den Intentionen der Schulinspectoren williger entgegenkommen, als der Pfarrer wünscht. Die Mutterinstitute haben auch ganz gern die Erhöhung der Gehälter acceptirt, von der sie in Folge der Stellung der Glieder des Ordens zu demselben mit profitiren und da die Regierung mit dem größten Theil derselben sich wegen wenigstens vorläufiger Besetzung von Stellen direkt in Verbindung setzt, so ist ihnen jetzt die freilich den Gemeinden sehr angenehme Mühe erspart, durch Ablassen der Lehrerkraft unter dem gesetzlichen Gehalt sich die Lehrerstellen in denselben zu erwerben, resp. zu erhalten. Im Bedarfsfalle wird man eben noch lange auf sie zurückgreifen müssen, da die Zahl der Lehrerstellen in Folge der immer mehr zur Wahrheit werdenden allgemeinen Schulpflicht bedeutend in den nächsten Jahren vermehrt werden muß. Ebenso wie der Widerstand — freilich nur passiver — gegen diese, schwindet wenn auch langsamer der gegen die Bestrebung der Verwaltung, ordentliche Schulhäuser zu errichten, resp. dieselben vorschriftsmäßig einzurichten. Speciell in Deutschlothringen, wo die Gemeinden kleiner und ärmer sind, auch durch den Krieg mehr gelitten haben, als im Elsaß, ist in dieser Hinsicht noch viel zu geschehen, aber man sieht doch schon an vielen Orten durch die Energie der Kreisdirectoren neue Gebäude entstehen.

Bedenkt man nun, daß manche Schulinspectionsbezirke bis an 100 Gemeinden zählen, daß es galt, die ebenerwähnte Thätigkeit in vollkommen neuen Verhältnissen, auf Grund bisher unbekannter Gesetze in politisch erregter Zeit durchzuführen, so begreift sich, daß die Arbeit der Schulinspectoren groß genug ist, um selbst die tüchtigsten Arbeiter bei größter Begeisterung zu erschöpfen. Dazu tritt aber die nicht minder wichtige Aufgabe: das vorhandene Material, namentlich die übernommenen Lehrer erst noch auszubilden. Schon früher habe ich darauf hingewiesen, daß die in den letzten zwanzig Jahren angestellten Lehrer auf französischen Seminarien der deutschen Methode nicht nur, selbst der deutschen Sprache entfremdet sind; daneben gilt es denn aber auch sich mit volländig neuen Lehrstoffen bekannt zu machen z. B. deutscher Geographie und Geschichte. Die monatlichen Conferenzen der Schulinspectoren gelten: diesen Studien die nöthige Leitung zu geben; außerdem werden in den Ferien jedesmal eine Anzahl von Lehrern zu besonderm Cursus einberufen. Diese Maßregeln haben sich recht gut bewährt; der Eifer

Digitized by Google

den gestellten Erwartungen zu entsprechen ist erwacht und die Erwartung ist begründet, daß in nicht allzu ferner Zeit der Lehrerstand der Reichslande dem der altdeutschen Bezirke an Bildungseifer, Standesbewußtsein und Selbständigkeit ebenbürtig zur Seite stehen wird; natürlich noch manch altes Haus ist zu beseitigen und der noch auf den Seminarien befindliche Nachwuchs muß erst in Dienst getreten sein.

Bei Darstellung der Schwierigkeiten, welche der Entwicklung des Schulwesens sich bieten, ist es aber auch angebracht, der Erfolge zu gedenken, welche zum Theil der Schule zu danken sind. Zu denselben ist namentlich zu rechnen das rasche Wiederumsichgreifen der deutschen Sprache und das Verdrängen der französischen. Welche Fortschritte in dieser Hinsicht gemacht sind, begreift man namentlich, wenn man sich der ersten Zeiten der Occupation erinnert, und so mancher Landwehrmann, welcher damals in Straßburg, Colmar, Mülhausen, ja selbst in den lothringischen kleineren Städten lag, wird sich bei einem erneuten Besuch daselbst wundern über die Verbreitung der deutschen Rede; die deutschen Liedertexte — die Melodien waren überhaupt nicht verschwunden, nur mit Regierungshülfe eine französische Uebersetzung eingeführt — hört man bereits überall in den Vogesenthälern; es soll hierbei das Verdienst unsrer braven Schwarzwälder Leierkastenfabrikanten nicht geschmälert werden, welche nur deutsche Melodien setzen, und so pfeift denn selbst der echt französische Gamin endlich fast unbewußt das täglich auf der Straße hörbare Preußenlied. — Neben der Disciplin und dem Ordnungssinn, den die allgemeine Schulpflicht bei strenger Durchführung hier verbreitet, sei noch die Beruhigung der Gemüther erwähnt. Das Fernhalten der Lehrer und Schulen von politischen Angelegenheiten wirkt sicherlich günstig.

Freilich ebenso wenig, wie der Lehrer allein Sadowa erfochten hat, hat die Schule allein diese Resultate erzielt. Die Auswanderung vieler Nationalfranzosen sowie der unruhigen Elemente bei Gelegenheit der Option wirkt ebenso, wie die Anwesenheit vieler Deutschen, Kaufleute, Soldaten, Beamten. Indem die französischen Beamten bis zu den untersten Stellen den hiesigen Dienst verließen, zwangen sie die Regierung in dieselben, welche auf fortwährenden Verkehr mit dem Publicum angewiesen sind, Deutsche zu berufen und so hat jeder Cantonsort eine Colonie von mindestens 6 bis 8 altdeutschen Beamten. Die Regierung dringt jetzt auch mit größerer Energie auf Durchführung des Deutschen als Geschäftssprache; freilich giebt so mancher Bürgermeistereibericht oder Notariatsact Zeugniß von den Schwierigkeiten, sich derselben zu bedienen. Die Verwaltung kann jetzt auch bereits bemerken, daß die Einwohner allmählich beginnen, sich an den Localinteressen, deren Discussion und Erledigung zu betheiligen. Freilich sind wir noch weit da-

Digitized by Google

von entfernt, daß die Verhandlungen von Gemeinde- und Kreisräthen den Betheiligten auch nur eine Spur von der Theilnahme erwecken, welche den betreffenden Verhandlungen bei uns zu Theil wird. Man muß sich eben erst einmal an den Gedanken gewöhnen, daß die selbstgewählten Vertreter — und nicht der Präfect oder Unterpräfect — eine entscheidende Stimme dabei haben. Die den Gemeinden jetzt eingeräumte Selbständigkeit ist daher bisher meist den Maires zu Gute gekommen. Etwaigen Mißbräuchen konnte die Regierung leicht entgegentreten, da die französischen Gesetze ihr allerlei Mittel dazu geben. Das communale Interesse ist hier noch so wenig entwickelt, daß vorläufig keine Aussicht ist: die Elsaßlothringer würden sich um die preußische Städteordnung bemühen. Als Stein die seine erließ, war es vielleicht in Preußen nicht anders, wenigstens behauptet die Geschichte, daß erst aus derselben der Gemeingeist wieder erwacht sei. Wir erwarten dasselbe für Elsaßlothringen von Aufhebung der rein die Verwaltungswillkür statuirenden französischen Gesetze. Wir glauben aber, daß diese Maßregel nicht allzusehr drängt, denn in einer politischen Uebergangs- und Kampfperiode ist doch die Beseitigung selbst solcher Gesetze zeitweilig bedenklich, über welche unser großer Staatsmann ein mindestens ebenso hartes Urtheil als über das Dreiklassensystem aussprach, indem er ihnen die pariser Commune zur Last legte.

Das parlamentarische Intriguenspiel in Versailles mit dem Schlußeffect einer bedingungslosen militärischen Dictatur des Triumphators von Wörth hat ebenfalls wieder beigetragen, die Elsaßlothringer in ihren Anschauungen über Frankreich aufzuklären. Es ist nicht allein die Enttäuschung, daß die große Nation sich gegen jeden früheren Gebrauch Umwälzungen der Regierung ohne einige Straßenkämpfe und Kartätschenschüsse gefallen läßt. Da man dem Parteigetriebe, den fortwährenden Agitationen der Ultramontanen, Monarchisten, Republicaner und Radicalen ferner steht, weil die maßgebenden Fragen doch immer nur auf kurze Zeit gelöst werden d. h. die neuen Regenten doch kaum bis zum Revanchekrieg aushalten werden, so schaut man bereits etwas unparteiischer auf den Wirrwarr und kommt so zu der rascheren Erkenntniß von den Fehlern und Irrthümern jeder Partei in ihrem Vorgehen, die ja der eigentliche Parteimann während desselben fast nie findet. Die Pfarrer, welche endlich den Moment gekommen glaubten, wo die von ihnen seit drei Jahren geweissagte Thronbesteigung Heinrich's V erfolgen würde, finden nunmehr selbst Mißtrauen in den Kreisen, welche ihnen auf das Wort glaubten, daß der heilige König gleich nach seiner Salbung unter Führung der heiligen Jungfrau das Elsaß wieder besetzen werde. In Folge dieser vielfachen Enttäuschungen, die Frankreich bereitet, fangen denn nun die Elsaßlothringer selbst in den katholischsten Kreisen an, an die längere Dauer

Digitized by Google

des Friedens zu glauben. Man kann im Allgemeinen sagen, daß jedes Ereigniß in Frankreich, welches den offenbaren Beweis lieferte, daß man dort noch keineswegs in der Lage ist, sich wirklich zu regeneriren, die hiesigen Einwohner immer mehr mundtodt gemacht hat. Der Gedanke, daß es eigentlich Sache jedes Patrioten ist, für den Revanchekrieg Alles vorzubereiten, was in des Einzelnen Kräften steht, hat eigentlich nie bei den Elsaßlothringern besondern Anklang gefunden, wenigstens nicht mehr seitdem man nutzloser Weise in den Francstireurschaaren der Vogesen sein Blut geopfert hatte. Die deutschen Behörden haben von Anfang an berichten können, daß sie bei der Bevölkerung nur wenig Widerstand fanden; zwar fehlte es nicht an Demonstrationen wie z. B. seitens des Straßburger Gemeinderaths oder seitens der Eidesverweigerer beim Zusammentritt der Kreis- und Bezirkstage oder wie die Erscheinungen der Jungfrau; aber die Gelegenheit und Ausführung war stets eine ungeschickte, weil man einen ernsten Conflict vermeiden wollte, und dieselben erlangten nur dann Bedeutung, wenn die Regierung nicht gleich zu Anbeginn Energie zeigte; selbst der passive Widerstand fand stets wenig Anhänger, wie die Wahlbetheiligungen beweisen. Die Elsaßlothringer glauben es den Wälschen überlassen zu müssen sich das so herrliche, von den zwei mächtigsten Nationen begehrte Land wieder zu erobern und in der Ueberzeugung von der Kostbarkeit eines solchen Streitobjectes wähnten sie, daß Frankreich sich schleunigst reconstituiren und zur Fortsetzung des Kampfes rüsten werde, daß dasselbe nur von dem Gedanken Elsaßlothringen wieder zu gewinnen beseelt, sich wenig um Republik oder Monarchie streiten werde, so lange nicht dieses Ziel erreicht sei. Es ist daher nicht nur eine Kränkung des hier erwachenden Stammesbewußtseins, wenn selbst das gradezu lächerliche Hervortreten der früheren Deputirten zur Nationalversammlung keinen Anklang findet, wenn von Elsaßlothringen kaum, ja selbst Revanche nur schwach gepredigt wird. Wie ruhig und gleichgültig im Vergleich zu früheren Zeiten wird jetzt in den „brasseries“ von Frankreich, der Annexion und den Prussiens gesprochen! Es ist nicht zu verkennen, daß man anfängt, sich von Frankreich verlassen oder in hiesiger Denkform zu sprechen, verrathen zu glauben. Wie weit dieses Gefühl überhand nehmen, oder ob es der jetzt ziemlich schwachen französischen Agitation gelingen wird, es noch im Keime zu ersticken, das wird im Wesentlichen von Frankreich, vielleicht aber vorläufig nur zum geringen Theil von dem Auftreten der elsaß-lothringer Deputirten im Reichstage abhängen. Vorläufig ist unzweifelhaft, daß der Gedanke an Frankreich und die Beziehungen und Verpflichtungen zu demselben viele Landesbewohner in ungemüthliche Stimmung versetzt. Aeußere Beweise sind neben der bereits erwähnten gleichgültigeren Auffassung der Pariser Nachrichten eine Reihe täg-

Digitized by Google

licher kleiner Erscheinungen im gewöhnlichen Leben. So verschwinden z. B. die blauweißrothen Abzeichen an Kleidern, in den Läden u. s. w. immermehr, die französischen Soldaten, welche sich in Uniform zeigen, werden nirgends mehr beachtet oder fremd angeschaut; an den „nàtionalen Trauertagen" wie den Tagen der Capitulationen ist nur mit Mühe ein kleines Häuflein Getreuer, selbst in den maßgebenden Orten zu bemerken, in dem Verkehr mit den deutschen Beamten findet sich immer weniger das schroffe Zurückweisen jeder außerdienstlichen Beziehung. Freilich glaube man deßhalb noch nicht, daß nunmehr schon Alles auf gutem Wege sei, es sei diesmal nur auf einen Umstand aufmerksam gemacht, welcher noch lange Jahre hindurch den Keim zu vielem Unfrieden geben wird, nämlich der Eintritt vieler Kinder der Reichslande in die französischen Schulen und die Armee; es soll nicht geleugnet werden, daß derselbe in diesem Jahr bedeutend geringer war als voriges Jahr, und sich zum Unterschied gegen letzteres meist auf die besseren Familien beschränkte, aber die Zahl derer, welche „drüben" sind, ist ohnehin groß genug, um eine bedeutende Anzahl von Familien, wenn erst der Desertionsproceß gegen ihre Kinder eingeleitet sein wird, in die traurigste Lage zu bringen. Man vergesse auch nicht, daß jene Schüler dort meistens — selbst die Kinder protestantischer Eltern! — in geistlichen Anstalten im Haß gegen Deutschland und deutsche Bildung erzogen, ihrer Muttersprache, welche inzwischen hier sich wieder rasch ausbreitet, dem Kreise ihrer Genossen und Bekannten entfremdet werden; man beachte das Alter dieser Kinder und bedenke, mit welchen Gefühlen dieselben der deutschen Verwaltung selbst dann entgegentreten werden, wenn sie noch vor dem militärpflichtigen Alter zurückkehren sollten. Wer bei Gelegenheit der Optionsbewegung zu beobachten Gelegenheit hatte, wie unselbständig die Eltern gegenüber fanatisirten 14jährigen Kindern waren, muß bezweifeln, daß erstere in der Lage sind, ihre Kinder von den französischen Schulen zurückzurufen, selbst wenn sie den Muth dazu finden sollten.

Dem Ziel der Versöhnung stehen wir also noch ziemlich fern; immerhin aber verbreitet sich der Glaube an die Beständigkeit der bestehenden Verhältnisse, ja man beginnt seitens der Elsaßlothringer sich in dieselben hineinzuleben und mit denselben zu rechnen. In dieser Hinsicht hat die deutsche Sache in diesem Jahr größere Fortschritte gemacht, als man voriges Jahr unter dem Eindruck der Optionsbewegung erwarten konnte. Die Entfremdung gegenüber Frankreich vollzieht sich unerwartet rasch, ja es ist sogar in den Kreisen derer, welche sich damals verleiten ließen, ihr Vaterland zu verlassen, um später in Frankreich in allen Hoffnungen und Versprechungen getäuscht zu werden, eine Mißstimmung eingerissen, welche schon manchen, der nun noch die Mittel zur Rückkehr auftreiben konnte, zu letzterer bewogen

Digitized by Google

hat. Um nicht seinen eigenen Irrthum zu gestehen, begnügt man sich, die Schuld auf die „übereilte" Einführung der Militärpflicht zu schieben. Hoffen wir, daß noch mancher Elsaßlothringer bald wieder zum heimatlichen Herd zurückkehrt; sie werden dadurch Ruhe und Eintracht in manche Familie bringen, welche jetzt zum Theil diesseits, zum Theil jenseits der Grenze zu leben gezwungen ist.

Das griechische Ministerium vom 20/8 Juli 1872. IV. Aus Athen. Vor mir liegt die griechische Verfassung; sie datirt vom 14. November 1864 aus dem zweiten Jahre der Regierung Georg's I. Ich habe hier keine Kritik dieser Verfassung zu geben, sondern ich nehme sie, wie sie ist, als das Staatsgrundgesetz des Landes, die rechtliche Basis für Königthum und Staat; ich habe nur Thatsachen und Handlungen des constitutionellen Ministerpräsidenten Deligeorgis anzuführen. Der Leser mag dann nach den bezüglichen Paragrafen der Verfassung ihre Mustergültigkeit selbst ermessen. Ich übergehe die Paragrafen, welche die bekannten Grundrechte enthalten und welche den Kenner griechischer Verhältnisse gradezu höhnisch anlachen ob ihrer phrasenhaften Nullität, z. B. § 3: Die Griechen sind gleich vor dem Gesetz und tragen ohne Unterschied analog ihres Vermögens zu den Staatslasten bei — ein Satz, der hier zu Lande unter jedem Ministerium, ich habe hier die Ministerien aller vier Parteichefs, sowohl des Bulgaris als des Koumunduros, Zaimis und Deligeorgis schon mehrmals erlebt, eine reine nichtssagende Phrase ist; § 4: Die persönliche Freiheit ist unverletzlich; Niemand wird verfolgt, ergriffen oder eingesteckt oder sonst beschränkt ohne das Gesetz — eine Phrase, deren Nichtigkeit ganz besonders bei den Wahlen hier zu Lande hervortritt; — und so viele andere hier nicht näher zu berührende Paragrafen, wie § 29: Der König ist unverletzlich und unverantwortlich, als ob dieser Artikel Louis Philipp und so manchen anderen König unseres Jahrhunderts vor dem Heimgesandtwerden behütet hätte. — Ich komme sofort auf den Artikel 66 der Verfassung, welcher über die Kammer handelnd also lautet: „Die Kammer besteht aus Abgeordneten, welche von den stimmberechtigten Bürgern durch directe, allgemeine und geheime Kugelabstimmung in Gemäßheit des von der Nationalversammlung bestimmten Wahlgesetzes gewählt werden". Dieses Wahlgesetz vom 19. November 1864 aber bestimmt in seinem 54. und 55. Artikel, daß der Zugang zum Wahlort jedem Beamten, jedem Soldaten besonders, der Waffen trägt, bei einer Strafe vom einem bis zu sechs Monaten Gefängniß schlechterdings versagt ist. Dieses bestimmt weiter Art. 4, daß das Stimmrecht nur von Bürgern, welche das 21. Lebensjahr vollendet haben, ausgeübt werden darf. Hat Herr Deligeorgis diese Gesetzesparagrafen bei der Neuwahl „seiner" Kammer

Digitized by Google

im Frühjahr auch nur beachtet? Die Wahlprüfungen haben das Gegentheil davon vor Aller Augen klar dargelegt.

Aber die ganze Geschichte der Auflösung der Kammer des Jahres 1872 und die Art der Ausführung der Neuwahlen ist zu charakteristisch, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen könnte. Deligeorgis kam zur Regierung als die Kammer des Koumunduros und Bulgaris versammelt und er selbst Mitglied derselben war. Sein Leiborgan (das hiesige Journal des Débats) war es vor allen anderen Blättern der Hauptstadt, welche diese Kammer als ungesetzlich und gewaltthätig gewählte verschrie; „sie sei ein ehebrecherisches Kind" war eine der beliebtesten Phrasen über diese Kammer. Was thut nun Herr Deligeorgis mit diesem ehebrecherischen Kinde? Anstatt die Kammer sofort nach Hause zu senden und aufzulösen, läßt er sich von ihr in wenigen Stunden das Budget für 1872 votiren und erkennt sie dadurch selbst für rechtmäßig an; ganz abgesehen davon, daß sie nach dem Verfassungsrechte der ganzen Welt schon durch ihre Constituirung sich selbst für die rechtmäßige Vertretung des Volks erklärt hatte. Und dann löst er sie erst nach Verlauf von mehreren Monaten auf aus den oben angegebenen Gründen, obwohl er doch als Verfassungsmann κατ' ἐξοχήν wissen muß, daß sie mit ihrer Constituirung nach gesetzmäßiger Vornahme der Wahlprüfungen eo ipso verfassungsmäßig zu Recht bestand.

Er brauchte freilich das Budget für 1872; allein hatte man bis zum 12. Juli ohne Budget mit königlichen Verordnungen regiert und gewirthschaftet, so konnte man schon noch einige Monate so weiter regieren ohne große Schädigung der öffentlichen Interessen. Jedenfalls hätte Herr Deligeorgis nimmer das uneheliche Kind, die Kammer von 1872, ehelich und ehrlich machen und sie nach Verlauf mehrerer Monate doch als ungesetzlich und gewaltsam gewählte, welche nicht die wahre Vertretung des Volkswillens darstelle, auflösen dürfen. Er hätte sie vielmehr sofort auflösen, sofort zur Neuwahl schreiten und von der neuen nach seinem System „frei" gewählten Kammer sich sowohl das Budget für 1872 als für 1873 bewilligen lassen müssen. Er that das nicht und beging damit einen großen politischen Fehler, der sich an ihm selbst bitter rächen sollte; denn auch die 1873 durch seine freien Wahlen zusammenberufene Kammer, der wahre Ausdruck der Willensmeinung des Volks, ist keineswegs gewillt, ihn ferner zu unterstützen, obwohl sie in ihrer ersten Sitzungsperiode mit verschwindend kleiner Majorität, die lediglich durch eine Schwenkung des Herrn Bulgaris und eine parlamentarische Unbesonnenheit des Herrn Zaimis ermöglicht wurde, für ihn ein Vertrauensvotum ausgesprochen und ihm am 21. Juli 1873 das Budget für 1873 bewilligt hat.

Bei dieser Gelegenheit sei es uns auch erlaubt, einer Enkyklika zu er-

Digitized by Google

wähnen, die Herr Deligeorgis Betreffs seiner freien Wahlen an die Oberpräsidenten (*νομάρχαι*) des Landes erließ. Zum ersten Male seit Bestehen der griechischen Verfassung sollten absolut freie Wahlen ohne jede Einmischung Seitens der Behörden im ganzen Lande stattfinden und das Wahlgesetz in strictor Weise ausgeführt werden. „Sollte übrigens einer oder der andere der Herrn Nomarchen sich mit diesen Anordnungen des Herrn Ministers nicht einverstanden erklären, so möchte der Betreffende sich behufs näherer Aufklärung zum Minister nach Athen verfügen, um sich von diesem erleuchten zu lassen". Ein Minister des Innern gesteht also ganz amtlich zu, daß ein oder der andere Nomarch sich nicht mit ihm d. h. mit dem Gesetze einverstanden erklären könnte und ersucht, im Falle solches der Fall sein sollte, den Herrn Nomarchen, sich mit dem Herrn Minister in Athen zu verständigen. Wir wissen nicht zu sagen, ob der Fall wirklich eingetreten ist; aber was muß das für ein Minister des Innern sein, der solche Fälle überhaupt für möglich hält und demgemäß Anordnungen trifft? Das Gesetz ist klar und einfach — Minister und Nomarch müssen danach handeln, wenn sie gewissenhafte Männer sind. Ein größeres Armuthszeugniß, ein größeres Zeugniß der Unfähigkeit konnte Herrn Deligeorgis als Minister des Innern kein Feind ausstellen, als er sichs durch diese Enkyklika selbst ausgestellt hat.

Im Frühjahr 1873 kam nun die neue „aus freien Wahlen" hervorgegangene Kammer des Herrn Deligeorgis zusammen; — aber bevor sie sich noch constituirt hatte, bevor die Wahlprüfungen vorgenommen und die Präsidenten und das Bureau derselben gewählt worden waren, wurde sie schon gleich auf 40 Tage vertagt. Warum? Weil Herr Deligeorgis fürchtete und fürchten mußte, daß er schon gleich bei der Präsidentenwahl in der Minorität bleiben und dadurch zum Rücktritt vom Ministerio gezwungen werden würde. Wir wollen nicht in die verfassungsrechtliche Frage näher eingehen, ob die Vertagung der Kammer, bevor sie noch als solche d. h. durch Präsidentenwahl ꝛc. wirklich existirt, verfassungsrechtlich möglich ist*) — genug, er erreichte, was er gewollt: Die Wahl des Präsidenten fiel für ihn günstig aus, der Regierungscandidat wurde mit geringer Majorität gewählt und Herr Deligeorgis blieb im Regimente.

Die Thronrede hatte alle möglichen Vorlagen verheißen zur materiellen Hebung des Landes: Eisenbahnen, Communikationswege, Banken, Ackerbau- und Gewerbeschulen und drgl. Das goldene Zeitalter sollte, wenigstens was materielles Wohl des Landes und die Ausbeutung seiner großen natürlichen

*) Nach unserer Meinung läßt die Verfassung einen Aufschub oder eine Vertagung der Kammer nur zu, wenn sie sich als solche wirklich constituirt hat und zum Beginn ihrer eigentlichen Arbeiten schreitet.

Digitized by Google

Hilfsmittel betraf, über Griechenland heraufgeführt werden. Glückliches Griechenland — wenn du nur nicht gar zu schnell und gar zu unsanft aus deinen süßen Träumen aufgerüttelt worden wärest! Von all' den Eisenbahnvorlagen, welche die Regierung gemacht und welche die Kammer genehmigt hat — sieben allein im Peloponnes — von allen wird nur eine einzige, die vom Piräus nach Lamia wirklich jetzt in Angriff kommen und zur Ausführung gebracht werden. Alle andern bleiben auf dem Papiere stehen und Gott allein weiß, wann sie einmal gebaut werden. Ja der Unternehmer, mit welchem die Regierung die Contracte über die peloponnesischen Bahnen abgeschlossen haben will, ist mit dem besten Willen und trotz eifrigster Nachforschungen nirgends auf Erden zu entdecken, so daß man fast an eine absichtliche Täuschung der Kammer seitens der Regierung denken möchte. Von all' den Communikationswegen, zu denen nun schon seit dem Jahre 1867 jährlich so und so viele Hunderttausende von Drachmen außerordentlicher Steuern aus den Eparchieen gezahlt worden sind und noch gezahlt werden, ist im Lande nichts zu spüren: es mangelt überall auch in der nächsten Umgebung der Hauptstadt an passirbaren Wegen, an den nothdürftigsten Brücken zur Herstellung der nothwendigen Communikation. Lieber läßt man in einem Flüßchen des Peloponnes (Provinz Elis — Eparchie Olympia) alljährlich einige von den Leuten, die zu ihrem Gerichtsorte zu gehen gezwungen sind, elendiglich ertrinken, als daß der Herr Eparch Sorge dafür trüge, die über den im Winter angeschwollenen Fluß führende eingestürzte Brücke repariren zu lassen. Und das geschieht im Peloponnes, in einer Provinz, welche zu den bestbebauten des Landes gehört und unzweifelhaft die meisten Steuern an den Staatssäckel zahlt. Von all' den verheißenen Acker- und Handwerkerschulen ist keine einzige wirklich errichtet worden; ja nicht einmal die eine, die für das ganze Land in Tiryns bei Argos bestand, wieder hergestellt und in Thätigkeit gesetzt worden.

Das Budget, das Herr Christidis mit einem Ueberschuß von ca. 20,000 Drachmen sich abschließen läßt, ist nur eine einzige große Lüge. Die Kassen, die in diesen Monaten über und über gefüllt sein mußten, sind leer; die Thüren der Lokalkassen bleiben geschlossen; die Beamten müssen auf ihre Gehalte, die Pensionäre auf ihre Pensionen monatelang warten. Wo ist der Ueberschuß, wo das goldene Zeitalter materiellen Wohlstandes, das Herr Deligeorgis als Folge seiner constitutionellen Musterwirthschaft über Griechenland heraufzuzaubern sich vorgesetzt? Alle seine Verheißungen, all' seine Versprechungen sind Wind, nichts als Wind gewesen, welche dem einfältigen, leichtgläubigen Griechenvolke Staub und Sand in die Augen streuen und es glauben machen sollten, daß Herr Deligeorgis wirklich nicht bloß sein und seiner Partei Wohl, sondern das Heil und das Wohlergehen des ganzen Staa-

Digitized by Google

tes im Auge habe. Sogar das Nichtvorhandensein von Rechtsflüchtigen im Peloponnes (φυγόδικοι), aus welchen sich zumeist die Räuber recrutiren, auch das war eine Unwahrheit, die der Herr Präsidentminister den edlen König in der Thronrede aussprechen ließ — wie die thatsächlichen Ergreifungen von solchen Verbrechern täglich und stündlich beweisen. —

Aber wie — ist der Mann des 8. Juli 1872 nicht der, welcher die leidige Laurionfrage zu Ende gebracht und für das Land glücklich gelöst hat? Nun, wir wollen dem reformatorischen Herrn Minister all' seine Unterlassungssünden und all' seine Begehungssünden von Herzen verzeihen; wir wollen ihm verzeihen, daß er in Zeit von 12 Monaten in dem Großstaate Griechenland, der circa 1,500,000 Einwohner hat, allein durch königliches Decret 2744, sage zweitausend, siebenhundert und vierundvierzig Beamte ein- und abgesetzt oder versetzt hat; wir wollen ihm verzeihen, daß er durch Ministerialdekrete außerdem noch circa 3000 Beamte niederen Grades neu-creirt oder entlassen hat; wir wollen ihm verzeihen, daß er in seinem Leiborgane, als er erkannte, wie die freigewählte Kammer in ihrer Majorität sich von ihm wandte, die neue staatsrechtliche Theorie von drei Gewalten erfand und von König, Regierung und Volk mit absoluter Uebergehung der Kammer redete; wir wollen ihm verzeihen, daß er die historische Wissenschaft mit einer neuen Entdeckung bereicherte, die er in dem großen Worte aussprach: der König Otto ist aus Griechenland vertrieben worden, weil er die Kammern nicht aufgelöst hat — Alles, Alles wollen wir ihm verzeihen, auch seine letzte Thorheit, die Absendung von außerordentlichen Abgesandten zur Untersuchung der Gründe des heillosen Zustandes der Auflösung in einigen Provinzen, eine Handlung, durch welche er einerseits den furchtbaren Zustand selbst anerkannt und andererseits sich selbst nach fünfzehnmonatlichem Regiment als unfähig des Regierens amtlich dokumentirt, und die noch thörichtere Vertheidigung dieser thörichten Maßregel in seiner Zeitung, in welcher er unter anderen unsinnigen und verkehrten Gedanken wörtlich auch den ausspricht: Schwindelei (ἀγυρτεία ist Schwindel, den man mit Worten treibt) ist an sich stets etwas Gutes; — — alles das wollen wir ihm verzeihen, nur Eins können und werden wir ihm nimmer verzeihen, seine Lösung der sogenannten Laurionfrage, deren sich zu rühmen er auch heute noch die Stirn hat, eine Lösung, welche, wie ganz richtig die Augsburger Allgemeine Zeitung Nr. 261 sich aus Athen schreiben läßt, nichts ist, als ein schmachvoller Handel mit Gewissen, Grundsätzen und Gesetz, eine Lösung, welche dem schamlosesten Actienschwindel regierungsseitlich Thür und Thor geöffnet und das leichtgläubige unerfahrene Griechenvolk den Börsenjobbern von Konstantinopel als gut und leicht auszubeutende Domäne amtlich überliefert hat.

Rühmte sich der Mann der sittlich-politischen Grundsätze wenigstens

Digitized by Google

nicht dieser seiner Heldenthat, nun so könnte man meinen, er wäre selbst der Mitgeprellten Einer gewesen und könnte diese seine Dummheit zu den vielen anderen zählen, die er zum Schaden seines Landes und zu seinem eigenen von Hochmuth und Eitelkeit verführt in den 15 Monaten seiner Regierung begangen; aber er rühmt sich ihrer noch heute als einer Großthat, als einer That, welche die Bewunderung der Mit- und Nachwelt verdient; als einer That, durch welche er das Prestige Griechenlands im Auslande gehoben und im Innern Handel, Leben, Verkehr und Wohlstand geweckt und befördert hat. Und um dieses seines Ruhmes willen macht er sich selbst jeder Entschuldigung seines gewissenlosen Thums verlustig — die Nachwelt wird ihn vergessen, wie die Mitwelt ihn verwünscht und verachtet. Doch darüber das Nähere in meinem nächsten Briefe.

Die Novemberwahlen. Vom Eriesee. — Am 4. November fanden die allgemeinen jährlichen Wahlen statt, d. h. die Hauptwahlen für die Executiven wie Legislativen in den meisten Staaten der Union. Die Betheiligung blieb weit hinter der im letzten Jahre zurück, da nur eine Präsidentenwahl nahezu das ganze Votum zur Theilnahme anlockt. Fragen allgemeiner Natur lagen nicht zur Entscheidung vor; der Kampf drehte sich zunächst um Localinteressen. Und doch ist das Resultat dieser Wahlen bedeutsam und für uns deutsche Amerikaner insbesondere erfolgreich. Sie erinnern sich, mit welch' beispielloser Majorität die republikanische Partei im letzten Jahre ihren Präsidenten erwählte, wie sie mit ihren Parteigängern fast sämmtliche Legislaturen bis zur Einstimmigkeit füllte. Fragen wir heute, was aus dieser Majorität geworden, so ist die Antwort — ein Schatten. Fast auf der ganzen Linie ist die republikanische Partei entweder geschlagen oder ihre Majorität so reducirt worden, daß sie nicht viel besser als eine Niederlage aussieht.

Den Reigen dieser Unfälle eröffnete der Staat Ohio im Monat Oktober mit seinen Staatswahlen, derselbe Staat, der so entscheidend auf den Ausfall der vorjährigen Novemberwahlen einwirkte. So auch dies Mal, allein unter ganz anderen politischen Constellationen. Die Parteien, die im vorigen Jahre sich zu gemeinsamer Opposition gegen die republikanische vereinigten (die demokratische und liberal-republikanische), trennten sich dies Mal zu gegenseitiger Befehdung; denn die Demokratie war durch das Resultat der Präsidentschaftscampagne zur Einsicht gekommen, daß sie durch ihre Allianz mit den „Liberalen" nicht nur nichts an Stärke gewonnen, sondern im Gegentheil durch den Abfall der Bourbonendemokratie sich geschwächt hatten. Bundessenator Thurman von Ohio, ein Demokrat, drang daher auf Purification der Demokratie und Aufrechterhaltung der „historischen demokratischen Organisation" während William Groesbeck öffentlich das Aufgeben dieser

Digitized by Google

Organisation, ja des demokratischen Namens befürwortet hatte. Doch Thurmann behielt das Feld und die Demokraten stellten ein eignes Staatsticket auf mit einem Gouverneurscandidaten an der Spitze, dessen ganze politische Vergangenheit in die Tage vor den Bürgerkrieg gehört. Und das Unglaubliche geschah. Dieser blaublütige Demokrat ging siegreich aus der Wahl hervor. Sofort ahmte die Demokratie der anderen Staaten das Beispiel nach, trennte sich von den „Liberalen" und errang fast überall den Sieg. Der Staat New York, der im vorigen Jahre eine Majorität von 55,000 für Grant und die republikanische Partei gab, erwählten diesmal demokratische Staatsbeamte (mit Ausnahme des Gouverneurs und Vice-Gouverneurs, deren Amtstermine erst im nächsten Jahre ablaufen) mit einer Majorität von 12,000: also ein Umschlag von 67,000 Stimmen zu Ungunsten der Republikaner. Die Legislatur, die im vorigen Jahre zwei drittel republikanisch war, hat in diesem Jahre nur eine sehr knappe einfache republikanische Majorität. — Der Staat Massachusettes, dies Bollwerk der republikanischen Partei, wählte seine republikanischen Gouverneurscandidaten mit nur 12,000 Stimmen Majorität, nachdem er im letzten Jahre 70,000 Majorität für Grant gegeben hatte. — Wisconsin, das seit der Existenz der republikanischen Partei dieser stets überwältigende Majoritäten gegeben (im letzten Jahre 40,000) erkor einen demokratischen Gouverneur mit 15,000 Majorität. — Virginia, vorm Jahre für Grant, ging dies Mal „conservativ" mit 20,000 für seinen Gouverneur. Conservativ nennen sich dort die Demokraten, d. h. jene „Unversöhnlichen", welche den Bürgerkrieg angestiftet und sich auch jetzt noch nicht besiegt, sondern wie die Franzosen, verkauft und verrathen glauben. Der Kampf wurde dort um die Wiederherstellung der „Regierung des weißen Mannes" geführt und zu Ungunsten des emancipirten Negers entschieden. Die Bourbonen — wie diese unsere unversöhnlichen „conservativen" wohl auch genannt werden — bleiben sich allüberall und immerdar gleich: sie lernen nichts und vergessen nichts. In Maryland behauptete die Demokratie ihre alte Majorität und reducirte ihre Minderheit in Kansas, Arkansas und Minnesota. —

Man würde jedoch weit fehl gehen, wollte man diese Erfolge der Demokratie ihrem eigenen Werthe, oder der gesonderten Aufrechterhaltung ihrer „historischen Organisation" zuschreiben. Sie kann den Erfolg nur als einen negativen ansehen, da das Volk keineswegs gesonnen ist, die Demokratie wieder zur nationalen Herrschaft zu bringen, sondern nur durch einen momentanen Vorschub dieser Partei der republikanischen eine Lection geben will. Und diese hat eine solche in vollem Maße verdient. Denn ihre Fehltritte, ihre Entartung waren zu grob und schlimm, als daß sie ohne strenge Rüge hätten hingenommen werden können. Man denke nur an den Credit-Mobilier-

Digitized by Google

Skandal, an den schmachvollen Vorgang der Gehaltserhöhung des Congresses mit rückwirkender Kraft, der bekannt als „salary-grab", die tiefste Indignation im Lande hervorgerufen hatte. Endlich wollen die Parteiblätter die Niederlage auch dem Ausbruch der „Panik" zuschreiben, da die demokratischen Organe hier sich desselben Kunstgriffes bedienten, wie die ultramontan-feudalen Blätter Oesterreichs zur Zeit des Wiener „Krachs": die Geldklemme ward der schlechten Finanzpolitik der herrschenden Administration zugeschrieben mit derselben Logik und denselben Beweisen, wie man den „Liberalismus" in Oesterreich für den Krach verantwortlich zu machen suchte. Wie viel von der Niederlage der republikanischen Partei dieser Ursache zuzuschreiben ist, läßt sich nicht ergründen. Viel dürfte es auch nicht sein, da andere gewichtigere Gründe in die Augen springen. Die ganze Maschinerie der republikanischen Partei ist von einigen gewissenlosen Subjekten usurpirt worden, die im Namen der Partei nach Willkür schalten und walten zu können glaubten. Diese Subjekte beherrschen die Conventionen zur Aufstellung von Candidaten. Sie oktroyiren den Conventionen ihre Creaturen, die selbstverständlich mehr die Förderung persönlicher Ziele als das Wohl des Staates oder der Commune, die sie vertreten sollen, im Auge haben. Und dem Volke wird dann ganz einfach zugemuthet, diese aufgezwungenen, disreputablen Charaktere zu wählen, einfach, weil sie die Partei repräsentiren. Nun ist aber die alte, unabänderliche Parteianhänglichkeit in letzter Zeit sehr gelockert worden; die Individualität macht sich auch in unserem Parteiwesen immer mehr geltend und das Volk wählt dann die Candidaten, die es selber für die besten hält, selbst wenn sie der „andern" Partei angehören. Wenn die leitenden Parteiführer diese Lehre aus den letzten Wahlen annehmen wollen, dann haben wir den Stier unserer Corruption an den Hörnern gepackt.

Dies unserer Ansicht nach die eine Ursache der Niederlage der republikanischen Partei in den Herbstwahlen. Die andere ist die, daß die republikanische Partei sich in letzter Zeit mit dem puritanischen Macker-, Pharisäer- und Temperenzthum identificirt, und dadurch das fremdgeborne, insbesondere deutsche Element aus ihren Reihen herausgetrieben hat. Ein Blick auf die Staaten Wisconsin und New-York, die Städte Chicago und Buffalo wird unsere Ansicht rechtfertigen. In Wisconsin stand die große Mehrheit der Deutschen treu zu dem republikanischen Banner. Dieser Staat hat nach dem Census des Jahres 1870 eine Bevölkerung von 1,054,670. Von diesen rechnet der Census auf das deutsche Element, d. h. solche Deutsche, die durch Einwanderung daselbst ansässig geworden sind, 162,314. Allein wir können mit Fug und Recht auch die erste, direkte Abstammung zu den Deutschen rechnen, was nahezu eine halbe Million Deutscher ergeben würde, eine Ziffer, die nicht zu hoch gegriffen ist. Dieser halben Million Deutscher, welche nahe-

Digitized by Google

zu der Hälfte der ganzen Bevölkerung wagte die republikanische Legislatur nun die widrigsten Temperenzgesetze aufzuhalsen. Das war zu großer Undank und die Deutschen thaten den männlichen Schritt, sich unabhängig von beiden Parteien unter dem Namen „Amerikanischer Verfassungsbund" zu constituiren. Außerdem organisirten sich die Farmer — aus nationalökonomischen Gründen — zu einer unabhängigen Partei und zu Gunsten dieser beiden Organisationen, welche vereinigt eigene Candidaten für die Staatsämter aufstellten, dankte die demokratische Partei ganz ab. Das Resultat war, wie bereits oben gesagt, die gänzliche Niederlage der republikanischen Partei, weil sie sich von den Schlingen der Temperenzfanatiker hatte fangen lassen und dadurch das deutsche Element abstieß. Im Staate New-York hatte die republikanische Partei sich gleichfalls von den Wassersimpeln verleiten lassen, eine Temperenzclausel in ihre Platform aufzunehmen, was die Wirkung hatte, daß die Deutschen, im vorigen Jahr für Grant, dies Mal für das demokratische Staatsticket stimmten. Denn auch in diesem Staate macht das deutsche Element $^1/_4$ der Bevölkerung (beinah eine Million) aus und das gesammte fremdgeborne Element an $^3/_4$ der Bevölkerung. Selbst im Puritanerstaat Massachusetts, wo in diesem Jahre die republikanische Partei fast ganz in der Prohibitionspartei aufging, ist der Abfall des republikanischen Votums diesem Umstande zuzuschreiben.

Auf die für die deutsche Sache interessantesten Wahlen der Städte Chicago und Buffalo gehen wir demnächst in besonderem Berichte ein.

Berliner Wochenschau. Landtag; fürstliche Gäste; Duell. — Auch in dieser Woche nahmen die parlamentarischen Kämpfe vorwiegend das öffentliche Interesse in Anspruch. Windthorst und Genossen erhoben sich zum zweiten Male, um ihren Eifer für die freiheitliche Entwickelung zu bethätigen und dabei die Saat der Zwietracht auszustreuen zwischen den Parteien, die bisher unter dieser Fahne einträchtig zusammengestanden haben. Nach beiden Richtungen scheinen sie ihr Ziel völlig verfehlt zu haben, so mußte man wenigstens glauben, wenn man nach dem ersten Eindruck urtheilte, den die Debatte des vorigen Mittwochs in den meisten Tagesblättern hervorgebracht hatte. Nachträglich sind aber doch von verschiedenen Seiten verschiedene Stimmen laut geworden, welche, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen, doch einem allgemeinen Mißbehagen einen ziemlich deutlichen Ausdruck gaben. Freilich darüber kann kein Zweifel sein: die ultramontanen Intriguen, die den Windthorst'schen Antrag auf Einführung des allgemeinen directen Stimmrechtes bei den Landtagswahlen zu Tage förderten, sind durch die Lasker'sche Rede in ihrem Zusammenhange in wahrhaft mustergültiger Form nachgewiesen und zur allgemeinen Kenntniß gebracht worden. Aber war denn das grade jetzt von Nöthen? Bedurfte es überhaupt noch einer historischen Darlegung dieser Zettelungen in einem Parlamente und vor einem Land, die beide in dieser Hinsicht, so weit sie sich überhaupt aufklären lassen wollen, ausreichend unterrichtet sind? War nicht vielmehr alle Kraft darauf zu richten, daß man durch energische Parteidisciplin eine möglichst vollständige Concentration aller wahrhaft freisinnigen Parteien zu Stande brachte, und durch ein möglichst concretes, vor Mißverständnissen durchaus gesichertes Votum die Meinung des also concentrirten Hauses zum Ausdruck brachte?

Was ist aber statt dessen geschehen? Nachdem Lasker eine allerdings meisterhafte Rede gehalten, welche durch ihr gesundes, sittliches Pathos gegen die burlesken Ausfälle Windthorst's sehr vortheilhaft sich auszeichnete, tritt Virchow auf, spricht zwar unter dem gleichen Beifall des Hauses eben so gut, weist in verdienter Weise die unehrlichen Zwecke des Windthorst'schen Antrags nach, um aber dann schließlich denselben der ernsthaften und mühevollen Würdigung einer Commission zu empfehlen. Als er dann bemerkt, daß die Nationalliberalen für diesen Plan nicht zu gewinnen sind, giebt er ihn mit anerkennenswerther Selbstverläugnung auf und schließt sich der liberalen Mehrheit an. Was hat diese aber inzwischen erdacht? Statt der vernichtenden Kritik, welche die Worte Lasker's an den Ultramontanen geübt, nun auch die entsprechende thatsächliche Verurtheilung durch ein einfaches, klares, verneinendes Votum folgen zu lassen und den Uebergang zur Tagesordnung zu beschließen, hat inzwischen der Doctrinarismus die Oberhand gewonnen, und verdirbt, indem er es recht gut zu machen meint, das Ganze.

Ich bezweifle stark, daß man bei der ersten Nachricht von der Vertagung des Windthorst'schen Antrages auf 6 Monate überall im Lande den eigentlichen Sinn und Zweck dieses Beschlusses richtig erfaßt hat. Es ist das eigentlich streng genommen gar nicht möglich, denn das Haus hat durch dieses Votum etwas ausgedrückt, was es zur Zeit gar nicht constatiren und zum Ausdruck bringen wollte. Es hat dadurch scheinbar über den materiellen Inhalt des Antrages abgeurtheilt, während man nur seine Inopportunität constatiren wollte. Dadurch ist aber nicht nur der Meinung des Hauses ein incorrecter Ausdruck gegeben, sondern auch der Eindruck der mit so imposanter Majorität beschlossenen Ablehnung des Windthorst'schen Antragee erheblich geschwächt worden. Denn das Land wußte, daß es von Seiten der Ultramontanen darauf abgesehen war, den zur gemeinsamen Gesetzgebungsarbeit unerläßlichen Frieden der staatsfreundlichen Parteien zu stören und das Land konnte auch nur befriedigt werden durch die einfache Abweisung dieses Attentates, deren Wirkung nur geschwächt werden konnte, wenn sie vermöge ihrer Form eine materielle Erwägung des zur Zeit als inopportun und schädlich erkannten Antrages verrieth. Die Folgen sind denn auch nicht ausgeblieben. In der Presse hat sich über diesen Punkt eine Discussion erhoben, die zur Genüge constatirt, daß die Windthorst'sche Politik sich doch eines kleinen Erfolges rühmen darf. Die großen tonangebenden, nationalliberalen Blätter hier und in der Provinz sind verstimmt über den incorrecten Abschluß der Debatte, und finden höchstens einigen Trost in der erdrückenden Majorität, die am Ende derselben gegen die Ultramontanen in die Schranken trat. Die fortschrittlichen Blätter winden den vier Getreuen Ruhmeskränze, die für das abstracte Princip an der Seite der Ultramontanen stritten, und die Kreuzzeitung sondirt täglich mit großem Behagen den Spalt, den der „Keil', des Herrn Windthorst in das Gestein des verhaßten Liberalismus getrieben hat. Leider sind erst vier Steinchen abgesprengt, aber wenn sie erst einmal in das Rollen kommen, ist doch immerhin Hoffnung vorhanden, daß sie nach bekannter ultramontaner Weisung dem liberalen Koloß die Füße zerschmettern. Von den Socialdemokraten brauche ich wohl nicht zu reden. Es ist selbstverständlich, daß sie die Huldigungen nicht unerwiedert lassen, die Herr Windthorst ihnen so freigebig gespendet. Er hat

ja unumwunden erklärt, wie sehr er sich freuen würde, sie stärker im Parlament vertreten zu sehen, um mit ihnen ein freundnachbarliches Wort über ihre und wohl auch seine Interessen auszutauschen. Die Stadt Berlin hätte übrigens ebenfalls Grund, Herrn Windthorst Ovationen darzubringen aus dankbarem Entgelt für die schmeichelhaften Worte die er ihrer Intelligenz gewidmet hat. Vielleicht regt diese Huldigung aus ultramontanem Munde aber doch manchen fortschrittlichen Wahlmann der Hauptstadt zu ernsten Betrachtungen an. Es kann doch nicht unbemerkt bleiben, daß solche Complimente bisher von den Ultramontanen nur den politisch unmündigen Insassen kleiner von den Priestern abhängiger Wahlflecken gespendet wurden, nicht aber den Bewohnern der ersten Stadt des deutschen Reiches.

Die nächsten Tage werden bekanntlich die Ultramontanen wieder auf die Tribüne bringen, und wenn nicht alles trügt, wird ihre Position daselbst sich leider durchaus nicht so unbehaglich gestalten. Der Antrag auf Abschaffung der Kalender- und Zeitungsstempelsteuer ist vom Hause selbst schon mehrfach befürwortet worden. Es wird nicht angehen, ihn zurückzuweisen nur, weil er diesmal aus den Reihen des Centrums kommt. Lasker hat ja bekanntlich auch bereits erklärt, daß seine Partei seine Annahme unterstützen würde. Die Fortschrittspartei ist natürlich unbedingt dafür, die Stimmung im Lande hat sich längst für ihn entschieden und die Presse kämpft Tag für Tag in eigener Sache mit sehr erklärlicher Hartnäckigkeit und gelegentlicher Erbitterung. Die wenigen Conservativen des Hauses, die für die Aufrechterhaltung der Steuer einzutreten Neigung haben, werden daher nur an der Regierung einen Rückhalt finden können. Derselbe dürfte in dieser Frage allerdings an Stärke nichts zu wünschen übrig lassen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Regierung für jetzt der Aufhebung der Steuer sich widersetzen wird und entsprechend der kürzlichen Erklärung des Finanzministers die ganze Angelegenheit nicht als Steuerfrage vor den preußischen Landtag sondern als zum Preßgesetz gehörig im Reichstage zum Austrage zu bringen gedenkt. Der rechtliche Einwand, daß die Aufhebung einer bestehenden preußischen Steuer nur von den Factoren der preußischen Gesetzgebung beschlossen werden könne, wird sehr wenig Eindruck machen gegenüber den in Regierungskreisen vorherrschenden allgemeinen politischen Erwägungen, aus denen man ungeachtet dieses staatsrechtlichen Bedenkens die Materie im Zusammenhange mit dem Reichspreßgesetz zu behandeln entschlossen ist. Auch der kürzlich von der Nationalzeitung versuchte Nachweis, daß die Majorität der preußischen Staatsminister unmöglich gegen die Aufhebung der Steuer eingenommen sein könnte, wird seinen Zweck verfehlen. Niemand wird in diese Interna des preußischen Staatsministeriums die nothwendige authentische Einsicht gewinnen, und sodann wer will etwas dagegen sagen, wenn man dort die Stimmen wägt statt sie zu zählen? Das ist aber bekanntlich in dieser Frage der Fall und die Folge wird unvermeidlich sein, daß die Regierung der Resolution des Hauses keine Folge geben wird. Unmittelbar wird diese Divergenz von keinerlei Wirkung sein, erst wenn das Haus seiner Resolution entsprechend die Striche durch die betreffenden Etatspositionen macht, wird der Streit wirklich beginnen. Man sieht, die ultramontane Tactik ist so ungeschickt nicht. Der erste Streich gelegentlich der Interpellation Windthorsts wurde zwar gänzlich parirt, der zweite vorhin besprochene rief schon eine gewisse Emo-

tion hervor, der dritte wird bei geschickter Benutzung der sich mit Nothwendigkeit ergebenden Zwischenfälle vielleicht einen recht artigen Tumult im Hause hervorbringen. Hoffentlich erweist sich die liberale Tactik diesem Treiben überlegen. Auf die Unterstützung der Regierung ist dabei freilich in keiner Weise zu rechnen. Sie wäscht ihre Hände in Unschuld, und weist alle Verantwortung ihren liberalen Freunden zu.

Sehr zu beachten dürfte sein, daß die ultramontanen Regungen im Parlamente und die klerikale Agitation außerhalb desselben ganz gleichen Schritt halten. Die römische Propaganda in Preußen hat in den letzten Wochen an den Orten, die sie sich zum Versuchsfeld erkoren, sich ebenfalls in steigender Progression bewegt. Gegenwärtig ist dieselbe auf einem Puncte angekommen, der hier in maßgebenden Kreisen die schwersten Bedenken und die ernsteste Stimmung erzeugt hat. Man sieht hier einem Schritte der römischen Curie entgegen, der ihre größte Machtentfaltung zur Geltung zu bringen, und die betroffenen Kreise in die äußerste Verwirrung zu stürzen bestimmt ist. Es ist selbstverständlich, daß man einer solchen düstern unvermeidlichen Eventualität gegenüber ebenfalls zu einer äußersten Kraftentwickelung entschlossen ist. Zunächst soll dieselbe aus einer entsprechenden Ergänzung der Kirchengesetze gewonnen werden, und zwar wird dieselbe ein zweifaches Ziel im Auge haben. Erstens handelt es sich darum, den juridischen Divergenzen, die bei der Interpretation der Maigesetze vielfach zu Tage traten, ein Ende zu machen und dadurch eine gleichmäßigere wirksamere Handhabung derselben zu sichern, zweitens aber hat man die Festsetzung von weiteren Strafbestimmungen in Aussicht genommen. Es ist bekannt, daß man hiebei vorzugsweise an den Erlaß eines Gesetzes denkt, welches die Ausweisung eines vom königlichen Gerichtshof abgesetzten, und trotzdem weiter fungirenden Geistlichen außerhalb des Landes oder aus einem bestimmten Bezirk ermöglicht. Sodann aber ist man angesichts der ernsten Lage regierungsseitig augenblicklich schon mit der Erwägung von Maßnahmen beschäftigt, welche geeignet erscheinen, alle dem Staate auf den verschiedenen Gebieten seiner Thätigkeit zu Gebote stehenden Kräfte möglichst für den kirchlichen Kampf zur Disposition zu stellen. Es ist der Sachlage vollkommen entsprechend, daß man in einem Kampfe, der gegen die Existenz eines Staates gerichtet ist, auch alle Kräfte dieses Staates im geeigneten Augenblick in das Feld führen wird. Die Frist, die dem Grafen Ledochowski zur Niederlegung seiner erzbischöflichen Würde gegeben war, ist bereits abgelaufen, der geistliche Gerichtshof wird demnächst hier zusammentreten, und die Einleitung des Kampfes mit der römischen Curie in größerem Stile übernehmen.

Man kann nicht sagen, daß hier am Ort ein allgemeines Bewußtsein der drohenden Gefahr vorhanden sei. Die Berliner sehen keine Priester und fürchten sich nicht vor ihnen. Daß es anderwärts anders sein könnte, kommt ihnen nicht zu Sinne, am wenigsten, jetzt wo das begonnene winterliche gesellige Treiben anderen freundlicheren Gedanken Raum schafft. Freilich liegt dieses Treiben noch sehr in den Anfängen und wird voraussichtlich die Höhe der letzten Jahre in Beweglichkeit und äußerer Glanzentfaltung wohl kaum erreichen. Doch erlaubt die Zeit vor dem Weihnachtsfeste in dieser Beziehung keine sicheren Schlüsse. Man lebt dann stets nur in kleineren Circeln, viele Leute kommen auch erst später, und ziehen es vor in bereits

gestaltete Kreise einzutreten. Diejenigen, die aber bereits hier sind, haben diesmal über die Maßen viel zu thun, um den Gesprächsstoff zu bewältigen, der sich hier ganz unvorhergesehener Weise angehäuft hat. Da kam zuerst ein Herzog aus dem Thüringerlande, und erregte durch den Zweck seiner Anwesenheit ungetheiltes Interesse. Längst vergessene Geschichten aus jener kleinen Residenz, die in diesem Frühjahr in einem großen Wiener Blatt eine so graziöse Darstellung fanden, wurden wieder aufgetischt, und erregten bei Kennern und Laien die gleiche Heiterkeit. Jene köstliche Märe von dem Vater und dem Sohne, die aus Haß und aus Liebe zu einer Schönen der Bühne zur Feder griffen und unter die Recensenten gingen und mit der schneidenden Schärfe ihrer kritischen Feder die harmlose Residenz in zwei feindliche Heerlager spalteten, das erschütternde Leid, das dem Sohne erwuchs, als die väterliche Gewalt die schönen Blumenspenden für die Gefeierte dem Hofgärtner untersagte, und seine Rache, als er sie trotz dieses Mangels zur Landesmutter erhob, das alles ist jetzt von neuem in aller Munde, da er hier war, um den Frieden zu suchen, den die Schöne aus seinem Hause vertrieben. Dann kam ein anderer Herzog aus Westen, jenem im allgemeinen durchaus unähnlich, aber in manchen Dingen dennoch vergleichbar, denn auch ihm hat vielfach weibliche Anmuth das kriegerische Herz gerührt, und auch seine Stirn ziert der schriftstellerische Lorbeer. Nicht daß er ihn erstrebt hätte, ungesucht und unbeneidet fiel er ihm zu, da er mit taciteischer Kürze jenen Kriegsbericht schrieb, der da anhub: „Heute kamen wir in X an, die andern Pferde kommen morgen.“ Nun ist er hier, ein willkommenes Räthsel für alle, welche nicht wissen, woran sie grade ihren Scharfsinn sonst üben sollen.

Auch eine ernste Kunde allarmirt seit zwei Tagen unsere Stadt. Das lang erwartete Duell zwischen dem Feldmarschall von Manteuffel und dem General v. d. Groeben soll im Grunewald am Schildhorn stattgefunden haben und Groeben schwer verwundet sein. Anfangs wurde die Nachricht stark bezweifelt, es war bekannt, daß Manteuffel sich zum Georgsfest nach Petersburg begeben sollte, man machte geltend, daß Groebens nächste Verwandte sich zur Zeit auf Reisen befänden. In militairischen Kreisen aber nahm das Gerücht zuerst eine positive Gestalt an, heute erscheint es wohl schon unzweifelhaft. Die Veranlassung zu dem Duell stammt bekanntlich noch aus dem Kriege, und entstand aus der Kritik, die Manteuffel dem Rückzuge Groebens aus Amiens zu Theil werden ließ. Der Vollzug der Forderung wurde lange aufgehalten durch die dienstliche Stellung, in der sich Groeben zu Manteuffel befand, und wie man sagt, auch durch den Willen des Kaisers. Nachdem die erstere längst gelöst ist und das zweite Hinderniß vermuthlich ebenfalls in Wegfall gekommen ist, hat die Angelegenheit dann endlich ihre Erledigung gefunden. Es steht zu erwarten, daß im Inland wie auswärts dieses Ereigniß wieder zu lebhaften Erörterungen über die Person Manteuffels führen wird. Wir sind einigermaßen gespannt, zu erfahren, ob die Urtheile über seine militairischen und diplomatischen Leistungen, die bei dieser Gelegenheit zu Tage treten werden, denjenigen Fortschritt werden aufzuweisen haben, den sie bei einer einigermaßen eingehenden Beachtung der Geschicke der Occupationsarmee nothwendiger Weise haben machen müssen. —

Ausgegeben: 5. December 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Ein Dichter der Giovine Italia.

Nach Manzoni — Guerrazzi. In einem Jahr hat Italien seine zwei berühmtesten Romandichter verloren. Beiden ist nicht nur in der Literaturgeschichte, sondern auch in der Geschichte der politischen Wiedergeburt ihres Vaterlandes eine Stelle gesichert. Denn wie sie die Vertreter verschiedener literarischer Richtungen waren, so ist dieser literarische Gegensatz zugleich charakteristisch für die politischen Parteikämpfe, aus welchen die Gestalt des neuen Italiens erwuchs.

Manzoni's Stellung ist an der Spitze der romantischen Schule. Seine Wirksamkeit begann mit der Restauration, die zwar nach den Stürmen und Täuschungen der Revolutionszeit wohlthätige Ruhe brachte, aber zugleich der Unzufriedenheit über die politischen Zustände neue Nahrung gab. Ja der Unmuth war aus einem doppelten Grunde empfindlich verschärft. Denn einmal hatte es während der vergangenen Umwälzungen nicht an hoffnungsreichen Proben politischer Neugestaltungen gefehlt, die jetzt in der Erinnerung noch heller glänzten, und dann sah man durch das Ruhebedürfniß Europas und die von den großen Mächten gehandhabte Polizei fast jede Aussicht auf eine Aenderung versperrt. So wurde die Zeit der Ruhe zu einer Zeit der Vorbereitung, der Sammlung, der Concentrirung aller Kräfte auf ein einziges Ziel. Und hier setzten die Romantiker ein. Die Vorbereitung nahmen sie im ernsthaften Sinne. Auf die moralische Wiedergeburt ihres Volkes zielten sie ab, welche erst der politischen Verjüngung die Wege bereiten könne. Einheit und Befreiung von der Fremdherrschaft sind Manzoni frühzeitig die leitenden Ideale. Aber wenn an ihre unmittelbare Verwirklichung nicht gedacht werden konnte und in dieser Beziehung auf die Geduld verwiesen werden mußte, so galt es dafür inzwischen die Nation innerlich zu kräftigen und zu diesem Zwecke an die vorhandenen idealen Mächte im Volke anzuknüpfen. Unter diese Mächte mußte aber ein Italiener in erster Linie die Kirche rechnen, und so entstand die Denkweise, welche Religion und Freiheit mit gleicher Liebe umfaßte und in dem Bunde von Kirche und Vaterland ihr Ideal erblickte. Das war der Manzoni der älteren Periode. Die jüngere begann, als das gehoffte Bündniß sich nicht verwirklichte, vielmehr in eine weitere Ferne rückte. Zwar wollte er niemals anerkennen, daß es sich ein-

Digitized by Google

fach darum handle, zwischen Kirche und Vaterland zu wählen, aber doch wandte er sich von Rom ab, das den wachsenden politischen Erfolgen der Nation nur seine starren Anatheme entgegenschleuderte, und wenn er in jungen Jahren eines seiner Werke der Verherrlichung der weltlichen Papstmacht gewidmet hat, so rief er als Greis dem Umsturz der weltlichen Gewalt seinen Beifall zu und nahm das Ehrenbürgerrecht an, das die befreite Siebenhügelstadt, nunmehr die Residenz des nationalen Königthums, dem Dichter entgegenbrachte. Was aber so mit dem Dichter im Lauf der Jahre vorging, das war ein Proceß, der ebenso mit der ganzen Nation und zumal mit ihren Politikern sich vollzog. Es spiegelt sich darin die Entwicklung der gemäßigten Partei ab, deren erste Führer in der That noch mit den literarischen Bestrebungen der Romantik zusammenhingen, die vor dem Jahre 1848 eine Reformpolitik, basirt auf Verständigung des Fürstenthums mit der Nation, der Kirche und der Freiheit verfolgt hatten, nach Entfesselung des Sturms aber kühner geworden zur Durchführung der vollen politischen Einheit, sei es auch um den Preis des Bruches mit Rom sich verbanden, durch den Widerstand Roms in ihrem Gewissen beruhigt der glänzenden Führung des Grafen Cavour sich überließen und bis heute das italienische Staatswesen in demselben Sinne gelenkt haben.

Eine ganz andere Atmosphäre kommt uns aus Guerrazzi's Dichtungen entgegen: wir befinden uns im Element der Giovine Italia, der Verschwörer von Profession, der Actionspartei. Unbedenklich wird man heute das Urtheil fällen dürfen, daß diese Partei, oder was von ihr übrig ist, mehr eine pathologisch interessante, als eine politisch gewichtige Erscheinung ist. Weniger durch eigenthümliche Ideen oder Ziele zeichnet sie sich aus, als vielmehr durch den beständigen Unmuth, zu dem sie verurtheilt ist, weil unglückliches Temperament ihr niemals erlaubt, den Gang der Weltgeschichte zu billigen. Jedes halbe Resultat auf dem Weg zu ihrem Ziele lehnt sie mit verächtlichem Hohne ab. Ihr Hochmuth ist darum so groß als ihr Unmuth. Alles oder nichts, ist ihr Wahlspruch. Und da in keinem Moment ihre Ideale verwirklicht sind, ist sie im Rechte, sich beständig überaus unglücklich zu fühlen. Während der Thatendrang sie verzehrt, gefällt sie sich zugleich in der Majestät des Schmerzes und der Verzweiflung. Eben dies ist die Stimmung Guerrazzi's und seiner Romane. Ihre Absicht ist die Erweckung von Heldenthaten, ihr Colorit Melancholie. Wenn Manzoni die Bändigung der Leidenschaften lehrte, so war Guerrazzi auf Anschürung derselben bedacht. Jener war der Dichter stiller Hoffnung, dieser der düsteren Verzweiflung. In jener Schule lernte man stetige, bescheidene Arbeit, in dieser studirte man die tragische Attitude. Manzoni versenkte sich in Charaktere und Situationen der Vergangenheit, um sie möglichst treu zu reproduciren, Guerrazzi

Digitized by Google

trug das eigene, unheimliche Feuer in die Gestalten des Alterthums, mit denen er auf die Gegenwart wirken wollte. Auch er ging von der Romantik aus, deren Standarte Mailand erhoben hatte, aber er tauchte dieselbe in die glühende Farbe der Leidenschaft. Von ihm ist das Wort: „Ich habe dieses Buch geschrieben — er meinte „die Belagerung von Florenz". — weil ich nicht eine Schlacht liefern konnte".

Mehrere von Guerrazzi's Romanen sind auch ins Deutsche übersetzt. Doch sind sie wohl wenig unter uns bekannt geworden, und sie haben auch keine Aussicht es zu werden. Guerrazzi hat kein Anrecht darauf, wie Manzoni der Weltliteratur zugezählt zu werden. In Italien selbst sind seine Werke von starker, doch von ephemerer Wirkung gewesen. Immerhin bilden sie in der literarpolitischen Entwicklung Italiens ein interessantes und lehrreiches Kapitel. Den Ideenkreis des jungen Italiens spiegeln sie getreuer wieder als die mystischen Schriften Mazzini's. Guerrazzi hat aus der italienischen Romantik eine äußerste Linke abgezweigt, indessen die äußerste Rechte mitten in das klerikale Lager schwenkte. Auf beiden Seiten überwog zuletzt das Interesse der Partei durchaus dasjenige der Kunst. Guerrazzi selbst gab von Seiten der Kunst seine Werke ohne Zögern preis. Er gesteht, daß sie nicht die Eigenschaften besitzen, welche Dichtwerken die Unsterblichkeit sichern. „Meine Absicht war, mein Land aus seiner Lethargie aufzuwecken und ich glaube, daß ich dazu für meinen Theil beigetragen habe. Am Tage der Hoffnung hat die italienische Jugend meine Schriften gelesen und hochsinnige Wageluft daraus gesogen". Ohne Ueberhebung durfte der Dichter sich dessen berühmen. Gleichwohl bleibt die Frage, ob sein Einfluß vorwiegend ein günstiger oder ungünstiger gewesen ist. Es ist dieselbe Frage, die sich bei den Agitationen und Conspirationen Mazzini's aufdrängt. Guerrazzi's Romane sind die Trompete gewesen, welche die Jünglinge Italiens zum Befreiungskampfe riefen — wenn nur nicht der schmetternde Ton der Trompete so Vielen das Gehör verdorben hätte, so daß sie unfähig wurden, auf die Stimme der Vernunft zu hören!

Indessen ist Guerrazzi nicht bloß ein Mann der Feder geblieben. Während Manzoni in vornehmer Zurückgezogenheit der Politik sich fern hielt, ist Guerrazzi — ganz im Einklang mit seinem literarischen Glaubensbekenntniß — auch ein politischer Führer gewesen. In dem ruhigen sanften Toscana ist es ihm gelungen einen wahren Höllenlärm anzustiften. Ja er hat sich die Kraft zugetraut, in stürmischer Zeit das Ruder seines Staats selbst in die Hand zu nehmen. Er hatte somit Gelegenheit, auch die praktische Probe mit seinen politischen Grundsätzen zu machen. Wie diese Probe ausfiel, ist gleichfalls ein lehrreiches Kapitel, das nicht vergessen werden darf.

Francesco Domenico Guerrazzi ist am 12. August 1804 zu Livorno

Digitized by Google

geboren. Abgesehen von den Jahren des Kerkers und der Verbannung hat er zeitlebens dieser Stadt angehört. Am 23. September d. J. auf seinem nahegelegenen Landgut bei Cecina gestorben, ist er in der Vaterstadt auch beigesetzt worden. Ueber die Jugend und den Bildungsgang des nachmaligen Dichters ist man durch eine merkwürdige Schrift von ihm selbst hinreichend unterrichtet. Mazzini hatte die „Belagerung von Florenz" warm begrüßt, aber doch theils die lockere Form der Composition, theils den erkältenden Skepticismus des Verfassers getadelt. Bei einem zur Wirkung auf die Jugend bestimmten Werke hätte der Agitator mehr Wärme und Glauben gewünscht, an deren Stelle er Rach- und Herrschsucht als die vorherrschenden Empfindungen findet. Zu seiner Rechtfertigung erzählt nun Guerrazzi in den Memorie,, die er im Jahre 1847 in Form eines Sendschreibens an Mazzini schrieb, seine Erziehung und seine Jugendschicksale. Die Schrift gewährt einen lehrreichen Blick in die wilde Gährung, welche damals die Herzen der italienischen Jugend erfüllte. Mit dem tragisch pathetischen Tone der Erzählung söhnt die Wahrnehmung aus, daß doch eine ernsthafte Ueberzeugung dahinter steckt. Man vergißt die eitle Selbstbespiegelung des Verfassers, weil sie mit einer gewissen Naivetät auftritt und eher Theilnahme herausfordert, als abstoßend wirkt.

Schon von alters her ist das Geschlecht der Guerrazzi vom Schicksal verfolgt worden. Ein Vorfahr kämpfte in Ungarn gegen die Türken und kam als Invalide zurück. Der Großvater Donato hing sich an einen neapolitanischen Prinzen, nachdem er, goldne Berge sich versprechend, unvorsichtigerweise zu Hause seine ererbten Güter verkauft hatte. Seine treuen Dienste wurden mit Undank gelohnt und arm kehrte er nach Livorno zurück. Er heirathete ein armes Mädchen, die Ehe war kinderlos, aber sterbend ließ er die Frau in guter Hoffnung zurück. Unter solchen Umständen wuchs der junge Francesco, des Dichters Vater, in ärmlichsten Verhältnissen auf. Doch gelang es seinem Talent und Fleiß, ein geschickter Steinschneider zu werden, der den Unterricht des Malers Fabre und des Bildhauers Corneille — beides vertraute Freunde Alfieri's — genoß. Der Sohn schildert ihn als streng, schweigsam, von melancholischem Temperament. Schon in frühen Jahren gelobte er, wenn er einst Söhne erhalte, einen derselben zum Advokaten zu bestimmen, damit er die Güter zurückfordere, welche Seitenverwandte, wie der Vater glaubte, widerrechtlich inne hatten. Neben seinem Kunstbetrieb liebte der Alte ernste Bücher zu lesen, und vergrub sich in Tacitus und Livius, Dante und Machiavelli. Dem Sohne flüsterte er einst zu: Tacitus schrieb Geschichte mit dem Dolch; besser wäre gewesen, den Dolch ins Herz der Tyrannen zu bohren und zu sterben. Sein Lieblingsbuch aber waren die Heldenbiographieen Plutarch's. Alle Augenblicke konnte er an die Kinder

Digitized by Google

murmeln: so hätte Pompejus gesprochen, Cato hätte in diesem Falle anders gehandelt ꝛc. Lüge und Feigheit haßte er über alles. Der Sohn erzählt, als er einst von einem Kampf mit Straßenjungen mit einer blutenden Wunde am Kopf weinend nach Hause kam, habe ihn der Vater geschlagen mit den Worten: wer Wunden fürchtet, der geht nicht in den Krieg. Haß gegen jegliche Tyrannei ist dem Knaben schon in dieser Schule eingepflanzt worden. „Dieser Haß der Tyrannei wuchs mit den Jahren in meiner Seele dergestalt, daß ich, wenn ich nur den Namen höre, augenblicklich erblasse". „In Sachen der Religion lernte ich nichts von meinem Vater; wann er von Gott oder dem künftigen Leben reden hörte, pflegte er zu sagen: du bist zum Dichter geboren und die Dichter und Maler haben allerhand Farben für ihre Tafeln nöthig". Eine reiche Tante hatte den jungen Guerrazzi besonders in ihr Herz geschlossen, ja sie hatte die Absicht, ihm ihr ganzes Vermögen zu vermachen. Täglich bat sie, ihr den Notar zu diesem Zweck zu schicken. Aber der Vater Guerrazzi wußte die Sache immer hinauszuziehen, und als die Tante eines Tages starb, stürzte sich eine Schaar lachender Erben auf ihr Vermögen und der Junge ging leer aus. Warum, fragte er den Vater, hast du den Notar nicht zur Tante kommen lassen? — Weil ich einmal gelesen habe, war die Antwort, daß Reichthum zu Unwissenheit führt, Unwissenheit zu Einbildung, Einbildung zu Müßiggang und Müßiggang zu Elend. Mit Absicht habe ich den Notar nicht rufen lassen, und wenn du nach Reichthum strebst, so erwirb ihn dir.

Den ersten Unterricht erhielt der Junge bei den Barnabiten seiner Vaterstadt. Aber die Bücher, die ihm der Lehrer der Rhetorik in die Hand gab, waren wenig nach seinem Geschmack. Eines Tages ruft ihn der Vater in sein Zimmer und deutet auf eine Kiste mit den Worten: Oeffne sie, und was du drinnen findest, ist dein. Die Kiste war mit Büchern angefüllt: sämmtliche Werke von Voltaire, Montesquieu, Baco, Ariost und Tausend und eine Nacht, Homer und Ossian, Reisebeschreibungen, Naturgeschichten und Romane. Mit wahrer Wuth stürzte sich der Knabe in diesen Bücherschatz. Im Dunkel, wenn er sich hatte niederlegen müssen, stand er sachte auf und las die ganze Nacht hindurch. Eine wahre Revolution ging in seinem Innern vor. Als das Chaos sich einigermaßen zertheilte, gestaltete sich daraus eine Mischung von Leidenschaft und Sarcasmus, von Glauben und Unglauben, von Dogma und Kritik, orientalischem Bilderluxus und strengen Denkformeln, von konvulsivischer Kraftanstrengung und tiefer Entmuthigung.

Ein Wunder war es, wenn ein so erzogener Sohn nicht mit einem solchen Vater zusammenstieß. „Mein Vater mit seinem eisernen Willen schuf in uns einen Willen von Granit." Das sollte sich in Bälde offenbaren. Der Junge war kaum 14 Jahre alt, als er einmal irgend eine Entschließung

Digitized by Google

des Vaters unvernünftig fand. Sie geriethen in Streit und der Sohn verließ das väterliche Haus mit dem Vorsatz, es nie wieder zu betreten. Einige Kupfermünzen, die er in der Tasche hatte, reichten für die Bedürfnisse des ersten Tags. Am zweiten suchte er Arbeit und fand sie, er wurde Corrector, Uebersetzer und gab Unterrichtsstunden. In dieser Zeit lernte er Carlo Bini kennen, einen jungen talentvollen Kaufmann, der von da an bis zu seinem frühzeitigen Tod Guerrazzi's vertrautester Freund blieb. Ihre Herzen schlugen für dasselbe Ideal und sie litten später für die gleiche Sache, doch erscheint Bini, dessen Schriften nach seinem Tode gesammelt wurden, als eine weichere und zugleich reifere Natur. Auch die erste Liebe fiel in diese Zeit. Natürlich war es eine unglückliche Liebe: „Ich näherte mich der Geliebten ein einzigesmal, als sie todt war. Und ich habe nie wieder geliebt! Wie der unvorsichtige Spieler hatte ich alles auf Eine Karte gesetzt. Das Glück war gegen mich und ich faßte einen Abscheu vor dem gefährlichen Spiel."

Indessen war die Zeit gekommen, da er auf die Universität gehen sollte. Mit seinen Ersparnissen war nicht ans Studium zu denken, und wenn er Livorno verließ, büßte er die Mittel der Existenz ein, die er dort gefunden. Jetzt wollte der Vater durch die Freunde eine Versöhnung mit dem entlaufenen Sohn ins Werk setzen, aber dieser blieb hartnäckig, trotz allen Rathschlägen, Einladungen und Bitten. Am Ende sah sich der Vater genöthigt, selbst ihn aufzusuchen; schon von ferne streckte er dem Sohne die Arme entgegen, drückte ihn schweigend ans Herz und führte ihn so ins Haus zurück.

Nach wenigen Tagen — Guerrazzi war noch nicht 16 Jahre alt — ging es zusammen nach Pisa. An Geld und an der nöthigen Ausrüstung ließ es der Vater nicht fehlen. Als der junge Student allein war, befiel ihn die Familienkrankheit Schwermuth, und um sie zu überwinden, stürzte er sich in die Arbeit. Doch bald zog ihn von den Griechen ein Meteor ab, das wundergleich damals über Italien aufging. Ein Fremder war in Pisa angekommen, dem die abenteuerlichsten Gerüchte vorausgingen. Steinreich sollte er sein und von königlichem Blut entsprossen, von wilden Sitten, aber ein Meister in ritterlichen Künsten, ein unseliges doch übermenschliches Genie. Es war Lord Byron. Auch Guerrazzi brannte vor Begierde den sagenhaften Fremdling zu sehen, und ihm erschien er ein Apollo. Rasch wurden einige Bände des Briten geholt und verschlungen, „und wenn ich damals mein bischen Verstand aus dem Wirbel der Aufregungen rettete, so ist es ein wahres Wunder". Der Anblick „dieser ungeheuren Seele" versetzte ihn in eine wahre Betäubung. „Das war die Poesie, die ich geahnt und geträumt hatte, und die ich nunmehr zur Wirklichkeit geworden vor mir sah. Lange Jahre habe ich nur durch Byron gesehen und empfunden."

Digitized by Google

Kaum 16 Jahre alt, sollte er auch des ersten Vorschmacks politischen Märtyrerthums theilhaftig werden. Im Café der Studenten wurden die Zeitungen aus Neapel verschlungen, die von der dortigen Revolution berichteten. Der Eine oder Andere las sie mit lauter Stimme vor, damit Alle zugleich sich sättigen konnten. Guerrazzi war derjenige, der am häufigsten dieses Amt übernahm: er wurde auf ein Jahr von der Universität verbannt. Sofort eilt der Student nach Florenz und beschwert sich beim Präsidenten des Buon Governo. Dieser zuckt die Achseln: Mein Amt ist zu strafen, die Gnade steht nicht bei mir, sondern beim Landesherrn. — Dann bedaure ich, mein Herr, daß Ihr Gewissen Ihnen erlaubt, auf einem Posten zu bleiben, wo Sie, ohne es zu wissen, Unrecht thun und die Macht nicht haben, das Unrecht wieder gut zu machen. Von da an war sein Name in den Büchern der Polizei mit einem dicken Strich bezeichnet.

Nachdem das Jahr abgelaufen, kehrte er zur Universität zurück, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Er gewann ihr aber wenig Geschmack ab und besuchte lieber medicinische Vorlesungen und die chirurgischen Operationen im Hospital. Obwohl er seiner Versicherung nach völlig ruhig sich verhielt, war er doch, einmal anrüchig geworden, beständig das Ziel kleinlicher Verfolgungen. Vorladungen zum Rector der Universität, Ermahnungen des Regierungscommissärs nahmen kein Ende. Er sah sich verfolgt von Jedermann: von Professoren, von Richtern, von Schreibern, ja von Pedellen. „Summa meiner Universitätszeit: Unterricht null, Verfolgung reichlich, Ekel an den Menschen und am Leben, wachsende Schwermuth."

Nach Livorno zurückgekehrt wurde er Advocat und gewann bald eine große, einträgliche Praxis. Besonders in Handelsprozessen war seine schneidige Dialektik gesucht, die von einer pathetischen Beredsamkeit unterstützt war. Daneben aber tauchten jetzt poetische Entwürfe, literarische Unternehmungen auf. Noch war die Anregung frisch, welche die romantische Schule zu Mailand gegeben hatte. Aber, fragte sich der Schüler Byrons, wenn die Romantiker das literarische Joch kühn abschüttelten, welchen Gewinn hatte die Sache des Vaterlands aus ihren zahmen Reimen? Was leisteten sie für den nationalen Freiheitskampf? Ja trugen sie nicht dazu bei, die Knechtschaft zu verlängern, wenn sie Frieden mit der Kirche, Beruhigung der Leidenschaften, christliche Ergebung predigten? Sollte die Literatur eine Waffe für den nationalen Kampf werden, so mußte sie andere Saiten aufziehen, so mußte sie direct an die Leidenschaften der Jugend appelliren. An die Stelle der zahmen Romantik trat jetzt die wilde. Die Tendenz sollte ersetzen, was den Producten einer vulkanischen Einbildungskraft an Reife und Schönheit abging. Mit diesem Grundsatz trat Guerrazzi in die Literatur. Indessen hatte er mit seinen ersten Jugendwerken wenig Glück. Er schrieb eine Tragödie

Digitized by Google

Priamus — „das eine Tragödie ist wie Priapus eine Gottheit", urtheilte ein Professor. Er schrieb ein Drama in Versen: Die Weißen und die Schwarzen, das in seiner Vaterstadt ausgepfiffen wurde.

Mehr Glück hatte er mit der Schlacht von Benevent, einem historischen Roman, der im Jahre 1827 erschien, unmittelbar vor Manzoni's Verlobten. Der Gegensatz dieser beiden Werke könnte nicht größer sein. Während Manzoni seine ganze Kunst daran wendet, eine freierfundene Geschichte zu geben, die aber durchaus im Geist der Epoche gedacht und durchgeführt ist, stellt Guerrazzi ein der Weltgeschichte entlehntes Gerippe auf, das er aber mit romanhaften Episoden willkürlichster Erfindung versetzt. Dort tritt der Dichter sorgfältig hinter seine Geschöpfe zurück, deren Schicksale den Leser zur Theilnahme anregen, spannen, erschrecken und schließlich versöhnen. Hier leiht der Dichter Geschöpfen seiner Phantasie seine eigene Gluth und Leidenschaft, um den Leser selbst in Feuer und Flamme zu setzen. Schon die Wahl des Gegenstands ist bezeichnend. Die ältere Romantik setzte sich unbedingt feindlich zu den Hohenstaufen, einmal weil sie Fremde waren und dann weil sie es mit den Päpsten zu thun hatten. Die Jungromantiker waren schon wegen des Kirchenstreits geneigt, eher auf die Seite der Kaiser zu treten, dazu kam aber, daß sie in Manfreds Reich die Anfänge eines nationalen Staates sahen, der nur durch die Eroberung Karls von Anjou verhindert wurde, ein einheitliches Nationalreich zu werden. Deshalb sind auch die Franzosen besonders schlecht auf diesen Roman Guerrazzi's zu sprechen, welcher die modernen Begriffe des Nationalstaats und der Fremdherrschaft ganz auf Manfred und seinen Sturz durch Karl von Anjou überträgt. Ueberhaupt aber sind es durchaus moderne Gedanken und Empfindungen, die hier zu ungestümem Ausdruck kommen. Gleich das erste Capitel hebt mit einem lyrisch-pathetischen Erguß an: der schönste Himmel lacht über Italien, aber die Sonne, die von einem Jahrhundert zum anderen aufgeht und niedergeht, hat nur kurze Zeit die Ehre Italiens, lange dessen Schmach und Leiden beschienen, der Mond blickt auf zerstörte Denkmäler und die Erde birgt die Asche der Helden. Auf mehreren Seiten wird dieser Gedanke in der schwülstigsten Weise ausgeführt. Dann fährt der Dichter fort: „Ich erzähle eine Geschichte von Verbrechen, schrecklichen und grausamen Verbrechen, wie nur verworfene, den Schöpfer und seine Schöpfung hassende Menschen sie begehen können. Kein Ohr, sollte man denken, könnte sie hören, keine Seele sie ahnen, noch weniger ein Arm sie vollführen. Doch Niemand klage mich an, daß ich lieber Entsetzen erregen als mein Volk belehren wolle. Der Anblick der Verheerungen, die das Verbrechen verschuldet hat, kann die Geister rühren, oder nichts vermag es. Nur die schreckliche Stimme des Erzengels sprengt den Stein und erweckt die Abgeschiedenen aus dem Schlummer des

Digitized by Google

Todes". Das klingt vielverheißend und die Erwartungen werden im Verlauf der Geschichte nicht getäuscht. Manfred selbst ist ein Tyrann, ein Verbrecher, aber noch viel schwärzer sind seine Feinde. Der Gefangene, das Haupt des ungerechten Richters, das Ende des Verräthers, die letzte Oelung, Verzweiflung, das Gottesgericht der Rache — das ist eine Auswahl aus den Ueberschriften der Kapitel. Natürlich spielt die Handlung meist zur Nachtzeit. Ein ungesundes Pathos ist das Element, in dem die handelnden Personen sich bewegen. Sie sprechen in lauter Frage- und Ausrufungszeichen. Zum Ueberfluß tritt der Dichter selbst von Zeit zu Zeit ein, um dem düsteren Colorit des Ganzen noch besonders nachzuhelfen. Am Schluß des zweiten Bandes ist das Ende des Verräthers Boso erzählt. Es wird ihm nichts von allen erdenklichen Qualen erspart, und zuletzt spricht der Dichter: „Sollen wir wünschen, daß auf diese Weise alle Verräther enden? Nein! Denn der Wunsch, daß die Welt aussterbe, wäre Sünde".

Es war nur ein Zug der Wahlverwandtschaft, der in dieser Zeit Guerrazzi dem noch jüngeren Mazzini näher brachte. Auch Mazzini, der damals noch unbekannt in Genua lebte, steckte in der Romantik, unsicher, wie er aus derselben heraustreten und die Ideale in die Wirklichkeit führen solle. Mit ihm und mit dem Freund Carlo Bini verband sich Guerrazzi im Jahre 1828 zur Herausgabe des Indicatore livornese, eines Wochenblatts, das unter literarischer Form seine politischen Zwecke verbarg. Haß gegen die Fremdherrschaft und gegen die Kirche war den Freunden gemeinsam, doch im Uebrigen waren sie verschieden geartet: Bini ein liebenswürdiger, gutherziger Skeptiker, ein ächter Toscaner, Mazzini ein Schwärmer für humanistische Universalträume, Anhänger von Herder und Schiller; Guerrazzi dagegen — so schildert ihn Montanelli, der später Gelegenheit hatte ihn genau kennen zu lernen, — „war mit einem eminent praktischen Geiste begabt. Die Ideen auf ihre Anwendbarkeit prüfend, verachtete er philosophische Theorien. Schüler von Macchiavelli und Byron war er ein Anbeter der Macht, und zu dieser wollte er Italien verhelfen, ohne daß er hoffte, Italien werde dadurch glücklicher werden*)". Die Wirksamkeit des gemeinsamen Wochenblatts dauerte indessen nicht lange. Ein Artikel Mazzini's über das Gedicht: der Verbannte von Petro Giannone, machte dem Indicatore ein Ende. Gleichzeitig kam auch über Guerrazzi von Neuem das Loos politischen Märtyrerthums. Er war Mitglied einer literarischen Akademie in seiner Vaterstadt und las hier eines Tages eine geschichtliche Lobrede, deren Inhalt anstößig gefunden wurde. Ohne Prozeß, ja ohne Verhör erfolgte seine Verbannung nach Montepulciano.

*) Montanelli, memorie sull' Italia e specialmente sulla Toscana. II Vol. Torino 1853.

Digitized by Google

Als er zu Anfang des Jahres 1831 nach Hause zurückkehrte, traf er die Stadt in voller Aufregung. Die Revolutionen in Frankreich, in Belgien, in Polen hatten die Gemüther lebhaft erhitzt. Eines Abends wird er in einen Klub abgeholt, wo die Einsetzung einer provisorischen Regierung und die Bildung einer Nationalgarde besprochen wird. Guerrazzi räth zur Vorsicht; es kommt hier, meint er, Alles auf das Beispiel der Hauptstadt an, ohne dieses wäre eine Erhebung Livornos nutzlos. Er selbst erbietet sich nach Florenz zu eilen, um sich zu überzeugen, was an den Gerüchten einer dort ausgebrochenen Revolution sei. Als er dort Alles in tiefster Ruhe trifft, kehrt er zurück und räth von einer unsinnigen Erhebung ab. Die Behörde scheint indessen diese Schritte anders angesehen zu haben. Der Vorsitzende jenes Klubs selbst klagte ihn an, daß er zum Aufstand habe verleiten wollen. Man wirft ihn ins Gefängniß, zusammen mit Mördern, Dirnen, Deserteuren, und während er hier die scheußlichsten Scenen erlebt, bricht die Polizei in seine Wohnung, durchsucht seine Papiere, confiscirt einen Theil derselben und verschleudert das Uebrige. Man inquirirte ihn auf die alberne Beschuldigung, daß er 40,000 Gewehre gekauft habe. Endlich wurde er freigelassen, wiederum ohne Angabe des Grundes. Aber die Art, wie er in politischen Prozessen plaidirte, unterhielt das Mißtrauen der Regierung. Man ließ ihn durch besondere Spione überwachen. Einer davon war ein Jugendfreund, der sich selbst eines Tages vor Guerrazzi schuldig bekannte.

Im September 1834 abermalige Invasion der Polizei, Durchsuchung des Hauses, Aufbrechen der Wände, Durchstöbern der Papiere. Man fand nichts, versichert Guerrazzi, aber man führte ihn in die Festung, wo er unter andern Freunden bald auch Carlo Bini begrüßen sollte. Europa lag damals in tiefer Ruhe, Toscana in tiefster. Von einer Verschwörung weit und breit keine Spur. Die Gefangenen fragten sich wechselsweise: Und du, wie kommst du hierher? — Ich weiß nicht. — Und du? — Ich auch nicht. Nach einigen Tagen wurde Guerrazzi mit Bini und zwei anderen als die Gefährlichsten von den Anderen getrennt, nach Porto Ferrajo gebracht und hier im Fort Stella eingeschlossen. Die Haft war streng, doch durfte er lesen und schreiben. Die Bücher, die Napoleon auf der Insel Elba zurückgelassen hatte, meist geschichtlichen Inhalts, Memoiren ꝛc. wurden ihm von den Einwohnern geliehen.

Ob indessen er und seine Freunde diese Haft so ganz schuldlos erlitten, wie Guerrazzi versichert, wollen wir dahingestellt sein lassen. Es scheint, daß sie wegen Theilnahme an der Giovine Italia verfolgt wurden. Er selbst erzählt, daß es ihm vor der Ueberführung nach Porto Ferrajo noch glücklich gelang, einen Fonds von 7000 Lire in Sicherheit zu bringen, der „zur Unterstützung unglücklich gewordner freier Männer" gestiftet war und

Digitized by Google

von ihm verwahrt wurde. Die Summe wurde an Mazzini übermittelt, der sie für seinen Einfall in Savoyen verwandte.

Hier, unter den Schmerzen des Kerkers, entstand der zweite, bedeutendere Roman: die Belagerung von Florenz. „Er war mir im Geist aufgestiegen wie ein Protest der schnöd mißhandelten Seele, gedacht wie eine Herausforderung, geschrieben, wie man eine Schlacht liefert. Der knirschende Geist wollte um sich nur wilde Thaten, noch wildere Entwürfe, und die Drohung unter den Fesseln schien mir der edelste Ausdruck des Gefühls. Es schien mir, daß vor dem Bau des neuen Tempels der Vernunft und der Freiheit der alte Bau des Irrthums und der Sklaverei niedergerissen sein müsse. Tiger sucht man vergebens zu zähmen. Verräther, sei es aus Bosheit oder aus Unverstand, — als Verräther erachtete ich diejenigen, welche auf irgend eine Weise veraltete Einrichtungen, die Schmach und Marter des Menschengeschlechts aufrecht zu halten strebten. Gering schätzte ich die Menschen, weil ich sie zu häufig dumm und feig gefunden hatte. Das erduldete Schicksal hatte mich entmuthigt, Hoffnung hielt mich aufrecht und vergoldete mit ihren Strahlen die Zukunft. Hart war in meiner Seele der Streit zwischen Glauben und Unglauben, Ja und Nein bekämpften sich in meinem Innern, das bald mit Bitterkeit erfüllt den Muth verlor, bald von Kraft berauscht zum Glauben der Heiligen sich aufschwang. Doch mein letzter Zweck war zu versuchen, ob noch ein Funke von Leben im Leibe des Vaterlands war, um die jetzige und die künftigen Generationen zu neuem Dasein zu entflammen. Es handelte sich um die Hamletfrage: Sein oder Nichtsein. Darum achtete ich es als ein Werk der Barmherzigkeit, alle Grausamkeiten anzuwenden, die von den alten Tyrannen und von der heiligen Inquisition gebraucht sind, und andere scheußlichere zu erfinden, um die Empfindung des in traurigen Schlummer versunkenen Vaterlands aufzustacheln; ich verwundete es und goß in die Wunde brennenden Schwefel und Pech. Es gelang die Leiche zu galvanisiren, und Gott allein kennt die schreckliche Angst, als ich sie die bleichen Lippen und die erloschenen Augen wieder regen sah". In solcher Stimmung ging er an die Ausarbeitung des Romans. Während er ihn niederschrieb, starb der Vater, starb die Geliebte, starb eine Reihe von Freunden: „nun kam mir mein Leben wie die Straße von Pompeji vor, auf jedem Schritt zur Rechten und zur Linken ein Grab. Zitternd und von den Pfeilen der Verfolger die Brust durchbohrt, schrieb ich die Belagerung von Florenz."

Der Roman erschien zu Paris unter dem Pseudonym Gualandi. Der Verfasser blieb freilich nicht verborgen. Von den Regierungen wurde das Buch sofort verboten, aber heimliche Nachdrucke sorgten für seine Verbreitung, und die Jugend verschlang mit Heißhunger die verbotene Frucht. Mehr noch als

Digitized by Google

der Fall Manfreds bot der Untergang der florentinischen Freiheit im Jahre 1530 den Zwecken des Dichters sich dar. Nicht ein einzelner Mann war der Held dieses Romans, sondern ein ganzes Volk, das sich mit heroischer Anstrengung gegen den Verlust seiner Freiheit wehrte, und mit dessen Untergang zugleich die Freiheit ganz Italiens vernichtet wurde. Die Nutzanwendung ergab sich von selbst. „Der Untergang eines Volkes muß eine Erinnerung des Schreckens den Tyrannen zurücklassen, ein Vermächtniß der Rache den Söhnen der Unterdrückten." Aber auch die Composition ist besser als im ersten Roman, die Leidenschaften wahrer; dazu kommt, daß der Toscaner sichtlich mit seinem ganzen Herzblut an dieser Katastrophe seines Vaterlandes betheiligt ist. Immerhin dient auch hier der geschichtliche Stoff, der später Massimo d'Azeglio zu einer Erzählung anderen Stils reizte, meist nur zum willkommnen Faden, an dem sich die Declamationen, die Verwünschungen die bitteren Ausrufe des Dichters aufreihen. Mit Charakterzeichnung oder mit spannender Verwicklung befaßt er sich nicht lange. In tumultarischer Folge jagen sich die Scenen, die zum Theil in ermüdende Längen sich verlieren, zum Theil den Charakter wirklicher Großheit erreichen. Heroismus und schnöder Verrath, Freiheitsbegeisterung und verschmitzte Staatskunst liefern den Stoff zu den wechselnden Tableaus. Der Roman beginnt mit den letzten Augenblicken Machiavelli's, der den trauernden Freunden, die ihn umstehen, sein politisches Testament ans Herz legt, eine wirkungsvolle Scene, die gleichsam das Vorspiel zu den folgenden Staatsactionen bildet. Das letzte Aufflackern der Freiheit in den italienischen Städten, eine Begegnung von Karl V und Clemens VII, ein Gespräch Karls mit seinem Astrologen, die Versöhnung von Kaiser und Papst mit den Festen, welche diese für die Freiheit Italiens tödtliche Allianz besiegeln, dann die geheimen Anschläge der Verräther in der Stadt, die letzten Friedensversuche, welche die Florentiner bei dem Papst, ihrem Landsmann, machen, die Berathungen im Gemeindepalast zu Florenz, die patriotischen Predigten der Schüler Savonarola's, endlich die Kämpfe selbst, die gegenseitigen Herausforderungen, die Prozesse gegen die Verräther, die Schlacht von Gavinana, der Tod des heldenmüthigen Ferruccio, die letzte Vertheidigung und Uebergabe der Stadt, zuletzt das Gottesgericht, das sich hernach einzeln an den Henkern der italienischen Freiheit vollzieht, — das sind die Hauptscenen, die mit dem Talent und der glühenden Leidenschaft Guerrazzi's ausgemalt ihrer Wirkung sicher waren.

Jener Zwiespalt aber von resignirtem Weltschmerz und vulkanischer Thatenlust geht auch durch diesen Roman und findet seinen charakteristischen Ausdruck schon in der Einleitung, die mit einem düsteren Monolog beginnt und mit einem Aufruf an die Jugend endigt. Es sind Victor Hugo'sche Akkorde,

Digitized by Google

wenn der Dichter beginnt: „Du biſt allein meine Seele! Verſuche nicht dich ſelbſt zu täuſchen, erhebe deine Stimme und laß deine Seufzer hervorbrechen. Die Geduld, ach! die Geduld iſt ein hartes Ding, beſſer ſteht ſie dem Thiere an als dem Menſchen; ſo mach doch eine Peitſche aus dieſer geiſtigen Kette und ſchlag ſie deinen Unterdrückern ins Geſicht. Die Mächtigen der Erde geißeln dich mit eiſernen Ruthen oder gar mit Skorpionen! Brauch' gegen ſie die Ruthen deiner verzweifelten Geduld. Wage! David triumphirte mit der Schleuder, und deine Feinde ſind keine Rieſen, höchſtens ihr Wahnſinn iſt ein Rieſe. Wenn du Klagen ausſtößeſt, ſo iſt das von deiner Seite weder Zorn noch Feigheit: das Unglück iſt Schuld, das jeden Tage ſchwerer auf das menſchliche Geſchlecht drückt. Wenn der Stoiker das Haupt erhebt und ſagt: Ich habe niemals geweint, ſo lügt er ſich ins Geſicht. Weil keine Thränen aus ſeinem Augen gefloſſen ſind, darf er darum ſtolz behaupten, er habe nie geweint? Läuft denn unter der gefrornen Decke des Fluſſes das Waſſer weniger raſch zum Meer? Alles weint hienieden, jeden Tag vergießt die Natur Thränen, den Himmelsthau, auf das Elend der Schöpfung. Seufze, ſeufze, o meine Seele! Die Muſen, die Genien, die Feen, Apollo, ſie ſind nicht mehr. Der Schmerz, der vor ihnen die Geſänge der Menſchen eingab, der Schmerz, der die Gräber überdauert, der Schmerz, der die Pforten des Lebens öffnet und ſchließt, — das iſt die ewige, die einzige Muſe des Menſchen. Seit lange ſchon habe ich gelernt den menſchlichen Hoffnungen zu entſagen. Ich lebe mitten unter den Menſchen, aber ich verlange nichts von ihnen, ich hoffe nichts und fürchte nichts von ihnen. Sterbliche! was könnet ihr mir geben? Euern Haß? Gefängniß? Verbannung? Alles das hab ich von euch erhalten. Es war wie der Stein, den der Thor in die Luft ſchleudert und der ihm auf den Kopf zurückfällt. Eure Theilnahme? O, trinkt ſelbſt dieſen Becher von Eſſig und Galle; ich kann euern Haß ertragen, doch nicht euer Mitleid. Behaltet es für euch ſelbſt; denn wie ich ſeid ihr auf die Welt gekommen, wie ich lebt ihr, wie ich werdet ihr ſterben; bei euch wie bei mir herrſchen die Krankheiten des Leibes und der Seele, der Irrthum, das Leiden, die Dummheit, die Schuld". Dieſe Probe mag für den Monolog genügen. Dann ſpringt er ab und erklärt, daß er allein für die Jugend ſchreibe, „weil die Zeit ihn belehrt hat, daß die weißen Haare auf dem Haupt der Greiſe kein Heiligenſchein der Weisheit ſind, daß jedes Jahr wieder eine Tugend auslöſcht, und daß lange vor dem Tod der Menſch nur ein Leichnam iſt". „So lange eure Arme", ruft er der Jugend zu, „zum Himmel ſich ſtreckend das Gewicht der Feſſeln empfinden, fordert keine Gnade. Gott iſt mit den Starken. Das Maß eurer Erniedrigung iſt gefüllt; das Leben beſteht in Bewegung; folglich erhebet euch. Haltet den Zorn im Herzen, die

Digitized by Google

Drohung auf den Lippen, den Tod im Arm, zerbrecht alle eure Götter; betet keinen anderen an, als Zebaoth, den Gott der Schlachten. Noch einmal soll unser Banner auf den feindliche Thürmen wehen, ein Schrecken den Söhnen der Cimbern; das Grab des Marius wird aufspringen und sein Gespenst heraussteigen lassen; noch einmal werden wir auf dem Marsfeld die Kronen der Tyrannen in den Staub treten. Werden wir dann glücklich sein? Was liegt daran? O mögen sie wiederkehren, jene ersehnten Tage, die Tage der Freude für den italienischen Stolz! Bitter ist die Lust zu unterdrücken, aber es ist doch eine Lust; die Rache erfreut den Geist des Herrn!"

Im Jahre 1838 aus dem Gefängniß von Porto Ferrajo entlassen, nahm Guerrazzi seine Geschäfte als Advocat wieder auf. Von Romanen erschienen in der nächsten Zeit Isabella Orsini und Veronica Cybò. Sie sind ziemlich gewöhnliches Fabrikat, wie denn der Dichter die Höhe seiner ersten Romane nicht wieder erreicht hat. Wenn sie weniger excentrisch sind, so fehlt ihnen auf der anderen Seite der patriotische Schwung jener Tendenzromane. Ihr bestes Verdienst ist die Sprache, die Guerrazzi immer mit außerordentlicher Reinheit handhabt. Den öffentlichen Angelegenheiten schien er in dieser Zeit entfremdet. Selbst mit Mazzini hatte er sich überworfen. An der Reformbewegung, die mit dem Jahre 1846 begann, nahm er keinen Theil. Bei keiner der zahlreichen Kundgebungen, Ovationen oder Adressen, die in jene Zeit fielen, und an welchen auch die allzeit unruhige Hafenstadt ihr reichliches Contingent stellte, wird sein Name genannt. Die Petitionen für freie Presse oder für Bürgerwehr ließen ihn kalt; auf den Enthusiasmus, mit dem Pius IX und dessen erste Regentenhandlungen begrüßt wurden, mochte er vollends nur mit ingrimmiger Verachtung blicken.

In die Oeffentlichkeit trat er zum erstenmal wieder am 8. September 1847, beim Förderationsfeste in Livorno. So nannte man die Besuche, welche in jenen Tagen die benachbarten Städte Toscanas in Bürgerwehruniform sich zu machen pflegten, um unter Entfaltung der Tricolore sich gegenseitig zum Anbruch des Tags der Freiheit Glück zu wünschen. Als die Reihe an Livorno kam, wurde auch der Dichter der Belagerung von Florenz von einem Fortschrittsklub aufgefordert eine Rede zu halten. Für die begeisterte Wärme jener Tage schien seine Beredtsamkeit zu kalt und schneidig. Doch von seiner Popularität in der Vaterstadt gab diese Feier und zumal der Umzug, in welchem er zum erstenmal Arm in Arm mit Montanelli erschien, deutliches Zeugniß. In diesen Tagen war es auch, daß eine patriotische Wallfahrt nach Gavinana zu Ehren des Volkshelden Ferruccio, des „Toscanischen Leonidas", unternommen wurde, wo dann im Schatten alter Kastanien die Beschreibung der Schlacht von Gavinana aus Guerrazzi's Assedio di Firenze vorgelesen wurde. In die Debatten des Tags griff der Dichter

Digitized by Google

damals mit der Flugschrift ein: parole al principe e al popolo, worin er sofortige Constitution verlangte, was zu jener Zeit die Forderung der extremen Partei war. Und als Haupt der extremen Partei erscheint er fortan, zunächst in Livorno, das ganz in seiner Gewalt war, und dessen turbulente Haltung allgemein ihm beigemessen wurde, obwohl er seine Person vorsichtig zurückhielt und es verstand, untergeordnete Werkzeuge, mazziniſtische Sendlinge, vorzuschicken. Mit Mazzini selber söhnte er sich wieder aus, indem er im December 1847 jene oben erwähnten Denkwürdigkeiten an ihn richtete, die zugleich ein bündiges Glaubensbekenntniß des Verfassers enthielten. In Sätzen, wie diese: „Mit den Fürsten Italiens ist kein Friede möglich ... Jeder Tag überzeugt mich unwiderstehlicher, daß Fürstenthum und Freiheit unverträglich sind", spricht er deutlich seine Meinung über die Reformversuche jener Tage aus. Gegen die gemäßigten Parteien hatte er einen unüberwindlichen Haß. Mit dem Anfang des neuen Jahres schien ihm die Zeit gekommen, dem Ministerium Ridolfi ernstlich zu Leib zu gehen. Am 6. Januar wird in Livorno eine von ihm verfaßte, heimlich gedruckte Proklamation angeschlagen, welche das Vaterland in Gefahr, die Minister für Verräther erklärt. Am andern Tag nimmt eine Volksdeputation die Zügel der Regierung in die Hand. Doch wird diese Erhebung ohne Mühe niedergeschlagen. Ridolfi selbst kommt nach Livorno und löst ohne Widerstand die Deputation auf. Allein räthlich erschien es doch, Guerrazzi mit einigen seiner Anhänger festzunehmen. Er wurde abermals nach Porto Ferrajo gebracht. Natürlich setzte ihn die Revolution bald wieder in Freiheit.

Die weiteren Ereignisse, das unbändige Auftreten Guerrazzi's in der toscanischen Kammer, die fortdauernde Anarchie in Livorno, die weder Ridolfi noch sein Nachfolger Capponi zu bewältigen vermochten, das demokratische Ministerium Montanelli-Guerrazzi, dann, nach der Flucht des Großherzogs, das Trimmvirat Montanelli-Guerrazzi-Mazzoni, der von Toscana ausgehende Plan der Constituirenden, die Verschmelzung mit der römischen Republik, endlich die Dictatur Guerrazzi's und — nach vierzehntägiger Dauer — ihr jäher Sturz, das alles soll an dieser Stelle nicht erzählt werden. Niemals ist ein hohleres Regiment in sich zusammengefallen, als an jenem Aprilmorgen, da die Landleute unter dem Ruf: es lebe Leopold II! aus der Umgegend in die Hauptstadt herbeeilten und gleichzeitig aus der Mitte der Florentiner Bürgerschaft der einstimmige Ruf laut wurde, den Großherzog herbeizurufen. Die kurze Herrschaft der Demokratie hatte das Wunder fertig gebracht, den Großherzog populär zu machen. Guerrazzi sah sich gänzlich isolirt. Als er sich einen Augenblick weigerte, den Palazzo Vecchio zu verlassen, stand die Volksmenge wieder auf und schrie unter seinem Fenster: Tod dem Diebe! Man warf ihm vor, er habe zwei Millionen bei Seite ge-

Digitized by Google

bracht, während jetzt der Gemeinderath, der die Zügel der Regierung ergriff, sich genöthigt sah, ihm das Geld für die Reise nach Livorno vorzustrecken. Er sollte nämlich nach seiner Vaterstadt gesandt werden, um die dortigen Unruhestifter durch seine Autorität zu beschwichtigen. Allein der Gemeinderath sah sich außer Stand, ihn gegen die Wuth des Volks zu beschützen, er konnte ihn nicht ohne Gefahr aus Florenz ziehen lassen, und es mußte zuletzt Guerrazzi selbst erwünscht sein, daß er, um schlimmere Scenen zu verhüten, nach der Citadelle gebracht wurde.

Mit den hochherzigen Aspirationen des Dichters ließ sich — davon hatte er sich bald überzeugen können, — auf dem Posten eines Ministers und Dictators wenig anfangen. Lebhafte Impulse für die Herbeiführung der neuen Zeit zu geben, das war ihm geglückt, aber weiter reichte sein Vermögen nicht. Ohne Zweifel hörte er es gerne, wenn man ihn den „Schüler Macchiavelli's" nannte. Eher hat man den Eindruck, daß auch der Dictator den Advokaten nicht verleugnen konnte. Die Art, wie er die Gewalt handhabte, zeigt einen kleinen Zuschnitt, und seine Politik ist überdies nicht frei von Schwankungen und Widersprüchen. Daß er die Gemäßigten haßte, welche den Anschluß an Piemont wollten, verstand sich von selbst. Aber auch in Montanelli's phantastisch-großartigen Plan einer Constituirenden zu Rom ließ er sich nur mit Widerstreben hineinziehen. Es war ihm ein gewisser Realismus eigen; weitgehenden Entwürfen abhold, hatte er es zunächst auf die Befestigung der eigenen Gewalt in Toscana abgesehen. Niemand hatte so viel wie er dazu beigetragen, das monarchische Prinzip in Toscana zu untergraben; dennoch wußte sich mit ihm der Großherzog ungleich besser zu stellen, als mit dem Idealisten Montanelli, uud als der Großherzog floh, war es Guerrazzi, der durch immer neue Auskunftsmittel die Proklamirung der Republik hinauszog und verhinderte. Hier scheint ihn eine gewisse listige Vorsicht geleitet zu haben, welche der Ueberstürzung wehrte, und im Falle die Dinge schief gingen, doch immer noch einen leidlichen Ausweg bereit haben wollte. Unbillig wäre es von Mangel an Charakter zu reden bei einem Mann, der um seiner politischen Gesinnung willen so viel gelitten hat. Aber ein Skeptiker war er auch in der Politik. Es fehlte ihm, wie Mazzini richtig sah, der Glaube, und das Schlimmste ist: man kann es ihm nicht einmal zum Fehler anrechnen, daß ihm der Glaube an sich und seine Sache abging.

Unter diesen Umständen war es nicht bloß ein Advokatenkunstgriff, daß er in der Apologia, die er im Gefängniß schrieb und 1851 zu Florenz erscheinen ließ, und später in der Vertheidigung vor seinen Richtern auszuführen suchte, sein letzter Zweck sei die Rettung des Großherzogs und der Monarchie gegen die Republikaner gewesen. Er konnte auf manche Thatsache

Digitized by Google

hinweisen, welche diese Behauptung zu erhärten schienen. Doch fanden wenigstens die politischen Gegner, daß diese Vertheidigung, wie geschickt immer vom Standpunkt des Advokaten sie war, nicht habe dazu beitragen können, die Achtung für den Exdictator zu erhöhen. Zum Unglück nützte ihm die kunstvolle Darstellung, in welcher er als der verkannte Freund des Großherzogs erschien, nicht das Geringste. Er wurde ebenso wie Montanelli und Mazzoni zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, eine Strafe, die dann in Verbannung umgewandelt wurde.

Diese Jahre des Exils brachte Guerrazzi meist in Corsika, auch in Marseille, später zu Genua zu. Aus dem Beruf herausgerissen, suchte er seinen Erwerb in literarischen Productionen, und wiederum entstand eine Anzahl Romane, der Marchese von Santa Prassede, Pietro Carnesechi, Beatrice Cenci, mit denen er aber lange nicht die früheren Erfolge erzielte. Sie entbehren sowohl der literarischen als der politischen Bedeutung. Nachdem die Giovine Italia todt war, war auch ihr Dichter ein Anachronismus. Die Verbitterung des Exils gab der Phantasie des Dichters vollends eine unglückliche Richtung. So ist z. B. der Marchese von Santa Prassede oder die väterliche Rache ein raffinirtes Greuelstück, eine Anhäufung unglaublicher Schandthaten. Der Titelheld heirathet in seinem Alter eine junge Sicilianerin, welche zuvor die Geliebte des Marcantonio Colonna, eines der Sieger von Lepanto, gewesen war. Vier Söhne aus erster Ehe des Marchese ermorden die Großmutter. Der Vater, eben aus Rom zurückkehrend, findet die Leiche und stirbt vom Schlag gerührt, nachdem er zuvor seine Söhne verflucht. Dieser Fluch geht an allen Vieren schrecklich in Erfüllung. Der erste, ein Wucherer, wird von einem Bruder vergiftet. Dieser, ein Alchymist, begeht eine Menge Mordthaten, um den Eingeweiden seiner Opfer das Geheimniß des Lebens zu entreißen und stirbt unter dem Beil des Henkers. Der dritte, ein Wüstling und Trunkenbold, stirbt an Selbstverbrennung, und der vierte geht von Gewissensbissen gefoltert in den Türkenkrieg, um hier den Tod zu finden. Greuel genug, um eine ganze Reihe von haarsträubenden Schauderromanen damit auszufüllen.

In Genua, wo Guerrazzi die letzte Zeit vor dem italienischen Krieg zubrachte, versuchte er es mit einem satyrischen Journal l'Asino, in welchem der krankhaft verbitterte Mann freilich mehr Galle als Humor zu Tage förderte. Endlich schenkte ihn die Revolution von 1859 der Heimat und dem öffentlichen Leben wieder. Noch immer hatte der Name seinen Klang bei den Bürgern der Hafenstadt nicht verloren, sie gaben Guerrazzi ihre Stimme zum Abgeordneten für das nationale Parlament. Aber auch jetzt, da der Freiheit eine Gasse geöffnet war und das nationale Reich aufrecht stand, dessen erste trügerische Hoffnungen er in der Schlacht von Benevent

Digitized by Google

den Italienern in das Gedächtniß geprägt hatte, wandte sich der Exdictator verdrossen ab. Sein Erbübel folgte ihm auch ins Nationalparlament. Er blieb Pessimist, ja er wurde es jetzt erst recht. Einer seiner Beurtheiler hatte schon in den fünfziger Jahren gemeint: „der Hang zur Verfluchung ist ihm dermaßen angeboren, daß, wenn seine Ideen triumphirten, er am folgenden Tag in den Reihen der Opposition zu sehen wäre"*). Buchstäblich hat sich dies erfüllt. Er haßte die Fremdherrschaft, aber er haßte mit nicht minderem Haß die gemäßigte Partei, die jetzt das freigewordene Italien einrichtete. Leidenschaftlich bekämpfte er die Cavoursche Politik, ohne doch mit der stürmischen Art seiner Beredtsamkeit Eindruck machen oder gar eine Rolle spielen zu können. Man war nicht mehr im Jahr 1848. Vor dem Hauch befreiender Thaten war die Herrschaft der Phrase zusammengebrochen. Auch von den alten Verschwörern traten die gesunderen Elemente in die Reihen der Partei, welche den Namen Actionspartei mit mehr Recht verdiente, als jene mißvergnügte Secte, die aus dem Ideenkreis einer falschen Romantik nicht heraus konnte. Im Parlament fanden sich alle diejenigen zusammen, welche in den Zeiten der Vorbereitung sich einen Namen gemacht hatten; doch für diejenigen, die nur in die Lärmtrompete zu stoßen verstanden hatten, war kein Raum mehr. Sie verschwanden einer nach dem andern und auch Guerrazzi verschwand. Unglücklich wie immer, zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück. Es waren ihm auf dem bescheidenen Landgut bei Cecina noch ruhige und friedliche Tage vergönnt, und unter den ländlichen Beschäftigungen hat er auch jetzt den Dienst der Muse nicht versäumt. Eine Lebensbeschreibung des Corsen Pasquale Paoli, die i. J. 1865 erschien, verdient unter seinen letzten literarischen Arbeiten genannt zu werden. Doch mit dem Gang der Welt sich auszusöhnen, hat er nicht mehr vermocht. Den letzten Aerger schuf ihm die Reise Victor Emanuels nach Berlin. Es war ihm ein ungeheuerlicher Gedanke, die Tedeschi als Freunde und Verbündete anerkennen zu sollen, die er als die Unterdrücker seines Vaterlandes mit allen Leibeskräften hassen gelernt hatte. Und so bleibt denn bis zum Schlusse der pathologische Eindruck, den sein Leben und seine Schriften zurücklassen. Wie auf eine glücklich überstandene Krankheit vermag Italien heute auf die Giovine Italia und auf deren Dichter zurückzublicken.

Wilhelm Lang.

---

*) F. T. Perrens, la Roman et les romanciers en Italie. Revue des deux mondes. 15. Nov. 1854.

Digitized by Google

Altgermanisches Heidenthum im süddeutschen Volksleben der Gegenwart.

II*).

In den Monat März fällt gewöhnlich der Sonntag Lätare oder Rosensonntag, an welchem noch in der vorigen Generation in ganz Altbayern das uralte Fest des Sieges des Sommers über den Winter gefeiert wurde. Man muß sich in die klimatischen und Kulturzustände des alten Germaniens zurück versetzen, um, auch bei dem regen Naturgefühl unseres Volkes, die ganz außerordentliche feierliche Weihe zu begreifen, mit welcher, auch von den Erwachsenen, damals das Ende der grauen, freud- und thatenlosen Winterzeit begrüßt wurde; sehr zahlreiche Mythen des germanischen Götterglaubens feiern in den manchfaltigsten Wendungen diesen Sieg des freudigen Lebens und Lichtes über Tod und Finsterniß, wie umgekehrt das Erliegen des Lichtes vor den Finster-Mächten in Glauben und Cult eine bedeutungsvolle Rolle spielt. Noch durch das ganze Mittelalter hat sich wie in der Poesie der Dichter in dem Festleben des Volkes der Jubel über Wiederkehr und Sieg des „milden Maien" in den verschiedensten Formen erhalten, wenn auch meistens jetzt im Anschluß an christliche Feste wie Ostern, Pfingsten, Frohnleichnam. Es ist fast traurig, zu verfolgen, wie, seit dem 16. Jahrhundert etwa, im Zusammenhang mit unseren veränderten Culturzuständen überhaupt, mit der Verdrängung des Naiven, Unmittelbaren, Poetischen durch Reflexion und phantasielose Prosa auch diese Freude und ihr Ausdruck immer mehr auf die Kinder beschränkt und auch von ihnen nicht mehr in gemeinsamer Feier bethätigt wird, mit welcher ehedem auch die Erwachsenen den Hirten beschenkten, der die Ankunft der ersten Frühlingsboten, der Schwalbe, des Storches, der ersten Veilchen im Dorfe meldete, und in festlichem Jubelzug den Ankömmling begrüßten. Doch begegnet immer noch in manchen Thälern der Umzug und Kampf des Sommers und Winters.

Der Sommer, meist der schmuckste Bursch des Dorfes, wird in alles Grün gekleidet, das die Jahreszeit gewährt; bunte Bänder flattern von seinem Strohhut, von Schultern und Knien, von dem Scepter, das er in Gestalt eines Blüthenreises oder eines mit Kirschen behängten Baumes führt. Seine Gefolgen sind entsprechend costümirt. Der Winter dagegen, mit Pelzmütze und Pelzmantel, führt die Schneeschaufel oder den Dreschflegel und wird von seinen rußigen Gesellen auf einem Schlitten umhergefahren. Beide Parteien ziehen nun durch alle Gassen des Dorfes, sie halten vor den

*) In Abschnitt I, S. 912 Z. 1 v. u. lies „dein Jagdtheil" statt „dies Jagdtheil'.

Digitized by Google

Häusern, singen die Strophen uralter Lieder ab und sammeln Geschenke von Brod, Eiern und Obst für den Sommer, wobei so reichlich gespendet wird, daß man von einem schwer Bepackten sagt: „der muß so schwer wie Sommer und Winter tragen". Nach kurzem Kampf wird nun der Winter vom Sommer besiegt und entweder in den Dorfbrunnen getaucht, d. h. symbolisch ertränkt, oder unter lautem Jubel zum Dorf hinausgejagt in den finstern Wald gen Norden, wohin er auf lange Zeit verbannt ist.

Offenbar berühren sich hier Religions- und Rechtsalterthümer. Die Verbannung in den Wald bedeutet das Friedlos-Setzen des Geächteten, die Ertränkung ist eine uralte Form der Todesstrafe im germanischen Recht. Unter den Riesen aber, welche die Götter bekämpfen, und zu denen insbesondere auch der Winterriese zählt, sind ganz ebenso die dem Menschen feindlichen Elemente und Naturkräfte als die Vertreter des Unrechts, des Friedebruchs, der Feinde der sittlichen und der Rechtsordnung zu verstehen: die „Asen" (d. h. Aesir, Anses) sind wörtlich die „Tragbalken" zugleich des Himmels und der Rechtsordnung, ihre Feinde, die Riesen, die Bedroher der heilsamen Ordnung in Natur und Recht. Und es ist höchst bezeichnend, daß der Fenriswolf, einer ihrer gefährlichsten Riesenfeinde, welcher zuletzt, nachdem er sich losgerissen, Odhin selbst verschlingt, durch dasselbe Mittel bis zur Götterdämmerung gebändigt erscheint, welches noch in den Bildern zum Sachsenspiegel den Aechter, d. h. den wegen Verbrechens friedlos Gesetzten kennzeichnet, ein Schwert, welches die beiden Kiefern des gebändigten Wolfes auseinander sperrt. Ob die in verschiedenen Formen des Verbrennens, Ertränkens u. s. w. dargestellte Todesstrafe nicht an uralte Menschenopfer erinnert, welche im Frühling und im Herbst dargebracht wurden, bedarf weiterer Untersuchung, gewiß ist, daß die älteste der Todesstrafe zugrundeliegende Auffassung die des Menschenopfers ist.

Ganz die gleiche Bedeutung des Sieges des Frühlings über den Winter hat das am 24. April in vielen Gegenden Altbayerns, zumal im Chiemgau, mit großem Gepräng gefeierte Fest des heiligen Georg. Es ist nun höchst lehrreich zu verfolgen, wie in der genannten Landschaft, in deren grasreichen Niederungen des Vorgebirgs seit uralter Zeit ganz besonders Rossezucht getrieben wurde, der christlich ritterliche Heilige an die Stelle des Frühlingsgottes Baldur, südgermanisch Phol, getreten ist. Am feierlichsten wurde und wird noch am Westufer des Chiemsees, im Gebiet des alten Gerichts Stein, Pfarrei St. Georgen, dieser „Georgiritt" abgehalten; das Fest ist hier zugleich die Feier des Sieges des Frühlings und eine ursprünglich dem Gotte Phol als dem Beschirmer der Rossezucht dargebrachte Huldigung, ein besonders zahlreich besuchter Roßmarkt wurde bei beginnendem Frühjahr hier offenbar in der heidnischen Zeit mit Opferfesten, wie dies allgemeine Sitte

Digitized by Google

war, verbunden. Heut zu Tage trägt der feierliche Umritt, der ursprünglich dem Frühlingsgott und dem Beschirmer der Rossezucht galt, freilich viele christliche und stark modernisirte Züge.

Um 6 Uhr morgens versammeln sich nach dem Frühgottesdienst aus allen umliegenden Dörfern im Hofe des uralten Schlosses Stein (dessen geheimnißvolle unterirdische Gänge wohl noch aus vorgermanischer Zeit stammen) die Reiter, mehr als 100 an der Zahl, jeder mit wenigstens 2 Rossen. Um 7 Uhr bricht der Zug auf, geführt von Trompetern und Postillonen zu Pferde, und 6 „Engeln" d. h. kleinen Bauernbuben in weißen Jacken, mit fleischfarbnen Strümpfen und rothen Schuhen, auf schweeweißen Rossen: in ihrer Mitte der heilige Georg selbst in Gestalt eines Burschen aus Sct. Georgen, der sich zu Behuf dieser Feier besonders den sonst nicht landesüblichen Schnurrbart hat wachsen lassen; auch sein Roß, wie die Pferde seiner Gefolgschaft, muß — und das ist bezeichnend — von weißer Farbe sein. Das Costüme des Heiligen oder Gottes ist freilich aus Rüststücken des 17. Jahrhunderts und modernen Gewaffen buntscheckig zusammengesetzt; hervor zu heben ist der Brustpanzer, der Helm mit wallenden weißen Federn, der rothe Mantel, die roth und weiß bekreuzte Fahne in der Linken, in der Rechten das Schwert. An diesen Vortrab mußte sich früher — denn das Fest war sehr ernst gemeint — anschließen die Gutsherrschaft von Stein sammt ihrem Burgkaplan, in Chorrock und Stola, hoch zu Roß, entsprechend der vollständigen Verkirchlichung der Feier, später wurde die Gutsherrschaft durch ein Mitglied des königlichen Landgerichts ersetzt. Darauf folgen die „Zechpröbste" d. h. Vorsteher der Brüderschaft St. Georgs mit großen, kranzumwundenen Wachskerzen und endlich die Reiter, paarweise, nach Pfarreien geordnet, jede Schaar von einem Bannerträger auf weißem Roß geführt. Der Zug geht auf der uralten salzburger Straße nach der St. Georgenkirche zu Weißbrunn, deren Pfarrer sammt Clerisei den Reitern mit dem Sanctissimum entgegen geht, begleitet von den Männern der Georgibrüderschaft im weißen Talar mit rothem Kragen. Die Fußgeher machen nun Halt und schaaren sich um eine uralte Heidenlinde in der Nähe der Kirche und an diesen Ort knüpft sich der unverkennbar ächt heidnische Zug des Festes, den alle christlichen Umhüllungen nicht ganz zu verbergen vermochten: es sprengen nämlich die Reiter, einer nach dem anderen, im Gallop an der Linde vorüber und es werden dabei Roß und Mann von dem Pfarrer im Vorüberjagen mit Weihwasser besprengt, welches Krankheit und Sturz von Beiden für Jahresfrist abwenden soll; natürlich ist das Weihwasser an die Stelle eines heidnischen Segensymbols getreten. Darauf folgt ein ausgiebiges Zechgelage und ein eifrig betriebener Roßhandel, die Pferde aber müssen von Anderen nach Stein zurückgebracht werden, die Reiter zu Fuß

Digitized by Google

nach Hause gehn. Gewiß bluteten in der Heidenzeit hierbei Pferdeopfer, welche ja noch in ganz spät christlicher Zeit vergebens von der Kirche bekämpft wurden*).

Daß der Georgstag die Erinnerung an alte Götterfeste, und zwar in nahem Bezug auf die Rossezucht, bewahrt, erhellt aus zwei andern denkwürdigen, an diesen Tag geknüpften Gebräuchen. In vielen Gegenden, so im Gebiet der Traun, muß am Georgsabend den Rossen junges Gras, mit blanker Sichel geschnitten und mit geweihtem Salz bestreut, in die Krippe geworfen werden: offenbar die Inauguration der erstmaligen Fütterung mit dem Gewächs dieses Jahres, welche sich mit dem Götterfest verband. Ferner aber gehört die Georgsnacht als sogenannte „Freinacht" den ledigen Burschen, d. h. sie dürfen allerhand Muthwill und Uebermuth ungeahndet treiben: die Freiheit des alten Götterfestes, bei dem die Freude zügellos waltete und die Strafe ruhte, schützt sie noch heute, nachdem die schützenden Götter längst vergessen sind. Alterthümlich und heidnisch muthet ein Lieblingsstreich dieser Freinacht an: sie schleppen nämlich alles Ackergeräth weithinaus ins Feld und thürmen es an dem Stamm eines wilden Birnbaums empor, — die Erinnerung daran, daß während der Zeit des frohen Götterfestes Arbeit und Ackergeräth ruhen mußte. —

Typisch geradezu für die oben geschilderte Christianisirung heidnischer Feste durch die Kirche, wobei heidnische und christliche Züge oft ganz unvermittelt nebeneinander stehen, ist eines der höchsten Kirchenfeste, das heilige Osterfest. Diese hohe christliche Feier trägt schlecht und recht sogar noch den vollen Namen einer holdseligen Gestalt des germanischen Heidenthums, der „Ostara", d. h. der von Osten, von Anfang her sieghaft ins Land eingehenden Frühlingsgöttin, dereinst loderten ihr zu Ehr' und Opfer von allen Hügeln und Höhen die heiligen Feuer, in welchen Bilder und Symbole ihres Feindes, des besiegten Winterriesen, verbrannt und allerlei Opfergaben verzehrt wurden. Es ist nun eine hochpoetische Combination, daß das Fest der Auferstehung des Welterlösers aus Grabesnacht mit dem Fest der Auferstehung des erlösenden Frühlingslichts aus den Banden der Winternacht in Zusammenhang gebracht wurde; wenn auch heut zu Tage noch an vielen Orten die heiligen Osterfeuer lodern, so werden sie in doppeltem Sinne entzündet, es ist bald die papierene Gestalt des Verräthers Judas, bald die des Winter-Riesen, welche in die Flammen geworfen wird. Wir stellen nun die heidnischen und die aus Heidnischem und Christlichem gemischten Züge der Osterfeier nebeneinander.

Am Palmsonntag wird in der Kirche die „Palmweihe" gehalten d. h.

---

*) Ich vermag nicht anzugeben, ob auch heute noch wie vor 10 Jahren das Fest mit solcher Feierlichkeit begangen wird. Uebrigens werden anderwärts die Tage anderer Heiliger, z. B. d. h. Bernhardt, als Nachfolger Phols mit solchen Ritten gefeiert.

Digitized by Google

die sogenannten „Palmbüschel" werden an diesem Tag gebunden und geweiht: ursprünglich die Palmen, welche bei Christi Einzug in Jerusalem gestreut wurden, werden sie in unserem Lande, wo keine Palmen rauschen, durch nordisches Grün ersetzt (in Italien bilden die Surrogate die immergrünen Zweige von Lorbeer und Myrthe, im Orient werden noch heute Palmenblätter dazu verwendet.) Das Heft dieses christlich-orientalischen Büschels ist nun aber nothwendig — das mechanische Nebeneinander dieser Elemente könnte nicht bezeichnender ausgedrückt sein — ein Stab der Haselstaude, welche dem Gotte Donar geweiht, in dem Frühlingscult des Alterthums eine wichtige Rolle spielte. Als heilige Staude des Donnergotts schirmte sie gegen den Blitzstrahl und wurde als Obdach bei ausgebrochnem Gewitter aufgesucht, indem man sich ihr mit bittend aufgehobnen Händen näherte. Das Obdach unter der Haselstaude wollte und konnte die Kirche den vom Unwetter Ueberraschten nicht entziehen, aber der Grund des sichernden Schutzes mußte geändert werden, so entstand denn die Legende, daß dieser Busch der Madonna mit dem Kinde während der Flucht nach Aegypten — schwerlich wachsen in der Wüste Haselstauden! — Schutz gegen Gewitter verliehen und daher von der Himmelskönigin Sicherheit vor dem Blitzstrahl erhalten habe. Der Palmbüschel dient besonders auch zum Schutz wider Hexen und die von solchen heraufbeschwornen Gewitter, daher muß der Haselstiel sorgfältig geschält sein, denn Hexenspuk und Elbenzauber ist so fein, daß er selbst zwischen Holz und Rinde nisten könnte. Außer der Hasel sind wesentliche Bestandtheile des Palmbüschels die Blüthenkätzchen der Palmweide, welche, die ersten Verkündiger des Lenzes aus dem Pflanzenreich, vermuthlich der Ostara heilig waren — eine unverkennbare Erinnerung daran, daß es sich hier ursprünglich um nichts anderes als ein Frühlingsfest handelte. Weiter sind erforderlich der Sayling (Juniperus Sabina), dessen Geruch alle Hexen vertreibt, endlich die altheilige Mistel, deren hohe Bedeutung für den Baldurcultus allbekannt ist. Für jedes Gemach des Hauses wird nun ein Palmbusch geweiht und das Jahr über wohl verwahrt. Zieht ein Wetter herauf, so entzündet man mit Gebeten frisches Feuer auf dem Herde und verbrennt einige der trocknen Blätter, alsdann nehmen die Blitze anderen Weg. Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß der Cultus der Frühlingsgötter und der des Donner-Gottes sich noch berührten, ja daß man Winters-Ende und Frühlings-Anfang mit dem ersten Gewitter zusammenfallen ließ, sodaß vielleicht das erste Gewitter auch den Tag des Ostara-Festes bezeichnete. Offenbar bilden die Palmbüschel einen Rest der heiligen Zweige und Hölzer, welche in das Ostarafeuer geworfen wurden: wir wissen, daß die Scheiterhaufen und andere geweihte Feuer mit gewissem Gedörn und Gezweig umhegt (Dornröschen, und die „Waberlohe") besteckt und entzündet werden mußten.

Digitized by Google

Dafür spricht entscheidend mancher Gebrauch des noch heute am Charsamstag entzündeten Osterfeuers. Jedes Haus im Dorf hat einen Beitrag von Holz zu senden —, dies weist immer auf alte Opferfeuer und Schmäuse hin, an welchen Theil zu nehmen alle Gemeindegenossen verpflichtet und berechtigt waren. Vor der Kirchthüre, und zwar immer mit Stahl und Stein, also frisch entzündet, nicht mit entlehnter Flamme, wird der Holzstoß entfacht; wir bemerkten schon, daß die darin verbrannte Figur von Holz oder Papier bald Judas — (was offenbar ganz willkürlich und gegen den Geist der biblischen Erzählung ist) — bald den Winterriesen darstellt. Jedes Haus im Dorf zieht nun aus dem Scheiterhaufen ein Stück Holz, welches wie die offenbar viel jüngeren Palmbüschel, bei jedem Gewitter des Jahres auf dem Herd angezündet wird, mit seinem Dampfe die Blitze zu verscheuchen. Der wälsche Nußbaum, dessen Holz heut zu Tage mit Vorliebe hierzu verwendet wird, ist wohl seines Wohlgeruches wegen, wie ich vermuthe, an die Stelle eines dem Donar geweihten Baumes (Eiche, Vogelbeerbaum) getreten. Anderwärts entzündet man an dem Osterfeuer den Schwamm, mittels dessen, nach sorgfältiger Verlöschung des alten, das Herdfeuer des neuen Jahres in das Haus getragen wird.

Die innige Verbindung der Culte der Frühlingsgöttin und Donars beweisen insbesondere die Ostereier: diese müssen die rothe, dem rothbärtigen Blitzgott geweihte Farbe tragen und gelten als besonders werthvoll, wenn sie an dem diesem Gotte heiligen Donnerstag gelegt sind. Aber freilich nicht wie andere Eier von einem Huhn, sondern von der der Frühlingsgöttin wegen ihrer Fruchtbarkeit heiligen Häsin rühren sie her. Auf besonders heilige, durch Gegenwart der Götter segenvolle Zeit weist es hin, daß auch das edle Element des Wassers, am Ostertag unter besonderen Voraussetzungen geschöpft, geheimnißvolle Heilkraft übt; es muß nämlich vor Aufgang der Sonne, Strom abwärts, mit zum Gebet gesenktem Haupt, stillschweigend, ohne Widerwort Anderer, geschöpft sein und sonder bösen „Angang“ (vergleiche darüber J. Grimms deutsche Mythologie: die Begegnung gewisser Thiere oder Menschen bei Beginn bestimmter Werke ist „Angang“ von guter oder böser Vorbedeutung).

In dem abgelegenen Thal der Jachenau, wo sich überhaupt alte Sitte zäher als anderwärts erhalten, wird der Osterschmaus in einer Weise gefeiert, welche noch vollständig ein Stück germanischen Opferfestes darstellt; es muß nämlich in jedem Jahre, in umgehender Reihe, jeder der 36 „Hofbauern“ d. h. Alt- oder Vollbauern des Thales — die armen Söldner sind von dieser Verpflichtung frei — einen Widder zum Ostermahle spenden: dieser wird in Vierteln gebraten, dann in einem Korb wieder zusammen gerichtet, als wäre er unzerstückt, mit dem abgezogenem Vließe wieder bedeckt,

Digitized by Google

das Haupt mit einem Kranz von Buchs und rothen Bändern geziert und — das ist ächt heidnisch — seine Hörner werden, wie die der Opferthiere des Nordens, vergoldet; das so geschmückte Opferthier trägt der Erbe des Hauses zur Weihe in die Kirche, die hier sichtlich an die Stelle des Opferpriesters getreten ist, der Hirt eines jeden Hofes nimmt einen entsprechenden Theil in Empfang, die geringeren Stücke werden unter die Söldnerfamilien vertheilt: man sieht, wie hier das jüdisch-christliche Pascha nicht völlig den germanischen Opferdienst zu verhüllen vermag. Die Kirche weiht übrigens zu Ostern besonders Eßwaaren: Eier, Salz, Brod, Kalb- und Schweinefleisch und da sich auch ein besonderes Gebildbrod dieses Festes, der „Osterfladen", erhalten hat, so dürfen wir auch hierin Erinnerungen an alte Opferschmäuse, die zu dieser Festzeit gehalten wurden, erblicken.

Ein anderer Tag, an welchem noch bis in das späteste Mittelalter, ja bis in die Gegenwart von der Schuljugend das Fest des Frühlingseinzuges gefeiert wurde und wird, ist der 1. Mai. Ich vermuthe, daß das feierliche Setzen der Maibäume ursprünglich eine Cult-Handlung zu Ehren eines Frühlingsgottes war: wenigstens wird das Aufrichten und Schmücken solcher Bäume von zahlreichen geistlichen Quellen, Concilsschlüssen, Bußordnungen u. s. w. in Italien und Deutschland als heidnischer Aberglaube verpönt. Der allgemeine Maibaum gilt als Ehrenzeichen der ganzen Gemeinde; er wird schon Mitte April in feierlichem Zug aus dem Walde geholt, wo er unter besonderen Sprüchen und Formen gefällt worden — so muß der Vertreter jedes Standes einen Schlag mit der Axt thun —, nachdem er nun bearbeitet, mit allerlei charakteristischem Zierat behangen und besteckt ist, wird er am 1. Mai auf dem freien Platz zwischen Kirche und Wirthshaus aufgepflanzt und mit frischem Wasser begossen. Dieser Platz, ehedem der Versammlungsort der Dorfjugend zu Spiel und Tanz, sieht jetzt freilich höchstens noch die Kinder tanzen „um den grünen Maien". Aber noch immer hält ein ehrlich Dorf durch das ganze oberbayrische Land viel auf einen schönen Maibaum; namentlich im Ampergrund, aber auch im Innthal und im Chiemgau, sieht man sie oft reich und schön verziert und häufig erneuert. Neben den bloß willkürlichen Zieraten, wie Fahnen, Kränze, Wappen, Inschriften, giebt es auch wesentliche unerläßliche Bestandtheile desselben: so der „Maibüschel" d. h. der grüne Tannenwipfel, der an der Spitze stehen bleiben muß, zur Erinnerung, daß wir hier nicht vor einer todten Stange stehen, sondern vor einem lebendigen Baum des deutschen Waldes. Baumcultus der Germanen z. B. der Langobarden, namentlich aber auch der Bajuvaren, ist vielfach bezeugt, die Sitte, Madonnen- und Heiligenbilder in einen Baumstamm einzulassen, dieselben mit Blumen, Lichtern und im Herbst mit rothen Vogelbeeren zu bestecken, namentlich an Bäumen in der

Digitized by Google

Nähe von Quellen ist uralt und, wie wir alsbald sehen werden, auch heute noch lebendig im Schwange. Uebrigens ist dabei nicht an Anbetung der Bäume zu denken, diese sind vielmehr nur der Wohnsitz von Göttern und Halbgöttern, namentlich den Elben*). Diese Bedeutung des Maibaums als eines Stückes von Waldverehrung ist freilich längst verwischt, auch der Maibaum wurde christianisirt, indem das sogenannte „Leiden Christi", d. h alle Werkzeuge seines Leidens, von der Kirche als wesentliche Bestandtheile des Maibaums beigefügt wurden; wir wüßten gerne, an Stelle welcher heidnischer Zeichen sie getreten sind. So dürfen nicht fehlen: Geißel und Säule, Leiter und Ruthe, Schwert und Laterne, Hammer und Zange, Nagel und Würfel, Speer, Essigschwamm und Krug, ja auch nicht der krähende Hahn St. Peters.

Offenbar viel älter sind jene Figuren des Maibaums, welche Bauer und Bäuerin, das Bauernhaus und die Abzeichen der Gewerke darstellen; das älteste Attribut aber sind wohl die 4 Armbrüste, welche, gegen die 4 Winde gespannt, das drohende Symbol bäuerischer Wehrhaftigkeit gegen jeden Feind waren; sie stammen aus der Zeit, da die hergebrachte Waffe des Bauern, sofern er überhaupt noch zum Heerbann oder doch zum „Landschrei" aufgeboten wurde, in Pfeil und Bogen bestand. Der Zusammenhang dieser Wehrbäume mit den „Caroccio" der lombardischen Städte ist unverkennbar, übrigens fehlt es auch in Deutschland an solchen Bäumen halb festlicher, halb kriegerischer Bedeutung auf Wagen und Gerüsten keineswegs. Neben diesem allgemeinen Maibaum giebt es noch kleine, besondere Maien, welche nur der Einen, der sie gesetzt worden, zur freudigen Ehre gelten sollen. Denn wie man schlechten oder bösartigen Weibern Nachts einen „Tattermann" (von „tattern" das heißt erschrecken) vor's Fenster stellt, einen dürren Baum, mit Lumpen behängt, oder einen Strohmann mit zerfetzten Kleidern, so pflanzt man schönen und braven Mädchen gern einen „Ehrenbaum" auf's Dach oder vor's Kammerfenster und zwar thut dies nicht nur ihr Schatz allein, sondern oft die ganze männliche Jugend des Dorfes. Solch ein Ehrenbäumlein, ein kleiner Tannenbusch mit farbigen Bändern, mit Kränzen und rothen Aepfeln gar lieblich geschmückt, soll der wackern Dirne zeigen und allen Leuten sonst, wie man Sauberkeit an Leib und Seele wohl zu ehren

*) Es ist ganz verkehrt, wenn man den Germanen „Fetischismus" d. h. unmittelbare Anbetung von Sternen, Bäumen, Thieren als göttlicher Wesen Schuld giebt: es liegen in solchen Fällen nur Incarnationen oder Verwechselung der Wohnorte und Attribute mit den Göttern selbst vor. Nur vereinzelt scheint, wie übrigens bei allen Religionen, namentlich in Scandinavien zur Zeit der Auflösung des alten Götterglaubens solche Verirrung und Vergröberung des Religiontriebes und des ursprünglichen Licht-Cultus vorgekommen zu sein.

Digitized by Google

weiß im Ort. Anderwärts wird wohl auch dem jüngst verheiratheten Ehepaar oder einem tüchtigen Pfarrer, einem freigebigen Gutsherrn u. s. w. ein solcher Ehrenbaum gesetzt.

Das Fest der Sommersonnenwende wird am Tage St. Veit oder am Tag Peter und Paul, regelmäßig aber am Tag Johannis des Täufers, dem 24. Juni, gefeiert. Ursprünglich wurden die Sonnenwendfeuer zu Ehren des sterbenden Lichtgotts entzündet: Baldur's, des Gottes des Frühlingslichts, der an diesem Tag beginnt der Nacht zu unterliegen und in Hela's dunkles Reich hinabzutauchen. Es waren die Flammen des Scheiterhaufens, welche die Leiche des schönen Gottes verzehrten, später wohl auch heilige Opferfeuer. Längst hat die christliche Kirche die Erinnerung an die ursprüngliche Bedeutung jener Feuer im Bewußtsein des Volkes ausgelöscht.

Aber die uralte Tradition und die Lust an dem schönen Element hat die Freude des Volkes an der Sitte durch die Jahrhunderte erhalten, obwohl weltliche und geistliche Gesetze schon des 7. und 8. Jahrhunderts, Beichtordnungen u. s. w. es als heidnischen Aberglauben verbieten, „den Göttern auf den Bergen nächtliche Feuer anzuzünden, durch dieselben zu springen, das Vieh zu treiben" ꝛc.

So lodern denn noch durch ganz Oberbayern, trotz den frühern Verboten einer lichtscheuen Polizei, die fröhlichen Flammen, besonders auf den Bergen, und einen poesievollen Eindruck macht das leuchtende Spiel mit den oft höchst malerisch darum gereihten Gruppen in der schweigenden, nächtlichen Landschaft. Auch fehlt es noch keineswegs an dem Bewußtsein, daß es sich hier nicht um gewöhnliche Feuer handelt, sondern daß diese Flammen ein heiliges Fest bedeuten. So wird dasselbe an vielen Orten nur von geweihtem Holz genährt, z. B. von den Bäumen, welche bei der Frohnleichnamsprozession aufgepflanzt worden. Anderwärts muß jedes Haus im Dorf Antheil haben am Sonnenwendfeuer und seinem Segen, eine deutliche Erinnerung an die alte Opferfeier, bei welcher ja auch nur die zur Strafe friedlos gesetzten ausgeschlossen waren. Daher ziehen am Vorabend die Kinder singend von Haus zu Haus und erbitten überall einen Beitrag zu dem Scheiterhaufen. Dabei singen sie den Vers:

„Ist ein braver Herr im Haus,
Reicht er uns ein Scheit heraus;
Zwei Scheiter und zwei Boschen
Machen es brennen und gloschen".

Auch im übrigen kennt man noch die heilige Bedeutung, die heilende Wirkung dieses Feuers; es heißt noch immer: „Nothfeuer". Das Wort wird doppelt erklärt. Einmal als durch Nothzwang zur Entstehung genöthigtes Feuer, indem es, nachdem alle Feuer im Dorf sorglich gelöscht sind, durch

Digitized by Google

Reiben bestimmter Hölzer (in manchen Gegenden müssen es neunerlei Hölzer sein) neu entfacht wird, d. h. durch den Gebrauch während des ganzen Jahres und die Entlehnung eines Heerdes von dem andern hat das Element an seiner geheimnißvollen, jungfräulichen Heiligkeit verloren, es wird daher neu entzündet; anderwärts bedient man sich zu gleichem Zweck des „Wildfeuers", d. h. des unmittelbar aus Donar's Hand durch den Blitzstrahl in Bäumen entflammten Feuers; zündete der Blitz in der Nähe, so wird ebenfalls alles Feuer im Dorf gelöscht und in jedes Haus ein brennender Spahn des „Wildfeuers" getragen. In andrem Sinn wird „Nothfeuer" als das vorbeugend oder heilend gegen gefürchtete oder eingebrochene Krankheit von Mensch und Vieh diensame Feuer erklärt und gebraucht; d. h. man treibt gesundes Vieh durch die halbverlöschenden Flammen, auf daß es nicht erkranke, oder erkranktes, auf daß es heile. Auch kranke Menschen, namentlich an Hautausschlägen Leidende, springen durch die reinigende Flamme. Wer über dieselbe hüpft, dem thut beim Kornschneiden und bei aller Feldarbeit das Herz nicht weh; auch achtet der Bauer wohl, wie hoch die Flamme emporlodert; denn so hoch wächst in diesem Jahre das Korn. Besonders alt, weitverbreitet und mannichfaltig ist aber der Liebesbrauch, mit seinem Schatz Hand in Hand durch die heilige Flamme zu springen; reichartigster Aberglaube und mancherlei Scherz knüpfen sich an die Art, wie das Paar den Sprung vollführt. Im Lechrain wird bei diesem „Feuerjucken" der Spruch gesungen:

„Unter 'm Kopf und oberm Kopf thu i mein Huatl schwinga,
Deandl, wenn'st mi recht gern hast, durch's Feuer mußt mit mir springa.

An andern Orten ist das „Scheibentreiben" üblich; die Bursche schleudern Holzscheiben, die in der Mitte durchlöchert und an den Rändern rothglühend gemacht sind, an langen Stöcken im Wettspiel einer höher als der andere, in die dunkle Luft, ihren Liebsten zum Preis. Und sie singen dazu:

„Diese Scheiben will ich treiben,
Meiner Herzallerliebsten zu Ehren".

Und mit dem drohend-trotzigen Zusatz: „Wer will's wehren"? Daher stammt die Redensart: „Jemandem eine Scheibe einsetzen", d. h. eine Ehre anthun. Anderwärts freilich ist der früher als sacraler Akt von den Erwachsenen ernst-gläubig vollzogene Brauch zu einem Spiel der Kinder herabgesunken: — wie das bei so vielen altheidnischen Gepflogenheiten begegnet — im Kreis um das Feuer wird dann das sogenannte „Hennenfangen" gespielt, wobei die erwischte Henne über das Feuer gelupft wird. Aber zumal an abgelegenen Orten tanzen auch noch die Erwachsenen um das Feuer selbst oder um einen daneben aufgerichteten Balken mit einem Querholz, der dicht mit

Digitized by Google

Stroh umwunden und angezündet wird; in wildem Ringeltanz, nach eintöniger Weise, dreht sich alles, bis Feuer oder Balken herabgebrannt. Mit solchen Gebräuchen wird das uralte Fest oft bis weit über Mitternacht hinaus gefeiert, sodaß, statt seines herabgebrannten Scheiterhaufens, der Gott des Morgenlichtes selbst den von seiner Feier Heimkehrenden leuchtet. Es bedarf keiner Ausführung, daß in diesen Traditionen Ueberreste des Baldur-Cultus enthalten sind, des Gottes des Sommerlichts und wohl auch theilweise der Heilkunst.

Aber auch das Andenken eines Gottes, von welchem wir aus den schriftlichen Quellen der germanischen Mythologie ziemlich wenig wissen, nämlich des Gottes des Erntesegens, der Feldfruchtbarkeit, Frô's hat sich in einem merkwürdigen Aberglauben in Bayern lebendig erhalten, welcher wieder einen bezeichnenden Beleg giebt für die Dämonisirung, — wie ich das Herunterziehen zu teuflischen Unholden nennen will — der Walhalla-Götter durch die christliche Lehre. An drei Nächten des Juni, St. Veit, Sonnwend und Peter und Paul, waltet jener böse Zauber, welchen neidgierige Bauern an dem Getreidefeld ihrer Nachbarn üben und welcher unter verschiedenen Namen z. B. Durchschnitt, Wegeleschnitt, Bockschnitt, endlich Bilwisschnitt bekannt ist. Oft sieht man in den Kornfeldern einen querfortlaufenden Schnitt, meistens etwa fußbreit, durch welchen die Halme, ungefähr 1½ Fuß oberhalb der Erde, scharf, wie mit einem Messer, abgeschnitten sind; die Verheerung rührt weder von Hasen her, für welche der Schnitt zu hoch, noch von Rehen, von denen sich keine Fährte zeigt; aber auch nicht von Menschen, da die Halme oft mitten im Getreide abgeschnitten sind, wohin keine Menschentritte führen; wahrscheinlich sind Insekten oder kleine Nagethiere die Uebelthäter. Nach dem Volksglauben aber rührt der Schade von einem bösen Nachbar her, der ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen; er setzt sich rücklings auf einen pechschwarzen Bock oder ein gelbes Schwein — eben der Teufel selbst —, bindet ein blankes Messer, dessen Klinge zu gefreiter Zeit mit gestabten Worten, in sacralen Formen, geschmiedet und zur Mitternacht in bestimmte Gewässer getaucht sein muß; er reitet nun, ohne die Erde zu berühren, über die Spitzen der nickenden Halme von einem Eck des fremden Feldes zum andern; dadurch werden alle Garben, welche der Weg des unholden Reiters umzirkt, dessen eigen. Da dies aber zur Zeit der Blüthe, nicht der Reife, des Getreides geschieht, so blühen und zeitigen dieselben nicht mehr auf dem Acker des Geschädigten zu Ende, sondern zwar gleichzeitig mit dem Korn auf dem Felde, aber nunmehr in der Scheune des dämonischen Reiters.

Der Ritt kann nur an jenen drei Tagen und zwar während des Gebetläutens geschehen; aus diesem Grunde wird an diesen Tagen nur so kurze Zeit als möglich geläutet. Zwar sind während des Rittes Zauberer und Teufel unsichtbar, aber es giebt ein Mittel, sie zu erschauen: wenn man nämlich einen alten Maulwurfshügel verkehrt auf den Kopf stülpt, so erkennt man das Geritt und, ruft man den Reiter bei Namen, so muß er siechen von Stund an. Auch erkennt man den Bilwisschneider daran, daß er vorn auf dem Kopf kein Haar hat, sondern die Stirne steil und spitzig in den Schädel ausläuft; vermuthlich, weil er die Stirnlocke dem Teufel als Unterpfand für seine Seele opfern mußte. Um das Verderben von dem

also durchrittenen Felde zu wenden, ja selbst die hinweggezauberten Garben wieder zu gewinnen, giebt es zwei Mittel: ein spätes, christliches: man besprengt die erste eingebrachte Garbe mit dem am Tage der heil. drei Könige geweihten Wasser und Salz; und ein altes heidnisches: man schiebt den ersten Erntewagen verkehrt in die Scheune. Der Bilwis ist übrigens auch sonst zu einem schädlichen Dämon herabgesunken; Kindern, deren Haare morgens verfilzt und verzottelt erscheinen, hat dies zur Nacht der Bilwis gethan*); solcher Muthwille ist sonst ein Spiel der Elben und vielleicht liegt darin ein Hinweis auf die elbische Natur und Rangstufe dieses Geistes, mit der er sich später begnügen mußte; ursprünglich aber haben wir gewiß an den Gott der Ernte zu denken, welcher auf seinem heiligen Thiere (den Bock hat erst der Zusammenhang mit dem Teufel untergeschoben), dem goldborstigen Eber Gûlinborsti zur einbrechenden Dämmerzeit segnend durch die Felder reitet, daß alle Halme fruchtschwer im Abendwinde nicken.

Wie das Osterfest trägt auch das hohe Kirchenfest der Pfingsten noch die Feier eines altheidnischen Gebrauches, das Spiel des „Pfingstels", „Pfingstlümmels" oder „Wasservogels", welches im Gebiet der Isar, der Sempt und Isen, aber auch im Lande der Paar und des untern Lechs, bald jährlich, bald in einem Cyklus von 3 oder 5 Jahren noch immer eifrig geübt wird. Heutzutage sind darin zwei verschiedene Handlungen verbunden, erstens abermals eine Verherrlichung des Sieges des Sommers über den Winter — denn zur Zeit dieses fröhlichen Festes ist ja die Pracht der schönen Jahreszeit am siegreichsten entfaltet —, sodann aber ein Erbitten von Regen nach längerer Dürre durch symbolische Handlungen. Es leuchtet ein, daß letztere Culthandlung nicht jährlich und nicht zu bestimmter Zeit gebräuchlich sein konnte, man hat nur später aus halbem Vergessen der alten Frühlingsfeier die Regenbitte mit hereingezogen. Am Pfingstmontag nach der Vesper besteigt ein Bursche, früher jedesmal der faulste Knecht, d. h. der zuletzt beim Frühgottesdienst erschienen (offenbar späte christliche Zuthat), ein mit Kränzen, Laubgewinden und Bändern bunt geschmücktes Pferd, der Reiter ist selbst ganz in Grün, d. h. in Laub und Schilf gehüllt. Ihm folgt ein berittenes Geleit von ein paar Dutzend Burschen, sie ziehn von Haus zu Haus und sammeln unter Absingung alter Lieder und Sprüche Gaben von Brod und Eiern, Butter und Mehl. Dies Sammeln und Singen heißt „Santrigeln" und alle Genossen des Zuges die „Santrigelbuben", von dem alten „Sammtrigal" = Symbolum. Darauf geht der Zug nach einem Bach oder Teich in der Nähe des Ortes nnd nun wird der „Pfingstel" oder, wie er gerade bei dieser Procedur heißt, der „Wasservogel", unter lautem Jubel vom Roß herab in das Wasser geworfen; es hat dies keine andere Bedeutung als das Ertränken des besiegten Winters, das wir oben bereits kennen gelernt, nur daß hier verkehrter Weise statt des Winters der grünende Sieger hergenommen wird. Dies. hat seinen Grund eben in dem Hereinziehen der zweiten Culthandlung, der Regenerbittung.

Ich habe anderwärts**) ausgeführt, daß entsprechend dem Gesetz sym-

---

*) Siehe Schmeller's Wörterbuch unter „bilwizen".

**) Das Symbolische in der germanischen Mythologie. Grenzboten 1862.

bolischer Sacral-Handlungen dasjenige bei diesem Regenerbitten den Göttern augenfällig und handgreiflich vorgemacht wurde, was man von ihnen verlangte: nach langer Dürre hüllte man einen Knaben oder ein Mädchen durchaus in grünes Laub und begoß und besprengte am Abschluß eines feierlichen Umzugs diesen Repräsentanten der grünen Erde mit Wasser —, den Göttern zu zeigen, was sie an der Erde thun sollten. Dieser Gebrauch wird losgelöst von Pfingsten, je nach Bedürfniß, in vielen Thälern alle Jahre gepflogen. — Der Sieg des Sommers über den Winter wird noch unverkennbar in jener Form des „Wasservogels" dargestellt, in welcher nicht der in Grün gehüllte Reiter d. h. der Sommer, sondern eine Strohgestalt, die er an den Schweif seines Pferdes gebunden mit sich schleppt, ein vogelartiges (ursprünglich gewiß drachenartiges) Ungethüm mit langem Schwanenhals und klaffendem Holzrachen, in's Wasser geworfen wird, d. h. der besiegte Winterdrache. Es ist nun ganz charakteristisch dafür, wie die profane Lust an Vergnügen, Spiel und Schmaus allmählich die religiösen Bedeutungen dieser Feste verdrängt hat, daß heutzutage beinah die Hauptsache des Festes nicht mehr der Drache, sondern ein Seidentüchlein ist, welches sammt dem hölzernen Hals des Vogels, unter den Burschen nach der Wassertauche ausgespielt wird; der Gewinner wird Festkönig, das Tüchlein schenkt er seinem Schatz, den Drachenkopf aber, der ganz speciell der „Santrigel" heißt, nagelt er auf den First seiner Scheuer zum Schutz gegen Blitz und Feuer für's ganze Jahr, bis ein anderer Pfingstel ihn ablöst. Diese Beziehung auf den Blitzschlag sowie das Gebildbrod d. h. die ungeheuren Küchel, welche aus den gesammelten Beiträgen in der ungeschlachten Form eines Vogels oder Drachen gebacken werden, weisen noch mitten in der modernen Profanirung auf die alte sacrale Bedeutung des Festes hin.

Felix Dahn.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Berliner Wochenschau. Parlamentarische Begebenheiten. — Die dritte parlamentische Woche brachte uns in steigender Progression der dramatischen Entwickelung unseres politischen Parteilebens ein drittes parlamentarisches Ereigniß, das vermöge seiner inneren Bedeutung und äußeren Tragweite vielleicht den Culminationspunkt der Session bezeichnen dürfte. Die Annahme des Bernardt'schen Antrages auf Abschaffung der Zeitungs- und Kalenderstempelsteuer mit 351 gegen 4 Stimmen ist eine Thatsache, die in den Annalen des constitutionellen Lebens aller Nationen überhaupt wohl ohne Analogon dasteht, insbesondere aber für die fernere Entwickelung unseres Verfassungslebens von eingreifendster Bedeutung ist. Im Laufe der vorigen Woche standen wir noch unter dem Druck der Besorgniß, daß die ultramontane Initiative zu diesem Antrag die Haltung der staatsfreundlichen Parteien im Hause empfindlich berühren und zu allerlei unliebsamen Zwischenfällen Anlaß geben könnte. Wir hofften, daß diese Besorgniß sich als unbegründet herausstellen, indeß die liberale Taktik sich der ultramontanen überlegen zeigen würde. Zu unserer Freude hat sich diese Hoffnung in überraschender Weise erfüllt. Man hielt sich überhaupt an die sachliche

Digitized by Google

die Meinungen im Staatsministerium über die Stempelsteuerfrage ungefähr beschaffen wären, und welches das Gesammtresultat derselben ungefähr sein müßte, aus Camphausens Rede haben wir das wahrhaftig nicht erfahren. Es mag in manchen Augenblicken des parlamentarischen Leben das ministerielle Schweigen gewiß die unerläßliche Vorbedingung des politischen Gelingens sein. In solcher Krise stehen wir aber nicht, wenn wir über die Stempelsteuer verhandeln.

Niemals aber vollends sollte es einem Minister zugemuthet werden, eine Sache mit Gründen zu stützen, deren Anführung ihn dem Verdachte der Sachunkenntniß oder der Vertretung fremder Ueberzeugung aussetzt; derart sind aber die Auseinandersetzungen Camphausens, durch welche er die Fürsorge der Regierung für die Presse erweisen zu können meinte. Es fordert zum mindesten die Heiterkeit heraus, wenn man hört, daß diese Fürsorge die Regierung veranlaßt habe, die Stempelsteuerfrage dem Reichstage zuzuweisen, damit dieser das Vergnügen habe, sich zu überzeugen, daß durch die Vorlage der preußischen Regierung eine Steuer aufgehoben werden soll, welche im ganzen Reiche mit Ausnahme Preußens gar nicht besteht, und an deren Einführung auch Niemand denkt. Von ähnlicher Güte ist die in Aussicht gestellte Fürsorge, daß in keinem deutschen Staate eine Inseratensteuer eingeführt werden soll, da dieselbe zur Zeit auch nirgends existirt als in Hamburg. Man begreift, daß nach diesen Erläuterungen über die Wohlthaten, welche die Regierung auf dem Reichsgesetzgebungswege der Sache der Preßfreiheit zuzuwenden gedenkt, die Meinung der Abgeordneten doch übereinstimmend sehr schnell dahin gehen mußte, wenigstens eine reelle Erleichterung schleunigst mit den Mitteln der preußischen Legislative sich zu sichern. Man begreift aber ferner auch, daß es im eigenen Interesse der Regierung liegt, ihre Intentionen in so positiver Gestaltung vor den Landtag zu bringen, daß ihre Explication nicht den vollen Gegensatz des von ihr beabsichtigten Erfolges nach sich zieht. Vielleicht ist das bei der augenblicklichen Beschaffenheit der inneren Verhältnisse des Ministeriums in manchen Fällen recht schwierig. Nothwendig ist es aber doch, und nothwendig sind alle die internen Maßnahmen, welche dem Ministerium bei solchen Gelegenheiten den Vorzug sichern sollen, dessen es sich bei seiner letzten Neugestaltung selbst durch seine Organe berühmen ließ, den der Einheitlichkeit; nur deren Mangel kann solche Vorgänge schließlich verschuldet haben.

Die Gegner der Regierung haben natürlich vollauf zu thun, um die Situation für ihre Zwecke auszunutzen. Die Kreuzzeitung macht Witze über Schein- und Vice-Constitutionalismus und vor allen die Wiener „Neue freie Presse" erschöpft sich Morgens und Abends in frenetischen Ergüssen über den preußischen Preßdespotismus, und weist in langathmiger Exposition die Nichtigkeit des Glaubens nach, der das Brüderpaar Camphausen bisher für aufrichtige Anhänger und Vertreter der preußischen Verfassung gehalten hat. Das letztere Blatt ist überhaupt durch die Stempelsteuerdebatte in die allerübelste Laune versetzt worden. Das Verlangen Windthorst's etwas über die Verhandlungen zu erfahren, die wegen des Ankaufes der „Neuen freien Presse" in Wien stattgefunden hätten, hat in den Spalten derselben einen wahrhaften Blüthenfrühling hoffnungsreichster Redeblumen wachgerufen. Ultramontane Jesuitenbande, nichtswürdige infame Verläumdung, schurkische Bosheit, jesuitische Niedertracht, schamlose Lüge, Gift, brandmarken und zwar

mit aller uns zu Gebote stehenden Verachtung, das sind einige der Materialien, aus denen allabendlich der stolze Bau eines kriegerischen Entrefilets gegen Herrn Windthorst „den clerikalen Bajazzo von Meppen" gezimmert wird. Herr Windthorst hat sicherlich seine guten Gründe gehabt, den Zorn des leitenden Wiener Blattes zu provociren. Es wäre interessant, wenn die „Neue freie Presse" einmal diese Seite der Angelegenheit etwas eingehender beleuchten wollte. Von Herrn Windthorst haben wir weitere Aufklärungen wohl kaum zu erwarten. Er hat andere Dinge im Kopfe, denn morgen erscheinen seine Freunde zum vierten Male auf der Tribüne und da bedarf man seine Unterstützung.

Morgen gilt es, die preußische Regierung für die Bewilligung der Diäten an die Reichstagsabgeordneten zu gewinnen. Die Ultramontanen dürften diesmal mit dem Schröder'schen Antrage kurzer Hand abgewiesen werden. Dem Vernehmen nach beabsichtigt die nationalliberale Partei denselben abzulehnen, weil die Einwirkung der Einzellandtage auf den Gang der Reichsgesetzgebung unerwünscht und unzweckmäßig sei. Allerdings dürfte diese Motivirung der Ablehnung mehr als ausreichend sein und im Hinblick auf die zeitigen Vorgänge in der Kammer der bayrischen Reichsräthe anläßlich des Herz-Völk'schen Antrages wegen Erweiterung der Reichskompetenz über das gesammte bürgerliche Recht und die Gerichtsverfassung auch sonst dringend geltend zu machen sein. Mögen sich die Einzellandtage zur Durchsetzung ihrer Wünsche ihrer Parteigenossen im Reichstage bedienen, nicht aber der Organe des Bundesrathes. Die fortgesetzte Beeinflussung der letztern würde nur zu einer allmähligen Lähmung der gesammten Reichsgesetzgebung führen. Der bayrische Landtag hat übrigens vor seiner Vertagung uns noch durch eine werthvolle Illustration der ultramontanen Parteitaktik beschenkt, die grade für die Beurtheilung des bei uns vorliegenden Schröder'schen Antrages sehr werthvoll ist. Während nämlich bei uns die Ultramontanen auf Bewilligung der Diäten dringen, um die Regiernng mit der liberalen Mehrheit in Zwiespalt zu bringen, bestreiten sie in der bayrischen Abgeordnetenkammer dem Hause die Competenz, über diesen Gegenstand zu verhandeln. Sehr natürlich, denn in Bayern handelt es sich für die Ultramontanen besonders darum, dem Volke den Geschmack an den neuen Reichszuständen durch den steten Hinweis auf den dermaligen Verfall der bayrischen Selbstständigkeit zu verleiden.

Es ist sehr erfreulich, daß man in so schlagender Weise und zu gelegener Zeit den Nachweis der bekannten Thatsache von neuem erbringen kann, daß den Ultramontanen niemals etwas an der Sache gelegen, der sie zur Zeit grade ihre Kraft zu widmen scheinen, und es ist auch bezeichnend für ihre Dreistigkeit, daß sie sich nicht scheuen, durch ihre widersprechende Haltung in Berlin und München angesichts derselben gleichzeitig vorliegenden Frage selbst den Beweis dieser gegen die staatlichen Interessen völlig indifferenten Gesinnung zu liefern. Wenn nicht alles trügt, so ist man übrigens auf Seiten der Klerikalen bereits von der Nutzlosigkeit ihrer parlamentarischen Manöver überzeugt. Der Mallinckrodt'sche Antrag auf Aufhebung der Kirchengesetze dürfte wohl der letzte Trumpf sein, den sie im Spiele besitzen, und nur die äußerste Verzweiflung scheint ihn ihrer Hand entrissen zu haben. Vielleicht wird es ihnen selbst ganz willkommen sein, wenn die Nationalliberalen einen

Antrag auf Aenderung der Geschäftsordnung einbringen, der die zur Unterstützung eines Antrages nothwendigen Stimmen von 50 auf 100 erhöht und dadurch die Terrorisirung der Majorität durch die klerikale Minorität fernerhin unmöglich macht. Windthorst wird in diesem Falle gern vielleicht noch einige Declamationen über Vergewaltigung und andere nationalliberale Unthaten zum Besten geben, aber im Grunde wird er froh sein, von der bisherigen Politik Abstand nehmen zu können, ohne daß seinen Wählern die ganze Nichtigkeit und Ohnmacht derselben zum vollen Bewußtsein kommt. Die Majorität wird ihm den Nimbus dieses Rückzuges durch weitere Attaken jetzt nicht verleiden. Sieht ja doch die Zukunft ohnehin sehr kriegerisch aus. Bald werden die großen organischen Gesetze, vor allem der Civilehegesetzentwurf im Landtage eingebracht werden. Der letztere ist ja bestimmt, die ultramontane Renitenz in ihren Grundvesten zu erschüttern. Es steht daher zu erwarten, daß die ultramontanen Kämpen Mann für Mann sich in die Bresche stellen werden.

Literarischer Festbericht. I.

Wie unsere Leser wissen, erinnern diese Blätter zu Weihnachten gern an einige literarische Erscheinungen, die keineswegs in dem Eintagssinne der Weihnachtsliteratur angehören, daß sie nur in der heiteren Verwirrung der Feiertage sich durch äußeren Glanz dem Geber wie dem Empfänger aufdringlich empföhlen, die vielmehr ihren inneren Werth durch allen Wechsel der Jahreszeit und Stimmung hindurch behaupten, deßhalb aber auch zum dauernden Angebinde eines treugemeinten Festgeschenks nur *desto* besser sich schicken. Wie billig stehen dabei Religion und Kunst im Vordergrunde. Was jene betrifft, so haben wir von der „Protestantenbibel neuen Testament's" (Leipzig, J. A. Barth 1872) schon mehr als einmal mit lebhafter Anerkennung gesprochen; heut sei ihrer wiederum warm gedacht als eines Weihnachtsbuches vor anderen, aus dem alle, die mit uns Freunde moderner Bildung sind, sich leicht die neulich von Heinrich Lang aufgeworfene Frage beantworten werden, warum und in welchem Geiste auch sie noch heut und künftig das christliche Kinderfest als ein weit über alle Nationalfeiertage erhabenes, ein Fest aller Völker und Zeiten begehen dürfen. — Auch A. Hausrath's „neutestamentliche Zeitgeschichte" ist in d. Bl. schon von kundiger Seite in ihrem Werthe gewürdigt worden. Als neu liegt jetzt die erste Abtheilung des dritten und letzten Theiles vor (Heidelberg, Fr. Bassermann 1873) — Anfang 1874 soll das Ganze vollendet sein —, zugleich ist der erste Band bereits in zweiter Auflage wieder erschienen. Hausrath's Werk vermittelt uns — darin erblicken wir seine vornehmste Leistung — zwei Wissensgebiete, die in unserer Bildung getrennt neben einander lagen, obwohl sie die nämliche Periode der allgemeinen Geschichte zum Inhalt hatten. Wir kannten und verstanden die antike Welt auf der Höhe alternder Cultur, die sie zu den Zeiten des julischen und flavischen Kaiserhauses erreicht hatte; wir vernahmen und verehrten die in ihrem niedrigen Stillleben erhabene Geschichte der Entstehung und Ausbreitung des Christenthums. Wie abgeschieden aber war eines vom anderen! der Römerbrief des Paulus verrieth kaum die Existenz der Gesellschaft, in der Ovid und Martial sich

Digitized by Google

bewegten, aus Seneca und Tacitus leuchtete keine Ahnung auf von der gleichzeitigen Entwicklung der geistigen Weltmacht des neuen Glaubens. Noch aus Gibbon's großartiger Darstellung der späteren Jahrhunderte, in denen doch beide Sphären einander ganz anders öffentlich begegneten, bestritten, durchdrangen, empfing man kein einheitliches Bild ihres Zusammentreffens, es war, als ob man einzeln jede für sich betrachtete von verschiedenem Standpunkt, unter wechselnder Beleuchtung. Hausrath dagegen hat es vermocht, das erste christliche Jahrhundert gleichsam stereoskopisch darzustellen, in voller historischer Körperlichkeit, durch Vereinigung der Doppelbilder unter ein Licht und einen Blick. Auch fehlt es in der That selbst zwischen den Extremen, dem Christenthum in seiner Urheimat und dem weltstädtisch entarteten Römerwesen, nicht an mannichfachen Uebergängen durch das allgegenwärtige Judenthum und den halborientalischen Hellenismus. Die Schilderung ist glänzend und lebendig, wie gerade die jüngsten Abschnitte über die neronische Epoche und den großen jüdischen Krieg ergreifend darthun. Es wird dem Werke bei unseren Lesern nur zur Empfehlung dienen, daß es von zünftigen Theologen wohl als zu „elegant" bezeichnet wird. Als einen Ausschnitt aus demselben für noch weitere Kreise der Bildung bestimmt der Verfasser selbst die zweite Auflage seines „Apostel Paulus" (im gleichen Verlag 1872), dessen knappere, übrigens gleich gehaltvolle Darstellung noch die straffere Einheit biographischer Entwicklung für sich hat.

An Hausrath's Werk reiht sich K. R. Hagenbach's „Kirchengeschichte von der ältesten Zeit bis zum 19. Jahrhundert" (7 Bände Leipzig, S. Hirzel 1869—72) willkommen an. Die Tage sind erschienen, wo um der Gedanken willen, die das Leben bewegen, auch eine kirchengeschichtliche Bildung, besser als sie die universalhistorischen Handbücher gewähren, zum allgemeinen Bedürfniß geworden ist. Hagenbach giebt sie aus umfassender Kenntniß in der populären Form schlichter und bequemer Vorträge vom Standpunkt eines gemüthvollen Protestantismus mit liebenswürdiger religiös-sittlicher Wärme. Die ältesten Zeiten freilich, bis zu den Epigonen der Apostel, sind mehr als billig im traditionellgläubigen Geiste behandelt — eben hierfür wende sich, wer wahre Wissenschaft sucht, an die liberale Schule, an Hausrath und Genossen —, die spätere Geschichte aber, vornehmlich die moderne seit der Reformation, ja auch die allerjüngsten kirchlichen Entwicklungen, sind durchaus ansprechend und mit ruhiger Klarheit dargestellt; selbst wo der Ton einmal erbaulich wird, geschieht's in freundlicher Weise, sodaß auch ein Andersgläubiger gern zuhören mag. Verletzen wird das Buch niemanden, befriedigen viele, belehren alle; wir wüßten, wie die Gegenwart einmal gestimmt ist, schwerlich eine nützlichere und dabei so gefällige Festgabe für die Lektüre des deutschen Protestantenhauses zu nennen. Von anderen Werken aus dem kirchlichen Gebiete, deren Schwerpunkt, wie bei Ranke's Päpsten, doch mehr auf die politische Seite neigt, soll künftig die Rede sein, heut wenden wir uns vorerst der Kunstwissenschaft zu.

Reges Leben herrschte in den letzten Wochen auf dem Gebiete der kunsthistorischen Literatur. Die reiche Gunst, welche ihr weite Kreise zuwenden, sucht sie durch eine intensiv erhöhte Thätigkeit zu verdienen und zu bewahren. Obenan steht der unermüdlichste und fleißigste unter den modernen Kunsthistorikern, Prof. Lübke in Stuttgart. Er hat in diesem Jahre nicht allein

zwei ältere Werke verbessert und vermehrt herausgegeben, sondern auch eine neue große Arbeit glücklich vollendet. Wenn man erwägt, wie weit zerstreut und ungeordnet das Material zu einer „Geschichte der deutschen Renaissance" vorlag, wie viele Denkmäler unbeachtet und selbst ganz unbekannt waren, so muß man die Arbeitskraft des Autors bewundern, der den massenhaften Stoff im Laufe von achtzehn Monaten bewältigte. (Stuttgart, Ebner und Seubert 1872—73). Die Spuren des beschwerlichen Weges sind nicht überall vollständig verwischt. Bei der Nothwendigkeit, das Material zu sichten, sind manche Auseinandersetzungen etwas zu breit ausgefallen und zuweilen ist an die Stelle knapper geschichtlicher Entwickelung die kritisch eingehende Schilderung des Einzeldenkmals getreten. Doch dieses raubt nichts dem Verdienste des Buches, welches uns zuerst das Wesen und die Bedeutung der deutschen Renaissancearchitektur nahe bringt und die reichen Werke derselben mit gleicher Einsicht wie Liebe beschreibt. Es legt ein gutes Zeugniß der gesunden Wechselwirkung zwischen der Praxis und Theorie der Künste ab. Ohne die begeisterte Wiedererweckung der Renaissanceformen durch unsere Künstler würde das Auge des Forschers für die Werke der heimischen Renaissance stumpf geblieben sein; die Wissenschaft giebt ihren Dank zurück, indem sie die Bedingungen, unter welchen sich der Renaissancestil zu so glänzender Blüthe entwickelte, sorgfältig prüft und darlegt. Mustergiltig für die monumentale Architektur werden die Renaissancebauten des 16. und 17. Jahrhunderts schwerlich werden, dazu sind sie doch zu sehr zwiespältiger Natur — ein italienisches Reis auf einen gothischen Stamm gepfropft — und in vielen Fällen der „naiven Genialität" entbehrend, aber wie sie auf einem „gesund entwickelten, künstlerisch inspirirten" Handwerke beruhen, so können sie auch gegenwärtig noch der Kunstindustrie die mannigfachsten und heilsamsten Anregungen bieten. — Von demselben Autor ist soeben die sechste, durchgesehene Auflage des „Grundrisses der Kunstgeschichte" ausgegeben worden. Ein Buch, das sich in der Lesewelt bereits in so hohem Maße eingebürgert hat, übernimmt damit die Verpflichtung einer gewissen Stabilität. Es darf nicht als Experimentirstoff behandelt und nicht ohne Noth durchgreifenden Aenderungen unterworfen werden. Der Verfasser hat daher mit Recht die allgemeine Anordnung und Gruppirung beibehalten, wenn auch gegen dieselbe einzelne Bedenken sind angeregt worden. Was aber ohne Schädigung des Prinzips hätte geändert werden können, das ist die Gliederung der Kunst des 17. Jahrhunderts. Die holländische Schule muß schärfer von der belgischen abgetrennt, hier ebenfalls die Eintheilung nach nationalen Schulen und nicht nach Kunstgattungen (höheres, niederes Genre, Landschaft u. s. w.) festgehalten werden. Vermißt wird in diesem Capitel die Erwähnung der großen Portraitisten: Mierevelt, Thomas de Keyser, Ravestein. Auch Dirk Hals, Molenaer, in Frankreich Fragonard hätten vielleicht auf ein bescheidenes Plätzchen Anspruch erheben dürfen. Man muß sich freilich stets vor Augen halten, daß in einem Grundriß nur eine relative Vollständigkeit erzielt werden kann, in dieser Beziehung aber das vorliegende Buch mit jeder neuen Auflage vollkommner wird. Zu berichtigen wäre noch u. A., daß die Raphaelische Madonna der Nonnen des heiligen Antonius sich längst nicht mehr im königlichen Palast zu Neapel, sondern in der Londoner Nationalgalerie befindet. — Einer gleichen Beliebtheit erfreut sich Lübke's

Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst des deutschen Mittelalters, die vom Autor mit gleicher Sorgfalt vermehrt und verbessert, jüngst in 6. Auflage erschien. Neu hinzugekommen ist das Capitel über liturgische Gewänder. Das vom Verleger mit gewohnter Liberalität ausgestattete Buch führt eben so vortrefflich in den engeren Kreis der mittelalterlichen Kirchenkunst ein, wie der „Grundriß" in das weite Gebiet der allgemeinen Kunstgeschichte.

In zweiter vollständig umgearbeiteter Auflage wurde kürzlich auch Woltmann's Holbein und seine Zeit ausgegeben. Seit Woltmann die Biographie dieses größten deutschen Malers geschrieben, haben eifrige Forschungen, an welchen auch der Verfasser wesentlichen Antheil nahm, das Material so umfassend vermehrt und verändert, daß eine neue Bearbeitung des Holbeinschen Lebens bei allen Verdiensten der ersten Ausgabe zur unbedingten Nothwendigkeit wurde. Sie liegt uns jetzt vor und giebt die Resultate der neuesten Forschungen ebenso klar wie genau wieder. Der Verfasser hat bei diesem Anlasse das ganze Buch einer eingehenden Revision unterworfen und dasselbe in eine knappere Form gebracht. Bei dem großen Interesse des Gegenstandes und der überaus ansprechenden Form der Darstellung wird das Werk gewiß einen großen Leserkreis fesseln und dazu beitragen, die Theilnahme an unserer alten deutschen Kunst hier zu wecken, dort zu mehren. Wir wünschen demselben die weiteste Verbreitung.

Noch eine hervorragende Erscheinung auf dem kunsthistorischen Gebiete müssen wir erwähnen: Rudolf Rahn's Geschichte der bildenden Kunst in der Schweiz. Der Verfasser, Professor an der Züricher Universität, hat seit Jahren die vorbereitenden Studien für dieses Werk gemacht, alle Monumente seiner Heimat besichtigt, alle literarischen Hülfen gesammelt. Die Schwierigkeiten, die der Ausführung des Planes entgegenstanden, sind nicht gering gewesen. Die Schweiz, so rührig ihr Kunstleben, steht doch niemals in erster Linie da, sie wird überdieß in den südwestlichen Landschaften von der burgundischen, in den nördlichen von der deutschen Kunst vielfach berührt. Zahlreiche Fäden greifen hin und her, die alle festgehalten und geordnet werden müssen. Rahn ist es gelungen, diese Schwierigkeiten vollkommen zu überwinden und ein Werk zu liefern, das ihm zu Ehren und der Wissenschaft zu großem Nutzen gereicht. Es wird nicht allein von den Fachgenossen, sondern auch von allen Reisenden, die in der Schweiz mehr sehen wollen als Gletscher und Seen, willkommen geheißen werden.

Freunden fromm-ernster Lectüre empfehlen wir Ebert's neue Ausgabe des Thomas a Kempis (Kassel, Kay), welche Carl Merkel mit zahlreichen Illustrationen versehen hat. Möchten wir auch manchmal den Ornamenten mehr Freiheit, den figürlichen Darstellungen mehr Kraft und Leben wünschen, so erfüllen doch die Holzschnitte ihren Zweck, ein bedeutsames Buch in würdigem Festschmuck der Lesewelt vorzuführen, in trefflicher Weise.

Einem anderen Gestaltenkreise gehören an die „Umrißzeichnungen zu den Tragödien des Sophokles, 16 Blätter mit erläuterndem Text von Ferdinand Lachmann. Kupferstich von Louis Schulz. Eingeführt von Joh. Overbeck". Leipzig 1873. E. A. Seemann. 1. Band. gr. 4°. Auf der Leipziger Philologenversammlung vom Frühjahr 1872 lag der archäologischen Abtheilung derselben eine Anzahl von Umrißzeichnungen zu den alten Dramen des Sophokles, von der Hand eines Schulmannes gefertigt, zur

Kenntnißnahme und Beurtheilung vor. Die allgemeine Stimmesprach sich damals über die ursprüngliche Absicht des Autors hinaus für eine Veröffentlichung dieser Blätter durch den Kupferstich aus, um so den Genuß derselben möglichst weiten Kreisen zu sichern. Diesem Verlangen verdankt das oben genannte Werk seine Entstehung. Wenn man die Bedeutung der Illustration überdenkt, so wird man neben ihrem selbständigen Werth die Anregung hervorheben müssen, die sie für die Lectüre des illustrirten Werkes selbst bietet; und sie ist daher bei solchen dichterischen Schöpfungen am willkommensten, bei denen sich das größere Publikum nur zu gern damit begnügt, den Namen des Verfassers als eines berühmten Mannes zu kennen und gelegentlich anzuwenden, ohne seine Werke jemals gelesen zu haben. In diese Kategorie nun gehören gewiß ganz besonders die Dichtungen des klassischen Alterthums. Preller's Odysseelandschaften haben dem gegenüber den alten Vater Homer auch bei uns wieder zu einem Familienbuche in den Kreisen gemacht, wo der Sinn für die Dichtkunst und das Leben der Vorzeit noch nicht ganz erstorben. Daß auch Lachmann's Umrißzeichnungen den herrlichsten Blüthen der griechischen dramatischen Poesie einen neuen möglichst großen Kreis von Lesern und damit Bewunderern zuführen werden, ist der Wunsch und die berechtigte Erwartung, die man ihnen gegenüber empfindet. Die Zeichnungen sind allerdings von rein künstlerischem Gesichtspunkte aus nicht immer fehlerfrei; nicht jeder Kontour ist correkt geführt, nicht jede Bewegung ganz rein dargestellt, die Auffassung hier und da nicht überzeugend genug. Trotz alledem aber sind sie die schönen Zeugnisse eines großen Talents, welches seine schwierige Aufgabe wenn auch nicht in idealer so doch in durchaus tüchtiger Weise löst und dem sich liebevoll in seine Arbeit Versenkenden eine reiche Fülle des tief Empfundenen und in stilvoller Schönheit Dargestellten bietet. Dahin sind vor allem Scenen wie die Ueberraschung der Antigone bei dem wider das Verbot vollzogenen Begräbniß des Polyneikes auf Blatt XI oder Figuren wie die Dejanira auf Blatt XV zu rechnen. Mit guter Absicht hat der Künstler auf das ängstliche Innehalten der scenischen Treue verzichtet: er wollte eben nicht gezeichnete Reconstruktionen der Darstellung auf der attischen Bühne geben, sondern vielmehr zeigen, wie sich in seinem fachmännisch und künstlerisch gebildeten Geiste die Dichtung plastisch gestaltet. So werden die Tafeln eine Brücke zwischen dem modernen Empfinden und dem des Alterthums, und erfüllen dadurch ganz besonders ihre Aufgabe. Ein sachlich correkt und mit wohlthuender Wärme geschriebener Text, der neben dem Lebenslauf und einer kurzen Charakteristik des Dichters zu leichterem Verständniß der Darstellungen und der kurzen sie begleitenden Originalstellen die Inhaltsangabe der einzelnen Dramen giebt, regt nur noch mehr an, nun auch zu den Dichtungen selbst zu greifen. Als Resultat des Ganzen wird man Overbeck's in dem Vorwort geäußerter Ansicht beistimmen müssen, daß es nicht leicht „ein wirksameres Mittel geben möchte, die Mühen vergessen oder gering achten zu lassen, welche mit dem Eindringen in das Verständniß des Dichters unausbleiblich verbunden sind, als die Betrachtung dieser zu den erfreulichsten und anregendsten Wiedergaben der antiken Poesien zu rechnenden Blätter". a/D., 🖐 u. R. D.

Ausgegeben: 12. December 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Bazaine und die Belagerung von Metz.

Mit der Verurtheilung Bazaine's trifft das Erscheinen eines Werkes zusammen, welches unter den Auspicien des Prinzen Friedrich Karl verfaßt wurde, und an vielen Stellen die directe Einwirkung des Feldmarschalls erkennen läßt. Es ist lehrreich, das Urtheil des deutschen Feldherrn über die französische Kriegführung mit den Anklagen der Franzosen zu vergleichen.

Auch in Deutschland gehen die Urtheile über die Verschuldung Bazaine's weit auseinander. Aber wir sind überzeugt, daß bei uns grade die Militairs, welche selbst die Verantwortlichkeit eines größern Kommando's getragen haben, die Anklage für höchst parteisüchtig und den Spruch des Kriegsgerichts für einen Fehler halten werden. Der Prozeß hat die öffentliche Meinung Europas bis zur Ermüdung beschäftigt, die Persönlichkeit des Verurtheilten vermag nicht große Sympathien einzuflößen, die Verhandlung selbst war im Ganzen arm an neuen Aufschlüssen, einige geheimnißvolle Vorgänge, welche, wie man behauptet, durch die Aussagen unaufgeklärt blieben, sind in der That weder besonders wichtig noch räthselhaft, und es ist kaum etwas Wissenswürdiges dunkel geblieben. Das Urtheil des deutschen Publikums über Bazaine ist durch den Prozeß kein anderes geworden, als es vorher war. Sein Verhalten vor und während der Belagerung, gegen Mac Mahon und seine Unterfeldherrn, seine Depeschen, seine halben Maßregeln auszubrechen, das Verschieben der Entscheidung von Tag zu Tag und endlich der wenig energische Versuch in der Schlacht von Noisseville erklären sich zur Genüge aus dem Seelenzustand eines Feldherrn, der in fünf Tagen drei große, mörderische Schlachten geschlagen und verloren hat. Die Spannkraft der Nerven, die Energie des Willens waren längere Zeit vermindert, der active Muth abgebrannt, ihm, wie seinen Unterfeldherrn und seinem Heere. Er war unzweifelhaft ein persönlich furchtloser Mann, eine harte Soldatennatur, aber die übermenschliche Anstrengung der ungeheuren Kämpfe in unmittelbarer Aufeinanderfolge hatte ihn auf einige Zeit betäubt. Auch in unserem Heere war der Schauder über das vergossene Blut in jenen Tagen sehr groß und in sehr denkwürdiger Weise an tapferen Männern sichtbar. Und bei uns war nicht derselbe Feldherr fünf Tage über das Schlachtfeld geritten, und wir waren die Sieger. Solche zeitweise Minderung der Feld-

Digitized by Google

herrnkraft, welche bei Bazaine schon am 18. August als Apathie erkennbar war, darf kein Kriegsgericht verdammen, das Urtheil darüber gehört der Geschichte. Während nach dem Tage von St. Privat dem eingeschlossenen Marschall das Vertrauen zu sich selbst, zur Sache des Kaisers und zu seinem Heere wesentlich verringert ist, wird er als Sieger beglückwünscht und gefeiert. Ihm aber flackert der Geist unsicher, er hat selbstverständlich die Absicht auszubrechen, und er sendet Depeschen an den Kaiser und Mac Mahon, welche diese muthige Absicht ausdrücken, aber es fehlt an Proviant, an Munition, an irgend etwas, nicht heut, nicht sofort, aber nächstens wird er das Wagniß unternehmen, ein Wagniß, das ihm in der Stille als ein verzweifeltes Thun erscheint. Denn er hat übertriebene Vorstellungen von der Ueberzahl der Feinde, er erkennt die moralische Depression seines Heeres, er ist soweit Feldherr, daß er weiß, auch ein gelungener Durchbruch ist noch lange nicht Rettung des Heeres, wahrscheinlicher die Einleitung zu einer großen Niederlage.

Als schwersten Vorwurf haben seine Ankläger geltend gemacht, daß er durch seine Depeschen, in denen er einen Abmarsch oder Durchbruch von Metz auf Montmedy, ja auf Sedan und Mezières in Aussicht stellte, jenen unheilvollen Marsch Mac Mahons nach Norden veranlaßt habe. Er sei der Urheber der Katastrophe von Sedan, wie der von Metz. Da dieser Vorwurf auch auf deutscher Seite der Vogesen erhoben wurde, so möge hier zuerst daran erinnert werden, daß Bazaine zur Zeit dieses Depeschenwechsels der Vorgesetzte von Mac Mahon war, und daß in keiner seiner Depeschen eine Andeutung zu finden ist, eine Annäherung Mac Mahons sei ihm erwünscht, im Gegentheil beruhen die Aussichten Bazaine's, die er selbst bald als mehr, bald als weniger wahrscheinlich darstellt, auf einem Durchdringen nach Chalons, wo er sich Mac Mahon im Lager denkt. Unternahm Mac Mahon den Zug nach Norden ohne jeden Befehl oder Wunsch seines Vorgesetzten, wie mag man militärisch diesen dafür verantwortlich machen?

Ferner ist ein Unrecht, zu behaupten, daß der Wortlaut in den Depeschen Bazaine's: jene Perspective eines Durchbruchs, welche wiederholt wird, die Veranlassung geworden sei, Mac Mahon nach Norden zu führen. Wenn Bazaine die Hoffnung aussprach, durchzubrechen und an die Maas zu marschiren, so war doch weniger Veranlassung für Mac Mahon gen Metz zu ziehen, als wenn Bazaine wahrheitsgetreu telegraphirt hätte: „Bin von Uebermacht eingeschlossen, werde schwerlich das Heer ins Freie führen können, zumal ich die unfertige Festung sich nicht selbst überlassen darf". Wäre nach einer solchen Depesche Mac Mahon zum Ersatz herangeeilt, so war doch noch eher Sinn in seinem Zuge, denn er unternahm ihn, um ein franzö-

Digitized by Google

sisches Heer zu retten. Und in der That ist Mac Mahons Marsch in jener Zeit als Entsatz Bazaine's von Freund und Feind aufgefaßt worden.

Aber es ist überhaupt die Ansicht nicht festzuhalten, daß die Depeschen Bazaine's die Nordfahrt des Kaisers verursacht haben. Das wahre Motiv dieser Expedition war gar nicht unbekannt, wenn es auch in den Aufzeichnungen und Aussagen der Bonapartisten sorgfältig gedeckt wurde, und in dem Prozeß nur bei den Verhandlungen über die sogenannte unterschlagene Depesche an's Licht trat. Der Kaiser selbst durfte nach allen Mißerfolgen nicht nach Paris zurück, und es erschien ebenso verderblich, das mürrische Heer Mac Mahons mit der Hauptstadt und ihrer zügellosen Presse in Verbindung zu bringen. Diese tödtliche Gefahr für die Dynastie erkannten zuerst die Führer, welche in der Hauptstadt weilten: die Kaiserin, Rouher, Palikao; und in Paris wurde zuerst die Idee des Abmarsches zur Unterstützung Bazaine's geplant, nicht, weil dieser Zug die militärisch beste Hilfe für Frankreich, sondern weil er der letzte Versuch war, den Bonapartismus zu retten. Bei der Conferenz, welche der Kaiser und Rouher deshalb am 21. August mit Mac Mahon hatten, widerstand dieser noch aus militärischen Gründen, und es gelang ihm, den Marsch nach Paris dem Kaiser und den Führern in Paris als nothwendig darzustellen. Kaum aber war Rouher in die Atmosphäre von Paris zurückgekehrt, so wurden die Schwierigkeiten und Gefahren dieser Maßnahme wieder als übermächtig erkannt, und die unsicheren Perspectiven, welche aus den neu angelangten Depeschen Bazaine's entnommen werden konnten, boten eine willkommene Handhabe, den verständigen Rath Mac Mahons zu beseitigen. Der Kaiser und Mac Mahon selbst fügten sich sofort der Nothwendigkeit, auch sie nicht bestimmt durch die Phrasen Bazaine's, sondern durch die eigene bittere Noth. Daß Mac Mahon dem ausgesprochenen Willen des Kaisers nicht widerstand, ist für einen Militär wohl selbstverständlich. Denn wenn der Kaiser sich auch des Kommandos entäußert, d. h. vor der Welt die Verantwortung für militärische Operationen auf den Marschall gewälzt hatte, er blieb ja doch der Kriegsherr, dem der Soldateneid geleistet war, seine Befehle hatten Gehorsam zu beanspruchen, und wenn Mac Mahon im Voraus überzeugt war, daß der Marsch nach Norden vielleicht den Kaiser retten konnte, im Fall des Mißlingens aber den Kaiser und Frankreich verderben mußte, so darf man bei seiner Auffassung von der Pflicht eines loyalen Soldaten sich durchaus nicht wundern, daß er seine trüben Ahnungen für sich behielt und dem gehorchte, was er als eine traurige Nothwendigkeit für seinen Herrn erkannte. Deßhalb ist das Schicksal jener Depesche Bazaine's, welche Oberst Stoffel am 26. August auf dem Marsche zu Bazaine unterschlagen haben soll, gar nicht so wichtig, als der

Digitized by Google

Vertheidiger im Prozeß darzustellen suchte. Denn es war fast gleichgültig, daß diese Depesche eine größere Unsicherheit Bazaine's ausspricht, ob ihm ein Ausbruch noch gelingen werde; seine Lage war für die kaiserliche Partei zu Chalons nicht mehr die größte Sorge, sondern die eigene Bedrängniß. Sollte der Marschall seine mürrischen Soldaten umkehren lassen? Und wohin? Nach Paris, unverrichteter Sache, nachdem man eben neue Hoffnungen erregt hatte? Das war sicheres Verderben für den Kaiser und den Bonapartismus. Es ist nicht zweifelhaft, daß der Kaiser die Depesche kannte, und sehr wahrscheinlich, daß Mac Mahon sie kannte, obgleich er sich ihrer in dem Prozeß nicht mehr erinnern wollte.

Als der Kaiser mit seinem Feldherrn den militärisch falschen Zug unternahm, als einen letzten Versuch, sich die Kaiserkrone zu retten, da schied er sein Schicksal von dem Schicksal Frankreichs. Die Vergeltung ereilte ihn mit furchtbarer Schnelle. Es ist darum kein Wunder, daß Mac Mahon, welcher jetzt an der Spitze desselben Staats steht, dessen Interesse er damals der kaiserlichen Dynastie zu opfern veranlaßt war, ein schlechtes Gedächtniß für das Detail jener Tage hat.

Unterdeß vernahm Bazaine von dem Anmarsch Mac Mahons. Es ist wahrscheinlich, obgleich auch er sich nicht besinnen will, daß er am 23. August die erste Nachricht von dem projectirten Aufbruch der Armee von Chalons erhielt, sicher erfuhr er am 29. und 30. August, daß der Kaiser an der Maas stehe. Er fühlte offenbar schon nach der ersten Botschaft die Verpflichtung etwas zu thun, aber er kam zu keinem festen Entschluß. Wollte er ausbrechen, bevor Mac Mahon in der Nähe war, um ihn aufzunehmen, so unternahm er — bei seiner übertriebenen Vorstellung von der Stärke des Feindes — nicht nur ein Wagniß, das ihm unter günstigeren Verhältnissen zweimal mißglückt war, sondern er hinterließ auch die Festung, deren Werke und Ausrüstung in trauriger Verfassung waren, dem Feind als Beute. Ließ er aber einen wesentlichen Theil seines Heeres zum Schutz und Ausbau der Werke zurück, wie durfte er hoffen, daß ihm mit einem Theil seiner Kraft der Durchbruch gelingen werde? So zögerte er bis zur zweiten Nachricht. Aber auch jetzt, wo er Mac Mahon bis auf 12 Meilen Entfernung genähert wußte, rückte er zwar zum Kampfe aus, aber er traute sich nicht, seine ganze Armee an einen Durchbruch zu wagen, der nicht durch einen Angriff Mac Mahons unterstützt wurde. Trotz der Erfolge, welche Bazaine am 31. August bei Noisseville erkämpfte, ließ er sich am 1. September wieder nach Metz zurück drücken. Das war nicht heldenhaft, aber es war kein Verbrechen, worüber ein Kriegsgericht urtheilen darf. Der ferne Geschützdonner, welchen die Officiere des Prinzen Friedrich Karl vernahmen, nicht aber Bazaine, kam von Sedan.

Digitized by Google

Was auf Sedan folgte, änderte gänzlich die Lage Bazaine's, auch die der Cernirungsarmee. Als Bazaine die Nachricht erhielt, daß das Kaiserthum zu Ende sei, und daß eine neue revolutionäre Regierung auf seine Armee rechne, da wurde es für ihn zu spät auszubrechen. Die feindliche Armee war verstärkt, die Einschließung völliger, die Kraft des eigenen Heeres, das er sorgsam bewahrt hatte, schwächer. Am 7. Sept., wo durch deutsche Gefangene die erste Nachricht über Sedan nach Metz drang, war bereits Pferdefleisch unter die regelmäßigen Lebensmittel der Soldaten aufgenommen. Seit Mitte des September war das französische Heer aus Mangel an Gespannen nicht mehr im Felde operationsfähig. Von da begann ein düsteres, hoffnungsloses Ausharren. Die Behauptung des Anklägers, daß Bazaine die Festung länger zu halten vermocht hätte, und die andere, daß er nach den französischen Kriegsartikeln des Todes schuldig sei, weil er in offenem Felde capitulirt habe, bedarf außerhalb Frankreichs kaum der Widerlegung. Ueber den elenden Zustand französischer Heerestheile bei der Capitulation möge man die oben erwähnte Schrift des Frh. v. d. Goltz nachlesen; der Marschall aber hat weder auf offnem Felde noch in einer belagerten Festung capitulirt, sondern weil er in geschlossenem Terrain blockirt und ausgehungert war, eine Form der militärischen Nöthigung, welche zwar zur Zeit Julius Cäsars in der Nähe von Metz mehrfach angewandt wurde, die in der modernen Kriegführung sich aber erst seit den neuen Festungen mit detachirten Forts und verschanzten Lägern als wirksam bewährt hat.

Will man nach den gedruckten Mittheilungen französischer Heerführer ihre Leistungen beurtheilen, so muß man berücksichtigen, daß sie in der großen Mehrzahl nicht nur die Thatsachen zu arrangiren pflegen, mit geringerer Werthschätzung des eigentlichen Sachverhaltes, als bei uns gebräuchlich ist, sondern daß sie auch vortrefflich zu verschweigen und zu verdecken wissen, was ihren Parteigenossen oder dem Stolz der Nation weh thun könnte. Es war nach dem unglücklichen Beginne des Krieges jedem Franzosen von Urtheil deutlich, daß der Kaiser nicht nach Paris zurückkehren durfte, wenn er nicht seines Lebens überdrüssig war und die Katastrophe seines Hauses beschleunigen wollte, und ebenso deutlich war, daß die Armee Mac Mahons, wenn sie nach Paris geführt wurde, in wenigen Tagen aufhörte, dem Kaiser zu gehorchen und daß ihre Unzufriedenheit wieder die Empörung der Pariser zu hellen Flammen anfachen mußte. Diese traurigen Thatsachen haben den Lauf der Ereignisse gemacht, nicht die Depeschen Bazaine's, welche nur wie das Glas Wasser der Königin Anna gewirkt haben, als äußere Veranlassung, nicht als letzter bestimmender Grund.

G. F.

Digitized by Google

Altgermanisches Heidenthum im süddeutschen Volksleben der Gegenwart.

III.

Die Lust an festlichen Aufzügen geistlichen, weltlichen und gemischten Charakters ist in unserem Landvolk überhaupt außerordentlich lebendig geblieben und so gewiß Viele derselben rein christlich-kirchlichen Ursprungs und oft ganz jungen Datums sind, so sicher stammen andere dieser Umzüge noch aus den grauen Tagen, da die heidnischen Priester der Germanen die Holzbilder der Götter auf den mit weißen Rossen bespannten oder von Rindern gezogenen Wagen zu gewissen Festzeiten durch die Gaue fuhren, sie aus dem tiefsten Dunkel der Eichenwälder oder aus Klippenhöhlen am Meeresstrand, oder aus heiligen Eilanden abholend, Segen und Heil den Menschen und den Feldern zuzubringen.

Diese Aufzüge, wie sie allmählich im Lauf der Jahrhunderte immer neue Gestalten aufgenommen, gewähren ein lehrreiches Abbild unserer buntscheckig zusammengesetzten Culturgeschichte; so pflegte noch vor wenigen Jahren in der Gegend von Sauerlach, ähnlich bei Ebersberg, der Pfingstfestzug eine höchst gemischte Gesellschaft zu versammeln. An der Spitze zog ein Stück germanischer Mythologie einher in Gestalt ungeheurer Riesen mit Keulen in den Händen und mit Laubgewinden um die Hüften; hart darauf folgte ein aus dem hellenischen Olymp herabgestiegener Bacchus auf einem Weinfaß oder der von falscher Gelehrsamkeit frei erfundene Gott oder König des Biers, Gambrinus, auf hopfenumkränztem Maischbottich. Der Eifer der katholischen Geistlichkeit hat im achtzehnten Jahrhundert zwei gegen den Protestantismus gerichtete Spottbilder beigefügt, den Dr. Martin Luther in ungebührlicher Dicke des Leibes, um welchen er, statt des Augustiner-Gürtels, an einem Strick jenes Paar Bratwürste trägt, welches er nach dem Volks- (oder richtiger wohl Pfaffen-) Witz auf dem Reichstag zu Augsburg verzehrt und bei seiner hastigen Flucht zu bezahlen versäumt hat; ihn begleitet seine Frau, „die hübsche Käthe", deren weiße Taube er aus der Bibel lesen lehrt: eine erotische Verspottung der Inspiration durch den heiligen Geist, welche der Reformator angeblich für seine Bibelübersetzung in Anspruch genommen haben sollte. Daran reiht sich eine Gestalt aus der germanischen Götterwelt, die „Percht-Frau"; sie fährt auf einer mit heiligen Kräutern besteckten Egge, von einem schwarzen Rosse gezogen, eine Flachsschwinge in der Rechten: es ist die Göttin Berahta als Vorsteherin des Flachsbaues und des Spinnens. Ihr folgt eine Figur, welche bis zu An-

Digitized by Google

fang dieses Jahrhunderts in Süddeutschland eine lärmende Rolle spielte; der Wunderdoctor, Charlatan, wandernde Zahnkünstler mit seinem clownartigen Diener und seinem Apparat von Pillen und Mixturen; er erscheint in der Tracht des „wälschen", d. h. italienischen oder französischen Cavaliers, mit dreieckigem, befranztem Hut, Hemd mit Jabot, buntem, seidengesticktem Spitzrock, rothseidner beblümter Weste, Galanteriedegen, Atlashosen bis an's Knie, seidnen Strümpfen und Schnallenschuhen; man sieht, das Volksgedächtniß hat das Kostüm dieser Messieurs und Signori nicht vergessen. Unmittelbar daneben aber stellt ein sonderbarer bajuvarischer Patriotismus den unter dem Namen des „bayerischen Hiesel" (Matthias) wohlbekannten Räuberhauptmann, der mit seiner Bande in der Zeit der französischen Kriege ein Schrecken, aber wegen seiner wilden Kühnheit später auch ein Stolz bayerischer Landschaften war. Das übrige Personal des Zugs besteht aus zahlreichen Vertretern des bäuerlichen Lebens und der bäuerlichen Sitte, dann auch anderer Stände des flachen Landes: Hirten, Jäger, Fischer, Hochzeitleute mit Kranzl-Herren und Kranzl-Jungfern, Scheerenschleifer, Kaminfeger, Nachtwächter und — last, not least — der Hanswurst, welcher heutzutage als König des Festes erscheint. Rein lokale Erinnerungen an geschichtliche Vorgänge unserer Zeiten stellen anderwärts andere Kontingente zu dem Personal solcher Umzüge; so gesellen sich in der Gegend von Längries zu den regelmäßigen Gestalten der Frohnleichnamsprocession (Fro = unser lieber Herr, Leichnam = Leib; bekanntlich wird das Fest von der katholischen Kirche zur Erinnerung an die Einsetzung des Sacraments des heiligen Abendmals begangen) d. h. also zu den Bauerschaften mit ihren Tragbildern und Fahnen, dem Engel mit goldner Rüstung und goldnen Flügeln und weißgekleideten Jungfrauen ein Schwarm von etwa 30 berittenen Burschen, welche mittelst Pelzmützen, Schabraken und Dollmann als Husaren verkleidet sind: eine Reminiscenz an den Ueberfall der Panduren unter Trenk vom Jahre 1742.

Der Frohnleichnamstag und der darauf folgende Donnerstag und Sonntag führen den Namen: „Kranzeltage", weil an denselben die zahllosen Crucifixe, Feldkreuze, Madonnen- und Heiligenbilder, dann auch die „Marterſäulen" d. h. die zur Erinnerung an einen Verunglückten an Ort und Stelle errichteten Gedenktafeln, welche sich über ganz Süddeutschland verstreut, finden mit Blumen (später mit aufgereihten Vogelbeeren) bekränzt werden. Die merkwürdigsten jener Heiligenbilder sind übrigens solche, welche in uralte Bäume eingelassen, von deren Rinde zusammengehalten werden; besonders häufig findet man sie in alten Eichen und Linden in der Nähe lebendiger, in der Umgegend für heilkräftig angesehener Quellen; hier liegt ein Stück uralten germanischen Götter-Cults vor uns, welcher zwar nicht,

Digitized by Google

wie man neuerdings wieder irrthümlich behauptet hat, ein Baum-Cultus war, aber allerdings gewisse heilige Bäume als die geheimniß-umrauschte Wohnstätte des unsichtbaren Gottes auffaßte und verehrte; zumal an dem Rande von Waldbronnen, die durch einsame Schatten des Urwalds flossen, glaubte man solche von Göttern und Halbgöttern bewohnte Bäume suchen zu dürfen. Jahrhunderte lang mühte sich die Kirche mit dem Verbot, vor solchen Bäumen, an diesen Quellen gewisse Handlungen des Aberglaubens vorzunehmen, welche eben ehemals Cult-Handlungen waren; z. B. den Waldquellen Lichter zu opfern, in kleinen Schiffen von Rinden angezündete Spähne und Kerzen schwimmen zu lassen und aus deren Lauf zu prophezeien; diese Sitte, welche heute nur noch als harmloses Kinderspiel begegnet, war ursprünglich eine Art Augurium und deshalb von den geistlichen Satzungen seit dem 6. Jahrhundert bei schwerer Strafe verboten. Zuletzt that die Kirche hier wie überall: sie schob ihre Heiligen in die alten Götterbäume und ließ nun das Volk unbehelligt davor knieen und beten.

Einige der heutzutage von der Kirche begangenen oder doch begleiteten Umzüge tragen noch deutlich das heidnische Gepräge ihres Ursprungs; so war es altheidnische Sitte, die Feldflur der Gemeinde, die Mark, zu gewissen Zeiten festlich zu umziehen zu Fuß, zu Roß und zu Wagen unter Mitführung der Götterbilder und heiliger Zeichen, Fahnen u. s. w., welche nur an diesen Tagen von den Priestern aus dem dunkeln Geheimniß der Götterhaine abgeholt wurden; der Umzug diente einmal dem Zweck, die Grenzen feierlich zu bestätigen und ihren Lauf dem Gedächtniß der Genossen einzuprägen, dann aber auch, den Segen der Götter auf das Gedeihen der Feldfrucht herabzuflehen. Im Mittelalter hat man dann die beiden Zwecke, den juristischen und den religiösen, getrennt; das feierliche Umgehen der Flurgrenze durch geschworene Feldschöffen und Markmesser hat sich in manchen Gegenden, z. B. im bayerischen Franken, bis auf den heutigen Tag erhalten (das sogenannte Siebner-Gericht, das uralte Gepflogenheiten übt) losgelöst freilich mehr oder minder von den sacralen Handlungen, welche ursprünglich unter Anrufung der Grenzgötter, unter Trank- und Sudopfern, vorgenommen wurden. Andererseits werden noch überall in katholischen Landen während der Sommermonate, meist an den Samstagen, jene Feldumgänge mit Kreuz und Fahne abgehalten, welche die Bitte um Gedeihen der Saat dem Himmel eindringlich „durch Massenpetition" vortragen. In jenen Gegenden, in welchen der Hofbau „die Hofsiedelung" vorwaltet, d. h. statt der Dörfer zahlreiche, oft in großer Einsamkeit gelegene „Einödhöfe" begegnen, nimmt der Hausvater als Vorbeter die Stelle des Priesters ein; ganz wie in der Heidenzeit jeder Hausvater (wie auch der König) priesterliche Functionen zu üben d. h. sein Haus (oder den Staat) wie gegen Menschen

Digitized by Google

in Gericht und Kampf auch gegenüber den Göttern zu vertreten hatte. Aber auch wo der Priester voranschreitet, kann er so manchen heidnischen Charakterzug von diesen Umgängen nicht fern halten; die Holzbilder der Heiligen, welche auf Brettergerüsten umher getragen werden, Kreuz und Fahne, welche an die Stelle der alten Götterbilder und Götterzeichen auf den ehemals von weißen Rindern gezognen Zeltwagen getreten sind, müssen sich noch manche Reminiscenz an ihre Vorgänger gefallen lassen: so schneidet oder reibt man gern heimlich Spähne oder Oelfarbe von den geschnitzten und bemalten Heiligenbildern ab, sie in die Grenzfurche am Feldrain zu vergraben, wodurch die Fruchtbarkeit des Ackers mehr als durch die stärksten Dungmittel gesteigert wird. Bei diesen Feldumgängen, wie auch bei den andern Processionen, üben die Burschen auch mit großem Eifer, ja mit einer gewissen Leidenschaft die Kunst des „Fahnenschlängens" d. h. sie tragen ungeheuer hohe, schmale Tännen-Stangen, an deren oberster Spitze ein kleines Fähnlein schwankt, sie wetteifern nun in der Geschicklichkeit, bei den wildesten Sprüngen die langen Bäume zu balanciren. Dieselben werden am Schluß der Procession in der Nähe der Wohnhäuser aufgepflanzt und verscheuchen dann für das ganze Jahr Hagelschlag und Wetterstrahl. Anderwärts, z. B. auch in Südtirol in der Gegend von Meran, findet sich eine Variation des „Fahnenschlängens", die darin besteht, daß an einer nur mannshohen Bannerstange eine breite, wallende Seidenfahne befestigt ist, welche bei den kühnsten Bewegungen und Schwingungen, z. B. selbst, wenn sie zwischen den gespreiteten Beinen hindurch geschwungen wird, niemals den Boden auch nur leise streifend berühren darf.

Wird schon mit den Bäumen, Kränzen und Sträußen auf diesen Umzügen manchfaltiger Aberglaube getrieben, so ist doch der wahre Tag für das Pflücken, Binden, Winden und Weihen heilkräftiger Kräuter das Fest der Himmelfahrt Mariä, der 15. August, „unserer lieben Frauen Tag der Ehren". Diese Zeit, Mitte August, gilt als die rechte Vollkraftzeit des Jahres; die Natur ist in diesen lachenden Tagen dem Menschen am holdesten gesinnt, alle giftigen Pflanzen und Thiere verlieren unter dem blauen Augusthimmel ihre schädlichen Eigenschaften, dagegen stehen alle wohlthätigen Kräuter und Wurzeln in ihrer vollsten Segenskraft; sie werden von unschuldigen Knaben im Morgenthau dieses Festtages (oder auch nach dem Ave-Maria-Läuten des Vorabends) gebrochen mit Schweigen oder mit dem Geflüster bestimmter Gebete, und dann gegen Mittag von der Kirche geweiht; daher heißt der Tag auch das Fest „Mariä Kräuterwoche". Aus diesen Büscheln werden dann die früher erwähnten „Sangen" zusammengebunden, welche das ganze Jahr über zum Schutz gegen Wildfeuer auf dem Speicher verwahrt und bei aufsteigenden Wettern, aber auch bei Krankheiten und Sterbefällen

Digitized by Google

(um den Teufel von der ausfahrenden Seele fern zu halten), dann in den „Rauchnächten" (vgl. I. S. 908) als Räucherwerk gebraucht.

Mit dem Monat August pflegt die Einbringung der Ernte zu Ende zu gehen und ganz ebenso wie die Beendung der Dreschарbeit im Februar in dem Fest des „Drischelhenk" findet der Abschluß der Arbeit mit Sichel und Sense seinen Ausdruck in der feierlich begangenen „Sichel-Henk"; in der Regel wird auch bei Dorfsiedelung das Fest von jedem Bauernhof mit seinem Gesinde für sich allein begangen, zuweilen vereinen sich mehrere Nachbargüter dazu. Manche Züge der heidnischen Feier sind verwischt, so läßt sich nicht mehr angeben, aus welchem Grunde das Fest in manchen Landschaften*) den Namen: „Schnitt-Hahn" führt; es findet sich keine Spur mehr davon, daß etwa ein wirklicher oder ein als Gebildbrod gebackner Hahn bei dem Abendschmaus als Festgericht erscheint, und doch geht die wahrscheinlichste Erklärung diesem Wege nach. Vielleicht war der Hahn wesentliches Opferthier bei dem Ernte-Opfer, mit welchem die „Sichel-Henk" die Feldarbeit des Baujahres beschloß. Gewiß ist nur, daß eine sehr reichliche Schmauserei, bei welcher bestimmte „Kücheln" nicht fehlen dürfen, heutzutage den Kern des Festes bildet, daneben werden kleine Geschenke an Knechte und Mägde ausgelost. Diese Mahlzeit macht den Schluß des reichlicheren Essens, welches mit höherem Lohnen während der Ernte gereicht werden muß, in der auch die Arbeitszeit von Morgens halb drei Uhr bis gegen neun Uhr Abends währt.

Im Monat September wird in den meisten Thälern das fröhlichste Fest des bäuerlichen Lebens gefeiert, dessen Schmaus-, Trank- und Tanz-Freuden sogar die des Hochzeit-Tages übertreffen, das Fest der Kirchweihe. Die ursprünglich rein geistliche Bedeutung dieser Feier tritt ganz und gar in den Hintergrund gegenüber den angeführten Lustbarkeiten, zu welchen sich als vierte leider immer noch häufig genug die des „Raufens" mit obligatem Todtschlag gesellt. Poesievoller als diese gewöhnliche Kirchweih der Niederung ist der am Sonntag nach Jakobi (25. Juli) auf den Almen gefeierte sogenannte „Almen-Kirta" (Alpen-Kirchtag), der besonders in den stillen abgelegnen

---

*) Anderwärts, in dem Sempt- und Isen-Gau, führt die Sitte einen localisirten Namen „das Singeldingen", weil es in diesen Gegenden der Zeit nach zusammen fällt mit einem uralten Markt, der in dem Hauptdorf der Landschaft „Singelding" (urkundlich, zu den Singeldingen" d. h. bei den Söhnen des Singold) zu Ende August abgehalten und von allen Gehöften und Dörfern dieser Gaue sehr zahlreich besucht wird. Es ist hier daran zu erinnern, daß die Märkte — die „Messen" führen ja daher ihren Namen — an den Tagen der Localheiligen abgehalten wurden, deren Feste, wie wir sahen, an die Stelle und in die Zeiten der alten Götterfeste traten. Diese Götterfeste aber versammelten das Volk oft aus weiter Ferne auch zum Behuf des Tausch-Handels. Das Wort „Dult", das mit Unrecht aus dem Lateinischen (indultum) erklärt wird, begegnet schon bei Wulfila (dulths) in dem Doppelsinn von „religiösem Fest" und „Volksversammlung".

Digitized by Google

Berghalden des Traungau's noch eifrig begangen wird; die Sennerinnen machen die Honneurs ihrer Hochlande; in den Sennhütten wird an diesem Tage bereitet, was nur irgend aus Milch nnd Mehl, aus Butter und Schmalz gekocht und gebacken werden mag, das Getränk, Bier und Branntwein, tragen die Burschen aus den Thälern als ihren Beitrag zu dem Fest hinauf und bei dem Klang der Zither wird nun hoch da oben die ganze Nacht hindurch getanzt und gejubelt mit freierer Lust als im Thale, da die Alten durch die Mühe des Steigens und die späten Stunden vielfach fern gehalten werden; auch giebt es, nach einem mehr poetischen als kirchlich und juristisch richtigen Volksspruch, „oberhalb des Wetterkreuzes keine Sünde", d. h. was da oben nahe den Sternen und hoch über dem Kirchthurmkreuz vorgeht, entzieht sich, weil der Kenntniß, auch leicht der Zucht- und Strafgewalt von Pfarrer und Landrichter.

Der 28. October, der Tag Simonis und Judä, bildet nach altem Glauben den Uebergang vom „Sommer" zum „Winter", denn wie zur Zeit des Tacitus kennen unser Bauern heute noch nur diese zwei Jahreszeiten (nur der „Lanks" d. h. Lenz und der „Aba" [s. Schmeller] tritt manchmal noch hinzu), der „Herbst" (Hirgst) bezeichnet nicht eine Jahreszeit, sondern die Arbeitszeit der Ernte. Der Witz des Volkes schont übrigens, zumal im Wortspiel, auch seiner Heiligen nicht und feiert an dem genannten Tag das Fest einer kopfreichen Genossenschaft, der der Pantoffel-Helden, der „Siemandl": in einem Hause, dessen Regiment die Frau führt, werden, spotten die Nachbaren, „Sanct Simâ" und „Erwei" verehrt. (Sie Mann und Er Weib).

Am Allerseelentag werden auch auf dem Lande die Gräber gereinigt und geschmückt. Unter den dabei begangenen Gebräuchen ist hervorzuheben das Backen eines eigenartigen Gebildbrodes, des sogenannten „Seelen-Zopfes", ein geflochtnen Frauenzöpfen vergleichbares Gebäck, welches ursprünglich mit den armen Seelen im Fegefeuer gewiß nichts zu thun hatte; aus geringerem Teig werden dann die „Seel-Wecken" gebacken und an bettelnde Kinder und Arme verschenkt; dieselben tragen, wie ursprünglich das meiste germanische, slavische und keltische Gebildbrod, phallische Formen, welche später durch die Kreuzform verwischt worden. Daß die Namenszüge, Gestalten und Einfassungen, mit welchen man die Grabhügel an diesem Tage schmückt, aus den dicht aneinander gereihten Beeren der Eberesche gebildet werden, hat wohl lediglich in der schönen rothen Farbe der um diese Zeit vollreifen Früchte und nicht in irgend einer Beziehung zu dem Gotte Donar seinen Grund, welchem dieselben allerdings geweiht waren. Die Nacht vom Allerheiligen- zum Allerseelen-Tag beginnt übrigens die „offne Zeit" für alle Geister und Gespenster, welche dann in den „zwölf Nächten" (s. I S. 908)

Digitized by Google

ihren Gipfel findet; von da ab bis zum Dreikönigstag dürfen sie, besonders das wilde Heer, frei schalten, spuken und walten.

Auf den 6. November fällt das Fest des heiligen Leonhard, des großen Schutzpatrons der Hausthiere, insbesondere aber der Rosse, er ist dabei unverkennbar an die Stelle Freirs (oder Phols), des alten Gottes der Rossezucht getreten, denn das Gesetz der Arbeitstheilung, welches aus anderwärts*) von mir entwickelten Gründen den Polytheismus des Heidenthums beherrscht, gilt nicht minder für den katholischen Polytheismus, als welcher der Heiligencult zwar nicht in der Lehre der Kirche, wohl aber im Leben und Meinen des Volkes uns entgegentritt. Das Menschenherz wendet sich in seinem Hoffen und Bangen, Wünschen und Fürchten leichter und lieber an die ihm näher stehenden, vertrauteren, weil noch mehr vermenschlichten Untergötter und vermittelnden Zwischenwesen, als an den in seiner Heiligkeit und Unergründlichkeit unnahbaren obersten Gott. So hat das anthropomorphistische und polytheistische Bedürfniß des Religionstriebes bei dem großen Erbschaftsantritt der christlichen Kirche an dem Nachlaß des Heidenthums die Verlassenschaft unter die Madonna und die Heiligen sorgfältig vertheilt und, wie Sanct Florian gegen Feuersgefahr helfen muß, so soll Sanct Urban der Weinberge, Sanct Gertraud der Gärten, Sanct Leonhard aber der edeln Rosse warten.

Freilich müssen sich nun die christlichen Heiligen die gleiche, oft etwas derbe Behandlung gefallen lassen, welche unter Umständen den heidnischen Göttern widerfuhr, wenn sie trotz aller an sie gewendeten Opfer ihre Schuldigkeit nicht thaten: wie jener nordische König die Bildsäule Freirs, vor welcher er viele reiche Opfer um Sieg dargebracht, geißelte und verbrannte, als er trotz alledem geschlagen nach Hause kam, so strafen auch heute noch unsere Bauern die Heiligen dafür, wenn sie ihr Amt nicht gehörig verwalten. Noch vor wenigen Jahren begegnete es dem heiligen Urban, daß er, nachdem er trotz vieler Gaben, Gebete und Gelübde die Traubenkrankheit nicht fern gehalten hatte von den gesegneten Weingärten des Rheingaus, einfach in den Strom geworfen wurde und gen Holland schwimmen mußte. In einem bekannten Markte stand auf dem Knauf des Brunnens eine stattliche Holzbildsäule des heiligen Florian. Wiederholt wurde der größtentheils aus Holz gebaute Ort von schwerem Brandschaden heimgesucht. Bei der zweiten Feuersbrunst kam ein Bauer, der stundenlang an der vergeblichen Löscharbeit mitgewirkt hatte, seine Axt auf der Schulter, von der Brandstätte zurück an dem Brunnen vorbei, welcher von betenden und weinenden Weibern und Kindern umlagert war; eine Weile sah der Bauer ruhig zu, als aber

*) „Das Tragische in der germanischen Mythologie". Im neuen Reich 1871. I. 241 fg.

Digitized by Google

der Flammenschein immer höher gen Himmel schlug und der Brand, statt abzunehmen, noch immer mehr um sich griff, da trat der Bauer zornig heran und schlug den heiligen Florian mit seiner Axt von der Säule in den Brunnen herunter mit den Worten: „Wenn du nicht löschen willst, sollst du saufen" — ein geflügeltes Wort, welches an jenen römischen Consul erinnert, der vor einer Seeschlacht mit den Karthagern die heiligen Hühner, die nicht fressen wollten, in das Meer werfen ließ, damit sie wenigstens trinken müßten. Spricht aus jenem Vorgang der Humor des Anthropomorphismus, so liegt dagegen die gewaltige Poesie der Verzweiflung der folgenden Geschichte zu Grunde, welche vor zehn Jahren etwa, in einem südtirolischen Dorf begegnete. Dort sind die hölzernen Christkindlein beweglich und in die Arme der Madonnenbilder nur mittelst eines Zapfens aufgesetzt. Eine Bäuerin kniete schon eine halbe Woche lang in tiefstem Schmerz vor der Muttergottes der kleinen Dorfkirche, um das Leben ihres schwer erkrankten jüngsten Knaben mit der Heiligen im Gebete ringend. Da am siebenten Tag tritt weinend ihr Töchterlein hinzu und meldet, das Kind sei eben in des Vaters Armen gestorben: da springt das Weib auf und in der Verzweiflung des Mutterschmerzes bricht sie in die Worte aus: „So sollst du auch spüren, wie es thut ein Kind verlieren", reißt der Madonna das Christusbild aus den Armen, stürzt damit aus der Capelle und schleudert es in den Bach. Diese Bäuerin hat in unseren Tagen so echt heidnisch empfunden und gehandelt, wie jener nordische König vor achthundert Jahren.

Nach dieser Arbeitstheilung nun unter den Heiligen hat Sanct Leonhard als Nachfolger des Gottes Freir (oder Phols) der Reiter und der Rosse zu pflegen; ihm zu Ehren sind in ganz Oesterreich und Bayern, besonders in jenen Thälern, in welchen lebhafte Pferdezucht getrieben wird, in großer Zahl die „St. Lienhardi-Capellen" verstreut; kleine Kirchlein oft in abgelegnen Halden, die das ganze Jahr über geschlossen stehen, aber am Tage des Heiligen belebt sich ihre stille Einsamkeit, denn derselbe wird durch berittne und bespannte Wallfahrten, die sogenannten „Leonhardiritte", festlich gefeiert. Da sind die Pforten geöffnet und nun werden die Opfer- und Gelübdegaben sichtbar, welche seit Jahren dem Schutzpatron der Rosse dargebracht wurden: nämlich die in Wachs nachgeformten oder auch in natura aufgehangenen Hufeisen der erkrankten Pferde, welche er geheilt hat — anderwärts sind die Capellen von außen mit den Stallketten der geretteten Thiere umspannt, so die Leonhardskirche zu Nußdorf am Inn. — Besonders reich prangt mit solchen Wahrzeichen gelungener heiliger Roß-Curen die Capelle zu Schellenberg im Berchtesgadnerland; andere berühmte Heil- und Wunder-Stätten sind die Leonhardscapellen zu Luggenbeuren, zu Harmating und Strauchharting im Isarthal, dann die zu Sanct Dionys bei Längries, der Calvarien-

Digitized by Google

berg zu Tölz, die Capelle zu Allerheiligen bei Holzkirchen, dann die zu Kreuth, zu Fischhausen am Schliersee, zu Reichersdorf, Leonhardspfunzen, zu Willing und Höpping zwischen der Glon und dem Inn, zu Flintsbach, Waging, Inchenhofen und Neukirchen, wobei nach altem Brauch der Pfarrer von Haselbach hoch zu Roß den Zug anführt. Dieser Umritt und Umzug ist nun aber, unerachtet aller späteren christlichen Zuthaten, ursprünglich echt heidnisch. Am Tage der Kirchweih der Capellen, meist im Hochsommer (oder auch am 6. November) kommt oft schon zur Vesper des Vorabends die ganze Nachbarschaft angeritten und angefahren, die Thiere werden dreimal um das Heiligthum geführt, und dann im umgebenden Walde angebunden; Roß und Wagen sind mit Kränzen, Fahnen, Bändern, Bogen und Gewinden von Laub und Tannen geschmückt, besonders Mähnen und Schweif reich durchflochten — eine uralte heidnisch-germanische Liebhaberei —, auch die Rosselenker haben Hut, Rock und Peitsche mit Blumen geziert. Reiche Bauern prunken dabei mit ihren sogenannten „Leonhards-Truhen" d. h. großen, bunt bemalten Omnibus ähnlichen Wagen, welche oft über 20 Personen beherbergen können und von vier und sechs Rossen nebst etlichen Vorreitern gezogen und geführt werden. Während nun die auf diese „Truhen" gemalten Herzen Jesu und Mariä und Wunder des heiligen Leonhard, die von den Weibern gesungenen frommen Lieder und die in der Kirche celebrirte Messe das christliche Gepräge des Festes charakterisiren, verräth es den heidnischen Ursprung der Feier, daß in manchen Gegenden das feierliche Reiten und Fahren in raschem Trabe, was als der Hauptact des Festes gilt, keineswegs die christliche Capelle zum Mittelpunct hat, sondern irgend eine uralte „Heidenlinde" oder Eiche im nahen Walde. Dieser feierliche Umritt, der echt heidnisch anmuthet, hat die Wirkung, Roß und Reiter für das kommende Jahr gegen Krankheit, Sturz und Fall zu wahren. Eine Erinnerung an die kriegerische Seite des Gottes, welcher der Vorfahr des Heiligen war, ist es, daß noch heute in manchen Gegenden z. B. Niederbayerns, in welchen dieses im Mittelalter noch allgemein sehr beliebte Spiel sich lebendig erhalten hat, mit diesem Umsprengen des Heiligthums eine Art Ringelstechen verbunden ist, d. h. es gilt, im raschesten Trab eine ganze Volte zu reiten und dabei eine kleine Scheibe (Türkenkopf) mit Lanzenstoß oder Speerwurf zu treffen; wir erinnern uns, das das Volksheer zur Volksversammlung, welche mit den großen Götterfesten zusammenfiel, in seinen Waffen kam und das Ting nicht minder Heeres-Musterung wie Gerichts-Versammlung war. Diese Feste stehen noch heute in höchster Gunst des Landvolks, oft strömen mehr als tausend Menschen zu dem einsamen, meist im Wald gelegenen Heiligthum, die Feier ist den Leuten so nah ans Herz gewachsen, daß man nach ihr nicht minder als nach Georgi oder Michaeli die Zeit berechnet, und daß man einem Freunde ebenso herz-

Digitized by Google

lich wie gute Weihnachten oder Ostern „einen guten Leonhard" wünscht, — man sieht, wie theuer von je dem Germanen seine Rosse waren und folgeweise der Gott, der sie beschirmt. —

Der erste Donnerstag im Advent eröffnet die (I S. 909) bereits erwähnten „Gen-Nächte", Klöpfels-Nächte", „Anroller-Nächte", an welchen die Kinder Kücheln und andere Gaben erbettelnd an die Häuser pochen; nur in den ersten beiden Nächten dürfen Erwachsene sie begleiten, wollten sie es auch in der dritten Nacht, so zöge der Teufel mit, vielleicht eine Erinnerung daran, daß die dritte Nacht die des Wieder-Einzugs der entrückt gewesenen Götter war.

Am 6. December, dem Tag des heiligen Nikolaus, hält dieser seinen Umgang in Stadt und Dorf, die bösen und faulen Kinder zu bestrafen, die braven und fleißigen zu belohnen. Das Strafamt ist manchmal dem ihn begleitenden Knecht Ruprecht zugetheilt, dessen Vermummung ihn deutlich als eine Dämonisirung Wodans, des Wanderers mit Stab, Schlapphut und Mantel erkennen läßt, während die Belohnungen von seiner strahlenden Gattin Freya (als Berahta, Berchtfrau) ausgetheilt werden, aus deren weißem Linnengewand und Goldschmuck noch immer die Königin des Himmels hervorleuchtet. An manchen Orten wandelt gar der christliche Heilige ganz verträglich in Mitte des heidnischen Götterpaares. Uebrigens wird in den Städten wenigstens das Niklaus- oder Ruprecht-Fest und seine Bescheerung mehr und mehr von der Feier des Weihnachtsfestes verdrängt, welches mit seinem lichterglänzenden Tannenbaum und seiner Kinder-Beglückung erst seit etwa dreißig Jahren durch protestantische Familien aus Norddeutschland nach dem katholischen Süden verpflanzt worden ist.

Die Nacht des heiligen Thomas, 21. December, zugleich die erste der mehrfach erwähnten Rauchnächte hat sich in der Heidenzeit vielleicht besonderer Beziehungen zu der Göttin der Liebe erfreut, wenigstens wird sie noch heute mit allerlei Liebes-Zauber begangen wie keine andere (nur die Christnacht kommt ihr darin einigermaßen gleich); und zwar sind es die Mädchen, deren Treiben sie angehört (nicht den Burschen, die kaum minder abergläubisch, wenn auch meist weniger neugierig, in diesen Dingen sich mit den allgemeinen Zukunfts-Erforschungen der Christnacht zu begnügen pflegen). Das Mädchen spricht drei Stunden vor dem Schlafengehen kein Wort, betheiligt sich namentlich auch nicht an dem Ave Maria der Hausgenossen — die heidnische, nicht die christliche Himmelsgöttin ruft sie um Weissagung an — legt sich schlafen auf die „Herz-Seite (d. h. die linke) und erschaut im Traum den Freier, der sie im kommenden Jahr heimführen wird; oder sie wirft den Schuh rücklings über die linke Schulter, fällt die Spitze gegen die Thür, so bedeutet dies Hochzeit (wobei wohl einfacher an das Ueberschreiten der Schwelle

Digitized by Google

als an die altheidnischen Brautschuhe zu denken ist); oder sie tritt völlig entkleidet auf den Bettschemel, löscht das Licht und sieht dann in dem dunkeln Spiegel das Gesicht des künftigen Gatten — aber wehe ihr, wenn bei diesem unheimlichen Wagniß der Tod oder Teufel aus dem Spiegel schaut! Andere Gepflogenheiten lassen sich kaum mittheilen. — Ein lustiger Einfall ist es, daß für solche bösen Buben, welche dem Glauben an den heiligen Nikolaus entwachsen sind, am 21. December der „ungläubige Thomas" erscheint d. h. ein starker Mann, der sie, ohne Vermummung und ohne mythische Täuschung, tüchtig bei den Ohren schüttelt.

In der Christnacht wird die Zukunft im allgemeinen, nicht nur sofern sie Liebe und Ehe betrifft, durch die einfachen Mittel erforscht, welche das Bürgerthum in den Städten zu gleichem Behuf in der Neujahrsnacht anzuwenden pflegt: man gießt Bleigebilde (oder auch Eidotter) in eine während des Gebetläutens mit Wasser gefüllte Schale und prophezeit aus deren Gestaltung; so bedeutet ein Kranz den Tod, ein Thurm Verheirathung in der Stadt u. s. w. — Nach einem schönen Glauben kommt die segensvolle Geburt Christi in dieser Nacht auch dem Vieh zu gut, indem dasselbe auf zwölf Stunden die menschliche Sprache annimmt; ein Sonntagskind vermag zu verstehen, was sie unter einander reden — wohl eher christliche Legende als heidnische Reminiscenz, vielleicht reicht es aber bis an uralte Opfergemeinschaft am Julfest hinauf, wenn an diesem Tage das ganze Dorf gemeinsam ein Rind oder ein Schwein schlachtet und, nach den Familien vertheilt, verzehrt. Und das Gebildbrod dieses Festtages, das späterer „Kletzenbrod" hängt wohl noch mit altheiligem Festgebäck zusammen, denn mancherlei Aberglaube knüpft daran: so bedeutet es den Tod der Hausfrau — die Unhuld der Götter — wenn ihr das Kletzenbrod mißräth, und das Anschneiden des „Scherzels" (des einen runden Endes) an jenem Stück, welches in dem „Heimgarten" der Christnacht das Mädchen ihrem Buben schenken muß, hat symbolisch-prophetische Bedeutung für den Bestand des Liebesverhältnisses. In diese Zeit der Wintersonnenwende fallen überhaupt die meisten an den Cult der Liebesgötter erinnernden erotischen Gebräuche: am dritten Weihnachtstag weiht die Kirche jetzt den „Johannis-Wein" — es ist der Tag Johannes der Evangelisten — und läßt die ganze Gemeinde aus dem Becher „Sanct Johannis-Segen" trinken. Die ursprüngliche Bedeutung dieses Trinkgebrauchs war ebenfalls eine erotische, noch heute dient der Johanniswein insbesondere dazu, das Brautpaar nach der Trauung „Sanct Johannis Minne" trinken zu lassen — ganz wie man im Alterthum Freyas Minne trank — was gewisse vorbeugende und mit Segen befruchtende Wirkungen äußert. Endlich ist es auch eine unverkennbar erotische Sitte, welche alamannischen Ursprungs aus Schwaben nach Osten vorgedrungen, am 28. December unter

Digitized by Google

dem Namen des „Kindelns" gepflogen wird: die jungen Burschen ziehen in Haufen von zehn und zwanzig durch das Dorf, um ihre Mädchen mit langen Ruthen auf das Allerzärtlichste zu — peitschen! und zwar mit der Frage: ist der Lebzelter (d. h. Honigkuchen) „raß?" (d. h. pikant schmeckend) worauf sie denn solchen Lebzelter, Kletzenbrod und Branntwein von ihren Schönen geschenkt erhalten. Die Frage ist natürlich eine verschleierte Bitte und jene Kuchengeschenke sollen die Liebesgesinnung ausdrücken. Das Peitschen ist wohl erst von der Kirche mit dem Tag der Mißhandlung und Ermordung der unschuldigen Kinder durch Herodes in Verbindung gebracht und ursprünglich mit ganz anderer Bedeutung geübt worden.

Wir stehen am Schlusse des Jahres und ich wende mich zum Schlusse dieser Erörterungen. In reicher Fülle, welche leicht noch gehäuft werden könnte, haben wir in den Zügen des deutschen Volkslebens Nachwirkungen, Erinnerungen, Niederschläge aus dem alten Götterglauben gefunden, wir fassen also Sage und Sitte, Glauben und Aberglauben als Material zur Völkerpsychologie: die ganze Kraft und die volle Milde, die Innigkeit und Sinnigkeit, auch wohl der Humor und eine gewisse Ungeschlachtheit des deutschen Wesens spiegeln sich darin. Man wird nun aber zwei Fragen aufwerfen. Erstens, werden diese Vorstellungen und die von ihnen getragenen Gebräuche noch fortdauern können? Sehen wir sie nicht überall im Erlöschen, im Entschwinden begriffen gleich dem lichtscheuen Völklein der wimmelnden Zwerge vor dem hellen Tageslicht moderner Cultur und Aufklärung? Und zweitens, soll man nicht dieses Verschwinden abergläubischen Wahns freudig begrüßen und nach Kräften beschleunigen, oder haben diese Gebräuche auch eine wohlthätige Bedeutung für unser Volksleben?

Auf die erste Frage ist zu antworten: allerdings sind fast überall jene halb mythologischen Vorstellungen und die daran geknüpften Gebräuche im Erlöschen begriffen, woran als Ursache übrigens keineswegs nur die zunehmende Aufklärung erscheint, welche so überaus rasch nicht vorschreitet bei unserem Landvolk, sondern auch minder erfreuliche Gründe, z. B. der stärkere Wirthshausbesuch, welcher bei den Burschen die früher häufigeren Spiele und Uebungen und Umzüge im Freien verdrängt, und insofern sind die Klagen der Sagensammler und Sittenerforscher begründet. Aber dieselben übersehen gewöhnlich vermöge ihrer unzureichenden Bildung in Religionsphilosophie und Völkerpsychologie sowie vermöge unzureichender Vertrautheit mit dem fort und fort quellenden Leben des Volkes, daß sich an Stelle der alten allmählich in Vergessenheit versinkenden Sagen und ihrer Helden fortwährend neue Sagen bilden, welche moderne Gestalten zu ihren Trägern erwählen. Jeder kühne Wildschütz oder Schmuggler, oder verwegene, vom Glück getragene Raufbold des Dorfes, oder ein Meineidiger, oder ein böser Nachbar, der Grenzsteine

Digitized by Google

verrückt oder ein grausamer Wucherer oder ein harter und verhaßter Gutsherr oder Landrichter, oder ein besonders schönes und braves oder vielleicht auch stolzes und herzloses Mädchen kann auch heute noch bei lebendem Leib Held und Heldin einer Sage werden und bleibt es noch in der nächsten Generation nach ihrem Tode, ich könnte solche Fälle zu Dutzenden anführen. Das Merkwürdige aber ist bei dieser Neubildung der Sage, daß sie stets genau die alten Typen und Formen wiederholt; der Gedankenverlauf der Sage bleibt derselbe, es treten nur modernere und deßhalb den Leuten interessantere Gestalten an die Stelle der älteren, allmählich verbleichenden. Zwei Beispiele aus dem Kreise der Wodans-Mythe mögen das erläutern.

Bekannt sind jene Bündnisse, welche der König von Asgard mit hervorragenden Helden abschließt, er leiht ihnen seine geheimnißvolle auf Raumkunde gestützte Weisheit, um irgend eine Aufgabe zu lösen, welche die menschlichen Kräfte übersteigt; als Preis dafür bedingt er sich ihre Seele oder auch die Seele Anderer, bei dem Werke nicht oder nicht unmittelbar Betheiligter aus (das hat ursprünglich den Sinn, daß Odhin wünschen muß, unabläßig die Zahl der Einheriar in Walhalla zu mehren, mit welchen er gegen die Riesen ankämpft, es kommen aber nur die Seelen der im Kampf gefallenen Männer in Odhins Saal); alle Menschenmaß und Menschenkraft übersteigenden Werke, z. B. Bauten und Erfindungen sind mit Wodans Hülfe und um den Preis von Menschenseelen vollendet. Im christlichen Mittelalter tritt an die Stelle Wodans der Teufel. In der Faustsage gewinnt Dr. Faust übermenschlich hohe Weisheit durch Bündniß mit dem Teufel und um den Preis seiner unsterblichen Seele; in unzähligen Bausagen vollendet der Baumeister den kühnen Bau nur mit Hülfe der Teufels und um den gleichen Preis. Von allen modernen Erfindungen hat nun auf die Sinne unseres Landvolks den größten aber auch unheimlichsten Eindruck gemacht das Dampf- und feuerschnaubende, lindwurmähnlich daherbrausende Ungethüm, welches pfeilgeschwind Menschen und ungeheure Lasten durch die Länder trägt und welches wir Eisenbahn nennen. Als nun zuerst dies Wunder in die stillen Alpenthäler drang, bemächtigte sich seiner sofort die sagenbildende Phantasie, aber nichts neues schuf sie in der Eisenbahnsage, sondern wandte die alte Formel des Wodanmythos oder Teufelsbündnisses darauf an und lehrte: Menschenwitz hat diese Erfindung nicht gemacht, sondern der Teufel hat sie den Gesellschaften oder dem Fiscus um den Preis verkauft, daß von jedem Personentransport der letzt einsteigende Passagier dem Teufel verfällt, weßhalb bei jedem Zug immer einer weniger aussteige als eingestiegen. In dieser ganz modernen Sage, welche vor etwa 10 Jahren in der Gegend von Rosenheim-Innsbruck und Rosenheim-Salzburg erwachsen, liegt der uralte Typus der Wodan-Bündnisse klar vor Augen.

Digitized by Google

Eine andere Wendung desselben Mythos läßt Odhin, den Siegesgott, einem Lieblingshelden auf bestimmte Jahre oder auch auf Lebenszeit Sieg in allen Schlachten verleihen, vermittelt durch eine zauberhafte Waffe, den Speer oder das Siegesschwert, welches der Gott dem Helden leiht — selbstverständlich wieder um den Preis seiner Seele, d. h. zuletzt fällt er im Kampf und geht ein zu den Einheriar in Odhin's Saal. Genau diesem Typus entspricht die Sage, welche während des österreichischen Krieges Niemand geringeres zu ihrem Gegenstande macht, als den nunmehrigen Kanzler des deutschen Reichs, den Fürsten Bismarck. Die überraschenden Erfolge der preußischen Waffen wurden fast ausschließlich dem Zündnadelgewehr zugeschrieben; diese Siegeswaffe aber hatte nach der Sage der österreichischen Bauern nicht der ehrenwerthe Dreyse in Sömmerda erfunden, sondern dies Gewehr, das sich von selbst ladet, wenn der Preuße abgeschossen hat und darauf klopft, hat der Teufel dem Bismarck verkauft — um welchen Preis, das ist wohl unnöthig zu sagen. So schafft das Volksleben aus den Ereignissen neue Sagen an Stelle der absterbenden, aber es formt sie mit dem uralten Model.

Zuletzt werfen wir die Frage nach der Bedeutung und Berechtigung dieser Vorstellungen für unser Volksleben auf. Soll man nicht all diesem Aberglauben den baldigsten Garaus wünschen und ihn mit Stumpf und Stil ausrotten? Mein Heimatland und der herrliche bajuvarische Stamm hat Jahrhunderte lang so schwer unter Aberglauben gelitten, daß ich wahrlich keiner Art desselben, weder christlichem noch heidnischem das Wort reden werde. Ich unterscheide daher auch nicht, wie Manche wollen, zwischen schädlichem und unschädlichem Aberglauben, sondern sage einfach: aller Aberglaube ist schädlich und soll erlöschen. Aber freilich soll nicht etwa blos der heidnische Glaube und Brauch, aus dem oft der Duft der Waldblume athmet, verdrängt werden durch den Aberglauben der heiligen Legenden und Mirakel, der aus dumpfen Klosterzellen den widerlich süßlichen Geruch des Weihrauchs mit bringt. Und ein anderes endlich ist Aberglaube, ein anderes Volkspoesie. Mögen allmählich aus jenen Gebräuchen die verblaßten Erinnerungen an die alten Götter völlig weichen, aber diese Gebräuche selbst, sofern sie sinnig und poesievoll sind, sollen und werden bleiben. Vergessen wir nicht, daß das Volk in diesen Formen sein Kunst- und Schönheits-Bedürfniß befriedigt. Längst ist es vergessen, daß das Sunwendfeuer der Scheiterhaufe des Gottes Baldur ist; wer aber auch nur einmal hoch auf unsern Bergen dieses herrliche Fest mit gefeiert hat, wer von allen Gipfeln und Höhen die rothen Feuer weithin leuchten sah in's Land und sich spiegeln in den dunklen Seen, wer nur einmal Burschen und Mädchen zur Besieglung ihres treuen Liebesbundes mit Jauchzen über die lodernde Flamme springen sah, der

Digitized by Google

wird nicht wünschen, daß diese Sitten und diese Feuer verlöschen. Denn auch die Poesie hat ihr Recht im Leben einer Nation und so mögen sie denn die unsterblichen Götter stets lodernd erhalten in unserem deutschen Volk, die reine Flamme der Poesie.

Felix Dahn.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Parteien in Straßburg. — Die Stille, die seit dem Schluß des unterelsässischen Bezirkstags auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens im Reichslande geherrscht hatte, beginnt mit dem Herannahen der Reichstagswahlen einer größeren Bewegung zu weichen. Seitdem es feststeht, daß Ende Januar die Bevölkerung von Elsaß-Lothringen berufen werden wird, zum ersten Male Männer ihres Vertrauens zu wählen, um an der Berathung über die Geschicke Deutschlands und insbesondere des Reichslandes Theil zu nehmen, fangen die Parteien an, sich zu rühren und aus ihrer seitherigen Apathie herauszutreten. Die Wichtigkeit der bevorstehenden Wahlen wird in immer weitern Kreisen erkannt und mehr, als die hiesigen Zeitungen verrathen, werden in den verschiedensten Klassen der Gesellschaft die Fragen erwogen, welche Ziele durch die Wahlen anzustreben seien und welche Folgen für das Land aus den Wahlen sich ergeben werden. Ueberall herrscht die Ueberzeugung, daß sich das Reichsland gegenwärtig noch in einem provisorischen Zustand befindet, daß weder seine gegenwärtige Verfassung, noch die heutige Organisation seiner Verwaltung auf die Dauer haltbar sind. Nur gehen allerdings die Ansichten über das, was zu thun ist, sehr weit auseinander; ja der größte Theil der Bevölkerung ist sich nur bewußt, daß das Land sich in einem provisorischen Uebergangsstadium befindet; aber über die anzustrebenden Aenderungen herrschen Unklarheit und Unbestimmtheit der Anschauungen. Bei den nächsten Wahlen wird es darauf ankommen, daß die Masse der Bevölkerung, die sich eben gegenwärtig noch in dieser Unklarheit befindet, der einen oder der anderen Partei sich anschließt und damit aber auch über die Gestaltung der nächsten Zukunft entscheidet. Die Frage geht einfach dahin: soll die Bevölkerung sich künftighin an der Regierung und Verwaltung des Landes betheiligen, soll sie ihre eigenen Interessen durch Vertreter selbst wahren und eine Controlle über die Thätigkeit der Behörden ausüben? oder aber soll die Bevölkerung erklären: „mag die Regierung thun, was sie will; das berührt das Volk nicht. Das Land hat nur ein Interesse, gegen die Verbindung mit Deutschland zu protestiren. Alle andern Fragen kommen daneben nicht in Betracht“? Die französische,

Digitized by Google

oder wie sie hier zu Lande allgemein bezeichnet wird, die chauvinistische Partei ist selbstverständlich der letzteren Ansicht. Je mehr Fehler die Regierung macht, je weniger sie in Berührung mit der Bevölkerung kommt, um so mehr ist den Zwecken dieser Partei gedient. Aber wer auch nicht mit den gefärbten Brillen der hiesigen officiellen und officiösen Presse die Zustände betrachtet, wer der Entwickelung der Dinge mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, kann nicht verkennen, daß diese Partei seit einem Jahr sehr vielen Boden verloren hat und selbst in dem Glauben, auf die Dauer die Bevölkerung beherrschen zu können, schwankend geworden ist. Wie viel hierzu der Verlauf der französischen Angelegenheiten beigetragen hat, mag hier unerörtert bleiben; die Thatsache kann nicht geläugnet werden.

Insbesondere in der Hauptstadt des Landes, in Straßburg, bahnt sich ein günstiger Umschwung in der Gesinnung der einheimischen Einwohnerschaft an, der vielleicht bei den nächsten Wahlen noch nicht stark genug sein wird, um es zu einem erfreulichen Wahlresultat kommen zu lassen, der aber, auch wenn die Wahl schlecht ausfällt, seinen Fortgang nehmen wird. Durch das rasche Aufblühen der Stadt, die große Zunahme der Bevölkerung, den täglich wachsenden Handel und Verkehr kommt der Straßburger nach und nach zu der Einsicht, daß er in die neue Zeit, die über das Land hereingebrochen ist, sich schicken muß und daß dies nicht zu seinem Nachtheil ausschlagen wird. Alle Persönlichkeiten von irgend welcher Bedeutung, die der chauvinistischen Partei angehören, haben Straßburg verlassen, um sich in Frankreich den Dank, oder wie es gar viele zu ihrem Nachtheil erfahren haben, den Undank für ihren Patriotismus zu holen. So kommt es, daß gegenwärtig ein aus Paris nach Straßburg übergesiedelter Seidenwaarenhändler Namens Carré die Rolle eines Hauptes der chauvinistischen Partei hier spielen kann. Ein Theil der sogenannten guten Gesellschaft Straßburgs empfängt von ihm ihre Weisungen. Der Mann ist an sich völlig unbedeutend und nur der vollständige Mangel an geeigneten Persönlichkeiten macht es erklärlich, wie man sich seiner Leitung anvertraut. Seit Herr Lauth von seiner Stellung als Bürgermeister entsetzt wurde, ist er der Märtyrer der Partei und fühlt sich durch diese ihm übertragene Rolle nicht wenig geschmeichelt. Den stärksten Bundesgenossen dieser Partei bildet aber immer noch die Straßburger Damengesellschaft und mancher biedere Bürger, der längst zur Einsicht gekommen ist, daß das Wohl der Stadt und des Landes nicht durch eitle Demonstrationen und durch nutzloses Schmollen gefördert wird, wagt aus Furcht vor seiner Frau und seinen Töchtern nicht mit seiner Ueberzeugung öffentlich hervorzutreten. Leider giebt die Regierung aber auch selbst dieser Partei manche Waffen in die Hand, deren sich diese sehr gut zu ihrem Nutzen zu bedienen versteht. Das kleinliche Auftreten in der Sprachenfrage,

Digitized by Google

wodurch die Gemüther immer wieder von neuem aufgereizt werden, die jetzt dreiviertel Jahr dauernde Suspension des Gemeinderaths und die Verwaltung der Stadt durch einen deutschen Beamten, und ähnliches werden selbstverständlich von der chauvinistischen Partei benutzt, um die Abneigung gegen die deutsche Regierung wachzuhalten und die zum Abfall geneigten Mitglieder an die Partei zu fesseln.

Trotz dieser politischen Fehler, durch welche die Regierung ihre Energie glaubte darthun zu müssen, hat sich in Straßburg eine Anzahl von einsichtigen und patriotischen Männern gefunden, welche dem chauvinistischen Treiben entgegenzutreten entschlossen sind und welche es als ihre Aufgabe betrachten, auf dem Boden der gegebenen Thatsachen für die Selbstverwaltung und für die Lebensinteressen Straßburgs und des Landes zu arbeiten. Sie sehen ein, daß die Vereinigung des Elsasses mit dem deutschen Reiche eine vollendete Thatsache ist, daß sie nur unter voller rückhaltsloser Anerkennung dieser Vereinigung für ihre Heimat zu wirken vermögen. Sie wollen aber als Angehörige des deutschen Reichs auch die Rechte für sich in Anspruch nehmen, die allen andern Deutschen zustehen. Sie wollen für ihr Land Antheil an der Gesetzgebung und der Verwaltung, für ihre Gemeinden Selbstverwaltung, für ihre Mitbürger politische Freiheit. Den Wahlen zu dem Bezirkstage, die diesen Sommer stattfanden, verdankt diese „Elsässische Partei" ihre Entstehung. An ihrer Spitze stehen Männer, die seit langen Jahren mit den öffentlichen Verhältnissen vertraut sind, die sich um die Stadt und das in schwerer Zeit große Verdienste erworben haben, und die Straßburg für zu gut halten, um Herrn Carré und Genossen noch länger als Schauplatz ihrer politischen Thätigkeit zu dienen. Es sind die angesehensten Kaufleute Straßburgs, wie Bergmann, Sengewald, North, es sind einflußreiche Anwälte wie Schneegans, es sind Männer, welche die städtische Verwaltung lange Zeit führten, wie Imlin und Klein. Der letztere darf wohl als geistiger Leiter und Führer dieser Partei betrachtet werden, die in dem neugegründeten Elsässer Journal ihr Organ hat.

Diese Zeitung, die heute schon die größte Zahl von Abonnenten von allen elsässischen Blättern hat, kann von sehr großer politischer Bedeutung werden, wenn sie mit Sachkenntniß und Freimuth das Programm der elsässischen Partei zu vertreten versteht. Die tüchtigen und eifrigen Kräfte, die an der Spitze des Blattes stehen, geben hierfür eine sichere Bürgschaft. Sie haben vor allem den Vorzug vor den übrigen Straßburger Journalisten, daß sie nicht, wie diese, nach Straßburg verschlagen wurden, um hier ihr Glück mit der Bekehrung der hiesigen Bevölkerung zu versuchen, sondern daß sie geborne Straßburger sind, die von früher Jugend auf mit allen Verhältnissen des Landes vertraut sind und die Gefühle, Bedürfnisse und Interessen

Digitized by Google

des Landes kennen und verstehen. Das Elsässer Journal kann als das einzige Blatt Elsaß-Lothringens bezeichnet werden, das der Stimmung des einsichtigen Theils der Bevölkerung des Landes einen ungetrübten und richtigen Ausdruck verleiht. Es steht zu erwarten, daß die elsässische Partei bei den bevorstehenden Wahlen überall mit der chauvinistischen und ultramontanen Partei ihre Kräfte messen wird. Sollte sie auch diesmal noch in gar manchem Wahlkreis unterliegen. Daß die Partei als solche sich gebildet hat, darf als ein großer Fortschritt begrüßt werden. Der Ueberzeugung, daß dieser Partei die Zukunft gehört, verschließen sich, wie aus manchen Aeußerungen hervorgeht, auch die Chauvinisten nicht, die nur noch, so lange es geht, das Feld behaupten wollen. Die ultramontane Partei wird voraussichtlich bei den Wahlen mit den Chauvinisten Hand in Hand gehen, so feindselig sie sich auch sonst gegenüber stehen. Denn die Chauvinisten sind durchweg Anhänger von Gambetta und erwarten von ihm die Befreiung des Landes. Aber die gemeinsame Abneigung gegen die deutsche Regierung verbindet die frühern und gegenwärtigen Feinde zu gemeinsamem Handeln. Doch ist es noch zweifelhaft, ob die ultramontane Partei sich mit der Aufstellung von eignen Candidaten an dem Wahlkampfe betheiligen wird. Manche Andeutungen sprechen dafür, daß der Bischof von Straßburg es so viel wie möglich zu vermeiden sucht, in einen offenen Kampf mit der Regierung einzutreten. Theils mögen hierbei persönliche Gründe mitwirken, theils scheint man ja in Rom überhaupt den Kampf zunächst auf Preußen zu lokalisiren bemüht zu sein. Nur soviel steht fest, daß die ultramontanen Stimmen nicht einem Candidaten der Elsässer Partei zufallen werden. Uebrigens ist auch die ultramontane Partei durch die Auswanderungen nach Frankreich sehr geschwächt worden und hat die große Stütze, die sie in frühern Zeiten an der Regierung fand und wodurch sie häufig genug in dem liberalen protestantischen Straßburg den Sieg über die freisinnige Partei davon trug, verloren.

Die Zahl der seit drei Jahren eingewanderten Deutschen ist groß genug, so daß ihre Stimmen bei den Wahlen sehr bedeutend in das Gewicht fallen können. Ihre Aufgabe ist deutlich vorgeschrieben. Sie müssen darauf verzichten, als eigne Partei mit eignen Candidaten hervorzutreten. Sie können und dürfen nicht den Anspruch erheben, die Stadt Straßburg vertreten zu wollen. Der größte Theil der eingewanderten Deutschen besteht aus Beamten jeder Art und aus Arbeitern, die bei der Eisenbahn und den Fortsbauten angestellt sind. Dazu kommen dann noch einige Kaufleute und Journalisten. Die Zahl der bei den Bezirkstagswahlen wahlberechtigten Eingewanderten betrug etwa 2200, während die Zahl der Wähler im ganzen sich auf 14,400 belief. Dieses Zahlenverhältniß, sowie die Zusammensetzung

Digitized by Google

der eingewanderten Wählerschaft befiehlt ihr schon allein, ganz abgesehen von allen politischen Erwägungen, von jedem selbständigen Auftreten abzustehen. Ihre Aufgabe kann einzig und allein darin bestehen, durch eine eifrige und selbstlose Thätigkeit die elsässische Partei zu unterstützen.

Allerdings bedarf es hierzu einiger organisatorischen Thätigkeit und Anstrengung, wenn es nicht gehen soll, wie im vorigen Sommer, wo eine nicht geringe Anzahl von eingewanderten Deutschen dem Candidaten der deutschfeindlichen Partei, Herrn Lauth, ihre Stimmen gaben. Größer noch ist die Gefahr, daß einige deutsche Chauvinisten aus Unverstand und besonders aus persönlicher Eitelkeit mit Schrift und Wort hervortreten wollen und damit der gemeinsamen Sache größern Schaden zufügen, als sie selbst ahnen. Es ist dringend zu wünschen, daß diese Elemente, die hier nur allzu zahlreich vertreten sind, zurückgehalten und verhindert werden, unter dem Scheine eines unbändigen Patriotismus und der Franzosenfresserei ihre persönlichen Zwecke zu verfolgen. M.

Germanisirungsversuche. Aus Oberschlesien. — Wenn ich Ihre Aufmerksamkeit schon wieder für das nicht bloß von Kohlendunst arg geschwärzte Oberschlesien in Anspruch nehme, für dies in seinen Tiefen so viel Schätze bergende und dabei doch an geistiger und materieller Armuth überreiche Land, so geschieht es, weil die hier in der Diaspora wirkenden Reichsfreunde in der Theilnahme des deutschen Volkes eine wirksame Unterstützung in ihren auf die Germanisirung der sogenannten Wasserpolackei gerichteten Bestrebungen erblicken würden. Die Wahlen zum Reichstage sind vor der Thür. Daß sie gleich den Landtagswahlen ungünstig für uns ausfallen werden, wer wollte daran noch zweifeln? Es kommt aber doch darauf an, die Minorität so erheblich wie möglich zu machen. Was ist dazu zu thun? Die Majorität der Reichsfeinde hat nicht in den Städten, sondern auf dem Lande ihren Sitz und wird von der katholischen Geistlichkeit geführt. Es liegt daher auf der Hand, daß wir unsere Wirksamkeit auf das Land ausdehnen müssen. Die Bauern aber sind von uns, ganz abgesehen von dem traditionellen Argwohn, der sie uns entfremdet, schon durch die polnische Sprache, die wir nicht reden, so getrennt, daß wir uns fremder Hülfe bedienen müssen, um auf sie einzuwirken. Da nun die Rittergutsbesitzer bei den kleineren Besitzern wegen der in Schlesien zahllosen Civilprozesse zwischen Gutsherrschaft und Gemeinde in den seltensten Fällen überhaupt Einfluß besitzen, da ferner die Behandlung der auf den Dominien arbeitenden Leute Seitens der Oekonomen vielfach nichts weniger als vertrauenerweckend ist, so bleiben uns eben nur die Lehrer übrig, mit deren Hilfe der Autorität der Geistlichkeit auf politischem Gebiet mit Aussicht auf Erfolg entgegengearbeitet werden

Digitized by Google

könnte. Und in der That, grade dieser Stand ist für die Rolle, die wir ihm zuweisen möchten, im höchsten Grade geeignet. Denn der Lehrer ist in der Regel zugleich Gemeindeschreiber und dadurch der nächste Rathgeber des Schulzen in Kommunalangelegenheiten; er ist als Schreibkundiger in unsern an Analphabeten zahlreichen Dörfern der lebendige Briefsteller, also auch Hausfreund der meisten Familien; er führt als der Gebildete in der Gromade (Gemeindenversammlung) wie in der gewöhnlichen Tischunterhaltung in der Dorfarrende (Kneipe) das Wort; auch in landwirthschaftlichen Fragen wird er um Rath angesprochen, und namentlich in der Garten-, Bienen-, Baumzucht, wohl auch in der Viehzucht ist sein Beispiel bestimmend. Allein leider hat es bisher noch nicht recht gelingen wollen, den Lehrerstand auf dem Lande von dem Banne frei zu machen, in dem ihn die Geistlichkeit seit Alters hält. Hat man auch weltliche Kreis- und Lokalschulinspectoren für die katholischen Schulen eingesetzt, so traut doch, wunderlich genug! der vorsichtige Schulmann noch immer nicht der Energie der Regierung und dem Bestand der jetzigen Regierungsprinzipien. Wiederholt hört man in diesen Kreisen: Wer weiß, wie lange noch der Konflikt der Regierung mit der Geistlichkeit währt; schließen sie erst wieder Frieden, dann werden wir Schullehrer der Kirche bedingungslos wieder ausgeliefert und müssen die Kriegskosten tragen, wenn wir nicht mit den Pfarrern auf gutem Fuß geblieben sind. Zutrauen in die jetzigen Institutionen kann erst durch den entscheidenden Schritt der Gründung simultaner Schulen in Stadt und Land geschaffen werden. Aber gerade davor scheint die Regierung in unserer Gegend noch zurückzuschrecken, wenn schon dies Prinzip anstandslos in der Provinz Posen, wo völlig gleichartige Verhältnisse wie bei uns herrschen, durchgeführt wird. Daß solche Schulen wesentlich dazu wirken, verträgliche und regierungsfreundliche Gesinnungen in die Bevölkerung zu tragen, ist in Posen bereits durch Erfahrungen festgestellt. Aber auch eine allgemeinere Volksbildung kann auf dem Lande nur durch solche Schulsysteme befördert werden. Durch sie erst wird es möglich, die allgemeine Schulpflicht praktisch durchzuführen. Wenn sich jetzt die evangelischen Kinder des einen Dorfes, in dem eine katholische Schule ist, in das nächste Dorf, wo sich ein evangelischer Lehrer befindet, zum Unterricht begeben müssen, so tritt der Fall häufig ein, daß im Frühjahr und Herbst die Wege so grundlos, im Winter so verschneit sind, daß die Kinder von der Schule zurückbehalten werden müssen. So liegt, um nur ein Beispiel anzuführen, die Absicht vor, in einem einsam gelegenen ehemaligen Försterhause, $^1/_2$ Meile von der Kreisstadt entfernt, eine neue Schule für die evangelischen Kinder der benachbarteren ziemlich bevölkerten und mit katholischen Schulen versehenen Dörfer zu gründen. Da fragt man billigerweise, wie der Schulbesuch sich dort in den schlimmen Jahreszeiten gestalten wird, und

Digitized by Google

wie lange die vom Weg ermüdeten und von der Kälte mitgenommenen Kinder täglich theilnahmlos dem Unterricht beiwohnen werden, bis sie sich endlich erholt haben, um ihren Geist anspannen zu können.

Aber unsere Regierung ist noch soweit von der simultanen Schule entfernt, daß sie sich scheut, für evangelische Schulen andere als geistliche Revisoren zu ernennen. Hat sie doch nicht einmal den dringend vorgetragenen Wunsch des Schulvorstandes einer evangelisch-jüdischen Societätsschule in einer Kreisstadt erfüllen wollen, der dahin ging, statt des neuen Pastors einen evangelischen Gymnasial-Oberlehrer, also einen Fachmann, der durch das Vertrauen seiner Mitbürger schon dem Vorstand angehört, zum Schulrevisor zu ernennen. Wenn man einerseits erwägt, daß der Pastor im Gegensatz zur überwiegenden Mehrheit der Gemeinde der orthodoxen Richtung angehört, daß er, bevor er sein neues Amt antrat, in einem Fachjournal für die innigste Verbindung von Kirche und Schule eintrat, so zwar, daß die Redaction die Verantwortung für den Aufsatz von sich ablehnen zu müssen meinte, endlich daß derselbe nicht durch das Vertrauen der Gemeinde, sondern vom Patron in seine jetzige Stelle berufen wurde, andrerseits aber, daß die Schule nur durch die Leistungen der Evangelischen und Juden erhalten wird, und daß der einstimmig in Vorschlag gebrachte Fachmann als ein tüchtiger Schulmann allseitig anerkannt ist, dann wird man die Ernennung des Pastors zum Schulrevisor schon deshalb bedauern, weil sie dem Selfgovernment nicht entspricht. Glaubt denn die Regierung wirklich, sich mehr auf die orthodoxe evangelische Geistlichkeit als auf die liberale Partei stützen zu müssen?

Schließlich noch eine für die hiesigen Schulzustände bezeichnende Anecdote! Im Dorf Czarkow bei Pleß war ein Bad, das von Oberschlesiern viel besucht wurde. Es ging indessen ein, als Goczalkowitz in Aufnahme kam. Der Fürst von Pleß, zu dessen Herrschaft das Gut gehört, überließ das geräumige Badehaus der Gemeinde als Schulgebäude, welche für dasselbe eine jährliche Miethe von 25 Thalern zahlte, ein Preis, der, wie Jeder sieht, dem Werthe des Hauses nicht im entferntesten entspricht. Da nun die Gemeinde nicht nur bei den letzten Wahlen regierungsfeindlich stimmte, sondern wiederholt in ganz demonstrativer Weise sich feindselig gegen die Intentionen der Regierung zeigte, so glaubte die Verwaltung des Fürsten, der bekanntlich eine der treuesten Stützen der Regierung im Reichstage und im Herrenhause ist, ferner keine Ursache zu haben, grade dieser Dorfgemeinde Beneficien zuzuwenden. Sie konnte selbst sehr vortheilhaften Gebrauch von dem Hause machen und kündigte demnach der Gemeinde. Da legte sich der Landrath, besorgt um die Schulinteressen der Gemeinde, ins Mittel. Er vermochte die fürstliche Verwaltung dahin, der Gemeinde das Haus zu Schulzwecken

Digitized by Google

auch fernerhin zu überlassen; doch erhöhte sie die Miethe bis zu 100 Thalern, eine Summe, die gleichfalls noch nicht der Leistung entspricht. Zugleich überwies die Verwaltung das jährliche Plus von 75 Thalern dem Landrathsamt zu patriotischen Zwecken. Da erklärt aber die Gemeinde in einem officiellen Schreiben an das Landrathsamt, daß sie das bewußte Gebäude gar nicht begehre, sondern die Schule in einer disponibel gewordenen Scheuer so unterbringen werde, daß der Lehrer in dem einen Bansen seine Wohnung finde, in dem andern sein Vieh halte, auf der Tenne aber unterrichte. Glücklicherweise hat der Kreis einen energischen Landrath, welcher der sonderbaren Gemeinde wohl die nöthige Belehrung wird angedeihen lassen. Dem Vernehmen nach beabsichtigt letzterer auch die polnischen Ortschaftsnamen überall im Kreise durch deutsche zu ersetzen, ein Verfahren, das auch in andern Kreisen Nachfolge verdiente.

Der Wahlkampf in Chicago und Buffalo. Vom Eriesee. — Wie neulich versprochen, schreib' ich noch einige besondere Zeilen über die Wahlen vom 4. November in den Städten Chicago und Buffalo, denn beide sind als Kämpfe und Siege des Deutschthums merkwürdig, dort gegenüber dem Temperenz- und Muckerwesen, hier dem Knownothingthum. Einer Großstadt mit europäischem Raffinement, wie Chicago ist, des Sonntags sämmtliche Vergnügungs-, Erholungs- und Trinklokale zuzuschließen, um die Bevölkerung auf diese Weise zu zwingen, drei Mal des Tages in die Kirche zu laufen, ihr an Wochentagen die Polizeistunde um 9 Uhr Abends vorzudictiren, muß dem in europäischen Anschauungen herangebildeten Verstande als wahnwitziger Despotismus erscheinen. Und doch war dem so. Noch war der mit Hülfe der Deutschen im letzten Jahre erwählte republikanische Stadtrath auf seinen Sitzen nicht warm geworden, als er die drückendsten Ordonanzen in Bezug auf die Heilighaltung des „Sabbaths" und die Einführung und Durchsetzung der Polizeistunde erließ. Was scheerte man sich darum, daß durch diese Verordnungen ein Hauptgewerbe der Deutschen in diesem Lande (Bierbrauerei und -ausschank) ganz zerstört wurde? Die socialen Anschauungen der Deutschen wurden mit einem Federstrich als gottlos und deshalb der Austilgung werth erklärt. Wieder dachte man nach amerikanischer Sitte das Deutschthum als nichts mehr denn als reines „Stimmvieh" behandeln zu dürfen, das nun nach der Arbeit nicht weiter geschont zu werden brauchte. Doch dies Mal hatte der Yankee die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Als alle Remonstrationen zur Umstoßung der verhaßten Ordonanzen ohne Erfolg waren, im Gegentheil, den Remonstrirenden von Seiten des Muckerthums nur Hohn und Fußtritte einbrachten, entschlossen sich die Deutschen zur Selbsthülfe. Und hier zeigte sich die Wohlthat des

Digitized by Google

republikanischen Gemeinwesens: um verhaßte Maßregeln los zu werden und sich von einer drückenden Verwaltung zu befreien, braucht man nicht zu Revolver und Dolch zu greifen, nicht Barrikaden zu bauen und Rebellion anzustiften, sondern einfach sich für den friedlichen Kampf an der Wahlurne vorzubereiten. Diese Vorbereitung geschah durch eine musterhafte Organisation und Einmüthigkeit. Vor allen Dingen stellten die beiden deutschen Hauptorgane Chicagos, die „Illinois Staatszeitung" und die „Chicago Union" ihre gegenseitige Befehdung ein und verbündeten sich zum gemeinsamen Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Gegner. Sodann wurde zur Organisation der Truppen geschritten und hier bewies Herr Washington Hesing, Herausgeber der „Illinois Staatsztg." ein staunenswerthes Organisationstalent. Die kleinlichen Nörgeleien und Reibereien, die überall herrschen, wo nur Deutsche wohnen, wurden fallen gelassen, sogar die strengen Parteiunterschiede bei Seite geworfen und die große Masse der Deutschen zu einer einheitlichen „Volkspartei" umgeformt. Doch das deutsche Element ist hier nirgends stark genug, allein einen eigenen Sieg zu gewinnen, deshalb mußten Verbündete gesucht werden. Diese wurden in den anderen fremden Nationalitäten gefunden und hervorgezogen. Zuerst waren es die Skandinavier, die in Chicago sehr stark vertreten sind, die sich der „Volkspartei" anschlossen; sodann die Dänen, Polen, Czechen und selbst die Franzosen. Endlich gelang es auch, die Engländer für die „Volkspartei" zu gewinnen, da ihrem Whisky von den Wassersimpeln ebenso der Krieg erklärt war, wie dem Bier und Wein der Deutschen. Mit einem Worte, das ganze fremdgeborene Element Chicagos wurde von Herrn Hesing in's Treffen gegen das eingeborene Muckerthum gebracht.

Grenzenlos war die Wuth des puritanischen Yankeethums, welches sich selbst die „law and order party" nannte, gegen dieses Bündniß, welches sie täglich eine Vereinigung von „Bummlern", „Saufsäcken", „Bordellzuschleppern", „Dieben", „Räubern" schimpften. Shakespeare ward zu diesem Behufe von ihrer Presse förmlich ausgeplündert. Die anglo-amerikanische Presse heulte diese Wuthausbrüche nach. Die Tagesblätter und ein Dutzend religiöser Wochenschriften wetteiferten untereinander, die Volkspartei als das liederlichste und gefährlichste Strolchenthum hinzustellen, das nur irgendwo in der Verbrecherwelt gefunden werden könnte. Die puritanischen Pastoren fanatisirten von der Kanzel herunter ihre Gemeinden, die Beamten ihre Nepoten. Man suchte das Bündniß der fremdgeborenen Elemente der „Volkspartei" durch die gemeinsten und vagabundenartigsten Mittel zu sprengen. Den Franzosen rief die anglo-amerikanische Presse täglich zu: „Gedenket Sedans!", die katholischen Irländer suchte man noch in der letzten Stunde abtrünnig zu machen, indem man an ihre Kirchthüren die Antwort des deutschen Kaisers

Digitized by Google

an den Papst schlug und als Commentar dazu ein Regiment preußischer Pickelhauben hinmalte, wie sie die katholischen Priester mit ihren Bayonetten aufspießten. Diesen beispiellosen Angriffen standen nur zwei deutsche Zeitungen gegenüber und sie errangen einen glänzenden Sieg. Mit 12,000 Stimmen Majorität wurden die Candidaten der „Volkspartei" erwählt. Chicago wird nun hoffentlich für immer der Pharisäerherrschaft und mit ihr der Sabbath- und Temperenzpolizeigesetze los sein. Man kann dem Yankee mit den schlagendsten Gründen der Logik beweisen, daß kein Sabbathgesetz der Welt die Kirchen voll machen könne, wenn die Leute nicht den Drang in sich fühlen, von selbst in die Kirche zu gehen, man kann ihm noch so haarscharf vordemonstriren, daß auch das rigoroseste Temperenzgesetz nicht die wahre Mäßigkeit erzeuge, sondern diese durch die Erziehung herangebildet werden müsse, man kann es ihm noch so klar vorführen, daß derartige Zwanggesetze dem Geiste wie dem Wortlaut unsere Constitution widersprechen und ein Hohn auf unsere persönliche, gewerbliche und religiöse Freiheit sind — er glaubt es nicht. Nur wenn er, wie in Chicago am 4. November, eine demonstratio ad hominem bekommt, dann ist er auf einmal überzeugt. Der Erfolg ist seine Götze, vor ihm beugt er sich bedingungslos in den Staub. Und so hat denn auch die anglo-amerikanische Presse Chicagos nach der Wahl entdeckt, daß die Temperenz- und Sabbathgesetze Schandgesetze seien, daß sie als Ueberreste mittelalterlichen Kehrichts schon längst in die Rumpelkammer der Vergessenheit hätten geworfen werden müssen. Spät kommt die Einsicht, aber sie kommt doch und die Deutschen dieses Landes jubeln ob dieser dem Fanatismus beigebrachten Lektion hoch auf.

So siegreich der Kampf des Deutschthums gegen das Temperenzwesen in Chicago zu Ende geführt ward, ebenso energisch war die Lektion, welche das Deutschthum Buffalos seinem verbohrten Knownothingthum gegeben. Von den 150,000 Einwohnern, welche Buffalo zählt, machen die Deutschen ein gutes Drittel aus, und man hatte diesen vor vier Jahren die Concession gemacht, in den öffentlichen Schulen, welche in den deutschen Distrikten liegen, deutschen Unterricht zu geben. Diesen leiteten vier sogenannte Wanderlehrer, welche zusammen einen Gehalt von 4,800 Dol. bezogen. Als der Schulsuperintendent nun im Monat April dem Stadtrath seinen Etat vorlegte, fehlte der Posten für die deutschen Lehrer. Einer der deutschen Stadträthe beantragte sofort, dieses „Versehen" — officiell als solches vom Schulsuperintendenten eingestanden — gut zu machen. Allein, da zeigte es sich, daß dieses „Versehen" von den Knownothing's geplant war, um selbst den spärlichen deutschen Unterricht aus den öffentlichen Schulen ganz herauszuwerfen, damit — man höre und staune! — die öffentlichen Schulen dadurch nicht „germanisirt" würden. Drei Tage lang dauerten die Debatten über diesen winzigen Posten, und die

Digitized by Google

Unkenntniß, welche die Nativiſten dabei über den Werth der deutſchen Sprache kund thaten, geht an das Unglaubliche. Der Präſident einer Stadt von 150,000 mit über 50,000 deutſchen Einwohnern, vier deutſchen Tagesblättern und einer ziemlich regen deutſchen Cultur fragte, ob denn die deutſche Sprache eine „„klaſſiſche" ſei? Ein anderer Stadtvater aus dem St. Patrickslande verlangte die Einführung der „iriſchen" Sprache! Es würde einen beträchtlichen Raum erfordern, wollten wir alle die bornirten Frageſtellungen bezüglich dieſer geringfügigen Summe in einem Schulfond von nahezu 250,000 Dol. wiederholen. Es genügt anzugeben, das von den 6000 Kindern, welche die öffentlichen Schulen beſuchen (aus einer Geſammtanzahl von 40,000 ſchulpflichtigen Kindern!) über 3000, alſo mehr als die Hälfte, Kinder deutſcher Eltern ſind und daß im praktiſchen Leben die Kenntniß der deutſchen Sprache hierzulande faſt zu einer Nothwendigkeit geworden iſt. Anſtatt den Poſten zu ſtreichen, hätte er auf das drei- und vierfache erhöht werden müſſen, um nur einigermaßen dem Bedürfniß zu genügen.

Aber die Nativiſten waren wegen des übergroßen Sieges in der Präſidentſchaftscampagne, den ſie ohne die treue Mitwirkung der Deutſchen nicht hätten erringen können, übermüthig geworden, und wollten dem „Dutchman" zeigen, daß er jetzt erſt recht den Schleppenträger des Yankees ſpielen müſſe. Das „Verſehen" wurde nicht gut gemacht und die vier deutſchen Lehrer entlaſſen. Von allen deutſchen Blättern hatte die „Buffalo Freie Preſſe" allein den Muth, dieſen nativiſtiſchen Streich gebührend zu geißeln und ſchuf dadurch eine ſolche Erregung unter den Deutſchen, daß dieſelben in einer großartigen Indignationsverſammlung gegen das Verfahren des Stadtrathes öffentlich Proteſt einlegten und beſchloſſen, nie wieder einem von denen, welche Verrath gegen ſie geübt — es waren auch vier deutſche Stadträthe betheiligt geweſen — zu irgend einem Amt zu verhelfen. Um nun dem „Dutchman" die ganze Verachtung zu zeigen, welche der Yankee gegen ihn hegte, ſtellte die republikaniſche Partei den oben erwähnten Präſidenten des Stadtraths Frank A. Sears als Candidaten zum Mayor auf. Und das Deutſchthum Buffalos zeigte am 4. November, daß es zum Selbſtbewußtſein und zur Selbſtändigkeit erwacht iſt. Es ſchlug den republikaniſchen Knownothingscandidaten mit nahezu 4000 Stimmen, die größte Niederlage, die noch je ein Candidat in dieſem Gemeinweſen erlitten. Natürlich ſpie die Knownothingiſtiſche Preſſe Feuer und Flammen ob dieſer ſchmachvollen Niederlage. Allein ſie wird ſich die Lektion merken und den Deutſchen nicht mehr mit ihrer Bornirtheit und Arroganz vor den Kopf ſtoßen.

Berliner Wochenſchau: Politik und Publikum; Königin Wittwe. — Die jüngſt verfloſſenen Tage haben ſich in der preußiſchen und deutſchen

Digitized by Google

Geschichte dauernd einen Platz von hoher Bedeutung gesichert. Der Civilehegesetzentwurf ist das größte und wirksamste Machtmittel, das die preußische Regierung bisher in dem Kampfe mit der römischen Hierarchie ins Feld geführt hat. Der Bundesrathsbeschluß auf Zustimmung zu dem Laskerschen Antrage auf Competenzerweiterung der Reichsgesetzgebung auf das gesammte bürgerliche Recht stellt das wichtigste Ergebniß der neuen deutschen Reichs- und Rechtsentwickelung in nahe Aussicht. Lange schon war der Wunsch rege nach einer kräftigen Sicherstellung der staatlichen Rechte bei der Eheschließung. Niemand im liberalen Lager zweifelte im geringsten an der Berechtigung und Nothwendigkeit eines solchen Schrittes. Aber Vielen war er doch im Grunde nur eine Consequenz einer auf theoretischem Wege erkannten Wahrheit; erst die wirkliche Noth der Zeit mußte eintreten, ein ernster Kampf um die Existenz der Staatshoheit entbrennen, um die heilsame Bedeutung des Satzes, daß die Eheschließung auf der Autorität des Staates beruhe, in ganzer Klarheit hervortreten zu lassen. Das greifbarste Ergebniß des in unserem Volke wie in seinen Leitern neu erwachten Bewußtseins von der eigenen staatlichen Würde und deren bedenklicher Gefährdung ist dieser Gesetzentwurf, dessen Motive mit trefflicher Unumwundenheit erklären, daß die Einführung der obligatorischen Civilehe das einzige Mittel sei, um die Stellung des Staates bei der Eheschließung von dem Vorwurfe der Inferiorität zu sichern. Vielleicht noch niemals ist ein Gesetzentwurf von Seiten der preußischen Regierung einer so ernsten Erwägung unterzogen worden. So vielfältig und so lang andauernd waren die Verhandlungen in den einzelnen Ministerien, im Staatsministerium und im Cabinet, daß mehr als einmal sich das unliebsame Gerücht verbreitete, die ganze Gesetzesvorlage sei als gescheitert zu betrachten. Wir wußten, daß die Beseitigung der principiellen Bedenken gegen das Gesetz schon in früherer Zeit an maßgebender Stelle erfolgt war, und daß die Zögerungen der letzten Tage lediglich der äußerst gewissenhaften Erwägung über die Opportunität des zur Einbringung der Vorlage zu wählenden Momentes entsprangen. Die öffentliche Meinung aber zeigte in den letzten Tagen bereits ersichtliche Spuren trüber Resignation und moquirte sich gelegentlich über die „Bulletins" die in der Presse über das Befinden der Civilehe von Zeit zu Zeit erschienen. In Abgeordnetenkreisen ist ähnliche Muthlosigkeit vorhanden gewesen. Noch an dem Tage, an dem der Cultusminister den Gesetzentwurf vorlegte, glaubte man angesichts der Eventualität zu stehen, aus der Initiative des Hauses einen solchen einbringen zu müssen. Sehr erklärlich daher, daß der Schluß der Sitzung von vorigem Mittwoch eine höchst überraschende Wirkung hatte. Am Tage vorher hatte Camphausen eine Audienz bei dem Könige erbeten. Man wußte, daß er die Absicht gehabt, in Sachen der Civilehe Vortrag zu halten, daß demselben jedoch

kein definitiver Entscheid des Königs gefolgt war. In später Abendstunde erst hat der König, wie es seine Gewohnheit bei ernsten und sein Gewissen tief berührenden Fragen ist, allein seinen Entschluß gefaßt, und ihn am andern Vormittage dem Cultusminister mittheilen lassen. Dieser selbst hat wohl kaum eine so baldige Entscheidung erwartet. Hat er sich doch über die Absichten der Regierung den Abgeordneten gegenüber, die ihm während der Mittwochssitzung ihre eventuelle Initiative in der Angelegenheit ankündigten, noch ausweichend vernehmen lassen. Nach Eintreffen der königlichen Entschließung traten die Minister im Abgeordnetenhause zu einer Conferenz zusammen, in Folge deren der Cultusminister dann um 5 Uhr die ersehnte Vorlage unter dem brausenden Jubel des Hauses einbrachte.

Der Augenblick konnte nicht wirksamer gewählt werden. Man stand am Ende zweier schwerer Debatten, welche die Ultramontanen wie gewöhnlich am Mittwoch über das Haus heraufbeschworen hatten. Der Schröder'sche Antrag hatte die erste veranlaßt. Das ultramontane Verlangen, die preußischen Bevollmächtigten im Bundesrathe für die Bewilligung von Diäten an die Reichstagsmitglieder zu bestimmen, hatte zu einer schneidenden Kritik der ultramontanen Tactik in Berlin und in München geführt, und den vollendeten Indifferentismus der Klerikalen in nationalen Fragen in das grellste Licht gestellt. Dann hatte sich Herr Peter Reichensperger erhoben und hatte Klage geführt über den zerstörten kirchlichen Frieden des Landes und die Rückkehr des Staates zu den Grundsätzen der Vergangenheit empfohlen. Es ist keine Frage, daß Reichensperger sich von allen Mitgliedern des Centrums bei den Gegnern der meisten Sympathien erfreut. Mit vielen von ihnen hat er einst zusammen gestanden, als der Verfassungskampf tobte und die kirchliche Frage noch nicht gestellt war. Dann ist er alt und grau geworden im Dienste des preußischen Vaterlandes, nicht erst wie Andere jüngst zu uns gestoßen, nur um an ihrem Theile einen Staat zu vernichten, dem sie von Herzen niemals angehört. Seiner Rede fehlt darum auch stets jener provocirende Ton, der die ultramontane Streitsucht sonst auszeichnet. Sie ist vielmehr durchzogen von der Stimmung tiefen Leides und warmer patriotischer Empfindung. Unzweifelhaft hat man in ihm einen Ultramontanen vor sich, aber das Gefühl der Zugehörigkeit zum preußischen Vaterlande scheint auch inmitten seiner heftigsten Ausfälle stets eine stille Mitwirkung auszuüben und zu behalten. An jenem Tage hatte er kein sonderliches Glück mit seinen Schilderungen des bischöflichen Opfermuthes. Die präcisen und authentischen Mittheilungen des Kultusministers wiesen sehr bald diese Erzählungen ins Gebiet der Fabel und ließen das angebliche Martyrium der heutigen römischen Kirchenhirten in einem nichts weniger als ehrenvollen Lichte erscheinen. Falk's Rede bezeichnete überhaupt den Kulmi-

Digitized by Google

nationspunkt der Debatte. Sie zeigte strengste Folgerichtigkeit im Aufbau der principiellen Gesichtspunkte, schlagendste Sicherheit in der Behandlung und Verwerthung des thatsächlichen Materials. Es war diesen theils rein oratorischen theils fachmännischen Vorzügen der Rede zu danken, daß selbst die empfindlichsten Aussprüche zwar die peinlichste Unruhe des Centrums hervorriefen, dasselbe aber auch nicht einmal den Versuch der Widerlegung wagen ließen. Ebenso war es wohl eine Wirkung dieser vernichtenden Darlegung der ultramontanen Umtriebe, daß der Abgeordnete Windthorst am Schlusse seiner Rede sich zu den sehr bemerkenswerthen Worten veranlaßt fühlte: „Auch sind Verhandlungen, die zum Frieden führen, nicht ausgeschlossen." Eine Aeußerung, die wohl kaum im Sinne des Redners ihre Antwort fand durch die ihr auf dem Fuße folgende Einbringung des Civilehegesetzes. In weiterer Consequenz der im Centrum so plötzlich verbreiteten friedlichen Stimmung verschwand dann auch der Mallinckrodt'sche Antrag auf Aufhebung der Kirchengesetze von der Tagesordnung der denkwürdigen Sitzung.

Selten hat wohl der Saal am Dönhofsplatze auf seinen Tribünen ein so großes und aufmerksames Publikum versammelt gesehen, wie denn die Debatten mit den Klerikalen stets eine außerordentliche Anziehungskraft üben. Vor allen waren es die Damen, welche mit erstaunlicher Ausdauer und regungsloser Aufmerksamkeit sechs Stunden lang ihre Plätze behaupteten. Die lieblichsten Vertreterinnen weiblicher Anmuth waren erschienen und ließen die Tribünen in wohlthuendem lichtvollen Gegensatz zu der schwarzen Tiefe des Saales erscheinen, in der tiefernste Gesichter dem schweren Gang der Debatte mit ausdrucksvoller Spannung folgten. Wir würden dieser Thatsache nicht erwähnen, wenn es sich hier nur um die Fixirung eines hübschen Bildes handelte, wir gedenken der Frauen vielmehr deßwegen, weil wir hier überhaupt die ungewöhnliche Theilnahme constatiren und anerkennen wollen, die unsere patriotischen Angelegenheiten in geselligen Kreisen finden. Die Frauen Berlins haben nun zwar von jeher eine Ehre in diesem Cultus gesucht und gefunden, doch sind die Zeiten in dieser Beziehung sehr verschieden und nicht stets gleich günstig gewesen. Vor allem die Entwickelung der letzten beiden Jahre hat sich der Pflege allgemeiner Interessen durchaus nicht allzu freundlich erwiesen. Darin scheint jetzt ein Umschlag eingetreten zu sein. Nicht daß der Rückgang der industriellen und finanziellen Speculation die allgemeine Jagd nach Glück und Geld zum Stillstand gebracht und beschaulicherem Treiben Raum geschaffen hätte. Auch das ist freilich der Fall, aber keineswegs in dem Maße, als man gewöhnlich annimmt. Auch möchten wir stark bezweifeln, ob Berlin, dessen Tendenz noch auf lange Jahre hin auf Ausdehnung und Entwickelung nothwendiger Weise gerichtet sein muß, auf die Dauer dieses spekulativen Geistes ent-

Digitized by Google

beherrschen könnte. Man hat bei Behandlung dieses Themas leider meist nur die allbekannten perversen Ausschreitungen der Spekulation im Gedächtniß, ohne des berechtigten Strebens zu gedenken, das mit ihr und durch sie zum Leben erwachte. In dieser Anregung zu gesteigerter industrieller Thätigkeit scheint mir aber ein dauerndes Verdienst der letzten wilden Spekulationsepoche zu liegen. Sehr erwünscht freilich war der augenblickliche Stillstand, der zur Selbstbesinnung führte, aber das Resultat derselben, das bereits vorliegt, ist durchaus erfreulich. Auf der einen Seite unterliegt keinem Zweifel, daß die Unternehmungslust nach Ueberwindung der letzten schweren Schläge sich erfolgreich an die Durchführung großer, wirklich nutzbringender industrieller Gedanken wagen wird, auf der andern Seite haben diese Gedanken die verhängnißvolle, alles beherrschende Zauberkraft verloren, die sie so gefährlich machte und Berufene und Unberufene gleicher Weise ihrer Herrschaft unterwarf. Die nächste Zukunft wird ein heilsames Gleichmaß in der Verfolgung der verschiedenen gesellschaftlichen Interessen aufzuweisen haben Berlin wird weder zurückfallen in die engen Formen seiner früheren bureaukratischen Gestaltung, noch wird es wieder zum Tummelplatz des reactionären, hocharistokratischen Zigeunerthums werden, noch wird es ferner seinen Ehrgeiz in der allzu gewissenhaften Nachahmung der Sitten der pariser Haute finance suchen. Alle Typen werden vertreten sein, keiner wird herrschen. Nur so kann das Gemeingefühl erhalten bleiben, das der Riesenstadt ohnehin von Tag zu Tag mehr zu entschwinden droht. Nur die großen allgemeinen vaterländischen Erinnerungen und Ereignisse kommen hier zum allgemeinen Bewußtsein und beherrschen die Stimmung des Ganzen.

In solchen Augenblicken lebt auch Berlin in Einem Gedanken und Einer Empfindung. So ist es heute, wo uns die Trauerkunde von dem Hinscheiden der Königin-Wittwe erreicht hat, und den Blick aller rückwärts auf die gemeinsame Vergangenheit lenkt. Wenige Wochen erst sind verflossen, seit sich unsere Stadt mit Fahnen schmückte, um die Erinnerung an den Tag zu beleben, der die Königin vor 50 Jahren als Braut in ihre neue Residenz führte. Wir vermögen nicht zu sagen, in wieweit es gelang, diese Erinnerung zu wirklichem Leben zu erwecken. Wir wissen, daß manches schwere Geschick der vaterländischen Geschichte mit ihrem Namen verknüpft ist, wir wissen aber nicht, ob heute bei der Kunde von ihrem Tode das preußische Volk wie ehemals noch geneigt ist, die Erinnerung an sie durch die Vergegenwärtigung dieser Trübsale zu verdunkeln. Wir hoffen und glauben, daß es anders sein möge, denn wir wissen, daß ein schwergeprüftes Leben zu Ende gegangen ist, ein Leben, das so lange es sich thätig beweisen konnte, mit unermüdlicher Hingabe der Uebung der edelsten weiblichen Tugenden und der wahrhaftigsten christlichen Nächstenliebe gewidmet war. Wir sind aber ferner heute auf der

Digitized by Google

Höhe unserer nationalen Entwickelung in der glücklichen Lage, uns all' des Guten, das unserem Volke gebracht ward, von Herzen erfreuen zu können, ohne mit splitterrichterlicher Engherzigkeit die Strebungen zu beurtheilen, die nicht nach unserem Herzen waren, und denen wir uns zur Zeit des Kampfes entgegenwarfen.

Literarischer Festbericht. II.

An historischer Literatur sind wir Deutsche gegenwärtig nicht arm, immer jedoch sind die Werke noch selten, die auf der Höhe modern wissenschaftlicher Forschung zugleich doch auch durch bequeme und gefällige Darstellung die allgemeine Theilnahme der Gebildeten zu sich emporziehen. Daß sie beide Forderungen in gleich vollkommenem Maße erfüllen, darin vornehmlich beruht die klassische Bedeutung der Schriften Leopold von Ranke's schon für seine deutschen Zeitgenossen. Diesmal kommt er zudem ihren lebendigsten Bedürfnissen freundlich entgegen; die großen Entwicklungen und Verwicklungen der unmittelbaren Gegenwart haben ihn bestimmt, zwei seiner Hauptwerke wesentlich umzugestalten. „Die römischen Päpste" will die eben erscheinende 6. Auflage (Bd. I Leipzig, Duncker und Humblot 1874) „in den letzten vier Jahrhunderten" geschichtlich betrachten, d. h. den wundervollen Schilderungen der Personen und Zustände der römischkirchlichen Welt im 16. und 17. Jahrhundert wird der Autor auch die universalhistorische Würdigung der späteren Zeiten, einschließlich selbst des heutigen Pontifikats, beigesellen. Wer sich der schönen Abhandlung über das restaurirte Papstthum von 1815 (die Epoche Consalvi's) erinnert, die Ranke einst in seiner Zeitschrift erscheinen ließ, sieht dem bis Ostern zu vollendenden Werke mit der freudigsten Erwartung entgegen. War hier der Schluß erweiternd umzuformen, so hat dagegen die preußische Geschichte des Verfassers in ihren Anfängen eine vollständige Neuschöpfung erfahren. Die „Genesis des preußischen Staates" (ebenda 1874) ist eine bei energischer Kürze alles Wesentliche umfassende brandenburg-preußische Geschichte von den Gründungen des Mittelalters an bis 1715, zugleich die innerlich reifste und die äußerlich lesbarste, die es giebt — wie unendlich zeichnet sich das Buch in dieser Hinsicht vor Droysen's bei aller Sorgfalt planloser, bei allem Geist ungenießbarer „Geschichte der preußischen Politik" aus! Aber auch mit Ranke's eigenen Arbeiten verglichen steht diese jugendfrische Leistung des Greisenalters in vorderster Reihe da: welch' meisterhafte Verbindung der landschaftlichen und der nationalen Gesichtspunkte, der örtlich bestimmtesten und der allgemeinsten Interessen! Eben diese Verbindung, kann man sagen, charakterisirt die reale Genesis des preußischen Staates in seinem Aufsteigen zur Weltstellung, niemand aber war so wie Ranke im Stande sie ideell zur Anschau-

Digitized by Google

ung zu bringen. Und dabei die gleiche Freude an den Gestalten aller Zeiten: Kurfürst Friedrich I. steht so lebendig vor uns wie der große Kurfürst, die ritterliche Gründung des Ordensstaates ist mit derselben Klarheit gezeichnet wie die diplomatischen Verschlingungen der neueren Politik. „Kurz und gut" — weiter haben wir über diese echte Festgabe wissenschaftlicher Kunst nichts zu sagen.

Vollendet sind in den letzten Monaten mehrere Darstellungen aus der neuesten Geschichte, deren mannichfachen Werth wir schon ehedem öfters hervorgehoben. Klüpfel's „Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung 1848—1871" bringt in ihrem 2. Bande (Berlin, Jul. Springer 1873) die großen Begebenheiten seit der Gasteiner Convention bis zur Gründung unseres Kaiserthums. Auch in diesem Schlußbande zeigen sich die bewährten Eigenschaften des Verfassers auf's rühmlichste: unparteiische Ruhe neben nationaler Wärme, einfach schlichte Rede bei weitem Umblick über die vielverzweigte Bewegung des Gegenstandes. Klüpfel hat vorzugsweise die inneren Seiten der deutschen Zeitgeschichte im Auge, das Wettstreben der Parteien und der öffentlichen Meinung, die Tendenzen der nationalen Politik und der partikularen Regierungen; auf diesen Gebieten aber leistet er Treffliches, man merkt seiner klaren und befriedigten Geschichtschreibung an, daß es die eigenen, seit Jahrzehnten ernst gehegten Wünsche sind, deren glänzende Erfüllung er nun mit abgeklärter Freude sich und dem Leser darlegt. Ein willkommenes Seitenstück dazu bildet der posthume Schlußband von Reuchlin's „Geschichte Italiens" (Leipzig, S. Hirzel 1873), welcher der wirklichen Herstellung der italienischen Einheit gewidmet ist, von den Annexionen von 1860 bis zur Gewinnung Roms 1870. Auch hier begegnet uns in wohlthuender Mischung liebevolle Theilnahme an den Geschicken der befreundeten Nation und offenes Urtheil über ihre Fehler und Schwächen. Der Form der Erzählung möchte man eine letzte Feile wünschen, die ihr der Tod des Verfassers entzogen, aber natürlich und anschaulich ist sie überall; an stofflichem Interesse jedoch thut dieser Band es allen früheren zuvor: Garibaldi's märchenhafte Thaten in Unteritalien, Cavour's grandiose Politik, bald berückend verschlagen, bald hinreißend ehrlich, das sind Dinge von unverwüstlichem Reiz, hier aber empfangen wie sie zum erstenmal in treuer und eingehender Schilderung. Sei denn noch einmal das Reuchlin'sche Werk im ganzen als zeitgemäße und doch dauernd werthvolle Lektüre dringend empfohlen. Auch Eberty hat seine „Geschichte des preußischen Staats" mit dem 7. Bande (Breslau, Ed. Trewendt 1873) rüstig zu Ende geführt; derselbe umfaßt die Zeit von 1815—71. In diesem Zeitraume, wo von urkundlich erforschter Gesammtgeschichte überhaupt noch nicht die Rede sein kann, fällt die leichte Arbeit des Autors minder empfindlich auf. Durchaus

Digitized by Google

zuverlässige Kunde wird wohl niemand von einem derartig populären Buch erwarten; sein Werth besteht, um es wiederholt zu sagen, in dem schlichten Bürgersinne, mit dem es den großen Gang der preußischen Geschichte aufzufassen und wiederzugeben sucht. An Stil und Gehalt steht es durchweg auf der Höhe etwa einer gemeinnützlich unterrichtenden Zeitung — wie denn auch wirklich Leitartikel aus Tagesblättern hie und da citirt werden —; eben die große Menge unseres Mittelstandes, die ihre Bildung vornehmlich aus der Zeitung empfängt, dürfte auch für das Eberty'sche Werk ein ebenso dankbares als achtbares Publikum abgeben.

Fast ganz vollbracht — es steht von 36 Heften nur noch ein einziges aus — ist inzwischen eine Riesenarbeit deutschen Fleißes, das „Tagebuch des deutsch-französischen Krieges" von G. Hirth und H. von Gosen (Leipzig, G. Hirth 1871—73). Wir mögen nicht abermals ausführen, was wir schon vor'm Jahre darzuthun suchten, wie über allen Begriff reichhaltig dies Werk ist und wie brauchbar seine Einrichtung. Von allen Seiten ist inzwischen lebhaft anerkannt worden, daß auch neben sämmtlichen, leider der Natur der Sache nach so vornehm zugeknöpften Generalstabsberichten dieses ungeheure Repertorium alles Denkwürdigen aus der Kriegsgeschichte unschätzbaren Werth behauptet, daß es nicht nur jedem etwas bringt, sondern allen viel. Desto mehr muß man sich wundern, aus einer Mittheilung der Herausgeber zu erfahren, daß das unermüdlich von ihnen fortgeführte Tagebuch kaum die Hälfte der für den bloßen Kostenersatz erforderlichen Zahl von Abonnenten — unter 50 Millionen Deutschen wenig über Tausend — gefunden hat. Gewiß wäre von keinem Publikum zu verlangen, daß es rein aus Mitleid mißlungenen Unternehmungen die rettende Hand reichte: wenn es jedoch wohlgelungene, ja solche, die alles Erwarten überflügelt haben, theilnahmlos im Stiche läßt, wer möchte künftig noch ihm zuliebe außerordentliche Anstrengungen über sich nehmen? Doch ist es freilich noch immer nicht zu spät; gar mancher, der lange ungläubig dem erstaunlichen Wachsthum eines scheinbar ins Unermeßliche angelegten Werkes zugesehen, mag heut, wo in 1620 Abschnitten auf 5088 gedrängten Quartspalten die urkundliche Geschichte des Krieges schon bis zum 24. Januar 1871 herabgeführt worden, an der Schwelle des Abschlusses durch Schauen zum Glauben bekehrt sein; möchten sich recht viele unserer Freunde dazu bereit finden!

Aehnlich trübselige Erwägungen erweckt das bisherige Schicksal eines Werkes, das noch ganz andere vieljährige Forscher- und Künstlerarbeit, ungleich großartigeren Aufwand von seiten des Verlegers erfordert, als jenes Kriegstagebuch, zugleich aber auch in noch höherem Grade an sich selbst der deutschen Wissenschaft und der Privatleistungsfähigkeit des deutschen Buchhandels zur Ehre gereicht, wir meinen die neue dritte Auflage von „Spru-

Digitized by Google

ner's Handatlas für die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit" bearbeitet von Theodor Menke (Gotha, J. Perthes). Ein Meister wie Heinrich von Sybel hat neulich hervorgehoben, wie viel auch er und seinesgleichen dieser großen und gediegenen Arbeit verdanke; er spricht es geradehin aus, daß er sie „den Bedürfnissen sowohl des Forschers als des Lehrers in jeder Hinsicht entsprechend" befunden habe. Wir möchten im Anschlusse daran doch auch einmal dem gebildeten Publikum im weiteren Sinne ans Herz legen, was alles ihm in diesem ebenso schönen als gelehrten Kartenwerke dargeboten wird. Mit historischen Elementen ist unsere ganze Cultur durchsättigt, wenigen Forderungen des Tages selbst können wir genügen, ohne deren hervorzuholen. Andererseits geht ein dringendes Bedürfniß nach Anschauung durch all unser Bildungsstreben entschieden hindurch. Ein Werk wie der neubearbeitete Sprunersche Atlas aber wirkt in beiden Beziehungen gleich sehr befriedigend: er gewährt historisches Wissen unmittelbar durch geographische Anschauung, gewährt es also fast mühelos und überdies in einer auch ästhetisch genugthuenden Form. Welche Summe treuen Fleißes muß nicht aufgewandt werden, eh' die einzige Position eines heut vielleicht verschollenen Ortes in solch eine historische Karte eingetragen, eh' eine kurze Grenzlinie gezogen, die Abhängigkeit einer Landschaft von irgendwelcher Gewalt oder Hoheit farbig markirt werden kann. Hernach erscheint dann eine kaum berechenbare Fülle von älterer wie neuerer Forschung in ein kleines, leicht überschauliches Bild bescheiden zusammengedrängt. Aber unendlich glücklicherweise, wie die Perspektive nach rückwärts, ist doch auch die in die Folgen und Wirkungen hinein: aus der einfachen Betrachtung solch einer vollendeten Geschichtskarte wächst eine gar nicht zu bestimmende Menge von Kenntniß dem Beschauer zu, aus Einzelwahrnehmungen steigt ihm fast unmerklich eine allgemeine Ansicht nach der anderen auf. „Beredt" nennt Sybel mit Recht die Karte des deutschen Südwestens in seinen territorialen Verhältnissen vor Ausbruch der französischen Revolution, nachdrücklicher als irgend eine mündliche Erörterung präge sie den unvermeidlichen Untergang des alten Reichs dem inneren Sinne durch den äußeren ein. Man kann dasselbe sagen von dem prächtigen Uebersichtsblatte: Europa nach seinen kirchlichen Verhältnissen im Mittelalter. Der begreift das Papstthum niemals in jenen Throne und Nationen verachtenden An- und Aussprüchen, die es noch bis in unsere Tage festhält und wiederholt, wer nicht einmal das geistliche Weltreich der Innocenze mit seinen das ganze Abendland umspannenden Grenzen leibhaftig durch die Landkarte sich zu Gemüthe geführt hat; unwillkürlich nimmt die Inschrift „patriarchatus Romanus", wenn man sie von Island bis nach Sicilien herübergreifen sieht, etwas vom antikrömischem Gebietertone an. Und nun

Digitized by Google

innerhalb dieses Kirchenimperiums Bisthum bei Bisthum verzeichnet, ein hierarchisches Netz geistlicher Proconsulate über die unterworfenen Länder gespannt, dazwischen — auf den so mühsam entworfenen und so sauber ausgeführten kirchlichen Specialkarten aller vordereuropäischen Länder — die Klöster als die Militärkolonien, wie man wohl gesagt hat, der streitbaren Römerkirche! Und so geht das fort, jede einzelne Karte lehrt durch ihr Nebeneinander, je eine Folge verwandter Blätter durch ihr Nacheinander bald das gegenseitige Machtverhältniß der Staaten, ihre nothwendig freundliche oder feindliche Nachbarschaft, bald das Wachsthum oder die Abnahme einzelner Völker und Mächte im Laufe der wandelliebenden Zeit. Und ein solches Werk sollte über laue Aufnahme innerhalb seiner Nation zu klagen haben, der es Ehre macht vor allen anderen, denn welche sonst hätte seinesgleichen entfernt aufzuweisen? Wir können nicht anders meinen, als daß nur die irrige Vorstellung daran schuld sei, als habe ein historischer Atlas nur einen sozusagen lexikalischen Werth, zum Nachschlagen behufs Belehrung in einer Einzelfrage; das ist, wir wiederholen es, sein geringster Nutzen, so unverächtlich auch er freilich ist. Wir stellen an all unsere Leser, die es angeht, die Bitte, sich durch eigene Einsicht — denn Worte verfangen hier wenig — von der Wahrheit unserer Darstellung zu überzeugen. Bisher liegt nicht ganz die Hälfte des auf 90 Blätter abgemessenen Werkes fertig vor: wir wüßten kein besseres Festgeschenk, als eben diesen Grundstock von Karten, dem sich über's Jahr und spätestens aber über's Jahr der Rest glücklich anschließen wird.

Gehen wir von der politischen Geschichte zu der der Literatur über, so liegt uns auch da zunächst ob, einem schon von uns anerkannten Werke aufs neue die gebührende Ehre zu erweisen. Mit wunderbarer Arbeitskraft hat K. Bartsch die 5. Auflage von „Koberstein's Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur" in 5 zum Theil überaus mächtigen Bänden vollendet (Leipzig, F. C. W. Vogel 1872—3), nur das allerdings hochwichtige Register soll noch als Rest in diesen Tagen nachgeliefert werden. Der Bearbeiter hat dies als reichste Schatzkammer des literarhistorischen Wissens unvergleichliche Buch durch energisches Umgestalten in ein lesbares verwandelt; durfte es früher eine deutsche Arbeit heißen in bösem wie gutem Sinne, so sind nunmehr fast nur die Lichtseiten unserer wissenschaftlichen Art darin erhalten worden. An den letzten 3 Bänden, die auf etwa 2500 Großoctavseiten die Literargeschichte des Jahrhunderts von 1730—1830 darstellen, hatte der Herausgeber weniger materielle Aenderungen nöthig, da hier die frühere Auflage nicht gar so weit zurücklag, desto mehr war hier in jenem formellen Sinne der Texterweiterung zu thun. Das Endergebniß ist, daß der alte „Grundriß" als großes historisches Hand-, Lehr- und Lesebuch wieder auftaucht. Wer mit wirklichen Studien oder mit irgend welchem Unterricht auf literarhistorischem Gebiete beschäftigt oder betraut ist, kennt das Werk längst als unentbehrlich; es wäre zu wünschen, daß es jetzt in seinem neuen gesellschaftlichen Gewande sich auch in weiteren Kreisen einbürgerte, um, was gerade unserer modernen Literatur gegenüber so Noth thut, überall das phrasenhafte Scheinwissen durch gediegene Kunde zu verdrängen. — Aus ähnlichen Motiven empfehlen wir unseren Lesern Julian Schmidt's soeben in weiter, ganz umgeschaffener Auflage erschienene „Geschichte der französischen

Digitized by Google

Literatur seit Ludwig XVI 1774". (Leipzig, F. W. Grunow 1873). Auch hier haben wir das gerade Gegentheil des üblichen Schwatzens über die literarischen Erscheinungen, diese selber vielmehr führt der Autor in ihren einfachen Grundlinien und charakteristischen Citaten vor; wie sich bei ihm von selbst versteht, doch nicht ohne treffende Kritik und geistreiche Beleuchtung auch von außen. Er schließt mit der Februarrevolution, um nicht die ungare Gegenwart mit dem Schein der Geschichte zu übergießen; überall ist er ohne nationales Vorurtheil. Als Lücke muß man nur die völlige Versäumniß der naturwissenschaftlichen Literatur bezeichnen, die in einem Arago u. a. entschieden Einfluß auf die Cultur der Gesellschaft gewann; und so hätte neben dem sorgfältig behandelten Heine auch Alexander Humboldt als Pariser Gast, wenn nicht gar als französischer Schriftsteller ein Plätzchen verdient; ist doch selbst Wilhelm's weit minder bedeutender Aufenthalt beachtet. Die Methode des Verfassers, regestenartig Schrift für Schrift je nach ihrem Hervortreten chronologisch zu besprechen, ohne Rücksicht auf die persönliche Einheit der einzelnen Autoren, ist bei dieser französischen Literatur in dieser Zeit wohl angebracht, denn da bezog sich wirklich einmal alles auf einander, alles athmete dieselbe Luft der socialen Gemeinbildung; natürlich kommen darüber die schriftstellerischen Individuen etwas zu kurz. Daß Schmidt solche sonst vortrefflich zu zeichnen versteht, zeigen wieder seine „Neuen Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit" (3. Band, Leipzig, Duncker und Humblot 1873). Man wird diese gesammelten Essays wie die früheren mit Nutzen und Vergnügen lesen; freilich sieht man wieder einmal, daß des Historikers Reich nicht von dieser, der heutigen Zeit ist. Denn wer möchte gelten lassen, wenn er neben der genialen Force Fritz Reuter's das forcirte Genie Herman Grimm's gleichsam als ebenbürtig bewundert? Zeigt doch seine Kritik Spielhagen's, daß er den Muth hat, auch lebendige Schwächen zu erkennen.

Als werthvollsten urkundlichen Beitrag zur Literaturgeschichte heben wir hervor die neue von K. Goedeke besorgte Ausgabe von „Schiller's Briefwechsel mit Körner". Erschienen ist bis heut Theil I, 1784—92, d. h. die Hälfte des ganzen (Leipzig, Veit und Co. 1874). Der Herausgeber hat einige nützliche Anmerkungen gemacht, wichtiger ist, daß die bei der früheren Ausgabe — wie sich jetzt herausstellt, aus überängstlicher Schonung — gelassenen Lücken jetzo ausgefüllt worden, sehr erwünscht wird ferner das verheißene, früher schmerzlich vermißte Register kommen. Die Hauptsache aber ist und bleibt das Wiedererscheinen dieses Briefwechsels von erstem Range selbst, der an bedeutendem Inhalt aller Art zu den gewichtigsten, an ebenhinlaufender Vollständigkeit und edler Einfachheit zu den angenehmsten seines Schlages gehört. Selbst gegen Goethe hat sich Schiller nicht so rückhaltslos natürlich eröffnet, wie gegen den treuen Freund, in dessen einsichtigem, man möchte sagen, fast unfehlbar sicherem Urtheil sich zugleich die ganze literarische Zeitgeschichte merkwürdig deutlich abspiegelt. Zum Schaffen nicht berufen, aber kritisch und receptiv gleich fein begabt, steht Körner der Vater als nachdenklich mitempfindender Begleiter unserer klassischen Dichtungsepoche gleich hinter dem freilich geistvolleren Wilhelm v. Humboldt. Nachdem man uns eine Zeit lang mit romantischen Briefwechseln zweifelhaft pikanter Natur bewirthet, kehren wir mit einem Gefühl genesender Erleichterung zu der gesunden Kost dieser klassischen, menschlich reinen Correspondenz zurück.

Den Uebergang von der Literatur zu einem abermaligen Ausflug ins Reich der bildenden Kunst mag uns ein dem ganzen Schönen überhaupt geweihtes Werk vermitteln: Moriz Carrière's „Aesthetik" (2 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus 1873), auch eine zweite Auflage, doch wie die Abschnitte über Polychromie, über das Wesen der Musik u. a. darthun, das Ergebniß neu durchdenkender, meist bestätigender, dann und wann berichtigender Arbeit. Der Verfasser hat mit seiner undogmatischen Weise den vornehmen, alles beweisenden, aber wenig empfindenden Hegelianern gegenüber Recht behalten. Empfänglich nicht bloß für alle Seiten seines großen Gegenstandes, sondern auch für jedes einmal von anderen darüber ausgesprochene gute Urtheil, führt er den Leser immer freundlich, beinah mühelos durch die weiten Hallen der Künste. Er ist der Lehrmeister der nicht philosophisch gebildeten oder verbildeten Gesellschaft; indem er die Aesthetik wirklich, wie ihr Name eigentlich besagt, von der schlichten Wahrnehmung und Beobachtung des Schönen — gleichsam naturforschend — ausgehen läßt, steht er, ohne es überall deutlich zu betonen, ja oft unvermerkt, im Bunde mit der heut herrschenden historischen Kunstbetrachtung. Ueberall mischt er die Bezeichnung und Schätzung des realen Einzelkunstwerks in die allgemeinen, sonst so leicht leeren begrifflichen Erörterungen. Wir sind nicht überall seiner Meinung, am wenigsten bei der Musik, wo wir des hanslick'schen Purismus eingeständig sind, doch haben solche Differenzen dem erfreulichen Gesammteindrucke des Werks gegenüber nichts zu sagen, das allerdings unseres Fürworts nirgend erst bedürfen wird.

Wie andere Jahre so hat auch diesmal die Verlagsbuchhandlung von A. Dürr in Leipzig ihr Füllhorn auf den Weinachtstisch ausgeschüttet. Der zweite Theil von Carstens' Werken (herausgeg. von H. Riegel) ist eine werthvolle Ergänzung der ersten Serie von Kupferstichen nach den Hauptwerken; besonders sind die bisher fast unzugänglichen Compositionen aus der Lübecker Zeit und die Kopenhagener Skizzen hervorzuheben, welche die Vorstellung von der künstlerischen Thätigkeit des Meisters bedeutend und lehrreich erweitern. Für kunstgeschichtliches Anschauungsmaterial, das jetzt bei der zunehmenden Verbreitung der modernen Kunstwissenschaft als Lehrfach auf den Universitäten und höheren Unterrichtsanstalten täglich lebhafteres Bedürfniß wird, kann gar nicht besser gesorgt werden als durch solche vorzüglich ausgeführte, untadelig ausgestattete und sachkundig erläuterte Publikationen. — Höchst erfreulich ist daneben die Holzschnitt-Ausgabe von Schwind's „Sieben Raben" (aufgezeichnet von J. Naue, ausgeführt von Günther, Käseberg, Mabold, Oertel, Werdmüller und Wolf). Hatte die Verlagshandlung schon im vorigen Jahre bei der gleichartigen Wiedergabe des „Aschenbrödel" mit glücklichem Griff das einzig richtige Mittel getroffen, um Schwind's Werke, die ihrer Natur nach durchaus populär sind, auch wirklich volksthümlich zu machen, so ist diese zweite Unternehmung als treue Schwester der ersten des Erfolges im voraus sicher. Sie erscheint fast noch anmuthiger, weil sie den eigenthümlichen Reiz des Holzschnittes durch die breitere und etwas derbere Behandlungsweise noch mehr zur Geltung kommen läßt. Angesichts solcher Erscheinungen dürfen wir Deutsche uns einmal in die Brust werfen; das machen uns die Anderen weder in Bezug auf den Geist der Erfindung, noch auch in der Liebe und Treue der Wiedergabe nach.

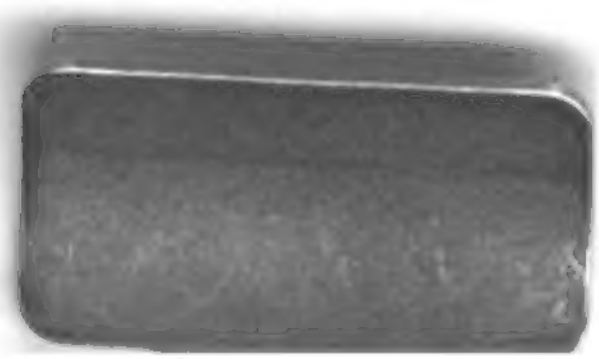
Gewiß braucht es eben nur kund zu werden, daß diese Holzschnitt-Ausgabe der Sieben Raben existirt, um ihr auch die ausgedehnteste Theilnahme des Publikums zu gewinnen. Gegenüber den tausenderlei verfehlten Versuchen, die neuerdings mit Popularisirung unsrer modernen Kunsthabe angestellt werden, ist hier ein klassisches Muster gegeben, in jeder Beziehung ein kleiner Hausschatz für die Freunde unsrer vaterländischen Muse, für Alt und Jung, Hoch und Gering. Eine angenehme Zugabe ist die in munteren Versen geschriebene Erzählung des Märchens, welche G. Flörke dem stattlichen Buche außer einem einleitenden Berichte über Künstler und Werk beigegeben hat. Die leichtgeschürzten Strophen, die häufig an die Weise Scheffels anklingen, haben auch viel von dessen besten Eigenschaften, vor allen den Zug ritterlicher Artigkeit und anmuthenden Frohsinnes, der höchst günstig von dem Schwulst des Herkömmlichen absticht. — Derselbe Poet führt ein anderes Bilderwerk ein, „Die schwarzen Bilder" Silhouetten-Compositionen von Fritz Schulze aus Rom und seiner Nachbarschaft, die allen mit den Gassen Rom's und mit seiner Campagna Vertrauten allerhand kleine Alltags-Erscheinungen, die doch so viel undefinirbaren Zauber haben, mit naiver Treue ins Gedächtniß zurückrufen. Die Zeichnungen sind sehr verschieden von denen des frühverstorbenen Meisters der Silhouette, Konewka, statt seiner Anmuth und Fülle haben sie etwas Sprödes, hin und wieder wohl etwas zu gezehrte, magere Formen, aber sie wirken dafür durch den ungeschminkten Vortrag und durch die unwillkürliche Komik der belauschten Situationen und Typen, jener unvergeßlichen Simplicitäten, an denen die Welt immer ärmer wird. — In diese bunte Gesellschaft treten auch ernste Gäste. Unter dem Titel „Penaten" gibt Theodor Grosse eine Reihe von Figuren-Compositionen, Lichtdruck-Bilder nach den Originalcartons zu Wandgemälden, welche in einem leipziger Hause ausgeführt sind. Die edlen Muster pompejanischer Wanddecoration haben diesen Gruppen und Einzelgestalten vorgeschwebt, welche Tag, Abend, Liebe und den Reigen der Künste in schwungvollen kunstreifen Gebilden versinnlichen. Die Art der Wiedergabe läßt die Vorzüge der Behandlung vollkommen hervortreten. — Fast von selbst versteht es sich, daß unter den Festgaben des genannten Verlags „der alte Bekannte" Oskar Pletsch nicht fehlt, der das neueste Heft seiner kleinen reizenden Kinderbilder mit diesem Titel benannt hat. Ist es immer erfreulich den Urphänomenen der Poesie, die im spielenden Dasein liegen, stets von neuem in treuen Spiegelungen zu begegnen, so verdient es besondere Anerkennung, daß der Künstler immer erfolgreicher darauf ausgeht, bei seinen Darstellungen Einfachheit der Motive und jene ungesuchte Abrundung der Composition zu verbinden, welche die bewunderungswürdige Stärke Ludwig Richters ausmacht. Pletsch arbeitet bekanntlich nebenbei mit unermüdlicher Sorgfalt im Verein mit Lohmeyer an der Monatsschrift „Deutsche Jugend" (ebenfalls Dürr's Verlag), deren wir beim abschließenden II. Jahrgang mit dem Lobe gedenken müssen, daß sie ihr Versprechen redlich erfüllt, ein in Wort und Bild wahrhaft gediegenes Lehr- und Erquickungsbuch der kleinen Welt zu sein. —

a/D. u. ξ.

Ausgegeben: 19. December 1873. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig. — Druck von G. Reusche in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google